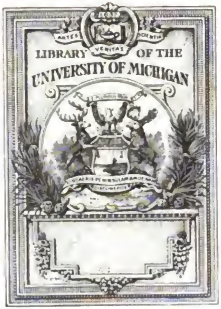
VERHANDLUNGEN DER ... VERSAMMLUNG[EN] DEUTSCHER PHILOLOGEN UND...

Verein deutscher Philologen und Schulmänner

Digitized by Google



Digitized by Google

Sem.
805
V5v

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER

NEUNUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

INNSBRUCK

VOM 28. SEPTEMBER BIS 1. OCTOBER 1874.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1875.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Verzeichniss der Mitglieder	v—ix
Erste allgemeine Sitzung	1—38
Eröffnungsrede des Präsidenten Prof. Dr. *Jülg*	1—5
Begrüssungen durch den Hrn. Statthalter, Landeshauptmann, Bürgermeister	6—7
Geschäftliche Mittheilungen	7—12
Vortrag des Bibliothekars Dr. *Thomas* aus München: Ueber Humanismus und Zeitgeist	12—16
Vortrag des Prof. Dr. *Arnold* aus Würzburg: Ueber antike Theatermasken	16—37
Geschäftliches	37—38
Zweite allgemeine Sitzung	38—81
Geschäftliche Mittheilungen	38—39
Vortrag des Prof. Dr. *Brunn* aus München: Die Demeter von Knidos	39—46
Vortrag des Prof. Dr. *Riese* aus Frankfurt a. M.: Die Beurtheilung der Germanen durch die alten Römer	46—54
Vortrag des Gymn.-Dir. *Schiller* aus Constanz: Darstellung des Standes und der Aufgabe der Geschichte der römischen Kaiserzeit	55—65
Vortrag des Hofr. Prof. Dr. *Köchly* aus Heidelberg: Zu Aeschylos' Persern	65—80
Dritte allgemeine Sitzung	81—98
Vortrag des Prof. Dr. *Linker* aus Prag: Zur Kritik des Horatius	81—89
Vortrag des Prof. Dr. *Dieterici* aus Berlin: Aristotelismus und Platonismus im X. Jahrhundert n. Chr. bei den Arabern	89—96
Schlussworte des Vicepräsidenten Gymn.-Dir. *Bichl*	96—97
Worte an die Leiter und Gönner der Versammlung von Hofr. Prof. Dr. *Köchly* aus Heidelberg	97—98
Verhandlungen der pädagogischen Section	99—148
Constituirung der Section	99
Erste Sitzung	99—114
Vortrag des Prof. Dr. *Malfertheiner* aus Innsbruck über die Thesis: „Der Schulunterricht hat es dahin zu bringen, dass die Schüler in der Regel eines Hauslehrers nicht bedürfen"	99—103
Verhandlungen darüber	103—113
Zweite Sitzung	114—131
Verhandlungen über den Antrag des Prof. Dr. *Egger von Möllwald* aus Wien: „Ueber das Bedürfniss zweckmässig eingerichteter pädagogischer Seminarien"	114—130
Dritte Sitzung	131—148
Vortrag des Prof. Michael *Stolz* aus Innsbruck über die These: „Der Zeichenunterricht als obligater Gegenstand am Gymnasium"	132—134
Verhandlungen darüber	134—147
Verhandlungen der archäologischen Section	149—166
Erste Sitzung: Begrüssungsrede des Vorsitzenden und Constituirung der Section	149
Zweite Sitzung	150—158
Vortrag des Studienlehrers *Ohlenschlager* aus München: Ueber einige der wichtigsten neuen Funde auf rätischem Boden	150
und	
Ueber den Plan einer antiquarischen Karte der römischen Ueberreste im ehemaligen Rätien, mit Vorlage von Kartenproben	150—152

a*

2485/38

Digitized by Google

Seite

Vortrag des Adjuncten Wilh. *Klein* aus Graz: Ueber zwei strittige Vasendarstellungen . 152—156
Bemerkungen dazu von Prof. Dr. *Brunn* . . . . . 157—158
Dritte Sitzung . . . . . 158—166
Vortrag des Prof. P. *Flavian Orgler* aus Hall (Tirol): Ueber einige in neuerer Zeit in Süd-Tirol gefundene Antiken . . . . . 158—162
Vortrag des Studienlehrers Dr. *Flasch* aus Würzburg: Ueber den Athletenkopf der Glyptothek zu München (No. 302) . . . . . 162—166
Verhandlungen der deutsch-romanischen Section . . . . . 167—185
Verzeichniss der Mitglieder 167
Erste Sitzung: Constituirung der Section . . . . . 167—168
Zweite Sitzung . . . . . 168—172
Auszug aus dem Vortrag des Gymn.-Dir. Dr. *Strehlke* aus Marienburg: Die Goethe-Ausgaben der letzten sieben Jahre . . . . . 168—169
Auszug aus dem Vortrag des Prof. Dr. *Sachs* aus Brandenburg a. H.: Ueber den heutigen Stand der romanischen Dialektforschung . . . . . 169—171
Auszug aus dem Vortrag des Prof. Dr. *Mahn* aus Berlin: Ueber die provenzalische Sprache und ihr Verhältniss zu den übrigen romanischen Sprachen 172
Dritte Sitzung . . . . . 172—177
Antrag des Prof. Dr. *Weinhold* aus Kiel 172
Auszug aus dem Vortrag des Hofr. Prof. Dr. *Bartsch* aus Heidelberg: Proben einer neuen Dante-Uebersetzung in Terzinen . . . . . 172—173
Auszug aus dem Vortrag des Prof. *Michaeler* aus Bozen: Ueber den Tiroler Dialekt mit besonderer Berücksichtigung des Eisakthales 173
Vortrag des Gymn.-Dir. Dr. *Grion* aus Verona: Ueber Anordnung und die vom Verfasser besorgte Originalausgabe des Canzoniere des Petrarca . . . . . 174—176
Auszug aus dem Vortrag des Dr. *Steub* aus München: Ueber tirolische Ethnologie . . 176—177
Vierte Sitzung . . . . . 177—185
Vortrag des Prof. *V. Hintner* aus Wien: Ueber tirolische Dialektforschung . . . . 177—182
Bemerkungen dazu von Prof. Dr. *Weinhold* . . . . . 182—183
Auszug aus dem Vortrag des Dir. Dr. *Imm. Schmidt* aus Falkenberg i. M.: Die Perioden der englischen Literatur im Zusammenhang mit der Geschichte der Sprache . . . 184—185
Verhandlungen der orientalischen Section . . . . . 186—208
Erste Sitzung: Constituirung der Section 186
Zweite Sitzung: Geschäftliches . . . . . 186—187
Dritte Sitzung . . . . . 187—204
Auszug aus dem Vortrag des Prof. Dr. Rudolf v. *Roth* aus Tübingen: Ueber das von der kais. Akademie zu St. Petersburg herausgegebene von O. Böhtlingk und ihm bearbeitete Sanskrit-Wörterbuch . . . . . 187—188
Auszug aus dem Vortrag des Prof. Dr. *Lauth* aus München: Ueber altäthiopische Königsnamen . . . . . 188—190
Vortrag des Prof. Dr. *Budenz* aus Budapest: Bemerkungen über ugrische Sprachvergleichung . . . . . 190—198
Auszug aus dem Vortrag des Dr. *Orterer* aus München: Zum Sâmaveda . . . . 198—200
Vortrag des Prof. Dr. *Sarelsberg* aus Aachen: Ueber lykische Inschriften . . . . 200—204
Vierte Sitzung . . . . . 205—208
Vortrag des Prof. Dr. *Schlottmann* aus Halle: Ueber die unweit des Onondaga ausgegrabene Statue mit phönizischer Inschrift . . . . . 205—208
Verhandlungen der indogermanischen Section . . . . . 209—219
Vortrag des Dr. *Jolly* aus Würzburg: Zur Geschichte der Wortstellung in den indogermanischen Sprachen . . . . . 209—219
Beilage: Nachtrag zu den Begrüssungsschriften 220

Digitized by Google

Verzeichniss der Mitglieder.

Präsidium der Versammlung.

1. Jülg, Prof. Dr. Bernhard, aus Innsbruck, Präsident.
2. Biehl, Wilhelm, Gymn.-Director aus Innsbruck, Vicepräsident

Secretariat der Versammlung.

3. Hintner, Valentin, Gymn.-Prof., aus Wien.
4. Hirschfelder, Prof. Dr. Wilh., aus Berlin.
5. Lechner, Prof. Dr. Max, aus Ansbach.
6. Malfertheiner, Prof. Dr. Jos., aus Innsbruck.

Präsidia der Sectionen.

7. Eckstein, Rector Dr. F. A., aus Leipzig, Präsident der pädagogischen Section.
8. Wildauer, Prof. Dr. Tobias, aus Innsbruck, Präsident der archäologischen Section.
9. Zingerle, Prof. Dr. Ign. Vinc., aus Innsbruck, Präsident der deutsch-romanischen Section.
10. Weiss, Prof. Dr. Joh. Bapt., aus Graz, Präsident der orientalischen Section.
11. Schmidt, Prof. Dr. Johannes, aus Graz, Präsident der sprachvergleichenden Section.

Mitglieder.

12. Achleuthner, Leonhard, O. S. B., Gymn.-Prof. in Kremsmünster.
13. Aichinger, Franz, Berg-Commissär aus Hall in Tirol.
14. Aichner, Andreas, suppl. Lehrer am Gymnasium in Innsbruck.
15. Albani, R., Gymn. Oberlehrer in Freiberg in Sachsen.
16. Albert, Dr. Eduard, Universitäts-Professor in Innsbruck.
17. Alsleben, A., Gymnasiallehrer aus Dessau.
18. Alton, Dr. Johann, Gymn.-Prof. in Prag.
19. Arnold, Dr. Bernhard, Prof. aus Würzburg.
20. Arz, Graf Anton, Statthalterei-Rath in Innsbruck.
21. Ascherson, Dr. Ferd., 1. Custos der kgl. Univ.-Bibl. in Berlin.
22. Attlmayr, Alex. v., Statthalterei Rath in Innsbruck.
23. Bagnato, Dr. v., Prof. aus Ehingen an d. D.
24. Bálinth, Gabriel v., aus Budapest.
25. Banz, Rector aus Schwäbisch-Hall.
26. Barach-Rappaport, Dr. K. S., Univ.-Prof. in Innsbruck.
27. Bartal, Anton, Director des Seminars für Mittelschulen in Budapest.
28. Barth, Franz Ritter v., Statthalterei-Rath i. P. in Innsbruck.
29. Barth, Dr. Ludwig v., Univ.-Prof. in Innsbruck.
30. Bartsch, Prof. Dr. Karl, Hofrath aus Heidelberg.
31. Bászel, Dr. Aurel, Privatdocent aus Budapest.
32. Baumgarten, Dr. Anton, Univ.-Prof. in Innsbruck.
33. Baur, Josef, Prof. aus Ehingen an d. D.
34. Beidtel, Dr. Karl, Univ.-Prof. in Innsbruck.
35. Benecke, Dr. Alb., Oberlehrer aus Berlin.
36. Benicken, Dr. Hans Karl, Gymn.-Lehrer aus Gütersloh.
37. Benvenuti, Alois, Gymn.-Prof. aus Trient.
38. Berger, Joh. Georg, Lehramtscandidat aus St. Johann in Tirol.
39. Bermann, Dr, Conrector am Gymnasium zu Liegnitz.
40. Bernhard, Prof. aus Schwäbisch-Hall.
41. Billek, Johann, Prof. an der Lehrerbildungs-Anstalt in Innsbruck.
42. Bircker, Dr., Gymnasiallehrer aus Quedlinburg.
43. Birlinger, Dr. A., Prof. aus Bonn.

Digitized by Google

44. Bissell, E. C., A. M., aus Boston.
45. Bobrik, Dr. Franz, aus Mohrungen (Ostpreussen).
46. Bobrik, Rudolf, Rector des Progymnasiums in Belgard (Pommern).
47. Bohle, Dr. Stephan A., Gymn.-Director in Osnabrück.
48. Brathe, Gymnasiallehrer aus Landsberg a. d. W.
49. Brunn, Dr. Heinrich, Prof. aus München.
50. Buckeisen, Dr. Fritz, Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
51. Bücheler, Dr. Franz, Prof. aus Bonn.
52. Budenz, Dr. Josef, Prof. aus Budapest.
53. Buff, Dr. Adolf, aus München.
54. Burger, M., Studienlehrer aus Freising.
55. Burmann, Dr. Karl, Gymn.-Lehrer in Landsberg a. d. W.
56. Bursian, Dr. Konrad, Prof. aus München.
57. Busson, Dr. Arnold, Prof. in Innsbruck.

58. Canestrini, Anton, Gymn.-Lehrer in Rovereto.
59. Christ, Dr. Wilhelm, Prof. aus München.
60. Clarck, Alb. W., A. M., aus Connecticut.
61. Classon, Dr. Octavius, Prof. aus Rostock.
62. Clemm, Dr. Wilhelm, Prof. aus Giessen.
63. Cristofolini, Cäsar, stud. philol. in Innsbruck.
64. Császár, Dr. Karl, Prof. aus Budapest.

65. Dalpiaz, Barthol., Gymn.-Lehrer aus Trient.
66. Dantscher, Dr. Karl, Univ.-Prof. in Innsbruck.
67. Delbrück, Dr. Bernhard, Prof. aus Jena.
68. Dieterici, Dr. Fr., Prof. aus Berlin.
69. Dinter, Dr. Bernhard, Prof. aus Grimma.
70. Dinter, Dr. Josef, aus Innsbruck.
71. Disertori, Nikolaus, Gymn.-Lehrer aus Trient.
72. Dittel, Dr. Heinrich, Gymn.-Prof. in Innsbruck.
73. Dum, Georg, Lehrer an der Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Innsbruck.
74. Düntzer, Prof. Dr. Heinrich, Bibliothekar aus Köln.
75. Dunig, Josef, Director der Lehrer-Bildungsanstalt in Innsbruck.

76. Ebner, Johann Ritter v., Hofrath in Innsbruck.
77. Ebner, Dr. Robert R. v., Statthalterei-Secretär in Innsbruck.
78. Ebner, Dr. Victor, Univ.-Prof aus Graz.
79. Eckstein, Dr. Hermann, aus Leipzig.
80. Edelspacher, Anton v., aus Budapest.
81. Egger v. Möllwald, Dr. Alois, Prof. aus Wien.
82. Egger, Josef, Prof. am II. Staatsgymnasium in Graz.
83. Egger, Dr. Josef, Gymn.-Prof. in Innsbruck.
84. Ehrhart, Josef v., Statthaltarei-Rath in Innsbruck.
85. Eilles, Studienlehrer aus München.

86. Falkner, Eugen, Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
87. Fell, Dr. Winand, Lehrer am Gymnasium an Marzellen in Köln.
88. Ficker, Heinr., Gymn.-Prof. aus Wien.
89. Fiechtl, Bartholomäus, stud. philol. in Innsbruck.
90. Fiegl, Josef, Gymn.-Prof. aus Wien.
91. Fischer, Ludwig, Gymn.-Prof. in Feldkirch.
92. Flach, Dr. Hans, Docent an der Universität in Tübingen.
93. Flasch, Dr. Adam, Prof. am humanistischen Gymnasium in Würzburg.
94. Frauer, Dr. Ludwig, Prof. aus Stuttgart.
95. Freybe, Dr. A., Collaborator am Gymnasium in Parchim.
96. Friedersdorff, Dr. F., Oberlehrer aus Marienburg in Westpreussen.
97. Friedrich, Dr. Karl, Rector des Lyceums in Reutlingen.

98. Garbari, Valentin, Gymn.-Prof. aus Trient.
99. Garbiński, Andreas, aus Innsbruck.
100. Gasteiger, Dr. Gustav v., Bezirks-Commissär in Innsbruck.
101. Geldner, Karl, stud. orient. aus Tübingen.
102. Gensicke, Oberlehrer aus Dessau
103. Gildemeister, Dr. J., Prof. in Bonn.
104. Gnad, Dr. Ernst, Landesschulinspector in Innsbruck.
105. Gosche, Dr. Richard, Prof. aus Halle a. d. S.
106. Gregruss, Dr. A., Prof. an der Universität in Budapest.
107. Greve, Dr. Gerhard, Oberlehrer aus Markirchen i. Elsass.
108. Grion, Dr. Justus, Director des Lyceums in Verona.
109. Grosfeld, Dr. Peter, Gymn. Director aus Rheine in Westfalen.
110. Gutscher, Johann, Gymn.-Director aus Marburg a. d. Drau.

111. Hainebach, Dr., Gymn.-Prof. aus Giessen.
112. Halm, Prof. Dr. Karl, Director der Hof- und Staatsbibliothek in München.
113. Hammerl, Hermann, stud. philos. in Innsbruck.
114. Hatala, Peter, Prof. der semit. Sprachen an der kgl. Universität in Budapest.
115. Heble, Dr., Prof. aus Ehingen.
116. Heigl, Gustav, Lehramtscandidat in Innsbruck.
117. Heigl, Peter Paul, Bergverwalter in Innsbruck.
118. Heigl, Dr. iur. Richard, aus Innsbruck.
119. Heinrich, Dr. Gustav, Prof. aus Budapest.
120. Held, Franz, stud. philos. aus Innsbruck.
121. Hell, Dr. Thomas, aus Welsberg.
122. Herzog, Dr. Ernst, Prof. in Tübingen.
123. Hillebrand, Josef, Conrector aus Weilburg.
124. Hinterwaldner, Johann, Prof. an der Lehrer-Bildungsanstalt in Innsbruck.
125. Hirn, Dr. Josef, Gymn.-Prof. aus Krems.
126. Hirzel, Dr. K., Oberpräceptor aus Krailsheim.
127. Hofmann, Dr. Eduard, Univ.-Prof. in Innsbruck.
128. Holaus, P. Max, Gymn.-Director in Hall in Tirol.
129. Holder, Dr. Alfred, Bibliothekar aus Karlsruhe.
130. Hölscher, Dr. Bernhard, Gymn.-Director aus Recklinghausen.
131. Horawitz, Dr. Adalb., Prof. aus Wien.
132. Huber, Dr. Alfons, Univ.-Prof. in Innsbruck.
133. Hueber, Dr. Ad., Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
134. Hüls, Johann, Priester aus Imst.

Digitized by Google

135. Hunfalvy, Paul, Akademiker aus Budapest.
136. Hupfeld, Lic. theol., Oberpfarrer u. Religionslehrer am Gymnasium in Schleusingen.

137. Jan, Dr. v., Oberlehrer aus Landsberg an der Warthe.
138. Janežič, Franz, Geistl. Rath und Prof. aus Marburg an d. Drau.
139. Jeitteles, Dr. Adalb., Univ.-Bibliothekar in Innsbruck.
140. Inama-Sternegg, Dr. Karl Theod. v., Univ.-Prof. in Innsbruck.
141. Innerhofer, Josef, Weltpriester, Lehramtscandidat aus Marling (Tirol).
142. Jolly, Dr. Julius, Privatdocent aus Würzburg.
143. Jörg, Heinrich, Lehramtscandidat in Innsbruck.
144. Iskrzycki, Dr. M., Univ.-Prof. in Krakau.
145. Juffinger, Georg, stud. med. in Innsbruck.
146. Julius, Dr. Leopold, aus Dessau.
147. Jung, Dr. Julius, Docent aus Innsbruck.
148. Jungmann, Dr. Emil, aus Leipzig.
149. Jungwirth, Theodor, O. S. B., Gymn.-Prof. aus Melk.

150. Keinz, Friedrich, Secretär der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München.
151. Keller, Dr. Otto, Prof. aus Freiburg i. Br.
152. Kern, Dr. Frz., Director des Stadtgymnasiums in Stettin.
153. Kern, Georg, Oberlehrer am Stadtgymn. zu Stettin.
154. Kiechl, Dr. Franz, Gymn.-Prof. in Feldkirch.
155. Kiechl, Johann, Hofrath in Innsbruck.
156. Kius, Dr. Oskar, Gymn.-Lehrer aus Cassel.
157. Klaucke, Oberlehrer aus Landsberg an der Warthe.
158. Klein, Wilhelm, Adjunct am Münz- u. Antikencabinet in Graz.
159. Kleinmann, Dr. M., Prof. aus Budapest.
160. Kleinstauber, Christ., Conrector aus Regensburg.
161. Klinglmair, Peter, O. S. B., Gymn.-Prof. aus Kremsmünster
162. Klohn, J., Gymn.-Lehrer in Pyritz.
163. Klussmann, Dr. Rud., Gymn.-Lehrer aus Gera
164. Koch, Bernhard, Gymn.-Director aus Meran.
165. Koch, Dr., Prof. der Landesschule zu Grimma.
166. Köchly, Prof. Dr. H., Hofrath aus Heidelberg
167. Kramer, Dr., Gymn.-Lehrer aus Schleusingen.
168. Kranse, E., Lehrer an der Realschule i. O. in Gera.
169. Kraut, Professor aus Heilbronn.
170. Kremer, M., Lehrer an der Selecten-Schule in Frankfurt a. M.
171. Krenn, Isidor, O. S. B., Gymn.-Prof. aus Melk.
172. Krichenbauer, Anton, Gymn.-Dir. aus Znaim.
173. Kripp, Joh. v., Gymn.-Prof in Innsbruck.
174. Krischek, Eduard, Ministerialrath im Unterrichts-Ministerium in Wien.
175. Kuhn, Dr. E., Privatdocent aus Leipzig.

176. La Roche, Gymn.-Prof. aus München.
177. Lammel, Anton, Oberrealschuldirector in Innsbruck.
178. Lamprecht, Dr., Gymn.-Lehrer am grauen Kloster in Berlin.
179. Lang, Adolf, Landesschulinspector aus Wien.
180. Laubmann, Dr. Georg, Secretär der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München.
181. Lauth, Dr. Frz. Josef, Prof. aus München.
182. Lechthaler, Isidor, Gymn. Lehrer aus Meran.
183. Linker, Dr. Gust., Prof. aus Prag.
184. Lisch, Michael, Gymn.-Prof. in Innsbruck.
185. Lisaner, Ambros, Prof. am akad. Gymnasium in Wien.
186. Lorenzoni, Hannibal, Priester, Lehramtscandidat in Innsbruck.
187. Loth, Dr. O., Prof. aus Leipzig.
188. Lugebil, Dr. Karl, Prof. aus St. Petersburg.
189. Lünzner, Dr., Gymn.-Lehrer aus Gütersloh.
190. Lutterotti, Ludwig v., Bezirkscommissär in Innsbruck.

191. Madiera, Anton, Gymn.-Prof. aus Pisek.
192. Mages, Alois, aus Innsbruck.
193. Mahn, Dr. A., Prof. aus Berlin.
194. Maier, Dr. Friedr., Prof. aus Stuttgart.
195. Majer, Ludwig, Prof am Gymnasium zu Tübingen.
196. Mann, Dr., Oberlehrer aus Brandenburg a. H.
197. Maresch, Anton, Landesschulinspector aus Troppau.
198. May, Josef, Gymn.-Prof. in Constanz.
199. Mayr, Dr. Aurel, Prof. aus Budapest.
200. Mairhofer, Jakob, Priester, stud. philol. in Innsbruck.
201. Mayrhofen, Dr. Virgil Ritter v., Univ.-Prof. in Innsbruck.
202. Megnin, Ober-Präceptor aus Schwäbisch-Hall.
203. Mensi, Alfred Baron v., aus Innsbruck.
204. Meyer, Arthur, stud. med. in Innsbruck.
205. Meyncke, Dr., Secretär der Stadtbibliothek in Hamburg.
206. Michaeler, Anton, Gymn.-Prof in Bozen.
207. Mikusch, Dr. Josef, Gymn.-Director aus Mährisch-Weisskirchen.
208. Mischi, Josef, Priester, stud. philol. in Innsbruck.
209. Mitterrutzner, Dr. Joh. Chrysost., Gymn.-Director aus Brixen.
210. Mitterstiller, Gabriel, Gymn.-Lehrer aus Görz.
211. Monro, Mr. D Binning, Fellow aus Oxford.
212. Most, Dr., Oberlehrer aus Stettin.
213. Müller, Dr. Eduard, aus Berlin.
214. Müller, Dr. Emil, Rector der Landesschule zu Grimma.
215. Müller, Dr. Johann, Univ.-Prof in Innsbruck.
216. Müllner, Josef, stud. philol. in Innsbruck.

217. Nader, P. Vincenz, Lehramtscandidat aus Hohenfurt in Böhmen.
218. Nissl, Anton, stud. iur. in Innsbruck.
219. Nitsche, Dr. Adolf, Gymn.-Prof. aus Marburg a. d. Drau.
220. Nottebohm, Dr. G. W., aus Berlin.

221. Ohlenschlager, Friedr., Studienlehrer in München.
222. Ohms, Dr. G. R. v., Hof- und Ministerial-Secretär aus Wien.

Digitized by Google

223. Orgler, P. Flavian, Gymn.-Prof. aus Hall in Tirol.
224. Orterer, Dr. Georg, aus München.
225. Oskard, Andreas, Schulrath und Gymn.-Dir. aus Lemberg.

226. Palm, Karl, Lehramtscandidat in Innsbruck.
227. Pantke, Theodor, Gymn.-Dir. in Bozen.
228. Payr, Dr. Karl, Secretär der Handelskammer in Innsbruck.
229. Peche, Dr. Ferd., Univ.-Prof. in Innsbruck.
230. Perathoner, Dr. Victor, Gymn.-Prof. aus Innsbruck.
231. Perels, Dr. Martin, aus Wien.
232. Perkmann, Dr. Peter, Gymn.-Prof. aus Innsbruck.
233. Pfaff, Dr. Leopold, Univ.-Prof. aus Wien.
234. Pfaundler, Dr. Leopold, Univ.-Prof. in Innsbruck.
235. Pfundheller, Dr. E., Lehrer am Stadtgymnasium zu Stettin.
236. Pichler, Benedict, stud. philol. in Innsbruck.
237. Pick, Dr. Hermann, Schulrath und Gymn.-Director in Salzburg.
238. Planck, Dr. Ad., Prof. aus Heilbronn.
239. Praetorius, Dr. Christian, Oberlehrer aus Cassel.
240. Prager, M. J., Oberrealschul-Prof. aus Wien.
241. Prien, Dr. K., Prof. aus Lübeck.
242. Pullich, Dr. Georg, Gymn.-Dir. aus Trient.
243. Puntschart, Dr. Val., Univ.-Prof. in Innsbruck.
244. Purgaj, Jakob, Gymn.-Prof. in Marburg an d. Drau.
245. Purtscher, Hermann, stud. philol. aus Innsbruck.
246. Purtscher, Othmar, stud. med. aus Innsbruck.

247. Rappold, Jakob, Gymn.-Prof. aus Klagenfurt.
248. Rastbichler, Josef, Gymn.-Prof. aus Feldkirch.
249. Rehdantz, Dr. Karl, Gymn.-Director aus Kreuzburg in Oberschlesien.
250. Reifferscheid, Dr. Aug., Prof. in Breslau.
251. Reimer, Hans, Chef der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.
252. Reinke, Dr. Lorenz, Privatgelehrter aus Langförden in Oldenburg.
253. Rembold, Dr. Otto, Univ.-Prof. in Innsbruck.
254. Rieckher, Dr. Julius, Gymn.-Rector aus Heilbronn.
255. Riese, Dr. Alexander, Prof. aus Frankfurt a. M.
256. Römer, Adolf, Studienlehrer aus München.
257. Rösch, Prof. aus Heilbronn.
258. Roseck, Dr., Oberlehrer am Magdalenen-Gymnasium in Breslau.
259. Rössler, Dr., Prof. an der Landesschule zu Grimma.
260. Rath, Dr. Rudolf v., Prof. aus Tübingen.
261. Rottmanner, Max, Studienlehrer aus München.
262. Rühl, Dr. Hugo, Lehrer am Stadtgymnasium zu Stettin.

263. Sachs, Dr., Prof. aus Brandenburg a. H.
264. Savelsberg, Dr. Joh., Gymn.-Prof. aus Aachen.
265. Schaller, Josef, Gymn.-Prof. aus Marburg an der Drau.
266. Schanberger, Gustav, stud. philos. in Innsbruck.
267. Schaum, Ludwig, stud. philos. aus Giessen.
268. Schedle, Franz, Gymn.-Prof. aus Bozen.
269. Schenk, Stephan, Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
270. Scherer, Dr. Jos., Gymnasialdirector aus Coesfeld
271. Schiefner, Dr. Anton v., kais. russ. wirkl. Staatsrath und Akademiker aus St. Petersburg.
272. Schiestl, Dr. Josef, aus Innsbruck.
273. Schiller, Herm., Gymn.-Dir. aus Constanz.
274. Schlottmann, Dr. Const., Prof. in Halle an der Saale.
275. Schmidt, Dr. Immanuel, Director des Victoria-instituts in Falkenberg in der Mark.
276. Schmidt, Richard, Rentamtmann und Inspectionsmitglied d. Fürstenschule zu Grimma.
277. Schmitt, Dr. Aug., Buchhändler in Leipzig (Firma B. G. Teubner).
278. Schmuck, Heinr. v., Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
279. Schneller, Christ., Landesschulinspector in Innsbruck.
280. Solar, Johann, Landesschulinspector in Laibach.
281. Scholle, Dr., Oberlehrer aus Berlin.
282. Scholz, Ed., Landesschulinspector in Innsbruck.
283. Schönherr, Dr. David, kais. Rath u. Archivar in Innsbruck.
284. Schott, Dr. Ferd., Univ.-Prof. in Innsbruck.
285. Schröer, Dr. K., Prof. aus Wien.
286. Schuler, Johann, Gymn.-Prof. in Innsbruck.
287. Schultz, Dr. Ferd., Gymn.-Director aus Charlottenburg.
288. Schultze, Dr. R., Subrector aus Köhigsberg i. N.
289. Schumacher, Anton, Buchhändler in Innsbruck.
290. Schwabe, Dr. Ludwig, Prof. aus Tübingen.
291. Schwammel, Ed., Landesschulinspector in Linz.
292. Simmerle, P. Pius, Gymn.-Prof. aus Hall in Tirol.
293. Spengel, Dr. Andreas, Gymn.-Prof. aus München.
294. Spielmann, Dr. Alois, Lehrer am fürstbischöfl. Knaben-Seminar in Rotholz.
295. Spielmann, Ferd., Lehrer am fürstbischöfl. Knaben-Seminar in Rotholz.
296. Stade, Dr. Bernhard, Docent aus Leipzig.
297. Staffler, P. Augustin, Hilfspriester in Gries (Sellrain).
298. Steffan, Franz, stud. philos. in Innsbruck.
299. Steger, Josef, Priester, Gymn.-Prof. in Salzburg.
300. Steinacher, Johann, stud. philol. in Innsbruck.
301. Steinlechner, Dr. Paul, Univ.-Prof. in Innsbruck.
302. Stenb, Dr. Ludwig, aus München.
303. Stier, G., Director des Franzisceums in Zerbst.
304. Stier, H., Oberlehrer am Gymnasium in Mühlhausen in Thüringen.

Digitized by Google

305. Stockmayer, H., Prof. am Gymnasium in Heilbronn.
306. Stolz, Dr. Friedr., Gymn.-Lehrer aus Klagenfurt.
307. Stolz, Michael, Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
308. Stolz, Dr. Otto, Univ.-Prof. in Innsbruck.
309. Strehlke, Dr. Fr., Gymn.-Director aus Marienburg in Westpreussen.
310. Svoboda, Dr. Franz, Prof. am Kleinseitner Gymnasium in Prag.

311. Thaner, Dr. Friedrich, Univ.-Prof. in Innsbruck.
312. Theobald, Dr. phil., aus Hamburg.
313. Theser, Dr. Ernst, Univ.-Prof. in Innsbruck.
314. Thomas, Dr. G. M., Bibliothekar aus München.
315. Thomas, Realschullehrer aus Tilsit.
316. Thrämer, Eduard, Privatgelehrter aus München.
317. Treuber, Dr. O., Präceptor aus Oehringen.
318. Tschurtschenthaler, Dr. Anton, Univ.-Prof. in Innsbruck.
319. Tusch, Julius, stud. philol. in Innsbruck.

320. Valentini, Anton, Gymn.-Lehrer aus Trient.
321. Vintschgau, Dr. Max Ritter v., Rector der Universität Innsbruck.
322. Voigt, Dr., Oberlehrer aus Berlin.
323. Vorhauser, Johann, Hofrath in Innsbruck.
324. Vorhauser, Otto, Gymn.-Prof. in Innsbruck.

325. Waibl, Alois, Lehramtscandidat aus Innsbruck.
326. Walz, Dr. Mich., Bezirksschulinspector in Linz.
327. Warth, A., Präceptor aus Böblingen.
328. Wascher, Fr., stud. phil. aus Kalocsa in Ungarn.
329. Wecklein, Dr. Nikol., Prof. aus Bamberg.
330. Weicker, Dr. Gust., Gymn.-Dir. aus Schlensingen.
331. Weidlich, Dr., Prof. aus Maulbronn.
332. Weiler, Josef, Prof. an der Oberrealschule in Innsbruck.
333. Weinhold, Dr. Karl, Prof. aus Kiel.
334. Weissteiner, Aldobrand, Gymn.-Prof. in Brixen.
335. Wellmann, Dr. Ed., Oberlehrer aus Waren in Mecklenburg.
336. Wenig, Dr. Johann S. J., Univ.-Prof. in Innsbruck.
337. Wetzstein, Dr. J. G., kgl. preuss. Consul a. D. in Berlin.
338. Wieser, P. Maurus, Gymn.-Prof. in Seitenstetten (Niederösterreich).
339. Winkler, Martin, Gymp.-Prof. aus Baden bei Wien.
340. Wittstock, Dr. A., Schuldirector aus Neudnitz-Leipzig.
341. Wopfner, Dr. Ferd., Gymn.-Lehrer aus Villach.
342. Worms, Ferdinand, Lehrer am Friedrichs-Gymnasium in Berlin.
343. Würzer, Dr. Julius, Notar aus Bozen.

344. Zacherl, Johann, aus Innsbruck.
345. Zahlfleisch, Johann, Gymn.-Lehrer aus Ried.
346. Zambra, Valentin, Gymn.-Lehrer aus Trient.
347. Zehetmayr, Sebastian, Gymn.-Prof. aus Freising.
348. Zingerle, Dr. Anton, Prof. an der Universität Innsbruck.
349. Zingerle, Dr. Pius, O. S. B., Schulrath aus Marienberg.
350. Zirwik, P. Michael, Benedictiner-Ordenspriester von St. Peter in Salzburg.

Digitized by Google

Erste allgemeine Sitzung.

Montag den 28. September 1874. Anfang 10½ Uhr Vormittags.

Eröffnungsrede des Präsidenten Prof. Dr. B. Jülg.

Hochgeehrte Versammlung!

Bei der letzten 28. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Leipzig in den Pfingsttagen 1872 haben Sie den hocherfreulichen Beschluss gefasst, die nächste allgemeine Zusammenkunft nach Innsbruck zu verlegen, und meinen schwachen Kräften haben Sie die ehrenvolle Aufgabe anvertraut, die einleitenden Schritte zu übernehmen, um Sie an dieser Stätte begrüssen zu können. So heisse ich Sie denn alle, die Sie es nicht verschmäht haben in die Nähe sich zu wagen zu den „Genaunos, implacidum genus, Breunosque velocis immanisque Raetos", freudig und herzlich willkommen auf dem Boden der uralten Raetia, auf der Stätte von Veldidena!

Dass Sie ein ganz absonderliches Land betreten, wo dem Philologen und namentlich dem Etymologen der Boden unter den Füssen zu wanken beginnt, das haben Ihnen schon auf der Herfahrt die seltsam an das Ohr klingenden Laute von Stationsnamen wie Wörgl, Kundl, Brixlegg, Schwaz, Terfens zu Gemüthe geführt: und wie erst, wenn Sie selbst in näherer oder weiterer Umgebung von Innsbruck Namen von Dörfern wie Absam, Tulfes, Amras, Sistrans, Aldrans, Lans, Igls, Axams, Perfus hören! oder schön klingende Namen wie Vulpmes, Puig, Pflersch, Gschnitz, Pfitsch, Perfux, Angedair, Latzfons, Bschlapps Ihnen entgegentönen: da muss selbst einem Philologen, der sonst viel vertragen kann, angst und bange werden! Und mitten unter diesen Monstra wieder gute, ehrliche, allgemein verständliche Namen wie Kirchbühl, Neustift, Rattenberg, Mühlau, Mühlbach, Ried, Erlach, Steinach. Und doch kann ein solches Namengewirre uns nicht so gar sehr befremden, wenn wir an unserem geistigen Auge alle die Schaaren der verschiedenartigsten Völkerstämme vorüberziehen lassen, die seit unvordenklichen Zeiten bis zur endgiltigen letzten Ansiedlung in diesem Lande sich herumgetummelt haben. Auf diesem Boden lässt sich so recht der harte „Kampf um das Dasein" verfolgen.

Rätien war das grosse Durchgangsthor, an welchem eine Völkerschichte nach der andern sich lagerte, eine von der andern verdrängt wurde, um von den Wällen der Alpen nach dem Lande der Sehnsucht Italien herniederzusteigen. Jedes dieser durchziehenden Völker hat seine Spuren, bald freundliche, bald verheerende zurückgelassen.

Die vorhistorische Bevölkerung gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach nicht dem indoeuropäischen Stamme an, Ueberbleibsel derselben haben wir wohl in den Iberer-

Digitized by Google

Basken zu suchen. Bei dem ersten Dämmerlichte der Geschichte treten uns Räter und Kelten entgegen.

Dass die Räter in Beziehung zu dem mächtigen Volke der Etrusker stehen, hat man frühzeitig erkannt, und es ist das unbestrittene Verdienst eines Forschers, den wir in unserer Mitte begrüssen, diesem Zusammenhange zuerst eindringlicher nachgespürt und ihn, wenn auch mit unzureichenden Mitteln, weiter verfolgt zu haben. Doch die Sprache der Etrusker war bisher ein ungelöstes Räthsel. Aber auch hier hat unsere Wissenschaft einen neuen Sieg erfochten; das bahnbrechende Werk von Corssen, das so lange erwartete, das eben im Augenblick des Beginnes unserer Versammlung erschienen, ist geeignet das Dunkel, welches bisher über dem Etruskischen lagerte und es zu einem wüsten Tummelplatze aller erdenklichen Hypothesen machte, hell zu beleuchten: die Etrusker reihen sich den übrigen Italikern an; die Sprache der Rasnas der rätischen Alpenthäler auf den zahlreichen Inschriften ist dieselbe wie die der eigentlichen Etrusker in Italien. In welcher Weise die Verbreitung des Volkes vor sich gieng, ob die Etrusker aus den Alpen nach Italien gewandert sind oder ob ein Theil derselben bei dem Einbruch der Gallier nach Italien in die Alpenthäler geflüchtet, wird die weitere Forschung lehren.

Aber neben den etruskischen Rätern muss auch die keltische Bevölkerung stark vertreten gewesen sein. Die Kelten hatten, dem Drange ihrer unbezwinglichen Wanderlust folgend, sich einst über ganz Mittel- und Westeuropa ergossen; in allen Rätien umschliessenden Ländern sassen ringsum keltische Stämme; es wäre unwahrscheinlich, dass sie nicht auch im eigentlichen Rätien Fuss gefasst haben sollten. Manche Forscher wollen dies zwar in Abrede stellen. Dass diejenigen Theile Tirols, die zu Noricum gehörten, das Drau- und Iselgebiet, echt keltische Bevölkerung besassen, ist anerkannt und wird bestätigt durch die vielfachen unzweifelhaft keltischen Benennungen für Grund und Boden, Bäche, Thäler, Bergspitzen, die aus jener Zeit trotz des steten Wechsels der Bevölkerung dort haften geblieben sind; aber viele dieser Benennungen treffen wir bis heute noch auch in den übrigen Theilen Tirols. Es ist zwar ein arger Missbrauch mit dem Keltischen getrieben worden, indem unberufener Dilettantismus alles, was man sonst nicht unterbringen konnte, für keltisch erklären zu dürfen glaubte. Geraume Zeit hindurch hat das die keltischen Studien in Verruf gebracht. Bereits ist aber auch für die lange vernachlässigten keltischen Sprachen eine neue Aera angebrochen, die auch für die Aufhellung der Urgeschichte Tirols ihre Früchte tragen und den Kelten den ihnen gebührenden Antheil in der Entwicklung des Landes zuerkennen wird: in der Betreibung des Bergbaues, der Verarbeitung des Metalls, der Salzgewinnung waren die Kelten Meister.

In der Reihe der Entwicklungsperioden erscheint nun das gewaltige Römervolk. Zuerst ward Rom durch den Einfall der Kimbern und Teutonen auf die Wichtigkeit der Alpenpässe aufmerksam gemacht, doch dauerte es in Folge der inneren Wirren noch ein Jahrhundert, bis Augustus durch seine Stiefsöhne Drusus und Tiberius im Jahre 15 v. Chr. nach hartem Kampfe in gedoppeltem Angriff die muthigen Bergvölker bezwang; die grosse dem Augustus zu Ehren gesetzte Siegesinschrift, die uns Plinius überliefert, nennt unter vielen Stämmen die Venostes, Isarci, Breuni, Namen, die uns noch heute in Vinstgau, Eisak, Brenner entgegen tönen. Von da an begann das Colonisationswerk, in welchem die Römer so gross sind: kunstvolle Militärstrassen wurden

Digitized by Google

sofort angelegt mit ihren Post- und Reisestationen, Mansionen und Standquartieren; vom Süden her durchzog das Land die eine Hauptstrasse durch das Etschthal von Verona über Tridentum, Pons Drusi, Sublavio (Seben) nach Vipitenum (Sterzing), Matreium, Veldidena, auf dessen Boden wir tagen, und führte über Partanum (Partenkirchen) nach Augusta Vindelicorum, der „splendidissima Raetiae provinciae colonia". In diese mündete die zweite Heeresstrasse, die ihren Ausgang von Aquileia nahm, dem mächtigen Bollwerk und blühenden Haupthandelsplatz, nnd über Iulium Carnicum (Zuglio) und Loncium ins Pusterthal sich wendet, wo die Stationen Aguontum, Littamum, Sebatum. Hier hat, um eine für tirolische Alterthumskunde wichtige Frage im Vorbeigehen zu berühren, der Scharfsinn des genialen Meisters, unter dessen Händen das Riesenwerk des Corpus Inscriptionum seinem gedeihlichen Abschlusse entgegenschreitet, die Lage von Aguontum der bisherigen Annahme entgegen, die es in Innichen zu suchen gewohnt war, nach Lienz verlegt, und Loncium in das Gailthal nach Kärnten versetzt; die Angabe der Meilendistanz der Itinerarien von Aquileia aus sowie hauptsächlich der Meilenstein von Sonnenburg (C. I. 5708) lassen an der Richtigkeit kaum zweifeln, wobei man den Namen Lienz, der doch unzweifelhaft an Loncium anknüpft, an der Stätte des davon weit entfernten Aguontum sich nur so erklären kann, dass, nach der Zerstörung Aguontum's, Bewohner von Loncium, welches zu Aguontum gehört haben muss, sich dort wieder angesiedelt und den Namen ihrer Heimat mit herübergebracht haben, eine durch analoge Fälle zu stützende Hypothese*). Und unterstützt wird diese Annahme andrerseits, ganz abgesehen davon, dass die Funde von Alterthümern zahlreich in Lienz sind, noch durch die natürliche Lage der Thalweitung bei Lienz, die für eine bedeutende Stadt, wie Aguontum immer angenommen wird, den entsprechenden Raum bietet, während er in Innichen sehr beschränkt ist. Auch des Venantius Fortunatus Schilderung entspricht dann der richtigen localen Aufeinanderfolge:

Inde Valentini benedicti templa require
Norica rura petens, ubi Birrus vertitur undis.
Per Dravum itur iter qua se castella supinant:
Hie montana sedens in colle superbit Aguntus.

Von nun an ward Rätien nach den Maximen römischer Staatskunst gründlich umgestaltet; römisches Wesen, römische Bildung und Sprache durchdrang alle Lebensverhältnisse und hat selbst das Ende der Römerherrschaft lange überdauert; ein Zeitraum von 5 Jahrhunderten war mehr als hinreichend alles zu romanisiren. Ganz Tirol ist eine einzige Fundstätte römischer Alterthümer aller Art, Bauwerke, Statuen, Gräber, Münzen, Geräthe, Inschriften, Meilensteine; die römische Sprache verdrängte die einheimische und erhielt sich bis tief in das Mittelalter, ja selbst bis in das vorige Jahrhundert, in einzelnen Thälern wie Enneberg, Gröden bis auf den heutigen Tag. Kein Wunder, dass allenthalben auf Schritt und Tritt in Tirol romanische Localbenennungen unser Ohr treffen, trotzdem dass seit mehr denn einem Jahrtausend abermals eine neue Völkerschichtung vollzogen ist.

*) z. B. Cività vecchia an der Stelle von Centumcellae, dessen Namen in dem benachbarten Cincelle fortlebt; Ceri dem Namen nach = Caere, dessen Ortslage aber Cerveteri heisst; und so viele andere Beispiele.

Digitized by Google

Seit dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung beginnen die Kämpfe der deutschen Völkerschaften mit den Römern in Rätien; als Plänkler giengen die Alemannen voran. Der Sturm der Völkerwanderung brauste über Tirol dahin. Es folgt die Herrschaft der West- und Ostgothen. Die Gothen haben überall Spuren zurückgelassen; Dietrich von Bern, der gefeierte König, wurde Gegenstand der Dichtung; die reckenhaften Gestalten einzelner Thäler von heute führt man noch gern auf jene Zeiten zurück. Sucht man noch in Gossensass den alten Gothensitz!

Nach dem Verfalle des Ostgothenreiches kommen die Longobarden, die namentlich im Etsch-, aber auch im Eisak- und Drauthal sich niederliessen. Seit der 2. Hälfte des VI. Jahrh. erfolgte die Einwanderung und Ausbreitung der Bajuwaren, die wir als den letzten Grundstock der heutigen Bevölkerung ansehen müssen.

Und noch eines Stammes habe ich nicht gedacht, der gleichfalls ein bedeutendes Gebiet tirolischen Bodens besetzt hat: der Slawen. Bald nach dem Abzug der Longobarden nach Italien breiteten sie sich im Drau- und Iselthal aus; noch allenthalben, obgleich nirgends mehr slawisch gesprochen wird, treten uns slawische Ortsnamen entgegen. Die westliche Gränze scheint auf der Wasserscheide des Toblacher Feldes zu sein, wo Vierschach am Fusse des aussichtreichen Helm noch deutlich an das slawische verch (virch) erinnert; und das in der Nähe mündende Villgraten-Thal hat gewiss seinen Namen von der am Eingang in das Thal liegenden mächtigen Burg (velegrad), die dann in Heunfels umgetauft wurde; tief im Hintergrund des Virgenthals unter sonst unzweifelhaft keltischen Namen liegt Pregraten, welches das überall im Slowenenlande uns begegnende Pregrada ist; Windisch-Matrei trägt das Kennzeichen noch an der Stirn; selbst der deutschklingende Dorfname Glanz ober Lienz ist nichts anderes als das slawische klan(i)ec (Anhöhe).

So haben Sie ein Land betreten, in welchem wie nicht leicht anderswo eine Schichte der Bevölkerung an die andere sich ansetzte, einen Boden, der für alle Richtungen der philologischen Wissenschaft ein reiches Feld bietet: für den classischen Philologen, den Romanisten, den Germanisten, den Forscher auf slawischem Gebiete, den Keltologen; selbst der Sanskritaner darf sich freuen über den Namen der Drau (Drawe), den Fluss κατ' ἐξοχήν, oder über die Sanna (Trisanna, Rosanna), die doch wohl auch dem Stamme snâ angehört.

So vielerlei Völker nun auch im Laufe der Zeiten in diesem Lande die Hand sich reichten, immer gehörten sie ein und demselben Stamme der Indoeuropäer an, und, wo das der Fall, da wird nach ethnologischen Gesetzen ein in jeder Beziehung tüchtiges Product geliefert: die Mischung veredelt und kräftigt. Und wenn auch die Aussenseite hie und da herb und derb sich zeigt, doch zu einem biederen Kernvolk sind Sie gekommen! Aus dieser Mischung ist ein deutsches Volk erwachsen, das deutsch fühlt und denkt. Um einem deutschen Bruderstamm in den Grenzmarken, so weit noch die deutsche Zunge erklingt, Ihre Sympathie zu bezeigen, um zu beweisen, dass, wenn wir Oesterreicher auch politisch geschieden sind, auf dem Gebiete der Wissenschaft und geistigen Cultur keine Schranken bestehen, desshalb haben Sie vor zwei Jahren zu Leipzig in hocherfreulicher Weise den Sitz Ihrer Versammlung auf österreichischen, auf tirolischen Boden verlegt. Oesterreich ist durch deutsche Kraft geschaffen, durch deutschen Fleiss und deutsche Staatstreue erhalten, ist deutsch durch seine Geschichte, seine Gesetze

Digitized by Google

und Institutionen, vor allem gemäss seiner Culturaufgabe. Sie sind hieher gekommen uns in dieser Aufgabe zu unterstützen, aus dem reichen Schatze Ihres Wissens uns zu spenden; wir sind die Empfangenden, die ihren Dank nur schwach ausdrücken können durch den guten Willen, den lieben Gästen den Aufenthalt hier nach Kräften angenehm zu gestalten. Es ist uns nicht gegeben, mit den grossen Welt- und Handelsstädten, denen reichliche Mittel zu Gebote stehen, wetteifern zu können; allein, wenn wir auch unter unsern schlichten Verhältnissen unser Möglichstes zu leisten bemüht sein werden, müssen wir dennoch die gütige Nachsicht unserer freundlichen Gäste auf das energischeste in Anspruch nehmen. Es soll Ihnen auf jeden Fall unter unsern Gletschern und Dolomiten ein wenig behaglicher zu Muthe werden, als den muthigen Söhnen Oesterreichs und Ungarns, welche im höchsten Norden auch auf Gletschern und Doleriten tagten, wenn man ein Verweilen in mitternächtlichen Regionen tagen nennen darf.

Und somit heisse ich Sie, Männer der germanischen Zunge aus dem Süden, Norden, Westen und Osten Deutschlands, auch Sie Männer aus den Gegenden slawischer Zunge, und Sie aus dem stolzen Magyarenlande, die Sie zum ersten Mal auf unseren Versammlungen in reichlicher Anzahl erschienen sind, und Sie aus dem freundnachbarlichen Italien auf das herzlichste willkommen und bitte wiederholt um Ihre gütige Nachsicht.

Es erübrigt mir noch die Erfüllung einer ernsten Pflicht, derer zu gedenken, welche seit unserer letzten Vereinigung uns entrückt worden sind. Es sind Meister der Wissenschaft und Namen vom besten Klange in allen Zweigen philologischen Wissens und bewährte Schulmänner; ich nenne nur die Namen, eine Aufzählung ihrer Verdienste wäre vor kundigen Zuhörern überflüssig. Ich nenne die verdienten Schulmänner:

Joh. Christoph von Held in Bayreuth, Christian v. Elsperger in Ansbach, Prov.-Schulrath Lucas in Coblenz, Rob. Enger in Posen, Thudichum, Petersen, Bellermann, Mezger in Augsburg, Münscher, den unermüdlich thätigen Mor. Seyffert, den Platoniker Steinhart, den Grammatiker K. W. Krüger.

Den Meister auf dem classischen wie deutschen Gebiete Mor. Haupt, Bähr, Zell, Winiewski, den Herausgeber des Sophokles Gust. Wolff, Hirzel in Tübingen.

Auf dem germanischen Gebiete Theod. Georg von Karajan, Hoffmann von Fallersleben, Oskar Jänicke, Arthur Amelung, Eduard von Kaussler, Heinrich Kurz, Karl Schiller, Massmann.

Auf dem Gebiete der orientalischen Wissenschaft Mark Jos. Müller in München, Rödiger in Berlin, und den unersetzlichen H. C. von der Gabelentz.

Endlich betrauern wir den Heimgang des Ob.-Stud.-Rathes Hassler aus Ulm, des langjährigen belebenden Elementes unserer Versammlung.

Und hiemit erkläre ich die 29. Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten für eröffnet.

Ich ersuche nunmehr Se. Excellenz den Hrn. Statthalter von Tirol und Vorarlberg, im Namen der kaiserlichen Regierung die Worte an die geehrte Versammlung zu richten, die er so freundlich war uns zuzusagen.

Digitized by Google

Statthalter Graf Taaffe:

Hochgeehrte Herren! Getragen von dem erhebenden Gefühle, die bewährten Vertreter hochschätzbarer Wissenszweige aus weiten Gauen in glänzendem Kreise hier vereint zu sehen, und herzlich einstimmend in den warmen festlichen Gruss, mit dem Sie diese Stadt empfangen hat, heisse ich Sie, meine Herren, im Namen der kaiserlichen Regierung willkommen auf österreichischem Boden. Woher könnte auch den Trägern tiefer Forschung und fruchtbaren Schaffens auf geistigem Felde ein aufrichtigerer Gruss entgegentönen, als aus den Landen des österreichischen Kaiserreiches, in dem das geflügelte Wort „Wissenschaft ist Macht“ zur Geltung gelangt ist? Sie sind es, hochverehrte Herren, die sich die mühevolle Arbeit nicht verdriessen lassen, mit schwer erworbenem Rüstzeuge gewaffnet, nachspürend einherzuwandeln in den Gedankengängen des Mittelalters und der classischen Zeit und beim matten Scheine des Grubenlichtes in die noch geheimnissvolleren Schachte entfernterer Epochen hinabzusteigen, um aus Schutt und Moder von Jahrtausenden die Spuren und Wege eines einstigen reichen Culturlebens aufzudecken, seine vergrabenen Schätze zu heben. Sie sind es, m. H., die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, die Errungenschaften der hervorragendsten Geister dem heranwachsenden Geschlechte zu vermitteln, an dem Beispiele der markigen Gestalten grosser Culturvölker Geist und Herz der Jugend zu bilden und sie zur Erkenntniss und freien Bethätigung des Guten, Wahren und Schönen zu führen. In Ihren Händen halten Sie die Werkzeuge und Waffen zum Baue und zum Schutze einer schönen und reichen Zukunft. Darum mögen Sie auch, wenn irgend jemand, mit berechtigtem Stolze auf Ihre Fahne die Devise schreiben: „Wissenschaft ist Macht“.

Ihren Zielen und Bestrebungen von Herzen noch ein „Glück auf!“ zurufend, heisse ich Sie, m. H., nochmals auf das herzlichste willkommen in dem schönen Gebirgslande Tirol. (Lebhafter Beifall; die Versammlung erhebt sich).

Präsident Dr. Jülg: Ich glaube nur im Sinne der Versammlung zu sprechen, wenn ich Sr. Excellenz die Gefühle des tiefsten Dankes für seine Bewillkommnung darbringe.

Ich ersuche nun den Hrn. Landeshauptmann von Tirol, Dr. Ritter v. Rapp, die Worte an die Versammlung zu richten, die er so gütig war uns zuzusagen.

Landeshauptmann von Tirol Dr. Ritter v. Rapp:

Hochansehnliche Versammlung! Es gereicht mir zu hohem Stolze und ich fühle mich ausserordeutlich glücklich, Sie, hochgeehrte Herren, im Namen des Landes herzlich zu begrüssen. Ich fühle mich um so mehr glücklich, als Sie Ihre Versammlung in der Hauptstadt des Landes Tirol halten, eines Landes, in welchem gerade Männer Ihrer Wissenschaft seit unvordenklichen Zeiten bis auf unsere Tage herab wirkten und noch wirken; Männer, deren Klang nicht nur im Inlande, sondern weit über die Grenzen desselben hinaus einen vorzüglichen wissenschaftlichen Ruf begründete; Männer, deren Namen ich Ihnen wol nicht zu nennen brauche, weil diese Namen ohnehin genug bekannt sind. M. H.! Ich schliesse meine Begrüssung von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, dass Sie es auch in der gegenwärtigen Versammlung dahin bringen möchten, auf dem Gebiete Ihrer Wissenschaft weitere Erfolge zu erzielen, und bitte Sie, dem Lande Tirol stets eine freundliche Erinnerung zu bewahren.

Präsident Prof. Dr. Jülg: Ich lade nunmehr den Hrn. Bürgermeister Dr. Tschurtschenthaler ein im Namen der Stadt Innsbruck das Wort zu ergreifen.

Digitized by Google

Bürgermeister von Innsbruck Dr. Tschurtschenthaler: Auch ich heisse Sie, hochgeehrte Herren, im Namen der Stadt Innsbruck herzlich willkommen. Nehmen Sie die Versicherung entgegen, dass die Hauptstadt des Landes Tirol die Ehre Ihres zahlreichen Besuches zu würdigen und den Werth der Aufgabe hoch zu halten weiss, welche in Ihrem Berufe gelegen und die erfreuliche Veranlassung der gegenwärtigen Versammlung ist. Möge es mir gestattet sein, dieser Werthschätzung in kurzen Worten Ausdruck zu geben. Die Philologie sucht die Ausdrucksweise der Culturvölker des Alterthums, ihre Denkmale und ihre Sitten in richtiger Bedeutung aufzufassen; sie hat den Organismus ihrer schönen und grossartigen Lebensgestaltung wissenschaftlich wieder festzustellen und so der Gegenwart die geistigen Errungenschaften der Vergangenheit in ihrer ganzen Fülle und Echtheit zu überliefern. Dieser Wissenschaft gelang es einen Reichthum von schätzbaren Idealen und praktischen Anschauungen des classischen Zeitalters in echtem Golde zu bewahren, der Cultur der Gegenwart eine der reichsten Quellen frisch, rein und unversiegbar zu erhalten, anderen Wissenschaften sichtbare Bahnen zu eröffnen, erprobte Methoden festzustellen und dadurch der menschheitlichen Entwickelung ein ungehemmtes und lebendiges Fortschreiten zu sichern. M. H.! Die Stadt Innsbruck erkennt den hohen Werth dieses Ihres Strebens, sie hält die Gabe der Wissenschaft hoch und ist, so viel an ihr liegt, bereit, jeder Zeit für die volle Freiheit des Denkens und Forschens einzustehen. Mit um so grösserer Freude begrüssen wir es daher, dass Ihre Versammlung, welche die besten Kräfte, die hervorragendsten Vertreter der Hauptrichtungen Ihrer Wissenschaft, die tüchtigsten und erprobtesten Schulmänner in sich schliesst, den diesjährigen Sitz bei uns aufgeschlagen hat, und um so höher wissen wir die Ehre zu würdigen, die uns durch diese Ihre Anwesenheit zu Theil geworden ist.

Indem ich Sie, hochgeehrte Herren, nochmals im Namen der Stadt auf das herzlichste und freundlichste willkommen heisse, verbinde ich damit den Wunsch, dass Sie sich innerhalb unserer Berge, der Heimat Walthers von der Vogelweide, recht behaglich und heimisch fühlen mögen.

Präsident Jülg: Ich glaube im Namen der ganzen Versammlung zu sprechen, wenn ich den beiden geehrten Herren Vorrednern den herzlichsten Dank abstatte.

Um nun die Versammlung rite beginnen zu können, ist vor allem die Constituirung des Bureaus nöthig. Das Präsidium schlägt Ihnen vor als Secretäre Herrn Prof. Dr. Hirschfelder aus Berlin, Herrn Prof. Dr. Lechner aus Ansbach, Herrn Prof. Dr. Malfertheiner aus Innsbruck und Herrn Prof. Hintner aus Wien. Wenn die geehrte Versammlung hiemit einverstanden ist und kein Widerspruch erfolgt — so lade ich die genannten Herren ein, hier an unserem Tische ihre Plätze einzunehmen. (Geschieht).

Ich erlaube mir nun einige geschäftliche Mittheilungen vorzubringen und zwar zu allernächst ein Schreiben Sr. Exc. des kais. königl. Ministers für Cultus und Unterricht Herrn Dr. v. Stremayr folgenden Inhalts mitzutheilen:

„Umfang und Dringlichkeit der Geschäfte meines Amtes gestatten mir leider nicht die hochansehnliche Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Innsbruck persönlich zu begrüssen. Indem ich mit Beziehung auf die freundliche Einladung vom 21. Sept. das löbl. Präsidium ersuche hievon Kenntniss zu nehmen, füge ich die Versicherung bei, dass ich die Förderung, welche unseren Schulmännern aus der Theilnahme an der Ver-

Digitized by Google

sammlung erwächst, vollkommen zu würdigen weiss und dass ich den Berichten über die Berathungen mit aller Theilnahme folgen werde. Der Minister für Cultus und Unterricht.

Wien, den 24. September 1874. (gez.) Stremayr.“

Als Begrüssungsschriften, von denen ein grosser Theil schon mit der Ausgabe der Mitgliederkarte vertheilt worden ist, sind für die Versammlung eingegangen: aus dem vorigen Jahre eine vom Gymnasium in Innsbruck, zwei vom zweiten Staatsgymnasium in Graz und eine dritte vom Gymnasium in Hall. Für dieses Jahr haben unsere Versammlung begrüsst das Gymnasium in Bozen durch die Arbeit des Herrn Prof. Michaeler: „Ueber die Reden im Geschichtswerke des Thukydides“; das Gymnasium in Klagenfurt durch die Schrift des Herrn Prof. Dr. Stolz: „Die zusammengesetzten Nomina in den Homerischen und Hesiodeischen Gedichten“; das Gymnasium in Znaim durch Herrn Director Krichenbauer: „Beiträge zur Homerischen Uranologie. A. Das tropische und natürliche Jahr in der Ilias. B. Das Nordgestirn in der Odyssee“. Ferner Herr Prof. Linker aus Prag durch ein Schriftchen, das erst bei seinem Vortrage zur Vertheilung kommen wird: „Q. Horati Flacci satira libri primi septima“. In einzelnen Exemplaren für diejenigen Herren, die sich speciell dafür interessiren, sind auf den Tisch des Empfangsbureaus niedergelegt worden von Prof. Dr. Bergmann aus Strassburg noch vom Jahre 1872: „Sprachliche Studien“; von Prof. Hagen aus Bern: „Anonymus Bernensis über die Bindemittel und das Coloriren von Initialen“; von Prof. Dr. Kvíčala in Prag: „Scholiorum Pragensium in Persii satiras deleetus“; vom Studienlehrer Baeher aus Augsburg: „Dramatische Composition und rhetorische Disposition der Platonischen Republik“ (Programme der königl. Studien-Anstalt bei St. Anna von 1868/69 und 1873/74); von Herrn Anton Bartal, Director des Seminars für Mittelschulen in Buda-Pest, in magyarischer Sprache, 1) zwei Jahrgänge der von ihm und Dr. Homann herausgegebenen „Philologischen Mittheilungen“; 2) „Die Pflege der classischen Philologie und der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung in Ungarn“; 3) „Lateinische Formenlehre von Anton Bartal und Karl Malmosi“. Für die einzelnen Sectionen sind Begrüssungsschriften eingelaufen und zwar zur Mittheilung an die pädagogische Section von Prof. Dr. Egger v. Möllwald aus Wien: „Industrie und Schule in Oesterreich“; von Prof. Lindner in Kuttenberg: „Die pädagogische Hochschule“. Diese beiden sind niedergelegt auf den Tisch des Bureaus der pädagogischen Section. Für die deutsch-romanische Section sind eingegangen: von Prof. Hintner aus Wien das zweite Heft seiner „Beiträge zur tirolischen Dialektforschung“; ferner für dieselbe Section ein Exemplar von Ludwig F. A. Wimmer in Kopenhagen: „Runeskriftens oprindelse og udvikling i norden“.

Für die orientalische Section von Prof. Dr. Savelsberg aus Aachen: „Beiträge zur Entzifferung der lykischen Sprachdenkmäler“. Endlich für die deutsch-romanische Section, oder für die Section für moderne Sprachen von Prof. Dr. Mahn aus Berlin: „Ueber die epische Poesie der Provenzalen“.

Ich habe ferner noch ein Wort der Rechtfertigung vorzubringen und um Ihre nachträgliche Genehmigung zu bitten bezüglich der Wahl des Vice-Präsidenten und bezüglich der Vertagung der für 1873 anberaumt gewesenen Versammlung.

Auf der Versammlung in Leipzig hatten Sie die Güte, mich zum Präsidenten dieser Versammlung zu bestimmen und, wie es Sitte und Herkommen ist, soll in einer Universitätsstadt der Director des Gymnasiums Vicepräsident sein. Zu jener Zeit war

Digitized by Google

aber der Directions-Posten des hiesigen Gymnasiums erledigt und die Besetzung liess voraussichtlich länger auf sich warten. Desswegen schlugen Sie als zweiten Präsidenten meinen damaligen Collegen Hrn. Prof. Dr. Wilmanns vor. Doch kurze Zeit darauf wurde Prof. Dr. Wilmanns nach Kiel berufen und so musste in anderer Weise vorgesorgt werden. Da blieb wohl nichts anderes übrig, als auf den Usus zurückzukommen, der auch in Leipzig schon bei der Berathung über den Versammlungsort und über das Präsidium besprochen wurde, nämlich den Director des Gymnasiums zum Vicepräsidenten zu nehmen. Inzwischen war nämlich diese Stelle durch Herrn Prof. Biehl besetzt worden. Und so habe ich mir erlaubt ihn als Vicepräsidenten in das Präsidium zu berufen. — Bezüglich der Zeit der Versammlung habe ich Folgendes zu erwähnen. Im vorigen Jahre 1873, wo die Versammlung abgehalten werden sollte, war so ziemlich alles vorbereitet, um die Gäste würdig zu empfangen. Allein gerade in jener Zeit trat wieder rings um Tirol herum die Cholera auf das bedenklichste auf. Namentlich in unserem Nachbarlande Baiern hat sie in entsetzlicher Weise gewüthet, viel ärger, als es öffentlich bekannt wurde. Dringende Briefe kamen aus München, Würzburg, Augsburg, Erlangen, die Versammlung nicht abzuhalten. Ferner sollten viele Gäste aus dem Norden durch Baiern reisen, scheuten sich aber das Land zu betreten, und die Einheimischen in Baiern selbst, die sich schon angemeldet hatten, erklärten schliesslich nicht kommen zu können und nicht kommen zu wollen. In Innsbruck selbst wurde die Besorgniss rege, es könnte durch den Fremdenzufluss die Cholera eingeschleppt werden, obgleich für sie hier kein Boden ist. Ferner kam noch die Wiener Weltausstellung in Betracht. Viele der Collegen, welche die Wiener Ausstellung besucht hatten, waren nicht mehr in der Lage, noch eine weitere Reise bis Innsbruck zu unternehmen. Alle diese Verhältnisse haben uns bestimmt, die Versammlung auf dieses Jahr zu vertagen. Wir hofften dabei namentlich auch aus dem freundnachbarlichen Baiern einen grösseren Zufluss von Gästen zu erzielen, als es im vorigen Jahre möglich war. Leider aber ist gerade durch die neue Ferienordnung in Baiern auch diese unsere Hoffnung wieder vereitelt worden, indem mit 25. September die baierischen Gymnasiallehrer präsent an Ort und Stelle sein sollen. Und so sind wir auch dieses Jahr in der betrübenden Lage nur eine spärliche Zahl von Gästen aus Baiern begrüssen zu können. Für dieses Vorgehen nach beiden Richtungen erlaube ich mir also um Ihre nachträgliche Genehmigung zu bitten. (Zustimmende Rufe). Wenn kein Widerspruch erfolgt — so habe ich die Ehre, hiemit als Vicepräsidenten Herrn Director Biehl vorzustellen. (Bravo!).

Gymn.-Director Biehl: Ich sage den Herren meinen verbindlichsten Dank für die nachträgliche Zustimmung.

Präsident Dr. Jülg: Es wäre nun weiter zu besprechen die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Da es voraussichtlich wieder eine Stadt im Norden sein wird, so lade ich ausser den hier anwesenden Präsidenten der früheren Versammlungen — ich bin augenblicklich nicht in der Lage zu constatiren, wie viele da sind — auch noch den einen oder andern Herrn aus dem Norden ein, an dieser Berathung Theil zu nehmen; ich möchte hiezu Herrn Prof. Dr. Prien aus Lübeck und Herrn Prof. Dr. Clason aus Rostock bitten, und ersuche die Herren heute nach dem Mittagsmale in dem Redoutensaale etwa um 3 Uhr oder 4 Uhr, je nach der Beendigung des Males, zur Berathung zusammenzutreten, damit in der allgemeinen Sitzung am Donnerstag oder vielleicht morgen schon

Digitized by Google

der definitive Beschluss gefasst werden kann. Wenn von den Sectionen beliebt wird Sitzungen zu halten, so wäre es vielleicht am zweckmässigsten uns gleich nach 3 Uhr im Empfangsbureau im Gymnasium zu ebener Erde zusammenzufinden. — Ich würde nun die betreffenden Herren ersuchen, die auf die Tagesordnung gesetzten Vorträge zu halten, und zwar zuerst Herrn Bibliothekar Dr. Thomas aus München.

Rector Dr. Eckstein: Ich bitte um's Wort zur Geschäftsordnung. — Wir haben mit grösstem Vergnügen Indemnität ertheilt für alles, was geschehen ist, und ich um so freudiger, da ich bei der letzten Versammlung viel ärger gesündigt habe, als die Innsbrucker Herren. Aber in einer Beziehung bin ich doch noch nicht in der Lage Indemnität zu ertheilen; ich möchte desswegen den Herrn Präsidenten bitten, es nicht übel zu deuten, wenn vielleicht einer der ältesten Besucher dieser Versammlungen es wagt, wagt sage ich, zum ersteumale Einspruch gegen die Anordnungen zu erheben, welche vom Präsidium getroffen sind. Ich thue es freilich in der Verzweiflung, dass mir mein Einspruch doch nichts hilft; aber ich thue es in der Hoffnung, dass diejenigen, die mir gleich denken, von den hohen Herren da oben einige Beruhigung empfangen. Wir sind aus dem Norden besonders hieher gekommen mit dem fröhlichen Gedanken, dass der Schluss dieser Versammlung mit der am letzten Tage zu unternehmenden Brennerfahrt gemacht würde; wir hatten uns das so köstlich gedacht, wenn dort oben auf jenen Bergen, den Zeugen des österreichischen Kunstfleisses, wie vor einer Reihe von Jahren auf dem Semmering, wo wir Philologen auch zusammengekommen waren — wenn dort auf jener Höhe der Schluss unserer Versammlung gemacht würde. Semper aliquid novi! das würde sehr schön sein, dachten wir uns. Aber wie wir hieher kommen, sehen wir zu unserem Schrecken, dass die Fahrt auf den Mittwoch verlegt ist; ich sage, zu unserem Schrecken, dass wir an einem und demselben Tage hinauf- und hinunterfahren, vielleicht 12 Stunden auf der Eisenbahn zubringen und in mitternächtlicher Stunde hier wieder eintreffen sollen. Und wie schön wäre es gewesen, wenn wir in Bozen beim festlichen Male aus dem Munde des Herrn Präsidenten gehört hätten: „Ich schliesse hier die 29. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner." Aber das sind ja Nebeninteressen, die hauptsächlich nur uns aus Norddeutschland treffen würden, welche vielleicht den Wunsch haben, noch ein Stückchen weiter zu gehen und auch auf italienischem Boden das römische Alterthum zu besuchen, wie hier im alten Rätien. Aber es kommt auch noch etwas anderes dazu. Sie sind ja so glücklich gewesen, einen Reichthum von Vorträgen zu erhalten, wie noch keine Versammlung sie gehabt hat — das kann ich constatiren — einen Reichthum von Vorträgen, von dem uns durch diese unglückliche — entschuldigen Sie den Ausdruck — Anordnung sicherlich viel verloren geht; denn mancher aus uns wird nicht wieder hieher zurückkommen, wir gehen vielleicht weiter, die italienischen Collegen gehen in ihre Heimat und nun gar unsere Germanisten, die den Hof der Vogelweide noch besonders weihen wollten, wie sollen die es möglich machen? Ich möchte daher an den verehrten Herrn Präsidenten zunächst die Bitte richten, ob es trotz des Berliner-römischen Zuges — denn der ist das einzige Unglück, meine Herren; der Berliner-römische Zug geht eben vom 1. October an — ob es denn trotz dieses Zuges nicht möglich ist, dass die Fahrt über den Brenner noch auf Donnerstag verlegt wird, zumal es ein Extrazug ist, mit dem man doch sehr leicht das Zusammentreffen mit den regelmässigen Zügen vermeiden kann. Sollte es aber nicht möglich sein — Sie sind

Digitized by Google

ja allmächtig gewesen, lieber Jülg, des Iolkos heilige Kraft! (lebhafte Heiterkeit und Bravorufe) — sollte es denn nicht möglich sein, auch bei einer Eisenbahndirection einmal etwas durchzusetzen?

Jülg: Es ist leider nicht möglich.

Eckstein: Erlauben Sie mir, dass ich ausrede. Erstens also appellire ich an die ἱερὴ ἰς Ἰόλκοιο, und wenn es dann nicht möglich sein sollte, was gewiss schon viele mit mir schmerzlich empfinden, dann beruhigen Sie wenigstens unser betrübtes Herz damit, dass es „ganz unmöglich“ ist. In der Welt ist aber nichts unmöglich zu erlangen. Mir würden Sie eine grosse Beruhigung gewähren und, wie ich glaube, auch vielen, die mit mir aus dem deutschen Norden gekommen sind, und die nun in diesen glänzenden Tagen erst einmal so recht die Schönheit Ihres Landes gefühlt haben. Denn das Wetter hat Sie auch begünstiget; hier kommt auch die ἱερὴ ἰς Ἰόλκοιο mit in Betracht. (Bravo! Klatschen).

Dr. Grion (Director des Lyceums in Verona): Ich bitte um's Wort. Aus ganz besonderen Ursachen haben die Worte des Herrn Rectors Eckstein mich berührt. Denn ich kam von Verona nach Innsbruck herauf mit dem Wunsche und freilich auch mit der Hoffnung, dass vielleicht einige Herren die Fahrt am letzten Tage nach Bozen unternehmen und sich zugleich veranlasst fühlen werden, die Nähe Italiens zu einem Ausflug nach Verona zu benützen. Ich kann also nicht anders als auch meine schwachen Worte zur Rede des Herrn Eckstein hinzufügen und beantrage daher, wenn es möglich ist, die Fahrt auf den letzten Tag (Donnerstag) zu verlegen.

Jülg: Wünscht noch jemand das Wort zu ergreifen? — Ich kann nur erklären, dass gewiss niemand betrübter war, als wir in Innsbruck, dass die Sache so gekommen ist. Es ist aber dies schon vor einiger Zeit vorausgesagt worden, dass, wenn am 1. October der Berliner Römerzug in Vollzug gesetzt wird, eine Fahrt nach Bozen an diesem Tage unmöglich ist. (Heiterkeit). Es war alles festgesetzt — das Programm sogar schon gedruckt — um am 1. October nach Bozen zu fahren, als in letzter Stunde die telegraphische Nachricht von der Einführung des Zuges alle unsere Anordnungen umstiess. Die Eisenbahnverwaltung erklärte in diesem Falle die Verantwortung für die Sicherheit des Extrazuges an diesem Tage nicht übernehmen zu können, und so bleibt uns nur die Alternative übrig, entweder am 30. September zu fahren oder am 2. October. Wäre die Versammlung einverstanden bis zum 2. hier zu bleiben, so hat es nicht den geringsten Anstand, die Fahrt am 2. October zu unternehmen. Es ist bloss ein Tag mehr; aber am 1., glaube ich, werden alle unsere Versuche scheitern. Wenn die Versammlung beschliesst, am 2. die Fahrt zu unternehmen, so steht dem nichts im Wege.

Eckstein: Herr Präsident! Ich höre hier aus der Versammlung den Ruf: abstimmen. Verehrte Collegen! Das ist wirklich keine Frage, die durch Abstimmung erledigt werden kann; ich glaube, wir müssen da dem Ermessen des Präsidiums doch freie Wahl lassen — verlangen Sie darüber keine Abstimmung.

Pantke (Gymn.-Director in Bozen): Ich bitte auch auf einen Augenblick um's Wort. — Ich bin Obmann des Empfangs- und Festcomité's in Bozen und kann nur erklären, dass es uns in Bozen in grosse Verlegenheit bringen würde, wenn man jetzt wiederum eine Aenderung träfe. Es ist ursprünglich, wie bekannt, Donnerstag festgesetzt gewesen, und unsere Einrichtungen waren danach getroffen. Diese Einrichtungen mussten

Digitized by Google

abgeändert werden. Wenn sie nun zum dritten Mal geändert würden, so könnte uns das in Bozen grosse Verlegenheiten bereiten. Ich bitte das berücksichtigen zu wollen.

Gymn.-Director Rehdantz: Ich erlaube mir das Wort zu ergreifen, nur um zu sagen, es wäre doch wünschenswerth für das Präsidium dadurch, dass es die Wünsche der Majorität erfährt, irgend einen Massstab für sich zu gewinnen; darum würde ich eine Art Abstimmung doch nach dieser Seite für räthlich halten. Nachher mag das Präsidium nach Gutdünken beschliessen. (Lärm).

Prof. Dr. Bursian: Ich meine, nach den Worten, die wir eben von dem Obmann des Empfangscomité's in Bozen gehört haben, ist es ganz unmöglich, die Fahrt auf einen andern Tag verlegen zu wollen. Wir nehmen mit grossem Dank die uns dargebotene Fahrgelegenheit an, können aber nicht bestimmen sie an dem oder jenem Tag zu benützen. Ich schlage daher vor nicht abzugehen, sondern ganz einfach an den vom Präsidium getroffenen Verabredungen festzuhalten. Wer kommt oder nicht kommt — das ist Privatinteresse der einzelnen, das unmöglich für die ganze Versammlung massgebend sein kann. (Beifall).

Jülg: Damit wäre dieser Zwischenfall erledigt, und es würde also dabei bleiben, dass wir am 30. September früh die Fahrt antreten. Und da würde ich bitten (es ist freilich eine harte Tour, aber es lässt sich nicht anders machen), es so einzurichten, dass früh 5¾ Uhr von hier die Abfahrt stattfinden kann. Abends 7 Uhr wieder würde dann für diejenigen Herren, welche nach Innsbruck zurückkehren wollen, die Rückfahrt eintreten. Billete zu dieser Fahrt werden ausgetheilt werden theils im Empfangsbureau (Gymnasium), theils Abends in den Redoutenlocalitäten. Da uns nur eine bestimmte Anzahl von Billeten zur Verfügung steht, und dieselben nur gelten für die Tour hin und zurück, aber sonst keine Giltigkeit haben, so bleibt uns nichts übrig als Billete 2. und 3. Classe zu vertheilen. Billete 2. Classe stehen uns nur in geringer Anzahl, solche 3. Classe schon in grösserer Menge zur Verfügung. Wir haben die Verabredung so getroffen, dass diejenigen Herren Collegen, welche mit Damen gekommen sind, Billete 2. Classe erhalten, und ältere Herren, die ihrer Gesundheit wegen sich schonen müssen, mit eben solchen Billeten betheilt werden. Die grössere Zahl aber würden wir bitten sich mit Billeten 3. Classe begnügen zu wollen.

Und nun würden wir wohl der Geschäftsordnung gemäss vorgehen, wenn ich die Herren, die uns Vorträge für heute zugesagt haben, einlade dieselben zu halten. Zunächst also ersuche ich den Herrn Dr. Thomas das Wort zu ergreifen.

Dr. Thomas (München):

Ueber Humanismus und Zeitsinn.

Hochansehnliche Versammlung!

Es liegt im Haushalt wie der Natur, so der Geschichte als der Erziehung des Menschengeschlechts: beide haben ihre stetigen unermüdlichen Werkstätten und ihre sicheren unerschöpflichen Vorrathskammern; es ist von einer Zeit zur andern weise vorgesehen und gütig vorgesorgt, dass das Allgemeingute, der wirkliche Hort der Menschheit, von allen Völkern und aus allen Zeiten sich erhält, aufspart und fortpflanzt; nichts

Digitized by Google

sittlich grosses und geistig hohes, nichts wahrhaft schönes und erhabenes geht dem Geschlecht verloren — in diesem tiefen Erkenntniss, im Erfassen dieses ewig waltenden Gesetzes liegt eben darum der höchste und weihevolle Genuss des denkenden Beobachters, und desswegen heisst die Geschichte die Lehrerin der Weisheit.

Unter den Bildnern und Erziehungsmeistern des Geschlechts, welche die wissenschaftliche Sprache in feste Begriffe geschlossen und mit unwandelbaren Namen bezeichnet hat, unter den idealen Mächten, steht bis jetzt der Humanismus obenan, der Humanismus als die Durchbildung von Geist, Herz und Gemüth zu edler Menschlichkeit, vermittelt durch das classische, vornehmlich hellenische Alterthum, und durch all dasjenige was dieses edeln Geistes Kind und Erbe ist.

Der Humanismus, entsprossen aus der Wiederbelebung der classischen Literatur im Abendlande — während dieses seine dunkelsten Zeiten hatte, diente das arabische Morgenland, dienten, was nicht zu vergessen ist, die arabischen Schulen von Bagdad bis Córdova dem Genius der Menschheit zum Haushalt seiner Bildungsschätze — der Humanismus, sage ich, hat seit den Trecentisten Italiens alles entweder hervorgebracht oder gestalten helfen was im Reiche des Geistes wahr, gross und schön aufgeblüht und zur Vollendung gediehen ist.

Ihm verdanken alle gebildeten Nationen durch Erweckung und Pflege des classischen Sinnes die Befreiung der Geister, die Erhebung der Gemüther, die Läuterung des Geschmacks, die Veredlung ihres ganzen Wesens. Wo uns im öffentlichen Leben, in Gesetzen und Einrichtungen Humanität entgegentritt, sind es die meistens unerkannten Folgen und Wirkungen seiner still waltenden Macht.

Mit demselben und durch denselben haben sich, anhebend von jenem begabten Volke welches jüngsthin seinem ersten Humanisten ein würdiges Andenken gefeiert hat, in herrlicher Reihenfolge alle Literaturen des erneuten Europa und alle Kunstschöpfungen desselben staunenswerth emporgebildet und mit eigener Kraft eine neue Classicität zum Leben gebracht.

Fürwahr, wie ein erster Sonnentag nach langen düsteren Nebelwochen erscheint das Licht des Humanismus in der Culturgeschichte, allerregend, allerquickend, allerfreuend.

Der Humanismus hat mit seinem geistigen Vater, dem Hellenismus, auch das köstliche und vornehme Gut gemein dass er nicht, wie die religiösen Vorstellungen, diese tief eingreifenden Mitgestalter der neuen Zeit, so oft leidenschaftlichen Eifers oder wilden Sturmes über die Völker dahin fährt, sondern, jedem Zwang abhold, mild wie der Hauch des Lenzes, eine „genitabilis aura Favoni," den Boden gelockert und fruchtbare Keime zu langsam sicherer Anreife in empfängliche Seelen gestreut hat, überall Segen und Wonne verbreitend.

Ist nun aber naturgemäss die classische Philologie die eigentliche Trägerin des Humanismus, waren die ersten Humanisten eben auch die ersten Philologen in diesem Sinne, und steht es durch die Geschichte der Philologie unbestreitbar fest dass, wann immer und wo immer dieselbe Achtung gebietend und die Staaten beglückend gewirkt hat, sie diess im öffentlichen Leben als Bildnerin der Jugend, als Veredlerin der Sitte, als Richterin des Geschmacks gethan hat, so zeigt sie dagegen dass, wo die Feinde des freien Menschenthums oder die Gegner strenger Geistesarbeit und des ernsten Erziehungswerkes Platz gefunden oder gar die Obhand gewonnen haben, die Gemüther verdüsterten

Digitized by Google

oder verwilderten, die Sitten sich lockerten oder vergemeinten, die Einbildung sich verirrte, die Geister selbst verflachten oder zu unwürdiger Knechtschaft versanken.

Vielfach und verschieden sind die Aufgaben, sind die Bestrebungen der Zeiten. Bald richtet sich der allgemeine Sinn mehr und vorzugsweise auf das Edle und Geistige; bald trachtet er, klug und gierig, nach Gewinn und auf jähen Genuss des Daseins.

Dieser Zeitsinn, diese allgemeine Bewegung ist um so mächtiger, kann um so bedenklicher werden, je mehr sie, von grossartigen Neuerungen begleitet, die Thätigkeit lockt und anspannt und über die Schranken bemessener Entwicklung getragen wird.

Die Gegenwart ist eine Zeit des Mechanismus; er beherrscht auf den Flügeln des Verkehrs das mitlebende Geschlecht, tritt überall breit und erobernd auf den Plan, und indem er, geschäftig und erfindungsreich, vieles rasch und fast mühelos gewährt was sonst der schwere und desshalb geschützte Lohn langer Arbeit und sauern Schweisses gewesen ist, gewöhnt er, obwohl selbst gleichsam die verkörperte Darstellung eiserner Kraftgesetze, mit dem leichteren Erwerb auch an Ansprüche und Reize welche dem Gesetze der Vernunft, wie der Natur der Gesellschaft und dem Masse der Einzelnen zuwider laufen.

Sind die Wirkungen des Mechanismus schon vor den Augen ganz überraschende, so liegen die Folgen, wenn die Hochfluth zur Ruhe gelangen wird, ausser aller Berechnung; sicherlich aber folgt diesem Zeitalter der Hast und des Getriebes wieder ein anderes: der inneren Sammlung und der geistigen Verwerthung.

Das Wesen des Mechanismus und die Sinnesart der Zeit spiegelt sich in allem wieder; die Kunst wie die Literatur unterliegt der Mode, der Manier, ihre freien und hohen Ziele treten zurück; so haben auch die Wissenschaften dem schmeichlerischen Eindringling nicht widerstanden: die Theilarbeit, die oft mehr mechanische Einzeluntersuchung, findet raschen Erfolg und glänzenden Preis; die schönen Wissenschaften, die „Humaniora" sind wenig begehrte und selten gesuchte Werthe; nirgends aber spürt man den Zeitsinn empfindlicher als in den Neigungen der leicht lenksamen Jugend, als im Befund jener Schulen welche als Pflanz- und Nährstätten des Humanismus gelten.

Die Philologie selbst, deren forschungseifrige Arbeitsamkeit keiner Lobrede bedarf, hat bei dieser mehr breiten als tiefen Strömung der Zeit, und mitten unter unverhohlener Abneigung gegen die schulgerechte Strenge humanistischer Heranbildung, eine schwere Probe der Treue und des mannhaften Ernstes für ihren hohen nur sich selbst lohnenden Beruf zu bestehen.

Ist dieselbe in früheren Zeitläuften, einmal durch eingeschränkte Nachahmung der blossen Form, ein andermal durch ungenügende oder ungefällige Behandlung ihrer Stoffe, mit sich selbst oder mit der Zeit in Widerstreit gerathen, so erleidet der ideale Zweck der classischen Philologie seit den letzten vier Jahrzehnten — um es mit einem Wort zu sagen — durch einen gewissen Alexandrinismus der Studien eine merkliche, aber auch lang' gefühlte und gerügte Beeinträchtigung*).

Hält — diese Frage darf hierorts ein Mann stellen welcher das Glück, das für ihn höchste Glück, gehabt hat vor 40 Jahren im Gymnasium und auf der Universität

*) Ein Zeuge genügt, wie G. Bernhardy; vgl. dessen Vorrede zum Grundriss der römischen Literatur vom Jahr 1850.

Digitized by Google

von Humanisten und Philologen ersten Ranges unterrichtet zu werden — hält die heutige Philologie, in ihrer Machtstellung zu Schule und Leben, den Vergleich aus mit dem vorausgehenden Menschenalter? Erfüllt dieselbe noch jene reine und edle Begeisterung für die Musterwerke des Alterthums, und birgt sie, der Sprachen Meisterin, noch jenes klare, tiefe und volle Verständniss ebendesselben? Entsenden die philologischen Seminare, wie es ihre Bestimmung heischt, noch unmittelbar jene frischen Schaaren tüchtiger und fertiger Lehrer für die Gymnasien? Und diese selbst wieder — entlassen sie eine Jugend, körperlich und geistig gesund, die Hoffnung des Vaterlandes, mit richtigem Gefühl für das Schöne, mit offenem Sinn für die Wahrheit, Bescheidenheit mit strebsamer Wissbegier verbindend, für ihr Leben abgewandt dem platten Aberwitz der Halbbildung wie dem finstern Aberglauben der Unbildung?

Oder — um diese Fragen der Schule ins Gebiet der ganzen Culturgeschichte zu erweitern und zu erheben — halten wir unserem Jahrhundert den Spiegel des vorigen vor: wenn Kant dem Zeitalter Friedrichs nur die Bezeichnung eines Zeitalters der Aufklärung zuerkannte, stehen wir bei allem sichtbaren Aufschwung und Aufputz der Gesellschaft, nach solcher Abschätzung der Bildung und des freien Vernunftgebrauchs gegen die mechanisch-hörige Unmündigkeit, höher oder niederer?

Eine grosse ins Herz und Mark des Geschlechts einschneidende Frage; in der scharfen aus Selbsterkenntniss geschöpften Antwort liegt zugleich der Aufruf zur Wachsamkeit im allgemeinen, und insbesondere für die Haushalter der idealen Macht des Humanismus, für die deutschen Philologen und Schulmänner. Diese werden ihre Schuldigkeit thun: dazu treibt das leuchtende Vorbild unvergesslicher Meister, dazu drängt das hohe Ziel, welches dem Germanismus als idealem Bildner des Geschlechts zur Aufgabe in der Zukunft der Tage gesteckt ist.

Noch wirken an vielen Universitäten Männer der strengeren Schule, bei allem Hausschatz feinster Gelehrsamkeit mitten im Leben und Weben der Zeit, noch weisen unsere Gymnasien allenthalben einen festen Stock trefflicher Lehrer auf, und die offene Mahnung hervorragender Forscher auf andern Gebieten, die wahre menschliche Bildung nicht über dem Fachstudium und der Einzelfertigkeit zu versäumen, kommt der eigenen Einsicht zu erwünschter Hilfe.

Auch dieses Alpenland, Tirol und Vorarlberg, mit seiner altberühmten und nun wunderbar erneuten Verkehrs- und Handelsstrasse zwischen Süd- und Nordeuropa, und schon im sechzehnten Jahrhundert bei der welthistorischen vom Humanismus durchgeistigten Bewegung für ein deutsches Christenthum geradezu vorangehend, stellt uns hierin ausgezeichnete Beispiele vor Augen.

Ueber dem Brenner, wo der Eisak an steilen rebgeschmückten Geländen vorbeirauscht, ist Philipp Jacob Fallmerayer geboren, der vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hat, ein scharfsichtiger Lehrer, ein bewunderter Geschichtsforscher, ein „Gebietiger“ der Sprachen von West und Ost, ein feuriger Liebhaber und glücklicher Nachahmer der alten Classiker, welcher durch Kraft, Schönheit und Würde der Schreibart sich selbst unter die Classiker deutscher Nation ruhmvoll eingereiht hat, — und über dem Arlberg im waldesgrünen Algäu Konrad Halder, ein so feiner als tiefer Sprachforscher, ein γραμματικώτατος, ein Humanist mit Leib und Leben, welcher sich als Schul-

Digitized by Google

rath in diesen Landen ungetheilte Liebe erworben und ein Andenken reiner Verehrung gesichert hat.

Das Zeugniss welches dieser Jugend- und Menschenfreund über die ihm zugetheilten Schulen von Tirol und Vorarlberg, über den Ernst und Eifer, die Sachkenntniss und Tüchtigkeit der Lehrer, der geistlichen und weltlichen, mir dem Freund in naheliegendem Vergleich anderer Anstalten mehrmals und in bestimmten Beispielen gegeben hat, gereicht diesen zu wahrer Ehre, und es ist gerecht dass diese Ehre hier in öffentlicher Versammlung feierlich bekannt und anerkannt wird.

Wo Vorbilder solchen Geistes und solchen Ruhmes allerwege zuwinken, da kann der Eifer nicht gebrechen und die Ausdauer nicht fehlen: darum, viri humanissimi,

„αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων."

Jülg: Wünscht einer der Herren irgend eine Bemerkung zu machen über den so eben gehörten herrlichen Vortrag? Wenn das nicht der Fall ist, so würde ich den Herrn Professor Dr. Arnold ersuchen, uns seinen Vortrag über antike Theatermasken und antikes Theatercostüm zu halten. — Ich erlaube mir, da ich einige Herren weggehen sehe, darauf aufmerksam zu machen, dass Herr Professor Dr. Halm, Director der Hof- und Staatsbibliothek in München, eine Autographen-Sammlung mitgebracht hat von berühmten Humanisten, Philologen und Schulmännern aus dem 16. und 17. Jahrhundert, welche er zur Ausstellung vorbereitet. Dieselben sind in den Stunden von 3—5 Uhr Nachmittags im Conferenzzimmer des hiesigen Gymnasiums, im 2. Stocke, aufgestellt. Wer sie zu besichtigen wünscht, wird gebeten in diesen Stunden das zu thun.

Dr. Bernhard Arnold, Professor am humanistischen Gymnasium zu Würzburg:

Ueber antike Theatermasken[1]).

Hochansehnliche Versammlung! Es war ursprünglich meine Absicht Ihnen die Entwicklung und Gestaltung des gesammten antiken Theaterkostüms in zusammenhängender Darstellung vorzuführen: während des Arbeitens aber habe ich die Unmöglichkeit erkannt einen so ausgedehnten Stoff innerhalb einer Zeit zu bewältigen, wie sie mir für heute zugemessen ist, und ich erlaube mir daher, lediglich die Masken der antiken Bühne in den Kreis meiner Besprechung zu ziehen. Sie werden also im Verlauf der letzteren von nichts als Masken und wieder Masken hören und vielleicht auch finden, dass sich die Erörterung bisweilen in allzu minutiöses Detail verliert. Gleichwohl hoffe ich, dass gerade dadurch auch das Ganze wieder Förderung findet, und bitte nur, da ich der Uebersichtlichkeit wegen so manches schon bekannte nicht umgehen konnte, Sie möchten auch Ihrerseits freundlichst die Maske der Geduld vornehmen.

Der Gebrauch von Masken ist ohne Zweifel diejenige Einrichtung des antiken Theaters, von der unser modernes Gefühl am lebhaftesten abgestossen wird. Deswegen hat man sich auch gewöhnt über jene als mehr oder minder verzerrte Gebilde mit hochmüthigem Schönheitsbewusstsein spottend hinwegzusehen. Und doch waren es gerade die Griechen,

[1]) Die beim mündlichen Vortrage wegen Kürze der Zeit weggebliebenen Partien sind wieder eingesetzt, ausserdem auch noch die Belegstellen hinzugefügt worden.

Digitized by Google

jenes Volk, dessen Schönheitsideal auch unserer Zeit noch mustergiltig ist, waren es gerade die Griechen, sage ich, welche die Masken nicht nur auf ihrer Bühne angewendet und selbst in der höchsten Blüte ihrer Culturentwicklung beibehalten haben, sondern darin auch von dem römischen Kunstdrama nachgeahmt worden sind. Von diesem Gesichtspunkte aus will ich im folgenden zwar nicht den Masken das Wort reden, aber doch einen Beitrag zu ihrer richtigeren Würdigung geben.

Der in der menschlichen Natur liegende Nachahmungstrieb ist nirgends zu lebhafterer Entfaltung gekommen als da, wo er sich mit religiösem Cultus in Verbindung gesetzt hat. Aber die Feste der ländlichen Gottheiten, die hier zunächst in Betracht kommen, zerfielen in zwei Theile: in einen religiösen und in einen profanen. Den naiven Leuten war es vor allem Bedürfniss, was nur im Glauben existierte, auch sichtbar darzustellen und so entweder die Gottheit oder doch wenigstens ihre Begleiter nachzubilden. Geschah dies — unter Absingung von preisenden Liedern und Aufführung von mimischen mit einfacher Musik begleiteten Tänzen — zu Ehren der Gottheit, so wurde im zweiten Theile auch die gleichzeitige Menschheit in Mitleidenschaft gezogen. Auch aus ihr bildete man einzelne Persönlichkeiten nach und erging sich dabei in lustigen wie scharfen Neckereien und Wechselgesprächen.

Bei Nachahmung der fremden göttlichen oder menschlichen Persönlichkeiten nun suchte man dem gedachten oder wirklich vorhandenen Original mehr oder minder nahezukommen, das eigne Ich aber möglichst unkenntlich zu machen. Dies wurde durch Vermummung erstrebt, diese aber hinwiederum vor allem am Gesichte angebracht, das am leichtesten zum Verräther werden konnte. So ist Gesichtsvermummung für beide Theile jener Festlichkeiten charakteristisch geworden.

Bei den Griechen war es der Dienst des Dionysos, der in höherem Grade als jeder andere Cultus die Lust an Vermummung begünstigte. Auch hier lassen sich die so eben geschilderten Theile unterscheiden, und in beiden war das Gesicht mit Hefe zu bestreichen[1]), namentlich aber dasselbe roth zu färben[2]) ebenso üblich als es mit Eppich oder Feigenblättern zu verhüllen[3]). Dieser Brauch hatte sich somit zu einem wesentlichen Merkmal dionysischer Festlust[4]) gestaltet, und als nun im Laufe der Zeiten aus dem religiösen Theil derselben die Tragödie und aus dem mit dem Cultus nicht minder innig zusammenhängenden profanen die Volksposse sammt ihrer höheren Stufe, der Komödie, sich entwickelte, da wurde er auch für diese Bühnenspiele um so mehr beibehalten, als man bei denselben ihres religiösen Ursprungs nie vergass und sie daher nur im Verein mit dionysischen Festen zur Aufführung brachte.

Auch die Italiker, zu denen bekanntlich die Römer gehören, hatten bei den Festen, die sie zu Ehren ihrer ländlichen Gottheiten veranstalteten, die Gesichter mit Mennig gefärbt[5]) oder mit Korklarven verhüllt[6]). Auch sie hatten aus jenen Festen ein dramatisches Spiel entwickelt, aber ihrem derberen Charakter gemäss nur aus dem von

[1]) περὶ κωμῳδίας 2. (Bergk Prolegg. de com. III, 2 p. XXIII).
[2]) Paus. II, 2, 5; VII, 26, 4.
[3]) Suid. s. v. θρίαμβος.
[4]) Witzschel in Paulys R. E. s. v. Persona (Bd. V, S. 1374).
[5]) Tibull. II, 1, 55.
[6]) Verg. Georg. II, 387.

Digitized by Google

mir so genannten profanen Theil. Die aus diesem hervorgegangene Volksposse, die Satura, hat ohne Zweifel die Vermummung mitherübergenommen. Bezeugt wird dies freilich nicht, ist aber schon darum höchst wahrscheinlich, weil eine andere Art der italischen Volksposse, die Atellana, welche später in Rom wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Satura an deren Stelle trat, stets in Masken vorgeführt wurde und die römische Jugend es überhaupt lange Zeit als ein nur ihr gebührendes Vorrecht betrachtete in Masken spielen zu dürfen[1]). Das römische Kunstdrama kommt hier nicht in Betracht, da es erst durch griechischen Einfluss zugebracht wurde und daher ursprünglich ausser allem Zusammenhang mit dem einheimischen Cultus stand.

Religiöser Conservatismus also, der aus Furcht die Gottheit zu erzürnen keinen der einmal bestehenden Bräuche zu beseitigen wagt, ist nach der bisherigen Erörterung das eigentliche und ursprüngliche Motiv gewesen, dass man für dramatische Spiele die Vermummung des Gesichtes oder die Masken, wenn gleich in sehr vervollkommneter Form, immerdar beibehielt. Er ist ferner auch das einzige Motiv gewesen: denn alle andern Gründe, durch welche man jene Erscheinung zu erklären versucht hat[2]), weist Geppert[3]) treffend mit dem einfachen Worte zurück: „aber dies alles hätte anders sein können". Dass man z. B. die Frauenrollen durch Männer und mehrere Partien durch einen Schauspieler darstellen liess, das waren eben nur praktische Vortheile, welche die Bühne aus der einmal bestehenden Einrichtung zog.

Darüber, wie sich aus der ursprünglichen Färbung und Verhüllung des Gesichts bei den Griechen die Maske entwickelt hat, sind wir nur nothdürftig berichtet.

Noch von Thespis, der den Grund zur eigentlichen Tragödie gelegt und sie Ol. 61, 1 (536 v. Chr.) vom Lande in die Stadt übergeführt hat, wird erzählt, er habe beim Spielen zuerst das Gesicht mit Bleiweiss gefärbt, dann mit Portulak verhüllt. Erst in dritter Linie führte er den Gebrauch der Masken ein. Dieselben waren aus feiner, weisser, also unbemalter Leinwand gefertigt[4]). Sein Schüler Phrynichos brachte zuerst Frauenrollen auf die Bühne[5]): wir erfahren nicht, welche entsprechende Neuerung damit bezüglich der Masken verbunden war. Den entscheidenden Schritt that wie in poetischer Hinsicht so auch hier Aischylos, der Ol. 70, 1 (500 v. Chr.) die Bühne betrat. Mit der gewaltigen ja oft schrecklichen Grossartigkeit seiner Charaktere suchte er auch die Masken in Einklang zu bringen und dies durch Bemalung derselben zu erreichen[6]). Das ist alles, was uns über die Geschichte der tragischen Masken überliefert wird: doch steht zu vermuthen, dass bezüglich ihrer auch Sophokles und Euripides manches geneuert, dass sie namentlich dem Wesen ihrer Dichtungen gemäss auch die darin gebrauchten Masken schöner und milder gestaltet haben. Ich werde im Verlauf dieser Darstellung

[1]) Liv. VII, 2. — Fest. p. 217a Müll., s. S. 19, A. 11.
[2]) Vgl. G. C. W. Schneider, d. att. Theaterw., S. 155.
[3]) Die altgriech. Bühne, S. 260.
[4]) Suid. s. v. Θέσπις.
[5]) Suid. s. v. Φρύνιχος.
[6]) Suid. s. v. Αἰσχύλος. οὗτος πρῶτος εὗρε προσωπεῖα δεινὰ καὶ χρώμασι κεχριεμένα ἔχειν τοὺς τραγικούς. Die Worte πρῶτος εὗρε erklären, wie Horaz (Epist. II, 3, 278) sagen kann: personae . . . repertor . . . Aeschylus.

Digitized by Google

hierüber noch eine oder die andere Andeutung machen können. — Der ernsten Tragödie hatte bald nach ihrem Entstehen Pratinas in dem Satyrdrama ein heiteres Nachspiel gegeben, worin ebenfalls Masken gebraucht wurden[1]).

Wer die Masken in der attischen Komödie eingeführt hat, wusste schon Aristoteles nicht mehr[2]). Als Erfinder bestimmter Arten von Masken nennt uns die Ueberlieferung den Maison[3]), dem sie zwei[4]) von der attischen Komödie bis in ihre letzte Stufe hinein beibehaltene[5]) Masken, den θεράπων Μαίσων und den θεράπων τέττιξ, zuschreibt, und den Myllos, der mit Mennig bemalte Masken angewandt haben soll[6]). Aber schon im Alterthum hat man Μαίσων zu μασᾶσθαι 'kauen, verzehren' gestellt und mit βορὸς 'der gefrässige' erklärt, wie denn auch Μύλλος von Hesychios z. B. gleich στρεβλὸς 'der schielende' genommen wird. Dazu kommt noch, dass die erste der erwähnten Masken mit dem Namen des angeblichen Erfinders selbst und nicht, wie zu erwarten stünde, mit einem davon abgeleiteten Adjectiv bezeichnet ist. Daher halte ich es nunmehr auch für richtiger in Maison und Myllos Personen der Komödie selbst zu erkennen. Dagegen lässt sich wol immer noch annehmen, dass ein gewisser Hermon, der man weiss nicht wann lebte, jedenfalls aber Dichter oder Schauspieler war, nach ihm benannte[7]) und fortan beibehaltene[8]) Masken geschaffen hat. Endlich darf man das gleiche von einem Lykomedes vermuthen, dessen Namen Meineke[9]) aus einer bei Pollux[10]) angeführten Maske entnommen hat.

Von Neuerungen und Verbesserungen, die organisatorisch auftretende Dichter der „alten" Komödie wie Krates, Kratinos und namentlich Aristophanes sicherlich vorgenommen haben, wird uns im allgemeinen nichts berichtet: vereinzelte Angaben bezüglich des letzteren werden wir späterhin noch kennen lernen, ebenso die hieher zu beziehende Wirksamkeit der „neuen" Komödie, für die namentlich Menandros thätig gewesen ist.

Ueber den Gebrauch der Masken in der altitalischen Volksposse (Satura und Atellana) ist bereits gesprochen. Rücksichtlich der Atellana wird er für die Zeit des Dichters Naevius (235—199) auch schriftlich bezeugt[11]). Das im Jahre 240 v. Chr. nach griechischem Muster eingeführte Kunstdrama d. h. die Tragödie und die Komödie überliess man professionierten Schauspielern. Diese, die anfänglich nur Fremde waren,

[1]) Poll. IV, 142.

[2]) Poet. 5.

[3]) Die bisherige Ansicht über ihn bei Bernhardy, Griech. Litt.-Gesch. II, 2, 517.

[4]) Athen. XIV, 77, p. 659a.

[5]) Poll. IV, 148. 150.

[6]) Eustath. ad Odyss. p. 1885, 21. Rom. bei Meineke, quaest. scen. I, 8. — Vgl. dagegen über die ganze Frage: v. Wilamowitz-Möllendorff, die megarische Komödie, Hermes IX, 3, 319 ff.

[7]) Ἑρμώνεια πρόσωπα οὕτω καλούμενα ποιᾷ ἀπὸ Ἕρμωνος τοῦ πρώτου εἰκονίσαντος. Etym. M. p. 376, 48.

[8]) Poll. IV, 143 sqq.

[9]) Frgm. Com. Graec. I, 562.

[10]) Poll. IV, 143. 145

[11]) Personata fabula quaedam Naevi inscribitur quam putant quidam primum ⟨actam⟩ a personatis histrionibus. sed cum post multos annos comoedi et tragoedi personis uti coeperunt, verisimilius est eam fabulam propter inopiam comoedorum actam novam per Atellanos, qui proprie vocantur personati, quia ius est is non cogi in scena ponere personam, quod ceteris histrionibus pati necesse est. Fest. p. 217a.

Digitized by Google

durften nicht in Masken spielen, was damit übereinstimmt, dass wir den Gebrauch der Masken als ein Reservatrecht der römischen Jugend [1]) kennen gelernt haben; sie mussten sich vielmehr mit Kopfaufsätzen begnügen, deren Haare je nach Alter und Geschlecht weiss, schwarz oder roth gefärbt waren [2]). Die ältesten Nachrichten, dass man auch jenen das Tragen von Masken gestattete, datieren aus der Zeit des Terentius (166—159) [3]). Möglicher Weise hängt dies, wie Mommsen [4]) vermuthet, damit zusammen, dass Einrichtung und Instandhaltung des Bühnenapparats im Jahre 174 auf die Staatskasse übernommen und seitdem auch die Inscenierung der Stücke, wie bisher schon ihre Bearbeitung mehr und mehr nach griechischem Muster bewerkstelligt wurde. Doch gab man das alte Privilegium, scheint es, nur ungerne dahin und nöthigte noch öfter die Schauspieler die Masken bei Seite zu lassen [5]). Erst der berühmte Schauspieler Roscius, ein Zeitgenosse Ciceros, setzte — angeblich weil er schielte — den ständigen Gebrauch der Masken auch für das Kunstdrama durch [6]).

Der in der Kaiserzeit aufgekommene balletartige Pantomimus bediente sich ebenfalls der Masken [7]), welche sonach nur in der ausgelassensten Art der römischen Volksposse, dem Mimus, nicht zur Anwendung kamen.

Ehe ich auf Namen, Material und Gestaltung der antiken Masken eingehe, sei es mir gestattet ein paar Worte über die antiken Quellen zu sagen, aus denen ich schöpfe. Vor allen kommen dabei die griechischen und römischen Schriftsteller in Betracht, unter diesen wieder ganz besonders Julius Pollux, der unter Kaiser Commodus in griechischer Sprache sein Onomastikon abfasste, das für diese Untersuchung von der grössten Bedeutung ist.

Als Kunstdenkmäler, die in zweiter Linie Beachtung verdienen, nenne ich Reliefs, geschnittene Steine, grössere und kleinere Statuen aus Marmor, Bronze und Terracotta, ferner Vasenbilder und namentlich die Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten campanischen Städte. Auch die Miniaturbilder zu Terenz, die in Handschriften seiner Komödien enthalten sind, gehören hieher.

Hat sich gleich die bildende Kunst in der Darstellung von Masken manche Freiheit gestattet, so ist doch im allgemeinen Uebereinstimmung mit den Berichten der Schrift-

---

[1]) Liv. I. l. — Fest. l. l.

[2]) Diom. III p. 489, 10 sq. Keil. — Charis. I p. 80, 9 sq. Keil.

[3]) Personati primi egisse dicuntur comoediam Cincius Falliscus, tragoediam Minutius Prothymus. Donat. comm. de com. ed. Reifferscheid. (p. 10, 1). Bezüglich des letzteren vergl. die Didaskalie zu Terent. Adelph.: Egere L. Atilius Praenestinus, Minutius Prothymus. — Acta plane est ludis Megalensibus L. Posthumio L. Cornelio aedilibus curulibus (161 v. Chr.) etiam tunc (iam tum?) personatis L. Numidio Posthumio, L. Ambivio Turpione. Donat. praef. in Terent. Eun. — Haec sane acta est ludis scaenicis funebribus L. Aemilii Pauli (160 v. Chr.) agentibus L. Ambivio et L. Turpione, qui cum suis gregibus etiam tum ('iam tum' Becker-Marquardt, Hdb. d. röm. Alterth. IV, 543 [1]) personati agebant. Donat. praef. in Terent. Adelph.

[4]) Röm. Gesch. II[3], 442 mit Anm.

[5]) Fest. l. l.

[6]) Personis vero uti primus coepit Roscius Gallus, praecipuus histrio, quod oculis perversis erat (vgl. Cic. d. nat. deor. I, 28, 79) nec satis decorus in ('sine' Lange viud. trag. Rom. p. 43) personis nisi parasitus pronuntiabat. Diom. III, p. 489, 11 sqq.

[7]) Luc. de salt. 29.

Digitized by Google

steller vorhanden, und ihre Beiziehung ist um so mehr angezeigt, als sich von einer wirklich auf der Bühne gebrauchten Maske bis jetzt noch keine Spur gefunden hat.

Der griechische Ausdruck für Maske ist πρόσωπον. Er bezeichnet ursprünglich das was an den Augen, am Gesicht (ὤψ) ist und entspricht somit unserm 'Angesicht'. Beide Worte haben sodann gleichmässig die Bedeutung von Larve, Maske angenommen; bezüglich des deutschen vergleiche man das Grimm'sche Wörterbuch, das unter 'Angesicht' aus Kirchhofs in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts geschriebenem Wendunmut folgendes Beispiel anführt: 'Da er ein Angesicht oder Schempart vorthet'. Eine antike Maske aber ist auch in der That, wie wir sogleich hören werden, ein förmliches Angesicht. Wie ich glaube, lediglich um Zweideutigkeit zu vermeiden und nicht um damit eine compliciertere Bedeutung zu verbinden hat man aus πρόσωπον die Form προσωπεῖον weitergebildet. Μορμολυκεῖον bezeichnet, wenn ich nicht irre, bloss eine Maske, die eine Schreckgestalt, wie die Gorgo, zur Darstellung bringt[1]). Aehnlich enthält wol auch das römische Wort 'larva' den Nebenbegriff des Furchtbaren oder Abschreckenden[2]), während der gewöhnliche Ausdruck 'persona' ist. Diesen hat man schon im Alterthume mit 'personare' in Verbindung gesetzt[3]). Gewiss mit Recht: an der Maske fiel, wie noch später zu erörtern sein wird, besonders die Mundöffnung auf. Da aber diese dazu diente die Stimme durchtönen zu lassen, so ging man bei der Namengebung von diesem Gesichtspunkte aus, und persona bezeichnet also einen Apparat, dessen Zweck ist die Stimme aus sich herausschallen zu lassen. Gegen die Verlängerung des o ist von sprachlicher Seite nichts einzuwenden.

Die von Aischylos eingeführten bemalten Leinwand-Masken scheinen bis in die späteste Zeit beibehalten worden zu sein: wenigstens erklärt der bekannte Bischof Isidorus[4]) von Sevilla, der zwischen 570 und 640 lebte, Schauspieler seien Leute mit linnenen Masken, welch letztere mit Gips überzogen und je nach Bedürfniss bemalt wären. Der Dichter Prudentius[5]) dagegen (348—410) spricht von hölzernen Masken, welche die tragischen Schauspieler getragen hätten. Ich weiss diesen Widerspruch nicht zu lösen; vielleicht wurden beide Arten neben einander gebraucht. Für die Annahme[6]), dass auch Masken aus Wachs oder Thon auf der Bühne getragen wurden, habe ich keinen genügenden Beweis finden können.

Die gewöhnliche Form der Maske war derart, dass sie den Kopf des Schauspielers an Höhe übertraf[7]) und das ganze Gesicht sowie das ganze Hinterhaupt bedeckte[8]). War sie aus Holz gefertigt, so konnte sie es nur soweit sein, als sie über das Gesicht

---

[1]) Suid. s. v. Μορμολύκεια τὰ τῶν τραγῳδῶν προσωπεῖα· τὰ τῶν ὑποκριτῶν προσωπεῖα, ἃ Δωριεῖς γόρτια καλοῦσιν. — Id. s. v. Γόρτια (γόρτεια Hesych. s. v.) παρὰ Δωριεῦσι τὰ τῶν ὑποκριτῶν προσωπεῖα, τῶν ἀπὸ τῆς σκηνῆς τραγῳδῶν. — Ἔλεγον . . τὰ προσωπεῖα τὰ αἰσχρὰ μορμολύκεια, ἀφ' οὗ καὶ τὰ τρατικὰ καὶ τὰ κωμικά. Schol. ad Aristoph. Pac. 474.

[2]) Hor. Sat. I, 5, 64.

[3]) Gell. V, 7.

[4]) Origg. X, 119.

[5]) Adv. Symm. II, 643 sqq.

[6]) Hoelscher, de personarum usu in ludis scenicis ap. Romanos, p. 56 sqq.

[7]) Luc. de salt. 27.

[8]) Gell. l. l.

Digitized by Google

ging. Zu sehen vermochte der Träger der Maske nur durch die an Stelle der Pupille gelassene Oeffnung[1]). Die Iris war noch an der Maske selbst angebracht und verschieden bemalt, wie ja auch die ältere griechische Kunst die Augensterne von andersfarbigem Material einlegte oder malte[2]). Jede Maske war ferner mit gemalten Augenbrauen versehen; ebenso waren Stirne, Nase, Wangen und Kinn je nach Bedürfniss bemalt, letzteres, wenn passend, durch einen Bart verdeckt. Ueber der Stirn war künstliches Haupthaar angebracht, das bei gewissen Masken mit dem Onkos, einem Aförmigen Aufsatz[3]), in Verbindung stand. Während die Ohren nicht immer sichtbar waren, zeigten weitaus die meisten Masken eine mehr oder minder weite Mundöffnung[4]), die öfter mit künstlichen Lippen[5]), bisweilen auch noch mit künstlichen Zähnen[6]) versehen war. Ihre auf Kunstdenkmälern hie und da vorkommende trichterförmige Bildung hat bis jetzt noch keine genügende Erklärung gefunden[7]).

Darf man, ohne schriftstellerische Beweise zu haben, von Kunstdenkmälern auf die Bühnenpraxis rückschliessen, so kamen bei den Schauspielern auch Halbmasken vor, d. h. solche, welche die untere Gesichtspartie ganz freiliessen[8]).

Die Maske ward wie unser Visier am Kinn gefasst, von unten nach oben über den Kopf gezogen[9]) und unter dem Kinn mit Bändern befestigt[10]), während der Hals durch sie wie durch die Kleidung so ziemlich vollständig verdeckt wurde[11]). Unter die Masken legte man kleine Filzkappen[12]), damit die Kopfhaut nicht wund gedrückt werde, eine Notiz, die allerdings auf den Gebrauch von hölzernen Masken hinzuweisen scheint. Oben an der Maske war eine Handhabe zum bequemen Tragen oder Aufhängen angebracht[13]). Hatten die Schauspieler Pause, so schlugen sie die Maske wie ein Visier über den Kopf zurück[14]). Gefertigt wurden die Masken durch die Costümiers oder Larvenfabrikanten[15]).

---

[1]) Saepe ipse vidi, ut ex persona mihi ardere oculi hominis histrionis viderentur. Cic. de or. II, 46, 193.

[2]) Vgl. Conze, üb. d. Gesichtsausdruck in d. Antike. Preuss. Jahrbb. 1874, S. 93.

[3]) Poll. IV, 133.

[4]) Luc. de salt. 27—29.

[5]) Poll. IV, 147.

[6]) Poll. IV, 151.

[7]) Wieseler, Theatergeb. S. 44b, 54a.

[8]) Wieseler, a. a. O., S. 45b, Taf. V, 53.

[9]) Wieseler, a. a. O., Taf. VI, 4. X, 1.

[10]) Helbig, Wandgemälde, S. 353, No. 1469; S. 414, No. 1729.

[11]) Wieseler, a. a. O., S. 49b.

[12]) Ulpian. ad Demosth. d. f. leg. p. 130 C ed. Fref.

[13]) Wieseler, a. a. O., Taf. VI, 2. — Die Griechen bezeichnen a) das Anlegen oder Anhaben der Maske wie folgt: πρόσωπον ἀνειληφότες Luc. Nigr. 11. — ὑποδὺς τὸ σὸν πρόσωπον Luc. Apol. 2. — τὸ προσωπεῖον περιθέμενοι Luc. Tim. 28. — περίθετον πρόσωπον Schol. ad Aristoph. Thesm. 258. — προσωπεῖον περικείμενος Luc. Nigr. 11. — πρόσωπον ὑπὲρ κεφαλῆς ἀνατεινόμενον ἐπικείμενος Luc. de salt. 27. — b) das Ablegen: ἀποθέμενος τὸ προσωπεῖον Luc. Menipp. 16; — die Römer: a) induisse suo capiti personam. Fronto de orationibus, ed. Med. II, p. 253. — personatus. Snet. Ner. 21. — b) ponere personam. Fest. l. l. — cum ... personam deposuissent (histriones atque comoedi). Quintil. inst. orat. VI, 2, 35.

[14]) Wieseler, a. a. O., S. 45, Taf. V, 51. IX, 2.

[15]) Ἡ δὲ νέα κωμῳδία καὶ προσωποποιὸν εἰρήκειν ὃν ἡ ἀρχαία σκευοποιόν. Poll. II, 47. —

Digitized by Google

Die griechischen Masken theilt Pollux[1]) in 3 Hauptklassen: in tragische, in satyrische d. h. solche, die dem Satyrspiel allein eigenthümlich waren, und in komische. Tragische zählen wir bei ihm 11, satyrische 4, komische 44, im Ganzen also 59. Die Namen der einzelnen Masken sind nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten, oft nach mehreren zugleich, gewählt:

a) nach körperlichen Eigenschaften, wie

Alter und Leibesbeschaffenheit; z. B. das Mädchen (κόρη), Papa Silen (Σειληνὸς πάππος), das dürre alte Weibchen (τρᾶδιον ἰσχνόν), die dicke Alte (τραῦς παχεῖα);

Form oder Farbe der Haupthaare: der kraushaarige junge Mann (οὖλος νεανίσκος), die kleine Fackel (λαμπάδιον), d. h. eine Frauenmaske, die auf dem Wirbel eine Haarflechte trug, deren Form sich einer kleinen Fackel vergleichen liess; die geschorene Jungfrau (κούριμος παρθένος), der blonde Mann (ξανθὸς ἀνήρ), der graue Satyr (Σάτυρος πολιός);

Form oder Fehlen des Bartes: der Spitzbart (σφηνοπώγων), der langbärtige Alte (πρεσβύτης μακροπώγων), der bartlose Satyr (Σάτυρος ἀγενείων);

Farbe des Teints: der gebräunte Mann (μέλας ἀνήρ), die bleiche (Jungfrau) mit herabhängendem Haar (κατάκομος ὠχρά);

Bildung der Nase: der stülpnasige (ἀνάσιμος).

b) nach dem Kostüm: der Lederkittel (διφθερίας)[2]);

c) nach der socialen Stellung: die alte Hausklälterin (τρᾶδιον οἰκετικόν), der (junge) Landmann (ἄγροικος), die passierte Hetäre (ἑταιρικὸν τέλειον), die ringsumbehaarte Zofe (ἄβρα[3]) περίκουρος);

d) nach Charaktereigenschaften: der allseitig tüchtige junge Mann (πάγχρηστος νεανίσκος), die geschwätzige (Frau) (λεκτική);

e) nach dem Erfinder oder der Herkunft einer Maske: der Hermonios (Ἑρμώνιος), der Lykomedeios (Λυκομήδειος), der sicilische (junge Mann) (Σικελικός);

f) nach der Bedeutung der Rolle: der ἡγεμὼν πρεσβύτης d. h. der erste Alte in dem Sinne, wie wir sagen 'der erste Liebhaber'. Diese Erklärung ergibt sich als die allein richtige aus Quintilian[4]), der die Worte ἡγεμὼν πρεσβύτης übersetzt mit pater ille, cuius praecipuae partes sunt.

Wie die Römer die Masken in der Tragödie und im Pantomimus benannt haben, ist uns nicht überliefert; bei den komischen scheinen sie lediglich auf Alter, sociale Stellung oder Charakter Rücksicht genommen zu haben[5]): so der Soldat (miles),

---

Οὐδενὸς τῶν σκευοποιῶν τολμήσαντος τὸ πρόσωπον αὐτοῦ σκευάσαι. Vit. Aristoph. 3 (Bergk, Prolegg. de com. XII, 3 p. XXXVI).

[1]) Bei dem die Belege für das folgende bekanntlich B. IV, 133—154 zu finden sind.

[2]) Cuius (pellis caprinae) usum apud antiquos quoque Graecos fuisse apparet, quod in tragoediis senes ab hac pelle appellantur διφθερίαι. Varro de re rust. II, 11, p. 270 Schneid.

[3]) Ueber die ἄβρα Becker, Charikles III², 25 f.

[4]) Inst. orat. XI, 3, 74. — Vgl. Boettiger, de personis scenicis, vulgo larvis (Opusc. p. 225).

[5]) Quintil. l. l.

Digitized by Google

der strenge (senex austerus) und der milde Alte (s. mitis), der Parasit (parasitus). — Die Atellana, die Vorläuferin der heutigen commedia dell' arte, hatte stehende Masken, die den Gesammtnamen Oscae personae trugen, weil die Atellana nach römischer Anschauung von den in Campanien wohnenden Oskern entlehnt war[1]). Die einzelnen Masken wurden theils nach auffallenden Aeusserlichkeiten theils nach Charaktereigenschaften bezeichnet. Zu den ersteren gehört Bucco, der Bausback, der moderne Brighella[2]), und Dossenus, der Bucklige, der Dottore[3]); zu den letzteren Maccus, der Dümmling, der Arlecchino[4]), und Pappus, der alte geistesschwache Papa, der Pantalone[5]). Auch die in der Atellana vorkommenden Gestalten des bäuerischen Aberglaubens (z. B. Mania[6], Pytho Gorgonius[7]) hatten ihre stereotypen Masken.

Die griechischen Masken waren der grossen Mehrheit nach nicht für eine bestimmte Rolle gefertigt, sondern sie repräsentierten lediglich allgemein menschliche Typen. Vor allem schied man natürlich männliche und weibliche Masken: der ersteren führt uns Pollux aus der Tragödie 17, aus der Komödie 27 an, während die Zahl der weiblichen bei ihm in der Tragödie 8, in der Komödie 17 beträgt. Innerhalb dieser Kategorie unterschied man wieder Masken, um das Greisenalter, die Zeit männlicher und weiblicher Reife oder die Jugend zu bezeichnen. Aber auch da nuancierte man noch weiter nach den höheren oder tieferen Jahresstufen, nach der socialen Stellung, nach Charakter, Temperament oder der für die jeweilige Situation angemessenen Seelenstimmung. Demgemäss hatte man also z. B. nicht eine besondere Maske für die Rolle der Antigone und eine andere für die der Elektra, sondern für beide nur die Charaktermaske der trauernden Jungfrau. Diese aber schied sich wieder in zwei Arten[8]), wodurch auch für den Fall gesorgt war, wenn in einem Drama zwei trauernde Jungfrauen auftraten wie Antigone und Ismene in des Sophokles Antigone.

Die derartige Gestaltung der Masken hängt aufs innigste zusammen mit der schon von Schiller und Goethe wahrgenommenen Eigenthümlichkeit des antiken Dramas, dass es mehr oder weniger Typen und keine eigentlichen Individuen geschaffen hat[9]). Gleichwol traten, um jene oben angeführten charakteristischen Merkmale wiederzugeben, an die Maskenverfertiger noch schwierige Anforderungen genug heran: sie sind indess denselben mit vieler Kunst gerecht geworden, und mit gutem Grund sagt Geppert[10]), es

---

[1]) Diomed. III p. 489 sq.

[2]) Pomponius Buccone auctorato. Non. p. 508, 1 Merc. — Vgl. überhaupt Munk, de fab. Atell. p. 28 sqq., der jedoch nicht gehörig zwischen Atellana und Mimus scheidet.

[3]) Novius in duobus Dossenis. Fest. p. 364a. — Dossenus für Dorsenus, wie dossuarius bei Varro de re rust. II, 6 extr. für dorsuarius.

[4]) Diom. l. l. Der gemeinsame Name für Bucco und Maccus war nach Munk (l. l. p. 38) Sanniones (Novius [l. Novius] Sannionibus. Non. p. 218, 25), wie heutzutage Zanni für Brighella und Arlecchino.

[5]) In Atellanis aliquot Pappum senem quod Osce (Mommsen) casnar appellant. Varro de l. Lat. VII, 29 Müll.

[6]) Novius Mania medica. Non. p. 154, 22.

[7]) Pomponius Pintone (Pythone Scaliger) Gorgonio. Non. p. 508, 4.

[8]) ἡ κούριμος παρθένος und ἡ ἑτέρα κούριμος παρθένος. Poll. IV, 140 sq.

[9]) Vgl. Bernhardy, a. a. O., S. 176.

[10]) a. a. O., S. 266.

Digitized by Google

sei staunenswerth, bis zu welchen feinen Nuancierungen die Griechen das menschliche Antlitz nachgebildet haben. Die Grundsätze, die dabei beobachtet wurden, enthalten begreiflicher Weise vieles allgemein menschliche, manches aber auch, was aus den besondern Ansichten und Sitten der griechischen Nation abgeleitet ist. Sehr dankenswerthe Fingerzeige geben uns hiefür die Bemerkungen der Rhetoren und der sog. Physiognomiker.

Man schliesst, heisst es in der unter Aristoteles Namen auf uns gekommenen Physiognomik[1]), auf das Innere eines Menschen aus der Farbe des Teints, aus den Haaren, aus der Beschaffenheit des Fleisches. Aber noch genauer spricht sich der jüngere Philostratos in der Einleitung zu seinen Gemälden aus: „Derjenige", sagt er, „welcher die Kunst des Malens richtig üben will, muss die menschliche Natur wol studiert haben und im Stande sein zu beurtheilen, wie sich die inneren Eigenschaften auch ohne Worte manifestieren: was nämlich in der jedesmaligen Beschaffenheit der Wangen, im Spiele der Augen, im Ausdrucke der Augbrauen liegt, kurz alles, was auf das innere Wesen Bezug hat. Hat er sich damit hinlänglich vertraut gemacht, so wird er nichts unbeachtet lassen, und seine Hand wird trefflich ausdrücken was ein jeder gerade thut, sei es dass es sich um einen rasenden oder zornigen, einen tiefsinnigen oder frohen, einen stürmischen oder zärtlichen handelt; ja sie wird einfürallemal das einem jeden angemessene treffen". Alle diese Partien, zu denen wir endlich mit Quintilian[2]) noch Stirne, Lippen und Nase hinzunehmen wollen, waren auch auf den Masken in der That mit besonderer Sorgfalt ausgeführt. Bei jeder einzelnen Maske aber sind demgemäss drei Haupttheile zu unterscheiden: der untere vom Kinn bis zur Nase, der bei Männern durch den Bart bedeckt wurde; der mittlere, die Wangen und Augen umfassend, bezeichnete durch die Gesichtsfarbe wesentlich das Alter und den Charakter der Person; der obere endlich umschloss das Vorder- und Hinterhaupt und an ihm war der Unterschied des Haares, sowie die grössere und geringere Höhe der Stirn zu bemerken[3]).

Um mit dem mittleren und wichtigsten Haupttheil zu beginnen, so treten uns in der Behandlung des Teints (χρῶμα) vor allem die dunkle oder gebräunte (μέλας) und die weisse Farbe (λευκόν) entgegen: vermuthlich dienten beide wie in der alten hellenischen Kunst überhaupt so auch in der Maskenmalerei ursprünglich nur dazu Männer- und Frauengesichter unterscheidbar zu machen. Erst später führte man Nuancen und Zwischenfarben ein, und nun bezeichnete die gebräunte Färbung, die natürlich stets für die männlichen Masken reserviert blieb, den viel im Freien lebenden[4]), körperlichen Uebungen ergebenen und dadurch gebräunten, war also zunächst ein Zeichen von leiblicher Gesundheit und Kraft, dann aber auch von geistiger Energie und Tüchtigkeit. Sie findet sich bei der nach ihr benannten tragischen Maske des 'gebräunten Mannes' (μέλας ἀνήρ), die einen in der Blüte des Mannesalters stehenden vorführt. Sie findet sich aber auch in der Komödie bei dem jungen Landmann (ἄγροικος), dem Soldaten (ἐπίκλειστος) und dem

[1]) (Aristot.) Physiogn. 2. — Vgl. auch Polem. Physiogn. I, 3.

[2]) Inst. orat. XI, 3, 77 sqq.

[3]) Sommerbrodt, de Aeschyli re scen. II, p. LXXVIII u. A. Müller im Philol. XXIII, 529.

[4]) Τοὺς . . ἀνθρώπους ὁ . . ἥλιος μελαίνει. Aristot. Probl. XXXVIII, 8. — Οὗτοι (die durch Leibesübungen gekräftigten) δὲ ἡμῖν ὑπέρυθροι ἐς τὸ μελάντερον ὑπὸ τοῦ ἡλίου κεχρωσμένοι καὶ ἁρρενωπότεροι. Luc. Anach. 26.

Digitized by Google

gebräunten jungen Manne (μέλας νεανίσκος). Von dem letzteren sagt Pollux[1]) ausdrücklich, er sehe aus wie einer, der die Gymnastik liebt. Damit vergleiche man in des älteren Philostratos[2]) Schilderung der Eberjagd die Bemerkung, einer der Jäger verrathe in seinem Gesichte etwas von der Palästra. — Im Gegensatze hiezu wurde die weisse Farbe später auch für besonders zarte oder geradezu weibische Jünglinge gebraucht und bekundete Luft und Gymnastik scheuende Weichlichkeit des Lebens wie des Charakters[3]). Sie hatte in der Tragödie wie in der Komödie der 'zarte Jüngling' (ἁπαλὸς νεανίσκος). Diese Maske trug ohne Zweifel in den Bakchen des Euripides der Dionysos[4]), dem auch von dem Dichter nicht nur weisser Teint[5]), sondern geradezu weibische Gestaltung[6]) zugeschrieben wird. Dazu kommt, dass Pollux[7]) sagt, die Maske schicke sich für einen Gott.

Die bleiche (gelbliche) Gesichtsfarbe (ὠχρὸν) bezeichnete körperliches oder geistiges Leiden: darum gebranchte man sie bei männlichen wie bei weiblichen Masken zur Charakterisierung von kranken, verwundeten, liebenden und trauernden. Auch die Schatten der Unterwelt traten in dieser Farbe auf[8]).

Dunkelrother Teint (ἐρυθρὸν) rührt nach den Alten von dem Blute her, das lebhafte Bewegungen in Wallung gebracht haben[9]). Wie angemessen ist er für einen Boten, der mit gewichtiger Kunde herbeieilt. Der 'Spitzbart' (σφηνοπώγων) der Tragödie gehört hieher.

Ein helleres Roth (πυρρὸν oder πυρσὸν) des Gesichtes, das die antike Physiognomik dem des Fuchses vergleicht, deutet List und Verschmitztheit an[10]). Darum schmückte diese Farbe fast ausschliesslich die in der Komödie auftretenden Sklaven, namentlich den spitzbübischen Koch (θεράπων Μαίσων).

Von den einzelnen Theilen des Gesichtes war vor allem das Auge bedeutsam: Pollux spricht von schmerzlichem, traurigem, finsterem, stechendem, mattem Blick, von niedergeschlagenen wie von schielenden Augen. Die letzten treffen wir hauptsächlich bei Sklaven und Parasiten der Komödie[11]), vermuthlich zu demselben Zweck wie die fuchsrothe Gesichtsfarbe. Alles dies aber konnte nur ausgedrückt werden, wenn unserer obigen Annahme gemäss an der Maske auch noch die Iris angebracht und bemalt war. Diese Annahme wird indess noch weiter unterstützt durch das, was Pollux[12]) über die Maske des Thamyris sagt. Dieser, ein thrakischer Sänger, wurde bekanntlich von den Musen geblendet, weil er sich übermüthig mit ihnen in einen Wettstreit eingelassen hatte.

[1]) IV, 146.

[2]) Imag. 1, 28.

[3]) Λευκὸς σκιατροφίας ἁπαλότητα ὑποδηλῶν. Poll. IV, 147. — Vgl. auch die Stelle aus Euripides in A. 5. u. Luc. Anach. 25.

[4]) Vgl. Schoene, de person. in Eurip. Bacch. hab. scen., p. 13.

[5]) Λευκὴν δὲ χροιὰν εἰς παρασκευὴν ἔχεις, | οὐχ ἡλίου βολαῖσιν, ἀλλ' ὑπὸ σκιᾶς. Eurip. Bacch. 457 sq.

[6]) Ibid. 454.

[7]) IV, 136.

[8]) Poll. IV, 137 ... (ὠχρᾷ δὲ ὡς δηλοῦν νοσοῦντα ἢ ἐρῶντα).

[9]) Οἷς τὸ χρῶμα ἐρυθρόν, ὀξεῖς, ὅτι πάντα τὰ κατὰ τὸ σῶμα ὑπὸ κινήσεως ἐκθερμαινόμενα ἐρυθραίνεται. (Aristot.) Physiogn. 6.

[10]) Οἱ πυρροὶ ἅγαν πανοῦργοι· ἀναφέρεται ἐπὶ τὰς ἀλώπεκας. Ibid.

[11]) Vgl. darüber Wieseler, a. a. O., S. 113a und die Stelle aus Diomedes S. 20, A. 6.

[12]) IV, 141.

Digitized by Google

Er wurde von Sophokles auf die Bühne gebracht mit einer Maske, deren eines Auge schwarz war, während das andre helle Farbe zeigte. Mit Recht hat daraus Lessing in seinem Leben des Sophokles[1]) geschlossen, dass Thamyris vor den Augen der Zuschauer blind geworden. „Jetzt war Thamyris", sagt er, „noch sehend, und der Schauspieler zeigte diejenige Hälfte seiner Maske, die das schwarze Auge hatte. Nun sollte er auf einmal blind werden, und der Schauspieler wandte sich so geschickt, dass plötzlich die Zuschauer die andere Hälfte, welche das glauche Auge (γλαυκον ὀφθαλμα) hatte, erblickten. Denn γλαυκον ὀφθαλμα ist hier nichts anderes als ein Auge, das mit einem Γλαυκωμα behaftet scheint; und Glaukoma, wie bekannt, ist diejenige Krankheit des Auges, welche unsere Augenärzte den blauen oder grünen Staar nennen. Das merklichste und augenscheinlichste Zeichen der Blindheit, welches die Skenopöie nur immer wählen konnte". Mit der letzteren Annahme scheint mir übrigens Lessing zu weit gegangen zu sein: man hatte gerade diese zwei Farben wol nur desswegen gewählt, um die Veränderung recht auffallend zu machen; denn „der Hauptunterschied bezüglich der Farbe der Augen", erörtert Prantl[2]), „ist zwischen dem Schwarzäugigen (μελανόμματον) und dem Helläugigen (γλαυκόν)".

Von Alters her, lesen wir in dem Grimm'schen Wörterbuch, waren die Augbrauen (ὀφρύες) in ihrer Regsamkeit zeichenhaft und bedeutungsvoll[3]). Hochgeschwungen (ἀνατεταμένος τὰς ὀφρῦς) bedeuten sie Stolz oder heftiges Wesen[4]) und finden sich daher bei dem 'krausgelockten jungen Mann' (οὖλος νεανίσκος), der in der Tragödie, wie ich später begründen werde, die ersten jugendlichen Helden wie Achilleus, Iason, Meleager vorstellte. Sind sie besonders hoch aufgezogen, so wird damit Hochmuth, Prahlsucht, ja Unverschämtheit[5]) bezeichnet, und darum hat sie die Komödie den Parasiten und Schmarotzern zugetheilt. — Zwei Masken gab es in der Komödie, an denen nur die eine Braue emporgezogen war. Es ist das vor allem die des 'ersten Alten' (ἡγεμὼν πρεσβύτης), an der, wie Pollux[6]) berichtet, bloss die rechte Braue hochgeschwungen war. Ueber diese Maske sagt Quintilian[7]): „Jener Vater, dem die Hauptrolle zufällt, hat, weil er bald leidenschaftlich erregt bald wieder ruhig ist, die eine Augbraue emporgerichtet, die andere in gewöhnlicher Stellung, und die Schauspieler pflegen jedesmal gerade die Seite (den Zuschauern) zu zeigen, welche zu dem passt, was sie vortragen". Hiezu bemerkt Lessing[8]): „Wie es mit der Maske dieses Vaters war, so war es unfehlbar mit den Masken aller Personen, die in der Geschwindigkeit vor den Augen der Zuschauer ein verändertes Gesicht zeigen mussten, und also nicht Gelegenheit hatten, hinter der Scene ihre ganze

[1]) Werke; Leipzig, Göschen; Band V, S. 231 ff.

[2]) Aristoteles über die Farben, S. 152 ff.

[3]) Multum et superciliis agitur. Nam et oculos formant aliquatenus et fronti imperant. Quintil. inst. orat. XI, 3, 78.

[4]) Vgl. die Stelle aus Quintilian in A. 7.

[5]) Αἶαν ἀνω βλέφαρα πρὸς τἀναιδὲς ἀγαπῶν. Eurip. Iph. Aul. 379.

[6]) IV, 144.

[7]) Pater ille, cuius praecipuae partes sunt, quia interim concitatus, interim lenis est, altero erecto altero composito est supercilio; atque id ostendere maxime latus actoribus moris est, quod cum iis, quae agunt, partibus congruat. Quintil. inst. orat. XI, 3, 74.

[8]) A. a. O., S. 234.

Digitized by Google

Maske zu ändern". Dadurch bestätigt sich auch das vorhin über die Maske des Thamyris geäusserte. Der Gebrauch solcher Masken aber ist wol daraus zu erklären, dass die griechische Bühne es liebte die Schauspieler reliefartig zu gruppieren. Sie befand sich hiebei im Einklang mit der althellenischen Kunst. Auch diese zeigt, wie Conze[1]) erst unlängst wieder erinnert hat, so gut wie alle Gesichter in der Profilansicht, und aus dieser Schranke der Darstellung strebt die griechische Kunst auch bei gesteigertem Können lange gar nicht heraus. — Anders stellt sich die Sache bei dem Lykomedeios. Auch er hatte nur die eine Braue aufgezogen; bei ihm wurde jedoch dadurch, wie Pollux[2]) selbst sagt, die Vielgeschäftigkeit bezeichnet; daher brauchte er vermuthlich nicht immer bloss die eine Seite zu zeigen, sondern das Charakteristische und zugleich Komische lag eben in der Ungleichheit der Brauen.

Gesenkte Brauen (καθειμένος) bedeuten ernsten Charakter oder traurige Stimmung[3]): daher hat solche in der Komödie die Maske des 'gebräunten jungen Mannes' (μέλας νεανίσκος), der vermuthlich zu den von Quintilian[4]) angeführten 'ernsten jungen Männern' (iuvenes severi) gehört.

Sanftgezeichnete Brauen (ἡμερώτατος) künden heiteres, mildes Wesen[5]): wir finden sie bei der ältesten Greisenmaske der Komödie (πάππος πρῶτος), die wahrscheinlich einen der 'milden Greise' (senes mites) des Quintilian repräsentiert.

Das Zusammenziehen (συνάγειν) der Augbrauen weist auf Bosheit und ist darum auch sehr geeignet für den meineidigen Kuppler der Komödie. Von dem Skythen, der bei dem jüngeren Philostrat[6]) an dem besiegten Marsyas die bekannte Strafe zu vollziehen sich fertig macht, heisst es: „Die Röthe auf seiner Wange deutet, mein' ich, auf Mordgier. und die Braue über das Auge hin dicht zusammengezogen gibt der Bosheit charakteristischen Ausdruck".

Nicht minder wie die Brauen trägt die in engster Verbindung mit ihnen stehende Stirne (μέτωπον) zur Charakterisierung des Temperaments oder der jeweiligen Stimmung bei. Auf der Stirne prägt sich schon bei Homer[7]) der Ernst oder die Heiterkeit aus. „Sie lächelte", heisst es dort von der Götterkönigin, „mit den Lippen, nicht jedoch erheiterte sich die Stirn über den Brauen". Auch der 'Lederkittel' (διφθέρια) in der Tragödie zieht die Stirnhaut hoch empor und manifestiert sich dadurch als ein ernster finsterer Mann. Dagegen ist das φαιδρός, das Pollux öfter bei Beschreibung der Masken gebraucht, höchst wahrscheinlich hauptsächlich von der glatten Stirne zu verstehen, die dem Gesichte den Ausdruck ungetrübter Heiterkeit gibt[7]) und daher bei der Maske für die schönen Götter- und Menschen-Jünglinge ebenso am Platze ist, wie sie die bildende Kunst den Söhnen des Zeus gibt. Aber auch für Schmeichler sei nach Art der Hunde eine glatte

---

[1]) A. a. O., S. 30.
[2]) IV, 145.
[3]) Tristitia deductis (supercilliis), hilaritas remissis ostenditur. Quintil. inst. orat. XI, 3, 79.
[4]) Inst. orat. XI, 3, 74.
[5]) Iunag. 2.
[6]) Il. XV, 102.
[7]) Φαιδρὸς λάμπουτι μετώπῳ. Aristoph. Eq. 550.

Digitized by Google

Stirn charakteristisch, meint die pseudoaristotelische Physiognomik[1]); und in der That wendet Pollux das Wort φαιδρὸς auch bei den Masken des Parasiten und des Schmarotzers an.

Deutete ein faltiges Gesicht überhaupt hohes Alter an und zeigte darum die Maske des 'dürren alten Weibchens' (γρᾶδιον ἰσχνόν) zahlreiche feine, die der 'dicken Alten' (γραῦς παχεῖα) breite tiefe Falten, so kündeten vereinzelte Falten auf der Stirne, dass äusserlich die Sonnenhöhe der vollen Jugendblüte überschritten sei, und auch innerlich ein ernsteres gediegeneres Wesen Platz gegriffen habe[2]). Darum erscheinen solche auf der Stirn des 'allseitig tüchtigen jungen Mannes' (πάγχρηστος νεανίσκος), der ältesten Jünglingsmaske der Komödie. Aber auch der 'krausgeloekte junge Mann' (οὐλος νεανίσκος) hat schon eine Falte auf der Stirn[3]). Man vergleiche damit folgende Schilderung des älteren Philostratos[4]): „Eine Frau, welche verständig aussieht und noch nicht ganz über die Blüte der Jahre hinaus ist. Denn eine gewisse Frische ruht wol auch auf der ersten Falte, auf welche sich zwar schon die Würde des Alters senkt, die aber gleichwol damit noch einen Rest des Jugendreizes vereint".

Bezüglich der Bildung der Nase (ῥὶς) erwähnt Pollux die etwas eingebogene (ἐπίγρυπος) und die aufgestülpte (σιμή). Die erstere gibt die Physiognomik den unverschämten, indem sie das Profil des Raben zur Vergleichung beizieht[5]), die Komödie den Parasiten. Die Stülpnase, die im ganzen als hässlich galt, charakterisiert in der Komödie den 'jungen Landmann' (ἄγροικος), wie die 'alte Haushälterin' (γρᾶδιον οἰκετικόν); in den Kunstdenkmälern und wol nicht minder auf der Bühne auch die Satyrn. Bei den jugendlichen der letzteren war die Formation anmuthiger und bezeichnete mehr eine muthwillige Schalkheit[6]). Im übrigen werden die Masken die griechische Normalnase gehabt haben, welche eine gerade Richtung und gewöhnlich einen scharf bezeichneten flachen Rücken hat.

Der Mund (στόμα) war, wie wir schon bemerkt haben, bei allen Masken der griechischen Bühne mehr oder minder geöffnet. Abgesehen von dem praktischen Zwecke das Athmen und das Sprechen zu erleichtern (nicht aber die Stimme zu verstärken), sollte vielleicht dadurch ähnlich wie in der bildenden Kunst dem ganzen Gesichte mehr Leben und Ausdruck verliehen werden. Die tragischen Masken hatten nach den Mittheilungen der Alten[7]) eine weitere Mundöffnung als die komischen; möglich, dass man so das ihnen zustehende leidenschaftlichere Pathos zum Ausdruck zu bringen versuchte. In der Komödie dagegen wurden heftige Affecte durch mehr oder minder starke Ver-

---

[1]) Οἱ δὲ (τὸ μέτωπον) ἀτενὲς ἔχοντες κόλακες· ἀναφέρεται ἐπὶ τὸ γιγνόμενον πάθος. Ἴδοι δ' ἂν τις ἐπὶ τῶν κυνῶν ὅτι οἱ κύνες ἐπειδὰν θωπεύωσι γαληνὸς τὸ μέτωπον ἔχουσιν. (Aristot.) Physiogn. 6.

[2]) Ἀνδρείου σημεῖα . . . μέτωπον οὔτε λεῖον οὔτε παντάπασι ῥυτιδῶδες. (Aristot.) Physiogn. 3.

[3]) Ῥυτὶς ἐπὶ τοῦ μετώπου μία. Poll. IV, 147.

[4]) Imag. II, 1: διδάσκαλος αὐτὰς ἄτει σοφὴ οὐδὲ ἕωρος, ἐφιζάνει γάρ τις ὥρα καὶ ῥυτίδι πρώτῃ ⟨παρὰ τοῦ⟩ γήρως μέν τὸ ὑπόσεμνον ἕλκουσα, τούτῳ δ' αὖ κεραννύσα τὸ ζωζόμενον τῆς ἀκμῆς.

[5]) Οἱ δὲ (τὴν ῥῖνα) ἐπίγρυπον (ἔχοντες) ἀπὸ τοῦ μετώπου εὐθὺς ἀγομένην ἀναιδεῖς· ἀναφέρεται ἐπὶ τοὺς κόρακας. (Aristot.) Physiogn. 6.

[6]) Müller, Hdb. d. Arch.[3], § 329, 4.

[7]) Luc. de salt. 27.

Digitized by Google

zerrung des Mundes[1]), aber nicht der Gesichtszüge überhaupt dargestellt, während die Masken für die Nebenrollen der komischen Bühne, die nur leidenschafts- und bewegungslose Alltagsgesichter darstellten, aus eben diesem Grunde nach Wieseler[2]) Ansicht auch nur verhältnissmässig kleine Mundöffnungen hatten. — Bei der Maske der 'alten Hausbälterin' (τρᾶϐιον οἰκετικόν) wurde der schon besprochene Ausdruck der Hässlichkeit auch noch dadurch gesteigert, dass ihr Mund auf jeder Seite mit zwei Backenzähnen, aber eben nur mit so wenigen geschmückt war.[3])

Die Lippen (χείλη) waren z. B. bei dem 'jungen Landmann' (ἄγροικος) im Anschluss an die aufgestülpte Nase breit, während sie bei dem Kuppler sich zu einem grinsenden boshaften Lachen zurückzogen[4]).

Die Wangen (παρειαί) waren länglich, faltig oder mager, um das Alter zu kennzeichnen, letzteres indessen auch, um bei jugendlichen Masken den Ausdruck körperlichen oder geistigen Leidens zu vervollständigen; dicke Wangen deuteten, scheint es, auf gutmüthiges sanftes Wesen[5]).

Die Form der Ohren (ὦτα) bezeichnet Pollux an den Masken des 'zweiten Alten' (πάππος δεύτερος), des Parasiten (παράσιτος) und des Schmarotzers (κόλαξ) mit dem Ausdruck ὠτοκατεξίας, der sonst für die von häufigen Faustschlägen schlaffen Ohren der Athleten üblich ist. Vielleicht sollten diese schlaffen Ohren kriechende Demuth, die alles über sich ergehen lässt, manifestieren. Bezüglich der Satyrmasken lässt sich vermuthen, dass sie wie auf Kunstdenkmälern so auch auf der Bühne mit gespitzten ziegenartigen Ohren versehen waren[6]).

Es bleibt endlich noch Kopf- und Barthaar an den Masken zu besprechen; denn auch bei diesen ist wie in der griechischen Kunst überhaupt beides charakteristisch und bedeutungsvoll[7]). Man hat dabei Rücksicht zu nehmen auf Farbe und Form.

Ganz weisse (λευκαί) Haare (τρίχες) bezeichnen natürlich die höchste, graue (πολιαί) eine tiefere, und wenn sie nur zerstreut sichtbar (σπαρτοπόλιος), die erste Stufe des Greisenalters. Ausserdem treffen wir dunkle (μέλαιναι), fuchsrothe (πυρραί) und blonde (ξανθαί) Farbe. Die beiden ersten finden sich vor allem bei jenen Masken, deren Teint die gleiche Färbung trägt, die dunkle überdies bei den meisten Masken der leidenden und unglücklichen. Die blonde Haarfarbe dagegen hat man mit Recht als die echtnationale der Griechen erkannt, die ebendarum zugleich als die schönste galt[8]). Schon bei Homer haben sie Menelaos[9]), Achilleus[10]), Odysseus[11]), und so traten auch auf

[1]) Ὁρῶμεν . . ὅπως ἐξεστραμμένον τὸ στόμα. Platonios de diff. com. 20. (Bergk, Proleg. de com. I. 20, p. XXII).

[2]) A. a. O., S. 53b g. E.

[3]) Poll. IV, 151.

[4]) Labris . . non fere quidquam decenter ostendimus, tametsi derisus iis, contemptus, fastidium significari solet . . . Labra . . diducuntur et dentes nudant, et in latus ac paene ad aurem trahuntur et velut quodam fastidio replicantur. Quintil. inst. orat. XI, 3, 80 sq.

[5]) Πραΰτος σημεῖα. ἰσχυρὸς τὸ εἶδος, εὔσαρκος· ὑγρὰ σάρξ καὶ πολλή. (Aristot.) Physiogn. 3. — Danach entspräche vielleicht die γραῦς παχεῖα der mater indulgens des Donat (ad Terent. Phorm. prol. 37).

[6]) Wieseler, Satyrsp., S. 155 f.

[7]) Müller, Hdb. d. Arch.[2] § 330, 1.

[8]) Becker, Charikles III[2], 248. [9]) Il. III, 642. [10]) Il. I, 197. [11]) Odyss. XIII, 399. 431.

Digitized by Google

der Bühne die durch Schönheit hervorragenden Personen in blonden Haaren auf, namentlich der 'zarte Jüngling' (ἁπαλός), die stehende Maske für jugendschöne Götter, wie Dionysos, welchem in der That auch die Dichter[1]) blondes Haar beilegen. Blond ist ferner der 'krausgelockte junge Mann' (οὖλος νεανίσκος), ein weiterer Beweis für unsere Annahme, dass er junge, durch kraftvolle Schönheit ausgezeichnete Helden darstellte.

Die Form der Haupthaare ist eine sehr verschiedene. Wir finden symmetrisch geordnete Lockenreihen über der Stirn (πρόκοττα Poll. II, 29) ganz wie bei den Statuen alten Stils, so an der Maske des 'weisshaarigen Mannes' (λευκὸς ἀνήρ). Auch der 'zarte Jüngling' (ἁπαλὸς) hatte Locken, aber bei ihm ringelten sie sich, wie aus des Euripides Bakchen[2]) zu entnehmen ist, als Zeichen eines weicheren und zarteren Charakters in langen Bogenlinien an Wange und Nacken herab, was ja auch die Kunst für den jugendlichen Dionysos festgehalten hat. Lange um die Ohren herabhängende Locken gibt Pollux[3]) auch für die Maske der passierten Hetäre (ἑταιρικὸν τέλειον) an. Bei dem 'krausgelockten' (οὖλος) darf man sich das Haar wol in der strafferen und krauseren Gestalt denken, welche kurzes Lockenhaar in der griechischen Kunst bei sehr männlichen und kraftvollen Gestalten annimmt[4]), so dass auch hier Bühne und Kunst wieder einmal übereingestimmt hätten. Manchmal wallten die Haare mähnenartig zu beiden Seiten des Gesichtes hin, so nach Lucian[5]) bei den tragischen Königen und nach Pollux[6]) bei den Soldaten der Komödie. Bei anderen Masken liefen die Haare auf der Stirne in eine breite Wulst (σπεῖρα) aus[7]). Ausserdem finden wir vorzugsweise an weiblichen Masken nicht nur wolgekämmtes, glattes, gescheiteltes, sondern auch ganz oder theilweise kurz abgeschnittenes Haar, letzteres namentlich als Zeichen der Trauer. Im allgemeinen aber scheinen sich männliche und weibliche Masken in der Form der Haupthaare nicht wesentlich unterschieden zu haben[8]). Eine Glatze kommt nur bei komischen Masken vor und zwar in mehr oder weniger grosser Ausbildung[9]) bei dem meineidigen Kuppler, dem spitzbübischen Koch und dem fremden Sklaven, welch letzterer sie noch mit zwei oder drei schwarzen Löckchen verziert hatte[10]).

Die Haare der tragischen Masken waren gewöhnlich mit dem Onkos in Verbindung gesetzt: seine Höhe hieng nicht mit dem Range zusammen, wie schon daraus hervorgeht, dass z. B. auch die Sklavenmaske des 'Spitzbartes' (σφηνοπώγων) einen

---

[1]) Eurip. Bacch. 235: ἑανθοῖσι βοστρύχοισιν εὐόσμοις κομῶν.

[2]) S. d. vorige Anm. u. V. 455 sq.: πλόκαμός τε γάρ σου ταναὸς οὐ πάλης ὕπο, | γένυν παρ' αὐτὴν κεχυμένος, πόθου πλέως.

[3]) IV, 153.

[4]) Müller, Hdb. d. Arch.[2] § 330, 2.

[5]) Τοῖς τραγικοῖς ὑποκριταῖς, ὧν πολλοὺς ἰδεῖν ἔστι . . . Κέκροπας δῆθεν ὄντας . . . διαδήματα ἔχοντας . . . καὶ ἐπίσειστον κόμην. Luc. Gall. 26.

[6]) IV, 147: τῷ δ' ἐπισείστῳ στρατιώτῃ ὄντι καὶ ἀλαζόνι . . . ἐπισείονται αἱ τρίχες.

[7]) Poll. IV, 149 u. Wieseler, Theatergeb. S. 44b, Taf. V, 44—46. Was unter der στεφάνη τριχῶν (Poll. IV, 144 147) zu verstehen sei, weiss ich nicht anzugeben. Wieseler (Theatergeb. S. 42 a) meint, er. sei in den meisten Fällen nichts anderes, als der nicht mit Haaren bedeckte, sondern über den Haaren liegende Onkos. Aber Pollux gibt die cr. zweien komischen Masken.

[8]) Videmus similes in utroque sexu quantum ad ornatum capitis. Serv. ad Verg. Aen. X, 832.

[9]) Ἀναφαλαντίας . . . ἢ φαλακρός. Poll. IV, 145.

[10]) Poll. IV, 150.

Digitized by Google

hohen Onkos hatte[1]), wol aber vor allem mit dem Geschlecht, darum war er bei den weiblichen Masken durchweg niedriger. Im übrigen scheint er bei den in der Fülle der Jugend oder des reifen Alters stehenden höher, bei betagteren Leuten, sowie bei trauernden und unglücklichen niedriger gewesen zu sein oder auch ganz gefehlt zu haben. Seine Stelle vertrat hie und da das sogenannte περίκρανον, so bei dem 'Lederkittel' (διφθερίας). Da die Diphthera von den Landleuten auch im gewöhnlichen Leben getragen wurde und da mit einer Art Kapuze (ἐπίκρανον) versehen war[2]), so hat man wahrscheinlich diese unter dem περίκρανον zu verstehen, und die Angabe des Pollux[3]), die 'alte Haushälterin' (γράδιον οἰκετικόν) hätte ein περίκρανον aus Schafspelz gehabt, scheint dies zu bestätigen. Aber auch sonst trat zu den Haaren noch irgend ein bezeichnender Kopfschmuck, so das Diadem bei den Königen[4]), die Mitra, ein buntfarbiges Tuch, bei den Hetären[5]). Eine der letzteren hatte das Haar reich mit Gold durchwunden[6]). Nicht minder werden Reisende oder Fremde auf der Bühne ebenso wie auf Vasen- und Wandgemälden durch besondere Kopfbedeckungen charakterisiert worden sein; man denke nur an den Reisehut der Ismene im Sophokleischen Oedipus auf Kolonos[7]).

Der Bart hat wol lediglich zur Bezeichnung des mittleren Greisenalters und der reifen Mannesjahre gedient. Die älteste Greisenmaske der Tragödie (Εὐρίας ἀνήρ), sowie die Masken der jungen Männer und Jünglinge sind bei Pollux sämmtlich bartlos. Eine besondere Form war der Spitz- oder Keilbart (σφηνοπώγων).

Der grösseren Anschaulichkeit halber möge eine uns schon bekannte tragische Maske mit allen Zügen, die Pollux angibt, vorgeführt werden.

Der 'krausgelockte junge Mann' (οὖλος) war blond und hatte einen sehr hohen Onkos, an dem die Haare fest anlagen. Seine Augbranen waren hochgeschwungen, überhaupt war er von gewaltig trotzigem Aussehen[8]). Das Wort βλοσυρός, das hier Pollux anwendet, gebrauchen auch Homer[9]), wie der jüngere Philostrat[10]), um den Gesichtsausdruck von Helden wie Hektor, Aias dem Telamonier, Achilleus zu bezeichnen, ein neuer Beleg für meine Deutung dieser Maske.

Für einige tragische Masken wird übrigens auch noch ausdrücklich eine Rolle bezeugt, bei der sie unter andern zur Verwendung gekommen sind: so Priamos[11]) für die älteste Greisenmaske (Εὐρίας ἀνήρ), Antigone oder Elektra[12]) für die 'geschorene

---

[1]) Poll. IV, 138.

[2]) Becker, Charikles, III[2], 209 f.

[3]) IV, 139.

[4]) Luc. Gall. 26.

[5]) Poll. IV, 154.

[6]) Poll. IV, 153.

[7]) V. 313 f. [8]) Poll. IV, 136.

[9]) Αἴας . . . | μειδιόων βλοσυροῖσι προσώπασι. Il. VII, 211 sq. — Τὸν δέ οἱ (dem Hektor) ὄσσε | λαμπέσθην βλοσυρῇσιν ὑπ' ὀφρύσιν. Il. XV, 607 sq.

[10]) Ἡδὶ δέ . . . βλοσυρὰ αὐτίκα μάλα διελεγχθήσεται τὴν φύσιν καὶ . . . τὸν Ἀχιλλέα ἐκδείξει. Imag. 1.

[11]) Τὸ τραγικὸν τοῦ Πριάμου πρόσωπον Εὐρίας ἐστίν. Hesych. s. v. πριαμωθήσομαι.

[12]) Ὄλβιος ὡς ἀγαθὴν ἔλαχες στάσιν· ἡ δ' ἑνὶ χειρὶ | κούριμος, ἐκ ποίης ἥδε διδασκαλίης; | εἴτε σοὶ Ἀντιτόνην εἰπεῖν φίλον, οὐκ ἂν ἁμάρτοις, | εἴτε καὶ Ἠλέκτραν, ἀμφότεραι γὰρ ἄκρον. Dioscor. (an den Satyr auf Sophokles' Grab), V. 7 ff.

Digitized by Google

(d. h. trauernde) Jungfrau' (κούρμος παρθένος), Ino[1]) für die der 'bleichen Frau mit herabwallenden Haaren' (κατάκομος ὠχρά).

Aus der Komödie will ich noch den Parasiten citieren: Gesicht und Haar[2]) ist von dunkler Farbe, die Stirn glatt, die Nase etwas eingebogen, die Augbrauen hoch aufgezogen, aber dünn, die Ohren schlaff. Das ganze Gesicht zeigte den Ausdruck des Wolbehagens[3]).

Bei den Satyrmasken sind zwei Arten zu unterscheiden: die älteren bärtigen und die jungen bartlosen.

Unter den ersteren ist an erster Stelle Papa Silen zu nennen, der, wie Müller[4]) so hübsch sagt, gern mit dem Weinschlauch verbunden, selbst etwas schlauchartiges hat. Aufgestülpte Nase, Glatze, dunkelrothe Gesichtsfarbe und ziegenartige Ohren werden es gewesen sein, was dieser Maske das von Pollux[5]) hervorgehobene ziemlich thierische Aussehen gegeben haben. Die jugendlichen Satyrmasken, die wol analog den Gestalten der neueren attischen Schule den Satyrcharakter in anmuthigerer Weise gezeigt haben, sind jedenfalls erst später, vielleicht erst durch Euripides auf die Bühne gebracht worden.

Ausser diesen Masken, die alle zu dem regelmässigen Theaterapparat gehörten, gab es auch noch sogenannte ἔκκευα πρόσωπα[6]), d. h. Masken, die für ausserordentliche Situationen, ganz absonderlich gestaltete Persönlichkeiten und allegorische Figuren geschaffen worden waren. Dahin gehörten die von Aischylos erfundenen Masken der Erinyen, die von Sophokles zuerst gebrauchten des Thamyris wie des vieläugigen Argos; dahin auch der gehörnte Aktaion. Bei dem letzteren wurde die Verwandlung in einen Hirsch ohne Zweifel durch kleine Hörner an der Maske ebenso angedeutet, wie auf einem Wandgemälde die Metamorphose der Io in eine Kuh[7]); also abermals ein Punkt, in dem Bühne und Kunst desselben Weges gegangen sind. Aber auch die Kentauren, Titanen und andere derartige Gestalten, die Musen, Horen und Nymphen, endlich die Personificationen der Flüsse, Gebirge und Städte, wie die der psychologischen Affecte führt Pollux unter dieser Rubrik an, und die Vasen- und Wandmalerei hat die zuletzt genannten allegorischen Figuren direct der Bühne entlehnt.

Die 'alte' Komödie der Griechen hatte sicherlich auch stehende Masken für ihre Parasiten, Landleute, Sklaven, Boten. Doch reichte sie damit nicht aus, da sie ihrem eigenthümlichen Charakter gemäss nicht nur allerlei phantastische Figuren, sondern auch allgemein bekannte hervorragende Persönlichkeiten, mochten dieselben noch leben oder bereits verstorben sein, auf die Bühne zu bringen unternahm. Für diese wurden natürlich jedesmal besondere Masken angefertigt, für die zuletzt genannten beobachtete man

[1]) Εἰσήγαγε δὲ Εὐριπίδης τὴν Ἰνὼ ὠχρὰν ὑπὸ τῆς κακοπαθείας. Schol. ad Aristoph. Vesp. 1413. — Ἡ δὲ κατάκομος ὠχρὰ μέλαινα τὴν κόμην, βλέμμα λυπηρόν, τὸ δὲ χρῶμα ἐκ τοῦ ὀνόματος. Poll. IV, 140.

[2]) Wieseler, Theatergeb., S. 78a, meint, die Haare des Bühnenparasiten seien grau gewesen, und dies habe in der Lebensweise dieser Menschen ihren Grund gehabt.

[3]) Poll. IV, 148.

[4]) Hdb. d. Arch.[2] § 386, 2.

[5]) IV, 142.

[6]) Poll. IV, 141 sq.

[7]) Helbig, Wandgemälde, S. 38, No. 131. — Vgl. Hesych. s. v. στολοκρατές· τὸ τῆς Ἰοῦς μέτωπον, διὰ τὰ κέρατα.

Digitized by Google

dabei Porträtähnlichkeit[1]), die häufig, aber gewiss nicht immer in Caricatur ausartete[2]). Nach Perikles Tod (Ol. 87, 4 = 429) brachte Eupolis in seiner Komödie 'Demon' Solon, Miltiades, Aristides und Perikles auf die Bühne, Aristophanes hat das gleiche mit Sokrates, Euripides u. a. gethan. Bekannt ist die Anekdote[3]), Sokrates habe selbst der Vorstellung der Wolken, worin er dem Publikum vorgeführt wurde, beigewohnt, und sich auch noch erhoben, um den anwesenden Fremden die Vergleichung mit dem Original möglichst bequem zu machen.

Mit den phantastischen Figuren nahm es die antike Regie sehr leicht. Der Wiedehopf, die Nachtigall und alle die andern Vogelgestalten traten in der nach ihnen benannten Komödie des Aristophanes einfach in Menschengestalt auf und bekundeten nur durch weit aufgesperrte Schnäbel[4]), wie durch gewaltige Federbüsche[5]) ihre Vogelnatur. Das Fehlen der Federn erklärt der Wiedehopf damit, dass sämmtliche Vögel gerade in der Mause begriffen seien[6]).

Aber nicht bloss alle auf der Bühne beschäftigten waren, gleichviel ob sie Hauptrollen spielten oder nur als Statisten[7]) auftraten, mit Masken versehen, auch für den Chor waren sie jedenfalls dann nothwendig, wenn er Greise oder Frauen repräsentierte. Vermuthlich wird er sie jedoch, schon um sich den Schauspielern mehr anzupassen, immer getragen haben; für den satyrischen Chor darf man dies, auf Pollux und die Kunstdenkmäler gestützt, ohne weiteres als ausgemacht annehmen. Für seinen Eumenidenchor hatte Aischylos eigene Masken mit Schlangen in den Haaren erfunden[8]), und der Wolkenchor des Aristophanes trug angeblich grotesk gestaltete Masken mit grossen Nasen[9]).

Die tragischen Masken[10]) der römischen Bühne schlossen sich, wie man aus den spärlichen Angaben der Schriftsteller vermuthen darf, den griechischen Mustern an. Als der Kaiser Nero Tragödienscenen vorführte, gebrauchte er dabei Masken, die, wenn er einen Gott oder Heros spielte, des Kaisers eigene Züge, wenn er aber eine Göttin oder Heroine vorführte, die Züge der Frauen trugen, die er gerade liebte[11]).

Auch die komischen Masken entsprachen nach dem von Quintilian[12]) und Donat[13]) gegebenen Verzeichniss sozusagen wörtlich den Masken der neuen griechischen Komödie[14]).

---

[1]) Meineke, Frgm. Com. Graec. I, 126 sq.

[2]) Poll. IV, 143.

[3]) Aelian. var. hist. II, 13.

[4]) V. 99. [5]) V. 94. [6]) V. 103.

[7]) Ὁ δὲ (Ἀριδαῖος) ὥςπερ ἐπὶ σκηνῆς δορυφόρημα κωφὸν ἦν ὄνομα βασιλέως. Plut. Mor. 791d Wyttenb. — Ὥσπερ κωμικὸν δορυφόρημα κεχηνώς. Luc. de hist. conscr. 4.

[8]) Vit. Aeschyli.

[9]) Schol. ad Aristoph. Nub. 343.

[10]) Auch bei ihnen wird des Onkos Erwähnung gethan: Gibberum pro extanti et eminenti. Varro Eumenidibus: item tragici prodeunt cum capite libero, cum antiqua lege ad frontem superficies accedebat. Non. p. 452, 2 sqq.

[11]) Suet. Ner. 21. [12]) Inst. orat. XI, 3, 74. 178.

[13]) Ad Terent. Hautont. Prol. 37 und Praef. in Terent. Andr.

[14]) Es möge hier eine Zusammenstellung folgen:

Quintilian:	Donat:	Pollux:
servi (callidi servi)	callidi servi	τὰ δούλων πρόσωπα κωμικά
lenones	leno perinrus	πορνοβοσκός

Digitized by Google

Die des Pantomimus, welche im allgemeinen dieselben Personen vorstellten, wie die tragischen, waren nach Lucian[1]) besonders massvoll und schön, der Mund, da es nichts zu sprechen und zu singen gab, geschlossen. — Die Atellana gefiel sich in groteskkomischer Ausführung; Details finden wir hierüber bei den Schriftstellern ebensowenig, als uns verlässige Kunstdenkmäler unterstützen.

Der Mimus schloss zwar, wie schon erwähnt, die Masken aus, gleichwol half man auch hier manchfach in künstlicher Weise nach. Unter den Rollen zweiten Ranges[2]) war namentlich die des stupidus, des Dummkopfes, von Bedeutung: er trat mit glattgeschorenem Kopfe auf und mit Pausbacken, auf denen die häufig genug applicierten Schläge zum grossen Ergötzen des Publikums gehörig klatschten[3]). Und wenn uns Seneca[4]) erzählt, im Mimus wären reiche in vollem Laufe über die Bühne gerannt den Kopf in den Mantel gehüllt, während zu beiden Seiten die Ohren hervorstanden, so werden diese, um möglichst lang zu sein, ohne Zweifel auch künstlicher Natur gewesen sein. Der genannte stupidus entspricht übrigens, nebenbei bemerkt, dem modernen Hanswurst nicht nur im Charakter, sondern auch im Kostüm, insofern er mit einer bunten Jacke[5]) bekleidet war. Vermuthlich trug er auch die Harlekinsmütze, den sog. tutulus[6]), und handhabte das Pritschholz[7]). Ueber die Charakterisierung einer andern stehenden

Quintilian:	Donat:	Pollux:
parasiti	parasiti edaces	κόλαξ, παράσιτος
rustici		ἄγροικος
milites	miles praeliator	ἐπίσειστος, ἐπίσειστος δεύτερος
meretriculae	meretrices procaces	ἑταιρικὸν τέλειον, ἑταιρίδιον ὡραῖον, διάχρυσος ἑταίρα, διάμιτρος ἑταίρα
ancillae	astutae ancillae	ἄβρα περίκουρος, θεραπαινίδιον παράψηστον
senes austeri (acres senes)	severi senes	πάππος δεύτερος
senes mites		πάππος πρῶτος
iuvenes severi	adolescentuli liberales	πάγχρηστος νεανίσκος, μέλας νεανίσκος, οὖλος νεανίσκος
iuvenes luxuriosi		ἁπαλὸς (νεανίσκος)
matronae	uxor inhibens, mater indulgens	λεκτική (?), οὔλη (?)
graves anus		γρᾴδιον ἰσχνόν, γραῦς παχεῖα, γρᾴδιον οἰκουρόν
pater cuius praecipuae partes sunt		πρεσβύτης ἡγεμών.

[1]) De salt. 29.

[2]) Hor. Epist. I, 18, 10 sqq. Suet. Cal. 57

[3]) Arnob. adv. gent. VII, 33. — Vgl. Teuffel, Gesch. d. röm. Litt.[1], S. 11 und Friedländer, Sittengesch. Roms, II[2], 264 f. [4]) Epist. 114, 6.

[5]) Quid enim si choragium thymelicum possiderem, num ex eo argumentarere etiam uti me consuesse . . . mimi centunculo? Apul. apol. 13.

[6]) Vgl. Wieseler, Theatergeb. 93a, Taf. XII, 13.

[7]) Vgl. Wieseler, a. a. O. 97a, Taf. XII, 42. Freilich beweist hier die Abbildung insofern weniger, als die beiden mit dem Pritschholz versehenen Tänzer unbekleidet sind. Dagegen erscheint nach meiner Ansicht das Kostüm eines stupidus in wünschenswerther Vollständigkeit auf einem Cornetanischen Grabgemälde (tomba Baietti). E. Brizio (Tombe dipinte di Corneto, Roma 1874, p. 6) äussert sich darüber folgendermassen: Ma la figura più interessante è quella ch'io credo d'un istrione, rappresentato nella mossa di danza . . . Porta in capo un lungo beretto fatto a cono, diviso in tante striscie verticali e con la punta ornata d'un fiocchetto. Veste una giubba corta, stretta, scompartita a molti quadretti che in natura doveano essere di molti colori, ma che il pittore si contentò d' indicare solamente con

Digitized by Google

Figur des Mimus, die ebenfalls zu den untergeordneten Partien gehört, über den zelotypus, den eifersüchtigen Ehemann[1]), erfahren wir nichts näheres.

Aus dem bisher erörterten lässt sich zur Genüge entnehmen, wie grosse Sorgfalt die antike Bühne auf die Charakteristik ihrer Masken verwendet hat. Sollen wir nun demungeachtet annehmen, dass dieselben sammt und sonders den Eindruck fratzenhafter Zerrbilder gemacht haben? Allerdings ergehen dem späten Alterthum angehörige Schriftsteller, an ihrer Spitze Lucian[2]), sich weidlich in Spöttereien namentlich über die tragische Maske, deren Mundöffnung so weit sei, als sollte durch sie der Schauspieler die Zuschauer verschlingen; und ganz ergötzlich ist auch das von dem älteren Philostrat[3]) nacherzählte Geschichtchen, die Einwohner einer kleinen spanischen Stadt hätten sich vor der Maske eines bei ihnen gastierenden Tragöden förmlich gefürchtet, ja als er zu sprechen angefangen, wären sie auf und davon gelaufen. Allein abgesehen davon, was hiebei mit Absicht übertrieben wird, ist zu bedenken, dass jener Zeit das Verständniss für die ursprüngliche Bedeutung der Masken gänzlich abhanden gekommen war und man daher nur consequent verfuhr, wenn man auf dem Theater die Maske überhaupt fallen liess. Donat wenigstens, der um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. lebte, erzählt, damals habe man die Andria des Terenz ohne Masken aufgeführt, und die weiblichen Rollen seien nicht mehr wie früher von maskierten Männern, sondern von Frauenzimmern gespielt worden.

Aber auch die oft geradezu unschöne Darstellung von Masken auf Kunstdenkmälern lässt die oben aufgeworfene Frage noch nicht bejahen. Es ist vielmehr dagegen nicht nur die häufig auf den ersten Blick erkennbare Ungeschicklichkeit des Künstlers geltend zu machen, sondern auch der schon besprochene Umstand, dass die Kunst sich nicht immer streng an die Praxis der Bühne anschloss. Uebrigens finden sich auf der anderen Seite auch Bilder von Masken mit ebenso edlen als ausdrucksvollen Zügen[4]). Solche aber, das glaube ich behaupten zu dürfen, waren, vorausgesetzt, dass sie dadurch auch dem dargestellten Charakter entsprachen, auf der antiken Bühne die Regel, und ich möchte dies namentlich in Bezug auf die tragischen Masken ausgesprochen haben. Wenn in den Provinzen herumziehende Schauspieler weniger schön gemalte Masken trugen, so macht man auch heutzutage noch die analoge Wahrnehmung an dem Kostüm der Wandertruppen. Auf der anderen Seite darf man auch nicht ausser Acht lassen, dass man es bei den Masken mit einer Art Decorationsmalerei zu thun hatte, und dass ihre Wirkung schon wegen der enormen Grösse der Theater, in denen sie gebraucht wurden, mehr auf die Ferne berechnet war. Im allgemeinen aber ist es mir undenkbar, dass die Athener, deren feiner Kunstsinn die einfachsten Geräthe mit unnachahmlicher Eleganz behandelte, die bei den glänzendsten ihrer Feste, in den herrlichsten ihrer poetischen Schöpfungen gebrauchten Masken nicht auch allmählich, besonders unter Sophokles' und

due. Al di sotto della giubba gli esce una specie di tunica che le avvolge le natiche, e cammina come danzasse, agitando le braccia. Die Verbindung der Mimen mit Leichenfeierlichkeiten ist bekannt; vgl. u. a. Suet. Vesp. 19.

[1]) Iuven. VIII, 196 sq.

[2]) De salt. 27.

[3]) Vit. Apoll. Tyan. V, 9 p. 89 Kays.

[4]) Vgl. z. B. Helbig, Wandgemälde, S. 349, No. 1464 (Wieseler, Theatergeb., Taf. XI, 5).

Digitized by Google

Euripides' Einfluss, zu kleinen Kunstwerken gestalteten[1]), deren nicht unbedeutende Rückwirkung auf die bildende Kunst ebenfalls nur so zu erklären ist. Und ähnlich hielt es gewiss auch die römische Bühne.

Wie wäre sonst zu begreifen, hochansehnliche Versammlung, dass der berühmte Tragöde Aesop immer erst dann eine Maske anlegte, wenn er sie lange vor sich aufgestellt und studiert hatte, wie er Geberdenspiel und Stimme mit den von ihr dargestellten Zügen in Einklang zu bringen vermöchte?[2]). Wie wäre sonst zu begreifen, was von dem römischen Komiker M. Ofilius Hilarus erzählt wird? Dieser hatte an seinem Geburtstage dem Volke ganz besonders wol gefallen und veranstaltete nun frohen Herzens für seine Freunde ein festliches Mahl; während desselben aber nahm er den durch sein treffliches Spiel errungenen Kranz von seinem Haupte und setzte ihn der von ihm getragenen Maske auf. In deren Anblick versunken starb er, ohne dass es die Tischgenossen bemerkten, eines seligen Todes.

Jülg: Wünscht jemand eine Discussion an diesen Vortrag anzuknüpfen? — Wenn das nicht der Fall ist, glaube ich im Namen der Versammlung zu sprechen, wenn ich dem Herrn Vorredner unsern Dank ausdrücke. (Beifall). —

Wir kommen nun zur Bildung der Sectionen. Die Locale für die einzelnen Sectionen befinden sich mit Ausnahme der pädagogischen im ersten Stockwerk des Universitätsgebäudes, das für die archäologische Section im zweiten Stockwerk. Es sind die Aufschriften für die einzelnen Sectionen an den Thüren angeklebt. Die pädagogische Section dagegen, weil voraussichtlich dort die grössere Anzahl der Versammlung sein wird, wurde in den grössern theologischen Hörsaal verlegt, das ist im Bibliotheksgebäude zu ebener Erde, links von der Jesuitenkirche, unmittelbar anstossend an die Universität.

Es ist bezüglich der Berathung in den Sectionen noch ein Antrag eingegangen, der folgendermassen lautet: „Es wird der Wunsch geäussert, dass die orientalische und sprachvergleichende Section ihre erste constituirende Sitzung zusammen halten, und zwar in der für die orientalische Section bestimmten Localität", unterzeichnet von den Herren Roth, Budenz, Delbrück, Schiefner. Ich werde die Ehre haben, die Herren in diese Section zu begleiten. Die Präsidenten für die archäologische und für die deutsch-romanische Section sind ernannt und werden die geehrten Herren einführen. Für die mathematische Section, wenn sich so viele Theilnehmer gemeldet haben, wird Herr Prof. Dr. Otto Stolz von hier bereit sein, dieselben einzuführen. Für die Section der modernen Sprachen hat Herr Director Immanuel Schmidt aus Falkenberg in der Mark sich bereit erklärt, die Einführung zu übernehmen.

Dann wäre noch zu erwähnen, dass von der Sammlung des Herrn J. E. du Bois in Hannover römische Krieger mit Erläuterungen zu sehen sind, indem von Herrn Director Müller aus Ploen eine Ausstellung veranstaltet worden ist, und zwar befindet sie sich im Gymnasium, 2. Stockwerk, im Conferenzzimmer. — Für morgen erlaube ich mir als Tagesordnung für die allgemeine Sitzung in Vorschlag zu bringen: Vorträge

[1]) Fronto de orat. ed. Med. II, p. 253.
[2]) Plin. n. hist. VII, 53.

Digitized by Google

zunächst von Herrn Professor Dr. Brunn aus München: Der Kopf der Demeter von Knidos oder das Ideal der Demeter; dann von Herrn Professor Dr. Riese aus Frankfurt a. M.: Die Beurtheilung der Germanen durch die alten Römer; dann drittens von Herrn Director Schiller aus Constanz: Darstellung des Standes und der Aufgabe der Geschichte der römischen Kaiserzeit; und endlich von Herrn Hofrath Professor Dr. Köchly aus Heidelberg: Zu Aeschylos' Persern; und wenn noch die Zeit ausreicht, möchte ich dann vorschlagen, dass Herr Professor Dr. Linker aus Prag seinen Vortrag halte: Zur Kritik des Horatius.

Ich knüpfe hiebei die Bitte an die einzelnen Herren, damit wir unsere Vorträge so rasch als möglich und abwechselnd gestalten, dahin zu trachten, dass das Maximum des Vortrages ½ Stunde nicht überschreite. Dann ist es möglich, dass morgen sämmtliche Vorträge vorgenommen werden.

Biehl: Wir müssen die Herren dringend ersuchen, die Karten für das Festmal einzulösen. Denn es ist begreiflich, dass man die Anzahl kennen muss, um sich darnach zu richten. Gelegenheit hiezu ist im Musikvereinssaale von 3—5 Uhr und besonders Abends in den Redoutensälen in der Nähe der Musik. Dabei können wir nicht unterdrücken, dass wir ein naheliegendes, wol begreifliches, einschneidendes Interesse haben, dass die Theilnahme am Festbankette eine recht zahlreiche sei. Billete für die Fahrt nach Bozen werden im Empfangsbureau ausgegeben.

(Schluss der ersten allgemeinen Sitzung 12½ Uhr).

Zweite allgemeine Sitzung.

Dienstag den 29. September 1874. Beginn der Sitzung 10 Uhr Vormittags.

Präsident Prof. Dr. Jülg:

Meine Herren! Bevor wir zur Tagesordnung übergehen, ist noch zu erledigen der Gegenstand betreffs der Wahl des nächsten Versammlungsortes. Nach herkömmlichem Gebrauche wird die nächstjährige Versammlung wieder im Norden sein; unter den Städten, die in Betracht kommen konnten, hat den ersten Rang Rostock. Die Versammlung hat noch nie in Mecklenburg getagt; die Regierung ist uns in freundlichster Weise entgegengekommen; die Lage der Stadt und die verfügbaren Localitäten lassen einen entsprechenden Empfang erwarten. Ich frage nun die Versammlung, ob sie mit unserem Vorschlage, Rostock zum Sitze der nächsten Philologen-Versammlung zu wählen, einverstanden ist. Wenn kein Widerspruch erfolgt, wäre Rostock angenommen.

In diesem Falle hätten wir weiter den Vorschlag zu machen, als Präsidenten zu bestimmen den Herrn Prof. Dr. Fritzsche in Rostock und als Vicepräsidenten den Herrn Gymnasialdirector Krause. Sind die Herren mit diesem Vorschlage einverstanden? Wenn kein Widerspruch erfolgt, ist er als angenommen zu betrachten. So haben wir

Digitized by Google

uns also im nächsten Jahre wieder zu finden und hoffentlich zahlreich an den äussersten Grenzmarken unseres grossen Vaterlandes im Norden; wir können auf diese Weise den Collegen von der Ost- und Nordsee, welche wegen der grossen Entfernung die Reise hieher nicht unternehmen konnten, Gelegenheit bieten dort zu erscheinen.

Ich habe ferner einige geschäftliche Mittheilungen zu machen. Es sind inzwischen noch einige Schriften eingegangen. Zunächst hat Herr Prof. Bursian die Güte gehabt, eine Anzahl von Exemplaren des „Jahresberichtes über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft" Jahrgang 1873, I. Heft, uns zur Verfügung zu stellen; sie sind auf dem Tische des Empfangs-Bureau niedergelegt und theilweise schon von dort verschwunden.

Ferner hat Herr Prof. Dr. Lechner aus Ansbach zur Verfügung gestellt eine Anzahl von Exemplaren seiner Festschrift: Commentatio de Euripide rhetorum discipulo (Onoldi 1874).

Dann ist eine bedeutende Anzahl von Exemplaren des Lections-Katalogs der Akademie für moderne Philologie in Berlin, Winter-Semester 1874/75, zur Mittheilung bestimmt.

Ferner hat Herr Dr. Julius Jung aus Innsbruck die Güte gehabt eine kleine Schrift: „Zur Geschichte der Gegenreformation in Tirol" der Versammlung zu widmen. Er war nicht in der Lage Exemplare zur Verfügung zu stellen, hat sich aber die Ehre erbeten, das Werklein der Versammlung widmen zu dürfen.

Weiter wäre zu erwähnen, dass Herr D. Monro aus Oxford eine Photographie des Codex Venetus A und B der Ilias aus der Marciana in Venedig zur Ansicht ausgestellt hat; sie ist zu sehen von 1—5 Uhr im Conferenz-Zimmer des Gymnasiums, wo auch die Autographensammlung des Hrn. Prof. Dr. Halm aufgestellt ist; diese letztere, die gestern in Folge eines Missverständnisses nicht zugänglich war, bitte ich heute zu besichtigen und zwar gleich nach Schluss der allgemeinen Sitzung unter der kundigen Führung des hochgeehrten Ausstellers selbst, dem wir dafür zu grossem Danke verpflichtet sind.

Endlich hätte ich noch zu erwähnen, dass ein Herr ein Retourbillet irrthümlicher Weise am Sonntage abgegeben hat. Wer es vermisst, möge es von mir in Empfang nehmen.

Wir können nun zur Tagesordnung übergehen und ich ersuche Hrn. Prof. Dr. Brunn aus München seinen Vortrag: „Der Kopf der Demeter von Knidos oder das Ideal der Demeter" zu beginnen.

Prof. Dr. Brunn:

Die Demeter von Knidos.

„In Schönheit der Form steht die Kunst der Hellenen unerreicht da; in Tiefe des Ausdrucks wird sie von der christlichen Kunst übertroffen". Diesen Satz, der noch heute eine fast dogmatische Geltung für sich in Anspruch nimmt, möchte ich Ihrer Prüfung anheimgeben, indem ich es unternehme, Ihnen den Kopf einer griechischen Göttin vorzuführen, dessen schlichte Anspruchslosigkeit von vorn herein die Gewähr bietet, dass es dem Künstler keineswegs um die Entfaltung glänzender rein formaler Schönheit zu

Digitized by Google

thun war. Derselbe nimmt unter den vielen werthvollen Bereicherungen, welche das britische Museum dem einsichtsvollen Eifer Ch. Newtons verdankt, eine hervorragende Stellung ein. Am Ende der fünfziger Jahre, als durch ihn die Reste des Mausoleums ans Licht gezogen wurden, untersuchte er auch in Knidos an der südwestlichen Spitze Kleinasiens, der Stadt, welche sich des Besitzes eines der gefeiertsten Kunstwerke des Alterthums, der Aphrodite des Praxiteles, rühmte, eine schmale, unter einer steilen Felswand hinlaufende Terrasse und fand daselbst unter andern Sculpturen die Statue einer sitzenden Frauengestalt aus schieferigem Marmor, der leider an vielen Stellen durch den Einfluss der Zeit stark gelitten hat. Doch ist namentlich am obern Theile der Mantel vortrefflich erhalten, der in den reichsten und feinsten Falten, aber im ungesuchtesten, scheinbar nachlässigen Wurfe den Körper vollständig einhüllt. Arme und Kopf fehlten; letzterer aber fand sich abgesondert vom Körper, aus tadellosem parischem Marmor gearbeitet und genau auf die Schultern der Statue passend. Die Spuren der Zusammenfügung waren im Alterthum offenbar durch den jetzt verschwundenen Farbenschmuck dem Auge des Beschauers entzogen. Inschriften lehrten, dass der Ort der Demeter, Persephone und dem Pluton Epimachos geweiht war, und so nahm der Entdecker keinen Anstand, in der Statue die erste dieser Gottheiten, Demeter selbst, zu erkennen. Wir werden uns von der Richtigkeit dieser Benennung zunächst durch einen kurzen Blick auf die Natur und das Wesen der Göttin überzeugen.

Demeter ist ihrem Namen nach nichts anderes als die Mutter Erde und also ursprünglich von Gaea kaum unterschieden. Erst im Laufe der Zeit und durch die Entwickelung der Culte an verschiedenen Orten trennen sich die beiden Göttinnen in der Richtung, dass Gaea mehr die Materie des Erdkörpers bezeichnet, Demeter dagegen mehr als die Erzeugerin und Ernährerin dessen, was auf der Erde wächst, hervortritt. So wird sie Göttin des Ackerbaues und damit Göttin der gesetzlichen Ordnungen, welche mit dem Fortschreiten der Cultur vom Nomadenleben zum Ackerbau nothwendig verbunden sind. Ihre Tochter Persephone ist zunächst nichts als die Frucht des Feldes. Das Saatkorn muss dem Schoosse der Erde anvertraut werden, muss selbst vergehen, dem Tode geweiht werden, damit aus ihm die neue Frucht, ein neues Leben entstehe. Dieser Naturprocess ist es, der in der Sage vom Raube der Persephone seine poetische Gestaltung erhalten hat. Persephone wird von blumiger Wiese aus der Mitte ihrer Gespielinnen von Pluton, dem Todesgotte, aber auch dem Gotte der fruchtbaren Erdtiefe, entführt. Demeter hört den Schrei der Tochter; in verzweiflungsvollem Schmerze einer Mutter, der man ihr einziges Kind geraubt, eilt sie in fliegender Hast über Land und Meer, sie zu suchen, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen; aber lange vergeblich, bis sie von Helios, dem allsehenden, den Zusammenhang der Thatsachen erfährt. In Zorn und Verzweiflung zieht sie sich von der Welt zurück, die Fruchtbarkeit der Erde vergeht und Zeus, der oberste Lenker der Welt, ist gezwungen, an ihre Versöhnung zu denken. Es wird ein Vertrag mit dem Räuber der Tochter geschlossen: mit jedem Frühjahr steigt diese aus der Tiefe hervor und lebt bei der Mutter, und mit jedem Herbste steigt sie wieder herab: ein Bild des im Wechsel der Jahreszeiten entstehenden und verschwindenden vegetativen Lebens der Erde, aber zugleich auch ein Bild der Metamorphose des zwischen Tod und Leben schwankenden irdischen Daseins überhaupt. So vertieft sich der Mythus und erfüllt sich plötzlich mit einem rein ethischen, religiösen Gehalt. Wie

Digitized by Google

weit sich hieraus ein Glaube an ein Fortleben nach dem Tode, an eine Wiederauferstehung, eine eigentliche Unsterblichkeitslehre entwickelt habe, das im Einzelnen darzulegen sind wir freilich nicht im Stande; es bildet das den Inhalt der durch das ganze Alterthum hindurch mit einer bewunderungswerthen Strenge als Geheimniss gewahrten Mysterien von Eleusis.

„Demeter, die du auferzogest meinen Geist,
Gieb dass ich würdig deiner heil'gen Weihen sei“:

betet Aeschylus. Sophokles aber singt:

„Wie dreimal selig die
Der Menschen, die, nachdem sie diese Weih'n geschaut,
Zum Hades gehn; denn diesen ist allein verliehn
Zu leben und den andern nichts als Elend dort“.

Solche Worte lassen uns die tiefe Bedeutung der Mysterien ahnen, die in der That den Kern der ethischen Religion in der Blüthezeit des Hellenenthums bilden, so dass ihnen gegenüber der naive Götterglaube, wie ihn die Poesie Homers gestaltet, gänzlich in den Hintergrund tritt.

Je offenbarer hier die alte Naturreligion eine rein ethische Umbildung erfahren hat, um so lehrreicher muss es sein zu erforschen, ob und wie weit es dem Künstler gelungen ist, die Göttin nach dem ganzen Umfange ihres Wesens dem gläubigen Griechen in sichtbarer Gestalt vor Augen zu stellen. In der einzelnen Cultusstatue und noch mehr in dem einzelnen Götterkopfe fehlt jede Beziehung auf eine bestimmte Handlung, die zu äusserlicher Verdeutlichung dienen könnte. Höchstens ein Attribut, ein Schmuck bietet eine Ergänzung dessen, was sich in den Formen selbst aussprechen muss. Wird sich aber der Künstler begnügen können, wie ein alter Rhetor meint, sich den Zeus vorzustellen „mit dem Himmel, den Jahreszeiten und den Gestirnen“? Das ist ein viel zu weites und unbestimmtes Bild; der Künstler braucht eine einfache fassbare Idee; und er findet sie, indem er uns den Zeus darstellt als König und Vater: wie der Vater das Haupt der Familie, der König das Haupt und der Vater seines Volkes, so ist Zeus der König und Vater der Götter und der Menschen. In ihm vereinigt sich die Kraft und Autorität des Herrschers mit der Gewährung verheissenden Milde des Vaters. Im Gegensatz zu ihm ist Pluton-Serapis zwar auch Herrscher, aber Herrscher nach unerbittlichem Gesetz, nach unabänderlicher Nothwendigkeit, welche keine Milde kennt, nichts zu gewähren, sondern nur zu versagen vermag. Dem Zeus zur Seite steht Hera als Königin und Gattin. Sie hat Theil an der Hoheit des Gemahls, aber als Gattin wahrt sie mit Eifersucht ihren Antheil an der Herrschaft: auch im Olymp fehlt es nicht an häuslichen Scenen. Dagegen tritt bei ihr der Begriff der Mutter, der ihr nach ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht fremd ist, völlig in den Hintergrund. Gerade umgekehrt ist aus dem Bilde der Demeter der Begriff der Gattin völlig verschwunden. Ursprünglich hat sie allerdings im Verhältniss zu Zeus eine ähnliche Stellung wie Hera: die im Schoosse der Erde ruhende Fruchtbarkeit wird ins Leben gerufen durch den Einfluss des Himmels in den Jahreszeiten: Zeus wird der Vater der Persephone. Aber dieses entferntere physische Verhältniss wird völlig verdunkelt durch das weit nähere der mütterlichen Erde zu der ihr entspriessenden Frucht, durch das Verhältniss der Mutter zur Tochter. Die Idee der

Digitized by Google

Mutter ist es, welche die ganze Mythologie der Demeter beherrscht, der Mutter die ohne Gatten nur für ihr Kind lebt, die ihr Kind dahin geben muss und von Sehnsucht nach ihm erfüllt bleibt, von einer Sehnsucht, die auch durch zeitweiliges Wiedersehen nicht gestillt, nicht vertilgt werden kann. Wenn demnach ein Bild der Demeter nicht wohl gedacht werden kann, ohne dass in ihm die Idee der Mutter ihren klaren und sprechenden Ausdruck fände, so wird auch eine oberflächliche Betrachtung des Kopfes von Knidos genügen, um in Ihnen das Gefühl, die Empfindung zu erwecken, dass hier das Problem in glücklichster Weise gelöst ist. Der Künstler schuf einen nicht mehr jugendlichen, aber auch vom Alter noch nicht berührten Frauenkopf, ohne äusseren Schmuck; denn auch ihr Schleier ist nicht eigentlich ein Schmuck: einen Wittwenschleier möchte ich ihn nennen. In den Zügen des Antlitzes aber mischt sich mit einer unaussprechlichen Weichheit und liebevollen Milde der Ausdruck eines durch die Zeit zwar gemilderten, aber nicht vertilgten Schmerzes, einer sehnsuchtsvollen Wehmuth.

Sind wir sofort über den allgemeinen Eindruck im Klaren, so ist doch damit die Frage noch keineswegs beantwortet, wodurch dieser Eindruck begründet ist, durch welche Mittel ihn der Künstler erzielt hat. Diesen Nachweis an einem Kopfe zu liefern, dessen weicher und milder Ausdruck sich in zarten, wenig bewegten Formen ausspricht, hat freilich seine besonderen Schwierigkeiten. Es wird daher gestattet sein, sich diesem Ziele nicht auf dem geradesten, sondern auf einem Umwege zu nähern, nämlich durch die Vergleichung eines anderen Kopfes, der dem Gegenstande und der künstlerischen Behandlung nach weit abliegt, an dem wir aber bei genauerer Betrachtung eine Reihe gemeinsamer Züge erkennen werden, nur dass, was an der Demeter wie in leisen Schwingungen zart angedeutet ist, hier wie im wilden Sturme der Leidenschaft einen energischen und fast übertriebenen, aber eben darum desto leichter fassbaren Ausdruck gefunden hat.

Der Kopf, den Sie hier sehen, gehört der fragmentirten Statue eines Triton im vaticanischen Museum an (Visconti Mus. Pio-Cl. I, 34), eines jener vielgestaltigen Wesen, mit denen die Phantasie der griechischen Künstler das Element des Meeres in ähnlicher Weise wie den Wald und die Flur mit Kentauren, Satyrn und Nymphen belebt hat. Diese Wesen leben nicht nur in diesem Element, sondern sie sind das Element in menschlicher Gestalt, das Bild des Geistes, der in diesem Elemente waltet, oder vielleicht richtiger das Bild der Natur, wie es sich in unserem Geiste spiegelt, das zur Person gewordene landschaftliche Bild. Vor uns ausgebreitet, im Sonnenlicht erglänzend liegt die weite Fläche des Meeres; ein leiser Lufthauch berührt es und kräuselt leicht seine Oberfläche; der Wind weht stärker und es heben sich die Wellen, der Sturm bricht los und das wild erregte Element stürzt sich auf die Veste der Erde, als wolle es dieselbe in den Abgrund stürzen und verschlingen. Nie aber, auch wenn der Sturm sich legt, gelangt es zu vollständiger dauernder Ruhe. Dieser Charakter leichter Erregbarkeit tritt überall hervor, wo dem feuchten Element von Poesie oder Kunst Persönlichkeit geliehen wird. An ihr Element gebannt streben diese Gestalten stets nach Vereinigung mit den Geschöpfen der Erde. Bald mit wehmüthiger Klage, bald mit wilder Gewalt suchen sie dieselben zu locken, zu bezwingen, und doch wird ihre Sehnsucht nie auf die Dauer gestillt. Bei dem alten Okeanos zwar, der in ruhigem Sonnenschein aus der Tiefe des Meeres auftaucht (vgl. Visconti Mus. Pio-Cl. VI, 5), hat das Alter die Leidenschaften gemildert und nur eine leise Sehnsucht spricht noch aus seinen Mienen. Der feurige

Digitized by Google

Jüngling dagegen, wie wir ihn in dem vaticanischen Triton erblicken, ist durchglüht von Leidenschaft: mit stürmischer Gewalt sucht er den Gegenstand derselben zu erringen; aber selbst wenn er das eine Ziel erreicht, würde doch sein Sehnen nicht auf die Dauer gestillt sein. Eben dieses ungestillte Sehnen ist der Grundton, in dem sich das Wesen der Demeter und das des Triton begegnen; und wenn es nun an dem letzteren in der höchsten Steigerung, die überhaupt möglich ist, fast gewaltsam hervorbricht, so müssen eben darum die künstlerischen Formen, in denen es zur Darstellung gelangt, an dem Kopfe des Triton in augenfälligerer Weise hervortreten, als an dem der Demeter.

Der Sitz des Ausdrucks, der Spiegel der Seele, ist das Auge. Wo aber auf das Auge ein starker Affect dauernd wirkt, da schwindet das Volumen des Fettpolsters, in welches das Auge gebettet ist; es schwindet besonders unter dem äusseren Augenwinkel, so dass namentlich hier das Auge eingefallen erscheinen muss. Wo ferner unser Gemüth von einer lebhaften Sehnsucht erfasst wird, da richtet sich unser Blick von den Dingen der sichtbaren nahen Umgebung weg nach oben und in die Ferne. Der Gegenstand unserer Sehnsucht, höher als das, was wir besitzen aber für unsere Hoffnung noch erreichbar, bannt den Blick gleichsam zwischen Himmel und Erde. Plastisch darstellbar ist aber ein solcher Blick nur, indem der Augapfel in seiner verticalen Axe nicht etwa wie bei dem Gewährung zuniekenden Auge des Zeus nach vorwärts, sondern etwas nach rückwärts geneigt ist, während gleichzeitig die Seh-Axen der beiden Augen leise nach innen gewendet convergiren und ihr Blick sich in einem nicht zu nahe gelegenen Punkte begegnet und schneidet. Natürlich wird von diesen Affecten die nächste Umgebung des Auges in unmittelbarste Mitleidenschaft gezogen. Dem Aufschlagen des Augenliedes folgt das Aufziehen der Augenbrauen durch die Contraction des Stirnmuskels, die hier um so stärker hervortritt, je mehr durch die leidenschaftliche Aufregung die Muskelthätigkeit überhaupt gesteigert wird. Hiedurch gewinnt der Blick erst seine Tiefe und zugleich durch die am Ansatz der Augenbrauen scharf gebrochenen Winkel der Stirnhaut seine bestimmt ausgesprochene Richtung, so dass wohl kaum ein anderer Kopf existirt, an dem ein tief innerliches, leidenschaftliches Pathos in so scharfen Formen ausgeprägt wäre. Alle diese Empfindungen aber müssen ihren nothwendigen Reflex da finden, wo die eigentlich physische Lebensthätigkeit sich äussert, wo der das Leben in Bewegung erhaltende Athem ein- und ausströmt, am Munde. Jenes Schnen erzeugt ein Gefühl von Beklemmung, und so öffnet sich der Mund mehr als gewöhnlich; und wie oben an der Stirn alles scharf zusammen- und emporgezogen ist, so erscheint auch der Mund schmal, die Oberlippe spitz und stark gehoben, während sich die Mundwinkel schmerzhaft herabsenken: man möchte glauben, zwischen den geöffneten Lippen ein leises, gepresstes Stöhnen hervordringen zu hören. In Folge dessen aber hebt sich das Kinn und wirft den ganzen Kopf etwas auf den Nacken zurück und leise zur Seite, so dass in den Halsmuskeln eine starke Spannung erscheint.

Ich gehe nicht weiter auf einzelne Formen ein. Das wildbewegte, von Feuchtigkeit schwere Haar gehört dem Element, in welchem der Triton sich bewegt. In den Satyr-Ohren aber spricht sich der Zusammenhang mit der Thierwelt aus, auf dem es beruht, dass die ganze Leidenschaft nicht einen geistig idealen, sondern einen überwiegend sinnlichen Charakter trägt. Haar und Ohren können also nicht in Betracht kommen, wo es sich um Vergleichungspunkte mit der Demeter handelt, während in ihnen gerade der

Digitized by Google

Gegensatz gipfelt, der ja natürlich in zwei so verschiedenen Wesen nothwendig ebenfalls vorhanden sein muss. Ja haben wir eine Zeit lang den Triton betrachtet, so wird uns diesem aufgeregten Meere gegenüber der Kopf der Demeter wie ein Bild ruhiger, sanfter Harmonie erscheinen, und wir werden einige Augenblicke nöthig haben, um uns den Eindruck wehmuthsvoller Sehnsucht wieder zurückzurufen, der sich uns bei der ersten Betrachtung als Grundton der ganzen Stimmung aufdrängte.

Fragen wir uns jetzt, welche Formen an ihrem Kopfe als besonders charakteristisch hervortreten, so wird sich unsere Aufmerksamkeit wie bei dem Triton auf die Gegend der äusseren Augenwinkel lenken. Denn auch hier ist das Auge eingefallen und senkt sich nach unten wie physisch matt in die Augenhöhle. Aber eben gegen diese Mattigkeit kämpft die innere Sehnsucht, die noch nicht völlig entsagen will. Denn trotzdem ist der Blick nicht gesenkt, sondern richtet sich nach oben, nur weniger scharf und weniger in eine unbestimmte Ferne, so dass sich der convergirende Blick beider Augen in einem näheren Punkte schneidet. Natürlich mildert sich dabei auch die übermässige Spannung des Stirnmuskels; doch ist die Stirnhaut zu beiden Seiten der Nasenwurzel in starkem Bogen emporgezogen und es bleibt in der Mitte eine weiche Anschwellung, wie sie wohl nach andauerndem Weinen sich längere Zeit erhält. Gleicher Mässigung oder Abdämpfung, aber ebenfalls unter Festhaltung des Grundtones begegnen wir am Munde: die Lippen sind leise geöffnet; nach vorn zusammengezogen und gehoben, senken sie sich nach den Mundwinkeln zu sanft und wehmüthig herab. Auch in der Haltung des Kopfes finden wir wieder die leichte Hebung des Kinnes und das Zurücklehnen auf den leise gebogenen Nacken.

Als eine letzte, aber keineswegs die unwichtigste Bestätigung für die Gemeinsamkeit des Grundtons beider Köpfe sind endlich noch die Gesammtproportionen der Anlage ins Auge zu fassen. Nehmen wir ein Dreieck, dessen Basis die Weite der Augen, dessen nach unten gewendete Spitze die untere Begrenzung des Kinnes bildet, so ergiebt sich, dass in beiden Köpfen die Basis im Verhältniss zur Spitze ungewöhnlich schmal ist, was sich um so fühlbarer macht, als die äusseren Augenwinkel stark zurückweichen, während der mittlere Theil der Stirn dagegen stark hervortritt. Die vordere Fläche des Gesichts erscheint daher in ihrer Gesammtanlage schmal und ausserdem streben alle Formen in dieser Fläche nach vorwärts; sie scheinen durchaus der Richtung des Blickes zu folgen und eben dadurch den Eindruck der Sehnsucht zu verstärken.

Hiemit sind aber auch die Aehnlichkeiten zwischen den beiden Köpfen erschöpft, und in dem, was sich auf dieser Grundlage, man möchte sagen, auf diesem festen Rahmen weiter entwickelt, treten vielmehr bestimmte Gegensätze hervor. In dem jugendlichen Triton hat die heftige ungestillte Leidenschaft eine starke Abmagerung erzeugt, namentlich unter den Augen und in den Wangen. Bei der Demeter äussern die reiferen Jahre ihren Einfluss durch eine grössere Fülle der Formen, in denen sich der mütterliche Charakter zunächst rein körperlich ausprägt. Aber nicht minder wirken diese reiferen Jahre auch bestimmend für den geistigen Ausdruck, indem sie Trauer und Sehnsucht zwar nicht vertilgen, aber doch mildern, und was in der Jugend eine momentane, heftige Erregung ist, als einen zwar weit gemässigteren, aber dauernden Seelenzustand erkennen lassen. Hierauf beruht es zumeist, dass nicht nur jede einzelne Form weniger prononcirt, so zu sagen, jeder einzelne Ton in der Melodie weniger stark angeschlagen, sondern dass

Digitized by Google

die gesammte Stimmung eine mildere, beruhigtere geworden ist. Der Blick richtet sich nicht mehr, wie bemerkt, in eine weite unbestimmte Ferne. Ist es ja doch nichts Unbestimmtes, Unbekanntes, was der Blick der Göttin sucht, sondern etwas, das sie besessen, was sie mit vollem Herzen geliebt, was ihr aber entschwunden, und was ihr Auge im Bilde der Erinnerung wieder und immer und allein schauen möchte. So tritt an die Stelle unbefriedigter Leidenschaft ruhige, in sich geschlossene Stille, die tiefe Wehmuth der Entsagung. In dem Munde aber herrscht nicht mehr die wilde Begierde des Triton, der, man möchte sagen, wie ein Raubthier nach seiner Beute schnappt; sondern die Weichheit und Fülle der die Mundwinkel umgebenden Theile erzeugt einen Zug, zwar nicht von Lächeln, aber von wohlwollender Freundlichkeit, in welchem nicht Leidenschaft, sondern die warme Liebe zum Gegenstande der Sehnsucht vollendeten Ausdruck gewinnt.

Ist sonach in diesen Formen das Wesen der Göttin in seinen innersten Tiefen erfasst und ausgesprochen, so kann alles übrige nur die Bedeutung haben, die hier angeschlagenen Motive weiter zu entwickeln und harmonisch ausklingen zu lassen. Gerade darin aber, in dem Festhalten der einheitlichen Grundidee, in dem Fernhalten jedes nicht durch die Idee gebotenen und daher ungehörigen Reizes und Schmuckes pflegt sich die Meisterschaft griechischer Idealbildner noch besonders zu bewähren. Der Mutter, welche nur für ihre Tochter lebt, liegt jeder Gedanke an sich selbst, wie an andere fern; sie darf und muss jede Berechnung, jeden Schmuck, um auf andere einen Eindruck zu machen, um andern zu gefallen, durchaus verschmähen. So ist das Haar einfach gescheitelt, aus der Stirn gestrichen, erst weiter oben durch ein flaches Band zusammengehalten, und fällt dann in losen, natürlichen Locken hinter den Ohren herab. Der grössere Theil aber wird dem Auge durch den Schleier entzogen, der nicht in kunstreichen Falten geordnet, sondern wie ein schlichtes Tuch übergeworfen ist. So einfach und kunstlos dieses Arrangement erscheint, so fein ist es doch vom Künstler berechnet und abgewogen. Jenem schmalen Gesichtsdreieck gegenüber, in dem sich die geistige Bedeutung des Kopfes zusammendrängt, müsste die weiche und volle Entwicklung der Formen nach den Seiten zu, müsste auch der volle Hals, an welchem im Gegensatz zu mädchenhafter Zartheit der mütterliche Charakter mit besonderem Verständniss der Natur betont ist, ein fast zu grosses, materielles Uebergewicht gewinnen. Hier nun dienen Haar und Schleier, nicht nur zur Ausgleichung der Massen, sondern namentlich der Schleier zu einer bestimmten Begrenzung, und zwar nicht etwa bloss im Sinne einer äusseren Umrahmung: auch geistig erscheint das Bild der Göttin durch ihn auf sich selbst zurückgezogen und in sich abgeschlossen.

Ist es etwa Zufall, dass auch der christliche Künstler die Madonna mit dem Schleier zu bilden liebt? Den Kern der ethischen Religion des Hellenenthums, sagte ich, bildete der Cultus der Demeter und Persephone in den Mysterien von Eleusis. Auch im Mittelpunkte der christlichen Religion steht das Bild einer Mutter, die nur für ihr Kind, in ihrem Kinde lebt, die eben so trauert um den Verlust ihres Sohnes und ihre Seligkeit findet in dem geistigen Anschauen desselben. Ein christlicher Künstler möge es wagen, einer Madonna den Kopf unserer Demeter zu geben und er wird sicher keinen Tadel erfahren. Wer weiss, ob nicht ein moderner Kritiker ohne Kenntniss des antiken Vorbildes urtheilen würde, hier sei endlich das Problem gelöst, classische Formenschönheit mit Innigkeit und Tiefe christlicher Empfindung zu verschmelzen. Ein solches Urtheil

Digitized by Google

würde unwiderleglich zweierlei lehren: einerseits, dass der antiken Kunst die Darstellung der Tiefe des Seelenlebens keineswegs fremd war, andererseits aber, dass das Ewige in der Kunst nicht das Dogmatische ist, sondern das allgemein, im höchsten Sinne Menschliche. Madonna oder Demeter:

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan!

Präsid. Prof. Dr. Jülg: Wünscht einer der Herren an diesen glänzenden Vortrag eine Discussion anzuknüpfen? Wenn dies nicht der Fall ist, glaube ich im Sinne der geehrten Versammlung zu handeln, wenn ich dem geehrten Hrn. Redner den herzlichsten Dank ausdrücke. — Nun ersuche ich Hrn. Prof. Dr. Riese aus Frankfurt a. M. seinen Vortrag: „Die Beurtheilung der Germanen durch die alten Römer" zu halten.

Prof. Dr. Riese:

Hochgeehrte Versammlung!

Für eine geschichtliche Entwicklung der Beurtheilung der Germanen in der römischen Literatur hatte ich die Absicht, Ihr freundliches Gehör mir zu erbitten. Aber bei der den einzelnen Rednern gar karg zugemessenen Zeit will ich mich lieber auf einen einzelnen wichtigen Theil dieses weiten Gebietes beschränken. Ich will versuchen zu schildern, wie — nach der objectiven, nüchternen, wahrheitsliebenden Darstellung unserer Vorfahren durch Caesar — im ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit zwei Richtungen in der Beurtheilung der Deutschen einander diametral gegenüberstehen, beide tendenziös, beide durch Stellung und Stimmung der betreffenden Autoren innerhalb der römischen Zeitverhältnisse bedingt. Und sodann will ich zu zeigen versuchen, in welcher Weise und in welchem Sinne beide Arten der Schilderung der Germanen auf das wichtigste Werk, auf die Germania des Tacitus, Einfluss geübt haben. Die hiebei angestrebte genetische Entwicklung wird hoffentlich für das Verständniss der letzteren nicht ohne Werth sein.

Zwei Richtungen also stehen sich gegenüber; die Schriftsteller der ersten Richtung nenne ich kurzweg die der kaiserlichen Tendenz. Wir finden bei ihnen keinerlei unbefangene, wahrheitsliebende Würdigung der Tugenden und Fehler, überhaupt kein eingehendes Interesse an dem den Römern doch so wichtigen Volke; vielmehr ist, ausserdem dass sie die rohe Wildheit der Germanen öfters betonen, ihre Darstellung stets voll Phrasen und Schlagworte und auf zwei Tonarten gestimmt; entweder sind die Römer Sieger — dann vernehmen wir stolzen Siegesjubel, und alles wird auf den Preis des Siegers und den Hohn des Geknechteten berechnet — oder sie sind die Teutoburger Besiegten: dann war es Hinterlist, unwürdiger Verrath, durch welchen allein die deutschen Barbaren sie zu schlagen verstanden. So finden wir bei den meisten Stellen dieser Autoren Worte wie perfidia, παρασπόνδημα (Eidbruch) für die Handlungsweise der Deutschen. Und dass wir die Tendenz in solchen Stellen ja nicht verkennen, dafür lassen Sie uns an zwei Stellen römischer Autoren denken; für die Tendenz des Siegers an Quintilians Wort von den rhetorischen Declamationen (8, 4): „wir bewundern die Tapferkeit der Gallier und Germanen, um dadurch den Ruhm des G. Julius Caesar zu vergrössern"; — für die Tendenz des besiegten Römers aber passt, was Tacitus (Hist. 4, 27) sagt: victi, quod tum in morem verterat, non suam ignaviam, sed aliorum perfidiam

Digitized by Google

culpabant: „die Besiegten klagten nicht über ihre eigene Untüchtigkeit, sondern über die Treulosigkeit der andern“.

Diese perfidia der Deutschen war nichts anderes als die Erhebung gegen die thatsächlich auferlegte Knechtschaft; auch jede Kriegslist erhält diesen Namen, und speciell dem Armin wird fortwährend perfidia zugeschrieben, während wir keinerlei unehrenhafte Handlung von ihm nachzuweisen wissen.

Zu den Schriftstellern dieser Richtung nun gehört eine grosse Anzahl der Dichter der Augusteischen und spätern Zeit, allen voran Ovid; von Prosaikern vor allem Velleius Paterculus, und manche andere bis herab zum jüngeren Plinius; von den Griechen, was man wohl nicht erwarten sollte, der bedeutende Geograph Strabon. Letzteren seiner Bedeutung wegen, den Velleius aber als besonders charakteristische Figur, sei mir vergönnt genauer zu besprechen, die anderen mögen mit kurzen Worten abgethan werden.

Nur einige solche Stellen aus Ovid, der bekanntlich zu Tomi in der Verbannung das Lob und den Ruhm der kaiserlichen Familie aus allen Kräften verkündete, um der Rückkehr nach Rom theilhaftig zu werden, will ich anführen. Er wünscht sich Trist. III, 12, 47 f., ein Bote möge ihm bald erzählen:

Teque, rebellatrix, tandem, Germania, magni
Triste caput pedibus supposuisse ducis;

und Trist. IV, 2, 1 f.:

Iam, fera Caesaribus, Germania, totus ut orbis,
Victa potes flexo succubuisse genu;

sowie in den Briefen ex Ponto (III, 4, 97):

Perfida damnatas Germania proicit hastas;

und andere Stellen; mehrfach sind ihm die Germani die 'triumphata gens', selbst an Stellen, wo römischer Stolz auf den Tribut der Besiegten gar nicht am Platze ist; es handelt sich nämlich um blondes germanisches Haar zu einer Perrücke für seine Geliebte:

Nunc tibi captivos mittet Germania crines;
Tuta triumphatae munere gentis eris.

Aehnlich wünscht Properz (4, 3, 45), der barbarische Rhein möge vom Sueben-Blut geröthet die verstümmelten Leichen dahinführen; so spricht Horaz von 'mordfrohen Sygambrern'; ferus, superbus, immanis und perfidus sind Epitheta, die auch bei spätern Dichtern, wie Martial, von den Germanen gebraucht werden; Martial erwähnt auch eine Thonfigur, einen rothhaarigen Bataver darstellend, welche als Schreckbild für Kinder dienen sollte.

Wie weit man in der Verunglimpfung gehen konnte, zeigt eine von Quintilian (8, 5, 24) als lächerliche Hyperbel angeführte Stelle. Er hatte einen ungeschickten Rhetor von dem abschreckenden Aussehen der Germanen declamiren hören, ihnen sei 'caput nescio nbi impositum' — eine vollständige Caricatur des Menschen!

Doch lassen Sie uns lieber zu Velleius übergehen, der ja die Sache im Zusammenhange beschreibt. Dieser Hofhistoriograph des Kaisers Tiberius geht bekanntlich eifrig darauf aus, den Ruhm seines Herrn zu erhöhen und auf die Gegner desselben tüchtig loszufahren. Von letzteren hatte er die Germanen selbst kennen gelernt; er war

Digitized by Google

in Gallien Präfect gewesen. Ihm verdanken wir z. B. die Aeusserung (II, 117), 'Germanos praeter vocem et membra nihil habere hominum'; ihm die Wendung, dass sie 'gladiis domari non poterant' (sie hätten also ausgerottet werden sollen). Sind sie ausserordentlich wild und roh, so sind die Longobarden 'gens etiam Germana feritate ferocior'. Dies alles sagt Velleius in maiorem Tiberii gloriam; denn Tiberius ist es, der so furchtbare Völker gründlich besiegte, bis sie „vor seinem Tribunal niederknieten" (II, 106), und bis ausser Marbod, dessen Grösse Tiberius selbst anerkennt (Tac. Ann. 2, 63), „nihil erat iam in Germania, quod vinci posset" (II, 108). — Auf diesen Ton des stolzen Siegesjubels folgt nun plötzlich die Teutoburger Schreckenskunde, und da ist, wie schon gesagt, die perfidia der Deutschen die Ursache, denn „sie sind bei der äussersten Wildheit sehr verschlagen", ja „ein zur Lüge geborenes Geschlecht" (natum mendacio genus, II, 118). Im übrigen sind sie geistig niedrig stehend; nur Armin ist 'ultra barbarum ingenio promptus', der durch Treulosigkeit aller Art die Römer besiegt hat. Doch selbst das Teutoburger Ereigniss dient dem Velleius besonders zum Preise seines Tiberius; dieser sei sofort (!) nach dem Kriegsschauplatz geeilt und habe den erlittenen Schaden in kürzester Frist wieder gut gemacht — fast so viele Unwahrheiten wie Worte. — Ich darf den unerquicklichen Bericht über diesen Hauptvertreter der „kaiserlichen Tendenz" wohl mit einer ihm entnommenen theatralisch aufgeputzten Anekdote schliessen: „Als Tiberius 4 n. Ch. am Ufer der Elbe stand, am andern Ufer aber das deutsche Heer sich befand, da kam ein vornehmer deutscher Krieger von höherem Alter auf einem Kahne herangefahren, bat um die Erlaubniss den Tiberius zu besuchen und erhielt sie. Vor den Fürsten geführt, betrachtete er ihn lange schweigend und sagte endlich bewundernd: Wie thöricht sind die Unsern, diese Gottheit nicht zu ehren! Ego, quos ante audiebam, hodie deos vidi; nec feliciorem ullum vitae meae aut optavi aut sensi diem ('die Gottheit, von der ich früher nur hörte, heute sah ich sie, und keinen glücklicheren Tag meines Lebens kannte ich je, oder konnte ich mir wünschen'). Er reichte dem Tiberius, wie ihm huldvoll gestattet ward, die Hand, und kehrte, ohne Aufhören nach Tiberius zurückblickend, zu den Seinen zurück". — Eine, wie mir scheint, sehr lehrreiche Tendenzgeschichte!

Dass auch Strabon der Reihe dieser Autoren vorhin zugefügt wurde, mag auffallend erscheinen. Er ist auch in der That der gemässigteste unter ihnen. Zweierlei seiner Aeusserungen aber gehören entschieden hieher, welche ich kurz anführen will, während ich seine übrigen Schilderungen der Kürze der Zeit halber übergehe. Erstens übertreibt Strabon im Vergleiche mit Caesar die Wildheit oder Uncultur der Germanen. Caesar gibt ihnen feste Wohnsitze und wenn auch gerade keine Vorliebe für den Ackerbau, so doch den Ackerbau selbst, den die Sueben so betrieben, dass die Aecker jährlich abwechselnd vertheilt wurden. Strabon dagegen sagt (7, 291): „Alle Sueben wandern leicht aus ihren Wohnsitzen aus, weil ihr Leben einfach ist und sie keinen Ackerbau treiben (διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν) und nichts aufspeichern; sie leben in Zelten, mit nur tageweisem Aufenthalt; nähren sich vom Vieh wie die Nomaden und ahmen jene nach, indem sie das Ihrige auf Wagen packen und mit Heerden hinziehen, wohin sie wollen". Vielleicht zwar ist diese Schilderung der Germanen als Nomaden aus einem Missverständniss der betreffenden Stellen des Caesar hervorgegangen, vielleicht aus einer Verwechslung mit den Skythen, auf die wir gleich zu sprechen kommen; vielleicht endlich hat sich Strabon nach den Völkerzügen der Cimbern und des Ariovist eine falsche Vorstellung von dem

Digitized by Google

täglichen Leben der Deutschen entworfen: jedenfalls wird ihre Cultur geringer dargestellt, als sie nach Caesar war.

Eine zweite weit wichtigere Stelle ist Strabon's Darstellung des Teutoburger Krieges. Er sagt: Die Germanen lieben es treulos abzufallen, und geben ihren Eid und ihre Geiseln Preis. Man muss ihnen stets misstrauen; glaubt man ihnen, so schädigen sie uns aufs furchtbarste, wie z. B. die eidbrüchigen Cherusker thaten.

Freilich, fügt Strabon hinzu, bestrafte sie später Germanicus (Velleius gibt dem Tiberius die Palme!) und triumphirte über sie; aber Arminius „hält den Krieg noch jetzt aufrecht".

So viel aus den Mittheilungen über diese Periode der Schriftsteller der kaiserlichen Tendenz, wobei wir Deutsche nicht gerade gut wegkommen. Auf diese folgt oder ist ihr ziemlich gleichzeitig eine Richtung, die ich gleich kurz als die der Verherrlichung der nördlichen Naturvölker bezeichnen will. So steht auch in der europäischen Literatur dieses und des vorigen Jahrhunderts die Schilderung der Indianer da: einerseits sind sie grausame, heimtückische, treulose, rohe Wilde; andererseits gelten sie in Chateaubriands Atala und vielen anderen Schriften, die sie idealisiren, als ein edles, grossherziges, freies Naturvolk, und die Civilisation steht ihnen schlecht und verschlechternd gegenüber. Um diese Richtung der Verherrlichung der nördlichen Naturvölker zu schildern, muss ich aber weiter ausholen.

Eine in den letzten Jahren mehrfach ausgesprochene Ansicht lässt die Germania des Tacitus auf der Schilderung beruhen, welche Sallust in seinen Historiae von den Skythen und den germanischen Bastarnae, den Nachbarn der Skythen am schwarzen Meere, gegeben habe. Diese Ansicht kann ich in keiner Weise als begründet anerkennen, schon darum, weil erst in viel späterer Zeit die Bastarnae als Germanen angesehen wurden, und Sallust den Namen Germani nur in dem Sinne wie Caesar und alle anderen kannte, nämlich in dem Sinne der rechtsrheinischen Nachbarn der Gallier. Sein einziges Fragment, worin Germani genannt sind, entspricht sogar einer Stelle Caesars. Aber doch müssen wir uns, freilich in anderem Sinne, jetzt zu den Skythen wenden.

Es scheint eine allgemein menschliche Eigenschaft zu sein, in recht entlegenen Ländern oder in längst verflossenen Zeiten ein Glück und eine Seligkeit des Menschengeschlechtes zu vermuthen, die der eigenen Zeit und dem eigenen Volke fehlen. Schon dem lebensfrohen Homerischen Zeitalter sind die früheren Geschlechter besser und stärker als οἱοι νῦν βροτοι εἰσιν, und die besten Völker wohnen ihm am weit entlegenen, äussersten Erdrande, ich meine die Götterfreunde, die Aethiopen, und wiederum in einer anderen Ferne nach der thrakischen und mysischen Seite hin die 'gerechtesten der Menschen', die Abioi, also nach Norden oder Nordosten hin. Bald folgt die Sage von dem ebenfalls weitab im hohen Norden wohnenden Volke der Hyperboreer. Ohne auf den mythischen Kern der Sage von diesem herrlichen Volke einzugehen, welches Apollon jährlich zu besuchen pflegte, hebe ich hervor, wie man der Hyperboreer Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Friedfertigkeit und Glückseligkeit mit den schönsten Farben auszumalen pflegte; als es später bei erweiterter Erdkenntniss galt ihr Land geographisch zu bestimmen, wurden sie zu den Nachbarn der Skythen gemacht. Und nun gieng die Idealisirung, wie ich glaube, von diesem Ursprung aus, auf die rohen Skythen selbst über. Gewiss fällt uns allen sofort das Lob derselben im Horaz (Carm. III, 24) ein: bei den

Digitized by Google

Skythen herrscht Tugend und reine Sitte, strenges Familienleben, der Besitz wechselt jährlich, dadurch bleibt das schlimmste Laster, die Habsucht, fern. Auch Vergil in seinen Georgicis (III, 376 ff.) beschreibt wenigstens mit Sympathie ihr vergnügtes Leben bei geringen Mitteln: in ausgegrabenen Höhlen leben sie in sorgloser Ruhe dahin und füllen die lange Winternacht mit Scherz und Spiel aus. Diese zwei Stellen sollten, wie Tacitus' Germania, aus Sallust entnommen sein; und ihre theilweise Aehnlichkeit mit der Schilderung der Germanen bei Tacitus springt ja in die Augen. Aber — Germanen und Skythen sind eben doch zwei verschiedene Völker! Der Zusammenhang ist von anderer Art; er wird deutlicher werden, wenn wir eine Beschreibung der Skythen bei Iustinus (II, 2) näher ins Auge fassen. Sie lautet: „Die Skythen haben unter einander keine Grenzen, da sie keine Aecker bebauen, sondern mit ihren Heerden durch weite Einöden zu schweifen pflegen ... Die Gerechtigkeit wird dort durch den Sinn des Volkes, nicht durch Gesetze gepflegt (iustitia gentis ingeniis culta, non legibus). Sie erstreben kein Gold und Silber wie die übrigen Menschen. Sie leben von Milch und Honig. Wolle und Kleider kennen sie nicht, sondern obgleich sie von fortwährender Kälte bedrängt sind, kleiden sie sich nur in Felle und Marderpelze. Diese Enthaltsamkeit der Sitten ist es, welcher sie ihre Gerechtigkeit verdanken, da sie eben kein fremdes Eigenthum begehren; denn die Gier nach Reichthum ist nur da zu finden, wo man den Reichthum auch anwendet (quippe ibidem divitiarum cupido est, ubi et usus). O hätten doch die übrigen Menschen dieselbe Mässigung und Enthaltsamkeit; dann würden nicht so viele Kriege nöthig sein. So besitzen die Skythen dasjenige von Natur, was die Griechen durch keine Weisheit, durch keine philosophischen Lehren erlangen konnten, und der Vergleich der Civilisation mit der Uncivilisation fällt zu Gunsten der letzteren aus (cultosque mores incultae barbariae conlatione superari). So viel mehr leistet also bei den Skythen die Unbekanntschaft mit dem Schlechten als bei den Griechen die Kenntniss des Guten (tanto plus in illis proficit vitiorum ignoratio quam in his cognitio virtutis)". Soweit Iustinus.

Die Aehnlichkeit der Stimmung in dieser Beschreibung, ja selbst einzelner Ausdrücke mit der Germania des Tacitus ist so augenfällig, dass ich mich vorläufig begnüge, dies mit einem Worte zu erwähnen. Das Naturvolk steht höher als das civilisirte; dieser an Rousseau erinnernde Gedanke ist die Grundidee dieser Darstellung, welche jedenfalls aus einem griechischen Schriftsteller in den Pompeius Trogus unter Augustus, und aus diesem in den Iustinus übergegangen ist. Und ein anderer Grieche (oder derselbe?), Poseidonios, lässt kurz vorher die Geten aus Frömmigkeit sich des Fleischgenusses enthalten, von Honig, Milch und Käse leben, und in Ruhe und Frieden ein gottesfürchtiges Leben führen als θεοσεβεῖς. Auch dies zeigt dieselbe Idealisirung von Naturvölkern, die eigentlich recht wild, roh waren. Wenn wir die Stimmung der Römer in dieser Beziehung betrachten, so finden wir schon gegen Ende der Republik einzelne Aeusserungen des Gefühles, das wir modern ausdrücken können: „da, wo du nicht bist, wohnt das Glück". So wollte Sertorius nach den Inseln der Seligen im Ocean auswandern; so preist Diodor die Britannier, die noch fast unbekannt waren, die ultimi orbis der Dichter, wie Homers Aethiopen die ἔσχατοι ἀνδρῶν sind: „sie seien Leute von einfacher Sinnesart, und von der jetzigen Schlauheit und Schlechtigkeit der Menschen seien sie weit entfernt (πολὺ κεχωρισμένους τῆς τῶν νῦν ἀνθρώπων ἀρχινοίας καὶ πονηρίας); sie lebten

Digitized by Google

mässig und friedlich, ohne Reichthum und Schwelgerei"; so dichtete bald darauf Horaz seine sechzehnte Epode und sein Lob der Skythen. Je schlechter und unbehaglicher, je unnatürlicher und aufreibender nun in der Kaiserzeit bei allem Glanz und Wohlstand des Reiches im Ganzen und Grossen das hauptstädtische römische Leben wurde, um so mehr kamen viele zum Glauben, das hier verlorene Glück und die entschwundene Freiheit in der Ferne suchen zu sollen. Eine gewisse aristokratische Opposition, welche gern nach der guten alten Zeit der republikanischen Freiheit sehnsüchtig zurückblickte, bildete sich gegen die Zustände des Kaiserthums und war verbunden mit einer starken Neigung zu der stoischen Philosophie, besonders ihrer ethischen Seite nach. Diese Richtung der idealen Opposition (denn von der Opposition von Thronprätendenten und Catilinarischen Existenzen kann hier natürlich keine Rede sein) theilen in der schrecklichen Zeit der Claudischen Kaiser und noch später die meisten sittlich edleren Männer; ich nenne unter ihnen den stolzen Thrasea Paetus, Cornutus, Persius, Musonius Rufus, aber auch Lucan, der Theorie nach wenigstens auch Seneca, und viele andere, über welche Tacitus in seinen Annalen mit einer gewissen Vorliebe spricht. Hatte nun schon das Vorbild dieser ganzen Richtung, Cato von Utica, einst im Senate gesagt (Plut. Cat. 51), nicht die Germanen und Gallier, sondern Caesar sei der wahre Feind der Römer, so finden wir nun bei Lucan und Seneca eine Reihe von bisher kaum noch beachteten Aeusserungen, in denen das Lob der Germanen, ihrer Freiheit und Naturkraft in mehr oder weniger klar ausgesprochenem, immer aber klar gefühltem Gegensatz gegen Rom enthalten ist. Der Tag von Pharsalus, klagt Lucan (7, 435), hat die Freiheit vertrieben, dass sie, reditura nunquam libertas, ultra Tigrim Rhenumque recessit, ac vagatur Germanum Scythicumque bonum, nec respicit ultra Ausoniam. Also Freiheit bei Germanen und Skythen, nicht aber in Rom! Da sehen wir jetzt wohl, welches der Zusammenhang von Deutschen und Skythen ist: keine gleichen Quellen, sondern gleiche Stimmung lässt die Römer die zwei nordischen Naturvölker vereinigen, von denen die Skythen schon bei den Griechen idealisirt wurden, die Germanen aber erst bei den Römern und zwar, wie erwähnt, keinesfalls schon bei Sallust; wollte man Vermuthungen aufstellen, so liesse sich etwa an einen gegen Augustus feindlich gestimmten Historiker denken, der zu dessen Lebzeiten die Bürgerkriege nebst dem gallisch-germanischen Krieg Caesars beschrieb und über des letzteren Commentarii ein hartes Urtheil fällte. Diese nördlichen Völker nennt Lucan (8, 362) „unbezwungen im Kriege und ohne Furcht vor dem Tode"; und im ersten Buche (I, 453—457):

Populi quos despicit Arctos
Felices errore suo, quos ille timorum
Maximus haud urget, leti metus: inde ruendi
In ferrum mens prona viris, animaeque capaces
Mortis. —

Diese Todesverachtung schreibt zwar Lucan der Lehre der Druiden von der Unsterblichkeit der Seele zu, und diese lehrten nur bei den Galliern, aber in der Sache selbst spricht er auch von den Germanen, die ja auch nach Appian δι' ἐλπίδα ἀναβιώσεως, aus Hoffnung auf ein Wiederaufleben, so tapfer kämpften.

Als ebenso tapfere Freiheitskämpfer erscheinen die Germanen auch Lucans Zeitgenossen, dem Philosophen Seneca, der sie aber auch von ihrer schwachen Seite kennt,

Digitized by Google

nämlich dem Mangel an Disciplin. In ihrer Leidenschaftlichkeit, sagt Seneca (de ira 2, 15), zeige sich ein starker und fester Sinn, ein Edelmuth, der ihnen die Freiheit bewahre; nihil tenue et exile capiunt, ignea et fervida (nichts kleinliches und geringes erstreben sie, alles ist feurig und herzhaft). Sie sind kriegerisch und ausdauernd, Reichthum und Schwelgerei ist ihnen unbekannt. Gib ihnen nur die richtige Klugheit: so werden sie uns besiegen, wenn wir nicht zu altrömischen Sitten zurückkehren (de ira 1, 11). Ist dies nicht schon anklingend an den berühmten Wunsch des Tacitus, es möge den Deutschen ihre Zwietracht verbleiben, damit sie dem römischen Reiche kein Verderben brächten? Und einmal noch ist Seneca entzückt über den Selbstmord eines germanischen Sklaven in Rom: der Selbstmord galt ja der damaligen stoischen Philosophie als erlaubt, unter Umständen als geboten.

Es ist also ihr Freiheitssinn, ihr Muth, der den Seneca anzieht; ebenso wie das römische Volk und der Kaiser über die simplicitas et fiducia deutscher Gesandten entzückt waren, die in Rom ins Theater auf die Plätze des Volkes geführt wurden und dann ungenirt in die des Senats übertraten mit den Worten, sie seien auch für einen Ehrenplatz gut genug.

Ausserdem erfreut den Seneca noch ihre Einfachheit. Er sagt: Die Völker jenseits der römischen Cultur, Germanen, Sarmaten und Skythen, leben in traurigem Klima bei harter Armuth ein mühseliges Leben; und doch (sagt Seneca) sind sie dabei glücklich, denn sie sind es gewohnt und es ist ihnen naturgemäss. Naturgemäss aber ist auch nach Musonius Rufus stets das allereinfachste; so das Leben in Höhlen statt in Häusern, das Verzehren roher statt gekochter Speisen, also Dinge, die wir von den Skythen und Germanen hie und da angeführt finden. Nehmen wir dazu die in Rom allen Phrasen zum Trotz geschätzte Treue der Deutschen, die sie zur Leibwache der Kaiser machte, so haben wir die Elemente der Idealisirung der Germanen vereinigt.

So sind wir allmählich herabgelangt zu dem aristokratischen Geschichtschreiber, dem besonneneren (weil gedankenreicheren) Fortsetzer jener stoischen Opposition, zu Tacitus. Ich muss mich hier mit kurzen Andeutungen begnügen. Warum Tacitus die Germania schrieb, habe ich vor zehn Jahren in der Eos gezeigt: einfach, um ein den Römern wichtiges Volk zu beschreiben, zu der Zeit als ihn gerade die Vorstudien zu seinen Historiae darauf hinleiteten: nicht mehr und nicht weniger. In den Thatsachen ist er durchaus von seinen Quellen abhängig; auf der Güte derselben und auf der Treue und Kritik, mit welcher er diesen folgt, beruht der Grad seines Werthes. Darüber gibt es ja zahlreiche, zum Theil treffliche Untersuchungen; was aber die Stimmung betrifft, in welcher er schrieb, so hoffe ich, dass dieselbe jetzt durch die geschichtliche Entwicklung derselben etwas klarer und fester begründet sei, als sie bisher war. Wie verhält sich Tacitus zu der objectiv-wahrheitsliebenden Schilderung eines Caesar? wie zu den kaiserlichen Autoren von den besiegten Feinden, den verrätherischen Germanen? und wie endlich zu dem hellstrahlenden Bilde des glücklichen, freien, tapferen und edlen Naturvolkes? — Ich antworte einfach so: Er geht von derselben wahrheitsliebenden Absicht aus wie Caesar; er steht zu der kaiserlichen Richtung in einem klar bewussten Gegensatz; er ist von der letzten, idealisirenden Anschauung unwillkürlich beeinflusst. Ueberdruss an der kaiserlichen Siegesliteratur zeigt z. B. die Aeusserung (Cap. 37): seit dem Cimbernkrieg, also seit 210 Jahren, tam diu Germania vincitur; das heisst nicht

Digitized by Google

etwa nur: „so lange sucht man Germania zu besiegen", sondern vielmehr: „so lange schon wird Germania besiegt, wenn man den kaiserlichen Nachrichten glauben will, aber trotzdem ist's noch nicht besiegt". Derselbe herbe Spott liegt, mit Erinnerung an manche nichtige Triumphe und an stolze Bezeichnungen wie 'triumphata gens' bei Ovid auch in dem Satze: triumphati magis quam victi sunt (ebendas.), man feierte mehr Triumphe über sie als Siege. — Von Interesse in diesem Sinne ist auch, dass Tacitus eine unzweifelhafte Reminiscenz aus Velleius verwendet, um sie in eine Rede des Segestes, des Römerfreundes, der sein eigenes Volk verrieth, zu verweben! — Aber ist Tacitus wirklich dieser kaiserlichen Tendenz so fern geblieben? Athmet nicht, so könnte jemand fragen, ein geradezu chauvinistischer Geist aus den Worten (Cap. 33): „Möge doch den Feinden ihre innere Zwietracht bleiben, da bei der allmählichen Entkräftung des Reiches das Schicksal uns nichts grösseres mehr verleihen kann, als den innern Zwist unserer Feinde"? O nein! Diese Worte zeigen uns den römischen Patrioten, aber von einem Lobredner kaiserlicher Erfolge das gerade Gegentheil; denn das Kaiserthum wird eigentlich hier wie Ann. XI, 20, Hist. IV, 26; 54 mit den labentia imperii fata (sinkenden Geschicken des Reiches) identificirt; und dass die Germanen ihre Kraft wohl zur Besiegung Roms verwenden könnten, ahnte ja auch schon Seneca, ja fast schon Caesar.

Dass ferner Tacitus auf dem Standpunkt einer (wohlverstanden: unwillkürlichen) Idealisirung unserer Vorfahren steht, bedarf nun keiner Beweise mehr, nachdem die Entstehung dieser Stimmung historisch nachgewiesen ist an Lucan und Seneca und noch früher an dem griechischen Lobredner der Skythen, den wir aus Justinus kennen, und an Poseidonios' Nachricht über die Geten. Schon dieser Hinweis auf Griechen zeigt, dass Tacitus nicht nothwendig dem Sallust folgen musste. Die unbefangene Lectüre der Germania zeigt die idealisirende Stimmung sofort, am allerdeutlichsten vielleicht in den Abschnitten über das Privatleben (c. 18 ff.), und ebenso, dass diese Idealisirung in stetem Gegensatze gegen Rom begriffen ist. „Dort", sagt Tacitus, „nährt die Mutter selbst ihr Kind, dort ist die Ehe eine strenge; dort lacht man nicht über die Laster, nec corrumpere ac corrumpi saeculum vocatur; dort (ibi) vermögen die guten Sitten mehr als 'alibi' gute Gesetze" — und wo er eine Verschlechterung zugeben muss, hat Rom sie bewirkt: „iam et pecuniam accipere docuimus". Hiebei wird durch die Gleichheit der Stimmung oft wie von selbst auch eine Gleichheit des Ausdruckes mit den Stellen des Horaz, Vergil, Justin, aber auch mit den von Rom selbst handelnden Stellen in Sallust's Catilina und Iugurtha bewirkt. Allein diese Idealisirung ist, wie gesagt, eine unwillkürliche, und steht auf der Grundlage einer festen Wahrheitsliebe: des Wunsches, so richtig zu erzählen als es seine Quellen dem Autor erlauben. Desshalb verträgt es sich damit ganz gut, dass auch Schattenseiten der germanischen Natur dargestellt werden, ihre innere Uneinigkeit, ihre Streitsucht, Spiel- und Trunksucht, ihre Trägheit im Frieden, ihr Jähzorn; denn Tacitus will nichts verschweigen und beschönigen. Bei der früheren Annahme, Tacitus habe die Absicht gehabt, den Römern einen Sittenspiegel vorzuhalten oder ein liebliches Idyll zu schreiben, sind solche Stellen freilich unerklärbar. Aber was ihm, wie dem Seneca und Lucan, ganz besonders in einem schönen Lichte erscheint, das ist die libertas, die Freiheitsliebe der Germanen, im Gegensatze zum römischen servitium. Diese libertas wird oft gerühmt; sie ist es, welche die Germanen den Römern noch furchtbarer macht als das wohlgeordnete Partherreich: quippe regno

Digitized by Google

Arsacis acrior est Germanorum libertas. Sie tritt in den Reden des Armin und anderer deutscher Führer in Annalen und Historien stets als das treibende Motiv hervor, und sie ist um so mehr nach des Tacitus Geschmack, als sie zwar keine Königsherrschaft, wohl aber eine Geschlechterherrschaft, eine etwas aristokratische Ständeordnung gut vertragen kann; nicht ohne Wohlgefallen hebt er hervor, dass die niedere Stellung der Freigelassenen bei den Germanen ein Beweis ihrer echten Freiheit sei: impares libertini argumentum libertatis sunt!

Auf alles das einzugehen, worin sich nun Tacitus wie Caesar als ein Darsteller zeigt, der der objectiven Wahrheit die Ehre gibt, fehlt die Zeit, und so sei nur mit einem Worte auf die Reden der römischen und deutschen Feldherrn in den Annalen hingewiesen. In diesen trefflichen Darstellungen der beiderseits leitenden Gedanken und Empfindungen ist so ausserordentlich viel lehrreiches auch für unsere Betrachtung enthalten, dass es die Mühe eines tieferen Eingehens in hohem Grade lohnen würde.

Doch ich muss nun wohl endigen und fasse daher die gefundenen Resultate nochmals kurz zusammen. Nach einer ersten Zeit, in der die Römer nur die Wildheit der Germanen im Kriege kennen lernten, folgt die genauere und wahrheitsliebende Schilderung durch Caesar, der ihren Zustand so schildert, dass darin verschiedene Stufen zwischen wirklicher Wildheit und Cultur vertreten sind, und ihre Tapferkeit sehr anerkennt. Die kaiserliche Tendenz darauf ist den Germanen durchaus feindlich: die Germanen unterliegen nach Verdienst, oder sie siegen durch Verrath. Ihre Tapferkeit wird kaum erwähnt, um so mehr ihre Feindseligkeit und Treulosigkeit. Unterdessen wird die bei den Griechen schon länger entstandene und auf uralten Motiven beruhende Verherrlichung der Skythen, eines Naturvolkes, in Rom bekannt und, zwar nicht sie selbst, aber die in ihr herrschende Stimmung auf die Beurtheilung der Germanen übertragen, wozu die Gemüther in der Welthauptstadt gut vorbereitet waren. Bezeichnend für Griechen und Römer ist dabei, dass von jenen mehr die Gerechtigkeit und Glückseligkeit, von den Römern mehr die Freiheit und Seelengrösse, von beiden aber die Einfachheit ihres Idealvolkes gepriesen wird. Endlich folgt Tacitus, dessen Stimmung auf der reinen Wahrheitsliebe, der Hinneigung zu jener Idealisirung und Abneigung gegen das kaiserliche Wesen und seine Phrasen zugleich beruht.

Ich schliesse nun mit dem Wunsche, dass die gegebene Auffassung der Germania des Tacitus sowohl als auch der literaturgeschichtliche Ueberblick nicht ganz nutzlos sein möchten. Literaturgeschichtliche Studien aus dem Alterthum sind ja ein Gebiet, welches richtig behandelt, wenn es mit der politischen und Culturgeschichte zusammengehalten wird, noch manche schöne Entdeckung zu ergeben verspricht. Was das so eben besprochene Thema aber betrifft, so beabsichtige ich dasselbe in erschöpfender Weise zu behandeln, wenn meine Auffassung nicht etwa jetzt von Ihnen mit zutreffenden Argumenten als unrichtig nachgewiesen werden sollte. (Lebhafter Beifall).

Präsident: Wenn keine Discusion eröffnet wird — so möchte ich die Versammlung ersuchen, etwa fünf Minuten auszusetzen, bevor ein weiterer Vortrag folgt.

Eckstein: Ich bitte ums Wort, nicht um einen Streit anzuheben, sondern um aufmerksam zu machen, dass Hr. Hofrath Köchly jetzt anwesend ist, was früher leider nicht der Fall war.

Digitized by Google

Präsident: Ist die geehrte Versammlung geneigt den Vorschlag einer fünf Minuten langen Pause anzunehmen, oder sollen die Vorträge gleich fortgesetzt werden?

(Pause! Pause!).

Der Vorschlag ist angenommen.

(Nach Verlauf von fünf Minuten).

Es folgt nun der Vortrag des Hrn. Gymn.-Dir. Schiller aus Constanz: „Darstellung des Standes und der Aufgabe der Geschichte der römischen Kaiserzeit."

Schiller:

Hochgeehrte Versammlung!

In einem so hochansehnlichen Kreise von Vertretern der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Praxis darf ich es als bekannt und anerkannt voraussetzen, dass die eminenten Fortschritte, welche die Geschichte des republikanischen Rom in den letzten 50 Jahren zu verzeichnen hat, wenigstens der früheren Kaisergeschichte, die ich bis auf die Zeit Hadrians ansetze, und auf die ich mich hier beschränken muss, nicht in gleicher Weise zu Gute gekommen sind. Mannigfache Gründe tragen zu diesem Ergebnisse bei.

Verhältnissmässig spät und dann auch nur spärlich in Aufnahme gekommen, musste die Forschung zunächst in den Dienst der Kirche treten, die in der Geschichte der Kaiserzeit ihre eigene Jugendgeschichte suchte. Das auch heute noch dem Forscher in diesen Zeiten unentbehrliche und doch vielfach antiquirte Werk von Tillemont ist von durchaus einseitig kirchlichem Interesse beherrscht. Es kann nicht fehlen, dass bei diesem Verhältnisse theils in Behandlung und Beurtheilung der Quellen, theils in der Gestaltung der ganzen Anschauung nur allzuhäufig die historische Wahrheit über Gebühr zurücktritt. Auch die protestantische Theologie hat an diesem Verhältnisse bis auf Baur und die neue historisch-kritische Schule nichts Erhebliches geändert. Sie nahm den düstern Hintergrund der Kaiserzeit ohne tiefere Untersuchung an, in dem unverständlichen historischen Gewebe erschien die wunderbare Bildung des Christenthums dem gläubigen Sinne doch nicht unbegreiflich. Aber auch die Baur'sche Schule hat sich vorwiegend der kirchengeschichtlichen und religiösen Seite, der Entstehung und den ersten Jahrhunderten des Christenthums mit eigner Forschung zugewandt. Und wenn auch auf diesen Gebieten Baur selbst, Zeller, Strauss, Hotzmann, Hausrath u. a. sehr wesentliche Beiträge zur Kenntniss jener Zeiten geliefert haben — ein Schwegler für das kaiserliche Rom ist aus der Schule nicht hervorgegangen.

Die Philologie, welcher eigentlich die antike Profangeschichte als Domäne zufiel, entbehrte allzusehr des historischen Standpunktes und des historischen Sinnes.

Vorwiegend den formalen und antiquarischen Elementen zugewandt, sah sie in der Kaiserzeit nur die Entstehung von etwas Neuem, unbedingt Verwerflichem: Tyrannei, Verkommenheit; Tacitus war und blieb das Evangelium. Wie sein, so gieng auch ihr Blick nicht über die Stadt Rom hinaus. Hier sah man das Alte untergehen, für das man sich an den pamphletartigen Reden Ciceros, den unklaren Schwärmereien des Cato und den republikanischen Ideen des Livius begeistert hatte. Der Name Republik hatte unter dem frischen Impulse der Italiener und Niederländer einen neuen fast zauberhaften

Digitized by Google

Klang erhalten. Dort umfassten mächtige Städte im stolzen Bewusstsein einer tausendjährigen Geschichte die Nation und wähnten auch in die moderne Welt den Stadtstaat der antiken herüberretten zu können. Hier beherrschte die gelehrten Patricier der Tyrannenhass des Alterthums, ein prahlerischer Dünkel auf Freiheit und Stand und jene uns heute zurückstossende Menschenverachtung, welche nur im alten Rom und im mittelalterlichen Venedig ihresgleichen findet. Der Absolutismus der Spanier, Richelieu's und Ludwig XIV, die verhasste demokratische Monarchie der Visconti, Medici und Oranier musste zur Parallele mit der römischen Kaiserzeit auffordern. Welche Kluft antike und moderne Verhältnisse trennt, das vermochte der nur wenig entwickelte historisch-politische Sinn nur ganz unzureichend zu unterscheiden. So war auch die Philologie weit entfernt von der Lösung der Aufgabe, die dem Historiker ziemt, darzulegen, wie aus dem Alten das Neue wurde, werden konnte und werden musste.

Hochgeehrte Versammlung! Wir dürfen heute diese Thatsachen constatiren, nicht mit den Vorfahren darüber ins Gericht gehen; sie waren eben Kinder ihrer Zeit. Es musste erst das tiefste Unglück und in Folge dessen die nationale Wiedergeburt und Befreiung kommen, ehe die Nachfahren es versuchen konnten, die Aufgabe weiter zu stellen. In jenen gram- und freudevollen Zeiten erwuchs uns zunehmend das Verständniss der eignen Nationalität, in welcher Vergangenheit und Gegenwart sich verknüpfen; mit der Nationalität lernte man ihre Erzeugnisse, Recht und Sitte, Sprache und Denkart, Religion und Staat in ihrem innigen und unlösbaren Zusammenhang begreifen. Und erst an dem Verständnisse des eignen Volkslebens erwuchs das der Eigenthümlichkeit des Fremden. Was die Namen Niebuhr, Schwegler, Mommsen für die Geschichte des republikanischen Rom bedeuten, welche Bausteine die historische Rechtsschule geliefert, was wir der neueren Philologie auf diesem Gebiete verdanken, ist in dieser Versammlung nicht nöthig darzulegen.

Aber, hochgeehrte Versammlung, diese Fortschritte gelten, wie gesagt, nur von der Geschichte des republikanischen Rom. Niebuhr hat das kaiserliche Rom nur in grossen Zügen und mit sichtbarer Abgunst behandelt, wenn sich gleich sein lebendiges Gefühl, sein feiner Tact für historische Erscheinungen, seine staunenswerthen sonstigen Kenntnisse auch hier zur Geltung brachten. Wir dürfen heute sagen, es wäre auch für ihn unmöglich gewesen, diese Aufgabe zu vollenden mit den Hilfsmitteln seiner Zeit. Aber es wirkte doch auch auf ihn jene Abneigung, welche Grenzgebieten aus naheliegenden Gründen zu Theil zu werden pflegt. Auch ihm erschien doch noch wesentlich die römische Kaiserzeit nicht anders als eine Zeit politischen, geistigen und moralischen Verfalls, die höchstens ein pathologisches Interesse beanspruchen konnte. Von Niebuhrs Schülern ist nichts Nennenswerthes für die Darstellung grösserer Zeiträume der Kaisergeschichte geleistet worden. Mommsen, der eine Fortführung seiner römischen Geschichte versprochen und von dem wir noch immer dieselbe zu erhalten hoffen dürfen, ist, durch seine grossartigen Arbeiten, welche für diese Zeit vielfach grundlegend sind, übermässig in Anspruch genommen, noch nicht dazu gelangt, jenes Versprechen zu erfüllen. Hoeck hat in seinem sorgfältigen, aber leider unvollendet gebliebenen Buche einen schönen Anfang gemacht zu einer correcteren Behandlung der Kaisergeschichte, aber trotz der unbestreitbaren Klarheit, trotz dem Eingehen auf das staatliche Leben im Ganzen und politischer Auffassung sieht man doch auf Schritt und Tritt, wie die durch umfassende De-

Digitized by Google

tailforschung allein zu erreichende Sicherheit allzusehr fehlt. Hoeck möchte ich mit einer kleinen Abschweifung Gibbon an die Seite stellen. Freilich sind seine Vorzüge etwas anderer Natur. Ihm kam die politische Reife seiner Nation zu statten; er fasst die grossen Staatshandlungen nach ihrer ganzen Bedeutung, löst die Aufgabe des Historikers, in Behandlung politischer und religiöser Fragen technische Reife und sittliche Wärme zu vereinigen; aber in die Darstellung der einzelnen Facta, in die Grundlagen, auf denen sich seine Schlüsse aufbauen, hat er nicht die gleiche Sicherheit und Vollendung zu bringen vermocht. Hier wird eine Nachlese reiche Ernte finden; und wenn auch die geschichtliche Intuition im Grossen nicht wesentlich alterirt werden mag, so werden doch für die einzelnen Gebiete und Fragen zahlreiche Veränderungen sich ergeben, die Züge des Bildes werden klarer und getreuer werden.

Was ausserdem in Deutschland, England, Frankreich und Holland in neuerer Zeit für die frühere Kaiserzeit geleistet worden ist, theilweise in umfangreicheren Arbeiten, wie von Merivale für die frühere Kaiserzeit bis auf die Antonine, von Peter, Beulé und Champagny für die julisch-claudische und die flavische Zeit, theils an Monographien für einzelne Regierungen, wie Stahr Tiberius, Latour St. Ybars Néron, *sa vie et son époque*, Raabe Geschichte und Bild des Nero und einige frühere Arbeiten über spätere Kaiser, können sämmtlich nur entweder als nicht glückliche Versuche zur Lösung der Aufgabe oder wenigstens als dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr entsprechend bezeichnet werden. Es fehlt fast allen diesen Arbeiten gerade das, was einer neuen Behandlung eigen sein müsste, Herbeiziehung aller Quellen, strenge Sichtung und kritische Benützung des Materials, historische Umfassung des gesammten nationalen Lebens mit wirklichem politischen Verständnisse. Natürlich fehlt es allen diesen Arbeiten nicht an einzelnen Vorzügen, im Ganzen aber sind die wissenschaftlichen Ergebnisse derselben dürftig.

Hochgeehrte Versammlung! Unter solchen Verhältnissen befindet sich die römische Kaisergeschichte noch immer auf ihrem alten Standpunkte: die historischen Werke beschränken sich auf die Darstellung der grossen Hof-, Staats- und Kriegsactionen, wobei die Personen der Herrscher und ihrer Umgebung eminent in den Vordergrund treten. Die ganze Culturgeschichte, die ökonomischen Verhältnisse, die Entwicklung der Sprache und Literatur, der Religion und Sitte, des Rechtes und der Verwaltung, überhaupt die Erfassung des Staates als der höchsten Blüthe des gesammten nationalen Lebens tritt, wenn sie nicht gänzlich fehlt, doch über Gebühr zurück.

An diesem Verhältnisse tragen nun die Quellenverhältnisse sicherlich einen Theil der Schuld. Wenn irgendwo, so tritt uns in der römischen Kaisergeschichte die Beschränktheit und die Unsicherheit historischen Wissens recht niederschlagend ins Bewusstsein. Dass Recht und Unrecht schwebender Fragen, geführter Kämpfe anders von den Zeitgenossen, anders von der Nachwelt beurtheilt wird, ist der geringere Uebelstand; viel schlimmer ist für den späteren Historiker die so abweichende Schätzung dessen, was merkwürdig, was der Aufzeichnung für die Nachwelt würdig sei. Die Nachlebenden sollen sich in der Regel bescheiden das zu erfahren, was den Verfassern von Denkwürdigkeiten und historischen Arbeiten beachtenswerth erschien, während wir doch heute so manche Taciteische Rede darum geben würden, wenn wir erfahren könnten, wie sich Land und Leute in den Provinzen befanden, wie sich die religiösen Verhältnisse in den ersten

Digitized by Google

nachchristlichen Jahrhunderten gestalteten, was die öffentliche Meinung über die Cäsaren und ihr Regiment zu erzählen wusste. Für die Geschichtschreiber jener Zeiten beschränkt sich die Geschichte auf die Darstellung der stadtrömischen und der Grenzverhältnisse, deren Mittelpunkt Hof und Person der Fürsten ist, ohne dass man selbst für diese Punkte eine planmässige und erschöpfende Darstellung erwarten dürfte. Dabei haben sie sämmtlich, Velleius etwa und den späteren Dio ausgenommen, die Geschichte nicht von dem Standpunkte der handelnden Staatsmänner, sondern entweder dem blosser Curiosität oder nergelnder Opposition oder nicht sehr hoher, hausbackener Moral betrachtet. So sähen sie meist nur das, was sie wünschten, dann allgemeine Forderungen, gewisse sittliche Ziele in sehr beschränkter Einseitigkeit. Freilich ist dies zum Theil die Schuld der Zeit. Ohne Antheil am politischen Wirken, grossen und weiten politischen Gesichtspunkten völlig fremd, desshalb unreif in ihrem Urtheile zeigen sie für alles, was die Kaiserherrschaft erzeugt, Misstrauen, und entschuldigen sich für die auferlegte Unthätigkeit durch masslose Kritik der handelnden Persönlichkeiten. Und wie im staatlichen Gebiete nur zu oft die kleine Moral die grosse tödtet, so entgiengen diese Schriftsteller auch für ihre Person diesem Loose nicht: indem sie über die Aufführung des Fürsten und seines Hofes und die städtischen Scandalgeschichten moralisirten, blieben ihnen die grossen tiefsittlichen Lehren der Geschichte todte Buchstaben. Dieser Standpunkt genügt uns schon heute nicht mehr, er wird uns immer weniger genügen, je mehr es uns gelingt, ein gesundes Verhältniss im politischen Leben unseres Volkes zu erreichen. Und selbst ein Bild des stadtrömischen Lebens oder der wenigen Kriege und Vorgänge ausserhalb der Hauptstadt, die uns berichtet werden, bleibt höchst unvollkommen, wenn wir bloss den Erzählungen der Schriftsteller folgen, selbst wenn das alles als unbedingt richtig und glaubwürdig erscheinen könnte, was sich dort findet. Aber wie man auch über die Glaubwürdigkeit und das Quellenstudium beziehungsweise die Quellenbenutzung des Tacitus, Sueton, Dio und der andern denken mag — und die Resultate der in neuerer Zeit so zahlreich über diese Fragen geführten Untersuchungen gehen ja weit auseinander — jene Altgläubigkeit, welche alles festhalten zu können glaubt, weil es überliefert ist, wird keine Zukunft in der römischen Kaisergeschichte haben. Wenn man auch, jedenfalls zur Zeit, vielleicht gänzlich, die Hoffnung aufgeben muss, zu einer bis ins Einzelne mit Sicherheit vordringenden Feststellung der ursprünglichen Quellen oder gar zur Erkenntniss des Charakters dieser selbst zu gelangen, wenn dieses Problem sicherlich erst durch eine Quellenkritik in umfassendem Zusammenhange und im grossen Stile gelöst werden kann, so viel steht doch wol fest, dass wir ein gründliches Quellenstudium, eine selbständige Forschung, ernste und sichere Kritik, so wie die so oft gepriesene Objectivität bei keinem dieser Schriftsteller finden. Sie waren Parteileute, standen durchaus in den Spuren mehr oder minder befangener Vorgänger; die Literatur ihrer Gegner haben sie jedenfalls nur sehr selten und in sehr beschränktem Masse, vielleicht gar nicht herangezogen, bestimmte politische Zwecke, lebenslänglich gepflegte Vorurtheile führten ihnen die Feder. Und bei solchem Stande der Schriftquellen werden wir, wenn auch diese immer eine grössere Bedeutung beanspruchen dürfen als die monumentale Ueberlieferung, schwerlich sehr weitgehende Hoffnungen hegen können für solche Perioden der Kaiserzeit, wo wir von Denkmälern anderer als historiographischer Art im Stiche gelassen werden, eine wirkliche und wahre politische Geschichte schreiben zu können. Jedenfalls

Digitized by Google

wird es unsere nächste Aufgabe sein müssen, die Geschichte der einzelnen Regierungen oder einzelner Episoden und Partien derselben mit Benützung aller Hilfsmittel der heutigen historischen Wissenschaft festzustellen. Hiebei werden die Thatsachen vor allem möglichst objectiv, aber mit aller Kenntniss der bezüglichen Fragen zu eruiren und jede für sich zu erörtern sein; die Beurtheilung der leitenden Persönlichkeiten, wenn sie überhaupt möglich wird, lässt sich jedenfalls nur auf Grund genauer Kenntniss aller einschlägigen Thatsachen mit einiger Sicherheit anstellen. Dass sich hier unerwartete Resultate erzielen lassen, dafür will ich nur an einzelne Arbeiten von Schülern Büdingers, an die Arbeit von Lehmann über Claudius erinnern; dieser Erfolg ist meiner eignen Arbeit über Nero von der Kritik durchgehends zugesprochen worden. Werden so die persönlichen Momente in der Darstellung mehr zurücktreten, so wird dafür dem Studium des Staatswesens und der Staatseinrichtungen, des städtischen und provinciellen Lebens, der Literatur und Kunst, der socialen Zustände ein viel breiterer — und wir können es bestimmt sagen — ein viel sichrerer Boden gewonnen werden. Die Quellen hiefür sind theilweise erst in unserer Zeit gehörig ausgebeutet worden durch sorgfältige Sammlung und Sichtung aller bei Historikern und Nichthistorikern sich findenden, oft kümmerlichen Daten, theilweise erst jetzt für jeden erschlossen in den grossen griechischen und lateinischen Inschriften- und Münzwerken, in den Sammelwerken und Katalogen der Museen und Kunstanstalten, welche die europäischen Staaten wetteifernd der Wissenschaft geschenkt haben und noch immer schenken, endlich in der Leichtigkeit des literarischen und Reiseverkehrs, welche die Verkehrsverhältnisse unserer Zeit gewähren und wodurch die für den Historiker unentbehrliche Literaturkenntniss, Autopsie und Bekanntschaft mit Land und Leuten ermöglicht wird.

Hier ist ein unermessliches Material auszubeuten, hier bietet sich jüngeren Kräften ein weites und lohnendes Feld der Thätigkeit. Für das Staatsrecht hat wiederum Theodor Mommsen gezeigt, was die Verbindung von politischer Reife, Rechtskenntniss und universeller Bildung mit genialer Schärfe des Urtheils zu leisten vermag. Wenn einmal die Monographien über die Provinzen und Municipien und ihr Leben, über die Hauptstadt und ihr Treiben nach den Inschriften und Resten der Kunst und des Gewerbes geschrieben sind — und wer wüsste nicht, welch' werthvolle Arbeiten bereits in dieser Richtung von Borghesi, Mommsen, Henzen, Marquardt, Waddington, Renier, Zumpt, Hübner, Wilmanns, Hirschfeld, Herzog, Nissen und anderen theils in eignen Werken, theils in den Fachzeitschriften niedergelegt sind? — dann wird sich das Bild der römischen Kaiserzeit ganz anders, vieles in besserem, manches in noch trüberem, das meiste aber im wahren Lichte darstellen. Welche Ausbeute für die socialen Verhältnisse mit Fleiss und Methode hier gewonnen werden kann, dafür brauche ich nur an die Darstellungen aus der römischen Sittengeschichte von Friedländer, an die Arbeiten von Marquardt, an Martha les Moralistes Romains zu erinnern. Wie ganz anders wird sich die Geschichte der Sprache aus dem Corpus Inscriptionum latinarum nach dessen Vollendung schreiben lassen, wenn Meister wie Borghesi, Ritschl, Mommsen, Henzen die antiken Denkmäler mit ihrem Scharfsinn und ihrer Combination beleuchten!

Und, hochgeehrte Versammlung, lassen Sie mich sogleich den grossen Vortheil voranstellen, welcher der Forschung in diesen Zeiten erwächst: die Linien für die Behandlung sind in den Hauptzügen unabänderlich festgestellt.

Digitized by Google

Bei der Flüchtigkeit des menschlichen Daseins — und Cäsar waren kaum 5 Jahre zu seiner Schöpfung vergönnt — gehört eine Aufeinanderfolge von verwandten und gleichartigen Naturen dazu, wenn eine dauernde Staatsbildung gelingen soll, noch dazu, wenn sie so festgefugt werden soll, wie das römische Kaiserreich, das noch 5, ja in gewissem Sinne noch 15 Jahrhunderten zu trotzen vermochte mit den gewaltigsten Stürmen, die je über die Welt hereingebrochen sind, ja das in seinen Wirkungen noch heute dauert. Wenn die verschiedenen Zeitalter durch die grossen Staatsschöpfungen verbunden werden, die einmal fest begründet und entsprechend dem, was die menschliche Natur verlangt, im Wechsel der Zeiten zwar angegriffen und erschüttert, aber immer wieder zu neuem Leben gekräftigt werden, so verdient die Schöpfung des ersten Cäsar sicherlich den Namen einer grossartigen Institution. Wie sich nun diese Schöpfung unter den Händen der hochbegabten Kaiser des julischen Geschlechtes gestaltete, was nach kurzen welterschütternden Stürmen die Flavier dazu schufen und welche Reformen Trajan nochmals mit gewaltigem Geiste hinzufügte, diesen Nachweis werden wir von einer modernen Kaisergeschichte erwarten dürfen.

Es wird sich ja streiten lassen, ob die Darlegung der Cäsarischen Schöpfung, wie sie Mommsen gegeben hat, durchgehends und in allen Einzelheiten richtig ist — die Grundlinien und die Hauptzüge werden sich jedem unbefangenen Forscher als richtig und unabweisbar ergeben. Cäsar wollte das Nothwendige, und desswegen trotzte sein Werk den Jahrhunderten; aus diesem Grunde sind auch die Grundgedanken seiner Schöpfung nicht misszuverstehen.

Von den Staaten, welche zu Cäsars Zeit neben dem römischen in Betracht kommen konnten, war kein einziger zugleich ein National- und ein Culturstaat; es fehlte der damaligen Welt also an den Bedingungen einer dauerhaften Staatengründung. Der Hellenismus mit seiner kosmopolitischen Anlage hatte zwar den Osten seiner Cultur unterworfen, aber auf den Trümmern unzähliger Nationalitäten begründet und selbst nicht mehr einer bewussten und kraftvollen Nationalität mächtig und keiner Staatenbildung fähig, war von ihm im besten Falle die Gefahr charakterlosen Byzantinismus zu fürchten. Im Westen war zwar nationale Kraft und nationales Leben eben zum Bewusstsein erwacht, aber in tiefe Barbarei versunken stand das Germanenthum bereit an den Pforten des civilisirten Lebens alle Spuren desselben zu vernichten. Das Römerreich hatte durch seine nationale Kraft eine weite Ländermasse zusammengebracht, sie entbehrte aber des inneren Halts, welchen eine gemeinsame Cultur bietet — die herrschende Stadt betrachtete die Provinzen als ihre Unterthanen, die wüsten Pöbelhaufen entschieden über deren Geschick. Republikanische Staatsformen reichen für ein so verwickeltes Staatswesen nicht mehr aus; die Bedeutung des Repräsentativsystems blieb dem alten Staate, der auf der Sklaverei sich aufbaute, fremd. Wiederholt hatte bereits das untergehende Gemeinwesen die Bahn der Monarchie eingeschlagen, aller selbständige politische Sinn war erstorben! so wies die ganze Entwicklung auf das demokratische Kaiserthum als schreckensvolle Nothwendigkeit.

Was unter solchen Verhältnissen zu thun war, stand klar vor Cäsars Seele. Die Unterthanenländer sollten allmählich der herrschenden Stadt gleichgestellt, ihre Vertreter in den Staatsrath aufgenommen, durch sie dem Staate das seinen grossen Verhältnissen nöthige frische Blut zugeführt werden; Mutterland und Provinzen sollten sich gemeinsam

Digitized by Google

der neuen Staatsform des Kaiserthums unterordnen. An die Stelle raubsüchtiger Ausnützung der Provinzen wollte Cäsar die rationelle und wohl controllirte Verwaltung kaiserlicher Beamten setzen, die stets drohende Invasion an den Grenzen durch ein geniales System offensiver Vertheidigung fernhalten, griechisch-römische Bildung sollte im Frieden über Ost und West verbreitet werden, die nationale Mission der kosmopolitischen weichen. Und dass er die richtige Stunde für diese Aufgabe erkannte, das zeigt die Staatenbildung und Cultur des heutigen Europa; wohl zerschlugen die Germanen mit mächtiger Faust die äussere Form des cäsarischen Werkes, sein unsterblicher Inhalt rettete sich hinüber in eine neue Epoche der Geschichte.

Sicherlich ist in der Cultur des neuen Weltreiches nichts ursprüngliches, nichts in der Kunst, nichts in der Literatur, greisenhaft sieht der Forscher die mit den Elementen und Ruinen orientalischer und occidentalischer Bildung versetzte Cultur des kaiserlichen Rom an gegenüber den jugendkräftigen Erzeugnissen griechischen Genies, und die Kenner Perikleischer Zeiten fühlen sich instinctiv zurückgestossen von der kaiserlichen Kunst, der Literatur eines Vergil, Ovid, Horaz und Seneca. Aber trotz alledem bleibt dem Kaiserthum der wahrlich nicht geringe Ruhm, mit der Weltmonarchie nochmals eine Weltliteratur und eine kosmopolitische Kunst geschaffen zu haben, der die Geschichte nichts Gleiches an die Seite zu stellen hat, wenn man sich gegenwärtig hält, dass dieselbe des natürlichen Bodens, der nationalen Grundlage entbehren musste. Auch die hergebrachte Vorstellung, dass diese Kunst und Literatur etwas äusserliches, künstlich herangezogenes geblieben, nie in die weiteren Kreise des Volkes gedrungen sei, lässt sich den inschriftlichen und archäologischen Funden gegenüber nicht mehr aufrecht erhalten; wenn die rohen Versuche der Schuljungen und die Kritzeleien des Bummlers die Wände mit den Versen der gefeierten Dichter bedecken, wenn die Erzeugnisse der Kunst und des Kunstgewerbes die Hütten der Armen so gut wie die Paläste der Reichen und die öffentlichen Bauten schmücken, wenn die Hauptstadt und die Landstädte in der Anlage monumentaler Bauwerke in gutem Stile wetteifern, dann hat der Historiker kein Recht von äusserer Tünche und rohem Ungeschmack zu sprechen.

Nur die Pflege des Friedens, sonst dem antiken und insbesondere dem römischen Nationalstaate fremd, vermag diese Erscheinung zu erklären: die Mehrheit der Bürger ausgeschlossen von der Kriegsthätigkeit fand sich jetzt darauf angewiesen, das Gemeindeleben, die wirthschaftliche Thätigkeit, die geistigen Interessen zu pflegen. Denn was wollte es für das weite Weltreich bedeuten, wenn die Cäsaren in Rom mit den herabgekommenen Nachkommen jener stolzen Patriciergeschlechter noch über ein Jahrhundert lang um Krone und Leben kämpfen mussten, gegen deren Missbräuche die unteren Classen zu schützen der Zweck und die Berechtigung des Cäsarenthums war; wenn an den Grenzen grössere oder kleinere Waffengänge fortgiengen, während Schutz der Person und des Eigenthums überall entstand, der Provinciale, selbst der verachtetste Orientale ungehindert an Handel und Wandel seinen Wohlstand begründete, während Bildung und Pflege der Kunst bis in die weitesten und bis in die niedersten Kreise drang, so dass selbst im fernen Norden und Westen die Barbaren von römischer Cultur ergriffen werden? Jetzt erkannte zuerst die staatliche Gesellschaft ihre Pflicht, die Armen und Schwachen zu unterstützen; der Sklave fieng an nicht mehr bloss der philosophischen Speculation als Mensch zu gelten. Und ehe im kleinen jüdischen Lande eine neue Religion sich aufbaute auf dem socialen

Digitized by Google

Gegensatze von arm und reich, führte in grösseren Verhältnissen Cäsar diese Gegensätze zu einer leidlichen Versöhnung durch die staatlichen Mittel der Ackervertheilung, der Annullirung der Zinsforderungen, Bestimmung eines Maximalzinsfusses, Milderung des Schuldgesetzes und der überseeischen Colonisation. Es bahnte sich durch seine Reformen eine neue Wirthschaftsordnung an, in der eine so barbarische Ausnützung des Menschen durch den Menschen und desshalb so schreckliche sociale Kämpfe und Revolutionen, wie im Alterthum, nicht mehr möglich waren. Und ehe durch das Wehen eines neuen Geistes von Osten her die Barmherzigkeit der Sitten und die Erneuerung des Sittengesetzes durch die Anbetung der Gottheit im Geist und in der Sittlichkeit sich vollziehen konnte, setzte Cäsar dem Verfalle der Sitten, dem Ruin des Familienlebens, der Ueppigkeit und Corruption entschlossen kraftvolle Gesetze entgegen und half, so weit überhaupt durch staatliche Verordnungen geholfen werden konnte. In dem kosmopolitischen Leben des neuen Reiches fand das Christenthum mit seiner universalen Tendenz seinen besten Bundesgenossen, während zu gleicher Zeit Cäsar und Augustus durch ihre religiösen Reformen noch einmal dem Heidenthum die Möglichkeit verliehen, über drei Jahrhunderte dem neuen Glauben zu widerstehen. Und während die Begründer der Monarchie jenen conservativen Caesaro-Papismus schufen, der einst der neuen Religion so verhängnissvoll werden sollte, sanctionirten sie zugleich jene in ihrer Theorie zweifelhafte, in der Ausführung jedenfalls anerkennenswerthe und einen Fortschritt in der Geschichte des menschlichen Geistes begründende Toleranz gegen den Glauben anderer, so lange dieser sich von politischer Agitation und Auflösung der bestehenden staatlichen Gesellschaft fern hielt.

Aber wenn man auch absieht von der allgemeinen Erfahrung, dass jede Revolution mehr in Aussicht stellt als sie zu realisiren vermag, so blieben doch Cäsar zur Einführung dieser grossartigen Umgestaltung nur etwas mehr als vier Jahre; einleben hatte sie sich nicht können; es fehlte das Hauptmoment, die Zeit, welche politische Institutionen festigt. So fiel denn Cäsars Nachfolgern die Aufgabe zu, seine Entwürfe auszuführen.

An schöpferischen Ideen ist nicht viel zu erwarten nach dem grossartigen Erscheinen dieses Mannes, der, soweit wir historische Erinnerung kennen, wohl allein alle Zweige des Staatslebens schöpfend und befruchtend umfasst hat, die productive Kraft des römischen Volkes hatte sich mit ihm erschöpft. Und doch hätte sein Werk auch noch ferner einer solchen Kraft bedurft; denn wie klein ist selbst die gewaltigste Kraft des Einzelnen, auf die sich jetzt das Reich angewiesen sah, neben der Vielseitigkeit des Gemeinwesens! Aber auch seine schrankenlose Macht konnte sich, eben weil sie schrankenlos war, nicht vererben. Und so sehen wir das sonderbare Schauspiel, wie Augustus und seine Nachfolger auf Umwegen kaum das zu erreichen vermögen, was der grosse Ahn schon besessen, wie Inconsequenzen und Widersprüche sehr schwerwiegender Art die Reinheit der Cäsarischen Linien trüben, wie vor allem unter ihren Händen der Militärstaat erwuchs, den Cäsar mit aller Kraft perhorrescirt hatte — und damit der Keim zum Untergange des Reichs.

Trotzdem erfüllen sie eine bedeutende weltgeschichtliche Aufgabe. Senat, Volksversammlung und Wahlrecht, republikanische und kaiserliche Magistratur, Gerichtswesen und Gesetzgebung, Verwaltung und Polizei, Militärwesen und Colonisation verlangen jetzt ihre eigene Geschichte, extensive Ausdehnung und intensive Beschränkung des Municipal- und Städtewesens mit der immer strenger und starrer werdenden Trennung der Stände,

Digitized by Google

ein wohlerwogenes, aber schlecht gehandhabtes Finanzsystem, Münzwesen und Geldverkehr beanspruchen ein gesteigertes Interesse; die Aufgabe der Rechtscodification, schon von Cäsar geplant, wird von den Nachfolgern nur unvollkommen gelöst. Langsam brannte das Feuer der republikanischen Gedanken nieder; aber wenn sein Aufflackern auch nicht mehr die Provinzen in Brand zu setzen vermag, so begleitet es doch noch mit unaustilgbarem Hasse die Dynastien des ersten Jahrhunderts. Die Geschichte der Opposition wird nicht in geringem Masse lehrreich sein für die Beurtheilung der stadtrömischen Zustände, insbesondere für die Stellung der historischen Literatur. Am treusten wird die auswärtige Politik Cäsars festgehalten — und doch wie bedeutungsvoll sind bereits die Kämpfe an der Nord- und Ostgrenze des Reiches! Schon unter den julischen Kaisern kündet sich in der Hauptsache der schliessliche Ausgang an. Aber welche Arbeit erforderte auch die Nivellirung des weiten Reiches, die Romanisirung beziehungsweise die Hellenisirung der Provinzen! Viel fehlt noch zu der nöthigen Klarheit, aber schon jetzt sehen wir an der Hand der Inschriften und Münzen, der sprachlichen, baulichen und plastischen Ueberreste die Romanisirung von Spanien, Gallien, Britannien, Nordafrika und den Donauländern sich vollziehen — zugleich ein warnender Wink vor der beliebten Annahme eines raschen Verfalles der Kraft des Römerthums. Der griechisch-römischen Civilisation eröffnet sich ein unermesslicher Wirkungskreis. Die Staatsbildungsanstalten zeigen, welchen Werth die Regierung dem Unterrichtswesen beilegt; zu den Studiensitzen alten und neuen Ursprungs, die überall im Reiche blühen, strömen die Söhne der eben romanisirten Barbaren und der alten Culturvölker um die Wette; die Länder um das Mittelmeer erfüllen sich mit den Erzeugnissen einer Nachblüthe griechischer Kunst; Spanier, Gallier, Afrikaner treten als Wortführer ein in die neue Literatur. Eine gesteigerte Industrie, die zu grosser technischer Fertigkeit gelangt und der die Originalität nicht gänzlich mangelt, geht Hand in Hand mit einem Welthandel, der früher nie seines Gleichen hatte, römisches Gold wird der Courant des indischen Händlers und des Bernsteinkäufers an der nordischen Küste. Rationelle Landwirthschaft und Oekonomie fördern in den Provinzen des Westens den Wohlstand der Landstädte und liefern die Mittel zur Erhaltung ihres hochherzigen Gemeinsinnes; auf der andern Seite wirft die Plantagenwirthschaft ihre düsteren Schatten in das erfreuliche Bild. Alle diese Capitel werden aus Inschriften und Münzfunden recht erhebliche Bereicherung erhalten, nicht wenige derselben sind geradezu neu zu schreiben.

Bei einer so hochgesteigerten Cultur wird uns die langsamere Volksvermehrung, die geringere Zahl der Heiraten, die Steigerung des Concubinates kaum anders als eine nothwendige Folge der Verhältnisse erscheinen; die grosse Sterblichkeit der Kinder in Rom, der jungen Frauen insbesondere in Afrika finden dadurch theilweise ihre Erklärung; aber eine genaue Sammlung aller einschlägigen Nachrichten wird uns, im Verein mit den aus neuerer Zeit zur Verfügung stehenden statistischen Erfahrungen, wahrscheinlich in den Stand setzen, das Studium der statistischen Verhältnisse des römischen Reiches im Verhältniss zu seinem jetzigen Zustande bedeutend zu fördern, wenn auch immer bedauernswerthe Lücken bleiben werden. Und, hochgeehrte Versammlung, wie weit sind wir noch von der Lösung jenes grössten geschichtlichen Problems entfernt, der Ausbreitung des Christenthums, und von der Kenntniss der Bedingungen, unter denen sie geschah und geschehen konnte! Die neuste Arbeit von Boissier, La Religion Romaine, d'Auguste

Digitized by Google

aux Antonins, hat die Schwierigkeiten dieser Frage nur von neuem dargelegt, nicht in befriedigender Weise gelöst, und die sorgfältigen Untersuchungen von Hausrath im dritten Bande seiner Neutestamentlichen Zeitgeschichte constatiren die grosse Lücke genauerer Kenntniss, welche zwischen den Zeiten Neros und Hadrians unüberbrückt klafft. Friedländer hat im dritten Bande seiner Darstellungen den Nachweis geliefert, wie festgefugt das Heidenthum noch in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung war. Neue Gottheiten entstehen, der Kaisercult verbreitet sich nivellirend über die Provinzen, die Localculte sterben ab und verschmelzen sich mit dem neuen; Orient und Occident tauschen ihre Götter. Die auch noch von Hausrath neuerdings so sehr betonte Weltschmerzstimmung eines Tacitus, Iuvenal und der gnostischen Speculation erklärt das Vordringen des Christenthums gerade in den untern Classen nicht hinlänglich; und auch die gewöhnlich zur Erklärung beigezogenen Verhältnisse des Luxus und der sittlichen Fäulniss haben doch nicht die Bedeutung, die man ihnen gewöhnlich beimisst: sie erscheinen nach Friedländer, der sicherlich nicht zu vortheilhaft urtheilt, schwerlich erheblich schlimmer, als dies überhaupt mit so gehobener Cultur verbunden zu sein pflegt. Wie nun das Christenthum vordrang, welche Wege es einschlug, welche Mittel es sich dienstbar machte, wie es sich mit der überlegenen heidnischen Bildung abfand, die kaiserliche Politik und die Stimmung und das Verhalten der heidnischen Welt — alles dies enthält für uns zahlreiche ungelöste Räthsel. Und da greift dann die schwierige Frage über die christlichen Denkmäler schriftlicher, baulicher und inschriftlicher Art und die kirchliche Tradition ein. Schroff stehen sich die theologischen Ansichten über Abfassung und Glaubwürdigkeit der Schriften des neuen Testaments gegenüber; nicht minder abweichend von einander sind die Interpretationen der christlichen Inschriften dieser Zeit. Und erst die Tradition? Wird man sie als Geschichtsquelle betrachten dürfen? Wird sich der Mythus von den historischen Elementen in reinlicher und evidenter Weise lösen lassen? Unzweifelhaft wird hier manches dunkel bleiben, aber das Interesse des Forschers wird sich gerade desshalb immer wieder zu diesen Problemen hingezogen fühlen. Weiter wird es die Aufgabe der Forschung sein, den Einfluss der kosmopolitischen Philosophie der Kaiserzeit in diesem Zusammenhange nachzuweisen. Die einschlägigen Arbeiten von Zeller und Friedländer, Boissier und Hausrath geben ein übereinstimmendes und richtiges Bild; bei genauerer Untersuchung wird sich ein nicht geringerer Einfluss für das praktisch-sittliche und casuistische Gebiet auf das Christenthum ergeben als für die neutestamentliche Weltanschauung von Seiten des alexandrinischen Judaismus und Hellenismus. Dass die germanisch-christliche Welt von Anfang eine versöhnlichere sociale Zukunft vor sich hatte, weil sie mit edleren und reineren Sittlichkeits- und Rechtsbegriffen an die Ordnung der Volkswirthschaft und an die Auseinandersetzung der verschiedenen wirthschaftlichen Classen gieng, ist wohl richtig. Aber es wird dabei nur zu oft übersehen, dass die hier grundlegenden Lehren von der Brüderlichkeit aller Menschen, von der allgemeinen Gleichheit, von der Feindesliebe, der Unterstützung der Armen, Verachtung des Reichthums, von der Philosophie eines Seneca, Epiktet, Musonius Rufus und unzähliger anderer in der Hauptstadt und den Provinzen zu einer Zeit bereits gepredigt werden, wo von dem Wehen eines neuen Geistes noch nichts zu spüren war. Die praktische Durchführung dieser Lehren in der Gesellschaft entzieht sich noch fast gänzlich unserer Kenntniss. Zwar finden sich in der Gesetzgebung manche Spuren, aber dieselben

Digitized by Google

sind dürftig — ich erinnere an die Stiftung der Waisenhäuser, an die gesetzlichen Bestimmungen über die Behandlung der Sklaven, den Schutz der Colonen gegen Misshandlung, willkürlichen Verkauf und Erhöhung des Pachtgeldes — die Einzelheiten des grossen Kampfes, in dem diese Lehren mit dem Egoismus der alten Culturvölker und der ungebrochenen, desshalb nicht minder egoistischen Kraft der Germanen ringen, sind uns gänzlich unbekannt. Vor allem bedarf die Institution der Sklaverei mit ihren socialen und wirthschaftlichen Folgen, die in ihren grossen Zügen wohl festzustehen scheinen, doch noch allseitiger Durchforschung und detaillirter Nachweise.

Wir wissen im allgemeinen, dass die Institutionen sich versittlichen und durchgeistigen, dass sie tief eingreifen in die Arbeitsstätten menschlichen Handelns und Begehrens, aber der Nachweis der langsamen und doch so unvollkommenen Umwandlung fehlt uns. Die Ungleichheit der Besitzvertheilung und die Formen der persönlichen Unfreiheit retten sich, wenn auch abgeschwächt, hinüber in die neue Welt. Für die Geschichte der sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse werden die durch Friedländer, Marquardt und andere gewonnenen Resultate werthvolle Grundlagen bilden; aber die genaue Durchforschung aller Denkmäler der einzelnen Länder wird eine genauere Scheidung ermöglichen, die einzelnen Zeiten und die einzelnen Schauplätze werden sich sicherlich schärfer fixiren und trennen lassen; neben den jetzt stark hervortretenden Schattenseiten werden sich auch die Lichtseiten geltend zu machen vermögen.

Hochgeehrte Versammlung! Damit sind nicht alle Aufgaben für die Forschung erschöpft, aber die Hauptpunkte werden wohl berührt sein, und es wird die Darlegung gezeigt haben, wie sehr hier noch der Wahlspruch des erhabenen Monarchen, in dessen getreuer Stadt wir hier tagen, „viribus unitis“ seine Anwendung finden muss, wenn wir zu der Höhe gelangen wollen, welche der deutsche Geist auch auf diesem Gebiete erreichen muss. Es wäre ja wunderbar, wenn unter dem Eindruck der gewaltigen Erlebnisse der letzten 80 Jahre nicht die Hauptarbeit sich der neueren Geschichte und vor allem der Geschichte unseres Volkes zugewandt hätte — aber es wäre doch auch ebenso beklagenswerth, wenn sich die deutschen Philologen und Historiker den Ruhm entreissen liessen, die Kenntniss gerade der Grenzgebiete antiken und modernen Lebens zu jenem Stande zu fördern, welcher der grossartigen Hilfsmittel unserer Zeit, unserer wissenschaftlichen Tradition und unserer wachsenden politischen Bildung würdig ist. (Bravo! Bravo!).

Präsident: Ich glaube im Sinne der geehrten Versammlung zu handeln, wenn ich den beiden Herren Rednern unsern verbindlichsten Dank ausspreche für die schönen Vorträge, mit denen sie uns erfreut haben.

Ich bitte nun Herrn Hofrath Köchly uns mit seinem Vortrage zu beehren.

Köchly:

Hochgeehrte Versammlung!

Nicht ohne Bedenken wage ich es, der freundlich-verbindlichen Einladung unseres verehrlichen Präsidiums zu einem Vortrage zu folgen. Abgesehen von den Schwierigkeiten der Wahl eines Gegenstandes, welcher den so verschiedenartigen Anforderungen und Wünschen einer so mannigfaltigen Zuhörerschaft gleichmässig Rechnung trägt, muss ich, eingetreten in jenes verhängnissvolle Stufenjahr, auf welches das bekannte lateinische

Digitized by Google

Sprüchwort 'sexagenarii de ponte' wohl noch heutzutage, wenn auch nicht buchstäblich, Anwendung findet, fast nm so mehr Bedenken tragen, nach so vielen frischen, jugendlichen Rednern zu sprechen, da ich ja auch — fast eine höse Vorbedeutung! — ad Oeni pontem zu sprechen habe. Wir Philologen sind aber manchmal abergläubisch — oder thun auch wohl bloss so; und da mag denn die höse Vorbedeutung mit dem Oeni pons durch einen Blick auf diese Räume hier aufgehohen werden. Ich denke, zum ersten Male tagt eine Philologenversammlung in einem Tempel Thaliens; und so nehme ich denn, um das böse Omen ahzuschwächen, es als ein gutes, dass ich in einem modernen Theater es unternehme, von einer alten Tragödie zu sprechen, ja von der ältesten (so weit die ausdrückliche Ueberlieferung geht) des alten Meisters Aeschylos, die uns erhalten, von seinen Persern, welche als Mittelstück einer Trilogie, in der Phineus vorausgieng und ein Glaukos folgte, im Jahre 472 vor unserer Zeitrechnung auf dem kaum eben in seinen ersten und nothwendigsten Anfängen erstandenen Dionysostheater zu Athen, 8 Jahre nach der Schlacht bei Salamis, zum ersten Mal aufgeführt worden ist.

Aeschylos' „Perser", hochgeehrte Versammlung, diess ehrwürdige Denkmal, diese poetische Verklärung der unsterblichen Zeit der Marathonskämpfer, sind in jeder Beziehung ein Unicum. Zunächst als die einzige historische Tragödie — wie wir diese Art verstehen — welche uns überliefert ist, das dritte und letzte Beispiel derselben*) nach den zwei gleichartigen Versuchen des Phrynichos — der Eroberung Milets und den Phönikierinnen — welches wir überhaupt in der griechischen Theatergeschichte finden. Aber noch in höherer Bedeutung sind diese „Perser" ein Unicum! Denn wenn wir die Sache genau betrachten, so können wir nicht einmal sagen, dass die Griechen der historischen Tragödie enthehrt hahen; umgekehrt, so ketzerisch es auch klingen mag, weitaus der grösste Theil der griechischen Tragödien sind, wenigstens für die Griechen, ganz eigentlich historische Tragödien gewesen, und wenn wir sie als solche nicht anerkennen, so liegt der Grund eben darin, dass wir gewohnt sind, der modernen Anschauung und Kritik folgend, jene alten Geschichten von den Zeus- und gottentsprossenen Heroen als Mythologie, nicht als Historie zu fassen. Dass den Griechen es anders gedünkt, dass den Griechen der troianische und der thehanische Krieg, dass ihnen die Thaten und Leiden des Lahdakiden- und des Atridenhauses wirkliche Geschichte gewesen — allerdings verschönt durch Dichtung, aher Wahrheit und Dichtung — das geht schon aus der berühmten Kritik ihres ersten Geschichtschreihers Thukydides über Homer hervor, in welchem er aufs strengste zwischen Wahrheit und Dichtung zu scheiden versucht. Die „Perser" dagegen, nur wenige Jahre nach dem weltgeschichtlichen Ereigniss, welches sie verherrlichen, auf die Bühne gebracht, die „Perser" können daher mit einer modernen historischen Tragödie im gewöhnlichen Sinne gar nicht verglichen werden, oder es müsste denn z. B. die frische Reminiscenz der Befreiungskriege unmittelbar darnach in jenen traurigen Zeiten der Demagogenverfolgung ein dramatisches Kunstwerk erzeugt haben, welches die Hingehung jener Tage uns eben so idealistisch vorführte, wie Aeschylos in den Persern die unsterhlichen Freiheitskämpfe hei Marathon, Salamis und Platää, welche er mitgeschlagen, auch hesungen hat; oder wir müssten in den nächsten Jahren über den in seinen Dimen-

*) Die paar späteren Versuche, von denen wir so gut wie nichts wissen, durfte ich hier gänzlich unerwähnt lassen.

Digitized by Google

sionen noch viel grossartigeren Nationalkrieg, den wir vor kurzem glücklich durchgeführt, d. h. in den allernächsten Jahren, während alle Helden desselben noch leben und unter uns wandeln, ein poetisch verklärendes Bühnenspiel jener unvergesslichen Tage erhalten, welches den Persern sich ebenbürtig zur Seite stellen liesse. Wir werden es nicht erhalten, und so stehen denn die „Perser“ als die unter den noch lebenden Zeitgenossen, Mitthätern und Mitkämpfern vollzogene Verklärung patriotischer Hingebung, so stehen denn die „Perser“ einzig da in der dramatischen Literatur der gesammten Welt.

Die „Perser“ sind also ein Unicum. In allen Wissenschaften und Künsten gibt es dergleichen. Und die Vertreter aller Wissenschaften und Künste wissen, dass gerade diese Unica immer ein eigenthümliches Schicksal haben. Sie werden auf die mannigfaltigste und verschiedenartigste Weise beurtheilt: in den Himmel erhoben von den einen, in den Staub getreten von den andern. So ist denn auch die Zahl der Schriften über Aeschylos' „Perser“ Legion, und gehen die Ansichten in der schroffsten Weise auseinander. In neuerer Zeit allerdings hat man nach und nach nicht nur die Grossartigkeit der Anschauung und Gesinnung sowie die Tiefsinnigkeit der Auffassung, sondern auch die künstlerische Vollendung dieses Dramas, wo nicht klar in allen Einzelheiten erkennen, doch wenigstens in seinen wesentlich hervortretenden Bestandtheilen ahnen gelernt. Doch wie sieht es aus, wenn wir zurückgehen auf die älteren Beurtheiler! Der verführt noch glimpflich mit Meister Aeschylos, welcher den Mangel an Handlung, die „Rohheit“ der Behandlung mit der geringen Ausbildung der tragischen Kunst „entschuldigt“, die freilich damals noch nicht im Stande war ihr fünfzigjähriges Jubiläum zu feiern. Ein anderer „wünscht annehmen zu dürfen“, dass der Dichter nur seinem königlichen Gastfreunde Hieron zu Liebe die „Perser“ auf dem Königstheater zu Syrakus als ein Spectakel- und Gelegenheitsstück habe erscheinen lassen. Und nun noch andere! Schadenfreude, Bosheit, Uebermuth über des Feindes Unglück sei der Grundcharakter des Stückes, das Ganze eine durchgehende Schmeichelei für die athenische Eitelkeit; — und nun gar das Ende, die Heimkehr des Xerxes in Lumpen (wie man fälschlich den Dichter verstanden), die Heimkehr des nicht einmal geflickten Lumpenkönigs, das unaufhörlich wechselnde Jammern und Klagen zwischen Xerxes und dem Chore — ja mit diesem Schlusse gehe das Stück eigentlich aus wie ein 'Judenbegräbniss' mit seinen Klageweibern! Eigene Worte, hochgeehrte Versammlung, keine rhetorische Uebertreibung!

Genug! Ich denke, dieser Hinweis auf die eigenthümliche Stellung der Perser, auf die Verschiedenartigkeit ihrer Beurtheilung wird den Versuch rechtfertigen, vor dieser eben so grossen und hochansehnlichen als mannigfach gemischten Zuhörerschaft wenn auch nur in flüchtigen Zügen das Bild dieser einzigen Tragödie vorzuführen und daran das offene Bekenntniss einer Ketzerei zu knüpfen, welche mir in einer kritischen Section schwere Kämpfe zuziehen würde, wenn dieselbe nicht, nachdem ich einmal ihre Gründung versucht, glücklich von meinem Freunde Eckstein, wie es scheint, für alle Zeiten beseitigt worden wäre. Ich bin daher in dieser Beziehung in dem günstigen Falle, mich bei demselben bedanken zu können, da ich wenigstens hier derlei Angriffen nicht zu begegnen habe. Entschuldigen Sie diese kleine Abschweifung! Wir kommen zur Sache.

Versetzen wir uns lebendig zurück in jene alten Zeiten, über diese 23 Jahrhunderte hinweg und fast noch ein halbes Jahrhundert dazu. Denken Sie sich, hier vor

Digitized by Google

Ihnen, statt dieser geschlossenen Räume eines Prachtsalons aus der Renaissancezeit, erhebe sich in der Mitte des Hintergrundes unter freiem Himmel hochaufgebaut ein orientalischer Königspalast, der persische zu Susa, der Reichshauptstadt, in der Mitte ein mit hohen Säulen geschmücktes Portal. Ob und inwieweit Aeschylos' Decorationsmalerei diesen Prachtbau etwa so vollkommen und treu darstellen konnte, wie es bekanntlich heutzutage nach den Ausgrabungen von Ninive und Nimrud bei Aufführung des Byron'schen Sardanapal in London und Berlin zu geschehen pflegt — das wissen wir freilich nicht. Rechts vom Palast (von den Zuschauern aus), aller Wahrscheinlichkeit nach so ziemlich an der Grenze von Bühne und Orchestra — also etwa auf dem Platze, wo ich stehe — erhebt sich der pyramidenförmig aufsteigende Grabhügel des alten Dareios. Zwischen demselben und dem Palast, dann weiter rechts von ihm bis hinein in die Coulissen ist die Aussicht auf die Königsstadt selbst angedeutet, ob ausgeführt oder mehr skizzenhaft, wissen wir erst recht nicht: da mag denn jeder frei seine Phantasie walten lassen. Links vom Palast geht der Weg hinaus in die Fremde, zunächst in das grosse persische Reich, welches bekanntlich schon damals ausgezeichneter Heerstrassen sich erfreute, und dann weiter hinaus in die weite Welt „über Land und Meer": inwieweit und wie das dargestellt war, bleibt ebenfalls unserer Einbildungskraft freigelassen. Und im Theater selbst, in des Dionysostheaters mächtigem an die athenische Akropolis sich anlehnenden Bau, der „in weiter stets geschweiftem Bogen" vom Südfusse des Burgfelsens an dessen Rücken emporsteigt, sitzen Bank an Bank gedrängt die athenischen Bürger und Metöken und „herbeigeströmt von fern und nah" die fremden Schaaren wartend da — alles in allem wohl 30,000 Köpfe. Weitaus die meisten von ihnen haben selbst mitgeschlagen die Schlachten von Marathon, von Salamis und Platää, haben selbst erschaut die goldschimmernde Märchenwelt des gewaffneten Orients heranstürzen gleich einer ungeheuren buntschillernden Meereswoge und dann zerschellen wie diese an dem festen Wall hellenischer Schiffe und Mannen.

Das Stück beginnt. Von der rechten Seite her durch das gewölbte Eingangsthor zieht der Chor ein in die Orchestra, in drei Glieder und vier Rotten geordnet: zwölf ernste Männer in der wohlbekannten Tracht persischer Fürsten, die Tiara — die spitzzulaufende Mütze — nach der einen Seite herabgebogen auf dem Haupte, in langem reichgestickten Gewande mit weiten lang überhängenden Ermeln, ehrwürdige Greise mit mächtigem, wohlgeordnetem, weissem Barte. „Hier sind wir, so die Getreuen man nennt der Perser, die gen Hellas gezogen, vom Könige selbst erkoren und als Wächter von Schatz und Reich zurückgelassen". So beginnt in alt-einfacher Form der Chorführer die Parodos, das anapästische Einzugslied, um dann zunächst zu reden von der angstvollen Sorge, die ihnen das Herz in der Brust zu zersprengen droht; denn die ganze Wehrkraft Asiens ist ausgezogen, und noch ist keine Kunde von ihr heimgekommen (V. 1—15). Dann nehmen wohl einzelne das Wort und zählen — eine Reminiscenz an den Homerischen Schiffskatalog — alle die Völker und Namen im einzelnen auf, die hinausgezogen in die Weite auf des Königs gewaltigen Heerruf: die Perser zuerst, die Aegyptier sodann, darauf die Lyder und Mysier und andern Kleinasiaten, zuletzt die Babylonier und die übrigen Asiaten (V. 16—58). Und dann ist's wieder der Chorführer, welcher in den Schlussanapästen auf den Jammer des Landes und insonderheit der Eltern und Frauen hinweist (V. 59—68).

Digitized by Google

Unter der Recitation dieser Parodos hat der Chor seinen Einzug in die Orchestra vollendet und ordnet sich nun zum ersten Stasimon (Standliede). Es schildert den gewaltigen Auszug, wie der Kriegsherr, Wuth blickend dem grausen Drachen gleich, gestützt auf die Führer des Heeres, zu Schiff und zu Fuss mit Ross und Wagen hinausgezogen, wie sie über das Joch der Schiffbrücke, welches sie dem Hellesponte aufgezwungen, über das jenseitige Festland sich ergossen — Bogen gegen Speer — ein unendlicher, unwiderstehlicher Kriegerschwarm: ja unwiderstehlich sind die Perser, unbesiegbar! So schliessen die beiden ersten Strophenpaare (V. 69—92). Doch da klingt im Mittelgesang mit einem Mal ein bedenklicher Misston hinein: „Doch wenn Trug spinnet die Gottheit, welcher Mensch mag dem entfliehen?“ (V. 93—102). Und das führt nun das nächste Strophenpaar (V. 103—112) aus: in der Feldschlacht zu siegen, Mauern und Städte zu brechen war bisher den Persern beschieden, aber das Meer, das furchtbare, haben sie jetzt zum ersten Mal erprobt! Und darum — damit schliessen die beiden letzten Strophenpaare ab — da alles hinausgezogen, Angst und Besorgniss bei den Greisen, Sehnsucht, Schmerz, Verzweiflung bei den andern Zurückgelassenen, vor allem den jüngst vermählten Frauen (V. 113—138). So gilt's denn eine Berathung zu beginnen über das drohende Geschick (V. 139—149).

Doch ehe sie beginnt, öffnet sich die Mittelthür des hohen Palastes, und im Tragsessel wird herausgetragen in vollem königlichen Prunk und Schmuck Dareios' Wittwe, Xerxes' Mutter, die greise Königin *). Um sie wimmelt das geschmückte Volk der Sklaven und Sklavinnen. Nach morgenländischer Sitte fallen die Greise nieder und beten die hohe Frau an:

„Eines Persergottes Gattin, eines Gottes Mutter auch!“

Doch deren Stimmung ist der Huldigung nicht entsprechend. Sie ist gekommen, um ihre Herzensangst gegen die Getreuen auszuschütten. Ein Traum bei Nacht, ein Wahrzeichen bei Tag haben sie mit tiefster Besorgniss erfüllt. Im Traume hat sie zwei hohe herrliche Frauen erschaut, die eine in persischem, die andere in dorischem Gewande, die letztere in Hellas, jene im „Barbarenlande“ heimisch; sie haben Streit mit einander begonnen, da kommt ihr Sohn und zwängt sie beide gewaltsam unter das Joch seines Wagens. Und die Persерin, stolz und glücklich schreitet sie einher im neuen Zügelschmuck; aber die Dorerin, rasch hat sie das Joch zerbrochen, den Wagen zerschellt, und Xerxes liegt im Staube, und neben ihm steht sein Vater und jammert um ihn! Die Königin erhebt sich vom Lager und schreitet in den Hof des Palastes zum Altar, die Götter zu versöhnen ob solchen bösen Traumes. Da erschaut sie einen Adler, den persischen Königsvogel, verfolgt von einem Habicht; er flieht zum Altar und birgt das Haupt, und der Habicht zerfleischt ihn, den wehrlosen, mit seinen Fängen. Das hat sie mit Graun erfüllt: es scheint auf des Königs Tod zu deuten, der ja bei seinem Leben niemandem Rechenschaft schuldig und selbst im Falle einer Niederlage seines Thrones sicher ist (V. 150—214).

Der Chor will weder zu viel noch zu wenig sagen: er gibt den Rath, zu den Göttern zu flehen und die Todten zu besänftigen. So entspinnt sich denn ganz natürlich ein Ge-

*) Der Name Atossa, den wir sonst kennen, kommt im ganzen Stücke nicht vor, und da das Personenverzeichniss im Laurentianus fehlt, so fragt es sich, ob Aeschylos die Königin Mutter überhaupt nach ihrem Namen bezeichnet hat.

Digitized by Google

spräch über die Heerfahrt und ihr Ziel — Athen. Die Königin in ihrer Zurückgezogenheit als Frau, als Orientalin, als Königin hat noch nichts Genaueres davon vernommen, und so lässt denn nun unser Dichter in dieser Stichomythie zwischen Königin und Chor den Gegensatz zwischen dem monarchischen Orient und dem republicanischen Athen in epigrammatisch zugespitzten, aber treffenden Zügen scharf hervortreten. Doch die Stelle muss gelesen werden, weil sie zu wichtig ist für die Auffassung des Ganzen. Die Königin fragt — auch die persischen Frauen scheinen manchmal in der Geographie nicht gar stark gewesen zu sein:

„aber wissen möcht' ich Eins,
Wo auf Erden, Freunde, mag wohl dies Athen gelegen sein?"

Der Chor antwortet darauf:

„Fern gen Abend, wo des Sonnengottes letzter Niedergang".

Die Königin.

„Und doch trug mein Sohn Verlangen, diese Stadt zu bändigen?"

Chor.

„Ja, das ganze Hellas wäre dann dem König unterthan".

Athen also ist Hellas, Hellas die Vorkämpferin von Europa!

Königin.

„Steht denn ein so massenhaftes Kriegsheer ihnen zu Gebot?"

Chor.

„Ja, ein Heer, das schon den Medern vieles Leid hat angethan".

Das ist die erste kurze Hindeutung auf Marathon.

Die Königin.

„Und was haben noch sie? Füllt auch Reichthum zur Genüg' ihr Haus?"

Chor.

„Silber quillt in ihren Bergen, ihres Landes reichster Schatz".

Das, hochverehrte Anwesende, sind jene Laurischen Silberbergwerke, um deren Schlacken jetzt die griechische Regierung mit einer französischen Actiengesellschaft — ich weiss in dem Augenblick nicht, ob processirt oder verhandelt!

Königin.

„Und ist ihrer Hand vertraut auch Bogenstrang und Pfeilgeschoss?"

Chor.

„Keineswegs! Stosslanzen führen sie und mächt'ger Schilde Wehr".

Königin.

„Aber wer ist ihr Beherrscher und gebeut als Herr dem Heer?"

Chor.

„Keines Menschen Knechte sind sie, keinem Menschen unterthan!"

Königin.

„Doch wie mögen sie, kommt über sie der Feind, dem widerstehn?"

Chor.

„Also, dass sie einst Dareios' gross' und schönes Heer vertilgt!"

Digitized by Google

Königin.

„Traun ein furchtbar Wort den Müttern der Geschiednen sprichst du aus!“

Und kaum hat es der Chor ausgesprochen, da tritt auch schon die Erfüllung heran. Athemlos, bestaubt, zerrissenen Gewandes eilt von links her ein persischer Bote heran und bricht zuerst aus in Klage und Jammer: „O Asien, o Persien, alles ist dahin, verloren!“ Und dann kündet er, der Augenzeuge, von den bewegten Klagen des Chores unterbrochen, von Salamis und Athen: das sind die verhängnissvollen Namen, an welche sich das ewige Gedächtniss von der Perser Untergang anknüpft (V. 215—289).

Schweigend hat sich indess die Königin in dem Gedanken, gottgesandtes Leid zu dulden sei das nothwendige Menschenloos, so weit gefasst, um sich des näheren zu erkundigen. Sie stellt nur die allgemeine Frage: „Wen von den Führern des Heeres haben wir zu beklagen?“ Aber der Bote hat sie verstanden und kennt auch seine Pflicht, sein erstes Wort ist: „Xerxes selbst lebt und schaut das Licht“. „Nun, dann ist es gut“, besagt die Antwort der Königin. So lässt auch hier wieder gleich im Eingange der republicanische Dichter den echt monarchischen Sinn der Perser hervortreten, welchen er fortan Schritt für Schritt, aber ohne eine Spur von Ironie, man kann sagen mit der vollkommenen Unparteilichkeit eines objectiven Geschichtschreibers charakteristisch uns vorführt. Nun folgt wiederum eine Reminiscenz an Homer, die Aufzählung der Gefallenen in gefällig variirender Form, dann auf der Königin Frage der Nachweis, dass an Zahl der Schiffe die Hellenen den Barbaren weit nachgestanden. Da plötzlich dämmert, vom Boten zuerst ausgesprochen, auch in der Königin der Gedanke auf, dass hier, würden wir sagen, der Finger Gottes im Spiele, dass ein Dämon, ein göttliches Walten die Perser geschlagen habe mit all' ihrer Macht und Herrlichkeit. Und nun folgt der wohlgegliederte, lebendig anschauliche Bericht von der Schlacht bei Salamis, welchen im einzelnen zu verfolgen mir leider nicht vergönnt ist: einfacher und schöner, natürlicher und ergreifender ist niemals eine patriotische Grossthat geschildert worden, und der Schlachtruf der Hellenen: „Ihr Söhne der Hellenen, auf! Befreiet euer Vaterland, befreiet Weib und Kind: um alles gilt es jetzt den Kampf!“ — wo immer ähnliche Verhältnisse eintreten, da wird in ähnlicher Weise dieser Ruf immer wieder von neuem erschallen! Und nach der fürchterlichen Katastrophe in der Meerenge dann der blutige Untergang der Blüthe der persischen Edeln und Getreuen, welche Xerxes auf das Felseneiland Psyttaleia entsendet, um die etwaigen Reste der besiegten Griechen zu vernichten, und darüber des Königs Schmerzensschrei, mit dem er sein Kleid zerreisst und den Rückzug befiehlt, der sich in schmähliche Flucht verkehrt — das alles lässt die Königin das Wirken eines grausen Dämon erkennen. Auf ihre weiteren Fragen folgt dann die Schilderung jener Flucht mit all ihren Nöthen, deren Gipfelpunkt jener Einbruch des Heeres auf der gefrorenen Oberfläche des Flusses Strymon, wie es scheint, eine poetische Erfindung des Aeschylos selbst, welche in wundersamer Weise an jenen verhängnissvollen Flussübergang der Franzosen über die Berezina erinnert. Alles ist verloren, alles ist dahin: „das ist die Wahrheit“, aber noch nicht die volle Wahrheit! (V. 290—514).

Blicken wir hier auf die ganze bisherige Entwickelung zurück, so scheint denn nun nichts mehr übrig zu bleiben, als dass, nachdem die vom Chor zuerst ausgesprochene Ahnung durch Traum und Wunderzeichen von der Königin bestätigt, nachdem sie dann

Digitized by Google

in ihrer Erfüllung durch die Erzählung eines Augenzeugen uns vorgeführt worden — es scheint nun zum dritten nichts übrig zu bleiben, als dass jetzt eben Xerxes selbst auftrete und uns so in einer ganz einfachen Schluss-Handlung diese Erfüllung und den Untergang der grossen persischen Armada durch Anblick und Klage veranschauliche. Auch die Königin denkt, wie es scheint, vor der Hand nicht an einen weiteren Umschwung. Sie beschliesst die Götter anzurufen und dann mit Geschenken und Gaben den Todten zu nahen, ob es vielleicht in Zukunft besser werde. Dem Chor aber empfiehlt sie, treuen Rath zu pflegen und ihrem Sohne, wenn er etwa vor ihr kommen sollte, gütlich zuzureden und ihn ins Haus zu geleiten, damit zu den vorhandenen Leiden er nicht noch ein Leid füge, offenbar um das äusserste, einen Selbstmord, zu verhüten (V. 517—531).

Bis hieher also können wir, wie gesagt, nichts weiter erwarten, als dass nun Xerxes sofort auftreten, jenes Leid in kläglich anschaulicher Weise uns darstellen und, vom Chor mit begütigendem Zuspruche geleitet, sich in den Palast begeben werde. Nun würde dazu einen ganz passenden Uebergang bilden das zweite Stasimon, welches eingeleitet und angekündigt von den Anapästen des Chorführers (V. 532—547) des ganzen Landes allgemeine Trauer, Xerxes' und seiner Schiffe verhängnissvolle Meerfahrt, den Untergang zur See und die Flucht zu Lande in den beiden ersten Strophenpaaren (V. 548—583) bejammert, in orientalischer Weise mit wildem Wehgeheul und unartikulirten Klagelauten gemischt. Folgte dann unmittelbar darauf das Erscheinen des Königs, schlösse sich einfach an V. 583 gleich V. 908 an, so hätten wir allerdings kein eigentliches Drama mit Peripetie oder Umschlag, sondern nur eine lyrisch-dramatische Scene vom Untergange der Perser, gleichsam eine „Cantate", wie Jacobs einst unser Stück bezeichnete, aber vermissen würden wir nichts und an keinem Widerspruch Anstoss zu nehmen haben.

Aber es kommt ganz anders, und gleich mit dem Schlusse des Stasimon (V. 584—597) tritt mit einem Mal ein neues Moment ein: bis jetzt war immer nur vom Untergange des Heeres, von dem Geschehenen die Rede gewesen, was sich nicht mehr ändern lässt. Jetzt mit einem Male schildert der Chor in stürmisch bewegten Daktylen die Gefahren der Zukunft: Asiens Völker werden sich erheben, werden nicht mehr Tribut zahlen, da der Zwang und die Königsgewalt gefallen ist; „es löst sich des Gehorsams Zügel, der Zungen strenges Band zerreisst; alles, alles ist dahin; dort, bei Salamis — da liegt, was Persien einst war!"

Hochgeehrte Versammlung! Sie sehen also, wie mit dem Schluss dieses zweiten Stasimon plötzlich ein ganz neues Moment eintritt, der Gedanke an die drohende Zukunft, an die nothwendige Folge jenes furchtbaren Schlages draussen auch für die Zustände des Reiches im Inneren. Die Königin mag ähnliches bei sich erwogen haben. Als sie jetzt heraustritt, zu Fuss, in Trauerkleidung, alles königlichen Schmuckes bar, nur von wenigen Dienerinnen geleitet, welche ihr die Todtengaben nachtragen, da meint sie zunächst, wo ein so gewaltiges Unglück eingeschlagen, da müsse man auf noch mehr gefasst sein. Und so begnügt sie sich denn nicht, die Todten nur überhaupt zu versöhnen, sondern, während sie ihnen die Trankopfer darbringt, solle der Chor dazu das mächtige Lied anstimmen und aus der Tiefe Dareios' Schatten heraufrufen. Und der Chor ist auch sofort damit einverstanden und ruft die Unterirdischen an, die Seele heraufzusenden dessen, der, wenn irgend ein Sterblicher, allein das Heilmittel wissen und sagen mag. Und während

Digitized by Google

nun die Königin selbst die frommen Gaben — Milch, Honig, Wasser, Wein und Oel — darbringt, lässt der Chor jenes gewaltige Zauberlied ertönen, für dessen dauernde Wirkung wir ein schlagendes Zeugniss in jenen vielbesprochenen Versen von Aristophanes' „Fröschen" haben*). Es ist zunächst an den Schatten selbst gerichtet: ἢ ῥ' ἄϊει μου μακαρίτας ἰοδαίμων βασιλεύς: „hörst du mich, hochseliger, gottähnlicher Geist, König und Herr?" Dann wendet es sich an die Unterirdischen, auf dass sie ihn emporsteigen lassen, den Gott der Perser, den Freund seines Volkes, wie es keinen andern je gegeben. Und ihn selbst, „den alten Bal", den Vater Dareianas, ruft der Chor nochmals an, emporzusteigen zur Hilfe den Seinen (V. 598—680).

Und als der Gesang verklungen, der wieder mit wilden, an orientalische Sitten erinnernden Ausrufen schliesst, da steigt unter Blitz und Donner auf der Höhe des Grabmales empor der Schatten des Dareios, ganz wie er im Leben gewesen, von der geradaufragenden Tiara bis zu den hohen safranfarbigen Prachtschuhen, im langen goldumsäumten Purpurtalar — die grossartigste Geistererscheinung, die jemals auf einer Bühne emporgestiegen. Wunderbar bringt das nun folgende Zwiegespräch zu ganz natürlicher Anschauung, wie der Geist, gleichsam aus einem wirren Traum erwachend, nach und nach vom Bewusstsein der Gegenwart zur Einsicht in den Zusammenhang von Gegenwart und Vergangenheit und endlich zur vollen Erkenntniss und prophetischen Verkündigung der Zukunft sich erhebt. Er wendet sich zunächst an seine „Getreuen": sie sollen ihm künden, kurz und bündig — denn nicht lange darf er oben verweilen — warum alles in Trauer, warum in brünstigem Gebet sie ihn heraufgerufen. Aber sie vermögen nicht zu antworten, niedergesunken in den Staub vermögen sie nicht das Haupt zu erheben zum Schatten des geliebten, des verehrten Königs. Da wendet er sich an die Gemahlin, und diese beginnt, wie oben der Bote, mit dem kurzen Wort: „Die Macht der Perser ist dahin!" Und darauf folgt denn nach seinen Fragen Schlag auf Schlag die Erzählung und Aufklärung im einzelnen: Xerxes ist hinausgezogen gegen Athen, er hat, von einem Dämon bethört, den Hellespont überbrückt und dadurch schweren Frevel begangen, und so sind Flotte und Landheer zu Grunde gegangen, er allein ist mit wenigen gerettet. Und je mehr er frügt, des Dareios Schatten, desto klarer wird ihm alles, und so verkündet er denn endlich, ein Seher in der Unterwelt wie der Homerische Teiresias, des Unheils Quell und Ursache. „Ja, jener alte Götterspruch ist jetzt über uns hereingebrochen, von dem ich erhofft hatte, er werde erst spät sich verwirklichen! Aber Xerxes' Uebermuth, der es wagte den heiligen Hellespont wie einen Sklaven zu fesseln und sich vermass, er als Sterblicher, über der Götter und Poseidons Willen obzusiegen, hat diesen Leidensquell für alle aufgethan". Und das muss die Königin bestätigen: schlechter Männer Rath hat den Sohn verführt. Es kann nicht meine Aufgabe sein, in diesem Vortrage auf die dunkle Frage über den trilogischen Zusammenhang der Perser einzugehen. Aber hier muss ich doch bemerken, dass aller Wahrscheinlichkeit nach, was diesen Götterspruch anlangt, darin eine Zurückweisung auf das Eingangsstück, den Phinens, in

*) V. 1028 f., wo unzweifelhaft, mit deutlicher Anspielung auf den Anfang ἢ ῥ' ἄϊει, zu schreiben ist: ἐχάρην γοῦν, ἡνίκ' ἐκεῖν' ἄϊον περὶ Δαρείου τεθνεῶτος, wofür die Glosse ἠκουσα in den Text kam und dabei zugleich wegen der ähnlichen Buchstaben ἐκεῖν' ausfiel. Den folgenden Vers hat schon G. Hermann richtig auf die Wehelaute V. 651—656 und 662—671 gedeutet.

Digitized by Google

welchem sicherlich jener blinde Seher den Argonauten prophezeit hat, enthalten ist. Und so wird dem Dareios mit einem Mal alles klar, und er erkennt: Xerxes hat die Schranken überschritten, welche Zeus von Anfang an dem persischen Herrschergeschlechte gezogen. Ein einziger Mann soll über ganz Asien herrschen, das ist Zeus' Wille, und so ist denn vom ersten Könige Medos an auch seinen Nachfolgern alles wohl gerathen, insbesondere dem Kyros und dem Dareios selbst. Aber Xerxes in seiner Thorheit hat den Fuss weiter gesetzt, und so ist er den Göttern verfallen (V. 682—786).

Jetzt endlich hat sich der Chor so weit erholt, um seiner Bestimmung gemäss mit der Frage einzutreten, was zu thun sei, auf dass es besser werde. Dareios' Rath darauf ist einfach und klar: niemals wieder Krieg gegen Hellas zu führen; je grösser das Heer, desto schwerer die Niederlage, und auch die erlesene Schaar, so dort zurückgeblieben, wird den Tag der Rückkehr nicht schauen. Erlesene Schaar? Dareios weiss nicht nur, was und warum es geschehen: er sieht auch voraus, was kommen wird. Der Bote hat nicht ganz vollständig berichtet: nicht das ganze Heer, zertrümmert, ist dem flüchtigen König gefolgt, es sind Auserlesene zurückgeblieben dort am Asopos, aber furchtbar werden sie büssen für einen andern Frevel, den wir erst jetzt erfahren — die Verwüstung der griechischen Tempel und Heiligthümer. Und so verkündet jetzt Dareios die Schlacht bei Platää: hat dort in der Enge von Salamis das ionische Ruder gesiegt, so wird hier die dorische Lanze die Perser niederwerfen, dass Leichenhaufen noch im dritten Gliede mit stummer Mahnung verkündigen werden: „nicht überheben solle sich der Sterbliche!" Darauf folgen denn die überaus wichtigen Schlussworte, welche wir vor allem brauchen, um unsere Ketzerei oder Hypothese zu rechtfertigen. Im Hinblick auf das bevorstehende Blutbad von Platää schliesst Dareios mit folgender Mahnung (V. 823—842):

„Blickt hin auf solchen Frevels schweres Strafgericht
Und denkt an Hellas und Athen, dass keiner je,
Sein gegenwärtig Loos missachtend, fremdes Gut
Begehr' und so umstürze eignes grosses Glück.
Zeus wacht, Zeus sieht es, und, ein unbarmherziger
Zuchtmeister, straft er streng solch übermüth'gen Sinn.
Das zu beherzigen thut wohl meinem Sohne Noth;
Belehrt ihn denn mit wohlgesinnten Mahnungen,
Des gottvergess'nen Uebermuths sich abzuthun.
Du aber, Xerxes greise Mutter, theuerste,
Kehr zum Palast, nimm Kleid und Schmuck, wie sich's gebührt,
Und gehe deinem Sohn damit entgegen; denn
In Fetzen niederhangen ihm am ganzen Leib
Die Prachtgewande, die er in seinem Schmerz zerriss.
Ihn selbst beruhige du mit mildem Trosteswort;
Ich weiss, du bist die einzige, die er zu hören trägt".

Darauf folgt noch in echt hellenischer Weise die beruhigende Weisung an die Greise, trotz aller Leiden solle man sich doch des Tages freuen; denn da drunten — „von allem Reichthum hat man keinen Genuss!"

Der Chor betrübt sich über all die Leiden, von denen er gehört, aber die Königin — echt weiblich greift sie nur den einen Gedanken auf (V. 845—851):

Digitized by Google

„O Gott! wie vieles schwere Leid kam über mich!
Vor allem aber schmerzt mich doch das Ungemach,
Was ich da höre, dass mein Sohn an seinem Leib
Entstellt, geschändet die Gewande, die er trägt.
Wohlan ich geh' und hole aus dem Haus den Schmuck:
Ich will mit ihm dann meinem Sohn entgegengehn;
Mein Liebstes werd' ich nicht verlassen in der Noth!"

Mit diesen Worten kehrt sie in den Palast zurück; Dareios ist niedergefahren nach dem Schlusse seiner Mahnung. Dass nun das darauffolgende Standlied (V. 852—906) den Preis von Dareios' ruhmgekrönter, segensreicher Regierung enthält, versteht sich von selbst. Dass dann ferner, ehe noch die Königin Zeit gefunden den neuen Schmuck zu rüsten, bereits Xerxes erscheint, nicht etwa, wie man fälschlich angenommen, in Euripideischem Bettlercostüm, zerlumpt und abgerissen, sondern im königlichen Kriegergewande, welches er aber, wie oben erwähnt, nach orientalischer Sitte in seinem Schmerze selbst zerrissen, auch das ist natürlich, ja sogar nothwendig, damit die Stimmung, in welcher Xerxes heimkehrt, vollständig exponirt werde. Dass dabei der Chor, theils im eigenen Jammer über all das Unglück, was er erschaut und erfährt, theils im ehrfurchtsvollen Gehorsam gegen seinen Herrn, ausschliesslich dessen Klagen unterstützt und erwidert, ohne für die von Dareios ihm aufgetragenen Mahnungen die Initiative zu ergreifen, dass er schliesslich auf des Königs Befehl sich sogar anschickt, ihn unter diesen Wechselklagen in den Palast zu geleiten — auch das ist vollkommen angemessen. Dass aber mit diesem Trauerzuge in den Palast das ganze Stück schliessen soll, kann nach dem, was wir eben gehört und geschaut haben, absolut nicht befriedigen.

Suchen wir uns klar zu machen, hochgeehrte Versammlung, was — nicht wir nach der modernen Aesthetik, die überhaupt in Beurtheilung alter Tragödien gar keine Stimme haben sollte, vermissen oder anders wünschen, sondern — was vielmehr Meister Aeschylos selbst in jener wichtigen Mittelscene nicht bloss angedeutet, sondern klar ausgesprochen hat, so kann uns darnach dieser Schluss nicht als wirklich abschliessend, nicht als vollständig, also in keiner Weise als befriedigend erscheinen.

Xerxes erscheint und beginnt nun allmählich jene lange, lange Wechselklage mit dem Chor, welche man gewöhnlich unbesehen zu verdammen, im besten Falle einigermassen zu entschuldigen pflegt, niemals aber meines Wissens zu rechtfertigen versucht hat. Sehr mit Unrecht! Es kann nicht meine Aufgabe sein — ich müsste da ins einzelne eingehen — hier wiederum die wundervolle Composition auch dieser Schlussscene zu entwickeln. Ich gebe zu und bedaure, dass hier — wie übrigens mehr oder minder bei allen Chorgesängen — ein wichtiger Factor für das ganze Verständniss und damit für den vollen Genuss durch den unwiederbringlichen Verlust der musikalischen Composition uns vollständig fehlt. So schwerwiegend aber, wie selbst bei unsern relativ besten Operntexten, ist dieser Mangel denn doch nicht, da bei den alten Meistern durchaus das rhythmisch poetische Wort über die Melopöie herrschte, während es bei uns gerade umgekehrt ist. Glauben wir nun auch hier mit Recht aus den Wiederholungen oder der Häufung der unarticulirten Weherufe herauszuhören, dass Aeschylos gerade in dieser Partie, wiederum zur Andeutung orientalischer Eigenthümlichkeit, das musikalische Element

Digitized by Google

mehr als sonst hat vorherrschen lassen, so behaupte ich dennoch, dass diese Partie auch nach ihrer poetischen Composition nicht bloss zu entschuldigen, sondern vollständig zu rechtfertigen ist, dass keineswegs, wie man meint, ungeordnet nur immer neuer Jammer und neues Wehklagen von den beiden erhoben und erwidert wird, bis sie endlich mit ihrem „endlosen Heulduett" zusammen hineinziehen in den Palast; nein, dass vielmehr diese Hauptscene zugleich eine wohlgegliederte und deutliche Entwickelung von Xerxes' Charakter enthält. Als Xerxes auftritt, hat er bereits in seinem Innern gebüsst. Die Königin hatte oben ihre Ansprache an die Getreuen mit der stolzen Erklärung geschlossen, sie wisse wohl, dass ihr Sohn zwar siegreich ein hochbewunderter Mann sein, aber besiegt heimgekehrt οὐχ ὑπεύθυνος πόλει „niemandem verantwortlich" sein und auch ferner fortherrschen werde wie zuvor. Der Chor, sahen wir, hat dem nicht widersprochen; was Xerxes vorzuhalten ist und geschehen muss, hat Dareios angegeben.

Von solcher Stimmung ist der auftretende Xerxes weit entfernt; gleich seine ersten Worte zeigen, dass er wirklich Busse gethan, dass er seinen Frevel erkannt hat. Er, der unumschränkte König, der Gott des Perservolkes, er ruft in seiner tiefen Verzweiflung: „O wär' ich doch selbst gefallen mit den Meinigen, ich unglückseliger, zum Verderben meinem Stamm und meinem Vaterlande geboren!" Und nun kommen und reihen sich aneinander die Fragen des Chores nach allen Helden seines Heeres, und die Antwort ist immer wieder dieselbe, trostlos und herzzerreissend: „Alle, alle sind dahin!" Und nun folgen zugleich im Hinblick auf des Landes Unglück und des Reiches Gefahr jene erschütternden Wechselklagen, unter denen endlich der Chor sich anschickt, den König auf seinen Befehl in den Palast zu geleiten, wie allerdings die Königin schon bei ihrem ersten Abgange (V. 530) geboten.

Ja, aber — fragen wir da! — wozu die ganze Erscheinung von Darcios' Schatten? wozu hat man diesen aus der Unterwelt heraufbemüht? wozu hat dieser den Getreuen die Weisung gegeben, dass sie den Sohn von seinem Frevel belehren und bekehren sollen? Warum bleibt die Mutter während der ganzen langen Scene drinnen im Palaste? Hört und sieht man denn dort nicht, was draussen vorgeht? Und findet kein Bote den kurzen Weg vom Vorplatz, der Mutter zu künden, dass und wie der Sohn angelangt ist? Und sie — warum bringt sie ihm nicht den Schmuck entgegen, wie Dareios geboten und sie sich vorgenommen? Und warum beruhigt sie nicht den verzweifelnden mit „mildem Trosteswort"? Und warum schliesst endlich, als ob die grosse Scene mit Dareios gar nicht stattgefunden hätte, das ganze Stück einzig und allein mit dem trostlosen Jammer, mit der Verzweiflung darüber, dass nun alles verloren sei, während doch die Heilung bereits nicht nur angedeutet, sondern bestimmt ausgesprochen und vorgeschrieben worden ist? Die Herausgeber haben das alles mehr oder minder gefühlt, ja theilweise auch klar erkannt, aber nur neuen Tadel gegen Aeschylos und sein mangelhaftes Stück daraus entnehmen zu müssen geglaubt oder im besten Falle bloss das Nichterscheinen der Königin zu entschuldigen versucht!

Hochgeehrte Versammlung! Es ist länger als das doppelte jener Horazischen Normalzeit her, es ist, glaube ich, schon ein Vierteljahrhundert her, dass ich zuerst angenommen und, so oft ich die Perser wiedergelesen, immer von neuem erkannt habe: nicht Aeschylos und seine Kunst, sondern auch hier ist das Schicksal anzuklagen, welches über seinen Kunstwerken gewaltet hat; es ist einfach geschehen, was auch sonst oft

Digitized by Google

genug geschehen ist: der Schluss ist verloren gegangen! Selbst vom rein philologischen Standpunkt aus steht dieser Hypothese nichts im Wege, man mag nun die Ueberlieferung der Aeschylischen Tragödien überhaupt oder die sonstige Beschaffenheit unseres Schlusses ins Auge fassen. Im Laurentianus fehlt bekanntlich heutzutage durch den Ausfall der betreffenden Blätter der grösste Theil des Agamemnon V. 311—1066 und V. 1160 bis zum Ende, und es ist ein glücklicher Zufall, dass vor dieser Verstümmelung Abschriften genommen worden sind, die uns wenigstens den Agamemnon vollständig geben. Der Anfang der Choephoren aber ist bekanntlich, wie im Laurentianus, so auch in allen seinen Abschriften verstümmelt. Aber auch die übrigen Anfänge und Schlüsse, wie sie sich nach dem genauen Abdrucke des Laurentianus in dem Prachtwerke von Merkel herausstellen, lassen darauf schliessen, dass dessen Archetypus in Bezug auf Inhaltsangabe und Personenverzeichniss nicht vollständig gewesen ist. Speciell aber den Schluss der Perser betreffend, so wissen die Kundigen unter Ihnen, dass derselbe auch, wie er uns jetzt vorliegt, offenbar nicht bloss stark verderbt, sondern auch verstümmelt ist. Kein geringerer als Gottfried Hermann hat es versucht, diesen Schluss herzustellen. Wenn es nun feststeht, dass dieses letzte Blatt zerrissen war, was liegt uns da näher als die Annahme, dass eben der grösste Theil dieses Blattes abgerissen war, und so uns dasjenige fehlt, was nach der Mittelscene als nothwendiger Abschluss erfolgen musste?

Hochgeehrte Versammlung! Gestatten Sie mir nun noch, im strengsten Anschluss an jene Schlussworte des Dareios Ihnen vorzuführen, wie nach meiner Meinung Aeschylos dem Inhalte nach seine Perser abgeschlossen haben muss in Uebereinstimmung mit sich selbst, in Uebereinstimmung mit jener Weltanschauung, welche, ganz ähnlich der in Herodots Geschichtswerke, wie ein sicher erkennbarer Faden durch das ganze Drama sich hindurchzieht. Es ist der Gegensatz zwischen Morgenland und Abendland: die unbedingte Hingabe des Perservolkes an seinen König dort, die republikanische Freiheit des Athenischen Staates hier; an jene die Mahnung, nicht über Asien, dessen Herrschaft ihnen beschieden ist, hinüberzugreifen, wobei es nahe liegt daran zu denken, dass auch die Athener und Griechen nicht über Europa hinausgehen sollen. Und so meine ich, wird der Schluss sich etwa also gestaltet haben:

In dem Augenblicke, wo der Chor Anstalt macht, von der Orchestra die Bühne heraufzusteigen, und Xerxes sich dem Palaste zuwendet, öffnet sich dessen Portal; die Königin, wiederum in vollem Schmuck, tritt herans und leitet nun die Schlussscene ein, durch welche die Weisungen des Dareios zur Wahrheit werden. Gestatten Sie mir nun, nachdem ich in ruhig nüchterner Weise den Beweis zu führen versucht habe, jetzt am Ende auch in zusammenhängender rhythmischer Form Ihnen vorzuführen, wie nach jenen schlichten Andeutungen ausgeführt der Schluss gelautet haben mag. Ich habe wohl nicht nöthig, mich, der eine durch und durch prosaische Natur ist und von einer poetischen Ader keine Spur aufzuweisen hat, ausdrücklich dagegen zu verwahren, als wolle ich ein „Nachdichter“ des Aeschylos sein, ausdrücklich zu versichern, dass es mir natürlich nicht einfällt mir einzubilden, ich sei irgendwo in der Form, auch nur in einem Wort oder einem Verse mit dem alten Aeschylos zusammengetroffen. Ich hoffe, eine solche Missdeutung meines Versuchs wird mir hier nicht begegnen. Aber ich glaube, es ist der

Digitized by Google

einfachste und kürzeste Weg, um Ihnen klar zu machen, wie nach jener Mittelscene wenigstens seinem Inhalte nach der Schluss gestaltet gewesen sein muss.

Ich knüpfe also an V. 1002 ff. an, wo Xerxes die lange Aufzählung mit der Klage abschliesst:

„Sie sind dahin, die des Heeres Stützen sonst“,

erlaube mir aber, was weiter in ziemlich verderbter und verstümmelter Gestalt folgt, um der Wirkung willen hier in etwas freierer Weise zusammenzuziehen. Also:

1002 Xerxes. Sie sind dahin, die des Heeres Stützen sonst!
Chor. Sie sind dahin, namenlos!
1007 Xerxes. Geschlagen wir, welch ein Wandel, welch ein Sturz!
Chor. Geschlagen, klar liegt's zu Tag!
1016 Xerxes. Und siehst du hier, was mir von meiner Rüstung blieb?
Chor. Ich seh', ich seh'.
1024 Xerxes. Hin ist unsere Wehrkraft!
Chor. Und Ion's Volk nach Kampfe dürstend.
Xerxes. Ein Heldenvolk, traun; erschaun musst' ich nie geahntes.
Chor. Den Untergang meinst du der stolzen Flotte?
1030 Xerxes. Das Kleid zerriss ich ob des Leides Uebermass.
Chor. O weh', o weh'!
1038 Xerxes. O weine, weine und geleite mich zum Haus.
1047 Chor. Ich wein', ich weine tiefbetrübt!
1040 Xerxes. Und halle wieder meinen Schrei!
Chor. Dem Leid des Leides leid'gen Gruss.
1046 Xerxes. O schlage, schlage deine Brust und stöhn' um mich!
1061 Chor. O weh', o wehe, o Leid, o Leid!
Xerxes. Rauf' aus das Haupthaar und bejammre laut das Heer!
Chor. Mit beiden Händen, betrübt zum Tode!
1065 Xerxes. Die Thrän' lass' fliessen!
Chor. Stromweis rinnt sie!
Xerxes. Und halle wieder meinen Schrei!
Chor. O weh', o wehe!
Xerxes. In Stöhnen schreite zum Palast!
Chor. Ach, ach!
1069 Xerxes. Oh, oh! Persis' Land in Schmerz und Jammer!
Chor. Es klag', es schreie!
1072 Xerxes. Wehklag' um die, so einstmals —
Chor. Weh', weh'!
Xerxes. Hoch und hehr einhergeschritten.
Chor. Weh', weh'!
1075 Xerxes. Sie treiben umher in der Meerfluth —
Chor. Oh, oh!
Xerxes. Mit der stolzen Flotte versunken!
Chor. Weh', weh'! . . . .

Digitized by Google

Xerxes. Geleite jetzt mich klagend zum Palast!
Chor. Ich folg' im Trauerzug mit Klageruf.

(Der Chor, welcher seit der Aufforderung des Xerxes (V. 1038) während des folgenden Gesanges in geordneter Bewegung sich der Bühne unmittelbar genähert hat, schickt sich mit diesen Worten an, die Stufen zu derselben emporzusteigen, während Xerxes selbst, von seinem kleinen Gefolge geleitet, sich nach dem Mittel-Portal des Königspalastes wendet. In diesem Augenblick öffnen sich dessen beide Pforten, und die Königin Mutter tritt heraus, wieder im vollen königlichen Schmuck wie zu Anfang, umgeben und geleitet von einem glänzenden Gefolge von Dienerinnen, Sklaven und Leibwachen. Während diese in geordneter Weise sich aufstellen und die Königin selbst ihrem Sohne zur Begrüssung gegenüber tritt, wird folgendes von Chorführer und Chor gesprochen:)

Chorführer. Doch es thut sich auf des Palastes Thor,
Und die Königin naht in fürstlichem Schmuck!
Chor. Die Königin naht,
Ihren Sohn, unsern Herrn, zu begrüssen!
Königin. Sei gegrüsst, mein Herr und König, sei gegrüsst, geliebter Sohn!
Ew'ger Dank den hohen Göttern, dass aus Krieg und Noth und Tod
Zu der Heimat, zu den Lieben, zu dem ragenden Palast
Deiner Väter glücklich du und unversehrt zurückgekehrt!
Sklaven, auf, thut auf die Pforte, denn der König ziehet ein!
Mägde, breitet ihm zu Fuss der Purpurteppiche Farbenpracht!
Männer, Frauen, Greise, Kinder, fallet nieder, betet an,
Lobt die Götter, singet Lieder, euer König kehret heim!
Wie die Sonn' am Himmel aufsteigt hell nach finsterm Wettersturm,
Also bringt des Königs Heimkehr Licht dem Volk in Trübsalsnacht.
Xerxes. Nein, nicht also, hohe Mutter! Ach, du weisst nicht, was geschehn!
Königin. Alles weiss ich, was geschehn ist, mehr noch, was geschehen wird.
Xerxes. Weisst du, dass ich heerlos, wehrlos, ehrlos bin zurückgekehrt?
Mann und Ross und Schiff und Wagen — alles ist dahin, und ich —
Schau' die Reste meiner Rüstung, schau' die Fetzen meines Kleids!
Königin. Recht gemahnst du, was ich selbst schon nicht vergass: hier, nimm den Schmuck,
Um die Schultern hier den Purpur, er verhüllt des Elends Spur,
Auf das Haupt die Königskrone, in die Hand den Herrscherstab!
Xerxes. Meine Mutter, was beginnst du? Ach ich bin kein König mehr:
Denn was ist ein König ohne Volk, ein König ohne Heer?
Königin. Hast du, Herr, dein Heer verloren draussen durch der Götter Macht,
Bleibt dein Land dir unverloren, steht dein Volk doch treu zu dir,
Wenn du anders dich den Göttern beugst und ihre Stimme hörst.
Zogst du, wahnbethört durch schlimmen Rath, hinaus ins fremde Land,
Das nach Götterwillen frei von deinem Joche sollte sein —
So entsage solchem Frevel, und die Götter sind versöhnt:
Fest in seinen alten Grenzen steht und bleibt das Perserreich,

Digitized by Google

Fest dein Thron, die Unterthanen, sie gehorchen wie zuvor!
Red' ich Wahrheit oder Thorheit? Leget ihr denn Zeugniss ab,
Ihr, des Perservolks Getreue, Auserwählte, hoher Rath,
Thut, was eures Amts ist, redet mit dem Herrn, wie sich's gebührt.

Chorführer. Ja, sie redete wahr, mein König und Herr,
Die einst dich gebar, des Dareios Gemahl.
Drum gebiete der Klag' und dem wüthenden Schmerz
Und vernimm huldvoll,
Was in guten Treuen wir künden.

Schlusschor.

Ganzer Chor. Sank auch ein Heer, so herrlich wie nie
Ein andres man sah, dir vernichtet in Staub —
Unerschöpflich entspriesst,
Wie der grünende Wald im schwellenden Lenz,
Von Tage zu Tag' ein neues Geschlecht
Aus der Fülle der ewigen Volkskraft!
Und bleibst du daheim, wie Dareios gethan,
Bist Mehrer des Reichs in Wohlstand, Glück,
Und waltest gerecht und friedlich des Staats,
Den die Väter als Erbe dir liessen:
So umgibt dich in Lieb' und Treue das Volk
Und wehret dem Feinde, woher er auch kommt.
Denn von Anfang her
Bis ans Ende der Tage gilt dieses Gesetz
Für Persia's Volk:
Dass mit seinem König es Eins ist!

(Lebhafter Beifall, Bravo, Klatschen).

Präsident Jülg: Sie haben den tiefgefühlten Dank schon aufs glänzendste ausgesprochen, ich brauche ihn daher nicht mehr zu wiederholen. — Ich richte nun an die geehrte Versammlung noch die Anfrage, ob sie wünscht den Vortrag des Herrn Professor Linker heute noch anzuhören. (Rufe aus der Versammlung: nein! schon zu sehr vorgerückt!). — So würde ich vorschlagen, ihn auf die nächste Tagesordnung, auf den Donnerstag, zu setzen; dann würde ich weiter auf die Tagesordnung setzen: den Vortrag des Herrn Prof. Dieterici aus Berlin über Aristotelismus und Platonismus im 10. Jahrhundert nach Chr. bei den Arabern; den Vortrag des Herrn Dr. Benicken aus Gütersloh über das 12. und 13. Lied vom Zorn des Achilleus in der Ilias, und allenfalls noch den Vortrag des Herrn Dr. Flach aus Tübingen über die Hesiodeische Theogonie und die Alexandriner. Dann würden die Referate über die einzelnen Sectionsverhandlungen und der Schluss folgen. Der Beginn der allgemeinen Sitzung wird um 11 Uhr sein. Endlich möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die Wandtafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens und antiker Kunst, ausgewählt von Eduard von der Launitz,

Digitized by Google

im Saale der archäologischen Section, im Universitätsgebäude im II. Stocke, ausgestellt sind, und derselbe den ganzen Tag geöffnet bleibt. Hiermit schliesse ich die heutige Sitzung.

(Schluss der Sitzung $1\frac{1}{2}$ Uhr).

Mittwoch der 30. September 1874 war dem Ausflug über den Brenner nach Bozen und Runkelstein gewidmet.

Dritte allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 1. October 1874. Beginn der Sitzung $11\frac{1}{4}$ Uhr Vormittags.

Präsident Prof. Dr. Jülg:

M. H.! Bevor wir zur Tagesordnung übergehen, habe ich noch einige wenige Mittheilungen geschäftlicher Art zu machen. Von der Schrift des Herrn Professor Dr. Savelsberg aus Aachen sind noch Exemplare zur Vertheilung unter die Mitglieder der indogermanischen und orientalischen Section übergeben worden; die Herren, die sich dafür interessiren, bitte ich dieselben im Empfangs-Bureau abzuholen. — Dann hat Herr Prof. Dr. Halm aus München seine interessante Autographensammlung berühmter Humanisten und Philologen des 16. und 17. Jahrhunderts auch heute noch zu besichtigen gestattet im Verlaufe des Nachmittags von 1—5 Uhr im Conferenzzimmer des Gymnasiums im II. Stocke. Ebendaselbst sind auch die Modelle römischer Krieger von Herrn J. E. du Bois aus Hannover noch ausgestellt. Endlich erlaube ich mir zu bemerken, dass Herr Dr. Benecke aus Berlin auf der gestrigen Fahrt ein Opernglas verloren hat; er bittet ihm dasselbe zustellen oder im Empfangs-Bureau abgeben zu wollen.

Nun können wir zur Tagesordnung übergehen und ersuche ich Herrn Prof. Dr. Linker aus Prag den angemeldeten Vortrag zu beginnen.

Prof. Dr. Linker*):

Hochgeehrte Versammlung!

Kaum bei einem Schriftsteller herrscht auch in den Kreisen der eigentlichen Philologen eine solche Differenz der Ansichten, sowol was das Urtheil über die Person und deren Charakter selbst anlangt, als wieder über die Ueberlieferung und den Werth der einzelnen Schriften, wie gerade bei dem Schriftsteller, über den ich mir ein Paar Worte zu sprechen erlauben wollte; ich meine unsern Horaz. Eben dieses Thema hat

*) Dieser ohne Manuscript frei gehaltene Vortrag ist unverändert nach den stenographischen Aufzeichnungen abgedruckt, welche der Vortragende selbst nachträglich durchgesehen hatte.

Digitized by Google

schon mehrfach in unsern Kreisen Gelegenheit zu Erörterungen gegeben, z. B. bei den Versammlungen in Hannover, Frankfurt, Meissen, Halle. Seit der letzten Erörterung desselben ist jetzt eine neue Aufforderung hinzugekommen, dieses Thema von neuem zu berühren. Ich meine die seit dem letzten Lustrum erfolgte Vollendung der neuen sorgfältigen Erforschung des gesammten kritischen Materials, die von den beiden bekannten Mitgliedern unseres Bundes, welche hier fraternis animis ein gemeinsames Opus deutschen Fleisses zu Stande gebracht haben, vorliegt, von jenen Männern, die in unserer Versammlung begrüssen zu können mir eine der grössten Freuden dieser Tage war. Dennoch, so erfreulich es ist, auseinandergehende Standpunkte zu besprechen, ebenso verlangt die Liebe zur Wahrheit doch, die Liebe zur Person nicht hervortreten zu lassen. Wenn mein Standpunkt noch immer trotz des persönlichen Austausches der Ansichten ein von jenem der hochverehrten Herausgeber in mancher Beziehung abweichender ist, so wird sich bei Erörterung desselben hoffentlich zeigen, dass sich alles dies zwar fortiter in re aber suaviter in modo verhandeln lässt.

Die neue diplomatische Ausgabe, die ich berührt habe, von Keller und Holder, hat bekanntlich in ihrem zweiten Bande eine Art Resumé über die einzelnen Handschriftenforschungen gegeben, welches darin gipfelt, dass alle die verschiedenen von ihnen gesonderten drei Hauptclassen endlich in letzter Reihe auf einen gemeinsamen Archetypus zurückgehen, den die Herausgeber selbst bis ins erste Jahrhundert nach Christus zurückführen, ja beinahe bis auf die Zeit des Horaz. Ihr Gesammturtheil lautet daher: Da selbst die uns erhaltenen mittelalterlichen Handschriften dennoch einen Rückschluss auf eine dem Dichter selbst so nahe liegende Periode gestatten, so ist daraus der Schluss nothwendig: die Ueberlieferung des Horaz ist eine der besten in der gesammten antiken Literatur: „Horatium prope integrum posteritati proditum“; auch jener Archetypus ist nur „paucis mendis depravatus“ (Vol. II p. XVIII). Nach dem Urtheile der Herausgeber soll die rein diplomatische Kritik uns den wirklichen Horaz in seiner vollen Integrität in den meisten Fällen herzustellen gestatten, so dass es höchstens nur auf einzelne Versehen der librarii, nur auf graphische Versehen ankommt, deren Beseitigung der heutigen Kritik obliegt.

Dem gegenüber war schon der Standpunkt Bentley's ein ganz anderer, wenn er sich auch über seine Theorie bekanntlich nicht im einzelnen weiter ausgesprochen hat. Und gerade jetzt, nachdem das gesammte diplomatische Material in so treu gesichteter Form neu vorliegt, sind wir, glaube ich, besonders berechtigt und gerade jenem Hauptdichter gegenüber verpflichtet, gegen einen so äusserlichen Standpunkt zu protestiren. Eben das will ich in kurzen Worten thun, obgleich die Durchführung im einzelnen natürlich eine weitere Beweisführung erheischt; dergleichen lässt sich, wo es auf das Nachsehen einzelner Stellen ankommt, in öffentlichen Versammlungen nicht erschöpfend behandeln, sondern nur literarisch nachträglich.

Dass die Gedichte des Horaz allerdings später noch einzelne Veränderungen, ja geradezu künstliche absichtliche Veränderungen offenbar durch die opella eines Emendators erfahren haben, gestehen die genannten Herausgeber selbst zu. Ich erinnere an das bekannte Beispiel, an den berüchtigten pardus, der aus einem Capitel des Jesaias in jene Faunus-Ode (III. 18. 12) hineingeschwärzt ist, an jenes cum bove pardus, wo selbst unser Material noch die Mittel zur Correctur bietet. Hier ist die ältere Schreibung

Digitized by Google

pagus von der Hand des römischen Dichters gegenüber dem offenbar von theologischer Seite her gesuchten pardus erkennbar.

Aber schlimmer steht es in andern Fällen; vor allem in der Ode IV. 8, in welcher nach der gemeinsam übereinstimmenden Ueberlieferung der Dichter den Schülerschnitzer begangen haben soll, dem ältern von Ennius besungenen Scipio die Zerstörung Carthagos zuzuschreiben, noch dazu in jenem monströsen non incendia Carthaginis impiae. — Dazu kommen weiter die bekannten cruces, jenes Teucro duce et auspice Teucro jene militaris Daunias, jener rudis et Graecis intacti carminis auctor, jener Dossennus u. s. w. u. s. w.

Es genügt, dass alle diese zetemata, die von alter Zeit her die Grammatiker beschäftigt haben, durch unsere Handschriften des Horaz gemeinsam überliefert werden, offenbar also schon demjenigen Archetypus angehören, aus welchem die uns erhaltene Horazüberlieferung stammt. Jetzt ist nun der Schluss ganz einfach; jetzt sind wir wol berechtigt zu fragen: dürfen wir einem Archetypus des ersten Jahrhundertes, bald nach der Zeit des Dichters selbst, Dinge zutrauen, wie die erwähnten, wozu freilich noch eine ganze Reihe sich leicht hinzufügen liesse?

Es führt uns dies auf eine allgemeine Erwägung. Auch in der Kritik des Horaz kommen wieder jene Stich- und Schlagworte in Betracht, mit welchen schon so viel Missbrauch getrieben wurde, wie im politischen Leben, so auch hier — jene Bezeichnungen von conservativer und destructiver Kritik. Die Kritik von Keller und Holder hat so oft Lobredner gefunden als ein Ausfluss eines gesunden Conservativismus. Meine Herren! wer ein richtiger Philolog sein will, wird stets ein Lobredner eines gesunden Conservativismus sein müssen; ist doch unsere Wissenschaft, insoweit sie die sprachlich-kritische Seite betrifft, eine reconstructive; ist es doch unsere Aufgabe den Text der Schriftsteller wiederherzustellen und ihn der Hand des ursprünglichen Verfassers möglichst nahe zu bringen. In diesem Sinne hat doch hoffentlich alle vernünftige Kritik nach einer gemeinsamen Tendenz gearbeitet. Es handelt sich eben nur um die richtige Anwendung dieses Princips in jedem einzelnen Falle. Eben von conservativer Seite ist, was unsere Horazkritik anlangt, früher meist der ziemlich kindliche Grundsatz vertreten worden, etwas, was uns als Horazisch überliefert worden ist nach Form und Inhalt, nothwendig eben desshalb auch dem Dichter zuzuschreiben; weil es aber von Horaz kommt, muss es ausgezeichnet sein und es ist nur Schwäche unseres eigenen ingenium, wenn es uns mitunter, z. B. an den erwähnten Stellen, nicht gelungen ist dies zu erkennen.

Dem gegenüber haben neuere Vertreter eines wirklich gesunden Conservativismus — und dazu rechne ich die beiden neuen Herausgeber — den Gesichtspunkt so weit abgeändert, wie es vor allen als Organ dieser Ansicht Teuffel aus Tübingen im „Neuen Reich", I. Heft dieses Jahrganges, in einem Aufsatze über die Horazische Lyrik gethan hat. Er hebt hier hervor, wie wir im Dichter keineswegs ein hervorragendes poetisches Genie zu erkennen haben und keineswegs berechtigt sind an die Lyrik des Horaz einen besonders hohen Massstab anzulegen. So weit stehe ich ganz auf der Seite Teuffels; und dieser Bemerkung kann in der vorgetragenen Form jeder beistimmen. Es handelt sich aber nur darum: dürfen wir einem Dichter, der schon als gereifter Mann von circa 35 Jahren sich zur Lyrik wendete, der eben mit der ausgesprochenen Absicht daran gieng durch seine Bildung von operosa carmina in den verschiedenen Metren des Alcaeus

Digitized by Google

und der Sappho auch den Römern eine Lyrik zu gründen, welche sie Graecis opponere possent — dürfen wir einen solchen Dichter, der uns sonst schon zum Theile in den Satiren und dann wieder in den Episteln gerade als der vielleicht einsichtigste literarische und ästhetische Kritiker der Römer bekannt ist, wenn wir ihm auch bei seiner oft nüchtern-prosaischen Arbeit nicht ein grosses poetisches ingenium zutrauen, doch zutrauen, er habe mitunter geradezu jedem gesunden Geschmacke ins Gesicht geschlagen, oder solche Schülerschnitzer wie die erwähnte Verwechslung der Scipionen sich zu Schulden kommen lassen?

Nach diesen Prämissen glaube ich meinen Standpunkt kurz bezeichnen zu können, der darauf hinausläuft, dass die uns erhaltene Ueberlieferung des Horaz, in der bestimmten Form, wie sie jetzt vorliegt, bei der merkwürdigen Uebereinstimmung aller Horaz-Handschriften uns allerdings auf eine gemeinsame Quelle führt, dass aber die gemeinsame Quelle nicht dem Dichter selbst nahe steht, vielmehr selbst schon so corrupt gewesen sein muss, dass wir sie in jene traurige, in literarischer Beziehung desolate Zeit des letzten Alterthums oder geradezu in den Anfang des Mittelalters setzen dürfen. Alles aber führt uns darauf hin, dass eben damals die Gedichte des Horaz einen Emendator fanden, aus dessen neuer Ausgabe alle unsere Exemplare mit ihren Hauptfehlern entstammen, einen Emendator etwa aus der Zeit, aus welcher wir ja wirklich von einem Emendator der carmina Horatiana wissen, aus der Zeit des Mavortius im sechsten Jahrhunderte nach Chr. Ob wirklich Mavortius seine Thätigkeit damals dem ganzen Horaz zugewendet hat, wissen wir bekanntlich nicht, da dessen subscriptio sich nicht auf die Satiren und Episteln bezieht. Allein das kann für uns gleichgiltig sein, ob wir gerade auf den Namen Mavortius diese Thätigkeit zurückführen können. Ein Grammatiker der Art, ein Grammatiker der unvernünftigen kleinlichen Art des Mavortius, hat jedesfalls alle uns erhaltenen Stücke des Horaz, auch die Satiren und Episteln bearbeitet, ein Grammatiker, der etwa in seinem Handexemplare selbst schon grosse Mängel, Lücken und Fehler vorfand, der einen decolor Horatius in der Hand hatte, wie ihn Iuvenal in der Hand der Schüler schildert.

Auf jene Stelle des Iuvenal berufen sich sogar Keller und Holder für ihren Archetypus des ersten Jahrhunderts, der schon ein solches decolorirtes Exemplar gewesen sein soll. Für das erste Jahrhundert hätte eine solche Angabe, glaube ich, kaum eine Entschuldigung, wo, wenn auch Hunderte und Tausende von Schulexemplaren abgegriffen waren, sich doch gewiss auch wieder ein neuer Nauck gefunden hätte, um die damalige Schulwelt mit neuen Mitteln zu versehen.

Ganz anders in jener Zeit, etwa schon nach dem Beginne der Völkerwanderung, in jener Zeit der Vereinzelung und des Seltenerwerdens von Büchern; da konnte wirklich auch ein solcher Emendator gerade nur ein äusserlich sehr desolates Exemplar zur Hand haben, aus welchem er nun durch seine opera in seiner Weise conservativ, d. h. reconstructiv den Text des Dichters herzustellen suchte. Dabei fand er offenbar in seinem Handexemplare eine Reihe von Schreibungen, die freilich dem echten Römer der classischen Zeit ganz geläufig sein mussten, Schreibungen, etwa wie wenn die übliche Synaloephe der Aussprache auch in der Schrift nachgebildet wurde, z. B. mediarripe für media arripe. (Vgl. Bentley zu Sat. I. 4. 25).

Ich habe diesen Punkt früher in einem Aufsatze, der in Jahns Jahrbüchern vom

Digitized by Google

Jahre 1865 erschien, behandelt. Gerade solche Schreibungen verstand unser Emendator zu seiner Zeit nicht mehr richtig aufzulösen. Ebenso fand er sicher in seinem Handexemplare sehr oft das Ende einzelner Verse corrupt, vielleicht abgerissen, so dass wir gerade am Schlusse des Verses, sowol in den lyrischen Stücken als in den Hexametern bei Horaz so oft einer — ich kann es nicht anders nennen — falschen Conjectur jenes Emendators begegnen. Ebenso fand er die Eigennamen in seinem Exemplare entstellt und strebt dieselben mit seiner geringen Weisheit wiederherzustellen. Dabei ist es geschehen, dass er häufig genug selbst Mängel an grammatischer und metrischer Kenntniss zeigt, soweit es uns eben erlaubt ist nach dem vorliegenden Materiale einen Rückschluss zu machen. Denn ich glaube geradezu aussprechen zu können: Nicht nur ist der uns vorliegende Text des Horaz kein besonders gut überlieferter, wir können nicht nur nicht auf einen der Hand des Dichters naheliegenden Archetypus schliessen, sondern der Text des Horaz ist unter allen vorhandenen der römischen Literatur einer der schlechtest überlieferten. Gerade bei Horaz bietet die Ueberlieferung uns, selbst grammatisch und metrisch, die unglaublichsten Dinge.

Es wird uns zugemuthet — was sich nahezu in allen Handschriften findet — dass der Senat als concilium statt consilium bezeichnet werde, ein Fehler, der allerdings oft genug auf einer Verwechslung der Schreiber beruht, aber nicht in diesem Falle, wo alle älteren Handschriften übereinstimmen, der also auf den Archetypus selbst, auf den Emendator selbst zurückzuführen ist und nur noch überboten wird durch die Art und Weise der neueren Commentatoren des Horaz, von denen der eine meint, concilium sei ein mehr poetischer Ausdruck für consilium, als ob ἀγορά für einen Dichter passender wäre denn βουλή. Ich verweise auf die an dieser Stelle unwillkürlich höchst heitern Bemerkungen von Orelli und Ritter. Zu dieser Unmöglichkeit in c. IV. 5. 3—4 maturum reditum pollicitus patrum sancto concilio redi*) kommen weitere; es wird uns zugemuthet in der vierten Epode V. 8 bis ter neben einander zu dulden statt bis trium ulnarum toga; ferner diu palus in der ars poetica V. 65 mit kurzer Endsilbe zu lesen u. s. w.

Unsere Aufgabe kann also nur darin bestehen an so manchen Stellen eben jene falschen Emendationen des früheren Herausgebers aus dem Ende des Alterthums oder dem Anfange des Mittelalters wieder zu entfernen, und erst dann, wenn wir negativ das falsche jener Ueberkleisterung des Textes anerkannt haben, werden wir an die Herstellung der Hand des Dichters denken können. Natürlich ist diese Bemühung eine höchst intricate und wird stets in vieler Beziehung eine bestrittene bleiben. Aber, meine Herren, das war ja offenbar der Standpunkt Bentley's, das war die Theorie, die offenbar seinem Verfahren zu Grunde liegt. Er emendirt nicht bloss nach graphischen Gründen, er glaubt offenbar keineswegs bloss durch die Erklärung von Schreibfehlern alle Mängel in der uns erhaltenen Horaz-Tradition beseitigen zu können; auch er protestirt gegen eine rein diplomatische Kritik und eben in diesem Sinne glaube ich durchaus an Bentley's Thätigkeit anknüpfen zu können, wenn ich Ihnen die eben berührten Ansichten vorgelegt habe.

*) Schon 1811 hatte hier Fea richtig hergestellt consilio. Und dennoch hat concilio in die neueren Ausgaben sich wieder einschleichen können, auch in meine eigene!

Digitized by Google

Eben ein solches Verfahren aber, das ich für den echten Conservativismus bei Horaz erklären muss, das uns allein wenn nicht sicher, doch annäherungsweise auf die Hand des Dichters zurückführen kann, wird um so wichtiger in Bezug auf die sogenannte höhere Kritik, d. h. die Scheidung der etwaigen unechten von den echten Stücken.

M. H.! Wir alle wissen, wie viel Staub diese Frage aufgewirbelt hat, wie viele Sünden bei der Beurtheilung dieser Frage von beiden Seiten, auf der äussersten Rechten wie der äussersten Linken, begangen worden sind. Aber mit Lachen und spöttischem Achselzucken, wie man es neuerdings wieder beliebt hat, lässt sich eine solche Frage nicht abthun. Eben in dieser Beziehung möchte ich hervorheben, dass Peerlkamp, der bekanntlich doch in der neuern Zeit zuerst den Anlass zu tiefer gehenden Untersuchungen gegeben hat, eigentlich mit dieser so intricaten Frage zu früh kam, weil eben damals und noch bis auf den heutigen Tag die Texteskritik des Horaz im einzelnen nicht weit genug gediehen ist. Wir bedürften heut zu Tage erst eines neuen Bentley, der für unsere Zeit ebensoviel leistete, wie er für die seine, dann wäre es eigentlich erst erlaubt, mit der Hoffnung auf sichere Resultate den Weg Peerlkamps von neuem zu betreten oder zu fragen, ob der Weg zu betreten sei.

Ich erlaube mir nur ganz kurz die Sache an einem Beispiele zu erläutern. Sowol Peerlkamp als auch viele seiner Nachfolger begnügen sich oft genug negativ das unmögliche einer Schreibung nachzuweisen und kommen dadurch zum einfachen Schlusse, ergo kann das betreffende Stück oder die betreffende Strophe nicht vom Dichter selbst herrühren. Ist aber an einem solchen Stücke alle Unklarheit nur durch Corruption des Textes entstanden, dann kann es uns etwa gelingen durch blosse Emendation des Textes das Stück als wirklich unserem Dichter angemessen hinzustellen, wie sich das z. B. in der einen so oft angezweifelten Strophe des bekannten integer vitae u. s. w. thun lässt und wie es dort mit Rücksicht auf die Strophenzahl des Gedichtes sogar geschehen muss, selbst wenn man über die Emendation im einzelnen noch zweifeln wollte.

Ueberhaupt müssen wir auf das entschiedenste jenem Standpunkte gegenübertreten, welcher sich in der einfachsten, wieder sozusagen kindlichsten Weise damit begnügt, alle etwa nicht zu verstehenden oder anstössigen Stücke bei Horaz dadurch abzuthun, dass man sie einem Interpolator zuschreibt, ohne weiter zu fragen, ob es denn irgend einem solchen Interpolator, d. h. irgend einem Nachdichter des Horaz, wie solche schon im 1. Jahrhunderte auftraten, einfallen konnte, so baren Unsinn zu schreiben, wie man ihm oft genug zutraut. Bisher ist merkwürdiger Weise die Bezeichnung einer Strophe als interpolirt förmlich ein Palladium für dieselbe geworden; man hielt jede weitere Emendation des Textes im einzelnen für unnütz, dem Interpolator liess sich jeder Unsinn zutrauen. So sind vor allem jene 8 Verse, der Eingang der 10. Satire des I. Buchs, jenes wol von fremder Hand angeflickte Prooemium, für uns im einzelnen geradezu unverständlich; weil sie aber nach Bentley's Urtheil ziemlich einstimmig einer fremden Hand zugeschrieben wurden, glaubte man auch hier alle Mängel der Ueberlieferung ertragen zu können, und nur wenige, darunter namentlich Nipperdey, haben einen tieferen Griff gethan und gezeigt, wie emendirt werden müsste.

Eben als Probe für die Grundsätze einer solchen Kritik habe ich mir erlaubt gerade ein sonst dem Inhalte nach ziemlich unbedeutendes Stück der Satiren vorzuführen, einzig aus dem Grunde, weil es die kürzeste Satire des Horaz ist. Ich finde aber trotz

Digitized by Google

seiner Kürze, dass es dennoch eine Reihe von Belegen zu der massenhaften Corruption des Textes bietet, wie er uns durch die diplomatische Ueberlieferung gegeben ist. Ich habe mir erlaubt beide Texte, sowohl den Text der Holder'schen Ausgabe als den Text mit dem Versuche einer Emendation vorzulegen. Ich bezeichne den ersteren als den Text der überlieferten Handschrift, weil gerade in dieser ganzen Satire von den Herausgebern durch eigene oder fremde Emendation nichts geändert worden ist. Dem gegenüber finden wir gleich 9—10 grössere Verderbnisse, die ich hier durch Cursivlettern*) ange-

*) Da bei Vertheilung des Linker'schen Schriftchens viele Mitglieder nicht mehr anwesend waren, stehe hier der Abdruck desselben:

I.

EXEMPLVM LIBRORVM MS. EX RECENSIONE A. HOLDERI.

Proscripti Regis Rupili pus atque uenenum
hybrida quo pacto sit Persius ultus, opinor
omnibus et lippis notum et tonsoribus esse.
Persius hic permagna negotia dines habebat
Clazomenis, etiam litis cum Rege molestas,
durus homo atque odio qui posset uincere Regem,
confideus tumidus, adeo sermonis amari,
Sisennas, Barros ut equis praecurreret albis.
ad Regem redeo. postquam nihil inter utrumque
conuenit; (hoc etenim sunt omnes iure molesti,
quo fortes, quibus aduersum bellum incidit. inter
Hectora Priamiden animosum atque inter Achillem
ira fuit capitalis, ut ultima diuideret mors,
non aliam ob causam, nisi quod uirtus in utroque
summa fuit; duo si discordia uexet inertis
aut si disparibus bellum incidat, ut Diomedi
cum Lycio Glauco, discedat pigrior ultro
muneribus missis;) Bruto praetore tenente
ditem Asiam, Rupili et Persi par pugnat, uti non
compositum melius cum Bitho Bacchius. in ius
acres procurrunt, magnum spectaculum uterque.
Persius exponit causam; ridetur ab omni
conuentu; laudat Brutum laudatque cohortem;
solem Asiae Brutum appellat, stellasque salubris
appellat comites, excepto Rege; canem illum,
inuisum agricolis sidus, nemisse; ruebat
flumen ut hibernum, fertur quo rara securis.
tum Praenestinus salso multoque fluenti
expressa arbusto regerit conuicia, durus
uindemiator et inuictus, cui saepe uiator

II.

EXEMPLVM EMENDATVM.

Proscripti Regis Rupili pus*que* uenenum*que*
hybrida quo pacto sit Persius ultus, opinor
omnibus *id Lydis* notum tonsoribus esse.
Persius hic permagna negotia dines habebat
Clazomenis, etiam litis cum Rege molestas,
confideus tumidusque, adeo sermonis amari,
Sisennas, Barros ut equis praecurreret albis.
nunc ad *rem* redeo. postquam nihil inter utrumque
conuenit, hoc *animo sudant in* iure molesti,
quo quibus ad *Troiam uerum* bellum incidit. inter
Hectora Priamiden animosum atque inter Achillem
ira fuit capitalis ut ultima diuideret mors:
non aliam ob causam Bruto praetore tenente
ditem Asiam *quod praedixi* par pugnat, uti non
compositum melius cum Bitho Bacchius. in ius
acres procurrunt, magnum spectaculum uterque.
Persius exponit causam, ridetur ab omni
conuentu; laudat Brutum laudatque cohortem,
solem Asiae Brutum appellat stellasque salubris
appellat comites, excepto Rege; canem illum,
inuisum agricolis sidus nemisse. ruebat,
flumen ut hibernum fertur, *quoi* rara *senectus*.
tum Praenestinus salso multoque fluenti
expressa arbusto regerit conuicia, durus
uindemiator et inuictus, cui saepe uiator

V. 27. *cf. Martialis epigr. VI. 29.* 7 'immodicis breuis est aetas et rara senectus'.

Digitized by Google

deutet habe. Wir finden aber ausserdem einige Punkte, die Gelegenheit zu Zweifeln geben können. Genug — wir haben in 35 Versen circa ein Dutzend Punkte, über welche sich entweder sehr streiten lässt, oder welche geradezu als grobe Verderbnisse zu bezeichnen sind.

Die erste Aenderung gleich im ersten Verse stammt schon von Peerlkamp, während die übrigen wol alle meinen Versuchen angehören. Gleich im ersten Verse zeigt sich jene Misshandlung eines Eigennamens, hier freilich nicht durch Corruption, sondern durch metrischen Missbrauch. Dass Rupilius mit rupes zusammenhängt, ist hier eine, wie es scheint, richtige Bemerkung Peerlkamps, wodurch nothwendig die Länge des u und die Länge des i gegeben ist, wie in Lucilius, obwohl nomina auf ilius allerdings auch mit kurzem i erscheinen. Eben dadurch ist aber auch die von Peerlkamp versuchte Emendation pus*que* nenenum*que* nothwendig gegeben, also die Nöthigung zur Herstellung des Hypermeters, die Nöthigung dem Dichter selbst durch eine wirklich conservative Kritik etwas zuzuschreiben, was eigentlich der Form nach weniger geläufig und flüssig erscheint, als die Gestalt des Verses in unserer Tradition, gerade wie wir auch sonst öfter durch Zurückgehen auf die älteste Handschrift dem Dichter etwas rauheres zuschreiben dürfen, als eine spätere glattere Handschrift bietet. Dass gerade solche Hypermetri auch sonst durch unsere Handschriften überkleistert worden sind, hat schon Meineke anerkannt (zu Sat. II. 1. 54).

Sonst haben wir in unserer Satire vor allem jenes monströse ad Regem redeo (V. 9), was in keiner Weise sich verstehen lässt. Der Dichter kehrt keineswegs zu dem einen zurück, er ist keineswegs von dem einen ausgegangen, sondern es ist von Rupilius und Persius zugleich die Rede. Er kehrt in jenem Verse auch nicht einmal zu den Personen als solchen zurück, sondern eben zu dem Punkte, von dem er ausgegangen ist. Schildern will er den Streit zwischen Rupilius und Persius und kehrt eben zur Sache zurück, wodurch die einfache Emendation, jenes ad *rem* redeo, gegeben ist; natürlich muss am Anfange ein Wort, wie das von mir versuchte nunc ausgefallen sein: *nunc* ad *rem* redeo — eine Formel, der wir ja häufig auch in der Prosa begegnen, wie dies in Seyffert's 'Scholae latinae' nachzusehen ist*). Eben dieser Vers ist uns in neuerer Zeit interessant geworden, vor allem durch den Versuch eines andern ausgezeichneten Kritikers, ich meine Lehrs, der das unmögliche der Schreibung ad Regem redeo wol eingesehen

---

cessisset magna compellans uoce cucullum.
at Graecus, postquam est Italo perfusus aceto,
Persius exclamat 'per magnos, Brute, deos te
oro, qui reges consueris tollere, cur non
35 hunc Regem iugulas? operum hoc, mihi crede,
tuorumst.'

cessisset magna compellans uoce cucullum.
at Graecus, postquamst Italo perfusus aceto,
'per, si sunt', clamat, 'per magnos, Brute,
deos te
oro, qui reges consueris tollere, cur non
35 hunc Regem iugulas? operum hoc, mihi
crede, *piorumst'*.

V. 35 war hoc in dem bei der Versammlung vertheilten Abdrucke aus Versehen ausgefallen.

*) Vgl. § 42. Dazu Cicero ad Att. 13. 21. 3 nunc ad rem ut redeam; Sall. Iug. 79 a. E. nunc ad rem redeo. (Hor. S. I. 6. 45 nunc ad me redeo nach Lucil. inc. 98 M. nunc ad te redeo; Cic. p. Cael. § 37 redeo nunc ad te). Der Sinn ist an unserer Stelle: nunc ad *rem* redeo, quoniam de *hominibus* satis dixi. Vgl. Cic. off I § 65 sed ad rem redeamus: de hominibus dici non necesse est; Kortte zu Sall. Iug. 4 a. E.; Wichert lat. Stillehre I S. 98 f.

Digitized by Google

und dargethan hat, dessen positiver Ergänzungsversuch moliri exitium uns aber kaum als besonders nahe liegend erscheinen wird, ebenso wenig wie die von ihm versuchte Auflösung der unerträglichen Parenthese V. 10—18.

Dann möchte ich hervorheben V. 27 jene Vergleichung des stürmischen Anklägers und seiner sprudelnden Rede mit dem flumen hibernum, fertur quo rara securis, wo mein Versuch der Wiederherstellung auf einem hier, wie es scheint, vorhandenen Anklange bei Martial fussen kann*). In solchen Dingen können wir über eine grössere oder geringere Wahrscheinlichkeit nicht hinwegkommen. Die leichte Verwechslung jenes quo mit *quoi* ist jetzt auch von Madvig in seinen Adversaria critica an mehren Beispielen nachgewiesen worden. Hier beruht meine Wiederherstellung also zugleich auf graphischen Gründen, wie mein Freund Holder nach seinem Principe wohl am ehesten anerkennen wird.

Endlich bezeichne ich den letzten Vers: operum hoc, mihi crede, tuorumst. Hier möchte ich *piorumst* Ihrer weiteren Erwägung und Beurtheilung empfehlen.

Sonst erlaube ich mir hervorzuheben, dass ich hier im Abdrucke alle meine Vorschläge einfach in den Text gesetzt habe, obgleich ich keineswegs das in einer kritischen Ausgabe thun würde. Eben nur diese Hauptpunkte würde ich dem Texte einverleiben; bei andern, mehr untergeordneten Dingen gestehe ich selbst zu, dass adhuc sub iudice lis est.

Präsident Prof. Dr. Jülg: Wünscht einer der Herren das Wort zu ergreifen? Wenn das nicht der Fall ist, so ersuche ich Herrn Prof. Dr. Dieterici aus Berlin seinen Vortrag zu beginnen.

Prof. Dr. Friedrich Dieterici (Berlin).

Aristotelismus und Platonismus im X. Jahrhundert n. Chr. bei den Arabern.

Meine Herren! Die Orientalisten pflegen in den allgemeinen Versammlungen und Zusammenkünften dieser Gesellschaft meist einen stillen Winkel zu bilden, und wenn wir ankommen, recken manchmal die Herren Classiker ihre Hälse, schauen zu uns herüber und fragen: was sind denn das für Leute? Antwortet man ihnen, es sind Orientalisten, so heisst es wohl mit Achselzucken: es muss auch solche Käuze geben! Was Wunder, dass uns, die wir es meist mit Steppen- und Wüstenvölkern zu thun haben, manchmal der Gedanke kommt, dass wir einmal als feine Leute auftreten und dieser geehrten classischen Versammlung in der Form eines Vortrages eine Visitenkarte überreichen möchten. Nehmen Sie desshalb meinen kurzen Vortrag hier als einen Salam, als einen Gruss, aus dem Osten an; ich möchte Sie darum besonders desshalb bitten, weil ich mir wohl bewusst bin, dass ich Ihre besondere Nachsicht in Anspruch nehmen muss.

Meine Herren! Die arabische Philosophie wird in der Geschichte der Philosophie mit einem etwas abgekürzten Verfahren behandelt. Da werden etwa Al-Kindi, Al-Farabi, Avicenna, d. h. arabisch Ibn Sina, nach dessen Werk in Europa Jahrhunderte lang curirt worden ist, genannt, dann wird etwa noch Al-Ghazzâli und zuletzt Averroes,

*) Vgl. auch Ovid. rem. am. 651 f.

Flumine perpetuo torrens solet acrius ire:
Sed tamen haec brevis est, illa perennis aqua.

Digitized by Google

arabisch Ibn Ruschd, hervorgehoben. Die ganze Deduction gipfelt darin, dass es heisst, durch Averroes wurde die Aristotelische Philosophie dem Abendlande wiederum übermittelt *). Meine Herren! Wäre ich nur Advocat der Araber, ich könnte mich damit beruhigen. Denn was involvirt dieser Ausspruch? Die Ur- und Anfangsfrage der Menschheit, zu deren Lösung jedes Culturvolk sich angetrieben fühlt, die Frage: woher das All, woher die Vielheit der Dinge? Diese Urfrage zu lösen, gibt es bekanntlich nur zwei Wege, den einen, den neuplatonischen, dass man von dem einen Urprincip, gleichsam von der Spitze der Pyramide, heruntergeht auf die breite Grundlage d. i. die Welt, die Vielheit der Dinge, und sich im Schwung der Phantasie die Welt construirt. Der andere Weg dagegen ist der, dass man nach dem Muster des Aristoteles von der Erkennung der sinnlich wahrnehmbaren Dinge hinaufsteigt, allmählich sie durch die Kategorien bestimmt, die Schlüsse richtig fügt und so zum Anfang, zum Urprincip aller Dinge, zu gelangen sucht. — Es würde jener Ausspruch somit bedeuten: die Araber brachten an die Stelle des bis dahin beliebten neuplatonischen, durch die Ideenlehre der Phantasie mehr anheimgegebenen Weges die ruhige wissenschaftliche Methode des Aristoteles zur Geltung, um das Wesen aller Dinge zu ergründen. Aber, meine Herren, ich bin nicht Advocat, ich bin Forscher der arabischen Wissenschaft, und desshalb muss ich hier erwähnen, dass sich die Sache doch etwas anders verhält. — Ich möchte Ihnen eine philosophische Gesammtanschauung des ganzen Weltalls entwickeln, wie sie sich im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Orient gebildet hat und dann an der Küste von Afrika dahingetragen wurde bis in die Gefilde Spaniens, um von hier aus weiter cultivirt und weiter entwickelt den Cultur-Völkern des Westens gebracht zu werden **). Der Neuplatonismus und der Aristotelismus vereint schufen dieselbe. Vorher aber muss ich auf einige Punkte des Culturzustandes eingehen.

Der Koran enthält die Sprüche eines wildphantastischen Epileptikers, der bald in kühner Begeisterung von der Allmacht Gottes spricht, bald in sinnlichen Farben von den Paradiesesfreuden redet, dann bisweilen in an Blödsinn grenzenden Fadaisen sich auslässt, endlich mit läppischen und kindischen Mährchen aus Judenthum, Heidenthum und Christenthum uns aufwartet; auch sind viele Stücke desselben nur zum bestimmten Bedürfniss des Herrn Propheten als Offenbarung hingestellt. Das, meine Herren, ist ein Convolut, worin Sie der Widersprüche Tausende finden können, aber die Orthodoxie brachte die Consequenz dazu und entwickelte folgende Gedanken: Das einzig allgemein bestimmende Wesen im All, das einzige Wesen, welches Willen hat, ist Gott; er bestimmte alle Dinge absolut und unabänderlich von Ewigkeit her; der Mensch ist nur ein stumpfer, dumpfer, willenloser Knecht. Somit kommen wir zu dieser furchtbaren Consequenz: Gott bestimmt

---

*) Die klarste Darstellung dieser Epoche findet sich bei Erdmann, Grundriss der Geschichte der Philosophie, Berlin 1869 S. 298—311.

**) Die Abhandlungen dieser Philosophen sind von mir in folgenden Büchern bearbeitet: Dieterici, Propaedeutik der Araber 1865. — Logik und Psychologie der Araber 1868. — Die Naturwissenschaft der Araber 1861. — Streit zwischen Mensch und Thier 1858. — Die Anthropologie der Araber 1871. — Die Lehre von der Weltseele 1872. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. Unter der Presse befindet sich ein allgemeineres Werk über die Wissenschaft, wovon in diesem Jahr der I. Band, der Makrokosmos, erscheinen wird.

Digitized by Google

den Sünder zur Sünde, und wenn der Sünder, wie er doch nicht anders kann, die bestimmte Sünde thut, verdammt Gott ihn zum ewigen Verderben. Diesem entsetzlichen Grundsatze gegenüber bäumt sich das sittliche Gefühl auf. Man wollte und musste Gott, das Wesen der Liebe, vor solcher Ungerechtigkeit retten, und so entwickelte dann die Secte der Mu'taziliten schon im ersten Jahrhundert der Flucht sich dazu, dass sie alle Begriffe, die Gott als rücksichtslosen Tyrannen darstellten, entfernte und den Menschen als ein freies, der Wissenschaft und dem geistigen Streben bestimmtes Wesen anerkannte. Dazu war es freilich nöthig, den Koran nicht als eine ewige Wahrheit, als Kalâm ullah, Rede Gottes, uranfänglich mit Gott darzustellen, sondern es als ein in der Zeit entstandenes, folglich der Kritik unterworfenes Buch zu betrachten.

Meine Herren! Der Streit wogte hin und her; die Gemeinde zerfiel in viele Spaltungen. Wissenschaftlich wurde die Orthodoxie niedergeworfen; aber sie hatte den Schutz der Grossen und in Folge dessen tief einschneidende Beweise, nämlich das Schwert des Henkers. Nach Tausenden zählen die Opfer, die desshalb dahingeschlachtet wurden, weil sie sich nicht als stumpfe, dumpfe Knechte, sondern als freie Geschöpfe Gott nahen wollten. Es entstand nun in dieser trostlosen Zeit, als alles gegen einander entflammt war, das Streben, durch das Studium des Alterthums, durch die Erkenntniss der Philosophie, verbunden mit den ethisch-erhabenen Grundsätzen, die in den religiösen Büchern enthalten sind, ein System zu entwickeln, das sowohl auf alle sittlichen als auch alle geistigen Fragen eine der damaligen Zeit entsprechende Antwort gab. Dieses Ziel zu erreichen, bildete man eine enggegliederte Gemeinschaft, welche natürlich eine geheime sein musste; öffentlich durften diese Aufklärer in Basra nicht auftreten — der Henker war ja hinter ihnen her — wohl aber konnten sie in geheimen Kreisen die Samenkörner des Wissens ausstreuen, um ihre Anhänger immer mehr zu einem Gott ähnlichen Wesen heranzubilden.

Meine Herren! Die Grundlage dieser Anschauung, wie sie die ihwân aṣ ṣafa, die Brüder der Reinheit oder die lauteren Brüder, im X. Jahrh. entwickelten, ist aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt. Zunächst gibt der Neuplatonismus in der Form, wie wir ihn meist als Neupythagoreismus kennen, das Schema; dann herrscht die Anschauung des Ptolemaeus über die Erde und die Gestirne, d. i. die Sphärentheorie, vor. Für die sublunarische Welt sind wir auf die Physik des Aristoteles angewiesen, dessen Grundprincipien auch in der Mineralogie und Botanik zur Geltung kommen. Für die geistige Entwicklung des Menschen ist das Organon des Aristoteles mit der Isagoge des Porphyrius das Grundbuch, in der Lehre von den Sinnen und der Anthropologie wiegen die Werke des Galen vor, und weiter hinauf sind dann die θεολογούμενα des Pseudo-Aristoteles nicht ohne Einfluss.

Meine Herren! Sie sind gestern in einem kurzen Fluge über den hohen Brenner gefahren; ich will es versuchen, Sie jetzt in einer Viertelstunde durch das ganze Weltall hindurch zu führen. Dazu bedürfen wir einfach des neupythagoreischen Grundsatzes, dass die Zahlen dem Menschen gegeben seien als ein Gerüst des Geistes, um daran die Entwicklung aller Dinge aufzubauen.

Die Zahl entspricht dem Wesen der Dinge, heisst es; und desshalb müssen die Urwesen den Urzahlen entsprechen, d. h. den neun Einern gleichen. Wir werden also auf neun Stufen der Entwicklung für die Emanation der Welt aus Gott Rück-

Digitized by Google

sicht nehmen müssen. — Die Eins ist zwar selbst keine Zahl, aber doch das Princip aller Zahlen. Ihr entspricht das Seiende, τὸ ὄν der Neuplatoniker, oder das Eine, τὸ ἕν der Neupythagoreer, oder, wenn wir theologisch reden, Gott, selbst zwar kein Ding, aber doch das Princip aller Dinge, ὁ θεός, allah, der Gott. Aus Gott strömt die gewaltige Urkraft aus. Die zweite Potenz, zu der sie in dieser Ausströmung sich entwickelt, ist die Vernunft, νοῦς, arabisch 'akl, ratio. Die Vernunft also, die erste Kraft, nimmt den Erguss von Gott, um ihn weiter auszuströmen. Sie enthält in aller Reinheit und Klarheit schon die Formen aller Dinge. Ihre Ergüsse erschliessen sich drittens auf die Seele, auf die Urseele, die Allseele, ψυχή, anima, arab. nafs; diese dritte Stufe ist es, die wir besonders später ins Auge fassen müssen. Wir kommen zur Vier. Nach der Platonischen Theorie bestehen bekanntlich alle Dinge zuerst und recht eigentlich in der Form, im εἶδος, ἰδέα. Als die blosse Form des Stoffes, noch nicht stofflich, sondern nur geistig gedacht, steht somit die erste Materie al hajûla el ûlâ, ἡ πρώτη ὕλη auf der vierten Stufe.

Soweit, meine Herren, hätten wir es nur mit idealen Formen zu thun; da lässt sich leicht operiren. Jetzt aber stehen wir daran die Kluft zu überspringen, die zwischen der idealen, geistigen und der sinnlichen Welt uns entgegengähnt. Machen Sie ein wenig die Augen zu, geben Sie dem Ross der Phantasie ein Bischen die Sporen, und Sie fliegen hinüber. Die Urmaterie nämlich ist eine einfache, geistige, von der Seele die Formen zeitlich und eine nach der andern annehmende Substanz. Die erste Form, welche sie annahm, ist Länge, Breite und Tiefe. Sie ward hiedurch zum Urkörper (al ǧism) d. i. die zweite Materie, welche also der Fünf entspräche, ἡ δευτέρα ὕλη, al hajûla aṯ ṯânija. Doch dieser Urstoff ist noch ungefügig; die Vollkommenheit der Dinge, die Schönheit der Welt ist noch nicht da. Die herrliche Welt, das Kunstwerk, welches alle Dinge in vollster Harmonie umschliesst und als Zeichen ihrer Vollendung die vollendetste aller Formen, die Kugelform, hat, muss erst aus jener zweiten Materie werden. Sie entspricht als solche der Sechs unter den neun Einern, al-'âlam, κόσμος.

Die Weltanschauung des Ptolemaeus beherrscht das ganze Mittelalter und somit auch den Geist der Araber. Wenn auch die arabischen Astronomen einzelnes genauer bezeichneten, so kommen sie in ihrer ganzen Weise doch aus dem Ptolemaeischen System nicht heraus. Ptolemaeus ist bei den Arabern allgemein als Elmaǧisti bekannt. Es möchte trotz der grossen Fortschritte der Sprachvergleichung doch schwer werden, Ptolemaeus und Elmagisti zusammen zu bringen; ich versuche es gar nicht, sondern wir wissen, dass das Buch des Ptolemaeus ἡ σύνταξις μεγίστη heisst und aus μεγίστη wird nun Elmagisti gebildet. Ein griechisches Wort mit arabischem Artikel und arabischer Endung wird zum Sinnbild der geheimen Weisheit des Mittelalters, welches mit Zauberkraft alle Tiefen der Geheimnisse enthüllen soll. Elmaǧisti ist es, an den sich der Mensch wandte, wenn er kühn den Schleier der Dinge, die er nicht wissen soll, heben wollte und die Astrologie befragte. Die Weltanschauung des Ptolemaeus darzustellen, will ich ein ganz triviales Beispiel anführen. Denken Sie sich eine Zwiebel, und Sie haben die Ptolemäische Welt. Im Innern ist der Vollkern: das ist die Erde und Wasser zusammen; darüber eine Haut, eine Zwiebelhaut, die erste Sphäre: das ist Luft und Aether; darüber die sieben Sphären der Planeten: Mond, Mercur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn; die nächstfolgende Sphäre wäre dann die Sphäre der Fixsterne, und zuletzt als Abschluss al muhîṭa, die Umgebungssphäre.

Digitized by Google

In einer Zwiebel haben wir also die ganze Welt. Nun aber wusste man im Alterthum, dass die Planeten sich in Epicyklen bewegten. Sie rollten in Epicyklen in ihren Sphären herauf und herunter als die Spender alles Wohles; sie konnten im Aufsteigen, in der obern Conjunction oder im Absteigen, in der untern Conjunction sein. Waren sie in der obern, nahmen sie die Ergüsse des Allwesens von oben auf; waren sie in der unteren, theilten sie diese Kraft der nächsten niedrigeren Sphäre mit. So also bewegt sich das All; darin liegt die Entwicklung der Geschicke.

Ich brauche Sie wohl nicht daran zu erinnern, dass das classische Werk Schillers, Wallensteins Tod, damit beginnt, dass dieser Held seinen Astrologen befragt. Wissenschaftlich hat sich die Sache etwas anders gestaltet. Ein Mann, der Wallenstein vielfach die Horoskopen stellte, war der weltberühmte Kepler; er that es, obwohl er nicht die Ueberzeugung von der Wahrheit der Astrologie hatte, einfach um zu leben, indem er sagte: ich muss doch die weise Tochter, d. i. die Astronomie, von der thörichten Mutter, d. i. der Astrologie, erhalten lassen.

So schrieb er auch einmal dem Wallenstein, er solle an dem und dem Tage nicht schlagen, er werde krank sein; worauf dann Wallenstein ihm antwortete, er wäre zwar an dem Tage nicht ganz wohl gewesen, aber es wäre wohl schwerlich so von den Sternen gekommen, sondern (sit venia verbo) vom Saufen.

Bis zum Mond herab reicht also die obere himmlische Welt (al ʿālamu-l-falkijju).

Das wäre also die obere Sphärenwelt; sie ist unwandelbar in ihrem Lauf und ihrer Substanz, eine Sphäre von der andern genau getrennt. Unter der letzten der Sphären, unter der des Mondes, beginnt dagegen die wandelbare Welt der Natur, al ʿālamu aṭ ṭabīʿijju. Diese niedere oder die Elementenwelt wird durch die Natur, φύσις, aṭ ṭabīʿa geschaffen. Die Natur ist eine Kraft der himmlischen Allseele, welche alle Körper unter dem Mondkreise vom Aether bis zum Mittelpunkt der Erde ebenso durchdringt wie der Sonnenstrahl alle Theile der Luft. Die Natur hat als solche die siebente Stelle in diesem System inne, und während oben eine directe Kraft der Seele die erste Materie zur zweiten machte, wirkt die Allseele nur vermöge der Natur auf die wandelbare Welt der vier Elemente, von denen eins in das andere übergeht. Die vier Elemente, arkān, στοιχεῖα, auch ummahāt (die Mütter), bilden somit die achte Stufe des Alls, die Welt des Entstehens und Vergehens.

Ihrer Vermischung verdanken die drei Producte Mineral, Pflanze und Thier ihre Entstehung, welche in ihrer ungemein grossen Vielheit und Verschiedenheit die neunte Stufe des Alls bilden als die kāʾināt, mukawwanāt oder muladāt, die seienden, geschaffenen, die geborenen.

Wir müssen rasch eilen, meine Herren! Aber denken Sie sich eine Urkraft, die von obenher das Weltall bewegt und allmählich so von einem Planeten dem andern zugeführt und von Sphäre zu Sphäre getragen endlich beim Mittelpunkt der Erde, das ist dem Mittelpunkt des Alls, anlangt. Hier, meine Herren, wären wir nun da, wo wir anzulangen hätten. Bis dahin die Emanatio, die Ausströmung; wir beginnen jetzt mit der Remanatio, Rückströmung.

Meine Herren! Bei der Rückströmung kommt zunächst die im Aristotelischen System fehlende Mineralogie in Betracht. Viele Steinarten sind nichts weiter als die Verbindung der Elemente Erde und Wasser; so Gyps, Salz und andere zerreibbare Stoffe,

Digitized by Google

getrocknet und verhärtet. Dann aber steigen die Gesteine auf zur Höhe des wirklichen Minerals, des edlen Metalles, dessen Richter das Feuer ist. Wir finden hier die alte Vorstellung, dass alle edlen Metalle aus Schwefel und Quecksilber entstanden seien. Nur Zufall ist es, wenn die Mischung beider Gold oder Silber, Blei oder Kupfer wird; je nachdem die Mischung und Hitze nicht gleichmässig war, ein Zufall die Masse traf, entstehen die niedrigeren Mineralien. Es ist für manchen, der gerade an gangbarer Münzsorte Mangel hat, recht fatal, dass er aus Blei kein Gold machen kann, besonders fatal muss das sein, wenn dies eigentlich nur ein kleines Versehen der Natur war; man suchte dies Versehen der Natur zu verbessern und daher entstand jenes Streben, welches das ganze Mittelalter beherrschte und alle Völker ergriff: die Goldmacherei (die Alchemie). Es haben selbst hochgekrönte Häupter öfter Mangel an gangbarer Münze gehabt und haben sich dann Alchemisten kommen lassen, die dem Mangel abhelfen sollten. — Die Edelsteine endlich sind nur die im Schooss der Berge condensirten Dünste, die zu Wasser geronnen dort verhärteten.

Die Vermittlung zwischen der todten Erde und der lebenden Creatur bildeten natürlich die Pflanzen. Auch hier sind die Spuren der Aristotelischen Philosophie unverkennbar. Es wird genau das Wachsthum der Pflanzen beobachtet; die im Samenkorn ruhende Kraft ist die δύναμις, arab. ḳuwwa, sie wird zur wirklichen Thatkraft, ἐνέργεια, arab. fi'l, und theilt sich in eine saugende, haltende, gährende, stossende, nährende, mehrende, formende Kraft, um so allmählich das todte Korn zur Frucht zu entwickeln. Es werden die verschiedenen Reihen der Pflanzen, solche die von selbst erspriessen, die gesäet oder gepflanzt werden, durchgegangen, um dann in der Palme, als der Vollendung aller Pflanzen, zu gipfeln.

An die Pflanzen schliesst sich das Thier, welches die Pflanzenkraft aufsaugt und durch die freie Bewegung, die ihm eigen, durch die vollen Sinne, die es hat, allmählich bis zum Menschen herangrenzt. Der wohlgebildete Mensch aber steigt, von Philosophen und Propheten wohl geschult, bis zur Stufe der Engel, welche sich Gott nahen.

Meine Herren! Diese Auffassung von der Rückströmung zum Urwesen ist bekannt, aber etwas neues möchte es sein, dass man zwischen diesen einzelnen Reichen der Natur verschiedene Mittelstufen hat. So gibt es zwischen der Pflanze und dem Minerale eine Pflanze, die das Ruinengrün heisst, also eine Flechte, ein Moos, welches auf dem Gestein des Morgens ergrünt, von dem Sonnenbrande des Mittags aber verbrannt wird. Da es entsteht und grünt, sei solches ein Gewächs, obwohl es eigentlich nur grünender Staub sei. Höher hinauf ist wiederum die Palme gleichsam der Mittelpunkt zwischen Thier und Pflanze, desshalb, weil man schon wusste, dass bei der Palme die männliche Blüthe von der weiblichen geschieden ist. Diese Bemerkung würde, wenn man sie hätte weiter verfolgen können, schon damals das Studium der Pflanzenphysiologie, das jetzt in unserem Zeitalter so viele Anhänger zählt, begründet haben. Zwischen Pflanze und Thier wird als Mittelstufe die Rohrschnecke genannt, ein Thierlein, welches noch festgewachsen im Rohrknoten mit dem Leibe hin- und hergeht, um den weichen Stoff, der sich ihm bietet, zur Nahrung einzusaugen. Das ist das niederste Thier, denn es hat nur einen Sinn, den Tastsinn. Während die Palme das Pflanzenthier heisst, ist diese Rohrschnecke eine Thierpflanze. Weiter hinauf ist als Vermittlung zwischen Thier und Mensch der Affe hingestellt. Sie sehen also, meine Herren, den Arabisten genirt selbst Voigts Affentheorie

Digitized by Google

nicht. Dann haben wir dort auf den oberen Stufen der Thiere den klugen Elephanten und vor allem ein Thier, in dem die Weisheit concentrirt sei, den Bienenweisel, weil er schon mit einer fast göttlichen Weisheit die Angelegenheiten seines Staates regelt.

So weit, meine Herren, der Makrokosmos, jetzt kommen wir zum Menschen, dem Mikrokosmos. Für seine Entwicklung wird nun nicht die Wiederholung von einzelnen religiösen Sentenzen, sondern ein redliches, ernstes Studium und ein sittliches Leben gefordert. Zunächst wird verlangt das Studium der Arithmetik und Mathematik, die στοιχεῖα des Euklid, dann das Studium der Logik erstens in der εἰσαγωγή des Porphyrius, dann in den Kategorien und Analytica priora und posteriora des Aristoteles; dann steigt er weiter zur Erkenntniss der Natur. In der Naturforschung sind zunächst die Schriften des Aristoteles, die φυσικὴ ἀκρόασις, περὶ οὐρανοῦ, περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς, sowie die μετεωρολογικά massgebend, woran sich dann auf der einen Seite die Astronomie des Ptolemaeus und in der Anthropologie Galen anschliesst. So ist z. B. die Vorstellung entwickelt, dass der Strahl, welcher von der Sonne durch das All dringt und unseren Augapfel trifft, die Farben der Gegenstände demselben mittheile und denselben, da er aus reinem Wasser bestehe, färbe, ebenso wie der Ton nichts weiter sei, als ein Stoss in die Luft, der eine Bewegung, ein Wogen (tamawwuǧ) hervorruft und so allmählich unser Ohr berührt.

In den Hauptdisciplinen der Wissenschaft herrscht somit Aristoteles vor. Doch um das All als ein harmonisches Ganze zusammenzufassen, dazu bediente man sich der neupythagoreischen Anschauungen.

Jene Vorstellung der Aus- und Rückströmung schien das Geheimniss zu bergen, um sowohl bis in das Tiefste der Tiefe hineinzublicken als auch die höchste Höhe zu erreichen, um das eigentliche Wesen, woher die ganze Entwicklung stammue, zu erfassen und so in Gott sich zu versenken.

So, meine Herren, haben Sie hier eine vollständig abgerundete Gesammtvorstellung, eine Entwicklung aus Gott zur Welt, und eine Rückströmung von der Welt zu Gott, eine Antwort auf alle Fragen: dass man erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält. Diese Lehren nun, meine Herren, wurden zu Basra in dem Geheimbunde zusammengestellt und dort im Stillen verbreitet, dann aber verfolgt und von ihren Anhängern nach Spanien, dem Hauptculturland des Mittelalters, getragen.

Die vormuhammedanische Bildung des Ostens war durch die von der Orthodoxie verfolgten und verfluchten Secten, besonders die Origenisten und Dyophysiten d. i. die Nestorianer begründet, die besonders seit dem Chalcedonense 451, selbst heimatslos, der Bildung eine Heimat unter den wilden Völkern der Wüsten und Steppen herzustellen suchten. Hier erfasste der Forschertrieb die edlen Gemüther, und wiederum tragen die durch die Orthodoxie des Islam verfolgten Ketzer die Bildung nach Spanien hinüber. Verfolgt, verflucht, blutend von den Speeren der Verfolger, bedroht von dem Schwert des Henkers, gebrochenen Herzens, doch muthigen Geistes finden sie in Spanien, wohin die selbst verfolgten Omajjaden geflohen waren, eine neue Heimatsstätte, um von da aus die Leuchte der Bildung dem bis dahin dunkeln Westen mitzutheilen.

So, meine Herren, gibt es neben dem gewöhnlichen uns bekannten und von der Orthodoxie vielfach eingedämmten Bildungsstrome von Rom herüber nach Deutschland

Digitized by Google

einen zweiten, der getragen ist von den kräftigen Geistern verfolgter Ketzer und immer wieder von der Idee belebt wird, dass die Freiheit des Denkens und die Humanität, die sittliche Würde die einzigen Grundlagen seien, worauf der Mensch sich entwickeln könne. Und in diesem Zeichen wollen auch wir leben! (Lebhafter Beifall).

Präsident Prof. Dr. Jülg: Eine Discussion wird sich wohl hieran nicht knüpfen. Ich erlaube mir im Namen der Versammlung beiden Herren Vorrednern unsern Dank auszusprechen.

Da noch Berichte über die Verhandlungen der Sectionen durch die Vorsitzenden derselben erstattet werden sollten, die Zeit aber bereits sehr weit vorgerückt war, so konnte von dem Vortrage des Hrn. Dr. Benicken aus Gütersloh: „Ueber das 12. und 13. Lied vom Zorn des Achilleus in Ilias N. Ξ. O." nur ein kurzer Theil gehört werden*). Durch eine in diesem vorkommende Aeusserung sah sich Herr Prof. Dr. Düntzer aus Köln zu den Worten veranlasst, er weise den Vorwurf, Lachmann geschmäht zu haben, mit Entrüstung zurück; wohl keiner ehre mehr als er Lachmanns Andenken. Herr Dr. Benicken erklärte hierauf, dass es ihm herzlich leid thue, wenn er durch Ausdrücke, die er jetzt oder in früheren Arbeiten gebraucht, jemanden gekränkt habe.

Präsident Prof. Dr. Jülg:

Wir kommen nun zu den Berichten über die Verhandlungen in den einzelnen Sectionen; ich ersuche die Herren Vorsitzenden oder die Secretäre derselben uns in Kürze ein Bild ihrer Thätigkeit zu entwerfen.

(Herr Gymn.-Dir. Dr. Weicker referirte hierauf über die pädagogische Section, Herr Prof. Dr. I. V. Zingerle über die deutsch-romanische, Herr Prof. Dr. Weiss über die orientalische, Herr Prof. Dr. Johannes Schmidt über die sprachvergleichende und Herr Dr. Julius über die archäologische. Doch bleiben diese mündlich gegebenen kurzen Berichte hier fort, weil später die eingehenderen Mittheilungen über die Thätigkeit der einzelnen Sectionen folgen).

Vicepräsident Gymn.-Dir. Biehl:

Hochansehnliche Versammlung! Die Tagesordnung ist erschöpft und mir ist die ehrenvolle Aufgabe geworden, einige Abschiedsworte an die hochverehrte Versammlung zu richten. Dahin sind die frohen Tage, die Tage rüstiger Arbeit und reinen, erhebenden Genusses. Solche Tage persönlichen Gedankenaustausches, solche Tage heissen Kampfes, geleitet jedoch von dem aufrichtigen Streben nach Wahrheit und Menschenbeglückung, solche Tage muss man selbst mitgemacht, selbst erlebt haben, um ein für allemal von der Wichtigkeit und dem Segen dieser Versammlungen überzeugt zu sein. Bedarf ja doch die menschliche Natur zuweilen einer solchen geistigen Aufregung, um in dem

*) Der Redner beabsichtigt den für die Mittheilung an die Versammlung bestimmt gewesenen Vortrag in seinem ganzen Umfang drucken zu lassen und den geehrten Mitgliedern der Versammlung zu übersenden.

Digitized by Google

Ringen nach Wahrheit und idealer Wirklichkeit nicht zu ermatten und die Flügel sinken zu lassen. Sie alle, dessen bin ich überzeugt, werden innerlich erbaut, aber auch zugleich mit den schönsten Vorsätzen für alle die noch zu verwirklichenden idealen Ziele der Menschheit in die Heimat zurückkehren. Und gerade diese innere Aufregung, dieser heilsame, nicht leicht verrauchende, weil auf solider Basis ruhende ἐνθουσιασμός ist es, welcher nach meinem Dafürhalten immer der Hauptgewinn solcher Versammlungen sein wird; denn Belehrung kann man auch anderwärts und vielleicht noch besser finden. Darum wäre es aber auch zu wünschen, dass solche Versammlungen immer recht zahlreich besucht würden. Und, meine Herren, gerade bei Gelegenheit dieser Versammlung belehrt möchte ich diesen Wunsch an dieser Stätte besonders betont haben. Wir können uns wohl mit der Hoffnung schmeicheln, dass die Versammlung in ihrem ganzen Verlaufe als eine nicht misslungene zu betrachten sei. Dass dies möglich war, verdanken wir zuvörderst Ihrer kräftigen Mitwirkung, Ihrer Nachsicht und Geduld; dann der hochherzigen Unterstützung des hohen Unterrichtsministeriums, der hohen k. k. Landesregierung, der rastlosen Thätigkeit der verschiedenen Comités und der kräftigen Mitwirkung der wackeren Bürger und Bewohner Innsbrucks. Sicherlich war manches anders zu erwarten; allein, meine Herren, seien Sie überzeugt, an dem guten Willen hat es uns nicht gefehlt, dem guten Willen, alle Bedingungen zu erfüllen, um ein schönes Gelingen der Versammlung herbeizuführen, dem guten Willen, Ihnen den Aufenthalt in Oesterreich und hier in Innsbruck so angenehm als möglich zu machen; diesen guten Willen haben wir alle gehabt, und, verzeihen Sie, meine Herren, hierin nehme ich auch das Präsidium nicht aus. Und nun leben Sie alle, alle ohne Ausnahme wohl. Den Vertretern der nichtdeutschen Stämme Oesterreichs wünschte ich, dass Sie die Ueberzeugung gewonnen haben, dass der deutsche Philologe und Schulmann, wie der Deutsche überhaupt, wohl eine Eigenart besitzt, dass aber diese Eigenart mit den Besonderheiten aller anderen Nationen sich verträgt. Das geistige Ringen des Deutschen geht nicht auf Vernichtung der Besonderheiten anderer, sondern auf gegenseitige Ergänzung und Vollendung. Doch Euch, Brüder aus dem deutschen Reiche, möchte ich wünschen, dass Ihr die gründliche Ueberzeugung gewonnen hättet, dass der deutsche Oesterreicher, wenn er auch treu und unerschütterlich fest an seinem lieben Oesterreich hält, doch von echt deutschem Geiste, echt deutschem Streben, echt deutscher Biederkeit, Lauterkeit und Treue beseelt ist und dass auch in unserem lieben Oesterreich deutsche Wissenschaft und deutsche Schule, oder vielmehr Wissenschaft und Schule in deutschem Sinne gepflegt und dass auf diesem Gebiete wacker fortgearbeitet wird. Allen aber ohne Ausnahme wünsche ich, dass Sie die Ueberzeugung mitnehmen, in dem lieben Tirol gibt es nicht nur schöne Berge, sondern auch gute, wackere Menschen. (Bravo!). Und so mögen Sie weiter ziehen, jeder in seine Heimat, und die Anregungen, die er hier bekommen, so weit es ihm möglich ist, in weitere Kreise verbreiten. Ich schliesse mit dem herzlichen Danke für den zahlreichen Besuch und mit einem kräftigen Hoch auf diese segenbringende Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. (Die Versammlung erhebt sich. Hoch! hoch! hoch!).

Hofrath Prof. Dr. Köchly:

Hochgeehrte Versammlung! Es ist mir die ebenso ehrenvolle als leichte Aufgabe geworden, in Abwesenheit des Mannes, der gewöhnlich dieses Amtes zu walten pflegt, das Schlusswort auszusprechen, das nach alter, guter Sitte aus der Mitte der Ver-

Digitized by Google

sammlung hervorzugehen pflegt. Was dessen Inhalt, ist niemand von uns verborgen. Ich weiss wohl, dass ich nicht nur im ausgesprochenen oder stillen Auftrage der hier anwesenden und allerdings einigermassen zusammengeschmolzenen Versammlung, sondern dass ich auch im Namen, dass ich im Sinne und Geiste aller derer spreche, welche diese schönen Tage mit uns hier verlebt und vor allem jene unvergessliche Fahrt durch die Berge und Thäler des Landes Tirol gestern mit uns gemacht haben. Es ist der Ausdruck des fenrigsten, herzlichsten, unvergänglichsten Dankes an alle diejenigen Männer, welche der 29. deutschen Philologen-Versammlung in Innsbruck und im Lande Tirol eine solche Stätte bereitet haben. Wo die Erlebnisse der jüngsten Tage so lebendig sprechen, ist es unnütz, viele Worte zu machen. — Wir haben in diesen Tagen Tirol kennen gelernt, dessen Haupt die poetische Weihe umgibt, überall wo die deutsche Zunge klingt, ohne irgend eine Schranke von Staat und Welttheil. Wir haben dieses Land kennen gelernt, dass es auch heute noch ist das Land jener drei höchsten Blüthen, die der Menschengeist treibt — der Frauenminne, der Männertreue, der Vaterlandsliebe. Jene Burgen, an denen wir vorüberfuhren, die grauen Häupter der Berge haben uns gestern, als wir in der Umgebung von Innsbruck herumgiengen, ins Gedächtniss gerufen alle jene unzähligen Erinnerungen, die sich an dieses Land knüpfen, von den räthselhaften Rasena des alten Rätiens bis herab auf die letzten blutigen Kämpfe gegen das wälsche Wesen. Aber wenn das also gewesen — es ist das Verdienst derer, die uns hier eine Stätte bereitet, die uns das Land eröffnet haben. Ist es doch immer der Mensch, der zuletzt die Natur dem Menschen nahe bringt. Hochgeehrte Versammlung! es ist unnöthig, das noch im einzelnen auszuführen. Gestatten Sie mir nur eine Besonderheit hervorzuheben, durch welche unser verehrtes Präsidium, wenn mein Gedächtniss mich nicht täuscht, das mühevollste gewesen ist, seitdem die Versammlungen der deutschen Philologen existiren: es hat doppelte Arbeit gehabt. Sie erinnern sich alle des Sprüchwortes: „bis dat, qui cito dat". Was sollen wir aber vom Verdienste dessen sagen, der unverdrossen, nachdem der erste Versuch vereitelt war, den Faden zum zweitenmale angeknüpft und in gleicher Weise zum schönen Bande der Einigung und Freundschaft festgeschlossen hat? Ich denke, es bedarf der Worte nicht weiter. Ich lade Sie ein, hochgeehrte Versammlung, sich zu erheben als Zeichen des Dankes für unser verehrliches Präsidium, für die hohen Behörden des Staates und Landes, für die Bürger und Einwohner der guten Stadt Innsbruck, für die Bewohner dieser Thäler, die uns gestern mit Sang und Klang, mit Fahnenschwung und Böllerknall begrüsst haben, um unseren Dank auszusprechen der langen Reihe von Männern, deren Verdienste im Stillen bleiben und die dennoch dem Präsidium treulich zur Seite standen, wir erheben uns alle, und rufen diesen Männern einen feurigen Dank zu und schliessen mit einem Hoch auf die Stadt Innsbruck und ihre uns unvergessliche Gastfreundschaft. Die Stadt Innsbruck und ihre Gastfreundschaft, sie lebe hoch! (Die Versammlung erhebt sich. Dreimaliges begeistertes Hoch!).

Präsident Prof. Dr. Jülg:

Die 29. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist geschlossen. Es lebe die dreissigste!

(Schluss der Sitzung nach 1 Uhr).

Digitized by Google

Verhandlungen der pädagogischen Section.

In der constituirenden Versammlung am 28. September begrüsste Gymn.-Dir. Biehl die zahlreich versammelten Schulmänner und schlug Herrn Rector Prof. Dr. Eckstein zum Obmanne der Sitzungen vor, welcher Vorschlag mit allgemeiner Zustimmung angenommen wurde. Nachdem derselbe seinen Dank ausgedrückt hatte für die ihm erwiesene Ehre, ernannte er zu Secretären die Herren Dir. Dr. Weicker aus Schleusingen und Prof. Dr. Schedle aus Bozen. Hierauf wurden für die erste Sitzung die Nachmittagsstunden von 4—6 desselben Tages festgesetzt und zur Verhandlung dieser Sitzung das Thema des Herrn Prof. Dr. Egger von Möllwald aus Wien: „Ueber das Bedürfniss zweckmässig eingerichteter pädagogischer Seminarien" und an zweiter Stelle das Thema des Herrn Prof. Dr. Malfertheiner aus Innsbruck: „Der Schulunterricht hat es dahin zu bringen, dass die Schüler in der Regel eines Hauslehrers nicht bedürfen" bestimmt.

Erste Sitzung. Montag den 28. September, Nachmittags 4 Uhr.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Meine Herren! Der Beschluss, den wir heute Morgens bei der Constituirung gefasst haben, lässt sich nicht ausführen, da Prof. Egger durch einen Krankheitsfall verhindert ist, in unserer Mitte zu erscheinen. Sie werden es gerecht finden, wenn wir das von ihm aufgestellte Thema am morgenden Tage behandeln, und da wir ferner beschlossen haben, eventuell auch den Antrag des Herrn Prof. Malfertheiner heute zur Besprechung zu bringen, so würde ich ihn bitten, denselben zu begründen, damit wir daran unsere Discussion anschliessen können.

Prof. Dr. Malfertheiner: Meine Herren! Ich bin überzeugt, dass ich mit der Behauptung, dem Schüler (ich habe zunächst den Gymnasialschüler im Auge) müsse neben dem öffentlichen Unterrichte für die Schulgegenstände noch ein Hauslehrer zur Seite stehen, um den nöthigen Unterrichtserfolg zu erzielen, verdientermassen wohl allgemeinen Widerspruch von Ihrer Seite erfahren würde. Und umgekehrt glaube ich, dass das, was die von mir zu vertretende These besagt: „Der Schulunterricht hat es dahin zu bringen, dass die Schüler in der Regel eines Hauslehrers nicht bedürfen", für einen Schulmann wohl selbstverständlich sein und somit eine Besprechung derselben ganz überflüssig erscheinen dürfte.

Wenn ich nun dessenungeachtet es wage, mit dem auf die Tagesordnung gesetzten Gegenstande vor der hochansehnlichen Versammlung aufzutreten, so bietet mir den Anlass hiezu die an manchen Gymnasien, namentlich in Oesterreich fast zur Mode gewordene Erscheinung, dass die den öffentlichen Unterricht geniessenden Schüler wenig-

Digitized by Google

stens in den unteren Classen noch einen Hauslehrer, hierlands schlechtweg Instructor genannt, für die Schulgegenstände zur Seite haben.

Wenn eine Lehranstalt den Schülern es auch nicht verwehren kann und darf, sich in den Schulgegenständen noch von einem Hauslehrer unterrichten zu lassen, so gehört es andrerseits doch zum Wesen der Schule, eine derartige Nachhilfe im allgemeinen überflüssig zu machen. „Ein Gymnasium, welches die Privatnachhilfe nicht unnöthig macht", sagt Nägelsbach, „verdient diesen Namen nicht".

Da ich mir nicht zur Aufgabe gestellt habe, die Frage, wie die Schule die Mitwirkung des Hauslehrers in der Regel unnöthig machen könne, von allen Gesichtspunkten aus ins Auge zu fassen, erlaube ich mir nur einige hier einschlagende Punkte hervorzuheben. Es sind dieses Momente, über die ohnehin schon jeder Schulmann im klaren sein muss. Ich werde Ihnen demnach, meine Herren, gar nichts neues sagen.

Die Schule hat nicht allein Unterricht zu ertheilen, sie soll auch erziehen. Mit der Stärkung des erziehenden Einflusses der Schule wächst auch die zum erfolgreichen Lernen unerlässliche Willenskraft der Schüler. Nur auf dieser Grundlage kann die Mitbeschäftigung der Schüler mit dem Gegenstande des Unterrichtes in der Schule gesichert und ihre häusliche Thätigkeit zu einer ungezwungenen Fortsetzung der geordneten Schulthätigkeit gemacht werden. Fleiss, Aufmerksamkeit und geordnete Thätigkeit der Schüler sind nun aber eine weit bessere Bürgschaft für einen erspriesslichen Unterricht als die erwähnte Privatnachhilfe. Die gute Schulerziehung kommt, wie gesagt, ganz besonders für den Unterrichtserfolg in Betracht.

Gleichwie bei der häuslichen Erziehung das Beispiel der Eltern den mächtigsten Einfluss übt, so kommt es bei der Schulerziehung vorzüglich auf die Person und das Muster des Lehrers an. Sind mehr als ein Lehrer in der Classe beschäftigt, so müssen sie harmonisch auf dieselbe einwirken. Gute Zucht muss das Centrum sein, in welchem alle Einwirkungen der Lehrer auf die Schüler wie die Strahlen in einem gemeinsamen Brennpunkte zusammenfliessen.

Sind die Lehrer von ihrem Berufe durchdrungen, so kann der gute Wille da gar viel. Man thut eine Sache gut, wenn man sie gern thut, und man thut sie gern, wenn man sie für wichtig hält. Etwaigen Missständen kann und soll der Einfluss und pädagogische Tact des Classen-Ordinarius vorbeugen.

Kehren wir nun wieder zu dem einzelnen Lehrer zurück und betrachten wir ihn beim Unterrichte selbst. Hier kommt einerseits die Individualität des Schülers in Betracht, andrerseits der Gegenstand, welchen sich der Schüler aneignen soll. Als vermittelnder Factor zwischen beiden steht der Lehrer.

Wie es für den Lehrer nothwendig ist, dass er den Lehrgegenstand vollkommen kenne und selbst ein Interesse daran habe, um den Unterricht mit Erfolg ertheilen zu können, so ist es zu diesem Zwecke für ihn auch nothwendig, dass er den Schüler kenne; denn der Unterricht hat sich dem Bedürfniss des Schülers anzuschliessen. Bleiben wir bei dem letzteren Punkte stehen, indem wir die wissenschaftliche Befähigung des Lehrers, seine unausgesetzte Fortbildung in den von ihm vertretenen Lehrobjecten und seine gewissenhafte Vorbereitung für jede Unterrichtsstunde voraussetzen.

Der Lehrer muss beim Unterrichte die Eigenthümlichkeiten und besonderen Be-

Digitized by Google

schaffenheiten des Schülers gehörig in Anschlag bringen; er muss sich in Liebe und Geduld zur Individualität der einzelnen herablassen, weil eben die Individuen von verschiedenen Seiten her empfänglich sind. Daraus erwächst dem Lehrer als schöne Frucht die Gegenliebe der Schüler. Es muss sich zwischen dem Lehrer und den Schülern so eine Art Familienverhältniss entwickeln, welches zur Folge hat, dass die Schüler gern in der Schule sind und der Lehrer sich nirgends glücklicher fühlt als im Kreise seiner Schüler. Die wohlthätige Einwirkung eines solchen Verhältnisses auf den Unterricht kann nicht ausbleiben.

„Schlösse sich der Unterricht dem Bedürfniss der einzelnen mehr an", sagt Ziller, „so würde man weit weniger über Trägheit, Geistesschwäche, Mangel an Fortschritten, Unaufmerksamkeit zu klagen haben". Ich führe diese Stelle desswegen an, weil die pädagogisch-didaktischen Fehler, die man gerade in dieser Beziehung begeht, eine häufige Veranlassung sind, dass sich die öffentlichen Schüler noch einem Hauslehrer in die Arme werfen.

Je mehr nun der Lehrer die Individualität der Schüler kennt und diese nach derselben behandelt, desto empfänglicher für den Unterricht macht er sie. Der Lehrer von Beruf wird jede Gelegenheit benützen, sich die diesbezügliche Kenntniss zu verschaffen. Diese Aufgabe ist aber um so schwerer, je mehr Lehrer in der Classe beschäftigt sind. Hier kommt es nun wieder auf die Wirksamkeit des Ordinarius an, der von Zeit zu Zeit mit seinen Collegen über die Classe im ganzen wie im einzelnen conferiren soll. Da man durch die Einführung von Classen-Ordinarien die möglichen Nachtheile des Fachlehrersystems in Bezug auf Disciplin und Unterricht hintangehalten wissen will, so ist es wohl sehr zu wünschen, dass die Wirksamkeit der Classenvorstände durch das ihnen in ihren Classen zugewiesene Stundenmass zu ihrer vollen Bedeutung und Geltung gelange, namentlich in den unteren Classen.

Aufgabe des Lehrers ist es endlich, den Schülern die Aneignung des Unterrichtsgegenstandes zu vermitteln. Dazu gehört vor allem eine zweckmässige Unterrichtsmethode. Hier kann und muss wieder der Berufseifer des Lehrers das meiste thun. Wie die Liebe erfinderisch ist, so wird ein berufseifriger Lehrer, getragen von der Liebe zu seinem Amte und zu der zu unterrichtenden Jugend, in didaktischer Beziehung Mittel und Wege finden, welche zum Ziele führen. Ein solcher Lehrer wird nicht nur die eigenen Erfahrungen zur Läuterung der Unterrichtsmethode gewissenhaft benützen, sondern sich auch angelegen sein lassen, von seinen Collegen in dieser Beziehung etwas zu lernen.

Verständigung und gegenseitige Besprechungen der Lehrer über die Methode in den einzelnen Fächern sind, wie Nägelsbach sich ausdrückt, das gesegnetste, wichtigste und unfehlbarste Förderungsmittel des Unterrichtes.

Einen gewissen Unterrichtstact kann sich jeder Lehrer aneignen; er braucht nur ernstlich zu wollen.

Der Geist der Zucht und der Tact des Lehrers müssen die Aufmerksamkeit der Schüler wach erhalten. Um der Gedankenlosigkeit oder Zerstreutheit vorzubeugen, in welche die Jugend bei einem bloss passiven Zuhören leicht hineingeräth, muss der Unterricht ein fortwährendes Arbeiten der Schüler ebensowohl als des Lehrers sein.

Wenn der Unterricht die Aneignung der Lehrobjecte durch die eigene Thätigkeit der Schüler bewirken muss, so ist darum die Arbeit für den Lehrer nur eine um so

Digitized by Google

schwierigere, die Verantwortung eine um so grössere. Der Lehrer darf keinen Schüler aus dem Auge lassen; er muss alle mitarbeiten machen.

Der Lehrer gehe keinen Schritt weiter, bevor er auf der jedesmaligen Stufe die nöthige Auffassung des Lehrstoffes, die verstandesmässige Grundlage des Wissens, Seitens der Schüler erzielt und den erfassten Stoff durchgeübt hat. Bei planmässigem Vorgehen und fortwährender Mitwirkung des Lehrers müssen die Schüler immer mehr Zutrauen zu ihrer eigenen Kraft gewinnen. Daraus entsteht die zum Lernen nöthige Erregung und Freudigkeit der Schüler, welche es der Schule möglich macht, ihren Einfluss auf die Thätigkeit der Schüler über die Zeit der Lehrstunden hinaus zu erstrecken. Die Schule muss nämlich auch Anforderungen an den häuslichen Fleiss der Schüler stellen. Der Schulunterricht hat aber dem Schüler die nöthige Anleitung hiezu zu geben, so dass dieser vollkommen im klaren ist, was und wie er zu Hause zu arbeiten habe. Es muss dem Schüler möglich sein, alles, was die Schule von ihm fordert, ohne weiteren Unterricht zu leisten. Es gehört dieses zum Wesen einer gesunden Schuleinrichtung.

Damit nun dieses erreicht werde, darf der Lehrer den wirklichen Standpunkt der Schüler nie ausser Acht lassen; er muss sich in die Lage derselben hineindenken. Sind mehr als ein Lehrer in der Classe beschäftigt, so muss jeder einzelne Lehrer die berechtigten Forderungen seiner Collegen in den verschiedenen Lehrgegenständen an die Classe berücksichtigen. Die in jedem einzelnen Fache geforderten Leistungen müssen im rechten Verhältnisse zum ganzen stehen, dass sie von den Schülern ohne Abbruch der nöthigen Ruhe und Erholung bewältiget werden können. Es denke ja kein Gymnasiallehrer daran, Gelehrte in seinem Fache heranbilden zu müssen. Die Schüler dürfen, wie gesagt, in keiner Weise überladen werden.

Es ist Aufgabe des Classen-Ordinarius, in dieser Beziehung die nöthige Uebereinstimmung seiner Collegen zu vermitteln. Will man bei dem Bestande des Fachlehrersystems die Klagen über Ueberbürdung der Schüler verstummen machen, so muss vor allem dem Ordinarius der gebührende Einfluss gesichert sein. Ich betone diesen Punkt ganz besonders, weil gerade die Nichtbeachtung desselben Missstände zur Folge hat, welche so manche Eltern veranlassen, ihren Söhnen für die Schulgegenstände noch einen Hauslehrer zur Seite zu geben.

Ich weiss gar wohl, meine Herren, dass es auch dem besten Unterrichte nicht gelingt, alle Schüler zum Lehrziele hinzuführen. Für Schüler, welche hinter den Anforderungen zurückbleiben, kann ausnahmsweise eine Privatnachhilfe am Platze sein, insofern das Zurückbleiben in dem störenden oder hemmenden Einwirken besonderer Verhältnisse seinen Grund hat. Hieher gehört z. B. ausser der längeren Krankheit eines Schülers der Fall, dass die Lehranstalt, wie es in Oesterreich aus Rücksicht auf die Verschiedenheit der Nationalitäten nicht selten vorkommt, einen Schüler aufgenommen hat ungeachtet der ihm mangelnden nöthigen Kenntniss der Unterrichtssprache, welche nicht zugleich seine Muttersprache ist, oder der Fall, dass ein Schüler im Laufe des Schuljahres von einem Gymnasium in ein anderes übergetreten ist und mit Rücksicht auf den Standpunkt der Classe, der er eben angehört, noch bedeutende Lücken in seinem Wissen zu ergänzen hat. (In beiden Fällen hat eigentlich die Lehranstalt gefehlt, insofern sie den Schüler aufgenommen oder in eine bestimmte Classe versetzt hat).

Befinden sich in der untersten Classe geistig unreife Schüler, deren Zahl übrigens

Digitized by Google

nie gross sein wird, wenn man bei der Aufnahme mit der nöthigen Strenge vorgeht, so ist es für dieselben wohl weit besser, den Cursus zu wiederholen als das Aufsteigen in den nächst höheren Cursus durch Privatnachhilfe erzwingen zu wollen.

Da ferner die Erfahrung zeigt, dass die minder entsprechenden Leistungen der Schüler der übrigen Classen hauptsächlich ihren Grund in dem Mangel an der für das jedesmalige Unterrichtsstadium erforderlichen Vorbildung haben, so ist eine gewisse Strenge bei der Versetzung in die nächst höhere Classe wohl nur sehr heilsam. Dieses gilt besonders für die unteren Classen und namentlich für die unterste Classe. Will man den Unterrichtserfolg in den oberen Classen sichern, so muss man hiefür in den unteren Classen ein festes Fundament legen und zwar auf dem Boden eines gesunden Schulunterrichtes. Dadurch entfällt zugleich das Bedürfniss der Privatnachhilfe.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Sie haben die Mittheilungen des Herrn Collegen gehört, die so reich an pädagogischen und didaktischen Anweisungen allgemeiner Art waren, dass der Kern der Frage eigentlich erst herausgewickelt werden muss. Die erste Frage ist: wer sind diese Instructoren? sind es Studirende der Hochschule oder Gymnasiasten?

Prof. Dr. Malfertheiner: Es sind alle Kategorien vertreten: Schüler derselben Classe, Schüler von höheren Classen, Studirende der Universität und solche, welche die Universität schon absolvirt haben.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Nun die weitere Frage: was verstehen Sie unter dem Namen „öffentliche Schüler"? Der Name ist uns im Norden weniger geläufig. Ich meine, es sind solche Schüler, welche eine öffentliche Anstalt besuchen im Gegensatze zu den Privatisten.

Prof. Dr. Malfertheiner: Oeffentliche Schüler sind diejenigen, welche den Unterricht an einer öffentlichen Lehranstalt geniessen, im Gegensatze zu solchen, welche nur eingeschrieben sind und sich der Prüfung unterziehen; letztere sind Privatisten.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ferner, worin unterrichten diese Instructoren? in allen Lehrgegenständen oder bloss in bestimmten, wo eine Nachhilfe nöthig ist?

Prof. Dr. Malfertheiner: Sie unterrichten bald in allen Lehrgegenständen, bald in einigen, bald nur in einem.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich habe diese Fragen gestellt im Interesse der norddeutschen Schulmänner, denen diese Verhältnisse nicht so recht geläufig sein dürften. — Es handelt sich nun darum, die Nothwendigkeit dieser Instructoren entschieden in Abrede zu stellen. Das ist die Quintessenz Ihres Vortrages. Nachdem wir uns nun die Verhältnisse klar gemacht haben, kann ich wohl die Discussion über den Gegenstand eröffnen und bitte diejenigen Herren, welche sich dafür oder dagegen äussern wollen, das Wort zu ergreifen.

Landesschulinspector Lang aus Wien: Hochverehrte Versammlung! Ich bin dem Herrn Vorredner sehr dankbar, und muss es vom Standpunkte des österreichischen Schulmannes aus sein, dass er gerade dieses Thema zur Verhandlung gebracht hat. In der That, wenn man die These liest, möchte man im ersten Augenblicke nicht begreifen, wie darüber eine Discussion möglich ist. Man müsste vom Standpunkte einer gesunden Pädagogik aus sagen: das ist ja ein Axiom, das versteht sich ja von selbst, und ich

Digitized by Google

habe heute solche Aeusserungen vernommen. Lassen Sie mich aber, geehrte Herren, der Wahrheit Zeugniss geben. Bei uns in Oesterreich versteht sich das leider nicht von selbst. Und doch sollte es sich von selbst verstehen; denn in jenem Statute, das heilig zu halten eines jeden Gymnasiallehrers Pflicht ist, in dem — leider heisst es noch immer so — Organisationsentwürfe für die österreichischen Gymnasien und Realschulen kommt eine Stelle vor, die noch viel energischer als die aus Nägelsbach citirte sagt: Wo eine Schule die Anforderungen an die Eltern stellt, dass den Schülern eine Nachhilfe beigegeben werde, da hat sie sich das Armuthszeugniss selbst geschrieben, dass sie ihre Schuldigkeit nicht gethan.

Allein, meine Herren, dennoch sieht es in der Praxis anders aus. Ich will nicht schön färben, ich will im Gegentheile gestehen, dass es — zunächst in Wien — bereits so weit gekommen ist, dass man den Schülern zwei Hauslehrer hält, den einen der philologischen, den andern der realistischen Richtung angehörend. Wo die Eltern das Geld erschwingen, thun sie dies dem Sohne zu Liebe. Das sind traurige Uebelstände; aber sie bestehen, und dass sie bestehen, das deducire ich einfach aus dem Missverständnisse dessen, was man erziehenden Unterricht nennt. Fort und fort, innerhalb und ausserhalb Oesterreichs lese ich von neuen Anträgen bezüglich unseres Lectionsplanes. Nirgends ruht, nirgends rastet man, nirgends gibt man sich mit dem Bestehenden zufrieden, weil man überall fühlt, wenigstens in Oesterreich, dass die Resultate, die wir erzielen, nicht zufriedenstellend sind. Immer verlangt man daher, der Lehrplan soll geändert werden. Allein damit wird nichts gewonnen. Es muss zuerst Wahrheit werden, dass in der Schule vom Lehrer und von den Schülern gemeinsam nicht bloss gelehrt, sondern gemeinsam gelernt, gemeinsam gearbeitet werde.

Wir stehen auf einem Höhepunkte der Zeit, wo die Gymnasien nun und nimmer sich beschränken können auf jene kleine Anzahl von Lehrgegenständen, wie das früher nach jenem Lehrplane der Fall war, nach dem ich im Gymnasium studirt habe. Die Machtstellung der Realien ist nicht wegzuläugnen, und wir Philologen haben allen Ernstes um unsere Stellung an den Gymnasien zu kämpfen. Dass aber unsere Schüler nicht mehr den gesteigerten Anforderungen allein entsprechen, dass wirklich das Bedürfniss einer solchen Nachhilfe fühlbar ist, das kommt in der That davon her, dass, wenn in der Schule nicht gemeinsam gearbeitet und gelernt wird, der arme Junge in den Paar Stunden, die ihm ausser den Schulstunden übrig bleiben, seine Aufgabe nicht bewältigen kann.

Wenn man also heute hier zu dem an und für sich gewiss correcten Beschlusse käme, die Nothwendigkeit der Hauslehrer absolut in Abrede zu stellen, würde man unserer Jugend einen schlechten Dienst erweisen. Ehe wir apodiktisch begehren können, dass die Hauslehrer beseitigt werden, müssen wir darnach streben, dass in der Schule alle Lehrer sich dahin einigen, von ihren Schülern nichts unerschwingliches zu verlangen.

Ich erlaube mir nur an eines zu erinnern, was uns zunächst angeht — die Behandlung der philologischen Fächer. Ich komme so oft in die Lage, dass ich sonst recht ehrenwerthe junge Lehrer, die tüchtig in ihrem Fache sind, wenn ich bei meinen Inspectionen zuhöre und mit allem einverstanden sein kann, den Schluss der Stunde damit machen höre, dass sie sagen: „für die nächste Stunde habt ihr euch auf die nächsten 2 oder 3 Capitel vorzubereiten". Das ist nicht das rechte. Ich berufe mich auf Schrader's Gymnasialpädagogik; auf das, was dort von der gemeinsamen Präparation gesprochen

Digitized by Google

wird. Ich meine, dass die längste Zeit hindurch, von den unteren Classen nicht zu reden, auch in den oberen, wenn man die Schüler in einen neu zu lesenden Autor einführt, jedes Capitel vorher mit ihnen besprochen werden muss, so dass in Wahrheit dem Schüler daheim nur eine leicht zu lösende Arbeit übrig bleibt.

Darum, glaube ich, müssten wir, ehe wir zum Beschlusse kommen, dass die Hauslehrer abzuschaffen sind, wenigstens über die erste hier angedeutete Frage eins geworden sein.

Ich habe aber zur Beleuchtung dieses Gegenstandes noch auf einen Punkt aufmerksam zu machen. Der geehrte Herr Vorredner hat erwähnt, die Schule habe durch eine gesunde Methode es dahin zu bringen, dass allmählich die Willenskraft zum Lernen in der Jugend erstarke, und das ist wahr. Denn Werth wird nur das haben, was der junge Mensch mit Lust und Liebe, nicht bloss dem Machtgebote des Lehrers folgend, sich aneignet. Aber die Gaben sind sehr verschieden vertheilt; die Willenskraft ist bei manchen Schülern auf ein Minimum reducirt, namentlich in grossen Städten und in gesegneten Familien. Da gibt es so viele distrahirende Einflüsse, dass zur Unterstützung der Willenskraft mitunter ein redlicher Führer recht wohl an seinem Platze sein dürfte.

Ich erlaube mir endlich, meine Herren, Sie noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen. Bei uns in Oesterreich kann — es ist nicht zu viel gesagt — ein Drittheil der jungen Männer, welche sich für das öffentliche Lehramt vorbereiten oder sonst auf der Hochschule studiren, nur dadurch existiren, dass sie sich durch Privatunterricht die Mittel schaffen. Wenn wir es nun dahin bringen wollten oder könnten, dass alle Hauslehrer auf einmal beseitigt werden, würden wir sehr viele junge Leute brodlos machen. Est modus in rebus. Lehrer soll der junge Mensch nur einen haben, das ist der Lehrer in der Schule. Da es aber in jedem Fache so viel zu üben gibt, was in der Schule erklärt und gelernt worden ist, da diese Uebung recht gut an der Hand eines älteren Studirenden geschehen kann, so möchte ich die Instructoren so ganz apodiktisch nicht abgeschafft sehen. Ich würde nur an alle öffentlichen Lehrer die bestimmte Forderung stellen: macht eure Arbeit mit den Schülern in der Schule selbst fertig und muthet ihnen nichts anderes zu, als was sie wirklich leisten können. Wenn aber hie und da einem Schüler, namentlich der unteren Classen, ein Pädagoge als Geleiter und als Zeuge seiner Privatthätigkeit beigegeben wird, wenn dem jungen Manne selbst dadurch seine Existenz gesichert wird, würde ich an ihn die Forderung stellen: pfusche dem Lehrer nicht ins Werk, wohl aber kannst du in dieser oder jener Weise mit dem Schüler Uebungen anstellen, die ihm in tausend Fällen zu gute kommen können. — Das wäre mein Standpunkt; ich weiss nicht, ob ich geirrt habe und ich werde mich freuen, wenn Sie meine Ansichten berichtigen.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Wünscht einer der Herren das Wort?

Dir. Dr. Imm. Schmidt (Falkenberg i. d. M.): Die Debatte macht den Eindruck, dass es überhaupt in der Pädagogik nicht möglich ist irgend einen bestimmten Punkt zu erörtern, ohne gleich auf Principienfragen zu kommen und alles mögliche mit hineinzuziehen, was überhaupt mit der Pädagogik zusammenhängt. Ich pflichte dem Herrn Präsidenten vollständig bei, dass wir Norddeutsche für diese Frage gar kein Verständniss haben. Es findet wirklich ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen unsern Anschauungen und denen der Süddeutschen Statt. Bei uns gibt es allerdings sehr viele

Digitized by Google

Eltern, die verlangen, dass alles, was dem Schüler in der Schule nicht beigebracht werden kann, auf künstliche Weise durch Nachhilfe producirt werde. Aber unsere Lehrer treten dem gewöhnlich sehr energisch entgegen. Wenn die Existenzmittel hier hereingezogen werden, so ist das, glaube ich, ein Gesichtspunkt, der der Sache ganz fremd ist (bravo!), der bei pädagogischen Fragen nie massgebend sein darf. Wenn ferner gesagt wurde, dass das immer zunehmende Eindringen der Realien, die neben den eigentlichen Gymnasialfächern sich stets einen grössern Raum erkämpfen, hiefür auch massgebend sei, so scheint mir dies sich durch ein einfaches Rechenexempel zu erledigen. Man fragt sich: wie viel kann ein Schüler täglich arbeiten und wie viel kann von ihm verlangt werden? und darnach muss der ganze Lehrplan modificirt werden; denn wir können unmögliches nicht verlangen, am wenigsten auf Kosten der Gesundheit. Zudem ist es anerkannt die Pflicht des Directors dafür zu sorgen, dass die jungen Lehrer wirklich unterrichten lernen und dass sie keine unbilligen Anforderungen an die Schüler stellen. Diese Gesichtspunkte, glaube ich, sind einfach praktische und für andere habe ich absolut kein Verständniss.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich möchte dazu nur gleich folgendes bemerken. Wenn der Herr Vorredner sagt, dass das Verständniss für diese Sache den Norddeutschen ganz und gar abgienge, so möchte ich das von meinem Standpunkte etwas in Abrede stellen; denn es gibt auch bei uns derartige Leute, die ihre Kinder nicht schnell genug vorwärts bringen können, die glauben, wenn sie einen Studirenden als Hauslehrer für zwei, drei Stunden zur Nachhilfe nehmen, so würde ihr Sohn rascher gefördert werden. Also eine Art von Verständniss haben wir auch, und wir haben auch dieselbe Sache, wenn auch vielleicht nicht in der Ausdehnung, weil bei uns nicht der Mechanismus des Examens so weit geht, als hier, wo sehr viel Werth auf den Ausfall des Examens gelegt wird. Nun aber gar den Director zu verpflichten, in dieser Beziehung für alle Dinge aufzukommen, das geht gewiss einem österreichischen Director über alle Begriffe, der durch eine Menge von Arbeiten in Anspruch genommen ist, von denen wir in Norddeutschland gar keinen Begriff haben, für die bei uns ein Secretär gehalten wird. In Oesterreich ist der Director mehr zu einer Schreibmaschine gemacht, es ist ihm des guten zu viel aufgebürdet worden. Also den Director auch noch dafür verantwortlich zu machen, dass jeder Hauslehrer überflüssig wird, ist durchaus nicht möglich. Ja, meine Herren, Sie haben ja die Erfahrungen eines Schulmannes gehört, der alle Gelegenheit hat, diese Verhältnisse allerorts kennen zu lernen. Sie haben vom verehrten Herrn Inspector Lang gehört, wie es aussieht. Darin stimme ich allerdings nicht mit ihm überein, dass Existenzverhältnisse zu berücksichtigen seien. Will Oesterreich seine Studirenden heranbilden, so möge es auch dafür sorgen, dass arme und talentvolle Menschen Unterstützung finden und nicht ihre schönste Kraft mit derartigen Arbeiten aufreiben und so die schöne Gelegenheit verlieren, in ihren eigenen Studien vorwärts zu kommen und tüchtig für ihren Beruf sich vorzubereiten; es mag auch dafür sorgen, dass nicht eine so grauenhafte Noth, wie sie von einer Stadt, wie Wien, durch österreichische Zeitungen selber, in Betreff der Studirenden verbreitet worden ist, in die Welt hinausposaunt werden könne. Wenn man zu hören bekommt, dass daselbst auch Hörer der Medicin und des Ius dazu benutzt werden, als Hauslehrer, als Instructoren zu dienen, so ist das eine so grauenhafte Verkennung der Aufgaben und Pflichten dieser jungen Leute, dass wir nicht mit genug Ernst und Nachdruck darauf hinweisen können, dass man diese ihren Studien überlasse

Digitized by Google

und für die anderen in anderer Weise sorge. Sie haben, meine Herren, hier eine Reihe trefflicher Vorschläge bezüglich unserer Frage vernommen: man solle nicht zu viel verlangen von den Schülern, sie nicht überbürden, die Arbeiten so einrichten, dass der Schüler zu jeder Zeit fertig werden kann. Es hätten nur dabei etwas mehr die unteren und oberen Classen geschieden werden sollen; es gibt Autoren, in die die Schüler nicht eingeführt zu werden brauchen, während die Kleinen eine Anleitung branchen, wie sie vorwärts kommen können und wie sie präpariren sollen — kurz eine Reihe von Vorschlägen ist vorgebracht worden, welche bei unserer Frage wesentlich in Betracht kommen.

Ich glaube, in dem Sinne können wir leichter zur Einigung über die Sache kommen, und wir dürfen eine so scharfe Scheidung zwischen Nord und Süd, wie sie College Schmidt im Sinne hat, nicht machen; denn derartige Verhältnisse haben wir auch.

Gymn.-Dir. Biehl: Ich möchte vor allem noch einen Punkt betonen, den mein Herr Vorredner eben berührt hat. Meine Herren! Es ist in der That ein grauenhafter Gedanke, den Unterhalt eines Menschen zu fristen, ihm sein Brot zu verschaffen, um den Preis der — geistigen Verkrüppelung eines andern. Wenn wir wirklich nur desshalb die Instructoren beibehalten wollen, um für das leibliche Wohl mancher Leute Sorge zu tragen, so sind wir nach meiner Ueberzeugung absolut keine Erzieher mehr. Meine Herren! Nach meinen Erfahrungen ist das Instructionswesen bei uns in Oesterreich so ziemlich allgemein. Wohl mag dasselbe seinen Ursprung in der früheren fehlerhaften Methode des Unterrichts haben, wo in der Schule eigentlich mehr examinirt als unterrichtet wurde, und daher die Schüler sich gleichsam genöthigt sahen, nach anderweitiger Unterstützung durch s. g. Instructoren sich umzusehen. Obgleich aber das österreichische Schulwesen schon seit einer Reihe von Jahren eine gründliche Aenderung und Besserung erfahren hat, und so kein Grund mehr zu besonderen Instructoren in dem Vorgange der Schule selbst liegt, so ist doch diese aus früherer Zeit stammende Unsitte geblieben und wird nach meiner Ueberzeugung dermalen durch einen geradezu verwerflichen Grund festgehalten. Das Halten von Instructoren ist nämlich jetzt bei uns Sache des guten Tones geworden. Ich kann Sie versichern, es gibt arme Eltern, ja Taglöhner, die ihre Kreuzer im Schweisse ihres Angesichtes verdienen müssen, allein das Söhnchen muss einen Instructor haben, obgleich es ohne denselben sogar ausgezeichnet lernen würde. Und warum? Alle haben Instructoren, und da darf man hinter den andern nicht zurückbleiben. Nicht also in dem jetzigen Schulwesen Oesterreichs als solchem liegt, wie ich schon bemerkte, der Grund dieser Unsitte. Ich kenne aus eigener Erfahrung sowohl Schulen Deutschlands wie Oesterreichs, und kann versichern, dass wir uns unserer Schulen in Oesterreich nicht zu schämen brauchen.

Ich gebe nun gerne zu, dass dem gediegenen Lehrkörper einer Anstalt, welcher allen Ernstes und mit vereinten Kräften auf die Beseitigung der erwähnten Unsitte hinwirkt, dieses, wenn auch nur allmählich, so ziemlich gelingen werde; allein diese Voraussetzung ist wohl nicht immer vorhanden, und wenn sie auch vorhanden ist, so muss es doch einer Anstalt sehr erwünscht sein, sich in diesem Bestreben durch die Autorität einer solchen Versammlung der gediegensten und als solche anerkannten Schulmänner unterstützt zu sehen. Und um diesen Zweck zu erreichen, fühlte sich, wenn ich nicht sehr irre, Herr Prof. Malfertheiner hauptsächlich bewogen, seine These aufzustellen.

Digitized by Google

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich kann bestätigen, dass ich eben ein besonderes Gewicht darauf lege, dass die hochansehnliche Versammlung ihr Votum in dieser Richtung abgebe.

Gymn.-Dir. Schiller: Meine Herren! Ich muss bekennen, dass ich die Ansicht des Herrn Director Biehl nicht ganz verstehen kann; ich bin Director einer Anstalt, wo ganz ähnliche Verhältnisse bestanden haben, als ich dahin kam, wenn auch vielleicht nicht in der Ausdehnung wie an österreichischen Anstalten. Den Grund dieser Erscheinungen kann ich mir sehr wohl denken; es sind dies die Nachwirkungen der früheren Einrichtungen, wie sie sich an den specifisch katholischen Gymnasien in Folge der namentlich von den Jesuiten eingeführten Dressurmethode erhalten haben. Diese sind überall in Süddeutschland an katholischen Gymnasien, ich glaube vielleicht auch an einzelnen Anstalten Norddeutschlands zu finden; sie sind kein specifisch österreichisches, sie sind ein allgemeines Uebel. Aber ich verstehe gar nicht, wie überhaupt ein Lehrercollegium, dazu namentlich in einer Stadt, die Universitätsstadt ist, irgend eine andere Autorität braucht. Wenn das Lehrercollegium in den Statuten die Bestimmung gibt: „Kein Schüler darf ohne Genehmigung des Directors Privatunterricht ertheilen und keiner ohne dieselbe sich Privatunterricht ertheilen lassen“ — so wird mit einem Schlage dieses Unwesen beseitigt sein. Der Director und das Lehrercollegium haben es vollständig in der Hand, dann Ausnahmen zu gestatten oder nicht; man wird hiebei immer auf den betreffenden Ordinarius oder Fachlehrer hören. Meine Herren! Ich glaube, wenn die Versammlung sich hundertmal dafür ausspricht und Lehrercollegium und Director nicht dafür sind, so wird die Sache nicht um eines Haares Breite vorwärts gerückt; und wo sie entschieden dafür sind, da braucht man eben die Autorität der Versammlung nicht. Uebrigens bin ich gerne bereit für meine Person meine Stimme dafür abzugeben, dass dies Unwesen in dieser Ausdehnung mit aller Macht beseitigt werden solle; aber ich glaube, meine Herren, Sie sollten vor allem die Hilfe bei sich selber suchen.

Gymn.-Dir. Biehl: Mir scheint, ich bin etwas missverstanden worden. Ich habe ja besonders betont und in den Vordergrund gestellt, dass die Anstalt als solche tüchtig sein und dass sie zunächst bei sich selbst Hilfe suchen muss. So weit aber, glaube ich, darf eine Anstalt nicht gehen, und dazu hat sie nicht das Recht, einem Schüler zu verbieten, Privatunterricht zu nehmen. Das wäre ein Eingriff in die Rechte der Familie. So kommt es mir wenigstens vor. Allerdings also muss die Anstalt sich selbst am meisten helfen, und die Hauptsache ist immer, dass der Unterricht richtig ertheilt wird, und dass der Lehrkörper einmüthig bestrebt ist, den genannten Unfug, wenn auch nicht dictatorisch, zu entfernen, allein nach meinen Erfahrungen genügt selbst das redlichste Bestreben des Lehrkörpers in dieser Beziehung nicht vollständig. Ich kann die geehrten Herren Collegen versichern, dass wir hier ehrlich und redlich bemüht sind, in dem lieben Innsbruck die Bedingungen zu erfüllen, die der Herr Vorredner an eine Anstalt in dieser Beziehung stellt; allein ich kann versichern, dass dieses Mittel wohl wirkt, aber nicht vollständig hinreicht, und daher muss ich von Herzen wünschen, dass die hochansehnliche Versammlung durch ihr sicherlich auf die allgemeine Meinung mächtig wirkendes Votum uns ihre Unterstützung leihen möge.

Gymn.-Dir. Schiller: Dass die Schule das Recht hat, den Privatunterricht zu verbieten, darüber kann gar kein Zweifel sein. Alle Eltern, die ihre Söhne der Schule

Digitized by Google

anvertrauen, schliessen gewissermassen einen rechtmässigen Vertrag mit der Anstalt ab und erkennen ihre Gesetze an; sie sind ja nicht genöthigt, ihre Kinder dahin zu schicken, wenn ihnen die Gesetze nicht gefallen; ausserdem ist es einfach Thatsache, ich bitte den Herrn Dir. Biehl, dass er unsere Schulordnungen ansieht; er wird sehen, dass diese Bestimmung in sehr vielen Schulordnungen Norddeutschlands und Badens sich findet; also dass das Recht hiezu bezweifelt werden könne, davon kann auch nicht entfernt die Rede sein.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Wünscht noch einer der Herren das Wort? — Es scheint nicht. Die Billigkeit verlangt es, dass der Herr Antragsteller noch das Wort zum Schlusse nehme. Nachher werden wir uns über die Form einigen, in welcher wir den Beschluss fassen wollen.

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich erlaube mir nur noch eine kurze Bemerkung. Im allgemeinen ist das Princip anerkannt worden, welches eben meine These hervorhob; insbesondere, um auf die Bemerkungen des Herrn Landesschulinspectors Lang zurückzukommen, muss ich erklären, dass derselbe gerade denselben Standpunkt einnimmt in Beziehung auf die Aufgabe der Gymnasiallehrer, wie ich. Er sagt uns, es fehle den Lehrern an den Cardinaltugenden des erziehenden Unterrichtes. Ich sage aber, in einer so weit vorgeschrittenen Zeit soll man im Stande sein Lehrer heranzubilden, welche dieses wichtigste unter den allerwichtigsten Momenten besitzen. Wenn es noch nicht so weit gekommen ist, bedaure ich die Gegenwart bei all ihrem Fortschritte.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Das ist eine Frage, die bei der morgigen Erörterung zur Entscheidung kommen wird.

Prof. Dr. Malfertheiner: Der Herr Landesschulinspector Lang scheint mich missverstanden zu haben. Er scheint geglaubt zu haben, dass meinem Antrage zufolge der Hausunterricht abgeschafft werden solle. Meine Herren! ich habe nicht gesagt, dass der Hausunterricht abzuschaffen sei; ich glaube, wir können den Eltern es nicht verwehren, ihren Kindern Privatunterricht angedeihen zu lassen. Ich sage, die Schule soll ihre Pflicht erfüllen, dann entfällt das Bedürfniss des Hausunterrichtes von selbst. Und dann wurde gesagt: Man muss wohl berücksichtigen, dass die Willenskraft der Schüler in der Gegenwart auf ein Minimum reducirt sei; hier solle der Hauslehrer nachhelfen. Ich glaube, es wird dadurch gerade das entgegengesetzte erzielt. Ich stelle mir vor, der Schüler müsse es als heilige Pflicht ansehen, das, was er leisten kann, zur rechten Zeit und am rechten Orte zu leisten. Das wann und wo darf nicht seinem Belieben anheimgestellt werden; er muss sich heranbilden zum Manne und das Pflichtgefühl muss frühzeitig in ihm rege werden. In dieser Beziehung ist die Mitwirkung des Hauslehrers nicht ohne Gefahr; mancher Schüler kommt allmählich dazu, sich bloss auf die Nachhilfe des Hauslehrers zu verlassen; es schwindet damit das Pflichtgefühl und damit lässt auch die Aufmerksamkeit nach, und aufmerken ist lernen. — Weiter erlauben Sie mir noch einige Nachtheile zu berühren und Sie darauf aufmerksam zu machen, dass zum gedeihlichen Unterrichte vor allem Einheit in der Methode erforderlich ist. Diese ist nun aber, wenn neben dem öffentlichen Unterrichte noch Hausunterricht besteht, sehr in Frage gestellt. Der Hauslehrer behandelt entweder denselben Gegenstand wiederholungsweise, oder er greift gar oft vor, wie die Erfahrung zeigt. Er muss einerseits den Gegenstand vollkommen innehaben, und andrerseits im Stande sein, den öffentlichen Lehrer so zu sagen

Digitized by Google

zu copiren, wenn er nicht Schaden stiften will — eine Voraussetzung, die selten zutrifft.

Man lernt eine Sache besser ohne allen Vorunterricht, als wenn ein solcher, aber in verkehrter Weise, ertheilt wurde. Weiter ist hervorzuheben, dass die Selbstthätigkeit und Selbständigkeit des Schülers, die zum Lernen nothwendig ist, gehemmt wird, wenn er immer am Gängelbande geführt wird. Er lernt nicht für sich selbst arbeiten. Ein anderer Uebelstand der häuslichen Nachhilfe ist folgender: es kommt häufig vor, dass ein übertriebener Ehrgeiz Schuld ist, dass man sich einen Hauslehrer nimmt; weil manche Eltern ihren Sohn auf eine Höhe hinaufschrauben wollen, für die er nicht die natürlichen Fähigkeiten besitzt, desswegen nehmen sie sich einen oder auch zwei Hauslehrer, wie der Herr Inspector Lang gesagt hat. Ich betrachte einen solchen Schüler als ein ungesundes Treibhausgewächs. Auch ist die Gefahr zu berücksichtigen, dass mancher Lehrer in die Versuchung kommen kann sich die Sache etwas bequem zu machen, wenn er weiss, dass mehrere oder gar alle Schüler noch Privatunterricht geniessen. Weiter möchte ich bemerken, dass der so nothwendige unmittelbare Verkehr zwischen Schule und Haus gerade durch die Instructoren gehemmt wird, indem dieselben die Vermittlung zwischen Haus und Schule besorgen. Das ist ein ungesundes Verhältniss; die Eltern sollen in unmittelbarem Verkehre mit der Schule stehen; die Schule wird den Eltern Auskunft geben, wenn es stockt, und diese werden sich veranlasst fühlen gehörig einzugreifen. Dieses sind im allgemeinen die Punkte, welche ich zur Unterstützung meiner These vorzubringen für nöthig erachtete.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Wir haben noch eine Reihe von Gründen vernommen, die uns über die Schädlichkeit der Sache aufklären. Ich möchte aber über die Fassung, welche vorgeschlagen worden ist, noch einige Bedenken äussern. „Der Schulunterricht hat es dahin zu bringen, dass die Schüler in der Regel eines Hauslehrers nicht bedürfen". Es gibt nichts abschwächenderes als den Zusatz „in der Regel", und ich würde durchaus dagegen sein. Und noch ein weiteres Bedenken. Wenn da steht, der Schulunterricht hat es dahin zu bringen —

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich habe ihn eben dem Privatunterrichte entgegengestellt.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Dann müssen Sie den Lehrer der Schule dem Hauslehrer gegenüberstellen, wenn Sie den richtigen Gegensatz haben wollen.

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich habe nichts gegen eine solche Fassung.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Dann aber meine ich auch, dass nicht allein der Schulunterricht es dahin zu bringen hat, sondern auch andere Einwirkungen von der Schule ausgehen müssen, von Seite des Lehrercollegiums nämlich, welches hier erwähnt werden müsste. Ich schlage daher folgende Fassung vor: „Das Lehrercollegium jeder Schule" — ich betone dieses, weil gerade hier gemeinsame Berathung und Wirksamkeit von grösster Wichtigkeit ist; ich rede nicht vom Abstractum der Schule: dahinter steckt alles oder auch gar nichts — „hat die Pflicht, für die Schüler die Aushilfe der Hauslehrer zu beseitigen". Ich habe somit den Ausdruck „beseitigen" vorgeschlagen.

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich erlaube mir zu bemerken, dass ich diesen letzteren Ausdruck nicht ganz für angezeigt erachte und mit demselben nicht einverstanden bin,

Digitized by Google

da eine Lehranstalt den Eltern solches nicht verbieten kann. Ich bleibe bei der Fassung stehen: „unnöthig zu machen“. —

Präs. Rector Dr. Eckstein: Diese Beseitigung steht der Schule zu; die Schule muss das Recht haben, auch Einwirkungen auszuüben, die sie für nothwendig erachtet. Wollen die Eltern nicht darauf eingehen, mögen sie ihre Kinder von der Schule wegnehmen. Darin hat College Schiller Recht, dass die Schule einen viel weiter gehenden Einfluss üben muss.

Prof. Dr. Malfertheiner: Dann erlaube ich mir den Zusatz zu machen: „durch das richtige Gebahren“. Dann bin ich mit der Fassung einverstanden, welche mir ohne diesen Zusatz zu dictatorisch klingt.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Das würde wieder für viele unverständlich und zweideutig sein. Das meine ist ein Vorschlag, der alles zu enthalten scheint, was aus Ihrer Mitte geltend gemacht worden ist. Ich habe hervorgehoben, dass das Lehrercollegium die Pflicht hat diese Beseitigung anzustreben. In dieser Beziehung, glaube ich, stimmen ja doch alle überein, dass wir die Beseitigung wollen.

Prof. Dr. Malfertheiner: Ich erlaube mir noch eine Bemerkung. Anstatt „Lehrercollegium“ würde ich beantragen „Schule“ zu sagen. Denn es kann Gymnasien geben, wo Classenlehrer sind, wo also einer alle Fächer hat. Wenn ich sage „Schule“, so sind alle Kategorien von Gymnasien vertreten; man versteht dann darunter sowohl Vorstand als Lehrer der Schule. „Die Schule“ hat es dahin zu bringen, dass die Schüler der Mitwirkung der Hauslehrer nicht bedürfen.

Landesschulinspector Lang: Die Sache hat grosse Schwierigkeit. Ich erlaube mir erstens zu erwidern, dass ich mit der Thesis des hochgeehrten Herrn Antragstellers vollkommen einverstanden bin, und wenn ich weiteres gesagt habe, bitte ich das nur als einen Excurs anzusehen, den Reminiscenzen an unsere heimischen Verhältnisse veranlasst haben. Auch mit der Fassung der Thesis, abgesehen jetzt von stilistischen Aenderungen, würde ich mich von meinem Standpunkte aus vollkommen zufrieden geben, wenn die Fassung so beliebte: „Die Schule“ oder „das Lehrercollegium“ — wie es besser ist — „hat die Pflicht dahin zu wirken, dass die Nothwendigkeit eines Hauslehrers entfällt“. Das, meine Herren, ist die rechte Forderung; wenn Sie aber apodiktisch aussprechen: „das Lehrercollegium hat die Pflicht dahin zu wirken, dass die Hauslehrer beseitigt werden“ — dagegen habe ich mich schon vorhin gewendet, — dann, meine Herren, sind Sie in Gefahr etwas zu dictiren, was mitunter auch hart und ungerecht sein kann. Einen Hauslehrer perhorrescire ich; aber in einem Regulator der häuslichen Thätigkeit der Schüler, der nebenbei auch seine Existenz sichert, ohne in seinem Berufsstreben gehindert zu sein — verzeihen Sie, das soll nicht den Ausschlag geben, aber human ist es darauf Rücksicht zu nehmen — in dem finde ich keine Gefahr. Ja, meine Herren, wenn alle Familienverhältnisse ideal correct wären, dann brüuchte ich mir auch keine solchen Regulatoren zu denken. Gestatten Sie mir aber, dass ich Ihnen sage: ich weiss aus eigener Erfahrung, dass mancher Schüler der unglücklichen Verhältnisse im Hause wegen — denn so weit reicht der erziehende Einfluss der Schule in grossen Städten nicht — verkommen wäre, wenn ihn nicht gewissenhafte Leiter auf den rechten Weg geführt hätten. Nur in diesem Sinne möchte ich nicht, dass apodiktisch verboten werde: es darf gar keine Instructoren geben. Denn ich halte an dem Grundsatze fest: ehe man gebietet oder

Digitized by Google

verbietet, muss man sich klar geworden sein, ob es auch durchzuführen ist. Wenn Sie das so aussprechen, so müssen alle, auch die redlichsten, Eltern die bravsten Führer, Leiter, Regulatoren, oder wie Sie sie nennen wollen, augenblicklich entlassen, und das ist einmal zu viel und kann auch recht hart sein. Ich würde also bitten, dass eine Einigung vielleicht dahin erzielt würde, dass der Sinn folgender ist: „Das Lehrercollegium hat die Pflicht dahin zu wirken, dass die Nothwendigkeit eines Hauslehrers entfällt". Das steht übrigens auch in unserem österreichischen Organisationsentwurfe.

Präsident Rector Dr. Eckstein sagt, er habe die Fassung schon entworfen, die wahrscheinlich auch die Zustimmung des Herrn Landesschulinspectors Lang finden werde.

Director Biehl muss gestehen, dass er einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Antrage des Herrn Landesschulinspectors Lang und dem Antrage des Antragstellers nicht erkenne. Wenn es heisse: die Schule hat es dahin zu bringen, oder die Schule hat die Pflicht dahin zu wirken, ferner: dass die Nothwendigkeit entfällt einen Hausunterricht zu haben, oder dass eine Nachhilfe zu Haus überflüssig wird, so besagen ja doch diese Ausdrücke wesentlich dasselbe.

Landesschulinspector Lang sagt, er habe sich dem Antragsteller angeschlossen und nur gegen die von dem Herrn Obmanne vorgeschlagene Form des Antrages Bedenken geäussert.

Director Biehl: Der Ausdruck: „in der Regel" kann nach meiner Auffassung nur bedeuten, dass die aufgestellte Forderung Grundsatz sein soll, welcher allerdings, wie fast jede praktische Forderung, seine Ausnahmen hat. Denn die Möglichkeit muss allerdings zugegeben werden, dass in einzelnen Fällen, wie z. B. wegen längerer Krankheit, eine häusliche Nachhilfe nöthig werden kann; nur sollen solche Fälle ausdrücklich als Ausnahmen gekennzeichnet werden, und daher halte ich den Ausdruck „in der Regel" zur Bezeichnung des Grundsatzes für die gewöhnlichen normalen Verhältnisse für ganz angemessen. — Gegen einen Punkt noch möchte ich mich entschieden verwahren, den Herr Inspector Lang vorgebracht hat: ich gebe zu, dass das Haus dasjenige, was die Schule gutes leistet, häufig vereitelt; wir alle wissen das. Allein dieser Unfug oder dieses Unglück würde sicherlich nicht beseitigt werden dadurch, dass man einen solchen Regulator stellte zwischen Schule und Haus. Nach meiner auf Erfahrung beruhenden Ueberzeugung besitzt eine tüchtige Schule in sich selbst die besten und wirksamsten Mittel, allen verderblichen Einflüssen von aussen, wenn auch langsam, so doch mit dem schliesslichen Erfolge entgegenzuwirken. Wie oft macht doch ein gewissenhafter Lehrer die freudige Erfahrung, dass Schüler, die verderblichen äussern Einflüssen ausgesetzt sind, ja zuweilen eine ganze ziemlich verkommene Classe im Verlaufe eines Jahres bei einem ernsten, tactvollen Vorgehen derart zu ihrem Vortheile sich ändern, dass man in ihnen kaum die früheren Schüler oder die frühere Classe wiedererkennen vermag. Aber gerade deshalb, weil erfahrungsgemäss der Schule allein, besonders bei einheitlicher Wirksamkeit, solche in der That bewunderungswerthen Leistungen möglich sind, ja eigentlich ihrem Wesen gemäss von ihr erreicht werden müssen, überlasse man ihr allein auch getrost die Aufgabe, etwaige verderbliche Einflüsse von aussen zu paralysiren. Wollte man aber noch einen oder mehrere Regulatoren zwischen Familie und Schule einschieben, so würde man Gefahr laufen, Kopf und Herz des Zöglings vollständig zu verwirren, da er zu vielen Autoritäten, die leider oft im grellsten Widerspruche mit einander sind, gegenübergestellt ist.

Digitized by Google

Präsident Dr. Eckstein muss Herrn Biehl sagen, dass er mit vielem Vergnügen seine warme Auseinandersetzung angehört habe, dass es aber leider ein Zurückgreifen gewesen sei in die bereits abgeschlossene Debatte; es handle sich jetzt um die Fassung, in welche das erörterte zu bringen sei.

Director Biehl bedauert sehr, dass er wegen einer Aeusserung des Herrn Inspectors Lang zurückzugreifen sich veranlasst fand.

Präs. Rector Dr. Eckstein erklärt, er lege kein besonderes Gewicht darauf, in welcher Fassung der Antrag angenommen werde, er glaube aber doch der Fassung, welche Herr Lang vorschlage: „Das Lehrercollegium der Schule hat dahin zu wirken“ statt „es dahin zu bringen“ den Vorzug geben zu müssen; letzteres sage bei weitem nicht das, was in „dahin zu wirken“ liege. Im folgenden sei die Differenz nicht so gross; er beantrage, damit auch das hineingelegt werde, was die Eltern dabei durch Eitelkeit und anderes fehlen: „dass für die Schüler Aushilfe durch Hauslehrer nicht mehr gesucht wird“; das wolle etwas mehr sagen als „nicht mehr bedürfen“ oder „nicht mehr nothwendig erscheint“.

Dir. Dr. Imm. Schmidt beantragt die Aufnahme des Zusatzes: „mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken“.

Der Präsident erklärt, dass sich dies von selbst verstehe.

Gymn.-Director Schiller: Es sei nicht gleich, ob man sage „dahin zu bringen“ oder „dahin zu wirken“; bei jenem habe man das Ziel schon erreicht, bei diesem noch nicht; also scheine, wenn man etwas anstrebe, gesagt werden zu müssen: „dahin zu wirken“.

Präsident Rector Dr. Eckstein: In diesem Sinne ist der Antrag nicht gemeint. Doch lassen Sie uns darüber nicht streiten. Ich glaube, Sie werden damit einverstanden sein, wenn ich den Antrag dahin fasse: „Das Lehrercollegium“ (dieses ist einzubeziehen, damit die Pflicht des Lehrkörpers mehr hervorgehoben wird) „hat dahin zu wirken, dass die Schüler der Aushilfe eines Hauslehrers nicht bedürfen“. Sind die Herren mit dieser Fassung einverstanden? (Zustimmung). Sind die Herren mit diesem Antrage einverstanden? (Ja).

Der Präsident Rector Dr. Eckstein erklärt die heutige Tagesordnung für erschöpft und macht, bevor die Versammlung sich entfernt, einige Mittheilungen: 1) über die aufliegende Einladung zur Subscription auf die gedruckten Verhandlungen der Versammlung, welche für diejenigen Herren, die während dieser Tage unterzeichnen, bei weitem billiger geliefert werden; 2) über „Statut und Studienordnung des Seminars für Lehrer an Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) an der k. ungar. Universität zu Budapest. (Mitgetheilt aus Veranlassung der 29. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner). Budapest 1874“, von dem eine ziemliche Anzahl zur Vertheilung zu bringen die Theilnehmer der Versammlung aus Ungarn so freundlich seien; 3) über die Mittheilung des Buchhändlers Fischer in Kassel, dass bei ihm die Akropolis, gezeichnet von Michaelis, erschienen sei; es liege ein Prospect in mehreren Exemplaren auf, worauf ein kleiner Grundriss dieses Bildes ganz deutlich gegeben sei. Als Tagesordnung für die Sitzung des folgenden Tages von 8 — 10 Uhr schlägt der Obmann vor: an erster Stelle die Verhandlung über den Antrag des Herrn Prof. Dr. Egger von Möllwald aus

Digitized by Google

Wien: „Ueber das Bedürfniss zweckmässig eingerichteter pädagogischer Seminarien"; nach Erschöpfung dieses Thema's, falls noch Zeit sein sollte, das Thema über die Stellung des griechischen Unterrichtes zum lateinischen von Herrn Prof. Rappold aus Klagenfurt. Mit dieser Tagesordnung ist die Versammlung einverstanden.

II. Sitzung der pädagogischen Section.

Dienstag den 29. September 1874. Anfang 8 Uhr Morgens.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Verehrte Herren! Lassen Sie uns die Arbeit beginnen, um rasch vorwärts zu kommen. Wir haben gestern beschlossen auf die heutige Tagesordnung die These zu setzen, welche von Herrn Prof. Egger aufgestellt wurde. Da derselbe zu meinem grossen Bedauern auch heute verhindert ist hier zu erscheinen, erlaube ich mir an seiner Stelle die etwa nöthigen Bemerkungen vorauszuschicken. Die These hat zum Gegenstande das Bedürfniss zweckmässig eingerichteter pädagogischer Seminarien. Ich setze dabei voraus, dass der Herr College dabei hauptsächlich an Seminarien gedacht hat, welche zur Bildung der Lehrer an höheren Schulen berufen sind. Da hat man in Oesterreich und Süddeutschland den Ausdruck 'Mittelschulen' und begreift darunter zweierlei: Gymnasien und Realschulen. Ich glaube, wir werden gut thun, wenn wir in diesem Kreise uns beschränken auf die Seminarien, welche zur Bildung der künftigen Gymnasiallehrer berufen sind.

Es wird nun am zweckmässigsten sein, wenn ich einen kurzen historischen Ueberblick gebe über die Entwicklung dieser Frage. Genau genommen könnte von besonderen Anstalten zur Bildung der Gymnasiallehrer erst die Rede sein seit der Zeit, wo es einen eigentlichen Gymnasiallehrerstand gegeben hat; der ist aber noch keine hundert Jahre alt. Denn seitdem Fr. A. Wolf mit allem Ernste darauf hinarbeitete, besondere Männer zu bilden, die den Unterricht in den höheren Schulen übernehmen, gibt es einen solchen Stand. Aber trotzdem hat man doch schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Bildung der Gymnasiallehrer ins Auge gefasst und an den Universitäten Anstalten dafür getroffen. Die Universität Halle war die erste; und der letzte brandenburgische Kurfürst und erste preussische König hatte bei Gründung der Universität ein Collegium oder Seminarium elegantioris humanitatis eingeführt, welchem unter der Leitung eines tüchtigen Mannes, der aus der Schule an die Universität gekommen war, des Christoph Cellarius, die Bildung von Lehrern zur Aufgabe gemacht wurde.

Er starb schon am Anfange des 18. Jahrhunderts und es trat an dessen Stelle die pietistische Richtung der Francke'schen Schule. Nach dem Muster der Universität Halle wurde die Universität Göttingen gegründet; und hier wirkte das philologische Seminar, welches sich hauptsächlich mit der Bildung der Lehrer befasste, zunächst unter der Leitung von Gessner und Heyne über ein halbes Jahrhundert ausserordentlich wohlthätig; von dort sind eine Menge ausgezeichneter Männer hervorgegangen. Von Göttingen kam Wolf nach Halle und hatte sein philologisches Seminar so eingerichtet,

Digitized by Google

dass in seiner Gegenwart praktischer Unterricht veranstaltet wurde. Ausserdem wurden in diesem Jahrhundert an vielen Orten derartige Institute errichtet.

In Oesterreich war es schon ein bedeutender Fortschritt, dass nach der gewaltigen Bewegung des Jahres 1848 allmählich philologische Seminarien an den Universitäten entstanden, welche die Bildung von Gymnasiallehrern ins Auge fassten und es scheint jetzt daselbst der Drang zu sein, die pädagogische Ausbildung der Lehrer mehr zu berücksichtigen. Das wird das Ziel sein, welches dem Herrn Antragsteller vorgeschwebt haben mag.

Ich meine, man solle vor allem festhalten, dass die Hauptsache für die pädagogische Vorbildung darin besteht, dass der künftige Gymnasiallehrer in seinem Fache recht tüchtig ist; gegenüber diesem gründlichen Wissen, scheint mir, muss die didaktische Kunst zunächst noch etwas zurückweichen, damit nicht zu sehr eine Routine herbeigeführt wird, wie wir sie auf den Seminarien für Volksschulen in der Regel finden. Durch Erzielung einer solchen Routine würden nach meiner Meinung unsere gelehrten Schulen nur deteriorirt und das frische geistige Leben, welches aus der Wissenschaft allein hervorgeht, müsste wesentlich beeinträchtigt werden. Nun aber ist in neuester Zeit, besonders durch die Pädagogik der Herbart'schen Schule, ein ausserordentliches Gewicht auf die pädagogische und didaktische Weisheit gelegt worden, und gegenüber der früheren naturalistischen Pädagogik hatte das eine gewisse Berechtigung.

Am zweckmässigsten werden wir uns nun über diese Frage, die zum Theile eine locale, aber doch auch eine allgemeine Bedeutung hat, verständigen, in der Weise, dass wir zuerst erörtern, ob die Errichtung derartiger Anstalten ein Bedürfniss ist. Ist das constatirt, wird es sich darum handeln zu bestimmen, in welcher Art die zweckmässigste Einrichtung getroffen wird.

Ich selbst habe seit mehr als 10 Jahren, Anfangs als Privatinstitut, ein derartiges Seminar unterhalten; nachher wurde die Vereinigung mit der Staatsanstalt gestattet; ich habe daher praktische Erfahrungen in diesen Dingen.

Wenn die Herren damit einverstanden sind, dass zuerst die Bedürfniss- und dann die Einrichtungsfrage erörtert werde, so eröffne ich über die erste Frage die Discussion. Ich glaube, dass hauptsächlich unsere Herren Collegen aus Oesterreich das Wort ergreifen werden, weil von hier aus die Frage angeregt wurde.

Christ. Kleinstauber, Conrector in Regensburg: Als ergänzendes Moment der Geschichte der Gymnasiallehrer erlaube ich mir die Mittheilung, dass in der Stadt Regensburg der evangelische Rath zu seinem Gymnasium im Jahre 1664 noch ein sogenanntes Auditorium gründete. Daselbst lehrten drei Lehrer, welche den Titel professores lectionum publicarum hatten. Die Vorträge waren theils theologische, theils philosophische, theils mathematische, theils philologische —

Präsident Rector Dr. Eckstein: Das hat mit der Frage nichts zu thun; solche professores waren in Deutschland an unzähligen Anstalten, die mit den späteren bairischen Lyceen Aehnlichkeit hatten.

Chr. Kleinstauber: Ich habe die Mittheilung dahin verstanden, als ob Professoren erst in späterer Zeit — .

Präsident Rector Dr. Eckstein: So heisst jeder, der Unterricht ertheilt im Schreiben, Zeichnen u. s. w. Ich bitte zur Sache zu sprechen. Wer begehrt das Wort?

Digitized by Google

Dir. Dr. Immanuel Schmidt (aus Falkenberg i. d. M.): Ich glaube, das ist nicht eine specifisch österreichische Frage, sondern eine Frage, die uns alle gleichmässig berührt; zweitens möchte ich auch den Hrn. Präsidenten bitten zu gestatten, dass wir uns nicht ganz beschränken auf die Bildung von Philologen; ich glaube, auch die Realschule hat ein Recht berücksichtigt zu werden. Wenn ich mir das Wort erbeten habe, so ist es geschehen, weil ich glaube gewisse Erfahrungen mitzubringen. Einmal habe ich längere Jahre mit den Lehrern meiner Anstalt ein förmliches Seminar gehalten, z. B. angelsächsische, altfranzösische, Shakespeare-Interpretations-Uebungen geleitet u. dgl. Zweitens weiss ich ein Lied zu singen von den Schwierigkeiten, die ein Leiter einer Anstalt hat, wenn er es mit jungen Leuten zu thun hat. Ich bin längere Zeit vorzugsweise auf jüngere Lehrer angewiesen gewesen, bis es mir zuletzt gelungen ist, dass meine Berichte berücksichtigt wurden; längere Zeit habe ich nur dadurch Lehrer bekommen können, dass ich sie zu überzeugen wusste, dass sie Gelegenheit haben, sich in modernen Sprachen zu bilden; sonst hätte ich die Bude schliessen können.

Gestatten Sie mir ein Beispiel anzuführen, mit was für Subjecten man zu thun hat, die sich Philologen nennen. Ich hatte einen Philologen engagirt, und da ich sehr wenig Zeit hatte, übertrug ich ihm die Homerlectüre. Da entdeckte ich eines Tages, dass er ὠμοθέτησαν übersetzt hatte: „sie legten sich auf die Schulter“. Ein anderer übersetzte, ohne den Druckfehler zu bemerken, deus elephanti ebur dicitur: „der Gott des Elephanten wird Elfenbein genannt“. Ich habe diese Erfahrungen im Jahre 1866 gemacht, wo es so schwer war Lehrer zu bekommen; der Grund, dass ich so schlechte Subjecte hatte, war einfach der, dass sie auf der Universität verbummelt waren. Aber ich glaube, es liegt noch tiefer. Warum wird geklagt, dass die jungen Leute auf der Universität verbummeln? Ich glaube, wir können uns der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass im allgemeinen und relativ die Prima des Gymnasiums mehr leistet, als die Universitätsvorlesungen. Es liegt das an der ganzen Einrichtung unserer Universitäten, die zu ideal sind. Wir sind einmal eine ideale Nation, der Idealismus liegt uns in allen Gliedern. Aber das idealste, was wir producirt haben, ist das Professorenthum. Der Professor nimmt im allgemeinen wenig Rücksicht auf das praktische Bedürfniss seiner Schüler; der Philologe speciell sucht Universitätsprofessoren zu erziehen und nicht praktische Schulmänner. Ich glaube, auch Herr Dr. Eckstein ist von dieser Anschauung nicht frei, weil er gerade hervorgehoben hat, dass es vor allen Dingen nöthig sei im eigenen Fache sich ein gründliches Wissen anzueignen, weil er die pädagogische Ausbildung als eine blosse Routine bezeichnet hat —

Präsident Rector Dr. Eckstein: Das ist freilich ein Missverständniss.

Dir. Dr. Schmidt: Ich bin jeder Berichtigung zugänglich. Das Bedürfniss der Seminarien wird allgemein gefühlt. Es wurden die Seminarien für Volksschullehrer angeführt, die ich nicht für eine vollkommene Einrichtung halte; aber das lässt sich nicht verkennen, dass wir wenigstens tüchtige Routiniers bekommen, die den Gymnasien und Realschulen leider noch immer fehlen. Der junge Lehrer hat weiter nichts als seine Tradition von der Schule her; jeder von uns hat sein Lehrgeld geben müssen; um das aber in Zukunft möglichst zu ersparen, brauchen wir Seminarien.

Director Dr. Weicker (Schriftführer): Ich erlaube mir den Antrag zu stellen, dass jeder Redner nur 5 Minuten sprechen darf.

Digitized by Google

Präs. Rector Dr. Eckstein: Das wird wünschenswerth sein; dann dürfen aber die Herren nicht vom Gegenstande abschweifen. Auch der letzte Vortrag wich von der Sache ab, zunächst durch ein Missverständniss, als ob ich gesagt hätte, die pädagogische Ausbildung sei nur eine Routine. Ich will keine tüchtigen Routiniers, ich will tüchtige, wissenschaftlich gebildete Leute haben und betrachte das mit vollem Rechte als die Hauptsache. Dass ich auch einer pädagogischen Bildung nicht entgegen bin, das wird meine Thätigkeit auf der Universität zeigen, wo ich seit 10 Jahren ein pädagogisches Seminar leite. Wenn der Herr Vorredner uns Fehler anführt, welche die jungen Leute gemacht haben, so liegt der Grund eben darin, dass sie nichts gelernt haben. Der Vorredner hat ferner gesagt, die Universitäten gehen aufs Ideale. Dagegen behaupte ich, die philologischen Professoren sind berufen, tüchtige Philologen zu bilden; das andere ist Sache der Seminarbildung. Da wollen wir keine Routine erzielen, sondern eine Anleitung geben, wie man unterrichtet. Und wenn der Herr Vorredner gesagt hat, die jungen Lehrer richten gar üble Dinge an, so appellire ich an meinen Freund und Collegen Weicker, der mir Recht geben wird: an Anstalten, wo ich früher gewesen, waren immer junge Lehrer in grosser Zahl, und wenn sie auch hie und da einen pädagogischen Fehler gemacht haben, so machte die Begeisterung für ihren Beruf alles gut.

Prof. Dr. M. Kleinmann (aus Budapest): Geehrte Versammlung! Gestatten Sie mir, dass ich als Ungar auch zur Sache spreche. Freilich wundere ich mich, dass man die Frage getrennt und die Bedürfnissfrage zuerst gestellt hat. Meine Ueberzeugung ist, dass hierüber einstimmig gesagt werden könnte: es ist ein Bedürfniss. Man braucht nicht in die Schule zu gehen, man braucht nicht selbst eigene Erfahrungen anzuführen, man braucht nur die Stimmen, die überall, nicht in Deutschland, nicht in Oesterreich, nicht in Ungarn allein, man könnte sagen, in ganz Europa sich über die pädagogische Bildung der Lehrer ausgesprochen, zu wägen, nicht zu zählen. Gerade in diesem Jahre hat in England eine eminent grosse Bewegung von Seiten der Lehrer der Hochschulen begonnen, gerade in Bezug auf die pädagogische Bildung der Lehrer. Man hat sich dort an die Regierung gewendet, da die Sorge für die pädagogische Bildung Pflicht des Staates ist. Vor einem Monate erschien in einem bedeutenden englischen Blatte ein Artikel, worin gesagt wird: Es ist wahrlich, wenn man Juristen und Mediciner heranzieht und sie mit allem versieht, um tüchtige Aerzte und Richter zu bilden, dagegen das heiligste Geschäft so vernachlässigt und für die pädagogische Bildung nicht in gehöriger Weise Sorge trägt — ein Scandal.

Ich freue mich, dass Herr Rector Eckstein gesagt hat: Vor allem verlangen wir ein tüchtiges Wissen. Aber zu diesem Wissen gehört nicht nur ein Wissen in philologicis, sondern auch in paedagogicis. Damit ist es nun sehr schlecht bestellt. Wir haben zwar philologische Seminarien für philologisches Wissen, wir haben naturwissenschaftliche Seminarien, auch historische; und Herr Prof. Egger hat in der Schrift, die er vertheilt hat, für die pädagogische Bildung der Lehrer sich ausgesprochen und von diesem Standpunkte aus die Frage angeregt. Es handelt sich darum, der Pädagogik an der Universität ihre Stelle zu erringen, während sie gegenwärtig nur vielfach ein Anhängsel ist und für sie nicht in gehöriger Weise gesorgt ist.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich erlaube mir das sofort factisch zu berichtigen. An den deutschen Universitäten ist nicht nur überall ein Professor der Pädagogik,

Digitized by Google

sondern an manchen sind drei oder vier. In Leipzig sind wenigstens vier, die pädagogische Vorlesungen halten, in Halle, Breslau ist überall gesorgt. Da thun Sie uns Unrecht; anderswo mögen sie vielleicht nicht sein; aber so allgemein darf man das nicht sagen; die Regierungen haben dafür im letzten Jahrzehnte ausserordentlich viel Sorge getragen.

Prof. Dr. Kleinmann: Meine Herren! Es hängt die Bedürfnissfrage damit zusammen, wie gesorgt werden kann, und ob in rechter Weise gesorgt ist. Aber nach meiner ganz unmassgeblichen Ueberzeugung scheint für pädagogische Ausbildung nicht in richtiger Weise gesorgt zu sein. Es handelt sich nicht darum allein, meine Herren, dass der Gymnasiallehrer pädagogische Bildung bekomme, es ist gegenwärtig das Schulwesen mitten ins Staatsleben hineingetreten, es gehört ebenso, wie die Gesundheitspflege, wie die Sorge für die Justiz zu den grossen Sorgen, deren sich der Staat gegenwärtig bewusst geworden ist, während er dieses im vorigen Jahrhundert eigentlich gar nicht kannte. Es handelt sich darum, fürs ganze, grosse Schulwesen, auch für die unteren Schichten des Schulwesens, für den Unterricht in der Volksschule derart zu sorgen, dass die Pädagogik selbst, nämlich die pädagogische Wissenschaft, so an der Universität vertreten sei, dass diejenigen, die sich mit der Leitung der Schule, mit dem Unterrichte an Volksschullehrer-Seminarien beschäftigen, an der Universität Gelegenheit haben sich selbst heranzubilden. Es handelt sich darum, dass, wie an der Universität gesorgt ist, dass die Gesundheitspflege und die Justiz ihre rechte Vertretung haben, so auch das Schulwesen eine angemessene Vertretung finde. Ich glaube, es wäre für die philosophische Facultät gar kein zu verwerfendes Ideal, wenn sie es zum Ziele ihres Strebens machen würde, an der Spitze des Bildungswesens des ganzen Staates zu stehen, und ihre Collegien so einzurichten und für diejenigen Veranstaltungen Sorge zu tragen, welche am meisten geeignet sind, das Bildungswesen zu befördern. Die philosophische Facultät müsste sich zum Bewusstsein erschwingen, dass gegenwärtig wohl durch einzelne Männer der Facultät für das Bildungswesen des Staates gesorgt wird, nicht aber die Facultät als solche darin ihre Aufgabe erblickt. Während die Professoren der medicinischen Facultäten, auch die der juristischen ihrer Gesammtaufgabe sich bewusst sind, sind die Professoren der philosophischen Facultäten von ihrer Aufgabe noch nicht überzeugt. Das wollte ich nur vorbringen zur Frage, ob die pädagogischen Seminarien ein Bedürfniss sind; wie sie einzurichten seien, das ist wieder eine andere Frage.

Gymn.-Dir. Biehl: Ich erlaube mir nur einige Worte zur formellen Fassung der Frage. Mir kommt vor, als wäre die Frage zu weit ausgedehnt und so der ursprüngliche Sinn verfehlt worden. Es handelt sich nach meiner Ansicht nicht darum, ob pädagogische und didaktische Bildung überhaupt nothwendig sei, ob pädagogische und didaktische Vorträge auf Universitäten stattfinden sollen. Denn wir werden wohl nicht an der Richtigkeit des Satzes zweifeln, dass in der That derjenige, welcher erziehen soll, wenn das Erziehen Kunst und nicht bloss Natur ist, sich jedenfalls um die Regeln dieser Kunst umsehauen und sich dieselben einprägen muss. Es ist ein eigenthümliches Streben des Menschen, dass er über alles das, was er thut, sich Rechenschaft zu geben vermöge, dass er bis in die tiefsten Gründe seines Thuns einzudringen sucht. Zunächst ist also, meine ich, die Frage nicht die, ob in pädagogisch-didaktischer Beziehung eine theoretische Bildung nothwendig sei, sondern die Meinung des Antragstellers ist ganz bestimmt die

Digitized by Google

(die Herren werden damit einverstanden sein), dass pädagogische und didaktische Vorträge auf der Universität nicht genügen, um wirklich pädagogisch-didaktisch zu bilden, sondern dass zu diesem Zwecke Seminarien errichtet werden müssen.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Der Herr Vorredner hat vollkommen Recht. Ich habe die Frage selbst vollkommen in diesem Sinne aufgefasst und glaube auch im Sinne des Antragstellers gehandelt zu haben, der den pädagogischen Seminarien die Aufgabe stellt, auch in Bezug auf die didaktische Bildung den künftigen Lehrern Anleitung zu geben.

Landesschulinspector Lang: Ich kann nur bedauern, dass der Herr Antragsteller selbst nicht in der Lage ist, seine Anschauungen hier auseinander zu setzen. Ich glaube aber, ohne dass ich mit ihm Rücksprache gepflogen habe, doch so ziemlich das zu treffen, was er mit seinem Antrag erreicht wissen will. Wir in Oesterreich, meine Herren! — ich muss doch auf das wieder zurückkommen — besitzen in dem schon gestern genannten Organisationsentwurf auch zugleich ein ausserordentlich werthvolles Elaborat einer Reihe von Instructionen, die den jungen Lehramtscandidaten, der seine gründlichen Studien für sein Fach an der Universität zu machen hat, wenn er sie nebenher auch studirte, in der That schon zunächst einmal theoretisch für die Kunst der Verwerthung des Wissens vorbereiten könnten. Denn das ist über jeden Zweifel hinausgehoben, das erste und wichtigste ist, dass der Mann in seinem Fache, in seinem Lehrstoffe selbst tüchtig ist; zweitens aber ist auch die Kunst der Verwerthung des Wissens nicht eine blosse Routine, die wir perhorresciren, sondern eine ebenso unentbehrliche Kunst. Nun hat man bei uns bisher gemeint, das wird sich so aneignen lassen, dass der Candidat den Organisationsentwurf und seine Instructionen studirt, und nachdem er durch die Probelection, die jeder Candidat vor seiner Einführung ins Lehramt zu halten hat, seine Befähigung constatirt hat, ins Probejahr eintritt. Auf dieses Probejahr ist ein grosses Gewicht gelegt nach dem Buchstaben des Gesetzes. Da sollte der Candidat an der Hand älterer Collegen und insbesondere des Directors der Lehranstalt sich praktisch diese Kunst der Verwerthung des Wissens aneignen und der entsprechende Erfolg des Probejahres sollte mit eine Bedingung der definitiven Anstellung als Lehrer sein. Nun muss ich gestehen, dass wir da in Oesterreich ganz eigenthümliche Verhältnisse und namentlich für ein hochwichtiges Fach, für das philologische Lehrfach, haben. Es herrscht ein recht arger Mangel an Lehrkräften, der dazu zwingt, dass man factisch noch ganz unfertige, ja selbst mit ihren Prüfungen unfertige Lehramtscandidaten in die Schule schicken und ihnen dort eine Anzahl von Lehrstunden aufbürden muss, die sie geradezu als gleichgestellt mit den übrigen Lehrern erscheinen lassen und von dieser Lenkung und Leitung von Seite älterer Collegen und des Directors der Lehranstalt in wenigen Fällen die Rede sein kann. Es hat sich denn auch vielfach bei uns der Uebelstand fühlbar gemacht, dass unseren, in ihrem Wissen sehr schätzenswerthen, jungen Lehrern die Kunst der Verwerthung ihres Wissens fehlt; und darum ist im Kreise von Schulmännern, die mit mir gleich gesinnt sind — und ich glaube, dass auch Hr. Prof. Egger dazu gehört — schon sehr oft der Wunsch ausgesprochen worden, es möge doch dafür Sorge getragen werden, dass an der Universität und zwar etwa während des dritten Jahres des Trienniums auch geradezu erstens einmal Vorträge über Pädagogik und Didaktik — etwa im Stile der auch gestern von mir genannten Gymnasialpädagogik von Schrader — gehalten werden. Es wird damit zunächst

Digitized by Google

vom theoretischen Standpunkt das gewonnen, dass unsere jungen Lehramtscandidaten doch wenigstens, was jetzt nicht der Fall ist, bekannt mit jenen Cardinalpunkten der Didaktik und Pädagogik, wie sie wohl auch die Instructionen zum Organisationsentwurf enthalten, ins Lehramt eintreten. Es ist weiter der Wunsch ausgesprochen worden, dass zweitens mit diesen Vorträgen auch praktische Uebungen verbunden werden. Erlauben Sie mir, meine Herren, wir haben an den Mittelschulen dem Alter und der Vorbildung nach ganz dasselbe Schülermaterial, wie an der Volksschule; bei uns in Oesterreich ist das Kind vom 8. bis zum 14. Lebensjahre schulpflichtig. In das Gymnasium oder in die Realschule tritt es nach vollendetem neunten Lebensjahre. Sie haben da also dasselbe Materiale. Muss nun da nicht auch dieselbe Gewandtheit vom Gymnasiallehrer verlangt werden, die man vom Lehrer der Volksschule begehrt? Ich meine aber, die Uebungen in den Volksschullehrer-Seminarien sind nicht danach angethan, blosse Routiniers zu erzeugen, sondern Meister in der Kunst des Lehrens heranzubilden. Und das wünsche ich und die mir Gleichgesinnten auch für die Mittelschulen. Ueber das wie wird ohnedies erst im zweiten Theile der Frage gesprochen werden. — Ich behalte mir vor, nachher mir das Wort zu erbitten.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich erlaube mir nur den Herrn Landesschulinspector darauf aufmerksam zu machen, dass das, was er wünscht, bei uns factisch bereits besteht. Ich lese Pädagogik in einem Jahrescurse und halte jede Woche praktische Uebungen in zwei Stunden, und das ist nicht bloss in Leipzig, sondern auch an andern norddeutschen Universitäten in derselben Weise.

Prof. Hintner (Wien): Ich erlaube mir nur den früheren Rednern gegenüber zu bemerken, dass ich von der absoluten Nothwendigkeit der pädagogischen Seminarien nicht überzeugt bin, vorausgesetzt, dass für unsere österreichischen Gymnasien die Bestimmungen des Organisationsentwurfes genau eingehalten werden; und ich bemerke noch weiter, dass die zweite Frage so eng mit der ersten zusammenhängt, dass sie kaum getrennt werden kann; denn davon hängt eben alles ab, wie sie eingerichtet sind. Wenn sie verkehrt sind, so muss man nur bedauern, wenn sie errichtet werden.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Begehrt niemand mehr das Wort über den ersten Theil? Ich glaube, es ist keine Stimme laut geworden. Denn die letzte Stimme ist keine negative, sondern eine zustimmende unter der Voraussetzung einer verständigen Einrichtung. Nun das setzt man ja überall voraus. Ich glaube, es braucht keine Abstimmung über das Bedürfniss. Es ist wohl niemand in diesem Kreise, der nicht die Nothwendigkeit solcher pädagogischen Seminarien anerkennt. Wenn dem so ist, so können wir zur zweiten Frage übergehen, zur zweckmässigsten Art der Einrichtung dieser Anstalten. Und nun bitte ich den Herrn Landesschulinspector Lang wieder anzuknüpfen.

Landesschulinspector Lang: Ich kann nur sagen, was ich mit Berufsgenossen besprochen und wie die sich die Sache gedacht haben. Etwas, meine Herren, wird Sie frappiren; aber ich muss bitten, meine Aufrichtigkeit liebreich aufzunehmen. Wir sind bei Erwägung dieser Frage auf das hinausgekommen: Soll dieser theoretisch-praktische Curs der Didaktik und Pädagogik uns die jungen Lehramtscandidaten derart präpariren, wie wir sie für die Mittelschulen brauchen, so muss der Mann, der sie zu leiten hat

Digitized by Google

selbst an der Mittelschule gewesen sein (bravo!) und ihre Bedürfnisse kennen gelernt haben. Es dürfen bei aller Verehrung für die Vertreter der Wissenschaft, die Professoren der Universität, diese Vorträge und Uebungen nicht im Stile der wohl hie und da auch bei uns gehaltenen Universitätsvorträge über Pädagogik sein, und wir, ich und meine Gesinnungsgenossen, haben uns also gedacht, dass man — und das wäre denn doch von den Universitätsprofessoren, glaube ich, hinzunehmen — an ihrer Seite im dritten Jahre des Universitätstriennium einen tüchtigen, gelehrten, excellenten Schulmann der Mittelschule als solchen Lehrer und Uebungsmeister der Candidaten verwende. Selbst über die Art und Weise, wie diese Uebungen einzurichten wären, haben wir nachgedacht. Man hat sich, gedrungen vom Gefühl der Nothwendigkeit, merkwürdigerweise nur für das historische Lehrfach im hohen Ministerium dafür entschieden, dass in einem Jahr an dieser, im andern Jahr an einer andern Lehranstalt ein Professor der Universität mit den Candidaten plötzlich erscheinen könne und die Stunde, die dem Vortrage des Professors gewidmet sein soll, zur Uebung für sich und die Schüler verwenden dürfe, wodurch viel Störung in den Unterrichtsgang der Schule gebracht werden muss. Wir haben gemeint, viel unschädlicher wäre der Modus, den jungen Lehrer mit Schülern in Verkehr zu bringen, ihn lehren zu lassen und ihm zu sagen: „Das hast du gut gemacht, das war schlecht“. Warum kann man nicht auch da wieder sagen: „Lasset die Kleinen zu mir kommen“? Man kann von Gymnasien, von Realschulen in gewissen Stunden junge Leute dazu bestimmen, dass sie zu den Uebungen in diesem pädagogischen Seminare sich einfinden, dass dort unter den Augen und unter der Leitung des verantwortlichen Vorstandes einer der Candidaten eine Probelection hält und in der Weise praktisch vorgebildet wird. Das, meine Herren, habe ich mit meinen Gesinnungsgenossen als Mittel und, wie wir hoffen, als zweckdienliches Mittel für das als dringend gefühlte Bedürfniss angesehen und, wie ich vermuthe, etwas ähnliches beabsichtigt auch Herr Prof. Egger.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich möchte zur thatsächlichen Berichtigung bemerken, dass die Einrichtung, welche hier gewünscht wird, in Göttingen, Halle, Leipzig bereits besteht und vielleicht auch anderswo; denn diese fallen mir eben jetzt gerade ein. Ob ich der excellente Schulmeister bin, den Herr Lang verlangt, mag dahingestellt bleiben. Ich habe aber die Leitung dieses Seminars. Auch das zweite, was er verlangt hat, dass die Schüler zu den Seminaristen kommen sollen, findet überall in den betreffenden Instituten Statt; was er so sehr rügt, dass man in eine Classe hineingehen und den Unterricht übernehmen solle, ist in früheren Jahren einmal durch Wolf in ähnlicher Weise gemacht worden; aber davon ist man längst zurückgekommen. Bei mir kommen allemal nur 6 Schüler; ich bin selbst als Knabe sehr häufig ins pädagogische Seminar gegangen, um examinirt zu werden, und daher ist meine Liebe zum Berufe gekommen.

Gymn.-Dir. Dr. Rehdantz: Nur ein Wort zur Berichtigung. Auf der Kreisschulconferenz in Dresden, wo ich als unwürdiger Vertreter des Grossstaates Schwarzburg-Rudolstadt fungirte, wurde auch diese Frage besprochen, und sämmtliche Anwesenden haben sich dafür ausgesprochen, dass Universitäten allerdings nicht der Ort sind, wo künftige Gymnasiallehrer geprüft werden könnten. In Folge dieser unserer Aeusserung sind auch in Preussen, soviel ich weiss, jetzt überall in die Commissionen, welche bestimmt sind, die künftigen Gymnasiallehrer wissenschaftlich zu prüfen, immer auch

Digitized by Google

Directoren von Gymnasien genommen worden. Wir haben factisch das in Deutschland, was hier erstrebt wird.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Wer begehrt das Wort?

Dir. Dr. Imm. Schmidt: Meine Herren! Es kann, glaube ich, doch noch ein Zweifel stattfinden, ob die praktischen Uebungen, wie sie eben bezeichnet worden sind, nothwendig oder wünschenswerth sind. Wenn auch die Vorlesungen über Pädagogik sich nur im allgemeinen bewegen können und noch einer praktischen Ergänzung bedürfen, so fragt sich doch, soll das in der Weise geschehen, dass der junge Lehrer wirklich unterrichtet, oder ist noch etwas anderes möglich, nämlich dass ihm didaktisch-pädagogische Winke gegeben werden, die er dann später in der Praxis befolgen soll? Es ist möglich, dass die einzelnen Lehrgegenstände, was in allgemeinen Vorlesungen über Pädagogik sich nicht wird erreichen lassen, gleichsam sub specie paedagogica reproducirt und in jedem einzelnen Capitel Winke gegeben werden, wie das und jenes zu behandeln sei, so dass der junge Lehrer ein Material von Erfahrungen schon an der Hand hat. Unsere Behörden haben die Probelectionen der Candidaten abgeschafft. Da fragt es sich nun, ob schon die Universitätszeit dazu dienen solle, um diese praktischen Uebungen vorzunehmen, oder ob man sich nur darauf beschränken solle, eben pädagogische Winke zu geben. Ich will in keiner Weise entscheiden. Ich wollte nur diese Sache zur Sprache bringen.

Gymn.-Dir. Schiller: Ich möchte vor allen Dingen Hrn. Rector Eckstein ersuchen, ob er nicht einmal einige genauere Mittheilungen machen möchte über die Einrichtungen des Leipziger pädagogischen Seminars: in welchem Jahre die jungen Leute eintreten, wie lange sie bleiben, was verlangt wird, ob wissenschaftlich-pädagogische Aufsätze gegeben und besprochen werden u. s. w.; ob die Erfahrungen dafür sind, dass diese pädagogische Seminarbildung nicht erst nach Schluss des Universitätsstudiums eintreten soll; denn es scheint mir, wenn Hr. Landesschulinspector Lang gesagt hat, dass im 3. Jahre des akademischen Trienniums diese praktische Ausbildung eintreten soll, dass dadurch die wissenschaftliche und philosophische Ausbildung ganz erheblich beeinträchtigt würde. Ich glaube, dass in 3 Jahren kaum ein gründliches philosophisch-pädagogisches Wissen erreicht werden kann, wenn das 3. Jahr für praktische Ausbildung in Anspruch genommen werden wird. Mir scheint es nicht möglich zu sein; da werden wir immer mehr Routiniers bekommen. Wir haben jetzt schon unwissende, schlechte Leute, aber es wird noch schlimmer kommen. Ich möchte Hrn. Rector Eckstein, der hier von allen die grösste Erfahrung hat, bitten, uns über diesen Punkt einige Mittheilungen zu machen.

Dir. Dr. Imm. Schmidt: Hr. Rector wollen die Güte haben, zugleich das Seminar in Halle, wie es früher Niemeyer leitete, zu berücksichtigen und zu sagen, ob und in welcher Weise sie differiren.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Zunächst möchte ich dem Collegen Schmidt sagen, dass es mich schmerzlich berührt hat aus seinem Munde zu hören, dass man den Studirenden praktische pädagogische Winke geben solle. Damit käme eben die Handwerksweise in die pädagogische Technik. — Ich habe vorhin gesagt, dass ich als Knabe, als Gymnasiast vielfach Veranlassung hatte, im pädagogischen Seminar an der Universität zu Halle an mir herumprakticiren zu lassen. Das dortige Seminar bestand aus einer rein pädagogischen Abtheilung, welche August Hermann Niemeyer leitete und nach

Digitized by Google

ihm seine Söhne. Aber es bestand neben der pädagogischen Abtheilung in der Zeit, wo ich Schüler und auch Student war, eine zweite Abtheilung, welche ein Philolog leitete, Jacobs, Herausgeber des Theokrit, der Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist. In dieser Abtheilung haben wir interpretirt — in Halle waren nur 3 Schüler in der Regel — ganz in der Art, wie es der Lehrer in den Classen machen muss, verschiedene Autoren; und wenn diese Interpretation vollendet war, gab der Director sein Urtheil und die Studirenden ihr Urtheil, und es entspann sich daraus eine sehr lebhafte Discussion, die natürlich reich an Winken war, die jungen Männern ausserordentlich fördernd sind. Dieses Muster hat mir vorgeschwebt, als ich an der Universität zu Leipzig zunächst als Privatanstalt ein solches Seminar errichtete, und ich habe dabei abgesehen von wissenschaftlichen Vorträgen, die gar nicht damit zusammenhängen, und eine praktische Einrichtung in der Art getroffen, dass die Seminaristen schriftliche Arbeiten machen müssen: viele aus der Geschichte der Pädagogik, viele auch aus praktischen Fragen, z. B. ob man Cornelius Nepos lesen soll, oder ob es in die Schule gehört, auch noch die griechischen Elegiker zu lesen, oder die Lyriker, oder wie man in der lateinischen oder griechischen Grammatik dieses oder jenes Capitel zu behandeln habe, oder Fragen aus der Homerlectüre; kurz, eine Reihe von Fragen, die ja neben der Wissenschaft auch ihre praktische Bedeutung haben. Ich habe nun in meinem Leben immer viel mehr Gewicht gelegt auf die Geschichte der Pädagogik, weil da gerade die Entwicklung des höheren Unterrichtswesens seit dem 16. Jahrhundert eine solche Menge von Andeutungen und Aufschlüssen gibt, die der Lehrer, wenn er mit Urtheil und Vorsicht folgt, ausserordentlich nützlich verwerthen kann. Ich will aber auch eine andere Erfahrung mittheilen. In der Regel treten zunächst Studirende ein, nie früher als im 3., auch nach dem 3. Studienjahre, und pflegen dann in der Regel ein Jahr, manche $1^1/_2$, hin und wieder 2 Jahre Mitglieder zu sein, und die Art ist diese, dass entweder eine geschichtliche Lection oder eine geographische oder eine deutsche oder die Erklärung einer Stelle eines Schriftstellers: Cäsar, Xenophon, Homer, Vergil, kurz aus dem ganzen Gebiete mit Schülern vorgenommen wird, was gerade eine Stunde dauert; ist diese Stunde vollendet, werden die Schüler hinausgeschickt, und es geht eine gewaltige Kritik los, und das ist höchst amüsant; Sie können sich darauf verlassen, wie Studirende gerade in dieser Beziehung ihre Commilitonen mit ausserordentlicher Schärfe beurtheilen, und daraus entsteht ein heftiger Kampf, und das ist anregend. So etwa ist die Einrichtung, wie ich sie getroffen habe und wie sie sich bewährt hat. Für eigentliche pädagogische Collegia, wie sie hier vorher von dem Collegen aus Ungarn verlangt worden sind, ist auf der Universität kein grosses Interesse. Wir müssen sagen, bei uns lesen viele Pädagogik, aber die Theilnahme ist nicht gross. Ich lese Gymnasialpädagogik, und ich kann sagen, dass ich immer eine grosse Anzahl von Studirenden hatte; ich habe das letzte Mal 80 Zuhörer gehabt, und da ist immer eine rege Theilnahme. Freilich mag dabei, dass die Leute kommen, auch mitwirken, weil sie wissen: ja der examinirt auch am Ende. Zwar bestimmt wissen sie das nicht, denn wir wechseln im Examen; also ganz bestimmt können sie nicht darauf rechnen, dass gerade ich Examinator sein werde. Das ist in allgemeinen Grundrissen die Einrichtung, wie ich sie bis jetzt bewährt gefunden habe.

Gymn.-Dir. Dr. Rehdantz: Meine Herren! Es ist gewiss sehr werthvoll, was Hr. Rector Eckstein gesagt hat; ich glaube aber doch, supplementarische Gedanken

Digitized by Google

könnten weiter führen. Für mich ist der lebendige Lehrer alles, der lebendige Lehrer, der nicht bloss den Geist, sondern auch die Seele des Schülers in der Hand hat. Das lässt sich nie lernen. Wenn jedem angehenden Lehrer die Verpflichtung auferlegt wird, eine Zeit lang bei den besten Lehrern Deutschlands jeder in seinem Fach zu hospitiren, da wird er nicht bloss lernen, wie der Stoff geistig verarbeitet wird, da wird er ganz etwas anderes lernen, nämlich, wie die ganze Seele des Schülers herangezogen werden muss, was heutzutage hundertmal wichtiger ist als Geistesbildung, und darum würde ich die hohe Versammlung bitten, auch diesen Punkt aufzunehmen, dass hier im Princip ausgesprochen wird, jeder angehende Lehrer solle bei den anerkannt tüchtigsten Meistern eine Zeitlang hospitiren.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich möchte aufmerksam machen, dass das ein Princip von grosser Wichtigkeit ist, aber nicht in dem Sinne, wie Hr. Rehdantz es will. Man lernt viel mehr, wenn man hospitirt, bei schlechten als bei guten Lehrern. Ich habe das Glück gehabt, im deutschen Vaterlande eine grosse Anzahl von Schulen kennen zu lernen, und beklage nichts mehr, als dass die Staatsregierungen nicht das Reisen der Lehrer mehr begünstigen. Sie müssen hinaus kommen und sehen, wie man es anderswo treibt. Dass sie bei ausgezeichneten Lehrern auch viel lernen können, ist ganz natürlich. Aber ich möchte auf einen Versuch aufmerksam machen, der sich nicht bewährt hat. Die preussische Regierung hat einmal den Versuch gemacht, einem ganz vortrefflichen Lehrer, Moriz Seyffert, der allen wohlbekannt ist, von meinem Alter, der nun leider gestorben ist, einige Candidaten zu überweisen, auf dass sie durch und um ihn lernen sollten. Das hat ein Jahr gedauert und dann hat es aufgehört.

Prof. Dr. Kleinmann: Ich möchte noch einmal das Wort ergreifen. Ich war so frei mit meinen Collegen aus Ungarn zu kommen mit Statut und Studienordnung des Seminars für Lehrer an Mittelschulen an der Pester Universität. Gestatten Sie mir, vorläufig, in Kürze wenigstens, diejenigen Punkte hervorzuheben, worin sich die Organisation der Seminarien bei uns von der Organisation, wie sie in Deutschland ist, unterscheidet. Auch wir haben für die verschiedenen speciellen Fächer, die am Gymnasium vertreten sind, unsere Seminarien; sie sind zumeist so organisirt, wie in Deutschland. Es sind dieselben Uebungen; der Unterschied ist nur der, dass die Professoren, welche die verschiedenen Seminarien leiten, zugleich zu einem Collegium vereinigt sind. Es ist ihnen vielfach zur Pflicht gemacht, dass sie die verschiedenen Studien, die auf den Gymnasien vereinigt sind, vertreten, auch sich darüber besprechen, was sie für nöthig halten für die Heranbildung künftiger Lehrer; dass die Professoren der Universität, die die verschiedenen Seminarien leiten, mit einander in Bezug auf diese gemeinsame Aufgabe verkehren und so zu irgend einem Resultate und Beschlusse kommen. Das ist der erste Unterschied, wie ich glaube, ein sehr werthvoller. Wer das Gymnasialleben so auffasst, dass dort wirklich ein einheitlicher Geist herrschen soll, wird nöthig finden, dass in Beziehung auf Heranbildung der Lehrer diejenigen, welche die Heranbildung in der Hand haben, auch mit einander verkehren, dass sie auch einander Aufschluss ertheilen über die Bedürfnisse der Gymnasien, dass mit einem Wort die Professoren, die die Heranbildung der Lehrer in der Hand haben, sich auch um das Gymnasialleben kümmern. Das ist ein Unterschied. Der zweite betrifft die pädagogische Ausbildung der Lehrer. Darin liegt der Hauptunterschied und darauf, meine Herren, möchte ich die Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit lenken und das Statut und die Studienordnung Ihrer Beachtung empfehlen. Wir können heute schon darüber nach Erfahrungen sprechen. Denn so ist das pädagogische Seminar in Ungarn bereits seit 2 Jahren eingerichtet; und eigentlich könnte man auch in Deutschland von Erfahrung darüber sprechen, denn das pädagogische Seminar in Jena und ein Privatseminar in Leipzig haben eine ähnliche Einrichtung, nur nicht in rechter Weise unterstützt und vielleicht auch nicht in dem Sinne organisirt, wie es für Mittelschulen nöthig wäre. Die wissenschaftliche Heranbildung der Lehramtscandidaten wird durch die praktische pädagogische Ausbildung in keiner Weise behindert; sie treten erst dann ein, wenn das Triennium beendet ist. Dann aber, meine Herren, treten die Lehramtscandidaten theilweise, nachdem sie bereits die wissenschaftliche Prüfung gemacht haben, einzelne während des Prüfungsjahres in die Uebungsschule. Es ist an der Universität in Budapest seit zwei Jahren eine Uebungsschule. Da gibt es gewöhnlich zwei Einwürfe. Der eine ist der: die Universität ist ein Feld theoretischer Art; man hat eigentlich nur für die Theorie zu sorgen, keineswegs aber auch für die Praxis. Dem gegenüber habe ich gemeint, es wäre wirklich für die philosophische Facultät keine geringe, ja vielleicht eine sehr schöne Aufgabe, sich das praktische Feld zu wählen, der Bildung des Studirenden auch durch die Praxis zu dienen, und dass, sowie man an der medicinischen Facultät praktisch für die Gesundheitspflege eintritt, die Universität auch wirklich praktisch eintrete für Schulbildung, für das Schulwesen. Ich halte das für keine geringe Aufgabe. Ich weiss nicht, ob dadurch die Theorie an der Universität geschädigt würde; ich glaube nicht. Ein zweiter Einwurf ist gewöhnlich der: an der Uebungsschule unterrichten Lehramtcandidaten, freilich unter Aufsicht ganz gewiegter Gymnasiallehrer, und die Gymnasiallehrer unterrichten auch; es ist ein Gymnasium, das sich zur Aufgabe stellt, der pädagogischen Praxis zu dienen, und hat alle Einrichtungen, die in richtiger Weise eingerichtete Uebungsschulen haben. Man pflegt nun gewöhnlich zu sagen, wo Lehramtscandidaten unterrichten, da wird das Kind verdorben, es wird an ihm herumpracticirt. Meine Erfahrung spricht dagegen. Wo in richtiger Weise die Uebungsschule geleitet wird, wo der Lehramtscandidat bereits tüchtige wissenschaftliche Bildung erlangt hat; wenn sich der Lehramtscandidat in richtiger Weise für die Uebungsschule vorbereitet und für die Vorbereitung die richtige Anleitung erhält; wenn er auch aufmerksam gemacht wird auf die Fehler: dann, meine Herren, ist das kein einfaches schlechtes Experimentiren. Das ist, was jetzt alle auf dem Gebiete der Schule thun. Ich kann constatiren, dass die Eltern selbst (und das sind Eltern, die den ersten Kreisen unseres Staates angehören, Professoren der Universität, Abgeordnete) ihre Kinder hinschicken. Sie verfolgen mit grosser Aufmerksamkeit den Unterricht in der Schule selbst, und die Eltern sind zufrieden. Auch Gymnasialprofessoren, denen die Errichtung der Uebungsschule wie in Deutschland, so auch in Ungarn nicht angenehm ist, verfolgen sie mit grosser Aufmerksamkeit, hospitiren viel und lernen auch an schlechten Uebungen. Man kann Gottlob sagen, dass die Stimmen, welche Anfangs dagegen waren, nach und nach schwinden und sich die Ueberzeugung ausspricht, dass die Uebungsschule ihre Pflicht thut und ihren Zweck erfüllt. Ich glaube, dass solche Uebungsschulen für die Pädagogik und die Mittelschulen selbst vonnöthen sind. Gerade darum, weil die allgemeinen Lehren der Pädagogik wirklich kein Interesse erregen, weil sie zu allgemein gehalten sind, ist es nöthig, dass derjenige, welcher Pädagogik treibt, zugleich Lehrer sei, dass er mitten in

Digitized by Google

der Schule stehe und die Aufgabe und die Schwierigkeiten der pädagogischen Bildung kenne. Gerade desshalb ist es nöthig und im Dienste der Pädagogik selbst nöthig, dass solche Uebungsgebiete für die Pädagogik selbst existiren. Daher möchte ich Ihrer Einsicht das Statut und die Studienordnung ein wenig empfehlen. Es werden einzelne Bestimmungen noch später eintreten, die das gesammte mehr erklären und in jeder Beziehung verdeutlichen werden.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Diese Uebungsschule ist für höhere Schulen jetzt das geworden, was wir an Mittelschullehrer-Seminarien in gleicher Art haben; eine solche Uebungsschule, wie wir sie haben, behandelt nur den Elementarunterricht. Also das Leipziger Seminar kann hier gar nicht erwähnt werden.

Gymn.-Dir. Biehl: Ich möchte gleichfalls betonen, dass dasjenige, was Hr. Rehdantz gesprochen hat, später mit aufgenommen werde. Ja, meine Herren, es ist für jeden nicht die kleinste Unterstützung in seinem Lehrfach, wenn er das Glück gehabt hat, in seinem Leben selber tüchtige Lehrer gehabt zu haben, wenn er das Glück hatte, schon auf den Gymnasialbänken tüchtige Persönlichkeiten in jeder Beziehung als Lehrer zu besitzen. Ich meine, das sind lebendige Muster und leiten am sichersten und klarsten. Nur sollten nicht bloss später die angehenden Lehrer verpflichtet zu hospitiren, sondern auf der Universität schon eine Einrichtung getroffen werden, dass der betreffende Candidat nicht nur selber unterrichte, sondern auch dem Unterrichte und dem ganzen Vorgehen eines gediegenen Schulmannes beiwohnen könnte. In einem Punkte möchte ich mich noch gegen den verehrten Herrn Obmann aussprechen. Ich anerkenne sehr wohl, dass man von schlechten Lehrern sehr viel lernen kann, möchte aber doch sehr davor warnen, diesen Satz zu sehr zu betonen. Meine Herren! Es ist richtig, dass, wenn man einen verkehrten Vortrag oder einen schlechten Lehrer hört, der feste Entschluss wird: so mache ich es nicht. Allein der Gegensatz ist in der Regel kein contrürer, sondern ein contradictorischer, hat also mehr Seiten, und wenn ich auch das verkehrte kenne, weiss ich doch noch nicht, wo der rechte Weg ist, und kann einen andern Weg ergreifen, der vielleicht noch viel verkehrter ist. Daher meine ich, dass man von einem guten Lehrer immer mehr lernt als von einem schlechten.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Es war das nur ein Scherz, der dazwischen geworfen wurde.

Gymn.-Dir. Biehl: Es ist mit Recht sehr hervorgehoben worden, dass wir uns hüten müssen, Routiniers zu bilden. Herr Rector Eckstein hat versichert, dass er die schönsten Resultate erzielt bei seinen Uebungen, und gewiss wird niemand dieses bezweifeln. Nur etwas ist mir in seinen Ausführungen bedenklich vorgekommen. Er hat gesagt: viele nähmen an diesen Uebungen Theil, aber es sei kein rechtes Streben, sich an den pädagogischen Vorträgen zu betheiligen. Meine Herren, das bekundet sicherlich ein Missverhältniss. Nach meiner Ansicht sollten doch richtig geleitete pädagogische und didaktische Uebungen bei einem wissenschaftlich gebildeten und strebsamen Menschen naturgemäss das Bedürfniss nach der Begründung einer jeden Anweisung im einzelnen, also nach der Pädagogik als Wissenschaft, ja sogar nach Psychologie und Ethik rege machen. Nur, wenn Betreffs der pädagogischen Bildung beide Richtungen ihre volle Berücksichtigung finden, werden wir nach meiner Ueberzeugung tüchtige Pädagogen heranbilden.

Digitized by Google

Gymn.-Dir. Schiller: Wir müssen uns immer gegenwärtig halten, dass vor allen Dingen ein wissenschaftlicher Grund gelegt werden muss auf der Universität, dass die wissenschaftliche Ausbildung die Sache der Universität ist. Es gehört auf die Universität bis zum Examen nur wissenschaftliche Ausbildung, nur die wissenschaftlichen Vorlesungen über Pädagogik. Man verlangt beim Examen den Nachweis darüber. Es gehört dahin eine Ausrüstung mit philosophischen, historischen und anderen Kenntnissen, die ja nach der Richtung des Candidaten sich ändern. Dann, glaube ich', müsste, wenn der Nachweis geliefert ist, dass der Candidat eine gehörige wissenschaftliche Bildung erreicht hat, der zweite Theil, die praktische Ausbildung, folgen. Dafür aber, glaube ich, wäre eine Uebungsschule von grossem Uebel. Denn es würde da an den Kindern in einer Weise herumexperimentirt, die mir Herr Professor Dr. Kleinmann aus Budapest doch nie trotz aller Versicherungen plausibel machen wird.

Also ich glaube nicht, dass die Uebungsschulen zum Ziele führen. Erstens einmal müssen und werden sich dieselben hauptsächlich auf die unteren Classen beschränken, und der Lehrer wird dadurch einseitig; zweitens fehlt vor allem der Uebungsschule dasjenige, worauf grosser Werth gelegt werden muss, dass der junge Lehrer auch häufig gute Beispiele sehen könne, dass er die Schulen älterer Lehrer besuche, erfahrene Lehrer kennen lerne, dass er auch mit einem schon ordentlich zubereiteten Schulmateriale verkehre. Ich würde also desshalb nur die Einrichtung zu billigen vermögen, wenn diese praktische Ausbildung an einem tüchtigen Gymnasium in einer Weise, wie ungefähr an dem Berliner Gymnasium zum grauen Kloster unter Bonitz die Einrichtung besteht, gehandhabt wird. Dort wird der Candidat mit einer kleinen Stundenanzahl bedacht, von tüchtigen Lehrern geleitet und vom Director selbst beaufsichtigt; es werden fortwährend wissenschaftliche Abhandlungen geliefert, man kommt alle 14 Tage zusammen zu Besprechungen, und es wird dann immer strenge Kritik geübt; man tauscht seine Gedanken aus. Ich habe selbst einmal einer solchen Besprechung beigewohnt und ich muss sagen, dass der Eindruck ein bleibender und ein sehr günstiger war. Ich glaube freilich, dass, wenn wir allgemein diese Einrichtung einführen wollten, abgesehen von anderen Schwierigkeiten, wir nicht überall die Mittel hätten, wir würden nicht überall das nothwendige Lehrermateriale haben. Aber dieses Ziel müssen wir anstreben, dass auf die Universität die wissenschaftliche Ausbildung verlegt werde, und dass wir, wie es zur Zeit in Norddeutschland ist, dieses Utilitätsprincip und diese Concessionen an den Materialismus der Zeit, der mir in den Ausführungen einzelner Herren aus Oesterreich sehr bedenklich gewesen ist, entschieden von der Universität fernhalten und diesen zweiten Theil nach der Universität verlegen. Die Universität darf nur die Wissenschaft pflegen, wenn wir wissenschaftlich gebildete Lehrer haben wollen. Es wird auch hier Heil in der Zukunft liegen (Bravo!).

Präs. Rector Dr. Eckstein: Ich muss dazu bemerken, dass ein derartiges Institut, wie es Hr. Schiller eben geschildert hat, nicht bloss in Berlin, sondern in Preussen auch noch in Magdeburg und Königsberg besteht; nur ist die Einrichtung dort etwas anders. Da handelt es sich darum, dass die Candidaten, welche die Prüfung bestanden haben, als Mitglieder eines Seminars für Gelehrtenschulen in der Anstalt beschäftigt sind und ausserdem auch durch wissenschaftliche Arbeiten gefördert werden. Das ist eine Einrich-

Digitized by Google

tung, die, in Preussen ziemlich alt, zuerst in Berlin, dann auch in den übrigen Städten neuerdings getroffen worden ist.

Dir. Dr. Imm. Schmidt: Ich bitte um's Wort zu einer persönlichen Bemerkung. Das, was der Herr Vorsitzende gesagt hat von pädagogischen Winken, wäre gerade das, was ich wünschte. Die pädagogischen Winke, wie ich sie mir denke, will ich an einem Beispiele erläutern. In meinen Vorlesungen über englische Literatur gab ich ganz bestimmte Andeutungen, welche Schriftsteller in den einzelnen Classen gelesen werden sollen und aus welchen Gründen, welche Schriftsteller aus Chrestomathien auszuschliessen sind und aus welchen Gründen. In meinen Vorlesungen über die Grammatik der englischen Sprache fragte ich, um ein Beispiel anzuführen:. wie unterscheidet sich der Accusativ und Infinitiv in den modernen Sprachen von dem Gebrauch in den classischen Sprachen? und wie muss das in den Schulen behandelt werden? Das verstehe ich unter pädagogischen Winken. Dem Herrn Director Schiller schliesse ich mich vollständig in der Ansicht an, dass mir ein Seminar wie das unter Bonitz stehende als Ideal erscheint; ein solches Seminar existirt aber auch für andere Gegenstände. Wir haben in Berlin ein mathematisches Seminar unter der Leitung von Director Dr. Schellbach und eines für moderne Sprachen unter der Leitung von Prof. Dr. Herrig.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Derartige Institute sind auch für die übrigen Wissenschaften an jeder Universität eingerichtet worden. Begehrt noch einer der Herren das Wort? — Dann könnten wir zu einer Art Abschluss gelangen, obgleich eine Frage noch nicht erörtert ist, dieselbe Frage, welche der Herr College Schiller aufgeworfen hat, ob die pädagogische Ausbildung auf eine spätere Zeit zu verlegen sei, nachdem der Candidat die Universität verlassen und sein wissenschaftliches Examen hinter sich hat; ob nach dem Probejahre, das freilich nur dem Namen nach existirt, weil Lehrermangel nicht bloss hier zu Lande, sondern auch anderwärts sich herausgestellt hat, ob erst nach dem Probejahre eine praktische Prüfung eintreten soll, oder gleich nach Vollendung der akademischen Studien. Ich habe dabei doch noch einen kleinen Einwand zu machen. Man hat jetzt in Preussen die sogenannten Probelectionen oder Lehrproben, die mit dem wissenschaftlichen Examen verbunden waren, aufgehoben.

Gymn.-Dir. Dr. Rehdantz: Das ist nicht ganz richtig. Man hat dieselben an das Ende des Probejahres verlegt.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Dagegen habe ich doch ein kleines Bedenken, nämlich das Bedenken besteht darin, dass diese Lehrproben den Examinatoren wenigstens zeigen konnten, ob der Mann überhaupt gar kein Geschick zum Lehrerberuf hatte, und wenn sich das herausstellte, war das Urtheil gefällt. Jetzt wird er zum Probejahre zugelassen, und nach dem Jahre muss man ihm vielleicht sagen: ja du passest gar nicht zum Lehrer. Diese Rücksicht ist doch nicht ohne Bedeutung; denn man kann auch aus einer Lection ersehen, ob er ganz unbefähigt ist. Dabei können freilich Fehler vorkommen, deren Beurtheilung aber milde ist. Das hat also sein Bedenken. Die Hauptfrage ist demnach, ob das wissenschaftliche Examen getrennt vom praktischen Examen stattfinden soll, und das ist eine Frage, welche noch nicht zur Erörterung gelangte. Der Herr College Schiller hat dieselbe aufgeworfen.

Gymn.-Dir. Schiller: Ich habe mir die Sache auch so gedacht, dass das Probejahr nicht abgelegt werden soll zwischen dem wissenschaftlichen Examen und dem Eintritt

Digitized by Google

in dieses Seminar, sondern ich habe mir gedacht, dass das Probejahr eben gerade diese praktische Zeit des Examinanden ist und dass sie sich unmittelbar an das wissenschaftliche Studium anschliessen soll. Das ist ja ein bestimmtes Probejahr, wenn der Candidat in diesem Seminar war und vom Vorsitzenden oder von einer Commission für tüchtig erklärt worden ist; aber wenn das geschehen ist, dann haben wir ein bestimmtes Kriterium und es ist nicht nothwendig, dass inzwischen ein Jahr darauf losexperimentirt und der Candidat am Schlusse für unfähig erklärt wird.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Das ist nun die Frage, ob die Herren wünschen, dass die praktische Ausbildung auf der Universität vor das Examen verlegt werden oder erst nach abgelegter wissenschaftlicher Bildung erfolgen soll. Wünscht noch jemand das Wort?

Prof. Dr. Kleinmann: Ich möchte noch darauf hinweisen, dass bei uns der Eintritt in die pädagogische Abtheilung nur dann erfolgen kann, wenn der Cursus an der Universität vollendet ist, und dabei hat sogar derjenige das erste Anrecht, welcher zugleich die Lehramtsprüfung bestanden hat. Dann sind diese, welche an einem Gymnasium mit gutem Erfolge unterrichtet haben, vom Probejahre frei.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Meine Herren, wir müssen zur Abstimmung schreiten. Ueber die Bedürfnissfrage sind wir einig. Nun würde es sich darum handeln, ob Sie der Ansicht sind, dass eine derartige praktische Ausbildung noch auf der Universität selbst oder nach Vollendung der Universitätsstudien vorzunehmen sei. Sind Sie mit dieser Formulirung einverstanden? (Rufe: Ja.) Dann bitte ich diejenigen Herren, welche dafür sind „dass die wissenschaftliche Ausbildung der Lehrer Sache der Universität, die praktische Ausbildung dagegen nach der Universität in besondere Seminarien verlegt werden solle“ sich zu erheben. Da die Zählung 37 Stimmen ergeben hat, so bitte ich diejenigen Herren sich zu erheben, welche nicht damit einverstanden sind, sondern für die andere Ansicht sich erklären. Die Zählung ergibt 41 Stimmen.

Ich wollte nur bemerken, dass unsere Abstimmung rein theoretischer Art ist; sind wir ja nicht etwa geneigt, auf Staatsregierungen einwirken zu wollen. Das, was hier zur Sprache gekommen, ist von grosser Bedeutung. Nur wünschte ich, dass wir doch noch einen Zusatz machten, namentlich im Interesse unserer Schulen und der Ausbildung unserer Lehrer. Ich beklage nichts schmerzlicher, als dass unsere jetzige Lehrerwelt nicht mehr Gelegenheit bekommt auch in andere Schulen hinauszugehen und anderwärts zu lernen. Wenn alle Jahre Candidaten aus allen Ländern in ziemlicher Anzahl kommen und wochenlang hospitiren, so ist das freilich ein Unglück, wenn man an der Heerstrasse liegt und in dieser Beziehung ausserordentlich heimgesucht wird. Allein eine Hauptsache für die Ausbildung bleibt es immer, möglichst viel selbst zu sehen und zu hören und den Gang des Unterrichts zu verfolgen. Nun haben wir zwar für die wissenschaftliche Ausbildung mancherlei Mittel und Wege; wir schicken junge Archäologen nach Rom und Griechenland. Die österreichische Regierung that in diesem Sinne ausserordentlich vieles. Aber ich glaube, darin thun alle Regierungen zu wenig, dass sie den Lehrern Gelegenheit geben, einmal auf längere Zeit — in 6—8 Wochen kann man viel sehen — die Schulen in anderen Ländern zu besuchen und dadurch, dass sie viele Lehrer hören, selbst recht wesentlich zu profitiren. Mir hat das ausserordentlich viel genützt. Ich habe einmal wirklich 100 Thaler dazu bekommen.

Digitized by Google

Gymn.-Dir. Schiller: Ich kann das nur mit Wärme unterstützen, denn ich glaube, ein Hauptübel unserer Schule ist die Isolirung. Ich muss aber zu gleicher Zeit die grossherzoglich badische Regierung in Schutz nehmen gegenüber dem Verdammungsurtheil des Herrn Vorsitzenden. Die grossherzoglich badische Regierung hat seit ungefähr 12 Jahren jedes Jahr 5—10 Stipendien im Betrage von 200—300 fl. für derartige pädagogische Reisen ausgeworfen. Gerade in diesem Jahre sind 10 Lehrer hinausgeschickt worden. Dass es nicht mehr bei uns benutzt wird, liegt nicht an der Regierung, die Mittel dazu sind immer vorhanden.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Ich kann erwähnen, dass auch die württembergische Regierung jungen Leuten Gelegenheit zu wissenschaftlichen Reisen gibt. Das ist es aber nicht, was wir wünschen. Wir müssen wünschen, dass wirkliche, erfahrene Lehrer hinausgeschickt werden, denn solche beobachten mit grösserer Schärfe. Ich möchte wünschen, dass wir auch ausdrücklich in unserem Bericht es aussprechen als Wunsch, dass die Staatsregierungen durch Unterstützungen viel mehr den Lehrern Gelegenheit bieten möchten durch Reisen und Hospitiren an Schulen anderer Länder und auch im eigenen Lande genaue Kenntnisse sich zu verschaffen.

Gymn.-Dir. Schiller: Ich möchte nur das eine Wort dazu setzen „erfahrenen" Lehrern, die bereits praktisch thätig waren. Denn wir haben vor 10 Jahren das Experiment gemacht, dass wir nur Lehramtspraktikanten und Candidaten ausgeschickt haben, und das hat nichts geholfen.

Präs. Rector Dr. Eckstein: Also „erfahrenen" Lehrern Gelegenheit zu geben durch Reisen in andere Länder und im eigenen Lande ihre Kenntnisse zu erweitern und zu sichern. Diesen Wunsch wollen wir in's Protokoll aufnehmen. Sind Sie damit einverstanden? (Rufe: Ja). — Es ist bereits $^3/_4$10 Uhr; ich bezweifle daher, ob wir in der Lage sein werden zu einem neuen Gegenstande überzugehen. — Aber noch etwas. Eben kommt mir von Professor Wildauer die Notiz zu, dass von den Wandtafeln des sel. von der Launitz Exemplare mitgetheilt sind in dem Saale der archäologischen Section, im 2. Stocke des Universitätsgebäudes. Diejenigen Herren, die noch keine Gelegenheit gehabt sie zu sehen, was ich aber kaum glaube, möchte ich bitten, sich selbst darüber Kenntniss zu verschaffen. — Meine Herren! ich habe heute die Ehre zum letzten Male hier an ihrer Spitze zu stehen, da ich es für meine Kräfte viel zu anstrengend erachte auf Donnerstag hieher zurückzukehren; und darum erlauben Sie mir einige freundliche Worte des Dankes für Ihr schönes Entgegenkommen und das hübsche mit einander Verhandeln auszusprechen und ich bitte mir ein freundliches Andenken zu bewahren. Aber die Leitung für Donnerstag müssen wir nun doch wol nothwendig an unseren Herrn Collegen Biehl übertragen, dem sie ursprünglich zugestanden hätte, der mich aber nur vorgeschoben hat als Popanz. Am nächsten Donnerstage nun, wo wegen der vorausgegangenen Brennerfahrt die Verhandlungen sicherlich später beginnen, und die Fremden wahrscheinlich decimirt sein werden, dürfte vielleicht am geeignetsten der Vortrag des Herrn Collegen Prof. Rappold auf die Tagesordnung gesetzt werden, und nächst diesem die Anträge der beiden andern Collegen aus Oesterreich, des Herrn Prof. Schedle aus Bozen und des Herrn Prof. Stolz von hier. Ich glaube, das dürfte im Interesse der Versammlung liegen.

Digitized by Google

Schriftführer Gymn.-Dir. Dr. Weicker: Ich will zur Frage des Donnerstag etwas bemerken. Sie werden einsehen, dass uns nur die Stunde von 10—11 Uhr als Zeit zur Sectionssitzung bleiben wird. Denn da wir erst in später Nacht zurückkommen, so können wir vor 10 Uhr keine Sectionssitzung halten; um 11 Uhr aber ist allgemeine Sitzung. Vorausgesetzt aber, dass wir nur eine Stunde haben, können wir das grosse Thema über das Verhältniss der griechischen und lateinischen Sprache am Gymnasium nicht anfangen, sondern ich würde glauben, dass wir für die eine Stunde uns nur auf einige engere Themata beschränken könnten, dass vielleicht der Herr Director Schiller über die griechischen Schreibübungen am Gymnasium oder der Herr College Schedle aus Bozen seinen Vortrag halte.

Präsident Rector Dr. Eckstein: Die Frage über die Priorität des lateinischen und griechischen Unterrichts tritt ja recht mit aller Gewalt an uns heran, dass dieselbe allerdings einer reiflichen und gründlichen Erwägung bedarf, und ich möchte daher dem Herrn Collegen Weicker beistimmen, dass man diese Frage nicht über das Knie abbrechen dürfe, dabei aber dieselbe für das Programm der nächsten Philologen-Versammlung empfehlen, und wenn es dann kein anderer übernehmen will, so will ich es selber thun, wenn anders ich noch am Leben sein werde.

Dir. Biehl: Ich glaube, dass wir überhaupt nicht eine Tagesordnung unwiderruflich streng festsetzen, sondern dass wir uns erst am Donnerstag selbst endgiltig vereinigen sollen. Es könnte ja durch die Fahrt über den Brenner so manches sich ändern. Ich erlaube mir aber den Wunsch auszusprechen, dass solche Themata, welche von Oesterreichern gestellt sind, zunächst behandelt werden möchten, weil, wie der Herr Obmann gesagt hat, sehr viele Fremde nicht mehr anwesend sein dürften und gerade einige der Fragen, die von Oesterreichern gestellt worden sind, für uns zunächst Interesse haben. Wir sollten aber, nach meiner Ansicht, am Donnerstage die Sectionssitzung schon um 9 Uhr beginnen (Rufe 9 Uhr!). Schliesslich sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank für das durch die Wahl zum Obmann mir bewiesene Vertrauen.

Landesschulinspector Lang: Ehe wir unseren verehrtesten Herrn Präsidenten aus der Section scheiden sehen, erlaube ich mir unsern allerherzlichsten Dank auszusprechen für seine gediegene Leitung. (Bravo! Bravo!).

III. Sitzung der pädagogischen Section.

Donnerstag den 1. October 1874. Anfang 9 Uhr Morgens.

Vorsitzender Director Biehl: Ich bin so frei die heutige Sitzung zu eröffnen. Ich hätte zwar manches auf dem Herzen, namentlich drängte es mich Ausdruck zu geben dem Gefühle der Unwürdigkeit auf diesem Platze zu stehen nach einem Manne, wie Herr Rector Eckstein, der in der That der Altmeister in der Leitung solcher Verhandlungen ist. Allein ich nehme an, dass die Herren von dem Vorhandensein dieses drückenden Gefühles überzeugt sind und will daher auf diese Weise keine Zeit verlieren. Was die Vorträge selbst anlangt, so glaube ich, dass die Tagesordnung, welche im Tagblatte fest-

Digitized by Google

gesetzt ist, nicht unabänderlich festgehalten werden muss. Denn die Gründe, die gestern massgebend waren, gelten auch heute noch, dass nämlich die Frage der Rangstellung des Griechischen und Lateinischen zu wichtig ist, als dass man nicht wünschen sollte, dass sie vor einer möglichst grossen Anzahl von Fachmännern behandelt würde. Dann käme an die Reihe Herr Gymnasialdirector Schiller aus Constanz (Rufe: schon abgereist!), also entfällt auch diese Frage. Herr Prof. Hintner ist wenigstens für den Anfang verhindert hier zu erscheinen und so bleiben noch übrig Herr Prof. Stolz mit dem Thema: „Das Zeichnen ist als obligater Gegenstand ins Untergymnasium einzuführen", und zweitens Herr Prof. Schedle über das Thema: „Der psychologische Unterricht an Gymnasien". Ich möchte empfehlen, das Thema des Herrn Prof. Stolz zuerst vorzunehmen. Dabei würde ich namentlich die fremden Herren ersuchen, sich stets gegenwärtig zu halten, dass es sich hier hauptsächlich um österreichische Verhältnisse handelt. Ich weiss, dass die Sache bei Ihnen in Deutschland schon vielfach in der angestrebten Weise in Geltung ist.

Was nun die Art und Weise der Verhandlung anlangt, so möchte ich jeden Redner ersuchen, sich so kurz als möglich zu fassen und beim Gegenstande zu bleiben; und wenn ich mir hie und da eine Unterbrechung erlaube, so bitte ich sie überzeugt zu sein, dass ich es nur im Interesse der Verhandlung thue. — Ich ersuche also Herrn Prof. Stolz den Vortrag über das angekündigte Thema zu beginnen.

Prof. Michael Stolz (Innsbruck):

Der Zeichenunterricht als obligater Gegenstand am Gymnasium.

Vor allem ist nachzuweisen, dass der Zeichenunterricht ein Mittel allgemeiner Bildung ist, und in seinen Elementen von jedem erfassbar. Ist dies der Fall, und wird durch diesen Unterricht die allgemeine Bildung namhaft unterstützt, so ist die Einführung desselben am Gymnasium nothwendig; ist er nothwendig, so ergibt es sich von selbst, dass er wenigstens im Untergymnasium obligat sei.

Die Gymnasien sind Lehranstalten allgemeiner Bildung, in denen die Schüler zum Eintritt in alle jene Fächer befähigt werden sollen, die eine allgemeine Bildung bedingen. Die allgemeine Bildung umfasst nicht allein die Begriffswelt, sondern auch in einem gewissen Grade die Formenwelt, insoferne dieselbe die Mittel bietet, Begriffe auf dem unmittelbaren Wege der Anschauung hervorzurufen und zu vermitteln.

Das allgemeine Talent, der Sinn für Formen ist jedenfalls in dem Masse vorhanden, wie für die übrigen Gegenstände. Eine gleichmässige Begabung gehört, wie die Erfahrung lehrt, zu den seltensten Erscheinungen. So wie jeder für das Gymnasialstudium befähigte im Stande ist, die Grammatik der Sprache und der Zahlen zu erlernen, ebenso kann auch jeder die Grammatik der Formen sich aneignen. Es gibt sogar Schüler, die für das Aesthetische besonders befähigt sind. Soll diesen nicht Gelegenheit geboten werden, den Sinn für das Schöne nicht nur durch die Mittel der schönen Literatur, der Dichtkunst, sondern auch durch die Mittel der bildenden Kunst auszubilden?

Das durch den Zeichenunterricht am Gymnasium zu erreichende Ziel ist:

1) Den Sinn für die Auffassung und Unterscheidung der Formen durch die Darstellung zu üben und zu schärfen.

Digitized by Google

2) Das Erlernen und Auffassen vieler Gegenstände durch die Anschauung zu erleichtern und zu unterstützen.

3) den Sinn für das Schöne zu entwickeln, und

4) den Uebertritt der Gymnasialschüler in Realschulen und insbesondere zu den technischen und Kunstfächern zu erleichtern.

Wenn wir auf die Durchführung dieses Unterrichtszweiges übergehen, handelt es sich zunächst um die Art und Weise und in welchem Umfange dieser Unterricht ertheilt werden soll und ferner um den nöthigsten Zeitaufwand, den er bedingt. Obwohl in dieser hohen Versammlung nur die principielle Frage zu beantworten ist, und in eine detaillirte Verhandlung über die Durchführung nicht eingegangen werden kann, ist es dennoch zur Beantwortung derselben unerlässlich, ein concretes Schema vor Augen zu haben.

Damit das angegebene Lehrziel erreicht werde, muss der Lehrplan dieses Faches mit dem allgemeinen Lehrplane organisch verbunden sein, sich ganz an denselben anschliessen. Folgendes Schema kann als Uebersicht dienen:

In der untersten Classe: das Zeichnen der geometrischen Linien, Figuren und einfache Combinationen derselben, mit freier Hand.

In der II. Classe: das Zeichnen des geometrischen Ornamentes (complicirtere Combinationen geometrischer Figuren) und des Flachornamentes (aus einfachem Blattwerk bestehend), mit freier Hand.

In der III. Classe: das Zeichnen räumlicher Gebilde nach der Anschauung und nach einfachen Grundsätzen der Perspective, alles mit freier Hand.

In der IV. Classe: das geometrische Zeichnen geometrischer Gebilde auf der Ebene und im Raume (Grund- und Aufriss) mit Zirkel, Lineal und Winkel, damit die Schüler den Gebrauch derselben kennen lernen, wobei die wichtigsten Typen der architektonischen Gliederungen als Objecte der Darstellung dienen können.

In den vier oberen Cursen kann, im Anschlusse an das Erlernte, der individuellen Anlage des Schülers Rechnung getragen und zu den verschiedenen Arten des Zeichnens übergegangen werden; jedoch ist hiebei nach einem bestimmten Plane vorzugehen, damit der Zeichenunterricht stets mit den übrigen Gegenständen im Contact bleibe.

Gezeichnet wird nur in der Schule, Hausaufgaben sind keine zu ertheilen.

Der Unterricht muss durchaus demonstrativ ertheilt werden. Die Schüler müssen durchschnittlich, und in den unteren Classen ausschliesslich, gemeinsam, nach einem Object arbeiten, das der Lehrer vor ihren Augen auf der Tafel entstehen lässt.

Um das angegebene Ziel zu erreichen, ist ein Zeitaufwand von wöchentlich 2 Stunden in jedem Curse erforderlich und hinreichend.

Im Untergymnasium ist der Zeichenunterricht obligat, in den oberen Classen Freifach.

Wenn man in Erwägung zieht, dass das Lernen im wesentlichsten in der Schule stattfinden, der Schüler über Haus nicht überlastet werden soll, dass dem Schüler durch das Zeichnen der allgemeine Unterricht anschaulicher, fasslicher und die Erlernung vieler Gegenstände erleichtert wird, dass das Zeichnen an und für sich eine angenehme und nicht so anstrengende Beschäftigung ist, dass ferner im Zeichnen keine Hausaufgaben gegeben werden dürfen und dass hiefür nur ein Zeitaufwand von wöchentlich zwei

Digitized by Google

Stunden erforderlich ist: so hat der Einwand, dass durch die Einführung des obligatorischen Zeichenunterrichtes am Gymnasium eine lästige Ueberbürdung der Schüler stattfinde, keine Begründung mehr.

Wenn man dagegen den Nutzen, der durch einen entsprechenden rationellen Zeichenunterricht für das Gymnasialstudium geschaffen wird, und den sehr wichtigen Umstand in Betracht zieht, dass dadurch auch den Gymnasisten der Uebertritt in die Realschule, zu den technischen und Kunstfächern vielfach ermöglicht, in allen Fällen erleichtert wird, so muss man, abgesehen von den namhaften Vortheilen, den er verschiedenen, beinahe allen Berufsthätigkeiten gewährt, ihn, insbesondere unseren Zeitverhältnissen gegenüber, als nützlich und nothwendig für das Gymnasialstudium erklären.

Der Zeichenunterricht am Gymnasium ist demnach ein Mittel allgemeiner Bildung, ein Gegenstand, der vermöge seiner Allgemeinheit auch in seinen Elementen von allen für das Gymnasialstudium befähigten, von sehr vielen sogar im weiteren Sinne erfassbar und für alle nützlich und nothwendig ist, in Folge dessen die Einführung des Zeichenunterrichts als obligater Gegenstand am Gymnasium mehr als erwünscht als bedungen erscheint.

Ich erlaube mir daher zu beantragen: „Die hohe Versammlung wolle sich für die Einführung des Zeichenunterrichtes am Gymnasium, in den unteren Classen als obligaten Gegenstand und in den oberen als Freifach aussprechen".

Vorsitzender Director Bichl: Sie haben den Antrag und seine Begründung vernommen; es handelt sich darum, dass das Zeichnen als obligater Gegenstand für das Untergymnasium eingeführt, aber als Freifach im Obergymnasium beibehalten werde. Nach meiner Meinung sollte bei der Discussion ins Auge gefasst werden, dass die Beantwortung dieser Frage davon abhängt, ob das Zeichnen überhaupt mit Rücksicht auf den Zweck der Gymnasien nothwendig, und zweitens, ob die obligate Einführung hinsichtlich der Anlagen der Schüler, und hinsichtlich des Umstandes, dass die übrigen Gegenstände nicht beeinträchtigt werden, möglich ist. Ich will aber damit dem Urtheile der Herren nicht vorgegriffen haben. Wer wünscht das Wort?

Landesschulinspector Maresch: Ich muss um Entschuldigung bitten, dass ich als Nichtfachmann in der Debatte über diese Frage das Wort ergreife. Ich glaube dazu berechtigt zu sein, weil ich durch 5 Jahre ein Gymnasium leitete, an welchem seit der Gründung der Zeichenunterricht obligatorisch war und noch ist. Ich werde die Frage noch näher detailliren müssen, als es im Vortrage geschehen ist, die Frage, ob das Zeichnen an Gymnasien obligatorisch sein soll oder nicht. Es wurde die Forderung, der Zeichenunterricht soll obligatorisch sein, unter andern auch damit begründet, dass den Zöglingen der Gymnasien dadurch der Uebertritt in die Realschulen und technischen Studien erleichtert werde. Wenn ich nun mit allen übrigen Argumenten einverstanden sein kann, so kann ich dieses Argument nicht billigen. Denn dieses Argument, auf gleiche Linie gestellt mit den übrigen, schliesst die Gefahr in sich, dass man dem obligatorischen Zeichenunterrichte am Gymnasium Ziele steckt, welche dem Gymnasium ferne sind, dass man die Möglichkeit, den Wunsch, den Schülern den Weg aus dem Gymnasium in die Realschulen und technischen Studienanstalten zu bahnen, als ausschlaggebend und auf die Organisation dieses Unterrichtszweiges Einfluss übend ansehe. Insoferne der Zeichen-

Digitized by Google

unterricht als Mittel allgemeiner Bildung dienen soll, stimme ich dafür, dass er eingeführt werde; jedoch ist es mit der Formulirung der These, der Zeichenunterricht soll obligatorisch werden, nicht abgethan. Was heisst obligatorisch? Die Frage, ob obligatorisch, zerlegt sich in zwei Seiten, obligatorisch für die Schule, obligatorisch für den Schüler. Obligatorisch für die Schule heisst, jede Schule ist verpflichtet den Zeichenunterricht zu ertheilen; darin stimme ich vollkommen überein. Obligatorisch für den Schüler zerlegt sich wieder in zwei Seiten: der Schüler ist verpflichtet, den Zeichenunterricht zu benutzen, das ist eine Seite; damit bin ich vollkommen einverstanden. Die andere Seite ist: der Schüler ist verpflichtet, auf jeder Lehrstufe ein bestimmtes Ziel zu erreichen; damit bin ich nicht einverstanden. Ich habe in der schon früher erwähnten Stellung die Erfahrung gemacht, dass Schüler in Folge körperlicher Gebrechen, namentlich der Kurzsichtigkeit, ganz wohl im Stande sind, bis zu einem gewissen Punkte dem Zeichenunterrichte zu folgen, etwa so lange es sich um die Fassung sehr einfacher Gebilde, zum Theile um die Auffassung der Gebilde nach Vorlagen handelt. Würde diese Grenze überschritten, geht man über zum Zeichnen nach räumlichen Gebilden, nach Modellen, so ist es in jeder Schule schlechterdings unmöglich, alle Schüler zu dem bestimmten Ziele zu führen.

Jene Herren, welche ihr Augenmerk darauf gerichtet haben, welcher Procentsatz von Schülern kurzsichtig ist, werden mir beistimmen. Es ist unmöglich alle Schüler, die kurzsichtig sind, so nahe an das Object, das gemeinsam gezeichnet werden soll, zu bringen, dass sie im Stande sind, es zu zeichnen. Fasst man nun obligat in dem Sinne auf, dass alle Schüler verpflichtet wären, auf jeder Lehrstufe dasselbe Lehrziel zu erreichen, und dass von dieser Erreichung auch die Versetzung in die nächste Classe abhängig gemacht würde, was im Worte obligat ohne Beschränkung enthalten sein kann, dann könnte ich wenigstens den Zeichenunterricht als obligates Fach nicht empfehlen. Das ist die Beschränkung, die nach meiner Ueberzeugung hinzugefügt werden soll.

Ich will also sagen, als Mittel allgemeiner Bildung, als Anleitung zur Auffassung der Formen in der Ebene, sowie der räumlichen Formen ist der Zeichenunterricht für jeden, der auf allgemeine Bildung Anspruch machen will, geradezu unentbehrlich; aus diesem Grunde soll er eingeführt werden. Man soll ihn aber nicht einführen aus dem Grunde, um den Schülern den Uebergang in die Realschulen und technischen Anstalten möglich zu machen, weil man sonst ein Element in die Gymnasien hineinbringt, das wie ein kleiner sich einsenkender Wurzeltrieb allmählich das Gefüge der Gymnasien zu sprengen im Stande wäre; und man soll ferner obligatorisch in dem Sinne auffassen, dass jedes Gymnasium verpflichtet sei den Zeichenunterricht zu ertheilen, jeder Schüler verpflichtet sei, denselben zu besuchen, dass aber die Versetzung in die höhere Classe nicht abhängig gemacht werde von der allgemeinen Erreichung eines bestimmten Lehrzieles.

Vorsitzender Director Biehl: Es wird am besten sein, wenn wir die Discussion so führen, dass der Herr Antragsteller erst zum Schlusse das Wort ergreife, um auf alle die verschiedenen Einwendungen, die erhoben werden, zusammenhängend zu erwidern. Wer wünscht noch das Wort?

Gymn.-Dir. Kriechenbauer (aus Znaim): Ich kann dem Hrn. Vorredner nur beipflichten und aus meiner Erfahrung hinzufügen, dass die Frage praktisch so ziemlich gelöst ist. Wir haben in den Realgymnasien das Zeichnen in den unteren Classen obligat,

Digitized by Google

in den Gymnasien nicht. Dort stellt sich heraus, dass wirklich die Schüler der ersten und zweiten Classe noch nicht den Formensinn haben, der nothwendig ist, um dem Unterrichte gleichmässig zu folgen. Sie bekommen zweite Classe und müssen, weil der Gegenstand obligat ist, den ganzen Curs repetiren. Sie können ein entwickeltes Denkvermögen haben, sie können sonst ausgezeichnete Schüler sein, aber für das Zeichnen ist in diesen Jahren der Sinn noch nicht hinreichend entwickelt; diese Entwickelung des Formensinnes stellt sich oft erst nach einigen Jahren ein. Daher kommt es, dass Schüler an Realgymnasien, welche wegen ungenügender Leistungen im Zeichnen repetiren sollten, die Zuflucht zum Gymnasium nehmen müssen, wo die zweite Classe aus diesem Fache nicht das Aufsteigen hindert. Wenn wir nun darauf hinarbeiten, dass ohne Rücksicht auf die Entwickelung der Jugend an allen Gymnasien die Fortgangsclasse im Zeichnen auch entscheidend ist für das Aufsteigen, so nehmen wir solchen Schülern die Möglichkeit weiter zu studiren. Dass der Formensinn bei der Jugend nicht überall gleichmässig vorhanden ist, zeigt auch die Realschule, wo trotz der vielen Zeit, die auf das Zeichnen verwendet wird, doch ungenügende Leistungen aus dem Zeichnen vorkommen. Ich bin also dafür, dass das Zeichnen zur allgemeinern Bildung nothwendig ist, dass jede Anstalt die Möglichkeit gewähren solle diesen Unterricht zu besuchen, nur sollen die Leistungen nicht für die allgemeine Fortgangsclasse entscheidend sein.

Prof. Steger (aus Salzburg): Ich glaube, der erste Herr Vorredner hat den Antragsteller nicht ganz richtig aufgefasst. Wenn dieser unter den Motiven für die Erspriesslichkeit des Zeichenunterrichtes auch als vierten Grund geltend macht die Erleichterung des Uebertrittes in die Realschule, so ist das nur κατὰ συμβεβηκός zu verstehen, nicht dem Wesen der Sache nach. Denn der Hauptvortheil liegt in der Entwickelung des Formensinnes; desswegen soll dieser Unterricht obligatorisch sein. So glaube ich den Antrag zu verstehen. Ein Vortheil κατὰ συμβεβηκός ist auch der, dass der Schüler des Gymnasiums durch die Entwickelung des Formensinnes befähigt wird in andere Anstalten überzutreten. So, glaube ich, sind wir im Grunde genommen eines Sinnes, der Herr Antragsteller und die übrigen Redner.

Vorsitzender Director Biehl: Ich erbitte mir selbst einige Worte zur Richtigstellung der Frage. Wie Herr Prof. Steger meinte, so verhält sich in der That auch die Sache. Die Erleichterung des Uebertrittes in Realschulen und technischen Anstalten ist allerdings ein Grund, der nicht zu verachten ist; aber wir müssen doch dem Herrn Landesschulinspector verbunden sein, dass er so sehr betont hat, dass dieser Grund nicht entscheidend sein dürfe für die Aufnahme eines Unterrichtsgegenstandes in den Lehrplan der Gymnasien. Allein ich möchte auf Grund meiner Erfahrungen auf etwas aufmerksam machen. Ich bin jetzt zwei Jahre in Innsbruck und weiss, dass jedes Jahr Abiturienten in das Polytechnicum gehen. Diese Leute sind jetzt sehr zu bedauern, weil sie im Zeichnen zurück sind; ja es würden sicherlich noch mehr absolvirte Gymnasiasten in das Polytechnicum übertreten, wenn sie einen entsprechenden Zeichenunterricht genossen hätten. Dass aber beim Eintritte des Knaben in das Gymnasium weder Knaben noch Eltern die Fähigkeiten richtig beurtheilen können, ist klar. Daher sollte man, glaube ich, weder den Schülern noch den Eltern den Weg für die Zukunft versperren. Wenn das Gymnasium den Zeichenunterricht noch aufnimmt und im Geiste des Gymnasiums — nicht im Geiste des Realgymnasiums, dagegen müsste ich mich verwahren — betreibt, dann wäre

Digitized by Google

das Gymnasium eine Anstalt, auf welcher eine Vorbildung gewonnen wird für alle Berufswege. Das wäre der praktische Gesichtspunkt, den wir zugleich im Auge haben sollen. Ich glaube auch nicht, dass die Gefahr zu befürchten ist, von welcher Herr Maresch gesprochen hat, wenn wir diesen Gesichtspunkt neben den Hauptgesichtspunkten geltend machen. Wenn wir das auch weglassen, so wird es doch factisch geschehen.

Landesschulinspector Maresch: Es thut mir leid, dass ich dem doch entgegen treten muss, was Herr Prof. Steger gesagt hat. Er geht von der Ansicht aus, ich hätte den Antragsteller missverstanden. Darauf muss ich erwidern, dass es etwas ganz anderes ist, ob ich die Frage so stelle: bietet das Gymnasium ohne den Zeichenunterricht die allgemeine Bildung? und, wenn wir die Frage negativ beantworten müssen, die Forderung stelle, der Zeichenunterricht sei als Mittel der allgemeinen Bildung aufzunehmen — oder ob ich frage, welche Vortheile κατὰ συμβεβηκός werden sich nach der Aufnahme des Zeichenunterrichts ergeben? Solche Vortheile werden bei der Discussion der ersten Frage nicht ins Gewicht fallen dürfen. Schon aus der Scheidung der Fragen wird sich ergeben, dass die Antworten, die auf beide Fragen fallen müssen, nicht auf gleicher Linie stehen können. Discutiren wir die Frage, ob der Zeichenunterricht ins Gymnasium aufgenommen werden soll, so können wir die Frage nur von dem Gesichtspunkte aus erörtern, ob das Gymnasium ohne Zeichenunterricht vollständig sei oder nicht. Das andere Moment würde höchstens zur weiteren Empfehlung dienen, nachdem wir über die Nothwendigkeit schon entschieden haben. Ob ich nun das Argument an erster oder dritter Stelle aufführe, ist nicht entscheidend, weil, wenn ich für irgend einen Satz mehr als ein Argument habe, eines an zweiter Stelle sein muss. Wenn ich also für einen Satz vier Argumente habe, so wird eines an vierter Stelle sein müssen; aber aus der Stelle kann man schlechterdings nicht auf das Gewicht desselben schliessen. Wenn man gesagt hat, es liege keine Gefahr darin, wenn wir die Möglichkeit des Uebertrittes in Realschulen unter den Argumenten aufführen, so ist das nicht richtig. Ich weiss aus Erfahrung, dass Gymnasiasten, welche die Absicht hatten sich technischen Studien zuzuwenden, an den Zeichenlehrer die Forderung stellten für sie den Zeichenunterricht nicht so zu ertheilen wie für die anderen, d. h. so wie es der Organismus der Gymnasien verlangt, sondern so, dass sie die Aufnahmsprüfung für das Polytechnicum bestehen können, mit andern Worten, den Zeichenunterricht am Gymnasium wie an Realschulen zu ertheilen. — Man sagt weiter, wenn wir auch das nicht sagen, so wird es doch geschehen. Ich stehe aber immer auf dem strengen Standpunkte. Es ist etwas ganz anderes, wenn wir etwas müssen geschehen lassen, weil wir es nicht abwehren können, und etwas ganz anderes, wenn wir von vorn herein es befördern helfen. Im Gymnasium ist der Zeichenunterricht insofern berechtigt, als er den allgemeinen Formensinn entwickelt. Jede weitere Ausdehnung widerspricht dem Organismus des Gymnasiums. Wenn wir also auch den Uebertritt nicht werden abwehren können, so ist es doch unsere Pflicht ihn nicht hervorzurufen.

Ich wollte noch kurz auf einen Punkt aufmerksam machen. Es wurde gesagt, Hausaufgaben werden keine gegeben. Auch das genügt nicht; diese Bestimmung haben wir an allen Gymnasien und Realgymnasien, wo der Zeichenunterricht obligatorisch ist. Es muss heissen, Hausaufgaben werden keine geduldet. Ich habe erfahren, dass Schüler ihre Elaborate mit nach Hause nahmen, wenn sie glaubten, dass sie den Forderungen des Lehrers nicht entsprachen, um sie durch bessere zu ersetzen. Da sind keine Haus-

Digitized by Google

aufgaben gegeben, wohl aber genommen worden. Ich würde also sagen, wenn der Zeichenunterricht innerhalb der richtigen Grenzen festgehalten werden soll, so gehört auch dazu, dass die Zeichenbretter in der Schule bleiben. Das klingt prosaisch, ist aber durch die Erfahrung aufgenöthigt; und ich empfehle diesen Punkt den Directoren und Zeichenlehrern zur Beachtung.

Vorsitzender Dir. Biehl: Wollen Sie, dass darüber abgestimmt werde?

Landesschulinspector Mæresch: Ich lege darauf kein Gewicht, sondern empfehle die Sache nur Ihrer Beachtung.

Prof. Dr. Lechner (aus Ansbach): Dem Wunsche, dass das Zeichnen ein obligater Unterrichtsgegenstand an Gymnasien werde, schliesse ich mich vollkommen an und freue mich, dass diese Frage hier zur Sprache gekommen ist. Ebenso entschieden muss ich aber auch dem geehrten Herrn, der zuletzt gesprochen hat, darin beistimmen, dass der Uebertritt in die Realschulen nimmer als Motivirung des obligatorischen Zeichenunterrichtes an Gymnasien geltend gemacht werden dürfe. — Ich glaube, dass hier noch ein anderer Punkt zur Sprache kommen sollte, den ich besonders betont wissen möchte. Der Zeichenunterricht an Gymnasien muss meiner Meinung nach vor allem die classische Bildung im Auge haben. Ich denke hier ganz besonders an die Schüler der oberen Classen, und indem ich den Zeichenunterricht in Verbindung gesetzt wünsche mit der Lectüre des Homer und Sophokles, wünsche ich, dass gerade der obligate Unterricht nicht in den unteren Classen abgeschlossen, sondern bis zum Schlusse des Gymnasiums ausgedehnt werde. Ich glaube also, unter den Motiven, welche einen grossen Theil unserer Section veranlassen dürften für die Aufnahme des obligatorischen Zeichenunterrichtes zu stimmen, sollte auch aufgeführt werden, neben der Ausbildung des Formensinnes im allgemeinen, die lebhafte Aneignung der Antike. Ich glaube, dass mit unserer Frage sehr enge zusammenhängt, was gezeichnet werden soll. Ich würde das Gymnasium bedauern, das seine Schüler verpflichtet mit Winkel und Richtmass, mit Zirkel und Lineal geometrische Constructionen zu zeichnen; denn das füllt, glaube ich, dem Mathematiker zu. Ebenso sehr glaube ich, dass der an und für sich gewiss hoch zu schätzenden dilettantischen Fertigkeit z. B. im Baumschlag- oder Landschaftszeichnen kein Spielraum gegeben werden darf. Ich stelle die Zeichnung körperlicher Formen, insbesondere das frühzeitige Gewöhnen des Auges an die Aufnahme edler Vorbilder aus dem classischen Alterthum in den Vordergrund und wünsche, dass der Unterricht im Zeichnen auf der höchsten Stufe des Gymnasiums allerdings auch nach Modellen ertheilt werde. Unsere Primaner sollen nach antiken Gypsköpfen zeichnen können, und desswegen erlaube ich mir anzudeuten, dass auf diese Weise durch den Unterricht im Zeichnen auch uns Lehrern, die wir mit den Schülern antike Dichter lesen und bei deren Erklärung natürlich auch mit antiken Bildern zu thun haben, Vorschub geleistet werden soll. Ich weiss, dass nicht jeder junge Mensch es zu einem Künstler, ja oft nicht so weit bringt, dass er einen Kopf correct zeichnen kann; Sie wissen aber auch, dass die Uebung in gewissen Dingen die Beurtheilung schärft. Das Gymnasium hat also nach meiner Meinung allerdings die Aufgabe, indem es die Schüler nöthigt den Stift zu führen, sie zu veranlassen sich Vorlagen nach den besten Mustern, insbesondere der Antike, mit dem Eifer der Nachbildung immer wieder anzusehen, dadurch die Schüler in dem Sinne zu fördern, dass ihr Verständniss, Geschmack und Sinn für die Antike ausgebildet werde. Es schliesst das nicht aus, dass

Digitized by Google

auch auf dem Gebiete der antiken Architektur der Zeichenunterricht förderlich eingreift, und wenn der Lehrer in der griechischen Culturgeschichte darauf kommt, die drei wichtigsten Säulenordnungen zu erklären, wird er sich freuen, wenn die Schüler geübt worden sind, die dorische, ionische und korinthische Säule zu construiren.

Mein Wunsch geht also dahin, dass man erstens dem geehrten Herrn Vorredner beipflichten möge, wenn er verlangt, dass das an 4. Stelle angeführte Motiv geradezu gestrichen werde, zweitens dass man stärker den Zusammenhang des Zeichenunterrichtes mit dem classischen Unterrichte betone und als Ziel des Zeichenunterrichtes namentlich die Ausbildung der Schüler für die besten Muster der Antike hinstelle.

Gymn.-Dir. Stier (Zerbst): Die Discussion hat sich auf eine andere Seite gewendet, so dass ich kaum nöthig habe das bisher erwähnte noch besonders hervorzuheben, dass nämlich der Schüler nicht verpflichtet sein könne auf jeder Lehrstufe das bestimmte Ziel zu erreichen und dass daher die Fortgangsnote aus dem Zeichnen für die Versetzung nicht zu berücksichtigen wäre. Dagegen wollte ich vorhin schon betonen, dass nach meiner Ansicht und Erfahrung die Gefahr nicht so gross sein dürfte, dass das Zeichnen am Gymnasium eben als besondere Vorstufe zum Uebertritte in die Realschule aufgefasst werde. Ich habe die Ehre seit einigen Jahren ein Gymnasium zu leiten, wo seit der Gründung eben das beobachtet worden ist, was Herr Lechner als Wunsch aussprach. Das Zeichnen ist auf den Anhalt'schen Gymnasien von jeher bis auf die höchste Stufe obligatorisch gewesen, wir haben nie bei der Versetzung ein Gewicht darauf gelegt und doch ist etwas erkleckliches geleistet worden, von dem einen mehr, vom andern weniger. Aber ich möchte nicht sagen, dass irgendwie die übrigen Lehrgegenstände dadurch beeinträchtigt worden wären. Es gibt allerdings verschiedene Richtungen; man kann mehr das Freihandzeichnen oder mehr das architektonische berücksichtigen; bei uns ist das architektonische überwiegend. Früher hat man nur Baumschläge, Körperformen aller Art gezeichnet nach Vorlagen, besonders französischen; neuerdings ist mehr der Zusammenhang mit der Antike betont worden; ich muss aber gestehen, dass ich in den Worten des Collega Lechner etwas vermisst habe; er nahm einseitig für die Antike Partei, während doch das mathematische die andere Seite des Gymnasiums vertritt. Ich hätte gewünscht, dass in der Abstufung lieber das, was unter Punkt 4 gesetzt war, das geometrische Zeichnen und die geometrischen Gebilde, schon auf einen früheren Platz unter No. 3 gesetzt werde, wo die Mathematik beginnt. So wünschenswerth es auch ist, wenn architektonisches, Sculpturen, Denkmäler u. dgl. der Antike nachgebildet werden können, so dürfte dies doch eine hohe Stufe sein, die nicht erreicht werden kann, auch von begabteren nicht, wenn nicht eine gründliche mathematische Schulung vorangegangen ist. Ich möchte nur noch betonen und sagen, dass Sculpturen, Denkmäler u. dgl. allerdings dem Freihandzeichnen angehören, aber die classische Schönheit des arehitektonischen nur dann erreicht werden kann, wenn eine Zeit lang mit Zirkel und Lineal operirt worden ist. Ich möchte ferner bemerken, dass die Unterstützung der Mathematik durch das Zeichnen doch sehr wesentlich ist und dass man sich nicht damit abfinden kann, dass die Pflege des mathematischen Zeichnens Aufgabe des Mathematikers sei; der Mathematiker hat so viel zu thun, dass er sich auf dasselbe im einzelnen nicht einlassen kann. Es ist ein besonders günstiges Verhältniss bei uns, dass der Zeichenlehrer durch und durch mathematisch geschult ist, wenn auch nicht akademisch gebildet; er ertheilt auch

Digitized by Google

gelegentlich mathematischen Unterricht; jedenfalls aber ist das sehr wünschenswerth, wenn der Mathematiker und Zeichenlehrer sich ins Einvernehmen setzen und einander in die Hände arbeiten; im übrigen bedarf es kaum eines Wortes, dass ich mit Collega Lechner ganz einverstanden bin, dass das Zeichnen der Baumschläge u. dgl. sehr leicht überwuchern kann und desswegen entschieden zu beschränken wäre, wenn wir den Zusammenhang des Zeichenunterrichtes mit den übrigen wesentlichen Gegenständen des Gymnasialunterrichtes festhalten.

Prof. Dr. Lechner: Wenn man eine Seite bei solchen Debatten besonders betont, so geht man natürlich von dem aus, was einem am meisten am Herzen liegt, und läuft dabei unwillkürlich Gefahr, vielleicht den Punkt, den man am meisten zu betonen wünscht, auf Kosten eines anderen zu stark hervorzuheben. Aber mir wird doch ein wenig bang, wenn ich die Reihenfolge bedenke, in welcher mein Vorredner die Stufen des Zeichenunterrichtes aufzählt, wenn man bedenkt, wie junge Leute mit aller Kraft und Zeit, die dazu gehört, nur im Stande sind, zur Ausbildung eines Zweiges des Zeichnens zu gelangen, den wir gewohnt sind mehr oder weniger Schulanstalten anderer Art vorzugsweise zuzuweisen. Jedenfalls bin ich aber insofern mit Herrn Director Stier einverstanden, dass man gelegentlich auch die architektonischen Ueberreste des Alterthums von den Schülern reproduciren lassen müsse und dass dies sich auf gewisse Grundelemente des mathematischen Zeichnens zu stützen hat.

Prof. Dr. Maier: Der Herr Landesschulinspector Maresch sagte einfach, der Zeichenunterricht diene zur Erreichung der allgemeinen Bildung; ich bin der Ansicht, dass dies ganz richtig ist, aber doch viel zu allgemein. Der Herr Vorredner hat gesagt, dass der Zeichenunterricht zur Erreichung des Verständnisses der Antike diene; ich glaube, auch das ist richtig; aber es kann nur als ein Theil des Zweckes des Zeichenunterrichtes angesehen werden. Ich meine vielmehr, dass der Zweck des Zeichenunterrichtes der ist, das Anschauungsvermögen der Schüler zu entwickeln und zu vervollkommnen, und dann wird auch der vorhin vermisste Formensinn der Schüler gewiss eben durch das Zeichnen erreicht werden. Wann soll denn der Formensinn überhaupt entwickelt werden, wenn nicht auf der Stufe, wo der jugendfrische Geist für alle Eindrücke empfänglich ist? Ich glaube, der Zeichenunterricht trifft in dieser Beziehung ziemlich mit dem Zwecke zusammen, welchen der naturbeschreibende Unterricht in den zwei untersten Classen hat. Ich habe mir den naturbeschreibenden Unterricht öfters mit angesehen und war ganz erstaunt über die Raschheit, mit der die Knaben Pflanzenformen auffassen; und warum sollten sie nicht auch solche Zeichenformen auffassen können?

Ferner vermisse ich das Wort „methodisch“ bei dem so oft gebrauchten Ausdrucke Zeichenunterricht. Ich möchte diesen Zusatz gemacht haben, so dass es heisst: „Der methodische Zeichenunterricht ist obligat“. Wenn man dieses Wort hinzusetzt und dasselbe auch verwirklicht wird, so wird dasjenige erreicht werden, was der Herr Landesschulinspector vermisst, nämlich eine gleichmässige Durchbildung aller Schüler in der bestimmten Zeichenstufe eines jeden Cursus. Wenn methodisch gearbeitet wird, werden alle Schüler das Ziel erreichen können, das ihnen vorgesteckt ist.

Dir. Biehl: Ich glaube, das ist ein Punkt, der nicht herein gehört, insofern es sich von selbst versteht, dass man methodisch arbeitet. Es gibt keinen Unterricht am Gymnasium, der nicht methodisch ertheilt werden sollte.

Digitized by Google

Landesschulinspector Maresch: Ich bitte ums Wort zu einer Berichtigung. Ich habe nicht gesagt, dass der Zeichenunterricht zur allgemeinen Bildung führe, sondern dass er dazu gehöre, er sei ein Mittel dazu.

Dir. Biehl: Ich möchte mir noch einige Bemerkungen erlauben. Ich glaube, meine Herren, Sie haben in der That eine unnöthige Angst. Das Wort „praktisch“ ist wirklich etwas verrufen, namentlich für solche, die auf dem humanistischen Standpunkte stehen; aber nach meiner festen Ueberzeugung, meine Herren, liegt dieses nur in einer Missdeutung des Wortes „praktisch“. Der Herr Inspector Maresch hat sehr richtig bemerkt, das Zeichnen führe nicht zur humanistischen Bildung, sondern es liege in ihm ein wesentliches Moment derselben. Das Wort „praktisch“ ist desswegen so missverstanden, weil man in der Regel bei demselben an die Verwerthung gewisser Kenntnisse für das gewöhnliche Leben, für die äusseren Lebensbedürfnisse denkt; aber das Wort „praktisch“ hat einen viel höheren Sinn. Wenn wir in Betracht ziehen, dass das Zeichnen z. B. gerade den Zweck hat das classische Alterthum verständlich zu machen, oder die mathematischen Kenntnisse zu unterstützen, ja, meine Herren, so ist das ein Mittel eine andere geistige Richtung besser verstehen zu können. Alle unsere Gymnasialstudien haben als solche den Zweck allgemeine Bildung zu bewirken, aber doch auch einen höheren Unterricht, eine höhere Geistesbildung möglich zu machen. Und in diesem Sinne sind auch alle unsere Mittel an Gymnasien praktischer Natur. Ich meine also, das Wort „praktisch“ wird missverstanden; und wenn es ordentlich aufgefasst wird, wird auch die Besorgniss sich legen. Es steht in unseren Gesetzen — und, soviel ich weiss, auch in den Gesetzen anderer Länder — dass der Zweck der Gymnasien dahin geht, erstens allgemeine Bildung zu bewirken und zweitens auf die Universität vorzubereiten. Meine Herren! Das ist der praktische Zweck. Wenn ich sage, das Zeichnen ist eine Vorbereitung für das Polytechnieum, so will das nichts anderes heissen, als, es ist ein Mittel, um sich höhere Kenntnisse zu erwerben. Ich glaube daher, dass das Wort „praktisch“ nicht zu tadeln ist. Das ist meine specielle Ansicht.

Landesschulinspector Maresch: Ich gestehe, dass ich das Wort praktisch in der ganzen Debatte weder gesprochen noch gehört habe.

Dir. Biehl: Aber der Punkt 4 sollte eben entfernt werden, weil er ein praktiseches Motiv enthalte — so wenigstens habe ich es verstanden.

Prof. Dr. Pfaundler (Innsbruck): Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich, der weder ein Philolog noch ein Zeichner ist, mir einige praktische Bemerkungen erlaube. Ich will mich gar nicht darein mischen, ob der Zeichenunterricht obligat oder nicht obligat sein soll, sondern bloss den Wunsch aussprechen, dass der Zeichenunterricht im Gymnasium eingeführt werde und das aus folgenden Gründen. Ich habe in meiner Stellung als Professor der Physik an der Universität fortwährend die Erfahrung gemacht, dass die Lehramtscandidaten eine ausserordentliche Unfähigkeit an den Tag legen Zeichnungen von Apparaten und Instrumenten aufzufassen, und noch grössere Unfähigkeit sie in einer verständlichen Weise wieder andern vorzuzeichnen. Wenn nun das Gymnasium dazu dienen soll für die Universität und für den künftigen Lebensweg vorzubereiten, so muss man doch auch verlangen, dass der künftige Lehramtscandidat schon in seiner Jugend, wo er eben etwas lernen kann, das lerne, was er nothwendig braucht, und das ist entschieden auch das Zeichnen, welches nicht bloss der Physiker, sondern der Lehr-

Digitized by Google

amtscandidat für Naturwissenschaften überhaupt, der Botaniker nicht weniger als der Zoologe und Mineraloge nothwendig braucht; sonst ist er unfähig Unterricht zu ertheilen. Ich war zufällig in der Lage, neben den vom Gymnasium herstammenden Candidaten einmal auch ein Paar aus der Realschule hervorgegangene zu unterrichten und dabei ist es mir ordentlich aufgefallen, wie sehr diese letzteren in jener Beziehung den Gymnasiasten überlegen waren, nicht bloss darin, dass sie rascher und schneller die Zeichnungen auffassten, sondern auch namentlich, dass sie dieselben viel besser wiederzugeben wussten. Und ich bemerkte bei den eingeführten pädagogischen Vortragsübungen, wie sehr das zu statten kam. Dieses rein praktische Interesse ist es, welches ich als Grund zu den übrigen beigebrachten Argumenten anführen möchte. Ich glaube daher, dass wir ganz gut das vierte Argument des Herrn Antragstellers fallen lassen können; wir brauchen nicht anzuführen, dass damit den Gymnasiasten der Uebertritt ins Polytechnicum erleichtert werden solle, da ja schon die Vorbereitung auf die Universität diesen Unterricht erheischt.

Dir. Biehl: Mir kommt vor, als sei die Frage schon so viel erörtert, dass wohl nichts wichtiges mehr vorgebracht werden könnte.

Prof. Dr. Lechner: Es dürfte wohl noch am Platze sein, wenn ich um Mittheilungen von bisherigen Leistuugen bitte. Es ist ja doch, wie wir gehört haben, theilweise das Zeichnen obligater Unterrichtsgegenstand und an anderen Gymnasien, wo dies nicht der Fall ist, wird doch von der grössten oder wenigstens einer grossen Anzahl der Schüler gezeichnet. Wäre es nun nicht vielleicht wünschenswerth zu hören, in wie weit an einzelnen Schulanstalten das Zeichnen als Vorbildung für die mathematische Seite gedient hat, oder wie weit es gekommen ist in dem, was ich mir zu betonen erlaubte. Ich glaube, dass eine solche Mittheilung gerade jetzt, wo verschiedene Herren im Stande sind eine solche zu geben, doch auch auf die Antragstellung ein Licht werfen würde. Ich insbesondere kann anführen, dass ich erst vor wenigen Wochen z. B. von einem meiner Schüler sehr schöne antike Köpfe gesehen habe, die nach Gypsmodellen gezeichnet waren. Gibt es nicht auch Anstalten, in denen vielleicht eine Iuno Ludovisi gezeichnet wird, sei es nach Gyps, oder nach Vorlagen? Oder wie weit ist man an anderen Anstalten mit dem gekommen, was auf den verschiedenen Stufen, die der Herr Antragsteller in seiner speciellen Ausführung betont hat, geleistet werden könnte?

Dir. Biehl: Wer von den Herren ist im Stande Mittheilungen zu machen? Jedenfalls ist dieser Vorschlag sehr gut. Das könnte aber nur ein solcher Herr thun, der an einer Anstalt wirkt, wo das Zeichnen schon seit längerer Zeit geübt wird. Denn sonst kann man von Erfahrung nicht sprechen.

Gymn.-Dir. Stier: Ich will nur das sagen, was ich mir schon vorhin zu sagen erlauben wollte. Nachdem der mathematische Zeichenunterricht bei uns eingeführt worden ist, wurden bei der vorletzten grossen Zeichenausstellung in Berlin nach dem mitgetheilten Resultate die beiden Gymnasien zu Pforta und Zerbst als diejenigen bezeichnet, die am meisten geleistet hätten. Das waren die Resultate des Freihandzeichnens. Ich muss aber hinzufügen, dass zum Theil meinem Wunsche entgegen nicht so sehr auf die Antike Rücksicht genommen worden ist, sondern mehr auf das landschaftliche Bild, auf Thierstücke u. dgl., dass aber darin vorzügliches geleistet worden war. Es ist bei uns eine andere Richtung eingeschlagen worden, und ich kann zunächst nur ein Resultat bezeichnen,

Digitized by Google

dass beim letzten Examen zu Ostern auch ein öffentliches Examen aus dem Zeichnen abgehalten wurde, wobei der Lehrer die Classe eine halbe Stunde examinirte, und ich, wie alle Zuhörer, mich überzeugte, dass die Knaben mit ausserordentlichem Verständnisse auf die theoretische Entwickelung der Grundlagen eingegangen waren.

Prof. Dr. Perkmann (Innsbruck): Ich glaube, zwei Punkte könnten noch erwähnt werden, wovon der eine ein psychologischer ist, der andere aus dem Bedürfnisse des Gymnasialstudiums sich ergibt. Es ist eine Thatsache, dass gerade das Kind zuerst die Anschauung, d. h. das, was sich seinem Auge darbietet, auffasst und dass das Kind diese Anschauung sich selbst fassbar zu halten sucht; daher die Erscheinung, dass die Kinder mit kleinen Kritzeleien anfangen, welche in Lehranstalten an allen Tischen und Bänken zu sehen sind. Das ist der Beweis, dass der Sinn für das Zeichnen, der Formensinn im Kinde vorhanden sei; wird aber dieser Formensinn nicht entwickelt, d. h. wird das Zeichnen nicht gefördert, so wird er durch die überwiegende Entwickelung anderer Anlagen unterdrückt. Wenn man annimmt, dass eine Gefahr darin liege, es könnte etwa einer nicht entsprechendes leisten, es wäre der Zeichenunterricht ein Zeitverlust, so widerspricht dem gerade die angeführte psychologische Thatsache. Ein anderer Gesichtspunkt ergibt sich aus dem Bedürfnisse des Gymnasialstudiums. Gerade in neuerer Zeit ist man mit Recht darauf bedacht gewesen, das geographische Studium gründlicher zu betreiben, als früher; dies kann aber nur dann richtig und gründlich betrieben werden, wenn die Kinder an ein richtiges und genaues Kartenlesen gewöhnt werden. Das Verständniss der Karte ist aber die Hauptschwierigkeit des geographischen Unterrichtes. Wenn nun dem Lehrer durch Entwickelung des Formensinnes durch Aufnahme des Zeichenunterrichtes zu Hilfe gekommen wird, so wird man sehen, welchen Vortheil hiedurch das geographische Studium gewinnt. Diese Punkte möchte ich hervorgehoben und als Grund des Bedürfnisses des Zeichenunterrichtes angeführt wissen.

Prof. Dr. Lechner: Ich möchte mir nur eine kurze Frage erlauben. Gibt es denn Gymnasien, an denen gar kein Zeichenunterricht ertheilt wird, an denen nicht einmal hiezu Gelegenheit geboten wird?

Dir. Biehl: So viel ich weiss, gibt es solche Anstalten. Als ich vor zwei Jahren nach Innsbruck kam, fand im Gymnasium kein Zeichenunterricht Statt. Ich habe erst denselben als Freifach für das Untergymnasium eingeführt.

Prof. Dr. Lechner: Das ist mir neu. Ich war bis jetzt der Meinung, dass an allen Gymnasien wenigstens Unterricht im Zeichnen ertheilt wird.

Dir. Biehl: Allein wenn auch Gelegenheit zum Zeichnen auf dem Gymnasium gegeben wird, so genügt das nicht, es muss obligat werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, worin mir wohl alle Herren beipflichten werden, dass, wo das Zeichnen nicht obligat ist, nichts rechtes erreicht wird. Es geht eine Zeit lang, allein wenn auch der Zeichenlehrer streng auf seine Sache schaut, so wird sie doch nicht mit dem erforderlichen Ernste von den Schülern betrachtet und betrieben. Es ist desswegen sehr viel daran gelegen, dass der Gegenstand obligat wird.

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich möchte nicht weitere Momente zur Sache geltend machen, sondern nur von diesem Platze aus, wo ich genöthigt bin, den Gang der Verhandlung zu fixiren, den Versuch machen, einige Sätze zur Einigung zu formuliren, welche dem Antrage des Herrn Referenten nicht entgegengesetzt sind, aber noch einzelne

Digitized by Google

Punkte, über die Einverständniss herrscht, mit aufnehmen. Ich erlaube mir daher den Vorschlag, die hohe Versammlung, beziehungsweise die pädagogische Section, wolle sich dahin aussprechen:

1) Die Einführung beziehungsweise Erhaltung des Zeichenunterrichts am Gymnasium ist durch die Nothwendigkeit desselben für die allgemeine Bildung geboten.
2) Der Unterricht ist in den unteren Classen obligat, eine befriedigende Leistung darin aber nicht Bedingung für die Versetzung.
3) Auch in den oberen Classen ist die Gewährung des Unterrichtes Pflicht der Schule, für die einzelnen Schüler aber die Theilnahme daran facultativ.

Neben der Einführung erwähnte ich auch die Erhaltung des Zeichenunterrichtes, weil er bei uns in Norddeutschland schon eingeführt ist. Der Satz, dass eine befriedigende Leistung nicht Bedingung der Versetzung sei, ist für uns Norddeutsche selbstverständlich, weil es bei uns keine Fortgangsnoten gibt, sondern die Versetzbarkeit nach dem freien Ermessen der Lehrerconferenz ausgesprochen wird. Es gilt das also nur für Oesterreich. Bezüglich der Oberclassen möchte ich nicht in der Zuversicht so weit gehen, dass alle Schüler es zum Zeichnen nach der Antike bringen; wozu soll man einen Zweck anführen, der nicht von allen erreicht werden kann? — Genug, wenn die Schulen so eingerichtet sind, dass sie Modelle antiker Köpfe haben und jeder zum Zeichnen nach denselben gelangen kann.

Gymn.-Dir. Krichenbauer: Ich glaube, es kommt ein Missverhältniss heraus, wenn die Schüler classenweise vom Zeichenlehrer unterrichtet werden und eine allfällige ungenügende Note im Zeichnen ohne allen Einfluss bliebe. Auf diese Weise wird der Zeichenlehrer in die Lage kommen, dass er unreife Elemente und vorgeschrittene gleichzeitig neben einander hat; er wird nicht gleichmässigen Unterricht ertheilen können. Ich glaube, es ist doch wichtig, dass der Zeichenlehrer ebenso gut, wie die anderen Lehrer, nur möglichst gleichmässig vorgebildete Schüler vor sich habe. Ich hielte es für zweckmässig, dass der Zeichenlehrer ebenso gut Abtheilungen mache und die gleichartigen zusammenbringe, wie es in den übrigen Gegenständen geschieht, dass er das Recht habe, Schüler der zweiten oder dritten Classe, die im Zeichnen nicht entsprechen, in seiner Abtheilung zurückzubehalten, dass also durch den Fortgang im Zeichnen zwar nicht die allgemeine Versetzbarkeit, wohl aber das Aufsteigen im Zeichenunterrichte bedingt werde, analog dem, wie es bei uns bezüglich des Böhmischen geschieht. Der böhmische Unterricht ist relativ obligat, nicht jeder ist verpflichtet hineinzugehen (nur für die Böhmen ist er obligat), und wenn der Schüler nicht entspricht, muss er in der Abtheilung so lange zurückbleiben, bis ihn der Lehrer in eine höhere versetzt. So wäre es auch zweckmässig für den Zeichenlehrer. Er käme nicht in die unangenehme Lage dadurch zurückgesetzt zu sein, dass seine Note gar nichts gilt; er könnte dann seine Schüler auch zurückbehalten und verlangen, dass sie die Abtheilung repetiren; er müsste seine vier Stufen haben und würde innerhalb dieser vier Stufen die für jede einzelne genügend vorbereiteten aufsteigen lassen.

Dann stimmt es wohl zusammen mit dem übrigen Gymnasialunterrichte, und der in dieser Richtung weniger begabte Schüler wird an seinem Fortkommen weniger gehindert.

Digitized by Google

Director Biehl: Ich glaube, die Frage der Nothwendigkeit und Erspriesslichkeit ist hinlänglich erörtert; nur der Punkt ist noch zu wenig betont und besprochen worden, der sich auf die Geltung der Note bezieht. Das ist ein wichtiger und äusserst bedeutsamer Punkt und es wäre gut, wenn über diesen noch jemand das Wort ergreifen möchte.

Prof. Stolz: Bezüglich der zweiten Fortgangsclasse im Zeichnen muss ich bemerken, dass es mir in meiner Praxis noch nie vorgekommen ist, dass ich veranlasst gewesen wäre sie einem Schüler zu geben, der sie in diesem Gegenstande allein gehabt hätte; jeder hatte noch zwei oder drei andere. Ich glaube, in dieser Beziehung braucht man daher nicht ängstlich zu sein, allfällige Bedenken löst die Praxis leicht. Ich bin als Antragsteller nicht darauf caprieirt, dass die Note bezüglich der Versetzbarkeit angerechnet werde; jedoch soll sie jene Würdigung haben, dass derjenige, welcher im Freihandzeichnen zweite Fortgangsclasse hat, als allgemeine Zeugnissclasse nicht erste mit Vorzug haben dürfe.

Schriftführer Director Dr. Weicker: Gegen die Worte Krichenbauers, dass die Note bloss das Aufsteigen in die höhere Zeichenabtheilung bedingen solle, möchte ich nur bemerken, dass dies nur angeht, wenn der Zeichenunterricht ausser der allgemeinen Schulzeit liegt, und weil das in der Regel nicht der Fall sein wird, so geht es eben nicht.

Director Krichenbauer: Bei uns ist das factisch der Fall; wo der Zeichenunterricht nicht obligat ist, muss er ausserhalb der Schulzeit, entweder von 11 bis 12 Uhr oder an den freien Nachmittagen des Mittwochs oder Samstags ertheilt werden.

Schriftführer Director Dr. Weicker: Dann würde ich nur eine Abänderung in der Astronomie wünschen, dass der Tag mehr als 24 Stunden bekomme.

Director Biehl: Ein Wort zur factischen Aufklärung. Ich glaube, dieser Punkt wird sich leichter machen, als es scheint. Ich kann darüber aus Erfahrung sprechen. An den Nachmittagen des Mittwochs und Samstags haben wir frei und ein jeder von den Professoren, glaube ich, will diesen freien Nachmittag den Schülern nicht gern nehmen und es hat mir immer wehe gethan, gerade auf diese freien Nachmittage das Zeichnen verlegen zu müssen. Wir haben daher im Winter, denn das ist in dieser Beziehung die misslichste Zeit, das Zeichnen auf die Stunden von 4 bis 6 Uhr Abends verlegt und uns dabei eigener Lampen bedient, und die Sache hat sich ausserordentlich gut gemacht; ich glaube, das war auch ein wesentlicher Grund, dass mehr Schüler theilnahmen, als sonst theilgenommen hätten. Mir kommt vor, es würde sich doch einrichten lassen, dass der Zeichenunterricht ausser der allgemeinen Schulzeit falle. Freilich wäre es gewissermassen ein Widerspruch damit, dass das Zeichnen ein obligater Gegenstand sein soll.

Prof. Hintner (Wien): Ich glaube, was der frühere Herr Vorredner gesagt hat, ist ganz richtig. Bei uns in Wien wird der gesammte Unterricht grösstentheils am Vormittage gegeben; Nachmittags ist keiner; ich möchte wissen, auf welche Zeit dann das Zeichnen verlegt werden solle, wenn es nicht unter die obligaten Unterrichtsstunden eingereiht wird. Das gäbe grosse Schwierigkeit; wenn ohnehin schon von 8 bis 1 Uhr Schule ist, so wird man eine weitere Stunde von 1 bis 2 Uhr kaum verlangen können.

Director Biehl: Es sind das mehr Fragen unwesentlicher Natur. — Wünscht noch jemand das Wort? — Wenn nicht, so hat es noch der Herr Antragsteller.

Digitized by Google

Prof. Stolz: Es sind im allgemeinen so viele Gründe für meinen Antrag angegeben worden, dass es überflüssig ist darüber noch weiter zu reden; ich erlaube mir nur ein Paar Bemerkungen zu machen. Wenn man sagt, die jungen Leute seien in den untersten Classen des Gymnasiums der Auffassung der Formen noch nicht fähig, dann hat der Zeichenunterricht in der Volksschule von selbst zu entfallen. Wenn man die ungleichmässige Begabung anführen will, so möchte ich mir die Frage erlauben, ob denn alle gleichmässig z. B. für die Mathematik begabt sind; man hört in der Regel das Gegentheil. Dann fürchtet man sich, es könnte zu sehr in ein Fachstudium ausarten, es könnte zu viel als Vorbereitung für die Technik und für die Kunstfächer aufgefasst werden. Das liegt aber nicht im Antrage; es wird kein Fachunterricht beantragt, sondern ein solcher, der organisch mit den übrigen Lehrgegenständen des Gymnasiums verbunden als Mittel der allgemeinen Bildung zu dienen hat. Das was gesagt worden ist bezüglich der Förderung der classischen Bildung, möchte ich ergänzen, indem ich auch das Mittelalter, die Neuzeit, die gesammte Geschichte, den gesammten Unterricht mit einbeziehe. Dass ich nicht näher auf die Sache eingegangen bin, und nicht einen mehr entwickelten Plan gegeben habe, geschah wegen der Kürze der Zeit. Es hat sich die Debatte ohnedies lange genug hinausgezogen und würde noch länger geworden sein, wenn ich mehr vorgetragen hätte. Es war mir wesentlich nur darum zu thun, die Beistimmung der Section für meinen Antrag zu erlangen.

Vorsitzender Dir. Biehl: Ich bitte also etwa in folgender Weise abzustimmen, zuerst, ob der Zeichenunterricht fürs Untergymnasium obligatorisch sein soll, dann ob fürs Obergymnasium, dann, wenn diese Frage verneint würde, ob er fürs Obergymnasium facultativ sein soll.

Landesschulinspector Maresch: Ich glaube, es würde sich empfehlen, die Anträge so, wie sie der Herr Schriftführer formulirte, zur Abstimmung zu bringen.

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich wollte mit meinen Vorschlägen mich dem Herrn Antragsteller nicht vordrängen, sondern nur eine Einigung herbeiführen. Wenn es aber beliebt nach denselben abzustimmen, so erlaube ich mir zu bemerken, dass der dritte Punkt für die Abstimmung noch getheilt werden kann.

Vorsitzender Dir. Biehl: Wollen also die Herren über die Anträge in der Form, wie sie der Herr Schriftführer gestellt hat, abstimmen, so bringe ich den ersten Punkt zur Abstimmung:

1. „Die Einführung beziehungsweise Erhaltung des Zeichenunterrichtes am Gymnasium ist durch die Nothwendigkeit desselben für die allgemeine Bildung geboten".

Diejenigen Herren, die für diese Form sind, wollen die Hand erheben. (Angenommen).

2. „Der Unterricht ist in den unteren Classen obligatorisch, die befriedigende Leistung darin aber nicht Bedingung für die Versetzung".

Die Herren, die dafür sind, wollen die Hand erheben. (Angenommen).

3. „Auch in den oberen Classen des Gymnasiums ist die Gewährung des Zeichenunterrichts Pflicht der Schule, die Theilnahme daran aber für die einzelnen Schüler facultativ".

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich stelle es den Herren anheim diesen Satz zu theilen; dass die Gewährung des Unterrichtes Pflicht der Schule sei, damit werden

Digitized by Google

alle einverstanden sein. Dass aber die Benützung desselben Seitens der Schüler eine facultative sei, damit sind vielleicht nicht alle einverstanden, wenigstens Professor Lechner würde eine Theilung verlangen müssen, wenn er consequent ist.

Director Biehl: Ich glaube, wir könnten das verknüpfen und als Punkt 3.) nehmen: „Das Zeichnen ist im Obergymnasium facultativ". Da gibt es keine Missdeutung.

Landesschulinspector Maresch: Das lässt noch das Missverständniss offen, dass die Schule nicht verpflichtet sei Zeichenunterricht zu ertheilen; darüber sind wir aber einig. Die correcte Abstimmung ist nur die vom Herrn Schriftführer beantragte mit Trennung des Antrages in zwei Theile.

Director Biehl: Ich glaube, das wäre eine Deutung, die dem Worte facultativ fremd ist. Wenn es heisst, das Zeichnen ist im Obergymnasium facultativ, so liegt schon darin, dass die Schule die Verpflichtung hat.

Landesschulinspector Maresch: Dagegen muss ich mir die Bemerkung erlauben, dass die facultativen Lehrgegenstände nur nach Thunlichkeit versehen werden; wenn die Schule nicht gut in der Lage ist einen Zeichenlehrer zu halten, dann wird sie den Gegenstand fallen lassen; wird er aber für die Schule imperativ, so darf sie ihn nicht fallen lassen und darin liegt der Unterschied. (Bravo!).

Director Biehl: Diejenigen Herren, welche dafür sind, dass die Gewährung des Unterrichtes in den oberen Classen Pflicht der Schule sein soll, wollen die Hand erheben. (Angenommen). Der zweite Theil lautet: „Die Theilnahme daran ist für die einzelnen Schüler facultativ". (Angenommen). — Nun möchte ich den Herren anheimgeben, ob vielleicht auch noch andere Punkte der Motivirung zur Abstimmung gebracht werden sollen. (Nein, nein!).

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich würde vorschlagen, dass, nachdem durch die Annahme der drei Sätze der Sinn, in welchem wir dem Herrn Referenten zustimmen, festgestellt ist, nunmehr auch der ursprüngliche Antrag, der nur eine Zusammenfassung dieser Anträge ist, noch zum Beschlusse erhoben werde. Dieser Antrag lautet: „Die Section wolle sich für Einführung des Zeichenunterrichtes am Gymnasium und zwar an den unteren Classen als obligat, an den oberen als Freifach aussprechen". Ich wollte nur dem Herrn Referenten damit Genugthuung geben, dass wir statt der von ihm vorgeschlagenen Formulirung nur eine Interpretation derselben zur Abstimmung gebracht haben.

Director Biehl: Ich bin überzeugt, dass der Herr Referent mit der vollzogenen Abstimmung einverstanden ist. Ich glaube, dass die von dem Herrn Schriftführer so eben vorgeschlagene Abstimmung zu den angenommenen drei Punkten nicht mehr passe.

Meine Herren! Meinen verbindlichsten Dank für die objective, ruhige Discussion und dafür, dass Sie so gütig gewesen sind, in manchen Fragen, wo uns der Schuh drückt — erlauben Sie mir den Ausdruck — uns Oesterreicher zu unterstützen.

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich bitte ums Wort. Der Herr Landesschulinspector Lang hat am Ende der vorigen Versammlung dieser Section uns zu unserer Genugthuung aufgefordert, dem Präsidenten Eckstein den geziemenden Dank auszusprechen. Wenn es auch mir willkommen gewesen wäre, wenn es ein anderer gethan hätte, so nehme ich mir doch die Freiheit, auch unserm verehrten Präsidenten, Director

Digitized by Google

Biehl, den Dank für die freundliche Leitung auszusprechen, indem ich Sie einlade, durch Erheben von den Sitzen Ihre Beistimmung kund zu geben. (Bravo, bravo; die Versammlung erhebt sich).

Director Biehl: Noch einen Punkt. Rector Eckstein ist fort. Nun muss aber in der allgemeinen Sitzung das Referat über die Verhandlungen der pädagogischen Section gegeben werden. Das käme nun mir zu. Es fällt mir aber bei meiner Geschäftsüberhäufung schwer. Rector Eckstein hat mich aber versichert, es werde einer von den Herren da sein, der das Referat übernehme.

Schriftführer Dir. Dr. Weicker: Ich würde es thun; nicht gerade, als ob ich es wollte, sondern weil Eckstein es wünscht.

Director Biehl: Ich ersuche Sie also diese Aufgabe zu übernehmen.

Digitized by Google

Verhandlungen der archäologischen Section.

Erste Sitzung, Montag den 28. September.

Die erste Sitzung der Section schloss sich unmittelbar an die erste allgemeine Versammlung an. Der auf der Philologen-Versammlung zu Leipzig gewählte Vorsitzende, Professor Dr. Wildauer, hiess die Section willkommen und hielt einen einleitenden Vortrag über die Bedeutung Tirols für die Archäologie.

Hinweisend auf die geographische Stellung des Berglandes mit seinen Durchgangsthoren zwischen Süd und Nord knüpfte er daran die Folgerung, dass hier die verschiedenen grossen Culturperioden ihre bleibenden Spuren zurückgelassen haben müssen. Von den Denkmälern aus vorrömischer Zeit hob er insbesondere jene hervor, welche unverkennbar einen Zusammenhang mit etruskischer Kunst und Industrie verrathen (Situla von Cembra, Statuette von S. Zeno, Matreier-Funde, Gräber von Moritzing und von Pfatten) und wies auf die bezüglichen Anschauungen von Giovanelli, Cavedoni, Sacken und Corssen hin. Die umfassende Uebersicht der wichtigeren Reste aus römischer Zeit betraf zunächst die erhaltenen Strassendenkmale, dann die römischen Niederlassungen mit ihren Resten, namentlich in der Umgebung von Lienz, und verbreitete sich sodann über die verschiedenen Elemente römischer Cultur. Es wurden aufgeführt die durch Steine und Inschriften beglaubigten Cultstätten und in geordneter Reihenfolge die bekannten in Tirol gefundenen Bildnisse der Bewohner des griechisch-römischen Olymps und der Heroen. Diese Götterbilder in Statuen und Reliefs führten über zu den anderen Resten der antiken Plastik. Daran reihte sich der Hinweis auf antike Gefässe, namentlich Lampen, auf Ringe, Fibeln und mancherlei Geräthe; ferner der Hinweis auf die reichen Münzenfunde an den altrömischen Strassenzügen, mit Hervorhebung jener Knotenpunkte, die als die ergiebigsten Fundstätten sich auszeichnen. Der Vortrag schloss mit einem Blick auf die antiken Gräber, die Stätten des Todes, denen wir so viel für die Kunde des Lebens verdanken.

Hierauf schritt die Section zu ihrer Constituirung, wählte Herrn Prof. Brunn aus München zum Vicepräsidenten, die Herren Dr. Julius aus Dessau und Dr. Klein aus Graz zu Schriftführern.

Endlich stellte die Section die Tagesordnung für die nächste Sitzung (Dienstag 29. September Morgens 8—10 Uhr) fest und beschloss um 4 Uhr Nachmittags die Antiken des Tiroler Museums „Ferdinandeum“ zu besichtigen, die der Vorsitzende in seinem Vortrage besonders hervorgehoben hatte.

Digitized by Google

Zweite Sitzung, Dienstag den 29. September von 8—10 Uhr.

Der Präsident ersucht den Herrn Studienlehrer Ohlenschlager aus München seinen angekündigten Vortrag zu halten. Derselbe ergreift das Wort und legte zuerst das im J. 1873 zu Regensburg gefundene und von ihm in den Sitzungsberichten der königl. bayr. Akademie d. W. (phil.-hist. Cl. 1874, 3. S. 193—230) herausgegebene Militärdiplom v. J. 166 vor und ebenso den Abklatsch einer Thorinschrift, welche den M. Antonius als Erbauer des Walles und der Thürme Regensburgs a. 179 nennt und durch die falsche, aber deutlich lesbare Angabe der tribunitia potestas XXXVI. des M. Antonius merkwürdig ist.

An die Besprechung des letzteren Gegenstandes knüpfte sich eine kurze Debatte, an der die Herren Professoren Bücheler, Bursian und Christ sich betheiligten.

Daran reihte sich dann die Darlegung seines Planes sämmtliche auf die römische Zeit bezüglichen Gegenstände, beziehungsweise deren Fundstellen, so weit sie Rätien betreffen, auf einer Karte darzustellen. Da die Beschaffenheit des Bodens in den Ländern, welche jetzt Theile der ehemaligen Provinz Rätien besitzen, grosse Verschiedenheit zeigt und ausserdem die Menge und Art der Vorarbeiten und Hilfsmittel sehr ungleich vertheilt ist, so übt die jetzige politische Eintheilung einen derartigen Einfluss auf Sammlung und Anordnung des Stoffes, dass die neue Eintheilung das Gerüste bieten muss, an welchem die Reste des Alterthums passend aufgestellt und schliesslich brauchbar unter einander verbunden werden.

Der Aufenthalt des Berichterstatters zwang ihn mit Bayern zu beginnen, welches bis jetzt, trotz zahlreicher Vorarbeiten, keine abgerundete, übersichtliche Darstellung seiner reichen, täglich neues bietenden Fundstätten besass, und es wurden die zerstreuten Notizen, welche nur zum Theil gedruckt und veröffentlicht sind, mit vieler Mühe aufgesucht und zusammengetragen.

Vorwiegenden Werth haben diejenigen Aufzeichnungen, welche durch bildliche Beigaben oder Pläne ein selbständiges Urtheil über Herkommen und Zweck eines Fundgegenstandes ermöglichen und zugleich zum Uebertrag auf eine Karte die geeignetste Unterlage bieten, was bei Strassen und Befestigungen ganz nothwendig ist. Diese Materialsammlung enthält schon jetzt eine bedeutende Anzahl kleiner Pläne von Dingen, welche seit ihrer Aufnahme der Cultur oder anderen Bedürfnissen der Neuzeit zum Opfer fielen. Die Gegenstände, welche überhaupt Aufnahme finden sollen, sind:

1. Strassenreste und urkundlich nachweisbare Strassen aus römischer Zeit.
2. Reste und Notizen von Befestigungen.
3. Ueberbleibsel römischer Privatbauten.
4. Inschriftsfundorte.
5. Die Fundorte von Anticaglien.

Die Fundorte der Münzen einzutragen wäre desshalb nicht rathsam, weil deren Vorhandensein die Anwesenheit der Römer nicht nothwendig voraussetzt und in den wirklich besetzten Ländern die Fundstellen derselben durch ihre Masse die Deutlichkeit des Kartenbildes beeinträchtigen würden. Doch sollen sie in den beizugebenden Verzeichnissen mit möglichster Vollzähligkeit ihren Platz finden.

Digitized by Google

6. Begräbnisstätten und Grabhügel.

Die Grabhügel lassen sich desshalb nicht ausschliessen, weil in denselben, wenn auch sehr selten, sich Beigaben finden, welche uns schliessen lassen, dass die Form des tumulus auch von Römern hie und da als Grabdenkmal gewählt wurde und ein grosser Theil der nicht römischen Gräber sicher der Zeit des Kampfes zwischen Römern und Germanen angehört.

Als Quellen für die besprochenen Gegenstände dienten ausser den Schriften der historischen Vereine in Bayern, den periodischen Zeitschriften und Zeitungen die grosse Menge von handschriftlichen Aufzeichnungen, welche in den Sammlungen der ebengenannten Vereine, im topographischen Bureau, in den verschiedenen Ministerien zu historischen Arbeiten von den verschiedensten Seiten eingeschickt wurden, namentlich aber die Steuerblätter des Grundsteuer-Katasters, welche die für Strassen und Befestigungen oft bedeutende Winke gebenden Flurnamen enthalten. Dieselben wurden für das betreffende Gebiet (etwa 8000 an der Zahl) durchgelesen und die Ergebnisse ausgeschrieben.

Die Anlage der Sammlung weicht namentlich in einer Richtung wesentlich von andern derartigen Arbeiten ab. Gewöhnlich schloss man sich der politischen Eintheilung des Landes in Kreise, Gerichte, Gemeinden u. s. w. an und ordnete innerhalb derselben die Namen der Fundorte nach dem Alphabet. Daraus ergaben sich nun mehrere grosse Nachtheile; die Gemeinde- und Gerichtsgrenzen wurden und werden im Laufe der Zeit geändert, so dass Angaben allein nach diesen nicht gar lange richtig bleiben; wurde aber ein Fund in der Nähe oder gleich weit von zwei oder mehreren Ortschaften gemacht, so wurde bald der eine, bald der andere als Fundstelle angegeben und räumlich zusammengehöriges oder gleiches wurde zerrissen, weil zufällig die Anfangsbuchstaben der angegebenen Fundorte auseinanderlagen.

Es galt also eine Eintheilung zu suchen, welche dauernd und von den Namen der Fundorte unabhängig war, kurz eine geometrische. Glücklicherweise findet sich eine solche allgemein benützte in Bayern vor, und in der neuesten Zeit werden alle, selbst die besten, topographischen Karten auf dieser Grundlage gearbeitet. Es ist nämlich das ganze Land durch Parallellinien von O. nach W. und von S. nach N. in lauter gleichgrosse Quadrate getheilt, die Reihen von O. nach W. sind mit römischen, die von S. nach N. mit arabischen Zahlen bezeichnet. Für jedes dieser Quadrate, dessen Seitenlänge etwa $^1/_2$ Stunde beträgt, findet sich in der Sammlung ein Blatt, auf welchem sämmtliche in das Quadrat fallende Funde und Notizen eingetragen werden. Gegenstände, welche mehrere Quadrate durchlaufen, werden auf einem Blatt beschrieben und auf den übrigen Blättern nur die Nummer des Blattes eingetragen, welches die Beschreibung enthält. Gedrucktes wird nur im Auszuge aufgenommen und citirt, handschriftliches aber copirt, um auch solche Berichte, die an ihrem jetzigen Aufbewahrungsplatz vereinzelt vielleicht zu Grunde gehen, für die Sammlung dauernd zu erhalten.

Die Pläne der Befestigungen sind meist in einem Massstab $^1/_{5000}$ gearbeitet, eine Grösse, welche alle Einzelnheiten wiederzugeben erlaubt und die Eintheilung der Befestigungen nach ihrer Stärke und Wichtigkeit wesentlich erleichtert. Auch die Strassen sollen nicht als via consularis, vicinalis und diversoria auftreten, sondern ihre Ausdehnung, die Breite der Fahrbahn ihnen den rechten Platz anweisen; möglichst viele

Digitized by Google

gesammelte Strassendurchschnitte sollen über die Bauart der Strassen Aufschluss geben. Dieselben sind, soweit sie mit Sicherheit erhoben werden konnten, im Massstab $^1/_{2000}$ aufgenommen, so dass selbst kleine Krümmungen noch wahrnehmbar erscheinen, was zwar für die Herstellung der herauszugebenden Karte ohne Wichtigkeit ist, aber für spätere Nachsuchungen, selbst wenn der Strassenkörper zerstört ist, sichere Anhaltspunkte gewährt.

Die Veröffentlichung selbst ist in einer Grösse zu halten, welche nicht viel unter $^1/_{20000}$ heruntergehen darf, damit die Gegenstände noch annähernd in ihrer wahren Gestalt erscheinen können und die Bodenbildung noch derart hervortritt, dass dieselbe den Befestigungen und Strassenzügen erklärend zur Seite treten kann.

Der Grad der Richtigkeit hängt natürlich von der Art und Weise ab, mit welcher die über das ganze Land zerstreuten Funde zur Kenntniss des Sammlers kommen, da alles selbst aufzusuchen und zu vergleichen nicht möglich ist, ohne die Arbeit unabsehbar hinauszuschieben; doch ist durch die Art der Anlage und die Gefälligkeit der Einsender dafür gesorgt, dass zweifelhaftes stets neu verglichen und durch besseres ersetzt wird, um so den Wunsch des Bearbeiters zu verwirklichen, dass ein Werk geschaffen werde, welches den Arbeiten von Paulus, Vetter und Keller würdig an die Seite treten kann.

Bei der Umfrage über allfällige Bemerkungen erhob sich keinerlei Einwendung, nur räth Herr Prof. Dr. Bursian von der Eintragung der Münzfundorte ab.

Den zweiten Vortrag hielt Herr Adjunct Klein aus Graz über zwei strittige Vasendarstellungen*).

Meine Herren!

Die Darstellung, auf die ich vorerst Ihre Aufmerksamkeit zu lenken wage, ist schon dadurch nicht ohne einiges Interesse, dass sie mit fest ausgeprägter Typik auf schwarz- wie rothfigurigen Vasen vorkommt. Zwei nackte**) Krieger, die plötzlich vom Leder ziehen, die Scheide noch in der Hand, Kameraden, die sie mit Gewalt zurückhalten, ein König, der zwischen sie tritt. Wo sich in diesen Elementen Abweichungen finden, verdanken sie, wie die Frauen, die auf einer Leydener Vase (Roulez, choix de vases peints du Musée de Leyde pl. XIII) die Streitenden zurückhalten, dem Restaurator ihre Existenz, oder beruhen, wie die Frau, die statt des Königs auf einer Londoner Schale (Catal. I, 829, publicirt von Birch, description of a fictile vase from Vulci, und Archaeologia XXXII. pl. I) in die Mitte tritt, bloss auf Annahme der Erklärer***); und so werden wir denn berechtigt sein ein Münchner Gefässbild (O. Jahn Nr. 330), das bisher mitgezählt wurde, auszuscheiden, bei dem der König fehlt, die Krieger bewaffnet nicht Streitende, sondern Streiter sind, und überdiess zwei Greise (also ein charakteristisches

*) An die Mitglieder der Section waren Separatabzüge der Tafeln 1 und 2 aus Conze's Vorlegeblättern, VI. Serie, vertheilt worden.

**) Auf den rothfigurigen Darstellungen entwickelteren Stils weniger crass als ungerüstet, auf den feinsten als halbgerüstet charakterisirt.

***) Die Tracht kann sowohl männlich als weiblich sein. Da der Kopf fehlt, so ist das wichtigste Kriterium der Ueberwurf des Obergewandes, und der ist mehr männlich; man vergleiche beispielsweise darauf hin Mann und Frau auf der Eurystheus-Darstellung des Euphronios (Conze, Vorlegeblätter Serie V. Taf. 7).

Digitized by Google

Moment) sie trennen. Es ist einleuchtend, dass dieses Bild zu dem von Welcker, alte Denkmäler III. S. 428 ff. Taf. XXVI, auf einen aufgehobenen Zweikampf zwischen Achilleus und Hektor gedeuteten gehört, welches dadurch aus seiner bisherigen Isolirung gehoben wird. Für unsre Darstellung haben Gerhard, Welcker und ausführlicher Birch a. a. O. die Scene zwischen Agamemnon und Achill im I. Buche der Ilias zur Erklärung herbeigezogen. Diese Deutung wurde durch Otto Jahn (Berichte der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1853 S. 21 ff., vgl. auch Overbeck, die Bildwerke zum theb. und troischen Heldenkreis S. 382)* beseitigt, welcher den von Statius Theb. V, 660 ff. erzählten Streit zwischen Tydeus und Lykurgos um so sicherer zu erkennen glaubte, da derselbe von Amphiaraos und Adrastos unterbrochen am Amykläischen Throne dargestellt war*). Ich weiss nicht, ob gegen diese Erklärung ein anderer Widerspruch als der von Brunn, Bullettino dell' Instituto 1865 p. 53 erhoben wurde, doch scheint mir gegen das schlagende der Verweisung auf die Darstellung des Amykläischen Thrones schon eine ganz allgemeine Erwägung zu sprechen. Vasen sind ihrer Natur nach etwas bewegliches, nicht am Orte haftendes, und diese Thatsache findet ihren Ausdruck nicht allein in der tektonischen Form, auch die Darstellungen spiegeln sie wieder. Sie sind gangbar. Die Exegese einer so grossen, in ihrem innersten Kerne nicht einmal durch die Umwandlung der Technik berührten Bilderreihe auf einen fast verlegenen Mythos stützen zu wollen, diess kann kaum überzeugend sein. Allerdings ganz bedeutungslos ist die Parallele der Darstellung des Amykläischen Thrones nicht. Die Worte der Beschreibung lehren uns dort einen Typus kennen, zu dem sich unsere Darstellungen und die der Vase in München Nr. 330 verhalten wie die Gattung zum Individuum. Die Individualisirung ist vollzogen einerseits durch das Dazwischentreten einer Mittelfigur, andrerseits durch die Charakterisirung der trennenden als Greise. Das aber, was ich eben die Gattung nannte, sehen wir in alter Zeit als leibhaftiges Individuum. Es gehört ja doch unsere Scene auch im alten Epos zu jenen vielen, die immer aufs neue wiederkehren, typisch in der Schilderung, nur für den einzelnen Fall leise gemodelt. So werden wir, wenn wir uns jetzt zu einer anderen Vorstellung wenden, diess mit dem Gefühle thun müssen, dass eine zwingende Lösung bis nun nicht vorliegt.

Die zweite Darstellung, meine Herren, deren Betrachtung wir uns nun zuwenden, die des s. g. Würfel-Orakels, hat mit der früher behandelten sowohl das feste Schema als auch die Häufigkeit des Vorkommens und zwar ebenfalls auf schwarz- und rothfigurigen Vasen gemein. Sie beansprucht aber noch ein besonderes Interesse durch ihre Verwandtschaft mit der langen Bilderreihe der würfelspielenden troischen Helden, deren schönstes Glied die berühmte vaticanische Amphora des Meisters Exekias ist. So nahe ist dieser Zusammenhang, dass der erste Schritt der Exegese eine Trennung war, die nur nicht stets mit voller Schärfe aufrecht erhalten wurde. Allerdings wird diese schon im Alterthum vermisst; denn nur eine Vermischung beider Typen kann es erklären, wenn auf einer kleinen Amphora (Welcker, alte Denkmäler III. S. 13 Nr. 17) die Namen AXIΛEYΣ und AIAΣ neben den Spielern erscheinen und die Göttin zwischen denselben**).

*) Paus. III, 18, 7 Ἄδραστος δὲ καὶ Τυδεὺς Ἀμφιάραον καὶ Λυκοῦργον τὸν Πρύνακτος μάχης καταπαύουσιν. Die offenbare Verwechslung von Tydeus und Amphiaraos ist schon lange eingesehen.

**) Vgl. auch Gerhard, auserlesene Vasenbilder III, 219, 3. Ein geläufiges Beispiel eines

Digitized by Google

An dem Verhältniss der beiden Darstellungen zu einander ändert natürlich ein solcher Fall nichts; diess scheint vielmehr so gefasst werden zu müssen, dass unsere Darstellung durch Differenzirung der Würfelspielerscene gebildet ward. Aus den beiden sitzenden wurden hockende, es handelte sich ja nicht mehr um behaglichen Zeitvertreib, sondern, wie die Anwesenheit und die Action der Athene beweist, um folgenschwere gespannt erwartete Entscheidung. Die bisherige Erklärung*), welche Krieger vor dem Beginn der Schlacht das Orakel befragend zu sehen meint, hat, ganz abgesehen von anderen Gründen, noch gegen sich, dass sie keine der scharf ausgeprägten Einzelheiten erklärt. Sollen wir es schon nicht auffallend finden dürfen, dass gerade zwei das Orakel befragen, so muss es doch seinen Grund haben, dass die Action der Göttin einem der beiden gilt, dass sie, wie es die rothfigurigen Bilder deutlicher ausdrücken, Freude auf der einen Seite, Trauer auf der andern hervorruft. Die Entscheidung, diess zeigt die ganze Reihe der Darstellungen, ist eben zwischen beiden. Sehen wir uns nach einer Handhabe für einen neuen Versuch um, so füllt uns zunächst eine Schale auf (Gerhard, auserl. Vasenbilder III, 195 u. 196), welche eine Erweiterung der Scene durch je zwei gegen einen nicht sichtbaren Feind gerichtete Krieger zu beiden Seiten der Darstellung enthält. Doch ein prüfender Blick auf die Rückseite des Innenbildes der Schale lehrt uns bald, dass wir es hier mit einem willkürlichen Zusatz des Malers zu thun haben, der, hat er auch seinen Namen vor dem ΕΠΟΙΕΣΕΝ des Innenbildes zu schreiben vergessen, für uns doch, wie ich glaube, mit Sicherheit zu erkennen ist. Der Name des schönen ΗΙΠΠΑΡΧΟΣ weist auf Epiktetos, der aber stets ἔγραψεν als Bezeichnung seiner Kunstthätigkeit schreibt, die Typen und die ganze Manier weisen auf den mit diesem verbundenen Pampheios, und gerade bei diesem Maler haben ähnliche Zusätze, die sich auf seinen rothfigurigen Schalen finden und zum Theil wiederholen, die Exegese auf Abwege geführt. Hier will ich nur mit einem Worte darauf hinweisen, dass alle diese Zusätze sich erklären, wenn wir die schwarzfigurigen Schalen des Meisters berücksichtigen, die mit den so geläufigen Augen bemalt sind, zwischen denen eine Darstellung Platz findet, während hinter ihnen eine Figur oder Gruppe und zwar zweimal entsprechend angebracht ist, ganz wie auf der grossen Masse der Schalen mit Augen. In der rothfigurigen Technik fielen die Augen fort, es entsteht bei ihm ein Hauptbild mit einem sich auf beiden Seiten wiederholenden anorganischen Zusatz. Unser Gefäss hat, und diess ist besonders interessant, eines der beiden Augen an altem Ort als Schildzeichen bewahrt. Wenn wir nun für die Erklärung diesen unorganischen Zusatz wegschneiden, so gewinnen wir unsern Typus allerdings rein zurück, sind aber im Ganzen auf jenem Punkt angekommen, wo wir die erste Darstellung verliessen — bei der Rathlosigkeit.

Und nun, meine Herren, erwartet Sie eine kleine Ueberraschung: wir sehen beide Darstellungen vereint auf einer Schale des Duris im Wiener Industrie-Museum (Monum. dell' Instituto VIII. pl. 41). Hiemit sind wir wohl der Lösung um einen Schritt näher gerückt. Ich habe durch einige Zeit der Vasenmalerei meine Aufmerksamkeit zugewandt

ähnlichen Vorganges die Inschriften ΑΚΑΜΑ und ΠΟΛΥΧΣΕΝΕ auf der Hiupersis-Schale des Brygos, vgl. Braun, Troische Miscellen S. 92.

*) Welcker, alte Denkmäler III. S. 3 ff.; vgl. Roulez, choix de vases peints p. 7 ff. und Annali 1867 p. 140 ff.

Digitized by Google

(was ich auch weiter zu thun gedenke) und da sah ich, dass vier, und gerade die bedeutendsten, die in fast ausschliesslicher Weise Schalenmaler sind, Euphronios, Duris, Hieron und Brygos, die Bilder jeder ihrer Schalen durch ein geistiges Band verknüpfen, es geht durch diese Werke das Gesetz der kyklischen Composition. Die Aussenbilder sind demselben zunächst unterworfen; wenn es sich auf diese beschränkt, dann wird das Innenbild dadurch förmlich neutralisirt, dass es eine Scene des gewöhnlichen Lebens, wenn auch manchmal mit einem ganz leichten mythischen Gewande umworfen, darstellt. Ich will nur an die Variationen des bei allen vieren vorkommenden Thema's: Eine Frau schenkt einem Manne Wein in die hingehaltene Schale, erinnern. Diese Regel hat ihre Ausnahme, die wieder bei allen dieselbe ist, sie erstreckt sich nämlich nicht auf jene Gefässe, deren sichere Erklärung noch nicht vollständig gelungen ist, und so ist auch unseres eine und zugleich die einzige Ausnahme unter den 15 bekannten Schalen des Duris. Wenn ich Sie also bitte, auf einen Interpretationsversuch unserer beiden Darstellungen nochmals einzugehen, so werden Sie wohl die neue Grundlage, die der gemeinsamen Behandlung, die ich an die Stelle der letzten Nebeneinanderbehandlung (Annali 1867 p. 140 ff.) setze, um so eher anzunehmen geneigt sein, als auch eine andere Ihnen in der Abbildung vorliegende Londoner Schale beide Scenen in gleicher Weise vereinigt. An die Besprechung der Duris- und der Londoner Schale will ich dann noch einige Worte über eine Leydener Schale Roulez pl. II. anknüpfen.

Mit feiner liebevoller Charakterisirung ist von Duris die Streitscene ausgeführt. Der jüngere Held hat mit so plötzlicher Heftigkeit das Schwert aus der Scheide gerissen, dass die Achselklappe seines Panzers aufgesprungen ist. Er holt schon zum Streiche aus, da fassen die herbeigestürzten Kameraden seinen Arm, während der Gegner nicht einmal dazu kommt sein Schwert aus der Scheide zu ziehen; gegen jenen wendet sich der König Einhalt gebietend. In der Mitte liegt eine vollständige Rüstung. Wem gehören diese Waffen? Die so natürliche Frage trifft den Kern des Streites; wem sie gehören sollen, diess zu entscheiden wird vom Wort zum Schwert gegriffen. Es ist des Aias und Odysseus Streit um die Waffen des Achilleus. Aber auch das Schwert fällt seinen Spruch nicht; der Gewalt tritt hindernd Gewalt entgegen. Die andere Seite kann uns nichts bieten als die Lösung. Diese erfolgt durch das einzige nach griechischem Sinne noch übrige Mittel, durch göttliche Entscheidung. Beide Helden sind vor der Athene mit dem Würfeln der Lose beschäftigt, jener Art von Orakel, von der wir nur zwei, aber hier sehr passende Punkte wissen (vgl. die von Roulez beigezogenen Stellen): dass es das specielle Orakel dieser Göttin war, und dass es nicht immer die Wahrheit spraeh. Der Künstler hat die Entscheidung schon durch die verschiedene Anzahl der Würfel auf beiden Seiten, noch mehr aber durch die Haltung der Athene ausgedrückt; die Spannung macht an den Enden auf der Seite des Aias dem Schmerze, auf der des Odysseus der Freude Platz. Ihm gehören die Waffen, das klingt voll und ganz im Innenbilde aus. Es ist keine Rüstungsscene, die man erkennen wollte, sondern eine Waffenübergabe. Ein Jüngling hält mit der linken einem bärtigen Manne, der Schild und Lanze bereits genommen, den Helm hin und reicht ihm mit der rechten den Panzer, den dieser fasst; unten stehen die Beinschienen. Jüngst hat eine neu gefundene Schale unseres Meisters, nun glücklicherweise in deutschem Besitz, ihn von einer neuen Seite kennen gelehrt. Es ist eine lebendige Schilderung des attischen Schulunterrichtes, die

Digitized by Google

den volltönenden Anfang eines alten Liedes, eine Reminiscenz seiner ehemaligen Jugendlectüre, gerettet hat. Diess will mich verleiten im Zeichen des Schildes, den nun Odysseus trägt, eine ganz ähnliche Jugenderinnerung des Meisters zu finden. Die Analogie mit der Homerischen Schilderung der Spange des Odysseus (Od. XIX, 226) ist auffallend genug, und die Annahme, dass Duris solche Reminiscenzen eben so unorthographisch malte als er sie schrieb, nicht allzu kühn.

Die Londoner Schale bietet in ihren ganz ähnlichen Aussenbildern das eine neue, dass die Waffen zu beiden Seiten unter die Henkel vertheilt sind, also auch äusserlich als das beiden Darstellungen gemeinsame Moment bezeichnet sind. Das Innenbild (es ist von Birch auch in seiner History of ancient pottery p. 201 für Peleus und Thetis erklärt) zeigt uns die Wegführung der Briseis und reiht so an den Streit über die Waffen des Peliden jenen des Peliden selbst. Der Künstler zeigt sich auch hierin würdig jener grossen Schalenmaler, zu deren Zeit er lebte, deren Compositionsprincip auch seines war. Der Maler der oben erwähnten Leydener Schale schildert auf der einen Aussenseite die Entscheidung, die andere führt uns den betrübten Aias von einem bärtigen Manne getröstet und Odysseus, der von einem Jüngling unterstützt die Waffen anlegt, vor. Das Innenbild zeigt nochmals einen Theil der Orakel-Entscheidung. Auch in dieser abgeflachten Darstellung ist das Princip der kyklischen Composition beibehalten.

Das Resultat unserer Betrachtung ist die Zuweisung zweier grosser Denkmäler-Reihen an eine im Epos wie im Drama hochgefeierte Sage. Die griechische Poesie spendet dem Archäologen so oft Licht auf seinen Pfaden, diessmal aber gleitet ein allerdings schwacher Strahl von den Kunstwerken in ihre Trümmerstätte.

Der Streit um die Waffen des Achilleus galt bisher als nur durch ein schwarzfiguriges Gefäss der Neapler Sammlung (Heydemann Nr. 3358, abgebildet Annali 1865 tav. d' agg. F.) auf Vasen vertreten. Diese inschriftlich gesicherte Darstellung zeigt uns ein friedliches, naiv geschildertes Wortgefecht. Im Anschluss hieran sei das von Welcker, alte Denkm. III. S. 25 ff. Taf. 3 als „Athene bei dem Streite der Atriden vor der Abfahrt von Ilion" gedeutete Vasenbild erwähnt; es zeigt uns jenes friedliche Stadium der Auseinandersetzung in genauer Anlehnung an den Typus des „Würfel-Orakels". Ein interessantes Gegenstück bildet eine Lekythos der archäologischen Gesellschaft zu Athen (Nr. 671; Heydemann, Griech. Vasenbilder S. 7, Anm. 1), auf der im Mittelpunkte der Streitscene Athene die Stelle des Königs einnimmt. Nähert sich dort der Typus der Entscheidung dem des Streites, so findet hier das entgegengesetzte Statt. Diese gegenseitige Einwirkung beider Typen auf einander beweist aufs neue die Richtigkeit des Principes, nach welchem ich den Ihrer Beurtheilung vorgelegten Lösungsversuch gewagt, die Annahme ihrer Zusammengehörigkeit.

Herr Professor Brunn knüpfte daran folgende Bemerkungen:

Der Vortrag, welchen wir eben gehört, würde Stoff zu weitgehenden Erörterungen bieten; bei der Kürze der Zeit beschränke ich mich jedoch auf Andeutungen über die Hauptpunkte. Mit Recht betont der geehrte Herr Vorredner, dass es weder bei den zahlreichen Darstellungen von Würfelspielern, noch bei denen gewaltsam unterbrochener Streitscenen möglich ist, mit einer und derselben Erklärung für alle auszukommen, sondern dass einzelne Bilder oder kleinere Gruppen nach ihren besonderen Motiven auch

Digitized by Google

eine besondere Deutung verlangen. So war auch mir bereits früher der Gedanke nahe getreten, das Münchner Vasenbild n. 330 auf den aufgehobenen Zweikampf zwischen Achilleus und Hektor zu beziehen. Nach dem allgemeinen Grundschema dieser Darstellungen ist auch eine Schale des Hieron (Mon. d. Inst. VI, 22) componirt, um den Streit des Diomedes und Odysseus wegen des, oder hier wegen der zwei Palladien uns vor Augen zu führen; und so mögen auch die noch übrigen verwandten Bilder nicht auf einen, sondern auf verschiedene Mythen zu beziehen sein. Was nun die Schale des Duris anlangt, so wird wenigstens ein Mitglied dieser Versammlung mir bezeugen können, dass die Deutung auf den Streit des Aias und Odysseus um die Waffen des Achill auch von mir bereits in meinen Vorlesungen aufgestellt worden ist. Es freut mich, diese Uebereinstimmung zu constatiren, indem sie gewiss eine erwünschte Gewähr für die Richtigkeit der Erklärung bietet. Im Princip darf ich meine Uebereinstimmung auch mit dem erklären, was der Vorredner über „kyklische Compositionen" bemerkt hat; nur dass ich glaube, den „trilogischen Zusammenhang" (wie wir vor dreissig Jahren in dem Kreise Emil Brauns das Verhältniss z. B. in der Kodros-Schale bezeichneten) in etwas anderem und weiterem Sinne fassen zu müssen. Der Künstler kann innerhalb eines einzelnen Mythos stehen bleiben und an ihm seine Idee trilogisch entwickeln. Er kann aber auch die Sätze seiner Trilogie durch die poetische Analogie an andern innerlich verwandten Mythen darlegen, gerade wie Pindar und die Tragiker in ihren Chorgesängen sich der poetischen Analogie bedienen. Immer jedoch müssen bedeutende Stoffe, bedeutende Momente gewählt werden, die sich einem gemeinsamen Grundgedanken unterordnen; es genügt nicht ein trocknes Aneinanderreihen von Thatsachen. Aus diesem Grunde kann ich die uns vorgeschlagene Deutung des Innenbildes der Duris-Schale nicht billigen. Die blosse Auslieferung der Waffen nach der Entscheidung ist ein zu bedeutungsloser Moment; und wer soll der Jüngling sein, der sie ausliefert? Ein blosser Diener ist es nach seiner Bekleidung nicht; welcher unter den bekannten Heldenjünglingen aber hätte Anspruch diese Stelle einzunehmen? Fassen wir die Sache tiefer: das Urtheil lautete allerdings zu Gunsten des Odysseus. Im Grunde aber waren doch seine Ansprüche nicht über allen Zweifel erhaben; und sein Sieg verschuldete den Tod eines der besten unter den griechischen Helden. Wir wünschen eine moralische oder poetische Sühne, und diese ist es, welche uns das Mittelbild darbietet: aus eigenem, freiem Antriebe übergibt Odysseus die Waffen dem Neoptolemos; nicht Aias, aber auch nicht Odysseus, sondern Neoptolemos ist es, dem allein der vollste, unbestrittenste Rechtsanspruch auf die Waffen seines Vaters zusteht. — Einen verwandten Gedanken, nur durch poetische Analogie ausgedrückt, finde ich auch im Innenbilde der zweiten, der Londoner Schale, in dem ich nicht die Wegführung, sondern die Rückführung der Briseis zu Achilleus zu erkennen glaube. Diese Scene verhält sich zu dem Streite des Agamemnon und Achilleus gerade ebenso, wie die Rückgabe der Waffen des Achilleus an seinen Sohn zu dem Streite zwischen Odysseus und Aias: auch hier Sühne und Versöhnung. (Weniger nahe liegt die Analogie in der oben erwähnten Schale des Hieron mit dem Streite über das Palladion. Theseus ist im Innenbilde dargestellt, wie er das Schwert gegen seine eigene Mutter Aithra zieht. Jedenfalls folgt aber auch hier auf den Streit die Versöhnung). — Nicht so klar bin ich mir bis jetzt über das zweite Aussenbild: die Würfelscene. Nach der äusseren Darstellung, wie nach meiner Auffassung der trilogischen Beziehungen liegt keine bestimmte Nöthigung vor, sie mythologisch zu fassen

Digitized by Google

und ganz direct auf den Streit des Aias und Odysseus zu beziehen. Es scheint mir, dass sie sich zu dem bekannten Würfelspiel des Achilleus und Aias etwa so verhält, wie die figurenreichern, noch immer nicht hinlänglich erklärten Sphinx-Darstellungen zu den einfacheren, in denen es sich um die Lösung ihres Räthsels durch Oidipus handelt. In keinem Falle aber wird sie in der Reihenfolge nach der Streitscene angesetzt werden dürfen. Denn erst der nach Aias Meinung ungerechte Urtheilsspruch konnte ihn sich so weit vergessen lassen, dass er in blinder Wuth das Schwert gegen seinen bisherigen Waffengenossen zog. Sie bildet vielmehr die Einleitung, und wir werden uns vorläufig begnügen müssen, in ihr eine Hinweisung auf den allgemeinen Gedanken zu finden, wie oft in den schwersten Conflicten und bei etwa gleichwiegenden Ansprüchen die Entscheidung nicht ein Resultat der Nothwendigkeit, sondern gewissermassen eines zufälligen Spieles des Schicksals ist.

Der Vorsitzende dankt den Rednern für ihre Vorträge, veranlasst die Feststellung der nächsten Tagesordnung (Donnerstag 1. Octob. 9—11 Uhr) und schliesst hierauf die Sitzung.

Dritte Sitzung, Donnerstag den 1. October 9—11 Uhr.

Auf Einladung des Präsidenten hält Herr Prof. P. Flavian Orgler aus Hall in Tirol einen Vortrag über einige in neuerer Zeit in Süd-Tirol gefundene Antiken.

Ich erlaube mir, die Aufmerksamkeit der verehrten Versammlung auf einige antike Gegenstände zu lenken, welche in neuerer Zeit im Süden unseres Landes gefunden wurden. Dahin gehören einige interessante Fibeln oder Heftnadeln, einige bildliche Darstellungen auf Bronzeblech und ein römischer Wagbalken.

1. Fibeln. — Von den Resten römischer Alterthümer aus dem häuslichen Leben wird in Tirol, vorzugsweise wohl nur in den südlichen Landestheilen, kein Gegenstand häufiger gefunden als Heftnadeln. Der tirolische Alterthumsforscher Roschmann, dessen vor 120 Jahren verfasstes Werk über tirolische Alterthumskunde sich als Manuscript im hiesigen Museum befindet, erklärt das häufige Vorkommen der Heftnadeln aus dem Umstande, dass diese beim römischen Anzuge so unumgänglich nothwendigen und in verschiedenartiger Weise verwendeten Fibeln auch den Verstorbenen beigegeben wurden und auch bei Leichenverbrennungen sich erhalten haben.

Im allgemeinen zu bemerken, bedienten sich sowohl Männer als Frauen bei ihrem Anzuge der Fibeln. Isidorus bezeichnet den Zweck derselben mit den Worten: „Fibulae sunt, quibus pectus feminarum ornatur, vel pallium tenetur viris in humeris, ceu cingulum in lumbis“. Demnach hatte die fibula einen doppelten Zweck; sie war einerseits ein Schmuckgegenstand für die Frauen und andrerseits ein Instrument, mittelst dessen die um die tunica gelegten Kleider, die toga ausgenommen, befestigt wurden. Wenn man die Kleider, die zum römischen amictus gehörten, betrachtet, so wird man behaupten dürfen, dass die Fibeln vielfach die Stelle unserer Knöpfe, Schlingen und Schliessen vertraten.

Digitized by Google

Bei der Männerkleidung finden wir die fibula mit Bestimmtheit zum Zusammenheften der lucerna auf der rechten Schulter. Tertullian bemerkt hierüber: „Pallii habitus in fibulae morsu humero acquiescebat"; und Octav. Ferrarius: „Fuere necessaria, quoniam pallia aperta et reliqua amicula, quae tunicae iniciebantur, ne humeris defluerent, fibula nectebantur". Unter den 'reliqua amicula' haben wir uns wohl die übrigens wenig bekannte laena, abolla und endromis zu denken; mit Bestimmtheit aber gehört dazu das sagum der Soldaten. Dass den Soldaten goldene Fibeln als Ehrengeschenke gegeben wurden, ersehen wir aus Livius XXVII, 19, wo Scipio den gefangenen numidischen Prinzen neben andern werthvollen Gegenständen auch mit einer kostbaren Fibel beschenkt, und aus XXXIX, 31: „Quinctius alter praetor suos equites catellis ac fibulis donavit".

Bei den Frauen finden wir den offenen Theil der stola oder zweiten tunica durch eine Fibel zusammengehalten und auch bei der ärmellosen tunica wurde der vordere und hintere Theil mittelst einer oder mehrerer Fibeln über der Achsel verbunden.

Wir können hier unmöglich speciell auf den Gebrauch eingehen, den die Fibeln bei den Römern fanden; wir müssten zu diesem Zwecke auch die einzelnen römischen Kleidungsstücke näher in Betracht ziehen. Es würde auch in unserer Zeit schwer sein, den Gebrauch der jetzigen Heftnadeln, Schliessen, Schnallen und Broschen speciell anzugeben. Namentlich mögen auch die römischen Frauen erfinderisch gewesen sein, beim Gebrauche der kostbaren Fibeln das nützliche mit dem zierlichen zu verbinden. Bezüglich der Form der Fibeln bemerkt der früher citirte Roschmann, dass sie „longe alia, quam qua nos utimur, forma occurrunt". Diese Behauptung passt für unsere Zeit wohl nicht mehr ganz, weil gerade die Broschen und Heftnadeln sich wieder mehr der antiken Form nähern, wie es auch theilweise die Umgestaltung der Kleidertracht bedingt.

Die nothwendigen Theile einer fibula sind: 1) die Nadel selbst; 2) der Bügel; 3) das Charnier oder die cylindrische Windung und 4) die Hülse oder der Haken zur Aufnahme der Nadel. Die Nadel ist im obern Theile entweder durch ein Charnier mit dem Bügel verbunden oder, was häufiger vorkommt, gefiedert, indem sie selbst nur eine Fortsetzung der cylindrischen Windung aus Draht ist. Diese Windung oder im ersten Falle das Charnier ist an einem Bügel befestigt, der in seinem untern Theile nach rückwärts zu einer Hülse umgebogen ist oder einen Haken trägt, der bestimmt ist, die Nadel im Verschlusse zu halten. Der Bügel ist derjenige Theil der Nadel, welcher die reichste Mannigfaltigkeit an Ornamenten aufweist und eben dadurch auch die Fibel zu einem Schmuckgegenstande macht.

Speciell also von den in Tirol gefundenen Fibeln zu sprechen, besteht der Bügel gewöhnlich aus einer mehr oder weniger gebogenen Spange, die selbst wieder verschiedenartig geziert ist, theils durch Einschnitte, durch Gravierungen — gewöhnlich Kreise mit Punkten — oder es sind Verschlingungen, Kugeln, oder auch Scheiben — oft 2 aus spiral gewundenem Bronzedraht in Radform. Seltener kommen Thierfiguren vor; mir ist nur eine Bronzefibel aus Borgo bekannt, die als Bügel eine Reiterfigur trägt. Einige (der hier vorliegenden) Fibeln, namentlich die von grösserer Form, haben am untern Ende einen Ring, der wohl wieder zur Aufnahme von Schmuckgegenständen, vielleicht von Klapperblechen gedient haben mag.

Andere Fibeln kommen — meines Wissens — nur in Tirol vor, die ich Zangenfibeln heissen möchte, die flach sind und bei denen die Nadel mit dem Bügel durch einen

Digitized by Google

Nietnagel, in Form einer Scheere verbunden ist, die sich nach oben fortsetzen und dort mit den zusammengebogenen Spitzen eine Art Zange bilden. Ob diese kleine Zange den Zweck hatte, Falten des Kleides zusammenzuhalten oder auch Schmuckgegenstände aufzunehmen, wage ich nicht zu entscheiden. (Die anwesenden Herren bemerken; derartig geformte Fibeln noch nicht gesehen zu haben).

Von den tirolischen Fibeln, die mir zu Gesichte kamen, trägt eine einzige eine Inschrift mit vertieften Buchstaben auf der zwischen dem Bügel und dem Charnier befindlichen Fläche. Ich lese .VRNACO. Es dürfte aber zu Anfang des Wortes ein Buchstabe weggebrochen sein. Wahrscheinlich ist es die Stempelinschrift des Fabrikanten, wie solche an Lampen oder irdenen Gefässen vorkommen. Die der Form nach einfachsten Fibeln bestehen aus einem 2 mal umgebogenen Bronzedraht, ganz ähnlich unsern sogenannten Sicherheitsnadeln.

Betrachtet man die Grösse dieser — hier vorliegenden — Fibeln und namentlich die Dicke der Nadeln, so muss man annehmen, dass an dem Kleide entweder Ringe oder Oeffnungen zum Durchzuge der Nadel angebracht waren, da sonst der Stoff, er wäre denn selbst sehr grob und dick gewesen, hätte zerrissen werden müssen.

Eine dieser grössern Fibeln stammt aus Buchholz, einem Bergdorfe oberhalb Salurn, und wurde in einem Grabe mit Leichenbrand gefunden; sie stammt also aus der Zeit vor 250 n. Chr., weil von dort an die Leichenverbrennung aufhört. Die grösste Fibel wurde bei Borgo gefunden; sie misst 26 centim., während die grösste im Antikencabinet in Wien eine Länge von 30 centim. erreicht.

Bezüglich des Stoffes, aus dem die in Tirol gefundenen Fibeln verfertigt wurden, kommen solche aus Gold, Bronze und Eisen vor; letzteres Metall ist nur in einigen Bruchstücken aus Borgo vertreten. Das einzige aus Goldblech fabrizirte Stück, dessen Bügel eine Halbkugel bildet, gehört in das hiesige Museum. In Gröden wurde eine jener obigen aus Buchholz ähnliche Fibel gefunden, die vergoldet war; die meisten der in Tirol aufgefundenen römischen Heftnadeln sind aus Bronze und zeigen in Bezug auf Grösse und Bügelverzierung eine reiche Mannigfaltigkeit.

2. Die bildlichen Darstellungen auf den Bruchstücken einer Bronze-Situla aus Moritzing. Wenn ich mir die bereits im Bozener Gymnasialprogramm v. J. 1870 besprochenen Moritzinger Fundstücke hier noch einmal vorzuführen erlaube, so geschieht es wohl nur in der Absicht, um die verehrten Herren zu ersuchen, ihre Ansicht über diese merkwürdigen Artefacte mitzutheilen.

Im Jahre 1868 wurden in der Nähe von Moritzing (bei Bozen) unter einem Steine grössere und kleinere Stücke von bronzenen Henkelgefässen gefunden, die eigenthümliche bildliche Vorstellungen in getriebener Arbeit mit sicher eingeschlagenen Conturen aufweisen. Betreffs der Oertlichkeit muss ich bemerken, dass schon mehrere Jahre früher in der Nähe dieser Fundstelle ein Bronzehenkel mit einer etruskischen Inschrift gefunden worden war und dass auch Corssen (Ueber die Sprache der Etrusker I. Bd. S. 937) ein Gefäss mit einer etruskischen Inschrift aus dieser Gegend aufführt. Die ursprünglich reihenartigen Abbildungen sind hinsichtlich der Grösse der Figuren von einander etwas verschieden, weisen aber in der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen weniger Abwechslung auf, insofern sich Pferde und männliche Figuren am häufigsten finden und dieselbe Vorstellung sich öfters wiederholt. Die Pferde erscheinen einzeln oder paarweise trabend;

Digitized by Google

einigen derselben hängt aus dem Maule ein beutelähnlicher Gegenstand oder eine geschwungene Schnur, an deren Ende sich eine Kugel befindet. Die Pferde, deren einige lanzenförmige, rückwärts liegende grosse Hörner an der Stelle der Ohren tragen, sind ziemlich roh gezeichnet mit einem langgestreckten, windhundartigen Leibe. Die männlichen Figuren sind in sackartige, faltenlose Gewänder gehüllt und mit flach gewölbten, napfartigen Mützen bedeckt; die Gesichter sind sehr roh gezeichnet und in die Kleider sind schief sich kreuzende Linien ungemein zart eingeritzt. Diese Männer sind mit den Pferden beschäftigt; einer z. B. geht hinter einem Pferde und hält in der Hand das Leitseil; ein anderer hält einem Pferde einen Kessel vor; wieder ein anderer sitzt auf einem ungesattelten Pferde; ein Bild zeigt 3 Personen in einem vierrädrigen Wagen und auf einer im Kreise laufenden Vorstellung (auf einem Gefässdeckel) folgen sich abwechselnd ein Mann und ein Pferd. Aus den Fragmenten zu schliessen, hatte sich jede dieser Vorstellungen öfters wiederholt. Als Ornamente kommen am häufigsten mit Perllinien eingefasste Rundbuckeln vor, die unter den Pferden angebracht sind; ferner auch Ornamente, die an die gothischen Fischblasen erinnern; andere Ornamenten-Streife sind mit schiefen Strichen oder Zickzacklinien ausgefüllt. Drei dieser Fragmente haben an dem um einen dicken Eisendraht gestülpten Rande Einschnitte, die ihre Bedeutung als Zahlen haben dürften. Auch auf Fundstücken aus Hallstadt kommen solche Zeichen vor, die nach der Ansicht des Freih. v. Sacken auf etruskischen oder italischen Charakter zu deuten scheinen. Ausser diesen Bruchstücken von Bronzegefässen wurden zwei Schwerter von Eisen (zweimal zusammengebogen) und ein eingedrückter, theilweise von Rost zerfressener Helm aus Eisen, so wie eine Bronzeklinge (mit abgebrochener Spitze) von 10 centim. Länge an der nämlichen Stelle gefunden. Wie sich die verehrten Herren aus den vorliegenden Originalien überzeugen mögen, ist die Aehnlichkeit der männlichen Figuren auf den Moritzinger Fundstücken mit jenen auf dem Matreier-Reife wirklich überraschend, und ist letzterer, wie die Archäologen behaupten, etruskischen Ursprunges, so muss man ohne Bedenken auch den Moritzinger Gefässstücken diesen Charakter zuerkennen.

Indessen vermag ich dennoch hierüber nicht jedes Bedenken zu unterdrücken und ich erlaube mir, den verehrten Herren meine diesfälligen Zweifel mit der Bitte vorzulegen, mir gütigst Ihre Ansichten hierüber mitzutheilen. Unwillkürlich nämlich drängt sich mir bei Betrachtung dieser Abbildungen der Gedanke an Gallien auf und zwar einerseits wegen des gehörnten Pferdes und des Reiters auf ungesatteltem Pferde, andrerseits wegen der übrigen an derselben Stelle gefundenen Stücke. Zu letztern gehören 2 Schwerter aus Eisen sammt eiserner Scheide, zweimal umgebogen, die mit jenen, welche an der Tène im Neuenburger See gefunden wurden, eine unläugbare Aehnlichkeit haben. Wenn auf Grund der in der Schweiz aufgefundenen Gegenstände, nämlich massaliotischer und gallischer Münzen, der gläsernen Armringe und der gallischen Eisenschwerter die Handelsverbindung dieses Landes mit Massilia und Gallien behauptet wird, so kann dieses aus dem nämlichen Grunde auch für Rätien nachgewiesen werden. Auch in Südtirol wurden an verschiedenen Stellen Münzen aus Massilia gefunden. Dazu kommt noch der Fund eines Armringes aus weissem Glas, der bei Borgo ausgegraben wurde, und endlich die oben erwähnten Eisenschwerter, welche jenen aus dem Neuenburger See auffallend ähnlich sind und welche unzweifelhaft gallischen Ursprunges sind. Der Umstand, dass sich Etrusker und Massalioten im Handel gegenseitig Concurrenz machten, lässt es auch, wie

Digitized by Google

Mommsen bemerkt, begreiflich erscheinen, dass Waaren von beiden Völkern neben einander getroffen werden, und dass nicht alle Artefacte, welche eine ausgebildete technische Fertigkeit voraussetzen, von den Etruskern herrühren müssen.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch 3. einen römischen Wagbalken (Schnellwage) aus Bronze zur Einsicht vorzulegen; meines Wissens der einzige, der bisher in Tirol gefunden wurde. Er stammt aus dem Nonsberge, wo er von einem Bauern, angeblich bei Dermon, sammt der dazu gehörigen Schale aufgeackert wurde. Ein Vergleich desselben mit den bei Overbeck („Pompeji") abgebildeten römischen Wagen zeigt die genaueste Aehnlichkeit, so dass die im genannten Werke enthaltene Beschreibung römischer Schnellwagen auch für die vorliegende benutzt werden könnte. Die Länge des ganzen Wagbalkens misst 45 centim. Der grosse Arm ist vierseitig; der kleine flach und breit. An zwei gegenüberliegenden Flächen des erstern sind die (2) Scalen und an den Kanten die Punkte und Striche für die Bezeichnung der Bruchtheile der Gewichtseinheiten*).

An der an diesen Vortrag sich knüpfenden Debatte betheiligten sich die Herren Brunn, Bursian und Klein. Herr Prof. Brunn bemerkte im wesentlichen, dass diese Bronze-Reliefs entschieden etruskischen Einfluss zeigen, aber ebenso entschieden nicht von etruskischer Hand gearbeitet sind. Nur glaubte er nicht in die Weite schweifen zu sollen, wo das gute so nahe liege. „Warum sollten sie nicht Arbeiten einheimisch rätischer Kunstindustrie sein?" Ebenso rief die Scala des Wagbalkens eine Discussion hervor, an der die Herren Bücheler, Bursian, Christ und Clason sich betheiligten. Schliesslich nimmt auch der Vorsitzende das Wort und bemerkt, dass man für jene Matreier-Bronzefragmente, wie er in seinem einleitenden Vortrage gethan, jedenfalls einen Zusammenhang mit der etruskischen Kunst annehmen müsse. Hiefür sprechen nach seiner Ansicht erstlich Inhalt und Form der Darstellung, wie schon Cavedoni hervorgehoben, ferner der Umstand, auf den Sacken aufmerksam gemacht, dass nämlich die Kettenglieder eines solchen Zusammenhanges durch das tirolische Etschthal und Oberitalien bis zu den Nekropolen Etruriens sich verfolgen lassen, und endlich die ausschlaggebende Thatsache, dass mit den fraglichen Blechen zugleich auch ein (wahrscheinlich dazu gehöriger) Bronzehenkel mit etruskischer Inschrift aufgefunden wurde.

Hierauf hält auf Ersuchen des Herrn Professor Brunn, der inzwischen den Vorsitz übernommen hatte, Herr Studienlehrer Dr. Flasch aus Würzburg seinen bereits angekündigten Vortrag. Derselbe betraf den Athletenkopf der Münchner Glyptothek Nr. 302 und lautete wie folgt:

Bronzekopf der Glyptothek zu München (Nr. 302).

Publicirt bei Piroli, Mus. Nap. IV, 74, doch ungenügend; besprochen von Brunn, Beschreibung der Glyptothek zu München 302.

An den Lippen sind noch Reste der einstigen Vergoldung; die Augen waren von anderem Stoffe eingesetzt; modern ist die Büste. Vom Halse hat sich soviel erhalten,

*) Mittlerweile veröffentlichte Herr Prof. A. Conze in Wien über die oben unter Nr. 2 erwähnten Gefässstücke aus Moritzing in den „Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica" 1874 eine Abhandlung, in welcher er diese Abbildungen als Artefacte der Bronze-Technik bezeichnet, wie selbe bei den Italikern und ihren nördlichen Nachbarn üblich war. Auf der Tafel mit den Abbildungen er-

Digitized by Google

dass sich daraus die ursprüngliche Haltung des Kopfes bestimmt erkennen lässt. Er wendete sich sanft zur rechten Seite mit einer schwachen Senkung nach vorne. Der Restaurator hat Kopf und Büste nicht wohl zusammengefügt; ohne auf die angezeigte Wendung und Neigung Rücksicht zu nehmen, hat er den Kopf allzu senkrecht aufgesetzt, und die Folge davon war Steifheit und Mangel an Rhythmus.

Das Bild, zu welchem dieser Kopf dereinst gehörte, stellte einen μελέφηβος dar, einen heranreifenden Jüngling von ungefähr derselben Altersstufe, auf welcher, um an ein bekannteres Werk zu erinnern, die Figur mit der Inschrift des Künstlers Stephanos steht. Die reichen und langwelligen Locken seines Haupthaares sind von einer Taenie umbunden.

Kein Zug göttlichen oder heroischen Wesens spricht sich in der Formbildung des Kopfes aus. Andrerseits fehlt selbst die geringste Spur, dass wir uns hier dem getreuen Porträt irgend eines Individuums gegenüber befinden. Es ist hier weder ein bestimmter auf Grund religiöser oder mythologischer Anschauungen geschaffener Idealtypus zu erkennen, noch haben sich individuelle Gesichtseigenthümlichkeiten ausgeprägt, welche an diese oder jene Persönlichkeit denken liessen. Dadurch tritt der Kopf in den Kreis athletischer Darstellungen, die mehr als Genre- denn als Porträtbilder sich offenbaren, in denselben Kreis, in welchen die berührte Figur des Stephanos, der von Friederichs nachgewiesene Doryphoros, der Diskobol des Myron, der Apoxyomenos des Lysippos u. a. gehören. Es sind Bilder von Jünglingen mit athletisch veredeltem Körper, mit normal schönem Antlitz, woraus das individuell abnorme verbannt ist; es sind Idealbilder jugendlicher Athleten, nach deren Namen zu fragen wir ob der kanonischen Schönheit vergessen. Der Kopf unseres Jünglings trägt im Haare die Taenie, das Zeichen des Sieges.

Ein besonderes Interesse erweckt dieser Kopf in demjenigen, der die Stilgeschichte der griechischen Kunst verfolgt; sein kunsthistorischer Werth war es zunächst, der mich veranlasste, den Gyps nach Innsbruck bringen zu lassen, um daran die Frage nach der Entstehungszeit des Originals zu erörtern.

Leicht erkennt auch der auf dem Gebiete antiker Kunststilistik weniger erfahrene, dass wir einem Werke von strenger und stilvoller Richtung gegenüber stehen, worin auf der einen Seite die starren unentwickelten Formen des Archaismus, auf der anderen die naturalistischen, nüchtern wahren der alexandrinischen und römischen Zeit ausgeschlossen sind. Was die hier vollzogene Ueberwindung des archaischen anlangt, so will ich keine Worte verlieren, da jedermann an der vollendeten Ausbildung aller Theile ersieht, dass diess Werk nur nach der Mitte des V. Jahrh. v. Chr. entstanden sein kann. Förderlich aber scheint es mir, wenn ich kurz auf die Weite des stilistischen Abstandes hinweise, welcher zwischen ihm und den Werken der Lysippischen Epoche stattfindet. Zur Zeit des Lysippos hat die architektonische Grundlage des menschlichen Körpers jene grosse Bedeutung verloren, die sie zur Zeit eines Pheidias, eines Polykleitos gehabt hatte. An die Architektur haben sich damals wie an ein festes, allenthalben sichtbares Gerüste schmückend und detaillirend die einzelnen Partien von Muskeln und Fleisch angelegt gleich einem Gewande, das allerwärts an den Körper sich anschmiegt, ihn in seiner

scheinen auch die Bruchstücke, so weit als möglich, zu einer hübschen cylindrischen situla zusammengesetzt. Fl. Orgler.

Digitized by Google

Bildung nicht verbergen, sondern durchscheinen lassen, am allerwenigsten ein selbständiges Leben entfalten will. In den Werken des Lysippos hingegen sehen wir, wie der Architektur die Herrschaft streitig gemacht wird; wie sie verkleidet, verdeckt wird, so weit es geht; wie das untergeordnete, ornamentale zu wuchern beginnt, mit seiner üppigen Fülle den Bau so umschlingt, dass man ihn nur in seinen Hauptumrissen noch durcherkennt. Das Ziel, auf das man hier zusteuert, ist möglichst grosser Naturalismus, d. h. möglichste Annäherung an die Erscheinungen der Natur auf der Oberfläche, welche allein das Auge sieht, während in alter Zeit die Natur in ihren innersten Tiefen erfasst, jedes Bild von innen heraus gestaltet wurde. Die Blosslegung des structiven Gedankens ist der grossen Kunst des V. Jahrh. Princip, überall wird das wesentliche breit und bestimmt geschildert, woran das unwesentliche wie eine untergeordnete Zierde sich anlehnt. Die Zurückdrängung des structiven geschieht durch kräftige, reiche Ausbildung des Details, der Ornamentik. Grosse, ruhige Flächen gehen dadurch verloren; die äusseren Conturen steigen und fallen in unendlichem Wechsel, in kaum fühlbaren sanften Uebergängen; continuirte, durchgreifende Linien gibt es nicht mehr, sie brechen sich ins unendliche; jene Unterordnung des nebensächlichen unter grössere Partien, jene Unterdrückung dessen, was das klare System hätte trüben können, wie das die Kunst des Pheidias übt, geht dem Geschmacke der zweiten Hälfte des IV. Jahrh. zuwider.

Nach diesen Gesichtspunkten fällt es nicht schwer, unseren Kopf der ersten Blüthezeit der griechischen Kunst zuzutheilen. Ich will jedoch, was angeregt wurde, noch weiter verfolgen. Die Massenhaftigkeit, die dem Quadrat sich nähernde Gestalt, welche dieser Schädel hat, verliert sich im Laufe des IV. Jahrh. Es wird nicht nur das Volumen geringer, sondern es erstreben auch die Aussenconturen mehr Rundung, büssen ihre Strenge und Straffheit ein, was alles hier noch in unverkennbarer Weise der alten Stilistik gemäss gebildet ist. Diese flachgeschnittenen Wangen, diese schwächconvexe Stirne, diese knotige spröde Conturführung, dieses kaum fühlbare Relief der nebensächlichen Partien legen das Formensystem der schönsten Blüthezeit so klar dar, dass ich nur noch kurz auf die Behandlung des Haares, auf die ethische Auffassung des dargestellten Charakters selbst mich zu berufen brauche. Obgleich die Haare mit besonderer Vollendung ausciselirt, obwohl die einzelnen Wellen ganz der Natur entsprechen, der Wurf der Locken frei und ungezwungen ist, so erblicken wir doch sofort auch in dieser Partie jenes Princip durchgeführt, welches die einzelnen Locken der Schädelform unterordnet, ihnen nicht gestattet, durch zu selbständige Bewegung diese zu durchbrechen und in ihrer Wirkung zu beeinträchtigen. Die spätere Stilistik hingegen räumt dem Haare ein so kräftiges, selbsteigenes Leben ein, dass darunter die Gesammtform des Kopfes nicht mehr gehörig zur Wirkung kommt, dass Haar und Schädel wie zwei gleichberechtigte Theile neben einander stehen. Man vergleiche zu diesem Zwecke das tiefe, fesselos gewachsene Haar des Apoxyomenos. Zuletzt ist auch die ethische Auffassung unseres Kopfes ein sicheres Kriterium der Epoche. Der Diskobol des Myron ist trotz seiner körperlichen Erregtheit und Anstrengung ruhiger, ethischer aufgefasst als der körperlich ruhige Apoxyomenos. Derselbe Geschmack, der ruhige Flächen, mässige Belebung derselben durch Details, continuirte Linien erstrebte, fasste das darzustellende Object auch ruhig und gross auf, sah mehr auf die Gesammterscheinung, auf den bleiben-

Digitized by Google

den Charakter denn auf vorübergehende Stimmungen und stark ausgeprägte Gemüthsbewegungen. So liegt auf allen Zügen des Kopfes eine so harmonische Ruhe, dass sie uns als der Ausdruck der höchsten καλοκἀγαθία erscheint.

Die zwischen den Werken der Lysippischen Epoche und unserem Münchner Kopfe liegende Kluft ist so gross, dass Monumente wie die Niobiden, der Eros-Torso des Vatican, der sogenannte Praxitelische Faun gerade in der Mitte liegen, als Gebilde des Uebergangs sich zeigen, denen der strenge, kantige Contur schon unangenehm ist — geschwungen soll er sein und sanft übergehen — in denen man zwar noch Flächen huldigt, aber auch dem Detail schon reichliche Berücksichtigung zu Theil werden lässt. Die Entstehungszeit, welche wir dem Werke zumessen, ist also jene Epoche, in der Pheidias und Polykleitos glänzten, in der die griechische Kunst ihre erste Blüthe entfaltete. Und wollen wir da noch genauer sein, so setzen wir es näher an das Ende des V. Jahrh. als gegen die Mitte, weil sich daran kein Ringen nach Freiheit, kein Rest von archaischer Tradition mehr gewahren lässt, sondern an allen Theilen gleichmässige, stilharmonische Vollendung sich offenbart. Der Bronzestil d. h. die Behandlungsweise, wie sie sich für dieses Material besonders eignet, ist wunderbar verstanden, und nicht leicht findet man an einem antiken Werke das individuelle Leben jeder einzelnen Haarlocke so glücklich und scheinbar zwanglos erzeugt wie hier, wo trotzdem das Haar in seiner Gesammtheit sich der Schädelform anschliesst. Die abgewogene Symmetrie der einzelnen Gesichtstheile, die sauber vollendete, von Conturen, deren halb harter, halb sanfter Charakter in Worten sich nicht ausdrücken lässt, eingeschlossene Bildung derselben flössen uns für den Meister dieses Werkes die höchste Schätzung ein, drängen uns zur Ueberzeugung, dass derselbe unter diejenigen zu zählen ist, welche zuerst der zur völligen Freiheit entwickelten Kunst des V. Jahrh. ein neues Moment hinzufügten, das Ideal rein formeller Schönheit. Als Repräsentant dieser Richtung steht Polykleitos da. Mit ihm, bezw. seiner Richtung, bringen wir also unser Werk in Verbindung, 1) wegen der gegebenen Zeitbestimmung, 2) wegen des besonderen Vorzugs der höchsten formellen Durchbildung, 3) wegen des hier vertretenen Genre d. h. der möglichst gelungenen Idealisirung jugendlicher Athletenschönheit, welches Verdienst ebenfalls demselben Künstler und seiner Schule gebührt.

In der That ist das dem unserigen verwandteste Monument, das wir aufzufinden wissen, jener Doryphoros, welcher von Friederichs mit vollem Rechte dem Polykleitos zugeschrieben worden. Es stimmen nämlich nicht bloss die allgemeinen Bildungsgesetze, welche gleiche Kopfform, gleiche Proportionen von Stirn, Nase, Kinn, Wangen bedingen, überein, sondern auch die besondere Stilistik, die sich in der gleichen Conturirung gleicher Theile offenbart, wie z. B. des in die Stirne fallenden Haares, der Entwicklung der Stirne nach den Schläfen, der Anlage des Mundes (Fügung seiner Winkel, Zug der Oberlippe), dem auffallend gleichen Ausdruck. In den Haaren, wo sich die Hand des schaffenden Individuums am bestimmtesten erkennen lässt, da entdecken wir dasselbe System der Locken, denselben Wurf der Ausläufe. Diess bestätigt sich dadurch, dass von anderen Köpfen, die bisher als dem Doryphoros am nächsten stehend bezeichnet worden sind, unser Kopf so schwer zu unterscheiden ist, dass ich aus dem Gedächtnisse und nach Abbildungen nicht zu entscheiden vermag, ob er nur der Bruder des schönen

Digitized by Google

Kopfes im Museo Chiaramonti (Nr. 507) und einer anderen Bronze im Museum zu Neapel *) ist, oder aber ob alle drei demselben Originale angehören.

So weit also aus einer vortrefflichen Copie nach rein stilistischen Erwägungen auf einen bestimmten Künstler geschlossen werden kann, spricht alles dafür, dass wir hier nicht nur ein Werk der Schule, sondern des Meisters Polykleitos selbst vor uns haben.

Herr Prof. Brunn bemerkt, dass es ihn nur freuen könne, wenn die Ergebnisse eingehender Studien über Polykleitische Kunst mit seinen eigenen vor langen Jahren gemachten Aufstellungen zusammenstimmen, warnt jedoch zur Vorsicht nicht an Polykleitos selbst zu denken.

Herr Prof. Wildauer, der den Vorsitz wieder übernimmt, dankt den beiden Herren Rednern für ihre Vorträge und ersucht Herrn Prof. Brunn um einen Vortrag. Derselbe lehnt jedoch wegen vorgerückter Stunde ab. Der Vorsitzende fordert die Section auf in Erwägung zu nehmen, ob sie für die nächste Philologen-Versammlung zu Rostock irgend welche vorbereitende Beschlüsse fassen wolle. Es wird der Vorschlag gemacht und angenommen, die einleitenden Schritte dem Generalpräsidium zu überlassen und die Wahl des Sectionspräsidenten der sich bildenden Section selbst anheimzustellen.

Der Vorsitzende spricht warme Worte des Dankes und des Abschiedes, bittet um eine freundliche Erinnerung an Innsbruck und seine Universität und erklärt die Sitzung für geschlossen. Herr Prof. Bursian ergreift das Wort, dankt dem Herrn Präsidenten für die Geschäftsleitung und den Herren Schriftführern für ihre Mühewaltung.

Anmerkung. Mehrere Exemplare der „Wandtafeln zur Veranschaulichung des antiken Lebens und der antiken Kunst von Eduard von der Launitz", fortgesetzt von Dr. Michaelis, waren anderthalb Tage in der archäologischen Section, die übrige Zeit in der pädagogischen zum Anschauen ausgestellt und sämmtliche Mitglieder der Philologen-Versammlung zur Besichtigung eingeladen.

Die photographische Anstalt von Fr. Bopp in Innsbruck übersandte mehrere Blätter der photographischen Aufnahmen des Maximilians-Denkmals in der Hofkirche zu Innsbruck zu gefälliger Einsicht.

*) Auch der Kopf des Lateran, von Benndorf und Schöne für Polykleitisch erklärt, ist sehr ähnlich. — Die Neapolitaner Bronze publ. Bronzi d' Ercol. 35.

Digitized by Google

Verhandlungen der deutsch-romanischen Section.

Als Mitglieder hatten sich eingezeichnet:

1. Dr. Karl Bartsch, Professor aus Heidelberg.
2. A. M. Benecke, Oberlehrer aus Berlin.
3. Dr. F. Buckeisen, Realschulprofessor in Innsbruck.
4. Josef Egger, Gymnasialprofessor aus Graz.
5. Dr. Josef Egger, Gymnasialprofessor in Innsbruck.
6. E. Falkner, Lehrer an der Realschule in Innsbruck.
7. Jos. Fiegl, Gymnasialprofessor aus Wien.
8. Dr. Frauer, Professor aus Stuttgart.
9. Dr. F. Friedersdorff, Oberlehrer aus Marienburg.
10. V. Garbari, Gymnasialprofessor aus Trient.
11. Dr. J. Grion, Gymnasialdirector aus Verona.
12. V. Hintner, Gymnasialprofessor aus Wien.
13. Dr. J. Hiru, Gymnasialprofessor aus Krems.
14. Dr. E. Hofmann, Professor in Innsbruck.
15. Dr. Alfr. Holder, Hofbibliothekar aus Karlsruhe.
16. Dr. Alfons Huber, Professor in Innsbruck.
17. Dr. Adolf Hueber, Realschulprofessor in Innsbruck.
18. Dr. Th. von Inama-Sternegg, Professor in Innsbruck.
19. Dr. A. Jeitteles, Bibliothekar in Innsbruck.
20. H. Jörg, stud. philos. in Innsbruck.
21. Dr. F. Keinz, Secretär der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München.
22. M. Lisch, Gymnasialprofessor in Innsbruck.
23. H. Lorenzoni, stud. philol. aus Trient.
24. Dr. Mahn, Professor aus Berlin.
25. A. Maresch, k. k. Landesschulinspector aus Troppau.
26. A. Michaeler, Gymnasialprofessor aus Bozen.
27. Dr. G. R. v. Ohms, k. k. Hof- und Ministerialsecretär aus Wien.
28. Dr. E. Pfundheller, Gymnasiallehrer aus Stettin.
29. Dr. G. Pullich, Gymnasialdirector aus Trient.
30. Dr. Sachs, Professor aus Brandenburg.
31. Dr. Imm. Schmidt, Director aus Falkenberg i. M.
32. Chr. Schueller, k. k. Landesschulinspector in Innsbruck.
33. Dr. F. Scholle aus Berlin.
34. J. Solar, k. k. Landesschulinspector aus Laibach.
35. Dr. Ludwig Steub aus München.
36. Dr. F. Strehlke, Gymnasialdirector aus Marienburg.
37. Dr. Ad. Theobald aus Hamburg.
38. Dr. Walz, k. k. Bezirksschulinspector aus Linz.
39. Dr. Karl Weinhold, Professor aus Kiel.
40. V. Zambra, Gymnasialprofessor aus Trient.
41. S. Zehetmayr, Gymnasialprofessor aus Freising.
42. Dr. I. V. Zingerle, Professor in Innsbruck.

I. Sitzung der deutsch-romanischen Section.

Montag den 28. September $12^{1}/_{2}$ Uhr.

Nach Schluss der allgemeinen Sitzung constituirt sich die Section unter dem Vorsitz des in Leipzig gewählten Präsidenten, Prof. Dr. I. V. Zingerle. Der Vorsitzende begrüsst die Section in einer kurzen Ansprache, in der er die Bedeutung, die das Land

Digitized by Google

Tirol im Mittelalter auf dem Gebiete der deutschen Literatur hatte, bespricht und der seit der letzten Versammlung verstorbenen Fachgenossen gedenkt. Hierauf vereinigt sich die Section für neuere Sprachen mit der deutsch-romanischen und auf Vorschlag des Vorsitzenden werden Prof. Dr. K. Weinhold aus Kiel zum Vicepräsidenten und Dr. J. Egger und Dr. Ad. Hueber aus Innsbruck zu Schriftführern gewählt. — Mittheilung der Tagesordnung für die nächste Sitzung und Festsetzung der folgenden Sitzungen.

(Schluss der Sitzung $1^1/_4$ Uhr).

II. Sitzung der deutsch-romanischen Section.

Montag den 28. September 6 Uhr Abends.

Der Vorsitzende legt die eingegangenen Begrüssungsschriften:

V. Hintner, zur tirolischen Dialektforschung, 2. Heft.

Ad. Hueber, über Heribert von Salurn.

Ad. Hueber, die Legende von St. Katrein.

J. Jung, zur Geschichte der Gegenreformation in Tirol, sowie zehn Exemplare von Diefenbach und Wülcker's Wörterbuch, 1. Heft,

welche von den Herausgebern gespendet waren, zur Vertheilung vor. Darauf ertheilt er dem Director Dr. F. Strehlke das Wort zu dem von ihm angekündigten Vortrag: „Die Goethe-Ausgaben der letzten sieben Jahre".

Der Redner erstattet nun Bericht über die Goethe-Ausgaben dieser Zeit. Indem derselbe von einer kurzen Charakteristik der seit Goethe's Tode veranstalteten Drucke ausgieng, hob er besonders die dreissigbändigen Ausgaben von 1850 und 1857, die zum Theil unter der Leitung Düntzers vorbereitet waren, als einen entschiedenen Fortschritt bezeichnend hervor, erkannte aber auch an, dass die Verlagshandlung auch bei einzelnen späteren Drucken, wie namentlich bei denen von 1868 und 1869 das Streben gezeigt hätte, immer bessere Texte zu liefern; er musste jedoch hinzufügen, dass dies Streben bis dahin noch zu keinem befriedigenden Ziele geführt hätte. Dies gab Veranlassung weiter auszuführen, welche Aufgaben sich der Herausgeber Goethe's auch noch ausser der Herstellung eines vollständig zuverlässigen Textes stellen müsse. Als solche bezeichnete der Redner vorzugsweise eine zweckmässige Anordnung des gesammten Materials und Vollständigkeit, die durch die Aufnahme sämmtlicher als echt anerkannten Dichtungen und Aufsätze zu erreichen wäre, endlich Einleitungen, erläuternde Anmerkungen und Indices zwar nicht für alle, aber für die zahlreichen Schriften, in welchen das Verständniss solche nothwendig machte. Auf diese Weise war zugleich der Massstab bestimmt, nach welchem alle neuen Ausgaben geprüft werden müssten. Diese Prüfung ergab indessen, dass keine derselben, weder die bei Karl Prochaska (Leipzig, Wien und Teschen 1873), noch die bei Ph. Reclam (Leipzig), noch die bei G. Grote (Berlin 1870 und 1873) erschienene, irgend einen Fortschritt bekundete, wobei allerdings die in der letzteren gegebenen Einleitungen nicht mit in Betracht gezogen wurden. Alle haben ihren Zweck und Nutzen eben nur darin, dass Goethe's Werke durch sie eine weitere Verbreitung finden können. Als eine Ausnahme hob indessen der Redner die von H. Kurz veranstaltete Auswahl von Goethe's

Digitized by Google

Werken (Hildburghausen) hervor, da für diese wenigstens eine sorgfältige Vergleichung aller Drucke bis zu der Ausgabe letzter Hand gemacht war; dagegen konnte Herr Dr. Strehlke von der bei G. Hempel in der Nationalbibliothek deutscher Klassiker erscheinenden und nahezu beendigten Goethe-Ausgabe nur hindeutungsweise sprechen, da er selbst bei der Herstellung derselben betheiligt gewesen ist.

Es folgt darauf der Vortrag des Hrn. Prof. Dr. Sachs aus Brandenburg: „Ueber den heutigen Stand der romanischen Dialektforschung".

Genaue Dialektforschung ist ein wesentlicher Factor für die gründliche Kenntniss der romanischen wie aller Sprachen, sie ist um so nothwendiger, als durch die Fortschritte der Cultur die Dialekte immer mehr schwinden. Gründlichere Studien hat auch hier die deutsche Wissenschaft angebahnt, die ja in Diez, Fuchs, Ferd. Wolf für die Grundlegung romanischer Grammatik einem Grimm, Bopp, Pott u. a. ebenbürtige Gelehrte aufzuweisen hat.

Auch die Specialforschung portugiesischer Literatur haben seit Bellermann vor allem Deutsche gefördert, so Kausler, Varnhagen, Diez, Wolf; der galizische Dialekt ist besonders von Grützmacher behandelt — während von einheimischen Werken zumal Braga's encyklopädisches Werk Historia da litteratura portugueza zu nennen ist. Die lexikalische Behandlung dieses nicht in Dialekte zerfallenden Zweiges der romanischen Sprachen ist noch wenig gefördert.

Spanien hat seit dem deutschen Buchdrucker Cromberger für seine Literatur die regste Beachtung von Deutschen gefunden; Herder, Schubert, Grimm, Böhl de Faber, Bouterweck, Clarus, Schack, Helferich, Fr. Wolf, Klein haben bedeutende Werke über jene Sprache geschaffen, deren grösste augenblicklich schreibende Autoren Hartzenbusch und Fernan Caballero deutschem Blut entstammt sind.

Auch diese Sprache ist wenig mundartlich entwickelt, das Kastilische ist fast allein schriftstellerisch ausgebildet, doch existiren einzelne Werke über Asturisch, Leonesisch (von Gessner), Aragonesisch, Andalusisch, Menorquinisch; am meisten aber ist der zum folgenden Sprachganzen zu rechnende Katalanische Dialekt literarisch und grammatisch-lexikalisch bearbeitet, wie er auch wohl noch die meiste Aussicht auf Weiterentwicklung neben dem Kastilischen hat. Neben Wolf, Helferich, Diez, Cambouliu pflegen vor allen Milà y Fontanals und Bofarull die Sprache Gotalauniens, die mit der Valencianischen eine Schwester der einst mit ihr noch enger verbundenen Provenzalischen ist. Diese letztere ist, seit Millot, Papon, Raynouard auf sie aufmerksam gemacht, seit Diez's epochemachendem Werke über die Troubadours von Deutschen und Franzosen bedeutend bearbeitet, ihre Literatur ist ein Schosskind der Gelehrten, aber die Dialektforschung ist wegen der in den Manuscripten zu Tage tretenden Verwirrung noch wenig gefördert. Ein Dialekt des Provenzalischen, das Waldensische, ist vorzüglich von Grützmacher und Paul Meyer eingehend behandelt. Besonders gepflegt ist in den letzten Zeiten das Neuprovenzalische, das nach der Einsetzung der Jeux floraux in Toulouse zuerst durch Goudelin im 17. saec., hauptsächlich aber durch Jasmin, Roumanille und Mistral in der neuesten Zeit eine zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Blüthe getrieben hat.

Das jetzt staatlich zu Frankreich gehörende Gebiet des Neuprovenzalischen zer-

Digitized by Google

füllt in 8 Abtheilungen: 1) das weiche wohlklingende eigentlich Neuprovenzalische mit einer grossen Anzahl Dichter (Felibres) in den Haupt-Centren Aix, Arles, Avignon und Marseille; 2) Dialekt von Dauphiné, hart und monoton; 3) der von Onofrio lexikalisch behandelte, nüselnde Lyoner Dialekt; 4) Occitanisch oder Languedoc im engeren Sinne, das vor allem in Nimes, Montpellier, Gevaudan, Velay, Narbonne und Toulouse mehr oder weniger geschiedene Unterarten besitzt; 5) das fast ganz dem Katalanischen gleiche Idiom von Roussillon; 6) das Limousinische in Ober- und Nieder-Limousin; 7) Auvergnisch; 8) Gascognisch, das in Navarra und Béarn mit dem Spanischen grosse Verwandtschaft zeigt und vielfach behandelt ist.

Nach Anführung einer Anzahl Werke über die eben besprochenen Dialekte gieng der Vortragende zu den französischen Patois der Schweiz über, welche ausser in Bridel, Glossaire du patois de la Suisse romande noch in manchen Specialwerken über Genfer, Freiburger, Neufchateller und Jurassische Patois behandelt sind.

Wesentlich vom Süden geschieden sind die in neuerer Zeit auch in Frankreich selbst mehr gewürdigten nordfranzösischen Dialekte, die Nodier, Champollion-Figeac, Pierquin de Gembloux, Schnaekenburg, Jaubert, P. Meyer eingehender untersucht haben, zu sondern in 1) Burgundisch mit seinen Noei Borguignon des Gui Barozai, 2) Lothringisch mit a) Messin in Metz, b) dem Dialekt von Nancy und Luneville, c) dem von La Roche, über den Oberlin in ausführlicher Monographie gehandelt hat; 3) eigentlich Französisch der Ile de France mit der von Nisard speciell besprochenen Pariser Kleinbürgersprache, 4) Picardisch, das Corblet lexikalisch dargestellt hat, 5) Flandrisch in 4 literarisch und grammatisch recht gepflegten Unterabtheilungen, a) Lütticher Dialekt mit den Idiomen von Lüttich, la Hesbaye und Verviers, vorzüglich von Forir (Diction. liégeois-français) bearbeitet; b) Brabant, c) Hainaut (von Hécart, Dict. rouchi-français) mit Unterabtheilungen von Mons und Luxemburg; d) Namur mit Dinant und Namur selbst. Grandgagnage, Remacle und Vermesse haben das Wallon, dessen Pflege vor allem die 1856 gestiftete Lütticher wallonische Gesellschaft sich angenommen hat, lexikalisch vorzüglich bearbeitet. — 6) Normannisch, von Le Héricher, Histoire et glossaire du Normand erforscht; 7) Poitevin, durch Filleau und Fabre behandelt. Eine besondere Gruppe zusammengehöriger Dialekte des Centrums mit dem Hauptdistrict Berry hat Jaubert in seinem grossen Glossaire du Centre de la France eingehend erörtert.

Der letzte grosse zu schöner Literaturentwicklung gelangte Sprachstamm, der italienische, erfreut sich auch einer grossen Zahl heute noch sehr lebensfähiger Dialekte, über welche Fernow in seinen 'Italienischen Studien' noch die Hauptquelle ist. Sie zerfallen in I. Dialekte von Unter-Italien, a) Neapel, das Wentrup vorzüglich behandelt hat, b) Calabrien, c) Sicilien, das in Meli seinen bedeutendsten Dichter, in Pasqualino, Biundi und Mortillaro Lexikographen, in Wentrup und Pitrè gründliche Erklärer und Sammler besitzt; d) Sardinien mit seinen 4 Unterdialekten, dem Campidanischen, Katalanischen, Logudorischen und dem von Gallura, welche in Spano einen höchst berufenen einheimischen Bearbeiter haben. II. Mittel-Italien hat 1) seinen toskanischen Dialekt mit Florentinisch, Sienesisch, Pistojisch, Pisanisch, Lucchesisch, und dem Idiome von Arezzo; 2) die romagnolische, von Mussafia vorzüglich besprochene Mundart; 3) die von Gregorovius behandelte Korsikanische. III. In

Digitized by Google

Ober-Italien zerfallen die Dialekte in 1) Genuesisch, 2) Gallisch-italische, welche Biondelli eingehend erörtert hat mit A) Lombardisch in Mailand, Crema, Cremona, Bergamo, Como, Mantua, Brescia, Verona als gesonderten Hauptunterabtheilungen; B) Aemilianisch in Modena, Bologna, Parma, Piacenza; C) Piemontesisch, von Zalli d'Cher, Ponza und Sant' Albino lexikalisch bearbeitet; 3) Venetianisch, das die reichste Literatur aufzuweisen hat und schon sehr früh auch Lexika besass und in Padua, Vicenza, Chioggia mit wesentlich charakteristischen Abweichungen gesprochen wird; endlich 4) das Gebiet von Friaul, das Ascoli vorzüglich erforscht hat.

Es bleiben nun noch die kleineren Gebiete: 1) das Wallachische, das erst Diez als romanisch vindicirte, und das in neuerer Zeit ausser relativ bedeutenderen Dichtern vorzügliche Grammatiker und Lexika aufzuweisen hat; 2) die romanischen, hauptsächlich von Schneller behandelten südtiroler Dialekte, von welchen a) italienische Mundarten, dem Lombardischen verwandt, im Val di Ledro, in Inner-Judicarien und im Tridentinischen gesprochen werden, während dem Venetianischen die Mundart von Roveredo bedeutend näher steht; b) die ladinischen Mundarten zerfallen in α) den Dialekt von Fassa, β) den von Vian monographisch behandelten Dialekt von Gröden (Gherdeïna), von Buchenstein (Livinallongo) von Enneberg, von Badia oder Abtei, von Heiden oder Ampezzo; es schliessen sich ihnen an diejenigen von Val di Non und Val di Sol südlich von Meran.

In neuerer Zeit mehr cultivirt, aber doch auch in ihrer Existenz mehr und mehr durch Deutsch und Italienisch bedroht, sehen wir schliesslich die romanischen Reste Graubündens, welche in Carisch, Andeer, Flugi, Lechner, Pallioppi, Carátsch wie in den nicht den Engadiner Thälern entstammten Stenzel, Schuchardt, Ascoli gediegene Bearbeiter und Pfleger, und durch Rausch auch eine eingehende Geschichte ihrer Literatur erhalten haben. Besonders für die leider noch nicht veröffentlichten Werke des inzwischen gestorbenen Pallioppi, sein sehr umfangreich angelegtes Dizionari dels idioms retoromauntschs und „die Ortsnamen des Kantons Graubünden" suchte der Redner, welcher sie im Jahre 1873 in Celerina eingesehen hat, Interesse zu erwecken, damit ihr Druck möglichst zu Nutz und Frommen der romanischen Dialektologie ausgeführt werden könne. Die einschlagenden Mundarten sind 1) Romonsch oder Oberländisch an den Quellen des Rhein mit a) Surselvisch in Disentis und Ilanz, b) Subsylvanisch mit Heinzenbergisch, Schamsisch, Filisurisch und Oberhalbsteinisch an, der Strasse von Chur über den Julier; 2) Ladinisch in 2 Gruppen, a) West-Engadinisch in 1. Ober-Engadinisch mit Bergünisch und Puschlavisch, und 2. Unter-Engadinisch mit dem Idiom des Münsterthales, und b) die vorhin erwähnten ladinischen Dialekte Tirols.

Der nur im Auszuge gelesene Vortrag schloss mit dem Vorschlage, wegen genauerer lautlicher Fixirung der verschiedenen Idiome eine übereinstimmende, die Schreibung und das Lesen erleichternde Orthographie anzunehmen und empfahl dazu die mit geringer Erweiterung höchst brauchbare Methode Langenscheidts, welche der Vortragende auch in seinem französischen Wörterbuche durchgeführt hat — und mit dem Wunsche, dass Dialektstudien und damit die eingehendere Behandlung der romanischen Sprachen immer mehr und mehr gefördert werden möchten.

Digitized by Google

Darauf hält Herr Prof. Dr. Mahn aus Berlin einen Vortrag: „über die provenzalische Sprache und ihr Verhältniss zu den übrigen romanischen Sprachen". Der Redner stellte sich die Aufgabe, die Bedeutung der provenzalischen Sprache für die neuere Sprachforschung, namentlich für die Etymologie der romanischen Sprachen, darzuthun. Er zeigte desshalb an einer Reihe von Beispielen, wie durch Benützung dieser Sprache viele falsche Ableitungen und Erklärungen vermieden werden und wie leicht und ungezwungen sich sonst räthselhafte Wörter mit dieser Hilfe richtig deuten lassen.

(Schluss der Sitzung 7½ Uhr).

III. Sitzung der deutsch-romanischen Section.

Dienstag den 29. September 8 Uhr.

Nach Eröffnung der Sitzung durch den Präsidenten stellt Hr. Prof. Dr. Weinhold folgenden Antrag:

„Die germanistische Section der 29. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wolle beschliessen:

bei S. K. H. dem Grossherzog von Oldenburg sich dafür dringend zu verwenden,

1) dass der Oberlehrer Dr. August Lübben in Oldenburg zum Zweck der erspriesslichen Fortsetzung und Vollendung seines wissenschaftlich hochwichtigen mittelniederdeutschen Wörterbuches für die Dauer dieser Arbeit unter Fortgenuss seiner vollen Gehaltsbezüge von dem grössten Theile seiner Lehrstunden entbunden werde.

2) dass S. K. Hoheit dem durch einen Gelehrten seines Landes ausgeführten, der angestammten Sprache seiner Fürstenthümer gewidmeten Werke eine angemessene jährliche Unterstützung bis zum Schluss des Druckes zuwende".

Dieser Antrag wird einstimmig angenommen und das Präsidium mit der Ausführung desselben beauftragt.

Darauf legte Prof. Dr. Bartsch aus Heidelberg Proben einer neuen Dante-Uebersetzung in Terzinen vor, las aus der 'Hölle' den ersten, dritten und fünften Gesang und knüpfte daran einige Bemerkungen.

Die Ansichten über die Art, wie Dante zu übersetzen sei, sind getheilt. Während sonst für die Uebersetzungskunst, wenigstens in Deutschland, das Gesetz gilt, dass die Form des Originals treu beizubehalten sei, besitzen wir bekanntlich eine Reihe namhafter Dante-Uebersetzungen, die zwar die Versform beibehalten, aber die Reime ganz oder theilweise aufgeben. Schlegel, der grosse Meister auf diesem Gebiete, hat den mittleren Reim der Terzine fallen lassen. Reimlos sind die Uebersetzungen von Kopisch, Philalethes, Witte, Blanck, Eitner. Man rechtfertigt dies Verfahren durch die Schwierigkeit, die kunstvolle Form der Terzine mit der Forderung der Treue zu vereinigen. In der That ist treue Wiedergabe des Gedankens bei wenigen Dichtungen so wesentlich, wie bei der göttlichen Komödie, und unbedingt wird man, wenn die Forderungen nicht zu vereinigen

Digitized by Google

sind, die Forderung an die Form zu Gunsten des Inhaltes zurücktreten lassen. Dass man damit auch ein gut Theil Schönheit aufgibt, ist indessen klar, und wenn man sieht, wie bei Dante die kunstvollste und durchdachteste Anlage auch auf alles formbezügliche sich erstreckt, so wird man sagen dürfen, dass man mit der Terzine und ihrer kunstvollen Reimverschlingung etwas wesentliches aufgibt. Gerade die drei Reime dieser Form sind für das von der Dreizahl durchgängig beherrschte Gedicht charakteristisch, und ich bin sogar der Ansicht, dass Dante diese Form für sein Gedicht erst geschaffen hat; wenigstens sind mir ältere Belege der Terzine nicht bekannt. Desshalb haben eine Mehrzahl von Uebersetzern auch die Form treu beizubehalten sich zur Aufgabe gemacht; ich nenne nur die bekanntesten: Kannegiesser, Streckfuss und jüngst Notter. Es kann jedoch nicht geleugnet werden, dass alle diese nur zu oft der Form zu Liebe nicht bloss den Gedanken des Dichters, sondern auch unserer Sprache Gewalt angethan haben, so dass man oft statt der wohllautenden Verse des Originals harte, hölzerne, kaum verständliche deutsche erhält, bei denen man das Original erst zu Rathe nehmen muss. Eine Uebersetzung von Dante zu liefern, die allen Forderungen genügte, wird nur dann möglich sein, wenn das gute, das die Uebersetzungen der Vorgänger bieten, gewissenhaft benutzt, das nicht gelungene dagegen durch neue und immer fortgesetzte Verbesserungen allmählich beseitigt wird. Von diesem Standpunkte bin ich bei meinem Versuche ausgegangen; ich hätte es geradezu für thöricht gehalten eine radical neue Uebersetzung zu liefern, die ganz unabhängig von Benutzung der früheren entstanden wäre. Eine formstrenge, in den Gedanken möglichst treue, vor allem aber eine lesbare und verständliche Uebersetzung zu liefern muss das Ziel eines Dante-Uebersetzers, wie jedes Uebersetzers sein. Ob ich diesem Ziele etwas näher als meine Vorgänger gekommen, ob diese Probe ein weiterer Schritt zu einer schliesslich zu schaffenden Idealübersetzung Dantes ist, das mögen die Kenner entscheiden, zu einer Uebersetzung, die in ähnlichem Sinne als die Uebersetzung κατ' ἐξοχήν zu bezeichnen wäre und sich einbürgerte, wie es bei Vossens Homer und bei Schlegels Shakespeare der Fall ist. Noch fehlt viel zur Erreichung dieses Zieles, aber dass es ein fortgesetzter Geistesarbeit und Geistesübung würdiges ist, wird kein Verehrer des grossen Dichters in Abrede stellen.

Es folgt darauf der Vortrag des Herrn Prof. Michaeler aus Bozen: „Ueber den Tiroler Dialekt mit besonderer Berücksichtigung des Eisakthales".

In der Einleitung bemerkte der Redner, den Wortlaut seines Themas berichtigend, dass im strengen Sinne von einem Tiroler Dialekte nicht die Rede sein könne, weil das gemeinsame Band für die verschiedenen Mundarten der einzelnen Thäler fehle. Nachdem er diese Behauptung durch eine Reihe von Beispielen bestätigt, schränkte er seinen Vortrag auf den Dialekt des Eisakthales ein. Zuerst behandelte er den Vocalismus. Er gieng dabei immer von den mittelhochdeutschen Vocalen aus und knüpfte daran die entsprechenden Vocale der Mundart. Aus dieser Zusammenstellung ergab sich, dass die alten Laute grösstentheils anderen gewichen und nur wenige unverändert geblieben sind. Er belegte dies mit zahlreichen Beispielen. Kürzer ergieng sich der Redner über den Consonantismus, aber auch diese kurze Ausführung zeigte hinlänglich, dass auch die Consonanten des Dialektes vielfach von denen des Mittel- und Neuhochdeutschen abweichen.

Digitized by Google

Hierauf erhält Herr Director Dr. Justus Grion aus Verona das Wort und spricht: „Ueber Anordnung und die vom Verfasser besorgte Originalausgabe des Canzoniere des Petrarca".

Ich habe mir die Frage gestellt, auf welchem Grade der Authenticität unser Canzoniere des Petrarca und nebstdem die Anordnung der einzelnen Gedichte in demselben beruhen, und gefunden, dass sowohl die gewöhnliche Anordnung als auch die Auswahl der Stücke grösstentheils auf eine vom Verfasser veranstaltete Sammlung zurückgehen. Im April 1357 hatte der Dichter drei Miglien von Mailand gegen den Addafluss wegen der Nähe der vom Erzbischof Giovanni Visconti dort errichteten prachtvollen Karthause ein schmuckes Landgut sich angekauft, von dem aus er an seinen ehemaligen Mitschüler und späteren Erzbischof von Genua salbungsvolle, zugleich an den General der Karthäuser überschwengliche Lobesbriefe versandte, die, nicht ohne Absicht geschrieben, seine innere Umwandlung zu einem der Weltlichkeit entsagenden Leben bezeugen. In den ersten Septembertagen nach Mailand zurückgekehrt fand er in seinem seit Monaten verlassenen Hause in einer Rumpelkammer, wo er 1353 einige seiner Bücher und seine Schriften hingeworfen hatte, Schaben und Motten, Spinnen und Ameisen in solcher Menge vor, dass er nach dem Maurer schicken musste, um das Ungeziefer mit Kalk und Feuer zu vertilgen. Mit dem Gedanken beschäftigt, alles menschliche Treiben sei nur vanitas vanitatum, griff er selbst nach dem Feuer und fieng an seine Jugendschriften zu verbrennen. Da fiel ihm ein, dass er die „sparsa poemata" vergebens vernichten würde, indem dieselben bereits Gemeingut der Nation geworden, ja einzelne Liebhaber sogar Sammlungen davon besässen (vgl. die Canzone: Quell' antiquo mio dolce empio signore). So kam er zu dem Entschlusse, selber eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte zu treffen, und sie seinem damals in der Verbannung lebenden Freunde Azzo von Correggio zu widmen. Gesagt, gethan; der Anfang gieng ganz gut. Schon am 29. November konnte er in seinen fliegenden Blättern, die ein glückliches Geschick uns theilweise erhalten und Ubaldini 1642 veröffentlicht hat, anmerken: „Icrl. (vielleicht der junge Gianfigliazzi d'Arezzo) hat sich, wie ich glaube, daran gemacht den ersten Quaternio zu schreiben, ich werde denselben selber fortsetzen für Herrn Azzo". Vorläufig hatte er das Eingangssonett verfasst, in der Quatemberzeit 1358 schrieb er das Sonett: „I' vo piangendo i miei passati tempi", und machte dann am Charfreitag seiner Liebespein ein Ende mit dem Sonette: „Tennemi Amor", woran er nur noch 1372 in Arquà die Canzone an die Jungfrau als Schlussstein fügte. Aber indessen war die Abschrift lange stille gestanden; der Dichter hatte sich in der schönen Jahreszeit 1358 auf Reisen gemacht, während welcher die Abschreiber gewöhnlich feierten oder auch zum Theile entlassen wurden; 1359 erlebte er arge Vorfälle mit seiner Dienerschaft und seinem Sohne, von denen er sich trennen musste; 1360 war er ganz ohne Copisten (Familienbriefe XXIII, 2); 1361 verlässt er Mailand und irrt unstät hin und her; 1362 stirbt Azzo, dem er den Canzoniere widmen wollte, wesshalb er sich damit nicht mehr beeilt und später sogar die für die Correggio 1341 gedichtete Canzone entfallen lässt. Erst 1364 macht er mit Johann von Ravenna Bekanntschaft, der ihm sodann vor Ende 1365 die Sammlung der Familienbriefe in Ordnung bringt, am 5. December 1366 auch die des Canzoniere in Angriff genommen hat. Doch im April des folgenden Jahres entfernt sich der treffliche Jüngling von Padua und seinem Gönner. Der Autor überträgt 1368 eigenhändig in den Pergamentcodex die Canzone: „Ben mi

Digitized by Google

credea passar mio tempo omai" (Ubaldini p. XXX), corrigirt im Juni 1369 das Sonett: „Voglia mi sprona", und lässt von den Brouillons andere Stücke abschreiben, so wie wir sie besitzen; ist dann auf Reisen, krankhaft, oder vielfach mit andern Arbeiten beschäftigt: am 6. Jänner 1372 treffen wir ihn kränkelnd in Padua, wo sein in Mailand begonnenes Exemplar des Canzoniere bereits zur Abschrift fertig den Copisten vorgelegen haben muss; am 4. Jänner 1373 kann er seinem Bewunderer Pandolfo Malatesta, Herrn von Pesaro, eine vollständige Abschrift des Canzoniere in zwei Bänden verehren, von Copisten, ausgeführt, von seinen Freunden durchgesehen. Einige leer gelassene Blätter sollten später andere Gedichte aufnehmen, die er in Papierstreifen besitzt, schwer lesbar, und die er gelegentlich herrichtet (Altersbriefe I, 6). Zu gleicher Zeit brüstete sich aber ein Doctor Giovanni Fei von Arezzo alle Vulgärschriften des Petrarca, besonders aber die poetischen, gesammelt zu haben, dem entgegen der Dichter (2. Jänner 1373) zu wissen thut, er besitze noch unveröffentlicht etliche andere libelli (wahrscheinlich die Trionfi, woran er noch am 25. Jänner 1374 arbeitete), „die den Aretiner vielleicht interessiren werden".

Ende 1372 bestanden mithin ausser einzelnen kleineren Sammlungen und einer vollständigen des Giovanni Fei von Arezzo, der sie möglicher, ja wahrscheinlicher Weise von denselben Paduaner Abschreibern gegen entsprechendes Entgelt früher als der Verfasser geliefert erhielt,

1) die Brouillons, wovon noch etliche 15 Blätter in der Vaticana erhalten sind,
2) das in Mailand begonnene Exemplar auf Pergament, von verschiedenen Händen, davon etwa $^1/_{10}$ von der Hand des Dichters,
3) die zweibändige Abschrift, der Versendung nach Pesaro gewärtig.

Dass unser Canzoniere keinem durchgängigen Autographen, sondern direct oder indirect nur den erwähnten fliegenden Blättern entlehnt sein kann, erhellt hieraus klar; dass er aber auch von keiner vom Verfasser durchgesehenen Abschrift herrührt, dürfte schon aus dem Sonett 115 einleuchten, das in allen Ausgaben also zu lesen ist:

Quando Amor i begli occhi a terra inchina
E i vaghi spirti (oder spirti v.) in un sospiro accoglie
Con le sue mani, e poi in voce gli scioglie
Chiara, soave, angelica, divina,
Sento far del mio cor dolce rapina u. s. w.,

wo der Abschreiber das verworrene Durcheinander des Originals nicht richtig geordnet und die Anfänge des zweiten und dritten Verses versetzt hat, die also zu lesen sind:

Quando Amor i begli occhi a terra inchina
Con le sue mani, e in un sospiro accoglie
I vaghi spirti, e poi .....

Die Lesart der Ausgaben ist widersinnig und abscheulich, die hier vorgeschlagene natürlich und in der Art des Petrarca. Damit sind denn auch die drei Ausgaben beurtheilt, die sich rühmen von der Original-Handschrift herzurühren: die Paduaner vom J. 1472, „ex libro originali transumpta rerum vulgarium fragmenta"; die Aldina vom J. 1501, „a lettra per lettra levata .. dal testo diligentissimamente scritto di mano medesima del poeta", welchen Text der Verleger bei Pietro Bembo geschen habe; und die Soncini'sche von Fano vom J. 1503, welche jenen Vorzug der Aldina abspricht und für sich be-

Digitized by Google

anspruch. — Was die Ausgabe des Aldo Manuzio anbelangt, so ist dessen Behauptung schon wegen der verschiedenen Orthographie, deren sich Petrarca und Aldo bedienen, unwahr; zudem widersprach Bembo selbst, wie Vellutello in seiner Ausgabe Delle Volgari Opere del Petrarca vom J. 1525 Bl. 7 v. bezeugt und uns belehrt, dass die Aldina aus einem Codex des edlen Paduaners Messer Daniele da Santa Sofia floss. Die Fragmenta des Valdizocco vom J. 1472 sind wahrscheinlich die „sparsa poemata", wovon uns im Vatican ein Theil gerettet ist. Ob die Ausgabe von Fano das Exemplar des Malatesta vor sich hatte, müsste eine nähere Prüfung herausstellen, die zugleich die Beziehung der Ausgabe zur vaticanischen Papierhd. 5994, nach Tommasini's Petrarcha Redivivus ein Autograph, darzuthun hätte. Ein Mittel, das Verhältniss zur Originalausgabe des Dichters zu prüfen, bestünde in dem Vergleich der Anordnung der einzelnen Gedichte, da in den Ubaldinischen Originalien der Dichter hie und da eigenhändig angemerkt hat, welches Stück vor und welches nach stehen soll. Nicht alle Ausgaben nämlich haben die gleiche Anordnung; die vermeintlich erste vom J. 1470 reiht die Gedichte anders als die Vulgata an; anders wieder ein Modeneser Codex, von Muratori in seiner Ausgabe besprochen; F. Filelfo und Vellutello haben grundsätzlich eine andere Reihenfolge beliebt; Meneghelli ordnete den ganzen Canzoniere chronologisch; eine zweibändige deutsche Ausgabe schied die Sonette von den übrigen Gedichten; mehrere Ausgaben haben der kirchlichen Censur zu Liebe drei Klinggedichte ausgelassen; mehrere hinwiederum verschiedene vom Verfasser absichtlich oder zufällig nicht in die Auswahl aufgenommene Stücke dem Canzoniere selbst einverleibt oder angehängt.

Hierauf hält Dr. Ludwig Steub aus München einen Vortrag: „über tirolische Ethnologie." Er beginnt mit der Erzählung, wie er zu seinen Forschungen über tirolische Ethnologie gekommen sei. Als er in den vierziger Jahren eine Reise nach Tirol unternahm, um dies Land zu schildern, da fielen ihm die seltsamen, von den baierischen häufig so abweichenden Ortsnamen im Innthal auf und er suchte hierüber Aufschluss bei dem Keltischen und dann bei dem Etruskischen. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er in seinem 1843 erschienenen Werke nieder: „Die Urbewohner Rhätiens und ihr Zusammenhang mit den Etruskern". Die Fehler, welche dieses enthielt, berichtigte er in der Schrift vom J. 1852: „Zur rhätischen Ethnologie". Die darin niedergelegten Ansichten erkennt der Redner auch heute noch im wesentlichen als richtig an und darauf stützten sich seine weitern Ausführungen, deren Inhalt sich kurz dahin zusammenfassen lässt.

Tirol bietet den Ethnologen eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, wie kein anderes Land Europas, etwa Sicilien ausgenommen. Seine geringe Bevölkerung ist aus acht verschiedenen Völkern erwachsen: Rhätiern, Romanen, Gothen, Langobarden, Bojoaren, Slawen, Alemannen und Walsen. Die Rhätier bewohnten das heutige Tirol, Graubünden und den südlichen Theil Vorarlbergs, an einige ihrer wichtigsten Stämme erinnern gegenwärtig noch die Namen Brenner (Breuni), Eisak (Isarci), Vinstgau (Venostes) und Fügen (Focunates), und für sie zeugen auch die Berichte der alten Classiker. Dagegen wissen diese nichts von einer keltischen Bevölkerung Tirols und auch die Ortsnamen sprechen nicht für das einstige Vorhandensein einer solchen in Tirol. Die keltische Hypothese haben erst neuere Forscher aufgestellt, namentlich Zeuss. — Nach Er-

Digitized by Google

oberung Rhätiens durch die Römer wurde es bis in die entlegensten Thäler romanisirt. Dies bezeugen die zahlreichen romanischen Namen, die in allen Theilen des Landes noch jetzt sich vorfinden, z. B. Gleirschthal (glares), Lafatschthal (l'avaza), Gepatsch (campazo), Rungatsch (runcazone). Der Herrschaft der Römer in diesen Thälern machten die Gothen für immer ein Ende. Nach den Ausführungen des Historikers F. Dahn seien die Bewohner des Burggrafenamtes vorzüglich gothischer Abkunft und allerdings werden in den Regensburger Glossen des 13. Jahrhunderts die Meraner mit den Gothen identificirt. Nach dem Sturze des Gothenreiches nahmen Südtirol bis Salurn die Langobarden, Nordtirol die Bojoaren in Besitz. Die heutigen Ergebnisse der Forschungen lassen nicht mehr bezweifeln, dass die deutschen Enclaven in den wälschen Bezirken Tirols und Venetiens, wie die Sette und Tredeci Communi, langobardischer Abkunft seien. Neben dieser deutschen Bevölkerung erhielt sich aber in allen Theilen des Landes noch lange der Romanismus und abgesehen von dem jetzigen Wälschtirol, wo jetzt die letzten Reste der germanischen Bevölkerung nur mehr mit Mühe sich behaupten, dauert er in einigen Thälern, wie in Gröden, Enneberg, Abtei, bis in die Gegenwart fort. Slawen drangen um 600 in das Pusterthal ein und besetzten dessen östlichen Theil; Alemannen und Walsen liessen sich in den westlichen und nordwestlichen Theilen nieder. Letztere werden nach den neuesten Ergebnissen der Forschung für burgundische Einwanderer gehalten.

(Schluss der Sitzung 11 Uhr).

IV. Sitzung der deutsch-romanischen Section.

Donnerstag, den 1. October 9 Uhr.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung und ersucht dann Hrn. Prof. Dr. Weinhold das Präsidium zu übernehmen, da er theilweise verhindert sei der Versammlung beizuwohnen.

Professor V. Hintner aus Wien hält folgenden Vortrag: „über tirolische Dialektforschung".

Meine Herren!

Es ist bekannt, dass den Anstoss zu einer wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Dialekte hauptsächlich J. Grimm und Schmeller gegeben haben. Zwar fehlt es nicht an sogenannten Idiotiken, die in die frühere Zeit, sogar in das vorige Jahrhundert hinaufreichen. Von einer wissenschaftlichen Behandlung der Dialekte konnte jedoch keine Rede sein, und wenn einmal ein Anlauf dazu gemacht wurde, so muss ein solcher vom heutigen Standpunkte aus wenigstens mit misstrauischem Blicke betrachtet, wenn nicht von vorne herein als verfehlt betrachtet werden. Man nehme z. B. in die Hand das „schwäbische Wörterbuch mit etymologischen und historischen Anmerkungen von v. Schmid, Stuttgart 1831", oder „Versuch eines schweizerischen Idiotikon, mit etymologischen Bemerkungen untermischt von Stalder, Aarau 1812", oder „etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Oesterreich üblichen Mundart von Höfer, Linz 1815". Diese drei genannten Werke sind uns zwar unentbehrlich, allein über die wissenschaftliche Behandlung und deren Werth gibt fast jedes Vocabel Aufschluss.

Digitized by Google

Ableitung rein deutscher Wörter aus hebräischen, lateinischen und griechischen Wörtern war an der Tagesordnung. Wie konnte es auch anders sein? So lange die hebräische Sprache als Conversationssprache des Adam und der Eva galt, somit als Mutter aller Sprachen betrachtet wurde, war es natürlich, dass man zuerst an das hebräische appellirte. Das lateinische, als Sprache der katholischen Kirche, musste ebenfalls in hohem Ansehen stehen und facultativ wurde auch das griechische gemissbraucht. Wer weiss nicht, dass auch hier die vergleichende Sprachwissenschaft Ordnung in das Chaos brachte und die hebräisch-lateinisch-griechischen Gespenster verscheuchte? Sie war es, die in den deutschen Dialekten etwas mehr als Fetzen zum Theil ausser Curs gesetzter Sprachen erkennen lehrte, die die deutschen Dialekte in ihre alten Rechte wieder einsetzte und den Goldwerth derselben für die Wissenschaft an den Tag legte. Man sehe sich das Schmeller'sche Meisterwerk an und vergleiche es mit den früheren Idiotiken. Und doch entstand das Werk noch in einer Zeit, in welcher die vergleichende Sprachwissenschaft kaum festen Fuss gefasst hatte. Die erste in 4 Bänden ausgegebene Auflage trägt die Jahreszahlen 1827, 28, 36, 37. Neues Leben in die Dialektforschung brachte die von Frommann trefflich redigirte Zeitschrift für deutsche Mundarten. Leider musste sie nach 6jährigem Bestande im Jahre 1859 wieder eingehen, nicht etwa wegen Mangel an Stoff, oder wegen Mangel an Mitarbeitern, sondern wegen Mangel an Abnehmern. Mit dieser Zeitschrift beginnt für Tirol eigentlich erst die Forschung. Der wackere Schöpf legte dort einen grossen Theil seiner Sammlungen nieder, bis er nach dem Ableben der Zeitschrift sich entschloss, ein eigenes tirolisches Idiotikon zu verfassen, um seinen gesammelten Stoff nicht verloren gehen zu lassen. Schöpf erlebte die Vollendung seiner mit grossem Fleisse und grosser Ausdauer angelegten und fortgesetzten Arbeit nicht mehr. Anton Hofer, schon bei Lebzeiten Schöpfs ein fleissiger Mitarbeiter, vollendete das Werk im Jahre 1866 und so besass auch Tirol ein Werk, das jeder Dialektforscher, wie das bairische Wörterbuch von Schmeller, das kärntische von Lexer, in seinen Armen wiegen wird. Dass ein Idiotikon, besonders von Tirol, Lücken hat, darüber wird sich niemand wundern, der sich nur einigermassen mit Dialektforschung beschäftigt hat. Tirol, das mit so ausserordentlichen Naturschönheiten gesegnet ist, übertrifft auch alle anderen Länder an Reichhaltigkeit der Dialekte. Jedes Thal hat nicht bloss seinen eigenen Dialekt, sondern die Verschiedenheit des Vocabelschatzes zwischen benachbarten Thälern ist oft so gross, dass sich die Bewohner derselben in vielen Ausdrücken gegenseitig gar nicht verstehen. Freilich, und ich möchte fast sagen, leider tritt jetzt, seitdem der gegenseitige Verkehr ein lebhafterer ist, rascher als früher eine Umänderung des Dialektes ein; namentlich werden solche Vocabeln, die von den Nachbarn nicht mehr verstanden werden, allmählich ausser Curs gesetzt und allgemein verständliche Ausdrücke werden dafür adoptirt. Es ist daher grosse Gefahr vorhanden, ja natürlich, dass einzelne uralte Wörter, wahre Perlen, verloren gehen und nicht wieder aufgenommen werden. Da gilt es nun rasch zu sammeln und zu retten, was sich noch retten lässt, bevor es zu spät wird. Freilich ist das Sammeln und Forschen nirgends schwieriger als in Tirol. Die Ursachen davon sind verschiedenartig. Gestatten Sie mir, meine Herren, dass ich ein Paar solcher Schwierigkeiten etwas eingehender beleuchte.

Fürs erste ist die Lage des Ländchens so, dass die Grenznachbarn anderer Zunge nothwendig auch auf die Sprache der Anwohner Einfluss ausüben mussten. Diese fremden

Digitized by Google

Elemente sind besonders die Romanen und die Slawen. Was die romanischen Mundarten Südtirols betrifft, besitzen wir bereits eine tüchtige Arbeit von Schneller: „Die romanischen Volksmundarten in Südtirol, nach ihrem Zusammenhange mit den romanischen und germanischen Sprachen etymologisch und grammatikalisch dargestellt, I. Band, Gera 1870“. Leider ist keine Aussicht vorhanden, dass der geehrte Herr Verfasser das Werk fortsetzen wird. Andere Thäler, die an romanische Mundarten angrenzen, sind noch gar nicht erforscht. Ebenso wenig ist der slawische Einfluss gehörig gewürdiget worden, der in den östlichen Thälern des Pusterthals unverkennbar ist. Ein grosser Theil slawischer Ortsnamen, die sich in diesen Thälern finden, würde, falls die Geschichte darüber schwiege, einstige slawische Bevölkerung daselbst vermuthen lassen. Allein dass Slawen im 6. Jahrhundert durch das Drauthal hinauf in das Iselthal wanderten und von den Seitenthälern desselben Besitz ergriffen, ist auch historische Thatsache. Diese Thäler waren aber gewiss schon bevölkert, als die Slawen kamen, vielleicht sassen Kelten bis zu dieser Zeit in jenen abgelegenen Gegenden. Also die geographische Lage Tirols und die verschiedenen, auf einander folgenden Völker sind nicht genug zu berücksichtigen. Es ist also nicht gleich, ob ein Wort in einem Seitenthale des östlichen Pusterthals, im Mittelpusterthal, in der Umgegend von Innsbruck oder im Etschland vorkommt. Dies beachten unsere gelehrten Sprachforscher, die nicht Gelegenheit haben, sich in Tirol selbst umzusehen, oft viel zu wenig. Sie glauben, es sei gleichgiltig, wo in Tirol ein Wort vorkomme. Das Wort ist da, so lautet es, das bedeutet es, also muss es durch diesen oder jenen Einfluss von dem und dem Worte abstammen. Ich will nur ein Beispiel anführen. Es kommt in einigen Gegenden Tirols das Wort tschürl vor in der Bedeutung „kraus, Krauskopf“. Nur an einem Orte Südtirols, wo entschieden romanischer Einfluss auch bei anderen Wörtern stattfand, bedeutet dasselbe Wort „entehrtes Mädchen“. Was das letztere betrifft, behauptete Gerland in K. Z., es sei offenbar = dem nhd. Hure. Also hure sollte durch romanischen Einfluss zu tschûre werden! Eine absolute Unmöglichkeit. Es ist ja mehr als bekannt, dass durch romanischen Einfluss anlautendes deutsches h entweder ganz wegfällt (dies ist das gewöhnlichste) oder sich zu ch, selbst k verdichtet. Der Lautwandel von h in tsch ist unerhört. Ebenso wenig kann ich die Erklärung Gerlands billigen, die er von tschürl in der Bedeutung „kraus“ gegeben hat. Es soll nämlich tschürl mit nhd. krulle, krolle eng verwandt sein und diese Erklärung schien dem Redacteur der K. Z., Ernst Kuhn, so plausibel, dass er einer von mir eingesandten Erklärung, die wenigstens so viel für sich hat, dass sie nicht gegen Lautgesetze verstösst, die Aufnahme versagte. Und doch wäre dies der einzige höchst curiose Fall, dass durch romanischen Einfluss ein deutsches kr oder selbst ein kur zu tschur würde. In der Sprachwissenschaft kann aber ein Antrag nur dann auf Unterstützung rechnen, wenn die behauptete Spracherscheinung durch Analogien gestützt wird. Sonst wird man zur Tagesordnung übergehen. Es kommt mir hier nicht darauf an, etwas positives über das genannte Wort beizubringen, sondern ich wollte nur an einem Beispiele zeigen, wie vorsichtig man mit angeblichen Lautveränderungen sein soll, und wie sehr darauf zu sehen ist, wo ein Wort vorkommt. Denn der romanische Einfluss erstreckt sich nicht auf ganz Tirol, es gibt viele Thäler, wo man keine Spur davon findet. Ebenso hat der slawische Einfluss seine bestimmten Grenzen. Das Wörterbuch von Schöpf selbst bereitet dem Forscher oft Schwierigkeiten. Es ist zwar bei seltneren Wörtern häufig angegeben, wo

Digitized by Google

das Wort vorkommt, allein sehr oft wird man auch im Stiche gelassen. Ich halte es aber für nothwendig, dass man bei Wörtern, die etymologisch nicht durchsichtig sind, die Fundstätte weiss; ist dies nicht der Fall, so kann man mit dem besten Wissen und Willen weit über das Ziel hinausschiessen. Daher ist die Forderung keine übertriebene, dass das ganze vorliegende Material nach localen Gesichtspunkten revidirt werde. Wie schwierig das ist, leuchtet gewiss jedem ein. Bei uns ist das um so schwieriger, als verhältnissmässig wenig Interesse und oft noch weniger Verständniss für Dialektforschung vorhanden ist. Schreibt man z. B. einem guten Bekannten in einem Thale, der Jahr aus Jahr ein mit der Bevölkerung verkehrt und so die beste Gelegenheit hat, den Geist und die Sprache des Volkes genau kennen zu lernen, was ist gewöhnlich das Resultat? Man bekommt 3, 4 Ausdrücke, die etwa besonders auffällig sind, sonst, heisst es, gebe es dort nichts besonderes. Und doch stecken oft die grössten Schätze in einem solchen Thale. Was bleibt also dem Forscher übrig, als selbst hinzugehen und sich so lange daselbst aufzuhalten, bis er das Idiom des betreffenden Volkes in sich aufgenommen oder copirt hat? Und auch hier gibt es Hindernisse, die man gar nicht ahnt. Wenn nämlich die Leute sehen, dass sie mit „Herrischen" reden sollen, wollen sie oft nicht ihren Dialekt gebrauchen, sondern es wird daraus ein Jargon. Sie schämen sich ihrer Ausdrucksweise, werden verlegen und man bekommt schliesslich gar nichts mehr heraus. Wie oft hört man die entschuldigenden Worte: „mir können nit amàl mit leut'n ordentle röd'n", oder „wie bei uns hält die tummen g'schpräch sein", oder „wie man bei uns hält sägg" u. dgl. Ja, es trifft sich zuweilen auch, dass man absichtlich angelogen wird, dass ein Bauer eine Freude daran hat, wenn er einem herrischen schwänze, wie der Ausdruck lautet, einen Bären aufbinden kann. Da muss man oft klug zu Werke gehen, muss versuchen sich so viel als möglich dem Dialekte der betreffenden Leute zu nähern. Dadurch gewinnt man sie und ist auch vor einem blauen Dunst sicher.

Allein diese Schwierigkeiten sind solcher Art, dass sie von jedem gebildeten mit Zeit und Mühe überwunden werden können. Bei weitem am schwierigsten jedoch ist bei der tirolischen Dialektforschung der wissenschaftliche Theil d. h. die Etymologie. Man wird sagen: „was brauchen wir die Etymologie eines Wortes zu wissen? Etymologie ist ja Nebensache, wenn sie J. Grimm auch die Würze genannt hat. Wir wollen das thatsächliche wissen, das andere soll sich jeder selbst zurecht legen". Ich habe ähnliche Aeusserungen schon gehört, kann mich aber damit durchaus nicht einverstanden erklären. Ein Vocabel bleibt nach meiner Ansicht so lange todtes Capital, ungeprägte Münze, bis der Vater oder die Mutter, die Geschwister oder die Verwandten und die Heimat entdeckt sind. Bevor ich ein Wort, sei es ein einheimisches oder Lehnwort, nicht einreihen kann in eine Familie dieser oder jener Sprache, so lange hat das Wort für mich kein Interesse, es lässt mich kalt. Die etymologische Behandlung der Dialekt-Wörter ist mir also die höchste, aber auch unerlässlichste Forderung, die ich an einen Sammler und Forscher stelle. Er soll den Dialekt nicht vom Hörensagen kennen, sondern er soll sich Land und Leute selbst ansehn, mit eigenen Ohren die Vocabeln sprechen hören. Damit ist freilich schon gesagt, dass ein solcher Sammler und Forscher auch Sprachforscher im weiteren Sinne sei. Er muss vor allen anderen die älteren deutschen Dialekte genau kennen, muss vertraut sein mit den Idiomen der Völker, die in der Nähe wohnen, muss richtigen Sinn haben für Spracherscheinungen, damit er nicht das wichtige übersehe und

Digitized by Google

dem minder wichtigen oder oft dem für die Wissenschaft gleichgiltigen nachjage, er muss ferner ein besonnenes Urtheil besitzen und besonders zu den Sprachkenntnissen unendliche Geduld und Ausdauer. Ich habe mich viel und eingehend mit vergleichender Sprachforschung beschäftiget, komme aber immer mehr zur Einsicht, dass mir, um sicher gehen zu können, noch viel mehr Kenntnisse noth thäten. Es sind aber auch, besonders Lehnwörter, oft zur Unkenntlichkeit entstellt. Wer wird z. B. unter dem Worte tschirfe, welches im Iselthale gebraucht wird, und „schlechter Lichttiegel" bedeutet, auf den ersten Blick das wendische lesherba 'Bauernampel' wieder erkennen? Oder dass das Wort parlöisslen Zeitlose, crocus vernus, und das genannte tschirfe stammverwandt seien? Und doch stammt der Ausdruck parlöisslen vom wendischen podlesk Zeitlose und alle vom neuslowenischen verbum lesnoti, leščati se, leskati, altslowenisch lištati sę, lištą sę, lištiši sę glänzen, wendisch lesk Schimmer, leshketam schimmere u. s. w. Oder es gibt auch Ausdrücke, die ganz localen Ursprunges sind. Kennt man nicht Land und Leute sehr genau, ja ich möchte fast sagen, ist man nicht ein Eingeborner, wird man die richtige Etymologie nie und nimmer finden können. Ich will auch hievon ein Beispiel geben. Im Thale Defereggen existirt ein Wort tênigen, besonders ihintênigen (ihin = einhin d. i. hinein) in der Bedeutung „anschwärzen". Ich habe das Wort im ersten Hefte meiner „Beiträge zur tirolischen Dialektforschung" unrichtig erklärt; und doch bin ich Eingeborner des Thales und mit den localen Verhältnissen natürlich ganz vertraut. Erst später bin ich darauf gekommen, dass das Wort ganz localen Ursprunges ist und eigentlich den heiligen Antonius zum Vater hat. Die Legende, die diesmal wirklich auf Wahrheit beruht, ist folgende. Es existirt mitten im Thale ein Haus, mit dem eine Schmiede in Verbindung steht. Da heisst man es beim Tênig. Tênig ist aber ein auch in anderen Gegenden Tirols gebrauchtes, verhunztes Anton. Der jetzige Schmid, 'vir incluta iustitia ac religione', desswegen auch von bedeutendem Ansehen in der Gemeinde, trägt häufig, wie wohl auch andere Meister kyklopischen Handwerks, Spuren seiner Beschäftigung an sich, mit anderen Worten, die Seife versagt bei ihm ihre Wirkung. Da nun der Schmid wahrscheinlich schon von seinem Ururgrossvater Tênig genannt wird, Tênig und schwarz aber Begriffe sind, die man sich nicht getrennt denken kann, wurde daraus ein verbum gebildet tênigen = anschwärzen. Ja das Wort beginnt bereits eine gute Bedeutung anzunehmen, es wird schon gebraucht für: „bei den Heiligen für jemanden bitten". Ob dabei die Heiligen als Schwarze betrachtet werden, kann ich leider selbst nicht sagen, da mein Ideenkreis mit dem meiner Landsleute doch nicht mehr ganz übereinstimmen dürfte.

Endlich, meine Herren, komme ich noch auf eine Schwierigkeit zu sprechen, und ich muss wohl gestehen, dass diese Schwierigkeit eigentlich die Veranlassung abgab, diesen kurzen Vortrag zu halten, oder vielmehr, dass die Hauptsache, was ich Ihnen sagen möchte, erst kommt. Um gleich mit der Thüre ins Haus zu fallen, diese Schwierigkeit betrifft die Publication von Dialektsammlungen. Es ist leider nicht jeder Forscher in der Lage, ein bedeutendes dem Buchhändler zu zahlen, damit das gesammelte durch den Druck veröffentlicht werde. Dass dies aber bei derlei Schriften nothwendig ist, das dürfte mir vielleicht einer oder der andere der geehrten Herren bestätigen können. Also ein Organ fehlt, welches die oft mit Mühe und Kosten bewerkstelligten Sammlungen veröffentlicht, auch kleinere Beiträge nicht verschmäht, und sollten es auch nur Brosamen

Digitized by Google

sein, ferner Raum gewährt für Meinungsaustausch über diese oder jene Erscheinung in der Sprache des Volkes, kurz, ein Organ fehlt uns, wie die leider zu früh zu Grabe getragene, von Frommann so trefflich redigirte Zeitschrift für deutsche Mundarten. Es ist gewiss jedem der Herren bekannt, dass schon seit 2, 3 Jahren das Gerücht geht, Frommann werde die Zeitschrift wieder fortführen, und im letzten Jahre wurde sogar ein ernstlicher Anlauf genommen dies zu bewerkstelligen. Allein die Geburt muss eine sehr schwere sein und die Künste der Hebamme scheinen da nicht mehr ausreichend. Da muss offenbar der Doctor geholt werden, sonst stirbt uns das Kind sammt der Mutter. Meine Herren! Sie alle möchte ich als Doctoren beiziehen, um das Kind so schnell als möglich zur Welt zu fördern. Die beste Medicin ist hier das Geld. Es waren bekanntlich schon damals nur materielle Leiden, die den Tod der Frommannschen Zeitschrift herbeiführten, und es kann sich auch jetzt nur um materielle Schmerzen handeln, die allerdings oft die heftigsten sind. Ich erlaube mir den Herren einen ganz unmassgeblichen Vorschlag zu machen. Treten wir zusammen zu einem Verein. Es ist allerdings das Vereinswesen in neuester Zeit etwas in Misscredit gekommen, allein unser Verein dürfte sich bald nach allen Richtungen hin Respect verschaffen. Dieser Verein soll getauft oder genannt werden, wie er will, meinetwegen: „Verein für Erforschung deutscher Dialekte". Jedes Vereinsmitglied zahlt jährlich einen gewissen Betrag, erhält aber dafür die Zeitschrift gratis. Dadurch werden wir erreichen, dass auch andere Persönlichkeiten als Mitglieder beitreten, die selbst weder Sammler noch Forscher sind, sondern nur allgemeines Interesse an der Förderung der Wissenschaft haben. Auf diese Weise wird die Existenz der Zeitschrift gesichert. Sollten die hochgeehrten Herren auf meinen Antrag (vielleicht ist er nur eine Schrulle) nicht einzugehen für gut befinden, da möchte ich Sie doch recht von Herzen ersuchen, durch zahlreiche Betheiligung am Abonnement die Zeitschrift, wenn sie einmal da ist, lebensfähig zu machen. Dass das vielsprachige Oesterreich ein besonderes Interesse daran hat, versteht sich von selbst. Rings um uns her in Tirol, mögen wir uns hinwenden, wo wir wollen, liegt noch vieles, sehr vieles brach. Vom Oberinnthal an bis zu den Grenzen Kärntens im unteren Pusterthal gibt es noch Seitenthäler, in die Schöpf und seine Gewährsmänner nicht eingedrungen sind, und hätte uns nicht Lutterotti in seinen Gedichten im tiroler Dialekte wenigstens eine Ahnung gegeben von ihrer Sprache, wahrlich wir wüssten nicht, ob das Idiom dieser Thalbewohner ein deutsches oder tschechisches sei. Ich nenne unter den Thälern, die bis jetzt fast gar nicht erforscht sind, die aber, wie ich mich selbst zu wiederholten Malen überzeugt habe, reiche Ausbeute gewähren, die Thäler Taufers, Antholz, Gsiess, Villgraten, Virgen, Pregraten, Kals, Sexten u. a. m. Da gibt es noch ein gutes Stück Arbeit. Sammeln wir also, meine Herren, so lange es Zeit ist, damit unsere Nachkommen uns nicht den Vorwurf der Saumseligkeit und Nachlässigkeit machen können. Ich für meine Person werde nach meinen schwachen Kräften und der knapp gemessenen Zeit thun, was ich thun kann. Allein ein einzelner richtet zu wenig aus, alle Männer der Wissenschaft müssen da auf irgend eine Weise helfen nach unserem schönen Wahlspruche: viribus unitis!

Der Vorsitzende Herr Prof. Dr. Weinhold ergreift darauf das Wort: Als Vertreter des Herrn Präsidenten, der nicht anwesend sein kann, übernehme ich das Präsidium und bemerke zunächst zu dem Vortrage des Herrn Prof. Hintner, dass das Erscheinen

Digitized by Google

der Frommannschen Zeitschrift gesichert ist, indem bereits an dem ersten Hefte der neuen Folge gedruckt wird. Ferner ist von Herrn Prof. Hintner ein Antrag gestellt worden, der dahin geht, die Section möge sich dafür verwenden, dass ein Verein für Dialektforschung, der für ganz Deutschland bestimmt sei, sich bilde.

Ich weiss nicht, ob es praktisch ist, heute am letzten Tage, in der letzten Stunde unserer Versammlung darüber noch Verhandlungen zu pflegen. Was meine persönliche Stellung betrifft, so bin ich mit deutscher Dialektforschung einigermassen bekannt. Ich habe vor länger als 25 Jahren über die Methode, wie deutsche Dialektforschung zu betreiben ist, mich öffentlich geäussert und meine damaligen Sätze haben den Beifall eines Mannes, wie Jakob Grimm, gefunden. Ich bin also in dieser Sache nicht ganz unerfahren und habe mir auch, was das Vereinswesen nach dieser Seite hin betrifft, Erfahrungen gesammelt.

Ich konnte dies noch neuerdings, als in Hamburg von einem Kreise junger Gelehrten der Plan zur Stiftung eines niederdeutschen Vereines berathen ward, den sie dann der letzten Versammlung des hansischen Geschichtsvereines zu Bremen vorlegten. Es ergaben sich sofort die grössten Schwierigkeiten und die Hamburger kehrten, wie ich hörte, zu dem zurück, was ich früher bei ihnen befürwortete, sich zunächst auf die Bildung eines localen Vereines zu beschränken. Nach meiner Meinung ist ein über ganz Deutschland ausgedehnter Verein eine so schwerfällige Maschine, dass für das einzelne nichts oder nur wenig geleistet werden kann. Es müssen einzelne Kreise, gewissermassen Provinzen gebildet werden, welche jene Aufgabe zu bearbeiten haben. Dann werden die Früchte nicht auf sich warten lassen. Schon der Herr Vorredner hat bemerkt, dass es bei der Dialektforschung ganz besonders darauf ankomme, dass man den Ort, wo ein Wort auftritt, gehörig berücksichtige. Wie nämlich für den Botaniker bei einer Pflanze der Ort des Vorkommens zu wissen nothwendig ist, so auch für den Dialektforscher bei einem Worte, welches manchmal recht eigentlich eine locale Pflanze ist.

Wir haben bei der Frommannschen Zeitschrift, die am Hunger gestorben ist, gesehen, was bei einer zu allgemeinen Ausdehnung erreicht wird.

Mein Wunsch ist freilich, dass die neue Folge jener Zeitschrift, die wahrscheinlich nach anderm Masse und Plane eingerichtet sein wird, gedeihen wolle. Aber ich muss gestehen, dass ich bei der Gleichgiltigkeit, welche selbst Germanisten gegen die Dialektforschung zeigen, nicht recht hoffe, dass neues Leben und neue Kräfte — es handelt sich vorzüglich um finanzielle Kräfte — dieser neuen Folge zuströmen werden. Man soll aber nicht verzagen an wiederholten Versuchen. Daher verbinde ich mich vollständig in diesem Wunsche mit dem Herrn Vorredner, dass sich alles vereinigen möge, was einige Thaler zum Besten und Frommen deutscher Spraehforschung verwenden kann, um das neue Unternehmen des waekern und ausgezeichneten Frommann zu unterstützen. Schliesslich wiederhole ich, dass wir nach meiner Ansicht nicht in der Lage sind, den Antrag des Herrn Prof. Hintner fruchtbar zu behandeln.

Herr Prof. Hintner zieht seinen Antrag in Folge der Auseinandersetzungen des Herrn Prof. Dr. Weinhold zurück.

Digitized by Google

Den letzten Vortrag hielt Herr Director Immanuel Schmidt aus Falkenberg i. M. über: „Die Perioden der englischen Literatur im Zusammenhang mit der Geschichte der Sprache".

Nach einer Einleitung erklärte der Redner sich für jene Eintheilung der Literaturgeschichte, welche den natürlichen Systemen in den Naturwissenschaften entspricht, und verwarf die von den Engländern beliebte künstliche Eintheilung in so viele kleine Perioden. Diese natürliche Eintheilung berücksichtigt alle wichtigen Momente, welche auf die Entwickelung der Literatur grossen Einfluss üben, als da sind: die politischen Ereignisse und andere verwandte Einflüsse von aussen, die Entwickelung der Sprache und der Einfluss fremder Literaturen. Dabei bleibt aber immer der Entwickelungsgang der Literatur selbst Hauptgesichtspunkt. Als besonders charakteristisch für die Geschichte der englischen Literatur bezeichnet der Redner deren zeitweise Abhängigkeit von der italienischen und französischen Literatur.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen gieng der Redner zur Charakteristik der einzelnen Perioden über. Die Kürze der Zeit erlaubte ihm aber nicht, alle gleich ausführlich zu behandeln und seinen Vortrag zu vollenden. Nach seinen Ausführungen reicht die erste Hauptperiode bis zum Schlusse des Mittelalters und zerfällt in mehrere Abschnitte. Die angelsächsische und angloromanische Zeit bildet gewissermassen die Einleitung. Für die nächste Zeit nach dem epochemachenden Einfalle der Normannen (1066) mangelt das Material. Die Jahre von 1200—1250 werden die halbsächsische Periode genannt. Koch gebraucht für sie den Ausdruck neuangelsächsisch, um dadurch den Zusammenhang mit dem altangelsächsischen anzudeuten. Zwischen den beiden Perioden 1250—1350 und 1350—1400 will Mätzner keinen Unterschied erkennen, aber es fehlt weder an innern noch äussern Verschiedenheiten. 1362 wurde die englische Sprache als Parlamentssprache anerkannt und 1363 in derselben die Processe zu führen geboten. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts begann der Kampf mit Rom. 1350 trat zuerst die Sonderung der Dialekte hervor. Die Periode 1250—1350 erscheint als eine Zeit der Decomposition der Sprache und die Periode 1350—1400 als eine Zeit der Reconstruction. Das 15. Jahrhundert ist nur ein Nachklang dieser Periode.

Die zweite Periode liess der Referent bis zum Ende des 17. Jahrhunderts reichen. Deren Anfang bezeichnen die Entdeckung Amerikas, die Einführung der Reformation, die Erneuerung der classischen Studien, der Einfluss des Lateins auf die englische Sprache, sowie der Einfluss der italienischen Literatur. Das sächsische Accentuationssystem überwältigt die französische Prosodie; die moderne Schriftsprache gelangt zur vollen Geltung und erscheint zuerst ganz ausgebildet in Tyndale's Bibelübersetzung.

Der Redner theilte diese Hauptperiode in 4 Abschnitte, wovon der erste bis zum Jahre 1589 sich erstreckt, der zweite Shakespeare's Zeit, der dritte die Jahre 1616 bis 1642 (48) und der vierte die übrigen bis zum Schlusse dieser Hauptperiode umfasst.

Die dritte Hauptperiode, die sich grösstentheils über das 18. Jahrhundert ausdehnt, bezeichnete der Redner als die Zeit der durchgebildeten Prosa und des französischen Einflusses und nannte als Schriftsteller, die vorzüglich unter diesem stehen, Cowley, Temple und Dryden. Sie führten den leichten natürlichen Satzbau ein, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Digitized by Google

Damit schloss der Redner, ohne die Grenzen und Abschnitte dieser Periode wegen der vorgeschrittenen Zeit näher bestimmen zu können.

Nun legte Herr Dr. Keinz aus München mehrere hochinteressante Handschriften althochdeutscher Gedichte aus der Münchner Staatsbibliothek vor. Nach Besichtigung derselben ergriff der Vicepräsident Herr Prof. Dr. Weinhold das Wort:

„In Folge der Abwesenheit des Herrn Präsidenten, welcher in der allgemeinen Sitzung Bericht zu erstatten hat, ist es meine Aufgabe, die Sitzungen unserer Section zu schliessen. Ich hätte freilich gewünscht, dass unsere Section zahlreicher besetzt gewesen wäre, dass so mancher, der einen nicht zu weiten Weg zurückzulegen hatte, erschienen wäre. Aus dem freundnachbarlichen Baiern, ja selbst aus Oesterreich ist mancher, von dem wir es sicher vermutheten, nicht gekommen. Doch wir müssen uns mit dem Bewusstsein trösten, dass das, was unter diesen Verhältnissen geschehen konnte, geschah. Im übrigen kann ich den Dank, der von dem Herrn Präsidenten an den vorigen Tagen schon ausgesprochen ward, denen, die uns Vorträge hielten, nur wiederholen. Hiemit erkläre ich die Sitzungen der deutsch-romanischen Section der 29. Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen für geschlossen".

(Schluss 10 Uhr 45 Minuten).

Digitized by Google

Verhandlungen der orientalischen Section.

Erste Sitzung, Montag den 28. September, 12 Uhr.

Nach dem Schlusse der allgemeinen Sitzung versammelten sich auf einen von den Herren Budenz, Delbrück, v. Roth und v. Schiefner gestellten Antrag (s. S. 37) die orientalische und sprachvergleichende Section gemeinschaftlich im Zimmer der ersteren. Prof. Dr. Jülg eröffnet gegen 12 Uhr die Sitzung mit der Erklärung, dass er das Präsidium der Section einstweilen übernommen habe, weil der ursprünglich darum ersuchte Herr P. Pius Zingerle dasselbe abgelehnt habe. Er sei jedoch durch seine übrigen Geschäfte verhindert, dasselbe fortzuführen. Auf seinen Vorschlag wird, nachdem Herr P. Pius Zingerle seine Ablehnung motivirt, Herr Prof. Dr. Joh. Bapt. Weiss aus Graz zum Präsidenten durch Acclamation gewählt, und übernimmt darauf den Vorsitz. Es wird weiter verabredet, dass die beiden Sectionen vorläufig gemeinsam verhandeln sollen. Für den Fall späterer Trennung wird zum Präsidenten der sprachvergleichenden Section Herr Prof. Dr. Johannes Schmidt aus Graz gewählt, welcher zugleich als Vicepräsident der combinirten Section zu fungiren hat. Zu Secretären werden die Herren Dr. Jolly aus Würzburg und Dr. Stade aus Leipzig gewählt. Es wird hierauf eine zweite Sitzung für denselben Tag Abends 6 Uhr anberaumt und die Tagesordnung für dieselbe festgesetzt.

Zweite Sitzung, Montag den 28. September, Nachmittags 6 Uhr.

Nachdem man zuerst über eine Modification der am Morgen vorläufig angenommenen Tagesordnung sich verständigt hatte, hielt Herr Prof. Dr. Johannes Schmidt aus Graz seinen Vortrag: „über qualitative und quantitative Veränderung der Vocale durch r und l im Indogermanischen", worin er hauptsächlich die Wirkungen des Stimmtones von r und l auf benachbarte Vocale in Betracht zog.

Die darauf bezüglichen Untersuchungen werden als zweite Abtheilung seines Buches: „Zur Geschichte des indogermanischen Vocalismus" veröffentlicht werden.

Nächstdem gab Herr Prof. Dr. Gosche aus Halle eine Charakteristik des internationalen Orientalisten-Congresses zu London.

Den übrigen Theil der Sitzung füllten Verhandlungen über Geschäftsangelegenheiten der deutschen morgenländischen Gesellschaft aus.

Zum Schlusse stellte Herr Consul Dr. Wetzstein aus Berlin den Antrag, den früheren Beschluss des Vorstandes, die moabitischen Denkmäler mit Unterstützung der Gesellschaft zu veröffentlichen, zu annulliren. Derselbe wurde nach längerer Debatte mit

Digitized by Google

allen gegen eine Stimme verworfen. Dagegen wurde der von Herrn Prof. Dr. Gildemeister (Bonn) gestellte und von Herrn Prof. Dr. Schlottmann (Halle) amendirte Antrag fast einstimmig angenommen: „Die Versammlung beschliesst, dem Vorstand bei der Herausgabe der moabitischen Alterthümer die grösste Vorsicht anzurathen und empfiehlt ihm, dabei zu erklären, dass die Herausgabe zunächst zur Bekanntmachung und Ermöglichung der Prüfung des Materials diene, ohne das Urtheil der Gesellschaft oder des Vorstandes als solchen zu involviren".

Dritte Sitzung, Dienstag den 29. September, Morgens 8 Uhr.

Herr Prof. Dr. Rudolf von Roth (Tübingen) sprach über das von der kais. Akademie zu St. Petersburg herausgegebene von O. Böhtlingk und ihm bearbeitete Sanskrit-Wörterbuch, welches nach einer Arbeit von 23 Jahren nunmehr seinem Abschluss nahe ist. Er führte aus, wie dasselbe mit spärlichen Hilfsmitteln begonnen werden musste, allmählich sich ausbreitete und wuchs, zählte die Zweige der Literatur auf, aus welchen es zu schöpfen hatte, und bezeichnete die nicht zu vermeidenden Lücken. Endlich erläuterte er die Schwierigkeiten, mit welchen namentlich die erste Behandlung des vedischen Sprachschatzes zu kämpfen hatte, für welche der Bearbeiter in allen schwierigeren Fällen auf eigene Combination angewiesen ist, und schloss mit den folgenden Sätzen:

„Wenn man, wie es auch schon geschehen ist, dieses Suchen und Finden, als ob es etwas willkürliches wäre, dadurch herabzusetzen und gegen dessen Ergebnisse misstrauisch zu machen sucht, dass man die gefundenen Bedeutungen errathen nennt und dabei im Hintergrund die Meinung zeigt, als ob die sogenannte Tradition etwas nicht errathenes, positives enthielte, das zuverlässiger wäre, so zeigt man damit nur, dass man weder von jener Tradition, welche durch und durch auf etymologischer Conjectur beruht, noch von dem Inhalt des Veda ein zureichendes Verständniss hat.

Vor unbefangenen Philologen dieses philologische Verfahren, das, wie alle Exegese durch Vergleichung und Combination, durch das bekannte auf das unbekannte zu schliessen sucht, zu rechtfertigen ist nicht nöthig. Es ist ja der einzige Weg, der ans Ziel führt. Aber allerdings führt er dahin noch nicht den ersten, der ihn betritt, er führt ihn nur näher hinzu, als andere vor ihm waren, und so fort. Die folgenden können es immer besser machen.

Ein anderes Verdienst aber will ich für diesen Theil des Wörterbuchs nicht in Anspruch nehmen, als dass es geleistet hat, was auf den ersten Anlauf zu leisten war; was in einer Zeit zu leisten war, wo der Lexikograph, anstatt wie sonst der Sammler dessen zu sein, was die Exegeten liefern, selbst als Exeget vorangehen, Erklärer und Sammler zugleich sein musste. Die richtigen Grundsätze sind jetzt für immer festgestellt und eine Menge vollkommen sicherer Ergebnisse ist gewonnen, durch deren Benutzung die Folgezeit unsere Irrthümer verbessern wird.

Wenn ich im Laufe dieser Ausführung auch des Widerspruchs erwähnen musste, den unser Unternehmen erfuhr — Angriffe, welche zum Theil von unseren Freunden ritterlich zurückgeschlagen wurden, während wir keine Zeit damit verlieren durften — so

Digitized by Google

muss ich doch bezeugen und hier mit Dank aussprechen, dass wir, die Bearbeiter des Wörterbuchs, im Grossen und Ganzen der aufmunterndsten Theilnahme, schonender und anerkennender Beurtheilung von Anfang bis zu Ende uns zu erfreuen hatten u. s. w. u. s. w."

Nachdem die Versammlung allgemein ihren Beifall ausgedrückt hatte, sprach sie ebenso einstimmig auf Hrn. Prof. Dr. Schlottmann's Antrag ihre Freude aus über die bevorstehende Beendigung dieses grossartigen wissenschaftlichen Unternehmens, und ihren lebhaften Dank gegenüber der ausharrenden Thätigkeit der beiden Herausgeber sowie ihrer Mitarbeiter.

Darauf hielt Herr Prof. Dr. Lauth (München) seinen Vortrag: „über altäthiopische Königsnamen", aus welchem der Vortragende den folgenden Auszug gibt.

Bezug nehmend auf seine ägyptische Reise, auf welcher er bis an die Grenze Aethiopiens gelangte, bespricht der Vortragende die zwischen Elephantine und Meroë, am heiligen Berge Barkal und in Naga hieroglyphisch angeschriebenen Königsnamen altäthiopischer Dynasten, die, an Zahl ungefähr ein halbes Hundert, von Zerach, dem Zeitgenossen des jüdischen Herrschers Asa, bis zur Königin Kandake (der Apostelgeschichte) reichen und beiläufig ein Jahrtausend darstellen.

Vor allem galt es, die betreffenden Namen zu lesen, eine nicht gar leichte Sache, da, ausser den in ihrem Lautwerthe schon erhärteten ägyptischen Hieroglyphen, eine Reihe von specifisch äthiopischen Zeichen vorkommt, deren Bedeutung durch Varianten und Induction zu ermitteln war. Nach Erledigung dieser Aufgabe handelt es sich um die Deutung der Namen, bezw. die Sprache, zu welcher sie gehören. Sowohl die Benennung des durch den Bogen קשת bezeichneten Landes Kenest und Kusch (ⲉϭⲱϣ metalla excoquere) sowie Nubia (ⲛⲟⲩⲃ aurum), als die des Flusses: nahar-qa ägypt. nuni in einer bilinguis, als die der Hauptstadt Napata (נפת „heraustriefen") weisen darauf hin, dass die altäthiopische Sprache wesentlich eine semitische war, von der ägyptischen beeinflusst. Dies ergibt sich auch aus den allgemeinen Titeln für König: melek (מלך) und perui, in welch letzterem das bekannte ägyptische Pharao „Grosshaus" vorliegt, wie Prof. Lauth zuerst vor zwölf Jahren dargethan hat.

Uebergehend zu den Eigennamen der einzelnen Dynasten, machte er bemerklich, dass das Haupt der VI. ägypt. Dynastie Athui Ὀθόης noch jetzt in dem äthiopischen Ate, Azi mit Art. postpos. ate-ge rex, yte-ge regina einen sprachlichen Nachfolger hat und zwar steht der Ate (Vater?), obwohl ohne politische Macht, an Ansehen über dem Negus (keilschriftlich nikasuti reges Aethiopiae). Denn der Schwur ate-ymut „der Ate wird (soll) sterben", wenn fälschlich geleistet, zieht viel schlimmere Folgen nach sich als negus-ymut. Diesem Ate-ge entsprechend lautet der Anfang einer Schildlegende Azi-ka, deren Fortsetzung arez zar-qa durch ארץ und vielleicht זרח jenen ältesten Königsnamen erklärlich wird, da zarach im Hebräischen die aufgehende Sonne bezeichnet.

Eine bilinguis liefert die sichere Stellung der Bestandtheile des Königsnamens Nunta-ka-Amun, allenfalls „der Sprössling (נוץ) Amon's". Aehnlich ist die Qualität des Namens Ar-qa-Amun = Ἐργαμένης. Es ist dies der Zeitgenosse des Ptolemaeus Philadelphus und bei Diodor im III. B. wegen seiner Energie gegen die äthiopische Priesterschaft erwähnt. Ob der Bestandtheil Ar-qa auf ארי ari Löwe oder איל ail Wid-

Digitized by Google

der zu deuten sei, bleibe dahin gestellt; nur sei das Beispiel des Nubiers Σιλκω beigezogen, der sich selbst ebenfalls „Löwe des Südens“ u. s. w. nennt. Auch dieser Name Silko scheint aus einem Prototype auf ka gebildet, das als Art. postp. anzusehen ist.

Nach Besprechung der drei Namen von der XXV. Dynastie: Schabaka, Schabataka, Taharqa, die bei Manetho zu Σαβάκων, Σεβίχως und Τάρκος graecisirt sind, in der Bibel mit theilweiser Weglassung des Art. zu שְׂוָא Sawa (sebûa, die Löwen? cf. Jesaj. V, 29 u. XXXI, 8; Jerem. II, 15) und תִּרְהָקָה Thirhaqah geworden, während Schabataka in dem Hephästospriesterkönig Σεθὼς (statt Σfεθὼς) wiederkehrt — Tahar ist identisch mit dem Stamme טְהַר splendidus — war zu sprechen über die bilingues Amun-Rait = Hamuni-semesch d. h. „Amon-Sol“ und Ra-neb-ma-ma = Hamuni-thani-ram mama-ka: „Amon (Ra) der erhabene Herr der Wahrheit und Gerechtigkeit“; ferner über eine Reihe äthiopischer Königinnen, die durchweg im Gegensatze zu den schlanken und magern Aegyptierinnen, unförmlich dick dargestellt sind: Kenereth „die Citherspielerin“ כִּנּוֹר — Semech סְמָכָה deliciae — Pelech „die Gebärerin“ פָּלַג cf. Valide bei den Türken und Arabern — Agela עֲגִיל „die runde(?)“ — Dhasem-nabli נְבֶל „die Lautenspielerin“ hat mehr rein ägyptisches Gepräge.

Dagegen lässt sich der Name der Königin Kandake, auch Kanthaki und Qanthagi geschrieben, aus dem Aegyptischen nicht erklären; eher aus dem Semitischen, wenn man den Stamm קָנָה „schaffen, bilden“, קִנְיָן „das Geschöpf“ zu Grunde legt. Aus der Nuba-Sprache hat Brugsch (Ztschr. für Erdkunde, Neue Folge Bd. XVII) die Bedeutung „die jugendliche“ ermittelt, die mit קָנָה sehr wohl vereinbar ist. Dass solche Namen aus echt äthiopischer Anschauung entspringen, beweist das Schild mit der Legende Bhethali בְּתוּלָה νύμφη, da hier ausnahmsweise ein Deutbild, nämlich ein Kind, beigefügt ist, welches mit der Lesung nichts zu schaffen hat.

Kandaki führte den Vornamen Arit-Amun „Kind Amun's“, wenn man den Stamm עִלִּי, kopt. ⲁⲗⲟⲩ adolescentula, puella beizieht. — Ueberhaupt ist Amun bisher der einzige Gott, dessen Name zur Onomatothesie der Nomina propria verwendet erscheint und wird hiedurch Herodot bestätigt, der die Aethiopen nur den Zeus (Amun) und Osiris verehren lässt. Letzterer als Todtengott kommt hier nicht in Betracht.

Die dynastischen Namen: Kala-ka Var. Kallat — Gerarâi, Qilehtat, Kelebet-Amun, Schenen-ka-kama-toth, Kat-kamal, Arka-Necherel, Nastosunen, Asro-Amun, Nawath-Amun, Azecher-Amun, Aspelat, Senka-Amun-seken, Schoresch-ka-schoresch, die hier zusammengedrängt sind, kamen nicht mehr zu Worte, da wegen vorgerückter Zeit und in Folge zu grossen Stoffandranges der Vortrag unterbrochen werden musste. Wäre diese bedauerliche Störung nicht eingetreten, so hätte der Vortragende ausser andern auch die Frage zu beantworten gesucht, wie es komme, dass kein einziger dieser dynastischen Namen in der von Dillmann (Ztschr. der deutschen morgenländischen Gesellschaft) besprochenen Doppelliste wiederkehrt. Der Grund liegt einfach darin, dass die genannte Doppelliste eine ganz andere Gegend betrifft, die sich um den oberen Lauf des blauen Nils erstreckt, während die von Prof. Dr. Lauth aus den Denkmälern gezogenen altäthiopischen Königsnamen weiter nördlich gelegenen Bezirken angehören. Sagt ja Herodot, dass Aethiopien schon mit der Nilinsel Elephantine beginne.

Was den hienach eruirten Charakter des Altäthiopischen als einer semitischen

Digitized by Google

Sprache anlangt, so steht die Qualität des jetzigen Aethiopischen, das ebenfalls zu den semitischen Idiomen gehört, hiemit im Einklange. Indess sind einzelne Wörter und selbst grammatische Formen durch Kreuzung mit hamitischen Sprachen zu dem semitischen Stocke hinzugekommen, so dass schon das Altäthiopische zu der Kategorie der Mischsprachen hinneigt.

Weiter hielt Herr Prof. Dr. Josef Budenz aus Budapest seinen Vortrag:

Bemerkungen über ugrische Sprachvergleichung.

Unter den fünf gruppen der grossen altajischen sprachenfamilie nimmt die westlichste, welche die sog. ugrischen (auch finnischen, finnisch-ugrischen, finnisch-uralischen) sprachen umfasst, eine eigentümlich hervorragende stellung ein, und zwar nicht nur des äusseren umstandes wegen, dass die dieser sprachengruppe angehörigen völker sich zunächst mit dem indogermanischen Europa berühren und zwei derselben, Finnen (Suomalaiset) und Magyaren, innerhalb der westeuropäischen cultur stehen, wissenschaft pflegen und eigne literatur besitzen. Aehnliches gilt ja auch von den Türken (bes. Osmanlis), Mongolen und Mandžus, die durch beziehungen zu verschiedenen culturvölkern und literaturen des Orients (als da sind: Araber, Perser, Inder, Chinesen) schon längst das interesse orientalischer philologie an sich gefesselt haben. Der vorzug oder die besondere bedeutung, die ich den ugrischen sprachen vindiciren möchte, kommt denselben vom rein linguistischen standpunkte zu, und beruht wesentlich auf der art und dem masse der verwandtschaft, in welcher sie zu einander stehen, demzufolge sie in ihrer gesammtheit ein besonders günstiges object für die vergleichende sprachforschung darstellen.

Betrachten wir z. b. den türkischen sprachzweig. Auf dem riesigen ländergebiete, welches derselbe von Rumelien an durch das europäische und asiatische Russland hin einnimmt, sollte man meinen, hätte derselbe recht bedeutende differenzen der wortform und grammatischen bildung entwickeln müssen. Näher besehen aber ergibt sich, dass z. b. Osmanisch, abgesehen von reichlicherer beimischung persischer und arabischer fremdwörter, sich vom Özbegischen in Chiwa und Bochara oder von der sprache der kasanischen Tataren kaum so sehr unterscheidet, wie Hochdeutsch von Niederdeutsch, und dass die kluft zwischen denselben Osmanischen im westen und dem Jakutischen im fernsten nordosten keinesfalls weiter und tiefer ist als der Belt, welcher deutsche und skandinavische rede schcidet. Nur das Čuvašische nimmt den übrigen türkischen sprachen gegenüber eine sonderstellung ein, die es aber auch nur der vorliebe für gewisse lautwandlungen (namentlich *r* aus *z*) verdankt, mit abrechnung derer es leicht auf die allgemein türkische form zurückzuführen ist. So haben wir es in der grossen türkischen sprachengruppe doch eigentlich nur mit dialekten zu tun, die sich verhältnissmässig leicht auf eine hauptsprache zurückführen lassen, deren darstellung auch schon zum besten teile in Böhtlingk's Grammatik des Jakutischen, im rahmen der wissenschaftlichen behandlung dieser sprache, gegeben ist.

Ebenso verhält es sich (ausser der ugrischen) mit den übrigen altajischen sprachgruppen, deren äussere ausdehnung auch schon eine viel beschränktere ist: dem Mongolischen mit Kalmükisch und Burjätisch, dem Mandžu mit den tungusischen dialekten, den samojedischen sprachen, welche bereits ihr erster erforscher Castrén in eine grammatik

Digitized by Google

zusammengefasst hat. Ueberall bedarf es hier nnr der reduction von dialekten, um der ganzen gruppe sofort die eine hauptsprache substituiren zu können.

Dieser dürftigen gliederung im osten nnd im norden des altajischen sprachstammes gegenüber finden wir nun in der ugrischen gruppe sieben, scharf von einander geschiedene hauptsprachen, zusammen mit etwa 20 dialekten, deren einige selbst fast als selbständige sprachen gelten können. Es sind die folgenden: 1. Finnisch (Suomi) nebst Ehstnisch, 2. Lappisch, 3. Mordwinisch, 4. Čeremissisch, 5. Syrjänisch-Wotjakisch, 6. Ostjakisch-Wogulisch, 7. Magyarisch. Hiebei sind schwestersprachen wie unter 1. 5. 6. nur als je eine hanptsprache gerechnet.

Diese sieben sprachen weichen sämmtlich stärker von einander ab, als eine beliebige Turksprache von der andern, selbst der weitest stehenden, als z. b. Osmanisch von Jakutisch oder Čuvašisch. Wir können uns dies verhältniss an der leicht zu constatirenden tatsache veranschaulichen, dass die ugrischen sprachen in der benennung concreter gegenstände ein weit grösseres mass der synonymenwahl aufweisen, als die türkischen dialekte. In letzteren gilt z. b. für folgende 10 benennungen von körperteilen nur je ein und dasselbe wort:

1. kopf (t. *baš*, jak. *bas*, čuv. *poś*).
2. fuss (*ajak*, jak. *ataχ*, čuv. *ora*, zunächst aus *azak*).
3. hand (*el*, *ilik*, jak. *ili*, čuv. *ala*).
4. mund (*aγîz*, jak. *nos*, čuv. *śuvar*).
5. ohr (*kulak*, jak. *kulgāχ*, čnv. *χolγa*).
6. hals (*bojun*, jak. *moj*, *mojun*, čuv. *mîj*).
7. herz (*jürek*, jak. *süräχ*, čnv. *čirä*).
8. zunge (*til*, *dil*, jak. *tîl*, čuv. *čilγä*).
9. haar (crinis) (*sač*, jak. *as* (für *sas*), čuv. *süś* f. *suś*).
10. haut, fell (*tiri*, *deri*, jak. *tiri*, čuv. *tir*, *t'ir*).

Dagegen finden wir in den ugrischen sprachen nnr bei dreien dieser benennungen dasselbe wort, aber auch nur in 6 von den 7 hauptsprachen (No. 3 „hand" allgemein: *käte*, *ked*, *kid*, *kéz*, *kat* u. s. w. — aber ostjB. *još*; No. 5 „ohr" allg.: *pele*, *fül* u. s. w. — aber finn. *korva*; No. 7 „herz" allg.: *sydäme*, *šölöm*, *sim*, *šüm*, *szív* u. s. w. — aber lp. *vaibmo*); bei den übrigen je drei und mehr synonyme (für „fuss" deren sogar 7: *jalka*, *jol* — *kur* — *kok*, *kuk* — *pîd*, *pod* — *pilge* — *lajl* — *láb*). — Diese tatsache (bedeutend stärkere synonymenwahl im Ugrischen) lässt sich leicht weiter verfolgen: z. b. dem einen türk. *kara* „schwarz" gegenüber im Ugrischen variation von *fekete*, *pegde* — *musta* — *šöd*, *čappad* — *semel*; dem türk. *ak* „weiss" gegenüber: ugr. *valkea*, *vielgad* — *jeʒîd* — *tödî* — *nova*, *novî* — *akša*, *ošo* u. s. w. u. s. w. Es sei nur noch erwähnt, dass die gleiche bildung der zahlwörter in den Turksprachen erst bei 40 aufhört, und sich noch bei 100 und 1000 wiederfindet, während im Ugrischen dieselben schon bei 8 auseinandergehen.

Wenn hiemit erkennbar ist, dass die sieben ugrischen hauptsprachen in ihrer bedeutenderen differenzirung keineswegs den einzelnen sprachen der übrigen altajischen gruppen (die sich etwa wie germanische oder slawische dialektsprachen ausnehmen) vergleichbar sind, so ist aber auch ihr abstand unter sich wiederum bedeutend geringer als andererseits die verschiedenheit der statt der erwähnten gruppen anzusetzenden altajischen hauptsprachen: des Türkischen — Mongolischen — Mandžu (oder Tungusischen) und des

Digitized by Google

Samojedischen. Diese letzteren haben ja, um nur eines anzuführen, jede ihre eigenen, augenscheinlich nicht identischen benennungen auch für die einfachen zahlen von 1—7*).

Dies bedeutet aber für die ugrischen sprachen zugleich ein höheres mass der vergleichbarkeit, namentlich die gemeinsamkeit der eigentlichen sprachlichen entwickelung, d. h. der wort- und grammatischen formbildung betreffend, als wir dies bei den disparateren altajischen hauptsprachen erwarten dürfen, deren successive abscheidung in einem bedeutend frühren, unentwickelteren stadium der altajischen ursprache stattgefunden haben muss.

In der tat bieten die ugrischen sprachen, schon bei oberflächlicher betrachtung, eine fülle deutlicher übereinstimmung des wortschatzes (und zwar auch des wesentlichen teiles desselben: der wörter für allgemeinere nominal- und verbalbegriffe, die wir zusammenfassend prädicatswörter nennen können), und es ist nicht im geringsten zu verwundern, dass die nahe verwandtschaft schon lange vor der zeit der wissenschaftlichen sprachvergleichung erkannt, z. b. schon zu anfang des vorigen jahrhunderts von Strahlenberg ausgesprochen worden ist. Und bereits vor 100 jahren war es, dass Sajnovics vom *„idioma Ungarorum et Lapponum“* das *„idem esse“* zu demonstriren unternahm. Eingehendere betrachtung entdeckt leicht diese übereinstimmung auch in einem grossen teile der wortbildungs- und übrigen grammatischen formen, woraus sich ergibt, dass bereits die für die ugrischen sprachen anzunehmende grundsprache in der grammatischen formentwickelung entsprechend weit vorgeschritten war.

Eine siebenzahl von mannichfaltig gestalteten, stark individualisirten hauptsprachen (in etwa 20 meistens auch scharf geschiedenen dialekten), die aber noch in einer bereits zu bedeutender formentwickelung gelangten grundsprache zusammentreffen müssen — bildet gewiss ein interessantes object der vergleichenden forschung, indem gerade in dem mannichfach verschiedenen der gestaltungen in den einzelsprachen, bei ursprünglicher identität im ganzen, die gewähr für erfolgreiche combination zur erschliessung älterer, d. h. hier noch gemeinsam ugrischer sprachform gegeben ist. Man kann wol die gruppe der so beschaffenen ugrischen sprachen für sich, als linguistisches forschungsobject, dem indogermanischen sprachstamme an die seite stellen, natürlich mutatis mutandis. So mannichfaltig reich in dialekten entfaltet wie einzelne zweige des indog. stammes ist denn doch keine der ugrischen hauptsprachen; diese letzteren zeigen zum teil deutliche spuren starker verwitterung, und die ugrische forschung muss auch noch des unberechenbaren vorteils entbehren, welchen der indog. vergleichung in hohe vorzeit hinaufreichende sprachdenkmäler bieten. Doch lässt sich noch als tertium comparationis zwischen Ugrisch und Indogermanisch geltend machen, dass es auch in ersterer sprachengruppe eine im ganzen ausnehmend wol conservirte sprache gibt (das Finnische oder

	Türk.	Mong.	Mdźa.	Sam.
*)	1. *bir, čuv. per*	1. *nige*	1. *emu, umun*	1. *opoj, öker*
	2. *iki, ikki*	2. *ǯojar*	2. *ǯue, zür*	2. *side*
	3. *üč, üs, visse*	3. *gurban*	3. *ilan*	3. *ńahar*
	4. *tört, tüört, tucat*	4. *dürben*	4. *dujn, digin*	4. *tirt, tčde*
	5. *beš, biäs, pillik*	5. *tabun*	5. *sunǯa, tonga*	5. *samł'ań*
	6. *altï, alta, olta*	6. *ǯirgugan, zorgän*	6. *niŋgun, nungun*	6. *mat, mukte*
	7. *jedi, sättä, šiččе*	7. *dologan, dolön*	7. *nadan*	7. *siu, seld'e(hełǯ, seǯ'bä)*

Digitized by Google

Suomi), welche beiläufig als das ugrische Sanskrit gelten oder doch wenigstens dem Litauischen verglichen werden darf.

Eine besondere forschung auf dem gebiete der ugrischen sprachen, mit dem ziele, die gemeinsame grundlage derselben zu erschliessen und von dieser aus wiederum die entwickelung der einzelsprachen darzulegen — stellt vor allem der sprachwissenschaft überhaupt nicht geringe bereicherung in aussicht. Abgesehen von dem damit verknüpften nationalen interesse zweier gebildeter völker ugrischer zunge (der Finnen und Magyaren) an der wissenschaftlichen aufhellung ihrer sprache — bildet dieselbe aber auch eine unumgängliche vorarbeit für die allgemein altajische sprachforschung, da die ugrischen sprachen ja nur durch die eine ugrische grundsprache hindurch mit den übrigen altajischen gruppen in zusammenhang stehen.

Eine eigne, exclusiv ugrische vergleichende sprachforschung, welche dem oben geforderten ziele zusteuerte, ist aber, ich muss dies aufrichtig zugeben, eben erst im entstehen begriffen. Wir müssen hier natürlich von den hochverdienstlichen arbeiten absehen, die uns die kunde ugrischer sprachen verschafft oder erweitert haben (grammatiken, wörterbücher, texte — von Castrén, Ahlqvist, Wiedemann, Hunfalvy u. a.), die aber nur gelegentlich einzelheiten vergleichen; ausserdem hat das, was wirklich unter dem namen ugrischer sprachvergleichung bis jetzt zu verzeichnen ist, zwar manch schätzbaren stein für das gewünschte gebäude geliefert, ist aber im ganzen zu lückenhaft oder auch unsystematisch-gelegentlich, um als genügendes fundament dienen zu können. Andere arbeiten wieder umgehen ganz das geforderte ziel und ziehen die einzelnen ugrischen sprachen, wie sie eben sind, in die allgemeine altajische vergleichung. Von W. Schott, dem entdecker der altajischen sprachverwandtschaft (Versuch über die tatarischen sprachen, 1836), geht diese extensive richtung der vergleichung demnächst auf Boller über, der sich doch anfänglich mit weiser beschränkung auf dem gebiete der ugrischen (finnischen) sprachen bewegte, nachgerade aber als vergleicher auf dem weiten altajischen gebiete, das er noch durch das Japanische zu erweitern versuchte, sich zu wirklich erschreckender kühnheit verstieg. Auch in Ungarn, wo P. Hunfalvy das studium der ugrischen sprachen, nach den längst erloschenen anfängen des vorigen jahrhunderts (Sajnovics, Gyarmathi, Révai), zu anfang der 50er jahre unter manchen schwierigkeiten wieder neu erweckte, gelangte man längere zeit hindurch nicht zu gehöriger scheidung der ugrischen specialforschung von der altajischen forschung; namentlich wurde vergleichung des Magyarischen mit dem Türkischen betrieben, da augenfällige gemeinsamkeit einer gewissen zahl von wörtern (die sich indessen seitdem als wesentlich auf entlehnung beruhend herausgestellt hat) den schein eines nähern magyaro-türkischen verwandtschaftsverhältnisses erweckte.

Aber ebenso sehr als verfehlte richtung schadete dem werte der bisherigen ugrischen forschung die versäumniss eingehender und umfassender beobachtungen über die eigenart der einzelnen ugrischen sprachen in bezug auf lautliche form. Hiemit kam dieselbe mit der vergleichung nicht weit über das bereich des augenfällig ähnlichen hinaus, verfiel aber zugleich auch oft den täuschungen, die gerade das augenfällig ähnliche nicht selten dem sprachvergleicher bereitet. So hat z. b. finnisch *köyte* (eigentlich *köyde*, nom. *köysi*) „strick“ allerdings verführerische ähnlichkeit mit magy. *köt* „binden“; aber wir wissen bereits, dass jener stamm (finn. *köyde*) im magyarischen regelrecht nur *kül*, *kel* oder etwa auch *köz*, *kez* lauten kann, und in der tat findet sich auch *kel* in der

Digitized by Google

diminutivform *telke* statt *kelke* (nom. *telek*) „strick, schnur, bandriemen". Muss doch anerkanntermassen eine jede sprachvergleichung, die überhaupt festen boden unter den füssen haben will, sich vor allem über den eigentlichen wert der lautform in den betreffenden sprachen zurecht zu finden suchen; den sprachgeschichtlichen wert der einzelnen laute zu bestimmen, oder wenigstens die gegenseitige aequivalenz der laute verschiedner sprachen zu fixiren, das mass der möglichen formschwächung und verkürzung durch lautschwund und zusammenziehung, das vorkommen umgekehrter lautentwickelung (verstärkung, firmation), sporadischen lautwechsels, umstellung u. s. w. zu constatiren — mit einem worte eine der vergleichung dienende lautlehre zu schaffen ist erstes unerlässliches postulat für jede streng wissenschaftliche sprachvergleichung.

Dass auch die ugrischen sprachen je ihre eigenart haben, welche in der angedeuteten weise festzustellen ist, darf als selbstverständlich gelten. Wir besitzen auch bereits ein gewisses mass von erkenntnissen die lautlehre ugrischer sprachen betreffend, das sich durch fortgesetzte beobachtung vermehrt und rectificirt. Da es hier nicht meine aufgabe sein kann, dieselben, wenn auch nur ihrem hauptsächlichsten inhalte nach, darzulegen, so erlaube ich mir statt dessen an ein paar beispielen zu zeigen, wie es mit strenger berücksichtigung derselben gelingt, in anscheinend gänzlich verschiedenen formen die ursprüngliche identität zu erkennen.

1) Magyarisch *sötét* „dunkel, finster" — finnisch *häpeä* „schande, dedecus". — Mit diesen zwei wörtern für sich allein liese sich allerdings keine vernünftige vergleichung anstellen. Wir finden aber die vermittelung im Wogulischen. Hier heisst *sätem* „dunkelheit (dämmerung), finster", *sätäp-* (verbalstamm) „dunkel werden, dunkeln" (wogL. [= an der Losswa] *šätepent-* „finster werden"). Sowol *sätäp-* mit seinem momentanen (intensiven) *-p* (cf. *kualep-* und *kual-* „surgere"), als das der bildung nach deverbale *sätem* gehen auf ein einfacheres verbum *sät-* zurück, welches für sich wol kaum etwas anderes bedeuten kann, als „nicht sehen lassen", d. h. „decken, bergen" (vgl. σκότος von indog. *ska-*, *sku-* „bedecken"). Nun erweist sich aber das wogB. (d. i. nord-wog.) *sät-* „decken, bergen" nach dem zwingenden zeugnisse des wogK. (wog. an der Konda) als aus älterem *säbt-* entstanden, worin das *t* bereits suffix ist, dem man nach zahlreichen analogien den wert intensiver modification beilegen darf (vergl. wog. *kajt-*, wogK. *χojt-* „laufen" neben *koj-* „geraten (wohin)". Die dem *sät-* st. *säbt-* entsprechende wogK. form lautet nämlich *čapt-* st. *čäpt-* (nach erweisbarem wandel des vocalismus im wogK.) und bedeutet „verwahren, verbergen, begraben". Die in *sät-* statt *säbt-* anzunehmende unterdrückung eines *b* vor *t* findet sich in ähnlicher weise in wog. *not* aetas = ostjak. *nubît*, oder wog. *āt*, *ät* crinis = ostjak. *ubît*, *ubt*. Das übrigens dem *sät-* st. *säbt-* zu grunde liegende verbum *säb-* „bergen, decken" ist ohne das verdeckende suffix *t* in der Gestalt *šav-* (ebenfalls mit erweislichem vocalwechsel, statt *šäv-*) erhalten in ostjB. *šavîj-* „bewahren, verwahren, begraben, beerdigen" (nom. actionis *šavîjipsa* beerdigung); für die hier indifferente weiterbildung mit *-j* vgl. ostjB. *ńolîj-* neben finn. *nuole-*, magy. *nyal- (nyalo-)* „lecken". Es hat uns also die analyse der angeführten wogulischen und ostjakischen wörter ein einfaches verbum *säb-* (*čäb-*, *šäv-*) geliefert, welches wir mit der approximativen ugrischen form *s̥b-* ansetzen dürfen (̥ bedeutet hochlautigen vocal, unbestimmt ob *ä*, *e*, *i*, *ö* oder *ü*, ebenso ̥ unbestimmten tieflautigen vocal).

Nun können wir uns bereits zum finn. *häpeä* wenden. Dies ist zunächst, schon

Digitized by Google

vom standpunkt der finnischen dialekte aus, auf die form *häbedä* zurückzuführen. Nicht seltene nomina dieser form, nämlich mit der endung *-eda, -edä* (für welche nach specieller lautregel des finnischen *-ea, -eä* eintritt), haben sich als deverbalia erwiesen, so dass *-do, -dä* dasselbe nom. verbale-suffix ist, welches die grundform zu dem infinitiv auf *-dakse, -däkse* bildet (z. B. *juodakse* „zu trinken", *syödäkse* „zu essen", verkürzt *juoda', syödä'*; oder *sano'akse* für *sanodakse* „zu sagen"); vgl. *valkea* st. *valgeda* „lucidus, lucens, albus" von vb. *valge-*, das sich aus *valkene-* (st. *valgene-*) „lucescere" ergibt (vgl. *pakene-* „fugere" und *pake-* in *pako* „fuga"), oder finn. *kupea* st. *kubeda* „tumidus" nebst *kopea* st. *kobeda* „elatus, superbus" (d. i. aufgeblasen) von vb. *kube-*, *kobe-* (ngr. *k,b-*) „tumere", welches im ehstnischen *kobeva* (neben und = *kobeda*) nom. agentis zu tage tritt (vgl. noch finn. *kupu* und *kupehe*, ehst. *kubu* „magen der vögel", „seitenweichen", eigentl. „tumor" als nom. actionis). — Weiterhin berücksichtigend, dass anlautendes *h* im finnischen gewöhnlich aus *s* hervorgegangen, erhalten wir statt *häbedä* die form *sübedä*, und daraus ein verbum *sübe-*. — Ehe wir aber noch die bedeutung dieses vb. *sübe-* fixiren, wollen wir uns überzeugen, dass im lappischen ein treuer reflex von finn. *häpeä* d. i. *häbedä, sübedä* vorliegt in der form *čappad* (lpE. [am Enare] *čappad*, lpS. [schwed.-lp.] *čappel*), welches „schwarz" bedeutet. Nach erweislicher eigenart des lappischen vocalismus steht *čapped* zunächst für *čäpped*, oder (mit ergänzung eines endvocals) *čäppede;* das gedoppelte *pp* ist eine im lappischen beliebte verstärkung der media *b* (ebenso *kk: g*, z. b. *takke-* = finn. ehst. *tege-* „facere"; vgl. lappisch *koppalak* „pustula" a dem finn. ehst. *kuula, kubla* gegenüber; lapp. *kueppar* „ungula" = finn. *kopara* st. *kobara* „ungula" und *kopra, koura* „kralle, manus prehendens"); hienach also *čapped* st. *čäppede*, und weiterhin st. *čäbede* = finn. *sübedä (häbedä)*. Die bedeutung „schwarz" des lappischen *čäbede*, welches auf ein verbales grundwort *čäbe-* (= finn. *sübe-*) hinweist, vindicirt aber diesem letzteren (nach analogie des wog. *sätem* von *sät-* st. *säbt-*) offenbar die bedeutung „bergen, decken", und es leuchtet ein, dass auch die bedeutung des finn. *häpeä* „schande, dedecus" entweder zunächst aus „schwarz, dunkel" hergeleitet werden kann („schande" als „dunkel" der „leuchtenden, glänzenden" „ehre" gegenüber; vgl. die auffassung des „schwarzen" im türkischen *jüzü-kara* „schwarzen gesichts" = „ehrlos"), oder dieselbe ergibt sich auch unmittelbar aus dem grundbegriffe „bergen, decken", so dass „dedecus" = „das gedeckte" (d. h. „was man verdeckt, verbirgt, nicht sehen lassen will"). Letztere auffassung empfiehlt sich durch die weiteren angehörigen des finn. *häpeä: häpy* st. *häby* (i. e. *häbü*), n. act., bezeichnet das „gefühl der schande" = „scham" (pudor, verecundia), d. h. das „verbergen (nicht sehen lassen wollen)"; das aus *häbe- (sübe-)* indifferent (oder etwa intensiv) weitergebildete verbum *häpeä-, häpee-* (st. *häbede-*), ehst. *häbene-* bedeutet „sich schämen (einer sache)", aber als vb. transitivum mit directem object (zb. *häpeen työtäni* „ich schäme mich meiner tat", was mit ebenfalls transitivem verbum füglich nur so übersetzt werden kann: „ich verdecke [= will nicht sehen lassen] meine tat"; ebenso kann *häpeen silmiäni* „demitto vultum ex pudore" eigentlich nur bedeuten: „ich verdecke (mag nicht sehen lassen) meine augen (mein gesicht)".

Nun endlich zu magy. *sötét* „dunkel, finster". Dasselbe steht zunächst für *söték* (vgl. *cselőte* und *cselőke* „stock, knüttel"; *szunyáta* und *szunyók* „schläfrig"), eine bildung wie *rejték* „versteck, verborgenheit" von *rejt-* „verstecken, verbergen"; führt also schon auf magyarischem boden auf ein vb. *söt-* (die endung *ék* statt *ej-k* erscheint als weiter-

Digitized by Google

bildung eines nom. verbale auf *-j* = finn. *-ja, -jä*). Dieses *söt-* als = wog. *sät-* (st. *säbt-*), bezw. als zunächst aus einer form *sɛvt-* entstanden zu betrachten geht um so mehr an, als die oben berührte intensive weiterbildung des verbalstammes mit *t* auch im magyarischen nachweisbar ist (vgl. *sér-* und *sír-t-, tar-t-, szere-t-, vesz-t-;* in stärker zusammengezogener form: *ju-t-* = wog. *jɔxt-* von einem grundverbum *j„g-*; *fu-t-* von *p„g-* = finn. *page-*), und andrerseits auch die übrigens leicht begreifliche unterdrückung des *b, v* vor *t* (vgl. magy. *it* „trank, potus“ aus *ivt, ivat)* in einem dem wog. *sät-* st. *säbt-* ganz analogen sicheren falle vorliegt: magy. *hét* (*hét, hete)* „sieben“ = wog. *sät* st. *sät* = ostj. *tábet*, ostjB. *labil, labt.* Dem erschlossenen verbum magy. *söt-* kommt also ebenfalls die bedeutung „decken, bergen“ zu und es ist als solches nur variante zu *süt-* in der redensart *le-sütni a szemét* „die augen niederschlagen (vor scham)“, eigentl. „die augen bergen“, vgl. das ganz ähnliche oben erwähnte finnische *häpeen silmiäni.* — Aber auch das magy. wort für „pudor, dedecus“, nämlich *szégyen,* ist nach der analogie von finn. *häpeä* u. *häpy* aus ugr. *szb-* „decken, bergen“ leicht zu erklären. Formell steht es für *szevegyen, szeveden,* als nom. verbale (mit *n* für *m* = finn. *-ma, -mä*, vgl. *haszon, haszno* „nutzen, gewinn“ = finn. *kasvama*, mordw. *kasĭma, kasmo* im sinne von „zuwachs“), von einem frequentativ gebildeten stamme *szevel-* = ugr. *sübeul-* (vgl. magy. *vagy-* st. *valgy-* und *megy-, menyy-*, frequ. gebildete praesensstämme zu *val-* „sein“ und *men-* „gehen“).

2) Magy. *titok* (stamm *titko)* „geheim, geheimniss, arcanum, secretum“ (adj. *titkos*, adv. *titkon* geheim), *titkol-* „occultare, celare“ = finn. *sokea* „blind, caecus“. — Zuerst sehen wir zu, als was sich der nominalstamm *titko-* im magyarischen darstellt. Ganz analoger bildung ist magy. *szitko* (nom. *szitok), „*fluch, maledictum“, vom vb. *szid-* „maledicere“, woraus hervorgeht, dass das suffix *-ko* deverbales nomen bildet (vgl. ehstnisch *-ku* in *paneku* „das legen“ von *pane-* „legen“). Das somit erschliessbare (tieflautige) verbum magy. *tit-* entspricht zunächst dem wog. *tujt-* „verstecken, verbergen“, wonach in magy. *tit-* das *i* aus einem tieflautigen *i*-diphthong entstanden ist (vgl. *szid-* aus *sz„j-d-* und wog. *suj* „vox, sonus“). Im wogulischen aber weist *j* vor *t* auf älteres *g* hin (vgl. wog. *majt* „leber“ = ostj. *mugot*, finn. *maksa;* wog. *jajt* „arcus“ = ostj. *jugot*, lapp. *juoks)* und steht somit wog. *tujt-* für *tug-t-*. Sowol dies *tug-t- (tuj-t-)* als auch magy. *ti-t-* (st. *t„j-t-)* darf als dem oben entwickelten wog. *sät-, čapt-* und magy. *söt-* analog gebildeter verbalstamm gelten, und ergibt sich demnach ein grundverbum *t„g-* „celare, abscondere“.

Das finn. *sokea* steht für *sogeda* (ehstn. noch *sõgeda*, nom. *sõge*) und ergibt nach dem oben über *häpeä* st. *häbedä* gesagten ein verbum (finnischer form) *soge-*. Dass sich die bedeutung „blind, caecus“ an dem nomen verbale eines verbums „verbergen“ entwickeln könne (wobei das objective „nicht-erscheinen, gebergen sein = dunkel sein“ auf den subjectiven zustand des „nicht-sehens“ übertragen wird, ganz so wie auch die entgegengesetzten begriffe „leuchten, glänzen“ und „sehen“ vertauscht werden), zeigt uns slawisch *slepŭ* „blind“ neben lit. *slẽp-* „verbergen“ = lat. *clep-* „stehlen“ (*se clepere* „sich verbergen“). Wir dürfen also auch dem finn. *soge-* die bedeutung „verbergen“ beilegen. — Nun kommt nur, die form des wortes betreffend, noch in betracht, dass das finnische ursprünglichen anlaut *t* häufig zu *s*, und teilweise weiter zu *h* verschoben hat (meistens in hochlautigen wörtern, z.b. *sinä* „du“, plur. *te* „ihr“; *särke-* „brechen“ = magy. *tör-, seiväs* „zaunpfahl“ = ehstn. *teivas* u.s.w., aber auch in tieflautigen, z.b. *sulka,* bezw. *sulga* st. *sugla* „feder“ = ostj. *togol, togl„*, magy. *toll*, mordw. *tolga);* hienach kann für vb. *soge-*

Digitized by Google

älteres *toge-* angenommen werden, und wir haben volles recht dasselbe mit dem aus magy. *tit-*, wog. *tujt-* erschlossenen ugr. *t„g-* „verbergen" zu identificiren, bezw. den zusammenhang von finn. *sokea* „blind" mit magy. *titok* „geheim" zu behaupten.

3) Nicht minder wichtig, wie in den erörterten beispielen zur auffindung sich bergender gemeinsamer grundwörter, ist die berücksichtigung der lautlichen eigenart verschiedener ugrischen sprachen zur bestimmung wirklich übereinstimmender grammatischer formen. An einer zahl einfacher wortstämme lässt sich z. b. erkennen, dass einige ugrische sprachen im inlaute sich eines ursprünglichen vocals vor medien (g, d, b) zu entledigen liebten (mit oder ohne ersatz), während andere an dem nasal festhalten und wol lieber die weiche explosiva fallen lassen. Zu ersteren gehört das lappische, syrjän-wotjakische und das magyarische. So entspricht einem finn. *anda- (anta-)* „geben" das wotj. *ud-*, magy. *ado-*; finn. *onde (onte)* „cavum" = magy. *odu*; f. *neljände* quartus = lp. *neljad*, magy. *negyed*. Dieses lautgesetz veranlasst uns in inlautendem magy. *d* überhaupt den reflex von urspr. *nd* zu sehen, und es bestätigt sich diese annahme dadurch, dass z. b. eine magyarische frequentativbildung auf *-d* (z. b. *lepad-*, *köpöd-* neben *lep-*, *köp-*) gerade in den sonst am nasal festhaltenden sprachen als *-nd (-nt)* erscheint, z. b. finnisch als *-nd (-nt)* gewöhnlich mit *l* combinirt *-ndele (-ntele)*, im mordwinischen *-nd* (z. b. *kadłnd-* von *kadł-*), wog. *-nt*. — Wir gelangen zur vermutung, dass auch das als affix 2. pers. auftretende magy. *-d* (z. b. *véred* „dein blut") einmal ein *n* vor sich gehabt haben müsse, und in der tat sind im finnischen noch spuren von *-nsi* statt *-si*, d. h. *-nti* statt *-ti* als affix 2. pers. erhalten (*verensi* st. *veresi* = magy. *véred*); es ist dies offenbar dasselbe coaffixum *n*, welches ich zuerst (Ugr. sprachstudien I.) als begleiter der pluralischen personal-affixe nachgewiesen habe. Ganz regelrecht erscheint dagegen im magyarischen als vertreter eines einfachen *d* ohne coaffix am verbum die 2. personalendung *l* (z. b. *mondál*, *mondanál*, *mondottál*, *leszel*). Wenn es nun im magyarischen, wie es heute vorliegt, auch den anschein hat, als ob in einer (aber nur einer) verbalform 2. person auch ein affix *sz* die 2. pers. bedeute (nämlich im ind. praes. 2. pers. sing.: *mondasz*), so muss dem zunächst aus rücksicht auf die vergleichende lautlehre widersprochen werden; in der tat lässt sich zeigen, dass die betreffende form eigentlich affixlos ist (gerade so wie *vagy*, *mégy* als 2. pers. neben 1. pers. *vagyok*, *megyek*) und das *sz* noch aus einer früher allgemeineren frequentativen praesensstammbildung herstammt.

Nun noch ein beispiel von verdeckter formgleichheit in affixen. Ich wage die paradoxe behauptung, dass vom stamme magy. *vize* = finn. *vede* (*vete*) „wasser" die casusformen magy. *vizen* und finn. *vedellä* „auf dem wasser" auch formell vollkommen identisch seien. Bisher galt die ganz plausible annahme, dass der magy. adessivus auf *-n* (wie *vizen*, *asztalon*), der auch als temporalis und instrumentalis dient (*napon*, *télen*; *hat ökrön szántani*) — dem finnischen einfachen locativ (essiv) auf *-na*, *-nä* entspreche, also magy. *vizen* = f. *vedenä* (*vetenä*) sei. Dem stellt sich aber die erwägung entgegen, dass ein am wirklichen wortende (nicht stammende) freistehendes, nicht durch consonantenanlehnung geschütztes *n* aus der ugrischen periode schwerlich noch im heutigen magyarischen erhalten sein kann, in anbetracht der starken abschleifung des wortendes, die überhaupt am magyarischen wahrnehmbar ist; sonst fänden wir ja wol auch noch den ugrischen genitiv auf *n* im magyarischen. Es ist sogar nachweisbar, dass ursprünglich geschütztes *n*, welches erst relativ spät endständig geworden, im magyarischen grossenteils hat weichen

Digitized by Google

müssen (z. b. *n* als endung 3. pers. praes. ind., nur noch an einigen verben erhalten). Formen wie *haszon* „nutzen" haben das *n* erst in jüngster zeit aus der anlehnung an vorhergehenden consonanten (*haszno*) ans ende geworfen. Hienach wird wahrscheinlich, dass das magy. affix *n* in *vizen* zunächst den wert eines doppelten *nn* hat, gerade so wie das *n* der postposition *-ben* st. *benn* (cf. *bennem, benned*) und weiterhin statt *beln* (von *bel* inneres: lativ *belé*). Gewiss ist in dem ja locativischen *nn* (von *vizenn*) auch das einfache ngr. locativ-affix *n* (= f. *na, nä*) enthalten, aber offenbar nur mit einem anderen elemente combinirt, mit welchem es eigentlich eine postposition ausmacht. Wir erkennen es der form nach im locativischen adverbium *hun* „ubi", vom interrog. pronom.-stamme *ho, hu*; dessen nebenformen *hol* und *hult* (z. b. *so-hult*) weisen vermittelndes *l* auf, so dass *hun*, statt *hunn*, aus *huln* entstanden ist; vgl. das zugehörige lative *hovi* „wohin", statt *holi* (mit auch sonst erweislichem *v* für *l*). So erhalten wir als postulat magyarischer lautverhältnisse statt *vizen* die vorausgehenden formen: *vizenn, vizeln*, mit endvocal ergänzt *vizelne*. — Diesem *vizelne* entspricht aber laut für laut das finn. *vedellä*, welches nach speciell finnischer lautregel bekanntermassen für *vedelnä* steht (worin *-nä* das eigentliche locativ-affix, *l* aber vermittelndes element, sich auf die äussere localität beziehend, im gegensatze zum *s* der sog. innern localcasus). Die divergenz der erläuterten magy. und finnischen formen (*vizen : vedellä*) rührt eben aus der verschiedenen lautentwickelung her: das magyarische hält bei *ln* am *n* fest, das finnische dagegen am *l* (so *tullut* aus *tulnut, villa* aus *vilna*).

Doch darf ich schon nicht länger Ihre geduld mit der entwickelung von einzelheiten der ugrischen forschung ermüden. Die gegebenen beispiele dürften wol hinlänglich zeigen, wie auch die ugrische forschung, wenn sie, nach dem leuchtenden vorbilde der indogermanischen, sich vor allem strenge formentwickelung zum unverbrüchlichen gesetze macht, und nur schritt für schritt, aber sicheren fusses, ihren boden zu erobern trachtet — in nicht allzu ferner zukunft ihr nächstes grosses ziel, d. i. die darstellung der ugrischen grundsprache, zu erreichen hoffen darf, über das hinaus dieselbe wieder mit ihren resultaten der umfassenderen altajischen sprachforschung die hand zu bieten hat.

Darauf ergriff Herr Dr. Orterer aus München das Wort

Zum Sâmaveda.

wovon er den folgenden Auszug mittheilt.

Unter den zahllosen handschriftlichen Schätzen des East India House und des British Museum zu London und der Bodleiana zu Oxford befindet sich auch eine stattliche Reihe von Manuscripten zum Sâmaveda und der dazu gehörigen Literatur. Ein gut Theil der zu London befindlichen Codd. hat bereits Benfey für seine grundlegende Bearbeitung des Sâmavedârcikam benutzt. Doch ist ein weitaus grösserer Theil erst im Laufe der letzteren Jahre dem E. I. House aus Indien zugeflossen. Dort hat sie Burnell, der sich durch die Herausgabe des Vaṁçabrâhmaṇam und des Sâmavidhânabrâhmaṇam für den Sâmaveda Verdienste erworben hat, im Süden des Landes, wo der Sâmaveda neben dem weissen Yajurveda besondere Verehrung geniesst, erworben. Sie sind zumeist — mehr als 50 an der Zahl — in Granthacharakteren auf Palmblätter geschrieben und bis jetzt in Europa fast unbenutzt geblieben. (Vgl. Burnell, Catalogue of a Collection of Sanskrit Manuscripts, pg. 38 ff.). Einige Fingerzeige nun über die Bedeutung der auf den

Digitized by Google

Sâmaveda bezüglichen noch unbenutzten MSS. und einiges über die Resultate der von mir während meines Aufenthaltes in London und Oxford angestellten Untersuchungen sind der Zweck der hier folgenden Mittheilungen.

Was fürs erste die Sâmaveda-Saṁhitâ betrifft, so ergab sich aus der genauen Vergleichung des Benfey'schen Textes bezw. der diesem zu Grunde liegenden Codd. mit einigen Abschnitten der bei Burnell unter Nr. CXXIII und CXXV aufgeführten Manuscripte, dass kaum nur irgend wesentliche Varianten in Text, Eintheilung, Accentuation*) u. s. f. vorliegen. Nur darin weichen diese südindischen Handschriften von den anderen ab, dass sie am Schlusse des Pûrvârcikam eine sogenannte Âraṇyaka-Saṁhitâ und Mahânâmni-Verse enthalten. Die erstere in 5 Daçatis von bald mehr bald weniger als 10 Versen fällt zusammen mit den bei Benfey I. pg. 268 f. mitgetheilten Angaben, die sich auf ein der Naigeya-Çâkhâ eigenes III. Prapâṭhaka beziehen. Jedoch ergeben sich aus den oben genannten MSS. einige Aenderungen und wird anderes dadurch sicher gestellt. Dieselben Verse finden sich auch im Manuscr. Polier (Brit. Mus.) als Mahânâmnî-Saṁhitâ und in ein Paar Codd. der Bodleiana (Cod. Wils. 377, 376 und Cod. Mill. 91). Die Mahânâmni-Verse sind auch in den meisten Codd. zum Âraṇyagâna überliefert, und zwar auch dort in derselben einfachen Form, nicht nach Art der Gâna-Texte behandelt. Bharatasvâmin hat sie in seinem unten bezeichneten Commentar auch mit aufgenommen. Dieser älteste Commentar des Sâmaveda, Sâmavedavivaraṇam des Bharatasvâmin, ist im Cod. CXXVII (nach Burnell) erhalten und ist nach Burnell's Ausführungen**) besonders wichtig, da Sâyaṇa's Commentar darauf zurückgeht, ja ihn geradezu copirt. Leider enthält das Manuscript nur die erste Hälfte und ist vielfach gerade an wichtigen Stellen wurmstichig oder sonst schadhaft. Doch zweifle ich nicht, dass auch so eine gründliche Benutzung desselben für den Sâmaveda manche Ausbeute gewähren wird.

Zu den Sûtras des Sâmaveda bietet die Bibliothek des India House, besonders in Burnells Collection, ein umfassendes, zum grössten Theil noch unbenutztes Material. Vor allem hervorzuheben sind die zahlreichen Handschriften zu Drâhyâyaṇa's çrauta-sûtras mit einem vollständigen Commentar Dhanvin's. Berlin und Oxford besitzen bloss Fragmente von letzterem, der in Europa bisher nicht vollständig bekannt war. — Ebenso liegen uns hier vor Drâhyâyaṇa's gṛhyasûtras mit dem Commentar von Rudraskandasvâmin***). Die sûtras sind in diesen Codd. dem Khâdira zugeschrieben; die dazu gehörigen Kârikâs tragen den Namen Vâmana's. — Ausserdem mache ich noch aufmerksam auf das für den Sâmaveda nicht unwichtige, äusserst schwer verständliche Pushpasûtra. Seine Kenntniss ist unerlässlich für ein genaues Verständniss der Entstehung der Sâman-Verse aus den Rik-Versen und ihr Verhältniss zu den gleich unten zu erörternden Gânas. Das dazu im Manuscr. CXXXV erhaltene Phullasûtravivaraṇa, der von Upâdhyâya Ajâtaçatru verfasste Commentar hiezu, verdiente eine besondere Beachtung, um so mehr als er, wie mich eine Vergleichung mit dem sonst hievon bekannten Materiale lehrte, wesentliche Verschiedenheiten aufweist und auch die 4 ersten Prapâṭhakas, gerade die schwierigsten

*) Vgl. Haug's Abhandlung „über das Wesen und den Werth des wedischen Accents" pg. 35 ff.
**) In der trefflichen Vorrede zu seiner Ausgabe des Vaṁçabrâhmaṇam.
***) Vergl. hiezu Cod. Wils. 403 in Oxford.

Digitized by Google

von allen, commentirt. Durch die südindischen MSS. wird übrigens der Name Phullasûtra aufs bestimmteste constatirt (nicht Pushpasûtra).

Besonders reichhaltig ist das Material, das uns das E. I. House für die Gânas bietet, jenen Zweig des Sâmaveda im weiteren Sinne des Wortes, der bisher noch durchaus der gründlichen Untersuchung entbehrt hat. Ausser einer Anzahl von MSS. in Devanâgarî-Schrift, wie solche auch in sehr geringer Zahl freilich im British Museum und etwas reichlicher in der Bodleiana sich vorfinden, sind besonders mehrere von Burnell erworbene MSS. hiefür von besonderer Bedeutung. Jedes der vier Gânas ist dabei vertreten. Für das erste wird durch alle diese südindischen MSS. der Name Grâmageyagâna, nicht Veyagâna, wie Benfey es nennt, und für das vierte Rahasya oder Ûharasyagâna durchweg bezeugt. Eine Copirung und Collation der beiden ersten Gânas (Grâmageya und Âraṇyagâna), welch ersteres besonders für die Gestaltung der Gânas aus dem Saṁhitâ-Texte des Sâmaveda von besonderer Bedeutung und instructiver ist als die übrigen, ergab mit Sicherheit, dass im wesentlichen eine doppelte Recension durch die Londoner und Oxforder MSS. repräsentirt sei, nämlich eine kürzere, einfachere und eine längere, complicirtere; jede von beiden in Handschriften beider Gattungen vertreten. Zwar gehören sie nach ihrem eigenen Zeugnisse drei verschiedenen Çâkhâs an, doch lässt sich kaum eine wesentliche Abweichung im Texte der einen Çâkhâ von dem der anderen constatiren. Die Londoner und Oxforder Handschriften, wenigstens in den beiden ersten Gânas, die ich genauer untersuchte, ergänzen sich überdies in der besten Weise. Keine ist ohne Lücken. — Für die Aufeinanderfolge der Gâna-Verse der 2 ersten Gânas, für die ihnen eigenen und oft höchst eigenthümlichen Compositionsnamen, deren Ursprung und Bedeutung noch vielfach räthselhaft ist, ist von Wichtigkeit das Ârsheyabrâhmaṇam, wozu ich ebenfalls noch ein Paar, Benfey völlig unbekannte, MSS. in London fand. Eines von ihnen, MS. Polier im Brit. Mus. 5356 und in E. I. H. Nr. 665, ergänzen das von Benfey benützte MS. der Chambr. Sammlung in der erwünschtesten Weise. Ein Grantha-MS. stimmt mit diesen durchaus überein.

Das Princip der Anordnung in den Gâna-Versen der 3 letzten Gânas, und das Princip, nach welchem aus den einfachen Versen der S. V.-Saṁhitâ die Gâna-Verse geformt wurden, ist mir bis zur Stunde nicht klar geworden. Es sind mitunter die wunderlichsten Verrenkungen, Verunstaltungen, Einschiebungen an sich offenbar bedeutungsloser Silben, ja ganzer Wörter, Verlängerungen und Verkürzungen von Vocalen, Wiederholungen u. s. w., die wir an diesen merkwürdigen Texten gewahren. Das Studium des äusserst schwierigen Phullasûtra, das sich hierauf gerade bezieht, sowie des darauf basirten Commentares zu den 2 letzten Gânas, den Cod. CLII (Grantha) unter dem Titel Ûhadipikâ und Rahasyadipikâ enthält, wird wohl mit der Zeit noch nähere Aufklärung über diese dunkle Seite der Sâmaveda-Literatur schaffen. Dazu müssen noch herangezogen werden die zum Theil sehr umfassenden Specialschriften, die unter dem Titel: Nâradaçikshâ*), Svaraparibhâshâ, Sâmatantrabhâshya u. s. f. in Grantha-MSS. des E. I. House und anderwärts zerstreut sich vorfinden.

Zum Schlusse hielt Hr. Prof. Dr. Savelsberg aus Aachen folgenden Vortrag über lykische Inschriften:

*) Vergl. Haug, „Ueber das Wesen und den Werth des wed. Accents“ pg. 57 ff.

Digitized by Google

Meine Herren!

Indem ich vor Ihnen mit einem Versuch der Entzifferung lykischer Sprachdenkmäler auftrete, übernehme ich eine Arbeit, welche wohl besser manchem vorzüglich befähigten Orientalisten anvertraut würde. Da jedoch seit dem Bekanntwerden dieser Sprachdenkmäler in mehr als 30 Jahren sich so wenige Gelehrte daran versucht haben, so wollte ich durch Vorlegung eigener Entzifferungsversuche die Sache neu anregen und ihre Wichtigkeit hervorheben. Ein solch ungewöhnliches Ereigniss, wie die Entdeckung einer Sprache des Alterthums ist, übt schon an und für sich einen gewaltigen Reiz zur Forschung aus, dem auch ich nicht widerstehen kann, besonders da der Obelisk von Xanthos in seiner grossen lykischen Inschrift von 238 Zeilen Namen von Völkern und Königen enthält und somit als historisches Denkmal sich kundgibt, dann auch, weil die Vermuthung nahe liegt, dass die Sprache des lykischen Volkes gemäss der Lage seiner Wohnsitze an der südwestlichen Grenze Kleinasiens einen Uebergang bilden müsse zwischen den arisch-eranischen Sprachen im Osten und den graeco-italischen im Westen. Für die heute mir knapp zugemessene Zeit wollte ich mir nur erlauben, hauptsächlich den sprachlichen Theil, nämlich den eranischen Charakter der lykischen Sprache, darzuthun. Indem ich nun in Betreff des Alphabets und der Aussprache auf meine Schrift: „Beiträge zur Entzifferung der lykischen Sprachdenkmäler" verweise, welche sich in Ihren Händen befindet, etwaige Citate lykischer Wörter auf die Tafel schreibe und Ihnen vorlese, gedenke ich den angekündigten Nachweis zunächst an der Declination zu liefern.

Bei der Nominalflexion muss man, wie in allen arisch-eranischen Sprachen, so auch in der lykischen die Stämme auf *-a*, *-i*, *-u* unterscheiden, jedoch hat hier die Flexion der Stämme auf *-a* so sehr das Uebergewicht gewonnen, dass deren Endungen oft auch auf *i*-Stämme übergegangen sind und in zahlreichen Beispielen sich belegen lassen, was bei den Stämmen auf *-i* und *-u* sowie bei den consonantischen nicht der Fall ist. Wir beschränken uns also auf die *a*-Stämme.

Der Nominativ der Einzahl hat in der Regel, gleich wie im Altpersischen, sein Nominativzeichen *s* verloren: so heisst der griechische Name Σιδάριος in der zweisprachigen Grabschrift von Limyra in lykischer Schreibung *Sidäriya*, der Name Ἵκτας in der zweisprachigen Grabschrift von Antiphellos lykisch *Ik̄tta*.

Die gewöhnliche Endung des Genetivs ist *-ah* oder *-äh*, z. B. *Apulänidah* in Lewisß v. 1 = Ἀπολλωνίδου das. v. 5, *K̄intänubäh* = Κινδανύβου; doch sind noch einige Beispiele einer älteren Genetivendung *-ähä* übrig, die dem altpersischen Genetiv auf *-aha* im n. pr. *Auramazdäha* und den üblichsten altbaktrischen Genetiven auf *-ahē* entsprechen, in *Initarijäusähä* und *Ārtak'ssirazahä* auf dem Obelisken zu Xanthos Ostseite y. 59, welche Namen im Altpersischen eine noch ältere Genetivendung *-ahjä* haben: *Dārajavusahjä* und *Artakhsaθrāhjä*. Diese Endung, aus welcher die zuvor genannten Formen mehr und mehr verstümmelt sind, ist selbst wieder aus der ältesten Genetivendung im Sanskrit *-asja* hervorgegangen vermittelst des Lautwandels von *s* in *h*, welchen wir in den eranischen Sprachen häufig, bald auch in noch andern Casusendungen antreffen.

Der Dativ hat im Masculinum der allgemein indogermanischen Endung *-āi* gegenüber den längern Ausgang *-ajä* oder *-äjä* aufzuweisen, welchem sonst nur der in-

Digitized by Google

dische Dativ masc. auf *-āja* entspricht, z. B. *Puwiäläjä* in der zweisprachigen Grabschrift von Limyra v. 4—5 = Πυβιάλῃ v. 8. Das Femininum *lada* dagegen ändert bloss *a* in *i* im Dativ: *ladi* das. v. 4 = γυναικί v. 7—8.

Der Accusativ geht auf *-o* aus in sehr vielen Beispielen, unter denen *k'upo* „Grab" und *lado* „Frau" am öftesten vorkommen. Diese Endung *-o* führen wir ohne alles Bedenken auf die indogermanische Grundform *-am* zurück, wenn auch im Lykischen keine Spur von *m* sich erhalten hat, und stellen damit eine analoge Lautbezeichnung zusammen, die uns in einer Verbalendung *-oto* für *-anto* begegnet: nämlich *prinnavoto* in Lewisü v. 1 mit der Uebersetzung ἐργάσαντο v. 4 kann als dritte Person Pluralis füglich nicht anders als vermittelst der indogermanischen Grundform *-anta* aus einer Mittelform *-anto* erklärt werden. Wir vermuthen, dass *n* vor *t* im Lykischen, wie schon im Altpersischen, z. B. in *bara(n)ti* „sie tragen", desshalb nicht geschrieben wurde, weil hier nicht eigentlich *an*, sondern nur ein nasalirtes *a* gehört wurde und ähnlich im Lykischen die Aussprache sowohl der Accusativendung *-am*, als der Silbe *-an* in *-anto* die eines nasalirten *o*, wie im französischen *on*, gewesen ist.

Der Nominativ der Mehrzahl hat eine aus dem altvedischen Pluralnominativ *-āsas* entstandene Endung, welche einigemal noch *-aha*, gerade wie im Altpersischen in *bagāha* „Götter", geschrieben sich findet, z. B. *k'innaha* „Nachkommen, ἔγγονοι", *säiṅnaha* „Heere", armenisch *henq'*, meist aber das schliessende *a* zu *i* geschwächt hat in *k'ssadrapahi* „Satrapen", *atlahi* „Körper" und auch *k'innahi* „Nachkommen".

Für den Genetiv der Mehrzahl habe ich noch keine bestimmte Endung entdeckt, sondern statt dessen einigemal den Nominativ der Mehrzahl *äpttähä*, *äpttähi* und *äbttähi* im Sinne von lat. *ipsorum* gebraucht gefunden.

Zum Dativ Pluralis *ladōi* „den Frauen", der schon lange erkannt ist[1]), füge ich *mahōi* „den Göttern" hinzu. Die Endung *-ōi* entspricht der des Instrumentalis Pluralis auf *-āis* im Sanskrit und besonders im Altbaktrischen, weil hier dieser Instrumentalis mit dem Dativ Pl. wechselt. Im Lykischen treten aber auch Nominative des Plurals auf *-ähi*, oder apokopirt auf *-ä* und *-a*, wie *tidäimä* „Söhne", *lada* „Frauen" für den Dativ ein.

Vom Accusativ der Mehrzahl hat sich eine eigenthümliche Endung nur bei Stämmen auf *-i* erhalten, indem diese von der indogermanischen Grundform *-ns* noch das *s* festhalten, wie *tidäimi-s ähbi-s* „seine Söhne", *omi-s* „meine", gleichwie das Armenische ein *s* ansetzt und zwar ganz allgemein, das Altbaktrische wenigstens bei allen Nomina auf *-i* und *-u*, das Sanskrit nur noch bei den Femininen auf *-i* und *-u* das *s* hinzufügt. Sonst ist uns von Stämmen auf *-a* eine Accusativendung des Plurals nicht begegnet; dafür wird wiederum, wie auch im Altbaktrischen, einigemal der Nominativ Pluralis gebraucht: *säiṅṇaha* „Schaaren", *atlahi* „Körper", *miintähi* „Strafen".

Die lykische Sprache hat also in mehreren Casusformen die grösste Aehnlichkeit mit den eranischen Sprachen; dazu kommt, dass sie mit diesen auch die Vernachlässigung der Casus obliqui besonders im Plural gemein hat, die in der altbaktrischen und altpersischen Sprache beginnt und in der lykischen noch weiter um sich gegriffen hat.

Diesen sprachlichen Umrissen füge ich zum Schluss noch die beachtenswerthe

1) Von D. Sharpe in den Proceedings of the Philol. Society, Vol. I (1843) p. 207.

Digitized by Google

Uebereinstimmung bei, dass der eranische Name für Gott *baga* auch für das Lykische vorausgesetzt werden muss. Er findet sich in der Verwandlung *maha*, die sicher aus *baga* hervorgegangen ist; denn in vielen von Griechen überlieferten persischen Namen kommt im ersten Theil oft Μεγα neben und für Βαγα vor, z. B. Μεγαβάτης und Βαγαπάτης „Gottbeschützt", Μαγαδάτης = altbaktr. *Bagodāta* „Gottgeschaffen", und der von Herodot unter den sieben persischen Verschworenen genannte Μεγάβυζος[1]) hat sich in den altpersischen Keilinschriften als *Bagabukhsa* wiedergefunden. Dieser Lautwandel von *b* in *m* hat auch im Altbaktrischen Statt gehabt, wo wir z. B. die indische Wurzel *brū* „sprechen" in *mrū* übergegangen finden in dem häufigen Imperfect *mraot* „er sprach". Vom lykischen *maha* nun kommt der Dativ Pluralis *mohōi*, der mit rückwärts wirkender Vocalassimilation aus *mahōi* entstanden ist, mehre Male und ausserdem noch einige Ableitungen vor.

Weitere Nachweise vom eranischen Charakter des Lykischen zu liefern muss ich mir jetzt versagen und für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Als zweiten Beweggrund zur Erforschung des Lykischen wollte ich die historische Bedeutung des Obelisken von Xanthos kurz hervorheben. Die bisher über den Inhalt der Inschrift geäusserten Vermuthungen konnten sich nur an das griechische Epigramm von 12 Hexametern anlehnen, welches zwischen den 238 lykischen Zeilen auf der Nordseite des Obelisken eingefügt ist, in welchem aber wenig thatsächliches erwähnt wird, nur dass der Sohn eines Harpagos sich im Kriege sehr ausgezeichnet und viele Burgen zerstört hat. In der umfangreichen lykischen Inschrift jedoch sind wenigstens Völker und Könige genannt und darin haben wir denn auch Andeutungen über die Zeit der historischen Begebenheit. Ich habe auf der Ostseite v. 59 und 60 die Namen der persischen Könige Darius und Artaxerxes gefunden in *Intarijāusāhā* und *Ārtak'ssirazahā*, Genetivformen, welche in den altpersischen Keilinschriften sehr entsprechend *Dārajavusahjā* und *Artakhsatrāhjā* lauten. Demnach kann man die Inschrift frühestens in die Zeit des letztgenannten Königs Artaxerxes II 405—362 setzen, welcher auf Darius II (424—405) folgte.

Auf derselben Ostseite finden wir denn auch v. 26 *K'ssadrapahi* „Satrapen", ferner specielle Völkernamen v. 27 *Ijonisin Sppartaxi Atonaz[i]*, in denen wir sofort Ioner, Spartaner, Athener erkennen. Es fehlt auch nicht das Wort für Heer: *sāiina*, welches dem skr. *sēna* (d. i. saina), altpers. *hainū* und altbaktr. *haena* entspricht. Es ist also hierin ein Stück kleinasiatischer Geschichte enthalten und zum ersten Mal liegen uns hier über Kriegsbegebenheiten von Vorderasien einheimische gleichzeitige Berichte vor. Mögen denn, um diesen Schatz zu heben, recht viele Orientalisten sich an der Entzifferung dieser Sprache betheiligen, welche die Mühe nicht unbelohnt lassen wird, sondern, wie die Erfahrung bei andern wiederentdeckten Sprachen von Persis und Italien gezeigt hat, zuerst freilich viel Ausdauer erheischt, dann aber auch für Sprachwissenschaft und Geschichte reichliche Zinsen in Aussicht stellt.

Auf die Frage des Präsidenten, ob jemand das Wort ergreifen wolle, trug Hr. Rector Dr. Rieckher aus Heilbronn darauf an, dass die Versammlung Herrn Prof.

1) Nach Meineke's Emendation aus Strabo XIV p. 641.

Digitized by Google

Savelsberg für die aus den bisher so wenig gekannten Sprachdenkmälern mitgetheilten Entdeckungen ihren Dank aussprechen möge.

Prof. Delbrück aus Jena: Auch ich will meine Anerkennung bekunden, nur in etwas anderer Weise, indem ich auf den Inhalt des Vortrages eingehe. Da ist mir unter den Nachweisungen, die den eranischen Charakter der lykischen Sprache darthun sollten, aufgefallen, dass *saina* „Heer" dem skr. *sena* und nicht dem eranischen altpers. *hainā* und altbaktr. *haena* entspricht. Wo ein *s* nicht in *h* übergeht, leugne ich den eranischen Charakter, und so scheint mir dieser für das Lykische wenigstens zweifelhaft.

Prof. Savelsberg erwidert: Der eranische Charakter des Lykischen kann sich kaum auf eine irgendwie denkbare Weise deutlicher kundgeben, als in den hier verzeichneten Casusendungen: im Genetiv *Intarijāusāhā*, *Parihimātitāhā* verglichen mit altbaktr. *Ahurahē* und altpers. *Auramazdāha*, im Nominativ Pluralis *Kūnaha* „Nachkommen" verglichen mit altpers. *bagāha* „Götter", in welchen Endungen zugleich der Uebergang von *s* in *h* ersichtlich ist, z. B. im Nom. Plur. von der vedischen Endung *-āsas* zu *-āha*. Jedoch ist dieser Lautwandel nicht so durchgreifend, wie in andern eranischen Sprachen, indem ich in meinen Beiträgen S. 50 u. 51 den sigmatischen Aorist der Wurzel *ta* „legen, setzen" sowohl mit beibehaltenem *s* in *intūsāti*, als mit dessen Verwandlung *h* in *intahoti* entdeckt habe. Da auch in den bekannten eranischen Sprachen bei der durchgängigen Verwandlung von *s* in *h* doch manchmal das alte *s* wieder zum Vorschein kommt[1]), so ist es nicht zu verwundern, wenn diess in einer nahe verwandten Sprache häufiger der Fall ist.

Prof. Delbrück: Ich kann mich nicht von dem eranischen Charakter überzeugen, wo ein *s* im Anfange eines Wortes oder zwischen Vocalen geblieben ist. Vielleicht ist bei den vermeinten Ausnahmen die etymologische Herleitung nicht die richtige.

Prof. Savelsberg: Ich habe sogleich Anfangs die Vermuthung geäussert, dass das Lykische einen Uebergang bilde zwischen den arisch-eranischen Sprachen im Osten und den graeco-italischen Sprachen im Westen. Je weiter verwandte Völker nach Westen gerückt sind, desto mehr haben sie das *s* gewahrt, in Italien weit mehr, als in Griechenland: im Griechischen ist die Schwächung des *s* zum blossen Hauch sehr allgemein, doch ist c erhalten in cûc neben ûc und im sigmatischen Aorist, wo das Altbaktrische nur *h* aufweist. Wir können von keiner Sprache in Vorderasien a priori bestimmen, wie weit das der Regel nach wandelbare *s* einerseits zu *h* geworden, andererseits aber noch erhalten geblieben sei, sondern müssen unbefangen forschen und die Beobachtungen und Ergebnisse ohne vorgefasste Meinung verzeichnen. In diesem Sinne habe ich meine Beiträge Ihrer Prüfung übergeben; es soll mich freuen, wenn andere mehr und weiter sehen als ich, und ich werde jede Belehrung und Berichtigung gern annehmen, die der Saehe Gewinn bringt.

---

1) z. B. im altpers. *nij-a-sādajam* von *had* „sitzen"; im Altbaktr. wenigstens *sh* in *upa-shakto* von *hac* „folgen", in *ni-shanç-ja* von *hanç* „gewähren", in *aiwi-shuta* von *hu* „bereiten".

Digitized by Google

Vierte Sitzung, Donnerstag den 1. October, Morgens 9 Uhr.

Der grösste Theil dieser Sitzung war Verhandlungen über geschäftliche Angelegenheiten der deutschen morgenländischen Gesellschaft gewidmet.

Ausserdem aber hielt Hr. Prof. Dr. Schlottmann aus Halle einen Vortrag über die unweit des Onondaga ausgegrabene Statue mit phönizischer Inschrift. Er erinnerte zuerst an die vielbesprochenen Stellen der alten Classiker, die auf eine Kunde der Phönizier und Karthager von einem Continent jenseit des atlantischen Oceans hinzudeuten scheinen und an die Bestätigung, welche A. v. Humboldt dafür in der Beschaffenheit der einheimischen Culturanfänge Americas gefunden habe, insofern dieselben sich kaum anders als durch die Annahme sporadischer von der alten Welt aus erfolgter Anregungen befriedigend erklären lassen. Was man schon früher von Monumenten als directe Beweise phönizischer Ansiedelungen in America geltend gemacht habe, sei freilich nicht stichhaltig und beruhe theilweise auf offenbarem Schwindel. Das gelte auch von der unlängst angeblich bei Parahyba in Brasilien gefundenen phönizischen Inschrift, über welche er eine Mittheilung in der Jenaischen Lit. Z. d. J. (Art. 768) gemacht habe und deren ihm aus America zugekommenes Facsimile er nach dem ausdrücklichen Wunsche mehrerer Fachgenossen in dem nächstens erscheinenden Hefte der Zeitschr. der D. M. G. als jedenfalls interessantes Actenstück veröffentliche; dies sei trotz gewisser sofort einen starken Verdacht erweckender Einzelnheiten mit grossem paläographischen und sprachlichen Geschick gefertigt; es fehle dabei übrigens jede äussere Beglaubigung. Anders verhalte es sich seiner Ansicht nach mit dem am Onondaga ausgegrabenen Koloss und seiner phönizischen Inschrift, obgleich die Zeitungen Nordamericas, durch welche sich dort die öffentliche Meinung häufig allzu leicht bestimmen lasse, alles für Humbug erklärt haben. Dass er selbst die naheliegenden Verdachtsgründe wohl erwogen habe, werde man ihm zutrauen. Ihnen stehen aber erhebliche Momente gegenüber durch das Material, das er sich durch die gütige Vermittlung eines verdienstvollen Gelehrten, des Herrn Prof. Mac Whorter in New-Haven, allmählich verschafft habe. Es im ganzen Umfange zu veröffentlichen würde einige Schwierigkeit haben; um so erwünschter sei es einem Kreise wie dem gegenwärtigen jenes Material zur Einsicht und Prüfung vollständig vorlegen und daran eine möglichst objective Darstellung des für und wider anknüpfen zu können. — Von den in diesem Sinne dargebotenen Erörterungen des Vortragenden geben wir hier einen Auszug.

Die 10 Fuss lange Statue, aus demselben harten Alabaster („sulfate of lime“) wie die Ninevitischen Denkmäler bestehend, wurde schon am 16. Oct. 1869 beim Graben eines Brunnens auf dem Gute des Farmers Newell gefunden — unweit des Onondaga-Flusses, an der Grenze der Stadt Lafayette, gegenüber dem Dorf Cardiff, im Innern des Staates New-York. Auf das Gerücht von dem entdeckten „versteinerten Riesen“ strömten die Menschen aus der Umgegend herbei. Schon am andern Morgen war einer der ersten auf dem Platze der Photograph Gott aus dem benachbarten Syracuse. Seine Abbildungen [die der Versammlung vorgelegt wurden] zeigen den Koloss in der c. 5 Fuss tiefen Grube

Digitized by Google

liegend, zuerst noch mit den anhaftenden Erdmassen, und lassen ihn weiter verfolgen, bis er mit der Maschine herausgehoben wird und endlich gesäubert zu bequemem Ansehen hingelegt ist. Das alles geschah unter dem Auge einer zahlreichen Bevölkerung und ist nie angezweifelt worden. Eine in Syracuse gebildete Actien-Gesellschaft kaufte die Statue und kam durch das Eintrittsgeld der Anfangs zahllos herbeiströmenden Menge bald wieder zu ihrem Gelde. — Nun tauchten aber bald an verschiedenen Orten der Union ein halbes Dutzend nachgemachter „versteinerter Riesen“ oder „fossiler Präadamiten“ oder „einzig echter Cardiffs“ u. dgl. auf. Besonders beliebt war die Beziehung auf die vorsintflutlichen Riesen, während eine befriedigende wissenschaftliche Deutung des Steines, des „what is he“, wie man zu sagen pflegte, nicht gefunden wurde. Indem dies den Journalen einen reichlich ausgebeuteten Stoff der Satire darbot, erklärt sich daraus zugleich, dass der seltsame Humbug eines berüchtigten Schwindlers und Schmugglers, eines Tabackhändlers, der unter den beiden Namen *Odds* und *Hull* figurirte, allgemeinen Glauben fand. Er behauptete nämlich öffentlich, er habe einen ungeheuern Alabasterblock von jenseit des Missisippi (aus einer Entfernung von über 1000 englischen Meilen von Lafayette) bezogen, habe daraus selber heimlich in einer Scheune in Chicago den Steinriesen gemacht und ihn auf der Farm am Onondaga vergraben lassen, alles lediglich zu dem Zweck, die Leichtgläubigkeit der Menschen zu verspotten. Er bewies durch Frachtzettel und Atteste, dass er wirklich 11 Monate vor Auffindung der Statue eine grosse und schwere mit Eisen beschlagene Kiste von Chicago nach Syracuse befördert hatte. Dies imponirte der schon vorher zu ähnlichen Annahmen geneigten öffentlichen Meinung so sehr, dass die Gegenbeweise keinen Eindruck mehr machten. Und doch wurde durch gerichtliche Untersuchung festgestellt, dass in jener Kiste (deren Dimensionen übrigens auch etwas geringer waren als die des Kolosses) Taback und eiserne Tabacks-Maschinen verpackt gewesen und dass dieser ihr Inhalt von Syracuse aus auf den Black River-Canal befördert worden war. Ebenso war schon vorher der Farmer Newell durch eine ganze Reihe eidlich vernommener Zeugen von dem Verdacht des Betruges gereinigt worden. Seine Aussagen stimmen mit denen seiner Familienglieder, seiner Leute, der Nachbarn und des früheren Besitzers der Farm in der Constatirung von Thatsachen überein, die, wenn sie wahr und nicht durch ein beispiellos stupides oder corrumpirtes Rechtsverfahren erschlichen sind, die Möglichkeit einer vorherigen betrügerischen Eingrabung der Statue mit fast mathematischer Sicherheit ausschliessen. Dabei haben 4 angesehene Männer, an ihrer Spitze der frühere District-Attorney der Grafschaft Onondaga, Frank Hiscock, eidlich bekräftigt, dass sie den Mr. Newell in vieljähriger Bekanntschaft stets als rechtschaffen und glaubwürdig — 'a man of strict integrity and honesty' — befunden haben. [Von den Actenstücken der beiden betreffenden Untersuchungen, die im Syracuse Journal von 1869 und 1870 abgedruckt worden sind, legte Prof. Schlottmann vollständige Abschriften, mit Bezeichnung der Hauptstellen, der Versammlung vor].

Prof. Mac Whorter versuchte zuerst eine einlässliche antiquarische und epigraphische Deutung des Monuments in der New-Yorker Zeitschrift „Galaxy“ vom Juli 1872 [auch dieser Aufsatz wurde der Versammlung vorgelegt]. Mit Recht legte er in Betreff der Frage nach der Echtheit ein Hauptgewicht auf das Urtheil eines angesehenen und allgemein geachteten Naturforschers, des Prof. der Pathologie und Mikroskopie an der

Digitized by Google

Universität von New-Haven, Dr. Moses C. White, von welchem ein Brief in dem vorgezeigten Hefte (S. 84 f.) abgedruckt ist. Derselbe erklärt dort als Resultat einer sorgfältigen Prüfung, die er trotz des auch von ihm anfänglich vorausgesetzten Humbug unternommen hatte, dass bedeutende Momente rein physischer Art ihm für das hohe Alterthum der Statue zu sprechen scheinen; insbesondere seien auch an der auf deren Oberarm befindlichen stark zerfressenen Inschrift keinerlei Spuren neuerer Arbeit mikroskopisch zu erkennen. Erst durch diese Aussagen wurde Mac Whorter ermuthigt die Inschrift genauer zu studiren. Er erkannte sie als phönizisch und las mit scharfsinniger Restituirung der stark verwischten Züge: יאדן תמז סמם אבעל „Lord Tammuz of the heavens, the Baal". — Das letzte Wort אבעל halte ich sprachlich und, wenn die Zeichnung richtig ist, auch graphisch für unzulässig. Ich würde אָבֵב lesen, „der sprossende"; Name des Monats, in welchem die Natur sich wieder belebt. Auch gerade der Name תמז ist mir graphisch verdächtig. Ueberhaupt stehe ich für jene ganze Lesung nicht ein, da der von Hrn. Mac Whorter mir zugeschickte Wachsabdruck der Inschrift zu einem sichern Urtheil nicht ausreicht. Wohl aber treten auf demselben einzelne phönizische Buchstaben, z. B. Schin und Mem, deutlich genug hervor, wovon sich die anwesenden Paläographen durch Autopsie überzeugen können. Und die Deutung der Statue als Tammûz halte ich für berechtigt. Die als liegend abgebildete Gestalt derselben, die geschlossenen Augen, die Wunde am Schenkel, die Entmannung (seltsamer Weise verbunden mit der Beschneidung, die an den uralten Zusammenhang Phöniziens mit Aegypten erinnert) — das alles weist auf die Vorstellung von dem phönizischen Adonis als der zeitweilig unterliegenden Sonne hin, der in Byblos, dem Hauptsitz seines Cultus, als der grösste und älteste Gott, der Vater des Uranos, verehrt wurde (Movers Phön. I 543 f.). — Einen starken Verdacht wird bei der Betrachtung der vorgelegten Photographien der Kopf der Statue erregen, der eher einen indogermanischen, ja angelsächsischen, als phönizischen Typus zu verrathen scheint. Indess hat die spätere phönizische Kunst, wie die schönen Sarkophage im Louvre und manche längst bekannte karthagische Münzen zeigen, unter griechischem Einfluss gestanden. Höchst bedenklich wird ferner einem jeden der Umstand erscheinen, dass eine phönizische Statue nicht etwa an der Küste, sondern tief im Innern des Staates New-York gefunden sein soll. Aber doch wird man das unwahrscheinliche Factum nicht von vorn herein als unmöglich zurückweisen können. Die Gegend am Onondaga ist der nördlichste Centralpunkt der sogenannten Dammbauer (Moundbuilders), deren von da bis zum Ohio sich erstreckende Spuren beweisen, dass sie durch ihre Cultur der nachfolgenden Schicht der „Indianer" weit überlegen waren. Man könnte annehmen, dass jene das Tammuz-Bild von einer an der Küste erloschenen phönizischen Colonie überkommen und selber es im Innern des Landes, als sie den Indianern weichen mussten, vergraben hätten. (Der Ort, wo die Statue gefunden wurde, war noch 40 Jahre vorher Wald). Auch andre Möglichkeiten liessen sich denken. — Die Annahme einer Fälschung hat jedenfalls eine grosse Schwierigkeit: meiner Ansicht nach müssten ausser Newell ein geschickter, ja genialer Künstler, ein gelehrter Archäolog und ein geübter Epigrammatiker in raffinirter Weise dabei mitgewirkt haben. Dazu kommen die erwähnten äussern Zeugnisse, die, wenn sie nicht als falsch nachgewiesen werden, die Möglichkeit einer vorherigen betrügerischen Vergrabung des Kolosses kaum denkbar erscheinen lassen. Jedenfalls verdient die Sache eine genauere Untersuchung, da der Fund, wenn echt, von einer

Digitized by Google

weltgeschichtlichen Bedeutung wäre*). Dieser Schlusssatz des Vortrages fand in der kurzen Discussion, welche sich an letzteren knüpfte und sich besonders auf das für und wider der Echtheit bezog, eine ausdrückliche Anerkennung.

*) Hr. Prof. Schlottmann schreibt uns unter dem 20. Mai 1875:

„Die neuerdings zum Theil durch die Innsbrucker Verhandlungen in America selbst angeregte Discussion über den Onondaga-Koloss hat bis jetzt keine neuen entscheidenden Momente für oder wider die Echtheit dargeboten. Die dortigen Gegner der Echtheit ignoriren gänzlich die von mir hervorgehobenen Actenstücke, deren Zeugnisse als falsch nachzuweisen wären, und setzen ihnen keine kritisch festgestellten Thatsachen entgegen, sondern widersprechen sich einander und reden nach Hörensagen oder eigner flüchtiger Wahrnehmung. Dies gilt insbesondere von dem im Archiv für Anthropologie VII S. 267 (3. u. 4. Heft) abgedruckten Aufsatz des Dr. Rau in New-York. Er versichert z. B., auf dem Arm des Kolosses keine Inschrift bemerkt zu haben, weiss aber gar nicht, dass er in Woods Museum in New-York gar nicht das Original von Alabaster, sondern eine von Mr. Otto verfertigte absichtlich modificirte Nachbildung desselben in Gyps gesehen hat. Die Frage ist doch sicher einer gründlicheren Untersuchung werth". B. Jülg.

Digitized by Google

Verhandlungen der indogermanischen Section.

Die indogermanische Section, zu welcher sich einige 20 Mitglieder eingezeichnet hatten, constituirte sich am 28. September und wählte Herrn Prof. Dr. Joh. Schmidt aus Graz zum Vorsitzenden, Herrn Privatdocenten Dr. Jolly aus Würzburg zum Secretär, beschloss jedoch zunächst mit der orientalischen Section vereinigt zu bleiben. Es wurden daher in dieser Section auch mehrere der für die indogermanische Section angemeldeten Vorträge gehalten, und erst am 1. October fand die

erste und einzige Sitzung

der indogermanischen Section Statt. Herr Dr. Jolly ergriff das Wort zu nachstehendem Vortrag.

Zur Geschichte der Wortstellung in den indogermanischen Sprachen.

Die Lehre von der Wortstellung, ein Lieblingscapitel der älteren grammatischen Richtungen und der Gipfelpunkt der *syntaxis ornata*, ist von der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, die ich bei den nachfolgenden Bemerkungen allein im Auge behalten werde, bisher stiefmütterlich behandelt worden. Und doch führt ein Umblick in der Geschichte dieser Sprachen hinsichtlich der Wortfolge, die sie beobachten, zu einer wichtigen Wahrnehmung, die sich ohne weiteres als allgemein giltiges Gesetz aussprechen lässt. Zu der Beobachtung nämlich, dass die Freiheit oder Gebundenheit der Wortfolge in diesen Sprachen in engem Zusammenhange mit dem Alter, genauer ausgedrückt der Alterthümlichkeit derselben steht: je näher ihr Formenbau der indogermanischen Grundsprache steht, je reicher sie an alten Flexionen sind, desto grössere Freiheit haben sie in der Anordnung der Satzglieder, und umgekehrt.

Um diesen Satz zunächst in allgemeinerer Weise zu erhärten, habe ich nur nöthig auf den eclatanten Widerspruch hinzuweisen, der zwischen der sogenannten grammatischen Constructionsordnung unserer Grammatiken und der thatsächlichen Anordnung der Satzglieder in den alten Sprachen besteht. Es ist mir nicht bekannt, woher erstere Regel stammt — vielleicht aus der Logik, die so viele Uebergriffe in die Grammatik der Alten gemacht hat. Denn dass schon die Alten mit dem ordo constructionis wohl vertraut waren, zeigt am deutlichsten das Beispiel Priscian's, der bei der Analyse eines jeden Satzes, den er in seiner für Geschichte der Grammatik sehr interessanten Schrift *De XII vers. princip. Aeneidos* bespricht, davon ausgeht. Mag aber die logische Analyse der Sätze am leichtesten von statten gehen, wenn man die Reihenfolge: Subject, Prädicat,

Digitized by Google

Object und adverbiale oder präpositionale Bestimmungen einhält — von einer grammatischen Geltung derselben kann *in den alten Sprachen* auch nicht entfernt die Rede sein, was selbst von Grammatikern der traditionellen Richtung indirect zugegeben wird. Zumpt bemerkt unmittelbar nachdem er die obige Reihenfolge der Satzglieder angegeben hat, dass dieselbe wohl *in den neueren Sprachen*, nicht aber im Latein regelmässig eingehalten werde. Erstere Behauptung ist so zutreffend, dass sie, obwohl Zumpt dabei offenbar nur das Nhd. und das besonders regelrechte Französisch im Auge hatte, auch auf das Neugriechische, das Neupersische, auf die keltischen Dialekte, kurz auf alle nicht sehr alterthümlich gebliebenen lebenden Sprachformen unseres Sprachstammes Anwendung findet. Das litauische Idiom hingegen zeichnet sich durch eine hervorragende Ungebundenheit der Wortfolge aus; hierin liegt eine gute Probe dafür, dass die Freiheit auf diesem Gebiete in der That das ursprüngliche, die Beschränkung späten Datums ist. Wie denn auch die ältesten Entwicklungsstufen des vorhin erwähnten Griechischen und Persischen, also Homerisches Griechisch und Zend oder Altpersisch, zu solcher Beschränkung kaum die ersten Ansätze gemacht haben.

Wie diese Gruppe von Thatsachen, die ich gleich nachher bedeutend zu vermehren gedenke, nach meiner Ansicht zu erklären ist, habe ich schon durch die Parallelisirung der alten und neuen Sprachen mit der Freiheit beziehungsweise Gebundenheit der Wortstellung angedeutet. Da aber wenigstens ein Theil dieser Thatsachen schon manche Grammatiker beschäftigt hat, so habe ich zunächst kurz anzugeben, wie sie sich die Sache zurechtgelegt haben. Sehr bequem macht es sich damit die traditionelle Grammatik, indem sie einfach jede Abweichung von der grammatischen Constructionsordnung, in der sie die logische oder natürliche Reihenfolge der Wörter erkennt, als eine Inversion oder Umstellung, folglich als eine Verfehlung gegen die Logik ansieht. Griechisch und Latein wären hienach weniger logische Sprachen als z. B. Französisch. Nicht einmal vom Standpunkte der reinen Logik ist diese Auffassung berechtigt, zu deren Widerlegung ich mich gerne der Worte eines französischen Gelehrten *) bediene, da die Franzosen im allgemeinen nur zu geneigt sind, die Sprache auf das Prokrustesbett logischer Definitionen zu spannen. Im Geiste des Menschen, bemerkt Condillac, gibt es weder eine rechte noch eine verkehrte Ordnung der Dinge, weil er alle die Wahrnehmungen, die er in einem Urtheil zusammenfasst, zu gleicher Zeit macht, und wäre es möglich, so würde er sie auch auf einmal äussern. Wenn also sogar die Logik darauf verzichtet ein Urtheil in eine geordnete Reihe zeitlich auf einander folgender Bestandtheile zu zerlegen, so kann die Grammatik, die es nur mit der völlig unreflectirten Aeusserung der Urtheile in Sätzen zu thun hat, noch viel weniger in diesen eine gesetzmässige Aufeinanderfolge der Glieder erkennen wollen. Es gienge desshalb auch nicht an, wenn man in einer mehr dem Zuge der historischen Grammatik entsprechenden Weise diese Auffassung dahin wenden wollte, dass die grössere Regelmässigkeit der Wortfolge in den modernen Sprachen allein auf Rechnung der zunehmenden Intelligenz, des Fortschrittes von sinnlicheren und ungenaueren zu nüchternen und präcisen Auffassungen zu setzen sei, obschon, wie wir später sehen werden, diese Auffassung innerhalb gewisser Grenzen berechtigt ist.

Hiegegen hat nun schon ein hervorragender französischer Grammatiker, Egger,

*) Angeführt bei Egger in seinem sogleich zu erwähnenden Buche.

Digitized by Google

in seinen viel aufgelegten *Notions élémentaires de grammaire comparée* vermittelst einer freilich bloss auf Griechisch, Latein und Französisch beschränkten Vergleichung auf die Verbindung hingewiesen, die zwischen der Wortstellung in diesen „drei classischen Sprachen“ und dem verschiedenen grammatischen Zustand des Französischen gegenüber Latein und Griechisch besteht. Nur weil das Französische eine analytische Sprache sei, gehe ihm die den vorherrschend synthetischen Sprachen des Alterthums eignende Fähigkeit, die Satzglieder ganz nach Willkür anzuordnen, ab, und müsse ihm abgehen, da es die Bedeutung oder Beziehung der Wörter in vielen Fällen lediglich durch die Stelle auszudrücken vermag, die es ihnen im Satzgefüge anweist. Als Beispiel benützt Egger den französischen Satz: *Les Grecs ont vaincu les Perses.* Der Grieche, der Römer kann dieselbe Aussage, dass die Griechen über die Perser gesiegt haben, in beliebiger Anordnung der Wörter machen und statt οἱ Ἕλληνες ἐνίκησαν τοὺς Πέρσας ebenso gut sagen τοὺς Πέρσας ἐνίκησαν οἱ Ἕλλ. oder ἐνικ. οἱ Ἑ. τ. Π., je nachdem der Begriff der Hellenen oder der Perser oder des Siegens urgirt werden soll; auch die Stellung des zweiten und dritten Satzgliedes ist ebenso willkürlich wie die des ersten. Im Latein kann derselbe Wechsel zwischen *Graeci vicerunt Persas, Persas vicerunt Graeci* u. s. w. statthaben.

Die Richtigkeit dieses Gedankens ist so einleuchtend, dass es nur Wunder nehmen kann, ihn nicht schon längst auf das allgemeinere Gebiet der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen übertragen zu sehen. Denn obwohl der Zusammenhang zwischen Flexionslosigkeit und fester Wortfolge aus dem Chinesischen hinreichend bekannt und auch die Parallele zwischen dem von Anfang an unflectirenden Chinesisch und den eines Theils ihrer Flexion beraubten jüngeren Sprachen unseres Stammes schon öfter gezogen ist, so ist doch die Gesammtentwicklung der Wortstellung im Indogermanischen noch niemals von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet worden. Freilich auch von keinem anderen Gesichtspunkte aus, da, wie Eingangs erwähnt, die Hauptwerke über vergleichende Grammatik von diesem ganzen Gebiet gar keine Notiz genommen haben. Im folgenden soll nun an einer Reihe einzelner Beispiele der Zusammenhang zwischen der Abnahme der Flexion und der Entstehung und Zunahme der Wortstellungsgesetze aufgezeigt werden.

Es werden mir vielleicht manche der significantesten Beispiele für diesen meines Erachtens durchgehenden Zug der Sprachentwicklung entgehen, aus dem Grunde, weil auch in unseren bedeutendsten historischen Grammatiken noch keine Sammlungen nach dieser Richtung hin vorliegen. Gar nicht behandelt ist die Wortstellung bei Grimm, Miklosich und in Schleicher's litauischer Grammatik, und der bezügliche Abschnitt in Zeuss-Ebel's keltischer Grammatik ist, obwohl interessant, doch nicht so ausführlich und mehr von der traditionellen Auffassung beherrscht, als im Interesse der Sache zu wünschen wäre. Nur von Diez ist eine Anzahl wichtiger Wortstellungsgesetze der romanischen Sprachen ganz in dem angedeuteten Sinne behandelt; hievon werde ich daher am besten meinen Ausgang nehmen, zumal da die romanischen Sprachen als das Prototyp von Secundärsprachen allgemein anerkannt sind.

Am sichtbarsten ist die Wirkung, welche in der Declination der Verlust der meisten Endungen auf die Anordnung der Satzglieder geäussert hat. Da, sagt Diez, diese Sprachen (die romanischen) das unmittelbare Object des Satzes von dem Subject nicht mehr durch flexivische Kennzeichen zu unterscheiden vermögen, so müssen sie diese

Digitized by Google

Unterscheidung, wo sie um des Sinnes willen nöthig ist, durch die Wortfolge zu gewinnen suchen, indem sie dem Object seinen Platz hinter dem Subject anweisen. Man sieht, es ist dies dieselbe Wahrnehmung, enger formulirt, aber von dem Französischen auf das weitere Gebiet der romanischen Sprachen überhaupt ausgedehnt, die wir vorhin bei Egger getroffen haben. Dem obigen Beispiel aber kann ich nach Diez ein noch weit instructiveres an die Seite stellen, welches die allmähliche Entstehung der Wortfolgegesetze erkennen lässt.

Der Provenzale konnte noch sagen: *Los fortz venson li forsor* „die tapferen haben die tapfereren besiegt", wobei also ganz wie im Deutschen das Object an der Spitze des Satzes figurirt. Aehnlich im Altfranzösischen, während dagegen im Neufranzösischen, Italienischen, Spanischen, kurz in allen anderen romanischen Sprachniedersetzungen das Subject vorauf genommen werden muss. Der Grund dieser Verschiedenheit ist aber offenbar kein anderer, als dass die alten Mundarten Frankreichs die einzigen Glieder der ganzen Sprachfamilie sind, welche den Nom. und Acc. Plur. des Artikels nicht zusammenlaufen liessen. Nur bei persönlichen Objectsaccusativen haben sich zwei andere Sprachen dieser Familie, Spanisch und Portugiesisch, bis auf den heutigen Tag die Möglichkeit und Gewohnheit bewahrt, dieselben auch äusserlich, nämlich vermittelst der vorgesetzten Casuspartikel *à* vom Subject zu unterscheiden. Hier tritt aber die Inversion auch sofort wieder auf: gleich gut wie *el marido ama la muger* kann der Spanier sagen *à la muger ama el marido*.

In beschränkterem Umfange zeigt sich dieselbe Erscheinung auch beim indirecten Object, dessen Stellung in lateinischen Sätzen bekanntlich noch ganz willkürlich ist. Da die romanischen Sprachen für den Verlust der Dativendung in dem vorgesetzten *ad* einen Ersatz gewonnen haben, so lässt sich eine für die ganze Sprachfamilie bindende Norm Betreffs der Stellung des Dativs im Satzgefüge nicht geben. Als gemeinromanisch gilt dagegen die Regel, dass bei dem enklitischen Personalpronomen der Dativ dem Accusativ vortreten muss; denn Dativ und Accusativ sind hier formell nicht geschieden. So sagt der Italiener *mi si mostrava* „er zeigte sich mir", wobei nur die Stellung anzeigt, dass *mi* als Dativ, nicht als Accusativ zu nehmen ist. Es ist wahr, dass das Italienische in gewissen Fällen den Dativ des Conjunctivpronomens auch durch eine Formveränderung vom Accusativ unterscheidet: in *dimmelo* „sag es mir" verwandelt sich das *i* des Dativs in *e*. Aber es ist nicht minder wahr, dass diejenige Sprache, welche keinerlei solche Formveränderung kennt, die französische, zugleich jene ist, welche die Stellung der Personalpronomina am strengsten geregelt hat. Als festes Gesetz gilt hier, dass im allgemeinen der Dativ seine Stelle vor dem Accusativ hat; ebenso feststehend ist die Bestimmung, dass *lui* und *leur* dem Accusativ nachfolgen.

Eine ganz analoge Entwicklung findet sich nun auch auf *germanischem* Sprachgebiet, und zwar hängt die grössere Freiheit, die sich hier einige Sprachen wie z. B. Nhd. im Vergleich mit den übrigen sowie mit den romanischen zunächst bei der Stellung der Substantiva gewahrt haben, aufs engste mit ihrem verhältnissmässig noch bedeutenden Material an Casusendungen zusammen. Einer der gewöhnlichsten syntaktischen Fehler welchen die Deutschen beim Englischschreiben oder -Sprechen begehen, ist der, dass sie das betonte Object an die Spitze des Satzes stellen; dies ist aber im Englischen im allgemeinen nur noch in der Poesie zulässig. Innerhalb der deutschen

Digitized by Google

Sprachgeschichte selbst ist eine ähnliche Restriction hinsichtlich der Eigennamen eingetreten, die heutzutage ihre im Mhd. noch lebendige Flexion fast völlig eingebüsst haben. Um in drei Worten auszudrücken, dass Friedrich einen Diener Namens Karl habe, kann man daher im Nhd. nicht mehr sagen „Friedrich dient Karl", wodurch abgesehen von ganz besonderen Zusammenhängen ein der beabsichtigten Aussage ganz entgegengesetzter Sinn entstünde, sondern nur „Karl dient Friedrich". Nur mundartlich und vulgär kommt die Inversion noch öfter vor, nämlich wenn man den Dativ durch ein vorausgestelltes *dem* oder durch ein angehängtes *en* ausdrückt: *dem* Friedrich oder *Friedrichen*.

Auch bei einem Theil der Genitive muss in den neueren germanischen Sprachen die Wortstellung der nicht mehr deutlich genug ausgedrückten Flexion zu Hilfe kommen. Während früher der Genitiv sowohl mit als ohne Artikel nach Gefallen seinem regierenden Substantiv voran oder nachgesetzt werden durfte, ist jetzt die Nachsetzung nur noch bei dem mit dem Artikel versehenen Genitiv zulässig, hier aber auch zur Regel geworden, von der nur in dem Falle abgewichen wird, dass das regierende Substantiv keinen Artikel bei sich hat. Und ganz fest ist jetzt die Stellung des durch keinen Artikel charakterisirten Genitivs geworden, der freilich mehr als eine Antiquität erscheint. Aber nur dadurch haben sich Verbindungen wie *Freundes Rath, Vatersbruder*, in einer grossen Menge uneigentlicher Zusammensetzungen vor allem, bis in unsere heutige Sprache hinein erhalten, dass sie petrificirt wurden, mit andern Worten, dass man sich daran gewöhnte, ein nicht mit dem Artikel flectirtes Substantiv, auf das ein anderes folgt, zu diesem im Verhältniss des Genitivs zu denken.

Nur Eigennamen können, obschon sie des Artikels ermangeln, auch in unserer heutigen Sprache eben so gut hinter wie vor ihr Substantiv treten; das Englische dagegen ist auch dieser Freiheit verlustig gegangen und kann den beiden deutschen Wendungen *Georg's Rath* und *der Rath Georg's* nur die eine: *George's advice* gegenüberstellen, wenn es sich nicht des umschreibenden *of* bedienen will. Hier ist übrigens einzuschalten, dass der Genitiv im Indogermanischen von Anfang an eine aus seiner bekannten Entstehung zu erklärende Tendenz zeigt, dem durch ihn näher bestimmten Substantiv voranzutreten. δήμου, älter δήμοιο, noch älter *δημόσιο πλοῦτος = δημόσιος πλοῦτος, eine Zusammensetzung des Stammes δημο mit dem alten Demonstrativstamm *sya*, stellt eine Composition zweier Substantive durch ein dazwischentretendes Pronomen dar. Es ist daher begreiflich, dass gerade wie bei den Adjectiven die Voranstellung von Haus aus die Regel gebildet zu haben scheint, ebenso die Genitive gerade in den alterthümlichsten Sprachen unseres Stammes, im Sanskrit, Zend und Altpersischen (auf den Keilschriften heisst es immer Viçtaçpahyā putra, nicht p. V.), dann im Litauischen (vgl. die Beispiele zur Syntax des Genitivs bei Schleicher Lit. Gr. 129) weitaus in den meisten Fällen vorangestellt werden. So war die viel weitere Ausdehnung dieses Gebrauchs in den jüngeren Sprachen allerdings von lange her vorbereitet, und wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn wir im Mittelpersischen einen Genitiv antreffen, der sogar kein Casuszeichen irgend einer Art mehr enthält, sondern bloss durch seine Stellung vor dem regierenden Substantiv als solcher charakterisirt wird. West in seiner trefflichen Pazendgrammatik nennt ihn daher *genitive by position*; er findet sich übrigens schon früher im Huzvāresh, z. B. in *malkān malkā* „König der Könige", dem im Neupersischen *shāhanshā* entspricht.

Wenn die bisher betrachteten Spracherscheinungen richtig erklärt sind, so wäre

Digitized by Google

folgerichtig auch bei den übrigen in das Gebiet der Nominalflexion fallenden Redetheilen, also namentlich beim Artikel, beim Adjectivum und beim Pronomen zu erwarten, dass ihre Stellung im Satze erst allmählich so fest geregelt worden sei, wie sie es in den meisten neueren Sprachen thatsächlich ist. Denn der griechische, romanische, deutsche Artikel hat zwar im allgemeinen keine starken Endungsverluste erlitten, ist aber, indem er zum Ersatz der verlorenen Substantivendungen verwendet wurde, von seiner ursprünglichen Geltung als Pronomen zu einem blossen Formwort herabgesunken; die Adjectiva und Pronomina aber haben ein den Substantiva ganz ähnliches Schicksal gehabt, und erstere sind durch das Wirken der Auslautgesetze speciell im Deutschen den Adverbia so ähnlich geworden, dass wir sie schwerlich in durchgreifender Weise von denselben unterscheiden könnten, wäre nicht eben wieder das treffliche Auskunftsmittel der Wortstellung bereit. Hieraus erklärt sich ein bekannter Paragraph der deutschen Schulgrammatik, wonach es verboten ist, das Adjectiv dem Substantiv nachzusetzen, abgesehen von ein Paar stereotypen, schon veraltenden Ausdrücken wie *Ein Gulden rheinisch, Mein Vater selig, Ein Ritter lobesan*, worin unserem Sprachgefühl das hinten angehängte Adjectiv wie ein Adverb erscheint. Auch in den romanischen Sprachen, namentlich, wie man weiss, im Französischen, bestehen detaillirte Gesetze über die Stellung des Adjectivs zu seinem Substantiv; dass hier im Unterschied vom Deutschen bald die Voran- bald die Nachstellung eintritt, hat vielleicht darin seinen Grund, dass diese ganze Sprachgruppe die Adverbia durch das angehängte *mente* sehr deutlich und bestimmt von den Adjectiven unterscheidet. Weniger ist es mir bei den Pronomina gelungen, einen durchgreifenden Unterschied Betreffs ihrer Stellung in alterthümlicheren und moderneren Sprachen aufzufinden; wohl desshalb, weil dieselbe schon frühe ziemlich fest bestimmt war, was namentlich hinsichtlich der Interrogativa und Relativa gilt. Den auffallendsten Wechsel finden wir dagegen wieder in der Einfügung des Artikels in das Satzganze. Das lateinische *ille* konnte seinem Substantiv bald vorangehen, bald nachfolgen; in der überwiegenden Mehrzahl der Töchtersprachen ist die auch im Latein schon häufigere Voranstellung zur Regel erhoben worden, das Wallachische aber suffigirt bekanntlich seinen Artikel. Ein eben solches Schwanken in der Stellung des Artikels müsste man selbst, wenn nur die modernen Sprachformen bekannt wären, auch für die germanische Grundsprache voraussetzen, da derselbe in der Mehrzahl dieser Sprachen präfigirt, in einigen aber suffigirt wird. Man braucht aber nur auf das Mhd. zurückzugehen, um diese Schwankungen wirklich anzutreffen: nicht bloss *der sun Sigmundes* konnte man hier sagen mit der im Nhd. allein zulässigen Voranstellung des Artikels vor sein Substantiv, sondern ebenso gut *sun der Sigmundes*, und am allerliebsten sagte man sogar *der Sigmundes sun* mit der aus dem Griechischen bekannten Einschiebung des Artikels zwischen Genitiv und regierendes Substantiv. Auch bei den Griechen hat sich übrigens wie der eigentliche Artikel überhaupt, so auch dieses Stellungsgesetz erst in der nachhomerischen Gräcität entwickelt.

Das ausgiebige Material, das schon die Geschichte der nächstliegenden Sprachen gewährt, hat mich veranlasst, bei diesen vielleicht über die Gebühr zu verweilen; nunmehr wende ich mich direct zu einem Vergleich zwischen *Armenisch* und *Keltisch*, der für die von mir angenommene Wechselbeziehung zwischen Wortstellung und Nominalflexion ganz besonders beweisend sein dürfte.

Das Armenische ist in der Declination auf einer sehr alten Stufe stehen ge-

Digitized by Google

blieben und hat sogar den Instrumentalis und den Ablativ, die den europäischen Sprachen schon so frühe ganz oder theilweise abhanden gekommen sind, in lebendigem Gebrauche erhalten. Ueber die Wortstellung im Armenischen bemerkt Lauer in seiner Grammatik wörtlich folgendes: Substantiv und Attribut, Subject und Prädicat, das Verbum und das von ihm abhängige Nomen sowie das zu ihm gehörige Adverbium sind im Satze in ihrer Beziehung zu einander nicht an bestimmte Stellen gebunden. Das Keltische steht in Betreff seines grammatischen Gesammtzustandes dem Armenischen ungefähr gleich, nur sind es hier vorzugsweise die Personalendungen des Verbums, in denen die Sprache conservativ geblieben ist, während an die Stelle der Casusendungen meistentheils der Artikel tritt. In der Wortstellung dieser Sprachfamilie, im Altirischen besonders, finden wir wenigstens *ein* Gesetz constant durchgeführt: an die Spitze des Satzes tritt allemal das Verbum, wäre es auch nur das verbum substantivum und wäre es selbst eine der ganz verkürzten Formen, in die dasselbe im Keltischen gerne einschrumpft.

Noch augenfälliger als die früheren zeigt dieses letzte Beispiel, wie entschieden gerade der Verlust der Declinationsendungen auf die Wortstellung einwirkt; ja da das Armenische mit seiner Armuth an alten Conjugationsendungen sich eine freiere Wortstellung bewahrte als das Keltische mit seinem verhältnissmässigen Reichthum an solchen, so läge die Vermuthung nahe, dass der Zustand der Conjugation ohne jeden Einfluss auf die Wortfolge sei. Wirklich haben Egger und Diez nur, wie wir sahen, der Einbusse der alten Casusendungen im Französischen einen derartigen Einfluss beigemessen. Gleichwohl glaube ich im folgenden zeigen zu können, dass die der Geschichte der Nominalflexion vollkommen parallele Entwicklung bezw. Zerstörung der Verbalflexion in den neueren Sprachen auch auf die Wortstellung ganz analoge einengende Wirkungen ausübt, die nur deshalb unbeachtet geblieben sind, weil der Zwang uns bereits zur anderen Natur geworden ist.

Das unpersönliche *es*, dessen wir uns regelmässig bedienen, wenn wir in einem Aussagesatze das Verbum dem Subject voranschicken wollen, z. B. „es ritten drei Reiter u. s. w.“, hat sich erst successive eingebürgert, wie aus Grimm's Deutscher Grammatik zu ersehen. In einem anderen, ebenfalls bekannten Volksliede heisst es „kommt ein Vogerl geflogen“ und wird also das nämliche Verbum ohne ein vorausgehendes unpersönliches Subject an die Spitze des Satzes gestellt. Man könnte nun in dieser Entwicklung einen Einfluss der fremden Nachbarsprachen, namentlich des Französischen, sehen; allein obwohl das Französische allerdings solche unpersönliche Constructionen liebt, so hat es dieselben doch niemals wie das Nhd. auf alle Verba ausgedehnt, und wenn das französische *c'est* dem englischen *it is* zum Vorbild gedient haben mag, so sind dagegen jene deutschen Constructionen ohne Frage ganz idiomatisch. Wohl aber berechtigt uns ihre Begegnung mit den französischen und ähnlichen Wendungen im Italienischen zu einem wichtigen Schlusse, nämlich dem, dass in den modernen Sprachen das Bedürfniss gefühlt wird, das Verbum wenn auch nicht wie in den alten Sprachen an die erste, doch an eine der ersten Stellen im Satze zu rücken. Bei Homer habe ich im ersten Buch der Ilias*) nicht weniger als 24 Hauptsätze gezählt, die mit

*) A 33. 44. 46. 48. 56. 117. 120. 173. 181. 197. 207. 216. 219. 270. 305. 315. 363. 453. 498. 505. 528. 570. 586. 595. Allerdings sind einige Imperative dabei, die in allen Sprachen am Anfang des

Digitized by Google

dem Verbum anfangen. Die gleiche Erscheinung findet sich bei den Römern, wenn der sonst abgemessenere lateinische Stil in lebhafte Erzählung übergeht, wie sie z. B. in Horaz' Satiren in der 9. Satire des ersten Buches vorliegt*). Im Sanskrit ist es ebenfalls besonders die epische Literatur, welche das Verbum häufigst an die Spitze des Satzes stellt. Im Zendavesta werden die Unterredungen des Ahuramazda mit seinem Diener Zarathustra in der Regel mit dem Verbum eingeleitet: *pereçat zarathustró ahurem mazdâm*, und fast ebenso oft begegnet die Wendung *mraot ahurô mazdâo*. Bei den Versanfängen in Schleicher's Register seiner litauischen Dainos fällt es auf, wie oft sich als erstes Wort darin eine Verbalform findet. Kurz, das indogermanische Verbum konnte ursprünglich so gut die erste als — wofür es der Belege nicht bedarf — die letzte oder eine mittlere Stelle im Satzgefüge einnehmen. Die Neigung hiezu hat es auch immer beibehalten; wenn aber jene umschreibenden unpersönlichen Constructionen heutzutage das einzige Mittel geworden sind, um diese Neigung zu befriedigen, so rührt dies lediglich von der Zerstörung der Formen her. Im Zend konnte freilich ein Satz mit *pereçat* oder *mraom* eingeleitet werden, weil in diesen beiden Verbalformen auch sogleich eine deutliche Bezeichnung der fraglichen Person, des Numerus, des Modus, Tempus und Genus enthalten war; im Neupers. steht das Verbum fast nie an der Spitze, sondern gewöhnlich am Ende des Satzes, denn obigem *pereçat* entspricht hier eine jeder Endung baare Form, die eigentlich ein Particip mit abgefallenem Nominalsuffix und Casuszeichen ist: *purśid*. Ganz auf dieselbe Weise ist es zu erklären, dass der Germane und Romane seine Verba nur noch ausnahmsweise an die Spitze des Satzes stellen kann; wenn es doch noch z. B. im Nhd. und Italienischen häufiger geschieht als im Persischen, so kommt dies einfach daher, dass die Zerstörung der alten Verbalflexion in letzterer Sprache eine besonders radicale war. Auch das Keltische spricht für die Richtigkeit meiner Auffassung; weil das Verbum sich hier verhältnissmässig gut erhielt, jedenfalls viel besser als das Nomen, konnte die Voranstellung des Verbums sich behaupten, ja, wie oben erwähnt, zur Regel entwickeln.

Nicht nur an der Spitze des Satzes, sondern ganz im allgemeinen erschienen nach und nach auf den jüngeren Sprachstufen die immer mehr verfallenden alten Verbalformen als anstössig und unerträglich. Indem nun aber neue, analytische Tempus-, Genus- und Modusformen an ihre Stelle traten, geschah es, dass eine grosse Anzahl von Wortaggregaten in die Sprache eingeführt wurden, die sich aus zwei, drei und mehr Wörtern zusammensetzten, deren Reihenfolge eine fest bestimmte war. Die periphrastischen Perfectbildungen im Sanskrit und Zend, die umschriebenen Verbalformen des Griech. und Lat., z. B. τετυμμένοι εἰσίν, *amatus sum*, dürfen der Regel nach nicht durch ein dazwischen geschobenes Wort getrennt werden. Da aber dieselbe Regel auch für die jüngeren Sprachstufen gilt, wie sehr muss dadurch hier die Wortstellung beeinflusst werden, nachdem die Anzahl der analytischen Bildungen sich in steigender Progression vermehrt hat. Denn zu den auch schon vervielfältigten Umschreibungen der Zeit, Modus- und Genusverhältnisse ist hier häufig noch die Vertretung der Personalendungen durch beigefügte pron. pers. getreten, und in die complicirten Wendungen, die auf diese Weise entstanden

---

Satzes stehen können; andrerseits kommen aber die nothwendig durch das Fragepronomen einzuleitenden Fragesätze und die bei Homer so beliebten Partikeln zu Anfang der Sätze in Betracht.

*) Sie enthält in ihren 73 Versen 22 Hauptsätze, an deren Spitze ein Verbum steht.

Digitized by Google

sind, darf wohl im Deutschen, nicht aber in der Mehrzahl der verwandten Sprachen und Dialekte ein anderer Satztheil eingeschoben werden.

Auf die Stellung der Partikeln im Satzgefüge, die ich nun nach Besprechung der Nominal- und Verbalformen noch mit ein Paar Worten berühren muss, kann eigentlich mein Satz keine Anwendung finden, da sie als von Haus aus indeclinabel auch durch den Verlust der Endungen nichts einbüssen konnten. Allein sie haben doch mehrfach ihren grammatischen Rang verändert, namentlich ist ein Theil der Adverbien zu Präpositionen, ein anderer zu Infinitiven geworden, und dieser Uebergang hat auch auf ihre Stellung im Satze eine gewisse Wirkung geäussert. Die mit Verba zusammengesetzten Präpositionen können im Deutschen vielfach auch von denselben abgetrennt werden, und dieses auch im Homerischen Griechisch, im vedischen Sanskrit, im Zend begegnende Getrenntsein, diese sogen. Tmesis, ist bekanntlich die ältere, nicht, wie man früher meinte, die spätere Erscheinungsform dieser Präpositionen. Immer stärker zum Verbum inclinirend verwuchsen sie nach und nach mit demselben zu einem Worte, eine Umstellung, die im Latein schon in vorhistorischer Zeit vollzogen war. Ihre Erklärung findet aber auch diese Thatsache in einem rein grammatischen Vorgang, dem Vergessen der etymologischen Grundbedeutung und selbständigen Geltung dieser einstigen Adverbien. Dieselben und einige andere Adverbien wurden frühe auch mit Nomina in Verbindung gebracht, namentlich zu dem Zweck, um die verloren gehenden Casusendungen zu ersetzen. Zu fester Composition kam es nun zwar bei ihnen nur in Ausnahmsfällen, wohl aber bildete sich bei ihnen die Gewohnheit aus, sie dem Nomen unmittelbar vorangehen zu lassen, und von dieser Stellung der „Präpositionen" hat der ganze Redetheil seinen Namen erhalten. Von Haus aus und selbst in historischer Zeit konnten und können sie aber in allen indogermanischen Sprachen, auch im Latein. und Griech., woher ihr Name stammt, auch nachgesetzt werden und solche Postpositionen zeigen dann, besonders im Sanskrit, Deutschen und Latein., eine besondere Neigung sich an das Substantiv zu suffigiren. In diesem Zusammenhang mag auch eine analoge Beschränkung Platz finden, die im Laufe der Zeit die Stellung der Infinitive erfahren hat. Ich habe in meiner Geschichte des Infinitivs gezeigt, wie derselbe mehr und mehr von seiner rein adverbialen Grundbedeutung abkommt und besonders in der Verbindung mit Hilfsverba ganz in das verbale Gebiet übergeht. Diese mit Hilfsverba sich verbindenden Infinitive nun werden so stark von denselben angezogen, dass sie fast unabänderlich ihnen entweder unmittelbar vorangehen oder nachfolgen, im letzteren Falle ähnlich wie die Postpositionen sogar nicht selten damit componirt werden, wie dies z. B. in lat. cale-facio und ähnlichen Verben, in dem romanischen Futurum der Fall ist. Dagegen figuriren die vedischen und Zend-Infinitive als eigene Satztheile, die durch weite Zwischenräume vom Hauptverbum getrennt werden können und in den Vedas namentlich am Versausgang erscheinen; bei Homer besonders in formelhaften Wendungen wie θαῦμα ἰδέσθαι auftretend nehmen diese freieren, epexegetischen Infinitive im späteren Griech. und Latein. schon beträchtlich ab und kommen auf neueren Sprachstufen nur in der Verbindung mit Präpositionen noch vor, z. B. im Nhd. mit *zu* und *um zu*.

So weit die Beispiele, die ich Ihnen vorzuführen gedachte. Ich muss wiederholt um Ihre Nachsicht dafür bitten, wenn ich den oder jenen wichtigen Beleg für meinen Satz übersehen habe, obschon ich bestrebt war, so viel als möglich alle Redetheile und

Digitized by Google

alle verwandten Sprachen zu berücksichtigen; ich muss aber auch betonen, welch interessante Ergebnisse in sicherer Aussicht stehen, wenn in der angedeuteten Richtung umfassende Sammlungen über die Geschichte der Wortstellung in den Einzelsprachen angestellt werden. Gewiss wäre es verfehlt, für die älteste Zeit eine ideale Ungebundenheit der sprechenden in der Anordnung der Satzglieder vorauszusetzen. Die Composition, die in die frühesten Perioden des Sprachlebens hinaufreicht, zeigt, dass von Anfang an die Reihenfolge der Wörter ein Hauptfactor bei der Bestimmung ihrer Bedeutung und wechselseitigen Beziehung war. Auch auf späteren Sprachstufen spielt namentlich die Nominalcomposition eine ähnliche, die freie Bewegung der Wörter hemmende Rolle wie die durch den Verlust der Flexionsendungen hervorgerufene grammatische Constructionsordnung. So sehr das Sanskrit und Griech. dem Nhd., das Nhd. seinerseits dem Französischen an Freiheit in der Anordnung der Satzglieder überlegen sind, gereicht doch andrerseits die unverhältnissmässig häufige Anwendung langer Nominalcomposita im Deutschen, Griech. und vor allem im Sanskrit der Leichtigkeit des Ausdrucks in diesen Sprachen nicht eben zum Vortheil. Ja die aus einem halben Dutzend oder mehr Stämmen zusammengesetzten Composita des Sanskrit sind noch störender für einen geschmackvollen Aufbau der Sätze als die doch nur aus höchstens 4 Wörtern bestehenden analytischen Verbalformen des Französischen und erinnern ganz an das Chinesische, wo die geringste Veränderung in der Reihenfolge der Wurzeln den Sinn des ganzen Satzes alterirt.

Ich muss mich endlich noch vor dem Missverständniss schützen, als wollte ich auch nur die Gesammtheit der späteren Wortfolgegesetze aus der Umgestaltung der Grammatik herleiten. Während in den meisten verwandten Sprachen der Relativsatz nach Belieben dem Hauptsatz vorausgehen oder nachfolgen kann, letztere Weise aber die häufigere ist, da es ja natürlicher ist, das wichtigere zuerst zu sagen, steht im Sanskrit fast allemal der Relativsatz voran. Mag man nun diese Regel mit Benfey*) aus einem allgemeinen Gesetze ableiten, dass der determinirende Satztheil dem determinirten vorauszugehen habe, oder, wohl richtiger, mit Delbrück**) aus dem rhetorisch-stilistischen Motiv, dass die Verfasser der Vedahymnen, in denen sich diese pathetisch klingende Anordnung der Sätze schon ganz regelmässig findet, dadurch dem etwas eintönigen Inhalt ihrer Dichtungen Schwung und Erhabenheit zu geben suchten: jedenfalls kann an einen grammatischen Grund bei diesem Stellungsgesetz des sonst so freien Sanskrit nicht gedacht werden. Noch willkürlicher, ja fast bizarr ist die Regel über die Stellung des Höflichkeitspronomens in der Anrede, welche im Mânava-dharma-çâstram II, 49 gegeben wird; vielleicht gehört diese Regel auch nur zu den vielen papierenen Bestimmungen des indischen Gesetzbuchs. Sie lautet dahin, dass ein Brahmane, wenn er eine Frau um Almosen angeht, das Wort bhavat im Anfang, ein Kshatriya in der Mitte, ein Vaiçya am Ende seiner Anrede anbringen soll. Wie verschiedenartig müssen die Gründe sein, von denen die Anordnung der Wörter abhängt, wenn sogar das indische Kastenwesen darauf Einfluss gewinnen konnte! Allein diese wechselnde Stellung des Vocativs***) je nach der Person des redenden

*) Gesch. d. Sprachw. S. 86.

**) Syntakt. Forsch. S. 33.

***) Dass es sich u. a. O. gerade um diesen Casus von *bharat* handelt, steht allerdings nicht da, es ist vielmehr nur von dem Wort *bhavat* (*bhavacchabda* Kull.) im allgemeinen die Rede; allein aus

Digitized by Google

ist doch nur in einer solchen Sprache denkbar, die wie das Sanskrit oder das Latein oder das Griech. den Vocativ auch durch die Endung vom Nominativ und den anderen Casus deutlich scheidet. Hat dagegen die Zerstörung des Auslauts, der Abfall der Flexionsendungen sich in einer Sprache auch auf den Vocativ erstreckt und ihn dem Nominativ völlig gleich gemacht, so bildet sich auch eine feste Ansicht über die Stellung aus, die er im Satzgefüge einzunehmen hat. Im Nhd. kann der Vocativ nur, wenn er besonders betont ist, an einer beliebigen Stelle des Satzes erscheinen; die Regel ist, dass er am Anfang steht, weil er sich äusserlich vom Nominativ in keiner Weise unterscheidet. So kommt auch hier die Wortfolge der Armuth der Grammatik zu Hilfe.

An diesen Vortrag knüpfte sich eine längere Debatte, an der sich namentlich die Herren Proff. Delbrück aus Jena, Christ aus München, Schmidt aus Graz betheiligten.

---

der Glosse des Kullûka geht hervor, dass an den Voc. des Femin., *bharati*, zu denken ist (p. 331 der Ausgabe von Loiseleur, Paris 1830).

Digitized by Google

Beilage.

Nachtrag zu den Begrüssungsschriften.

Ausser den bereits auf S. 8. 39. 113. 168 aufgeführten Schriften, welche unter die Mitglieder vertheilt worden sind, werden noch die schon im Jahre 1873 erschienenen und gleichfalls allen Mitgliedern der Versammlung eingehändigten hier angegeben:

1) Programm des k. k. Staats-Gymnasium zu Innsbruck vom Jahre 1873, enthaltend eine Abhandlung von Prof. Dr. H. Dittel: „Der Dativ bei Vergil" (S. 1—24), und von Prof. Dr. Jos. Egger: „Der Einfluss der alttirolischen Stände auf die Gesetzgebung" (S. 25—37).

2) Separatabdrücke aus dem Programm des k. k. II. Staats-Gymnasiums zu Graz vom Jahre 1873, enthaltend:
   a) von M. Petschenig: „Zu den Scholiasten des Horaz" (I. Die Veroneser Acronhandschrift. II. Zur Frage über die Verfasser der sogenannten acronischen Scholien. III. Textkritisches zu Porphyrion) [15 S.].
   b) von Wilh. Schmidt: „Zum Umriss von Europa. Eine Uebung im Kartenzeichnen" (S. 14—52).

3) Begrüssungsschrift des k. k. Gymnasiums zu Hall in Tirol, von Prof. P. Pius Simmerle, O. S. Fr.: „Zur Bildung der Homerischen Infinitiv-Formen". 8° (18 S.). Innsbruck 1874.

Nebstdem waren im Empfangsbüreau zur Begrüssung an alle Mitglieder vertheilt worden:

4) Philologos Oeniponti congregatos m. Septembri a. MDCCCLXXIIII. carmine rite prosequitur Jacobus Walser. 8° (8 p.). Oeniponti. Ex officina Wagneriana. A. MDCCCLXXIIII.

5) Erster Versuch einer Uebersetzung des jüngst aufgefundenen Fragmentes aus Hom. Odyss. XXV, der Philologen-Versammlung in Innsbruck zu milder Beurtheilung ehrfurchtsvoll vorgelegt vom Uebersetzer. 4° (192 Verse). Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchdruckerei (1874).

Verbesserungen.

S. 127	Z. 6	statt	ja	lese	man	je.	S. 134	Z. 15	lese	man:	mehr als erwünscht, als
S. 129	Z. 10	„	Bildung	„	„	Prüfung.					bedungen erscheint.
S. „	Z. 6 v.u.	„	that	„	„	thut.	S. „	Z. 9 v.u.	„	„	unter anderm.
S. 130	Z. 13 v.u.	„	ihrer	„	„	Ihrer.	S. 136	Z. 16	„	„	allgemeinen.
S. 132	Z. 17	„	sie	„	„	Sie.	S. „	Z. 14 v.u.	„	„	technische.

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER

DREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

ROSTOCK

VOM 28. SEPTEMBER BIS 1. OCTOBER 1875.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1876.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Verzeichniss der Mitglieder	V—VIII
Erste allgemeine Sitzung	1—29
Eröffnungsrede des Präsidenten Prof. Dr. *Fritzsche*	1— 9
Begrüssungen der Herren Schulrath Dr. *Hartwig* (Namens der Grossherzoglichen Regierung), Bürgermeister Dr. *Crumbiegel* und Rector magnif. Prof. Dr. v. *Zehender*	9—10
Geschäftliche Mittheilungen des zweiten Präsidenten Gymn.-Director *Krause*	10—13
Antrag auf Statutenänderung durch denselben (Abdruck der Statuten)	13—15
Debatte darüber	16
Aufforderung wegen im Kriege gefallener Philologen von Hofrath Prof. Dr. v. *Leutsch*-Göttingen	16
Aufforderung des Director Prof. Dr. *Eckstein*-Leipzig wegen G. Hermanni Opuscula	16—17
Antwort darauf vom zweiten Präsidenten	17
Vortrag des Prof. Dr. *Susemihl*, Magnif., Greifswald: „Ueber die Composition der Politik des Aristoteles"	17—29
Zweite allgemeine Sitzung	30—47
Geschäftliche Mittheilungen des zweiten Präsidenten	30
Vortrag des Hofrath Prof. Dr. *Fritzsche*-Leipzig: „Der ἀνὴρ ἀγαθός bei Pindar"	30—36
Geschäftliche Mittheilung	36—37
Vortrag des Hofrath Prof. Dr. *K. Bartsch*-Heidelberg: „Vom germanischen Geist in den romanischen Sprachen"	37—43
Wahl des Ortes der nächsten Versammlung (Tübingen) und der Präsidenten (*Teuffel*, *Schwabe*)	43—44
Kurzer Nachweis der vitae Catonis fragmenta Marburgensia ed. Nissen als Uebersetzung des Florentiners Lapus vom Gymn.-Director *Krause*-Rostock	44—45
Bemerkungen dazu von Dr. *Hirschfelder*-Berlin, Prof. Dr. *Fritzsche*-Rostock und Director Prof. Dr. *Eckstein*-Leipzig	46—47
Dritte allgemeine Sitzung	47—60
Geschäftliche Mittheilung des zweiten Präsidenten, Telegramme an Se. Majestät den deutschen Kaiser, Se. K. Hoheit den Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin, Se. Durchlaucht den Fürsten Bismarck und Se. Exc. den Hrn. Cultusminister Dr. Falk in Berlin	47—48
Vortrag des Prof. Dr. *J. Oppert* vom Collége de France zu Paris: „Ueber den heutigen Stand der Keilschriftforschung und über die Bezeichnung Assyriens zur Biblischen Geschichte und Chronologie"	48—55
Vortrag des Prof. Dr. *Rohde*-Kiel: „Ueber Griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient"	55—70
Daran geknüpfte Bemerkungen des Hofrath Prof. Dr. v. *Leutsch*	70—71
Anzeige von Dr. *Bindseil's* Verbalconcordanz zum Pindar durch den ersten Präsidenten	71—72
Vierte allgemeine Sitzung	72—92
Geschäftliche Mittheilung des zweiten Präsidenten	72
Mittheilung des ersten Präsidenten	72—73
Telegramme Sr. K. Hoheit des Grossherzogs von Mecklenburg-Schwerin und des Fürsten Reichskanzlers	73
Vortrag des Gymn.-Lehrer Dr. *Heinrich Schmidt*-Wismar: „Ueber den bildlichen Ausdruck der Griechen"	73—82
Vortrag des Oberlehrers Dr. *Pfitzner*-Parchim: „Charakteristik der beiden Florentinischen Handschriften des Tacitus"	83—89
Referate über die Arbeiten der Sectionen	89—91
Schlussworte des Präsidenten Prof. Dr. *Fritzsche*	91
Dankworte an die Präsidenten und Förderer der Versammlung vom Hofrath Prof. Dr. v. *Leutsch*-Göttingen	91—92
Verhandlungen der pädagogischen Section	93—106
Erste Sitzung	93—95
Constituirung der Section, Wahl des Präsidenten und der Schriftführer	93
Zweite Sitzung	95—100
Vortrag des Prof. Dr. *Eckstein* über seine These: „Es ist dringend an der Zeit, die Ordnung des Schuljahres nach dem bürgerlichen Jahr zu regeln, und die Universitäten sind zur Theilnahme an dieser zweckmässigen Regelung aufzufordern"	95
Verhandlungen darüber	95—99

Digitized by Google

Seite.

Vortrag des Gymn.-Director Dr. *Nölting*-Wismar: „Ueber einige gangbare Fehler in der Schulaussprache des Griechischen und Lateinischen“ . . . . . 99—100
Dritte Sitzung . . . . . 100—101
Theilnahme am Vortrage des Prof. Dr. *Schlottmann*-Halle: „Ueber die griechischen Inschriften in cypriotischer Schrift“ 101
Vierte Sitzung . . . . . 101—106
Vortrag des Gymn.-Director Dr. *Rehdantz*-Kreuzburg: „Ueber die altrömische Literatur und die heutige deutsche Jugend“ . . . . . 101—103
Verhandlungen darüber . . . . . 103—106
Verhandlungen der Orientalistischen Section (Protokoll-Auszug) . . . . . 107—112
Erste Sitzung Constituirung 107
Zweite Sitzung . . . . . 107—109
Vortrag des Prof. Dr. *J. Oppert*-Paris: „Ueber die Sprache der alten Meder“ . . 107—109
Dritte Sitzung . . . . . 109—112
Vortrag des Prof. Dr. *Schlottmann*-Halle: „Ueber die neu entzifferten griechischen Inschriften in sog. cypriotischer Schrift, insbesondere die Tafel von Idalion“ . 109—112
Verhandlungen der Germanistisch-romanistischen Section . . . . . 113—124
Erste Sitzung . . . . . 113—115
Constituirung, Necrolog, Bericht über das niederdeutsche Wörterbuch von *Schiller* und *Lübben* 113
Ausgelegte oder vertheilte Schriften . . . . . 114—115
Zweite Sitzung . . . . . 115—118
Vortrag des Oberlehrer Dr. *Lübben*: „Zur Charakteristik der mittelniederdeutschen Literatur“ . . . . . 115—116
Vortrag des Prof. Dr. *Sachs*-Brandenburg: „Wie hat falsche Gelehrsamkeit und Volksweisheit die Sprache beeinflusst?“ . . . . . 116—118
Debatte darüber 118
Dritte Sitzung 118
Vortrag des Prof. Dr. *Mahn*-Berlin: „Die celtischen Sprachen und deren Einfluss auf die deutsche, englische, französische und die übrigen romanischen Sprachen“ . 118
Debatte darüber 118
Vierte Sitzung . . . . . 119—220
Vortrag des Hofrath Prof. Dr. *Bartsch*: „Nekrolog Heinrich Rückert's“ 119
Präsidentenwahl für die 31. Versammlung in Tübingen 119
Bericht des Dr. *Theobald*-Hamburg über den „14. Nederlandsche Taal- en Letterkundig Congres te Maastricht“ . . . . . 119—120
Fünfte Sitzung . . . . . 120—124
Vortrag des Dr. *Begemann*-Berlin: „Ueber das Annolied“ . . . . . 120—122
Beschluss einer Zuschrift nach Maastricht 122
Bericht des Dr. *Nerger* über den „Verein für niederdeutsche Sprachforschung“ . . 122—123
Vortrag des Dr. *Theobald*-Hamburg: „Vereinbarung über phonetische Schreibweise für Dialectforschung“ 123
Wahl einer Commission zum Bericht darüber 124
Verhandlungen der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Section . . . . . 125—133
Erste Sitzung. Constituirung 125
Zweite Sitzung . . . . . 125—129
Vortrag des Prof. Dr. *Matthiessen*: „Vergleichung der indischen Cuttuca und der chinesischen Tayen-Regel, unbestimmte Gleichungen und Congruenzen ersten Grades aufzulösen“ . . . . . 125—129
Dritte Sitzung . . . . . 129—133
Vortrag des Prof. *Worpitzky*: „Vorschläge zur Einführung schärferer Begriffsbestimmungen, z. B. des ‘Unendlichen’, in den mathematischen Unterricht“ . . . 129—131
Discussion darüber 131
Oestreichische Divisionsmethode und kreuzweise Multiplication 131
Schreibweise des Kettenbruchs in einer Zeile . . . . . 131—132
Benennung der Lehrsätze nach dem Namen ihrer Entdecker 132
Vortrag des Dr. *Beuter*-Lübeck: „Anregung zur Beobachtung des Echo's, verursacht durch das Mittönen von Körpern“ . . . . . 132—133
Beilagen. Festlieder, Epigramm . . . . . 134—136

Digitized by Google

Verzeichniss der Mitglieder.

Präsidium der Versammlung.

1. Fritzsche, Prof. Dr. Franz Volkmar, aus Rostock, Präsident.
2. Krause, K. E. Hermann, Gymnasial- und Realschul-Director, aus Rostock.

Secretariat der Versammlung.

3. Krüger, Sigismund, Dr., Gymnasiallehrer und Directorialvertreter, aus Rostock.
4. Blaurock, Richard, Dr., Gymnasiallehrer, aus Rostock.

Präsidia der Sectionen.

Vicepräsident der Versammlung, Präsident der pädagogischen Section.

5. Bechstein, Reinhold, Prof. Dr. aus Rostock, Präsident der deutsch-romanischen Section.
6. Philippi, Friedr., Prof. Dr., aus Rostock, Präsident der orientalischen und sprachwissenschaftlichen Section.
7. Adam, Theod., Dr., Gymnasial-Oberlehrer, aus Schwerin, Präsident der mathemat.-naturwissenschaftlichen Section.

Mitglieder.

8. Ackermann, Candidat, Rostock.
9. Andresen, Dr., Berlin.
10. Appel, Gymn.-Lehrer Dr., Friedland i. M.
11. Aschersohn, Dr. F., Custos der Univ.-Bibl., Berlin.
12. Auffarth, Realschul-Oberlehrer Dr., Ludwigslust.
13. Bachmann, Joh., Prof. Dr. theol., Rostock.
14. Bandow, Prof. Dr., Berlin.
15. Bartsch, Karl, Geh. Hofrath Prof. Dr., Heidelberg.
16. Bauer, Pastor, Rostock.
17. Bauermeister, Bürgerschul-Dir., Ribnitz.
18. Baum, Turnlehrer, Rostock.
19. Baumann, Dr., Greifswald.
20. Bech, Dr. F., Gymn.-Lehrer, Zeitz.
21. Beckmann, Gymn.-Lehrer, Schwerin.
22. Begemann, Dr., Berlin.
23. Benicken, Gymn.-Lehrer Dr., Güterloh.
24. Benzz, stud. phil., Greifswald.
25. Bobrik, Gymn.-Dir. Dr., Belgard i. P.
26. Bobsin, Lehrer a. d. Bürgerschule, Rostock.
27. Bock, Gymn.-Lehrer, Neustrelitz.
28. Böddeker, Dr., Stettin.
29. Bohle, Gymn.-Dir. Dr., Osnabrück.
30. Böhm, Dr., Berlin.
31. Bohm, Gymn.-Lehrer, Neubrandenburg.
32. Bölcke, Dr., Berlin.
33. Bolle, Realschul-Oberlehrer, Ludwigslust.
34. Bollert, Gymn.-Lehrer, Rostock.
35. von Boltenstern, Dr., Treptow a. R.
36. Bormann, Probst u. Gymn.-Dir., Magdeburg.

Digitized by Google

37. Brandt, Prorector Dr., Cöslin.
38. Brandt, Cand. phil., Rostock.
39. Bräuning, Gymn.-Lehrer, Altona.
40. Brauns, Gymn.-Oberlehrer Dr., Schwerin.
41. Brieger, Gymn.-Lehrer Dr., Posen.
42. Briegleb, Gymn.-Dir. Dr., Waren.
43. Brummerstädt, Gymn.-Lehrer Dr., Rostock.
44. Brummerstädt, Dr. med., Priv.-Doc., Rostock.
45. Brunow, Cand. theol., Rostock.
46. Burmester, Gymn.-Rector, Ratzeburg.
47. Buschmann, Gymn.-Lehrer, Parchim.

48. Clauser, A., Rostock.
49. Claussen, Gymn.-Lehrer Dr., Altona.
50. Crumbiegel, Bürgermeister Dr., Rostock.

51. Dinter, Prof. Dr., Grimma.
52. Döring, Rector, Sonderburg.
53. Dühr, Gymn.-Prof., Friedland i. M.
54. Eckert, Dr., Stettin.
55. Eckstein, Director Prof. Dr., Leipzig.
56. Edzardi, Dr., Anclam.
57. Eggert, Gymn.-Lehrer Dr., Schwerin.
58. Erzgräber, Realschullehrer, Güstrow.
59. Evers, Gymn.-Lehrer, Potsdam.

60. Fehlandt, Gymn.-Lehrer, Rostock.
61. Fielitz, Gymn.-Lehrer Dr., Stralsund.
62. Flach, Dr., Tübingen.
63. Fleischer, Geh. Hofrath Prof. Dr., Leipzig.
64. Förster, Oberlehrer Dr., Charlottenburg.
65. Förster, Oberlehrer Dr., Güstrow.
66. Foss, Director Prof. Dr., Berlin.
67. Fricke, Realschullehrer Dr., Malchin.
68. Fritzsche, Hofrath Prof. Dr., Leipzig.
69. Fritzsche, Oberlehrer Dr., Güstrow.
70. Fritzsche, Stud. phil., Rostock.
71. Fuhrmann, Realschullehrer Dr., Oldesloe.
72. Fulda, Rector Dr., Sangerhausen.

73. Gähte, Th. J., Rostock.
74. Gebhard, Oberlehrer, Braunschweig.
75. Gebhardi, Oberlehrer, Meseritz.
76. Gemss, Gymn.-Lehrer Dr., Berlin.
77. Geppert, Dr., Berlin.
78. Gerberding, Dr., Berlin.
79. Gerds, Mag. Diaconus, Rostock.
80. Giseke, Realschul-Dir. Dr., Schwerin.
81. Goetze, Prof. Dr., Magdeburg.
82. Goetze, Gymn.-Lehrer, Rostock.
83. Graff, Gymn.-Director, St. Petersburg.
84. Graff, P., Schriftsteller, Rostock.
85. Greger, Gymn.-Lehrer u. Inspector, Zerbst.
86. Grimm, Gymn.-Lehrer, Schwerin.
87. Grosch, Gymn.-Dir. Dr., Nordhausen.
88. Grosfeldt, Gymn.-Dir. Dr., Rheine.
89. Grosse, Gymn.-Lehrer Dr., Dramburg i. P.
90. Grosser, Gymn.-Dir. Prof. Dr., Wittstock.
91. Groth, Stud. phil., Schwerin.

92. Haacke, Prof. Dr., Burg bei Magdeburg.
93. Hachtmann, Oberlehrer Dr., Sechausen.
94. Häcker, Dr., Berlin.
95. von Hagen, Dr., Sangerhausen.
96. Hartung, Gymn.-Dir. Dr., Burg bei Magdeb.
97. Hartwig, Schulrath Dr., Schwerin.
98. Mayduck, Oberlehrer, Greifswald.
99. Henckel, Gymn.-Lehrer Dr., Bremen.
100. Hennig, Gymn.-Lehrer, Rostock.
101. Hertz, Prof. Dr., Breslau.
102. Hertzberg, Prof., Vorst. der Hauptschule, Bremen.
103. Hiller, Prof. Dr., Greifswald.
104. Hirschfelder, Prof. Dr., Berlin.
105. Hoche, Gymn.-Dir. Dr., Hamburg.
106. Holländer, Dr., Berlin.
107. Hornbostel, Conrector, Ratzeburg.

108. Jaep, Prof. Dr., Eutin.
109. Jahn, Gymn.-Director, Rastenburg.
110. Jancovius, Dr., Dresden.
111. Imelmann, Prof. Dr., Berlin.
112. Jungmann, Prof. Dr., Leipzig.

113. Kaempffer, Gymn.-Lehrer Dr., Neubrandenburg.
114. Keck, Director Dr., Husum.
115. Keil, Prof. Dr., Halle.
116. Kern, Director Dr., Berlin.
117. Kern, Gymn.-Lehrer, Rostock.
118. von der Kettenburg, Freiherr Erich, Mattgendorf i. M.
119. Kiessling, Prof. Dr., Greifswald.
120. Kipper, Gymn.-Lehrer Dr., Rostock.
121. Klix, Provinzialschulrath Dr., Berlin.
122. Klöpper, Gymn.-Lehrer Dr., Rostock.
123. Kneser, Stud. phil., Rostock.
124. Koch, Oberlehrer Dr., Braunschweig.
125. Kolbe, Oberlehrer Dr., Stade.
126. König, Realschullehrer, Bützow.
127. Kraft, Rector, Kl. Donndorf.
128. Krankenhagen, Oberlehrer Dr., Malchin.
129. Krasemann, Schulamtscand., Rostock.
130. Kretschmar, Gymn.-Lehrer Dr., Güstrow.
131. Kropatschek, Gymn.-Lehrer Dr., Wismar.
132. Krüger, Gymn.-Dir. Dr., Görlitz.

Digitized by Google

133. Krieger, Realschullehrer Dr., Schwerin.
134. Krnse, Gymn.-Dir. Dr., Greifswald.
135. Kübler, Gymn.-Dir. Dr., Berlin.
136. Kuhn, Prof. Dr. Ernst, Berlin.
137. Knlow, Ad., Rostock.

138. Lahmeyer, Provinzial-Schulrath Dr., Kiel.
139. Latendorf, Gymn.-Oberlehrer Dr., Schwerin.
140. Laner, Gymn.-Lehrer, Stettin.
141. Laun, Prof. Dr., Oldenburg.
142. Lautensach, Cand. phil., Greifswald.
143. Lembke, H., Rostock.
144. Lemcke, Gymn.-Lehrer Dr., Schwerin a. W.
145. Lemcke, Oberlehrer, Stettin.
146. Lemme, Gymn.-Lehrer Dr., Wismar.
147. Lesenberg, Dr. med., Stadtphysikus, Rostock.
148. von Leutsch, Hofrath Prof. Dr., Göttingen.
149. von Liebeherr, Vice-Canzler, Rostock.
150. Lindner, Gymn.-Lehrer u. Privatdocent Dr., Rostock.
151. zur Lippe, Graf, Prof., Rostock.
152. Lorenz, Gymn.-Lehrer Dr., Waren.
153. Loth, Prof. Dr., Leipzig.
154. Lothholz, Director Dr., Stargard i. P.
155. Lübben, Oberlehrer Dr., Oldenburg.
156. Lücking, Oberlehrer Dr., Berlin.
157. Lüdecke, Gymn.-Lehrer Dr., Bremen.
158. Ludewig, O., Schiffsbaumeister, Rostock.
159. von Lühmann, Oberlehrer, Gartz a. O.
160. Lupus, Oberlehrer Dr., Waren.
161. Lütjohann, Gymn.-Lehrer Dr., Flensburg.

162. Mahn, Prof. Dr., Steglitz b. Berlin.
163. Mann, Oberlehrer Dr., Brandenburg.
164. Marquardt, Gymn.-Lehrer Dr., Güstrow.
165. Marx, Subrector, Friedland i. M.
166. Marx, Dr., Cleve.
167. Matthiessen, Gymn.-Lehrer Dr., Husum.
168. Matthiessen, Prof. Dr., Rostock.
169. Mayer, Oberlehrer Dr., Cottbus.
170. Mayus, Realschul-Oberlehrer Dr., Ludwigslust.
171. Meissner, Gymn.-Lehrer Dr., Schwerin.
172. Meissner, Gymn.-Lehrer Dr., Bernburg.
173. Metzenthin, Gymn.-Lehrer, Rostock.
174. Meusel, Oberlehrer Dr., Berlin.
175. Meyer, Gymn.-Dir. Dr., Parchim.
176. Möller, K. W., Dr., Greifswald.
177. Müller, Dr., Berlin.
178. Müller, Gymn.-Dir. Dr., Flensburg.
179. Müller, Pastor, Rostock.
180. Müller, Prof. Dr. Albert, Halle.

181. Nerger, Lehrer d. Bürgerschule Dr., Rostock.
182. Neumann, Stud. phil., Schwerin.
183. Niemann, Gymn.-Lehrer, Waren.
184. Nietzsche, Gymn.-Lehrer, Görlitz.
185. Nölting, Gymn.-Dir. Dr., Wismar.
186. Nottebohm, Gymn.-Lehrer Dr., Berlin.

187. Oppert, Dr. Jnl., Prof. am Collége de France, Paris.
188. Ortmann, Corrector Dr., Schleusingen.

189. Pansch, Gymn.-Lehrer, Stralsund.
190. Pausch, Gymn.-Lehrer, Rendsburg.
191. Pfitzner, Oberlehrer Dr., Parchim.
192. Pfundheller, Oberlehrer Dr., Stettin.
193. Piper, Realschullehrer Dr., Altona.
194. Plass, Gymn.-Director, Stade.
195. Pohle, Geh. Hofrath u. Bürgermeister, Schwerin.
196. Prien, Prof. Dr., Lübeck.

197. Raase, Gymn.-Lehrer, Leipzig.
198. Raddatz, Bürgerschul-Director, Rostock.
199. Raspe, Gymn.-Director, Güstrow.
200. Rauch, Oberlehrer Dr., Berlin.
201. Reckzey, Gymn.-Lehrer Dr., Berlin.
202. Redslob, Prof. Dr., Hamburg.
203. Rehdantz, Director, Krenzburg in Oberschl.
204. Reibstein, Gymn.-Lehrer Dr., Stade.
205. Reimann, Realschul-Director, Malchin.
206. Reimer, H. (Firma: Weidmannsche Buchh.), Berlin.
207. Reinhardt, Oberlehrer Dr., Greifswald.
208. Renter, Oberlehrer Dr., Lübeck.
209. Reuter, Gymn.-Lehrer, Rostock.
210. Richter, Prof. Dr. (Berlin), Jena.
211. Richter, Realschullehrer, Malchin.
212. Riefkohl, Candidat, Rostock.
213. Robert, Privatdocent Dr., Rostock.
214. Roesiger, Gymn.-Lehrer Dr., Altona.
215. Rohde, Prof. Dr., Kiel.
216. Rudloff, Stud. phil., Rostock.
217. Rudolph, P., Rostock.
218. Rumpel, Prov.-Schulrath Dr., Cassel.

219. Sachs, Prof. Dr., Brandenburg a. H.
220. Sachse, Oberlehrer Dr., Schwerin.
221. Sander, Gymn.-Lehrer Dr., Waren.
222. Sander, Gymn.-Lehrer, Stade.
223. Sauerwein, Gymn.-Director, Neubrandenburg.
224. Schaefer, Prof. Dr., Bonn.
225. Schaefer, Gymn.-Lehrer, Rostock.
226. Scharlau, Gust., Rostock.
227. Scherer, Director Dr., Coesfeld.
228. Schildt, Realschullehrer Dr., Schwerin.
229. Schirmer, Gymn.-Lehrer Dr., Altona.

Digitized by Google

230. Schirrmacher, Prof. Dr., Rostock.
231. Schlecker, Cand. phil., Rostock.
232. Schlie, Gymn.-Lehrer Dr., Waren.
233. Schlie, Gymn.-Lehrer Dr., Jever.
234. Schlottmann, Prof. Dr., Halle.
235. Schmidt, Schulrath Dr., Neustrelitz.
236. Schmidt, Heinr., Gymn.-Lehrer Dr., Wismar.
237. Schmidt, Herm., Hof- u. Univ.-Buchhdlg., Rostock.
238. Schmidt, Gymn.-Lehrer Dr., Parchim.
239. Schmidt, Lic. theol., Gymn.-Lehrer, Rostock.
240. Schmidt, Rob., Gymn.-Lehrer Dr., Dramburg i. P.
241. Schmitt, Aug., Dr. (Firma: B. G. Teubner), Leipzig.
242. Schmolling, Dr., Stettin.
243. Schneider, Oberlehrer, Gartz a. O.
244. Schneider, Dr., Segeberg in Holstein.
245. Schrader, Prov.-Schulrath Dr., Königsberg in Preussen.
246. Schröring, Dr., Wismar.
247. Schubring, Gymn.-Lehrer Dr., Berlin.
248. Schulenburg, Gymn.-Lehrer, Rostock.
249. Schultz, Realschullehrer Dr., Ludwigslust.
250. Schultz, C. P., Rostock.
251. Schulze, Prof. Dr., Rostock.
252. Schuster, Gymn.-Lehrer Dr., Flensburg.
253. Schwartz, Gymn.-Director, Posen.
254. Seitz, Rector Dr., Marne in Holstein.
255. Sellin, Gymn.-Lehrer Dr., Schwerin.
256. Sonnenburg, Realschul-Director Dr., Ludwigslust.
257. Stachle, Oberlehrer Dr., Schwerin.
258. Staffeldt, Stud. phil., Greifswald.
259. Starck, Gymn.-Lehrer Dr., Schwerin.
260. Stark, Gymn.-Lehrer, Greifswald.
261. von Stein, Prof. Dr., Rostock.
262. Stein, Gymn.-Director Dr., Oldenburg.
263. Steinhausen, Gymn.-Dir. Dr., Friedland i. M.
264. Stoltzner, Stud. phil., Schwerin.
265. Stichert, Stud. phil., Rostock.
266. Stimming, Privatdocent Dr., Kiel.
267. Strempel, Gymn.-Lehrer Dr., Rostock.
268. Strube, Gymn.-Lehrer Dr., Brandenburg.
269. Stürenburg, Dr., Leipzig.
270. Susemihl, Prof. Dr., Magnificeur, Greifswald.
271. Tegge, Cand. phil., Greifswald.
272. Theobald, Dr., Hamburg.
273. Thümm, Gymn.-Lehrer Dr., Stralsund.
274. Tiesler, Prof. Dr., Posen.
275. Timm, Gymn.-Lehrer Dr., Rostock.
276. Todt, Prov.-Schulrath Dr., Magdeburg.
277. Tönnies, Stud. phil., Husum.
278. Töppel, Oberlehrer Dr., Neubrandenburg.
279. Uppenkamp, Gymn.-Director, Posen.
280. Vitz, Rector Dr., Gartz a. O.
281. Vogt, Dr., Greifswald.
282. Vollbrecht, Gymn.-Lehrer Dr., Ratzeburg.
283. Volquardsen, Lehrer an d. höheren Bürgerschule, Oldesloe.
284. Volz, Gymn.-Director Dr., Potsdam.
285. Voss, Realschullehrer, Schwerin.
286. Voss, L., Kaufmann, Rostock.
287. Walther, Bibl.-Secret. Dr., Hamburg.
288. Weber, Gymn.-Lehrer, Leipzig.
289. Wehrmann, Prov.-Schulrath Dr., Stettin.
290. Wehrmann, Schulamtscand. Dr., Stettin.
291. Weldig, Dr., Berlin.
292. Wellmann, Oberlehrer Dr., Waren.
293. Werner, Oberlehrer, Schwerin.
294. Werther, Wilh., Univ.-Buchhdlr., Rostock.
295. Werther, Oberlehrer Dr., Dresden.
296. Westphal, Cand. phil., Schwerin.
297. Wiegandt, Stud. phil., Rostock.
298. Wiggert, Procrector Dr., Stargard.
299. Winckler, Realschul-Dir. Dr., Bützow.
300. Winter, Gymn.-Director, Stralsund.
301. Winterling, Dr., Erlangen.
302. Wisser, Gymn.-Lehrer Dr., Eutin.
303. Wittrock, Gymn.-Lehrer, Cöslin.
304. Wittstock, Bürgerschul-Dir. Dr., Reudnitz.
305. Wolffgramm, Dr., Prenzlau.
306. Worpitzky, Prof. Dr., Berlin.
307. Wrobel, Gymn.-Lehrer Dr., Rostock.
308. Zastrow, Bürgermeister Dr., Rostock.
309. von Zehender, Prof. Dr. Magnificens, Rostock.
310. Zeltz, Schiffsbaumeister, Rostock.

Digitized by Google

Erste allgemeine Sitzung.

Dienstag, den 28. September 1875. Eröffnung der Sitzung $10^1/_4$ Uhr.

Rede des Präsidenten Prof. Dr. Fr. V. Fritzsche zur Eröffnung der XXX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Hochansehnliche Versammlung.

Mit Freuden habe ich den Auftrag übernommen so viele hochverehrte Vertreter unserer Philologie hier an einem Endpunkte deutscher Erde herzlich zu begrüssen. Hat mir doch im vorigen Jahre Ihr gütiges Vertrauen das Präsidium der XXX. Versammlung einstimmig übertragen. Auf das prächtige militärische Schauspiel, welches sich nahe bei Rostock zu Wasser und zu Lande dem Auge darbot, folgt nun unmittelbar ein Drama des tiefsten Friedens. Aber auch wir sind eine Art von geistigem Militär des Staates, auch wir dienen dem Staate mit militärischer Treue!

Es ist bekannt, dass Sr. Königl. Hoheit dem Grossherzoge das Wohl der Schulanstalten Seines Landes sehr am Herzen liegt, und dass diese sich von Seiten des Landesherrn eines grossen persönlichen Interesses erfreuen. Mit tiefgefühltem Danke bekenne ich zuerst, dass S. K. H. geruht haben, unsere Versammlung in Rostock zu genehmigen und zu bewirken. Auch bei den Vorbereitungen zu diesem Feste hat das Präsidium von vielen Seiten kräftige Unterstützung gefunden. Unsere Staatsregierung betrachtet das Gedeihen des Schulwesens und der Wissenschaften als eine ihrer Hauptaufgaben, und so war sie es, welche auch unser Unternehmen wesentlich stützte und förderte. Die Stadt Rostock und viele angesehene Bürger derselben haben sich gleichfalls an den Vorbereitungen unseres Festes mit Hingebung und Liebenswürdigkeit betheiligt. Unsere altehrwürdige Universität bezeigte natürlich für unsere wissenschaftliche Versammlung gleichfalls ein lebendiges Interesse. So haben bei den vorbereitenden Arbeiten für die einzelnen Sectionen mehrere Fachprofessoren dem Präsidium ihre Mitwirkung bereitwillig geliehen.

Zur Erreichung unseres Zieles pflegen wir uns bei unseren Zusammenkünften gern mit dem Spruche des Apollo: Γνῶθι σεαυτόν zu beschäftigen. Der jüngere Philolog lobt besonders den jetzigen Stand seiner Wissenschaft und lässt von hier aus seine Blicke in eine goldene Zukunft schweifen. Ein Veteran aber greift oft auch in seine ferne Jugendzeit zurück und liebt es, das Sonst und das Jetzt mit prüfendem Auge zu vergleichen. So möchte auch ich an Sie die Frage richten: In welchem Verhältnisse

Digitized by Google

stehn die Fortschritte unserer Wissenschaft und besonders der Gymnasien während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu den Fortschritten der letzten 25 Jahre, und welche Aussichten sind uns für die nächste Zukunft eröffnet?

Wohl ist diese Frage so umfassend, dass es schwer hält, den massenhaften Stoff auch nur zu überblicken. Allein vor einem so gewählten Auditorium genügen oft auch schon wenige Worte, und vor solchen Männern vertreten flüchtige Andeutungen die Stelle eines weitschweifigen Buches. Die wissenschaftliche Entwickelung eines Volkes hängt immer mehr oder weniger von den politischen Ereignissen ab, und besonders in der deutschen Geschichte tritt diese Erscheinung oft in den Vordergrund. Nach den Siegen von 1813 bis 1815 erholten sich bei uns die Wissenschaften mit solcher Schnelligkeit, dass sie gar bald einen herrlichen Aufschwung nahmen. Ebenso haben schon die letzten 5 Jahre gesunde Fortschritte und sehr bedeutende Erfolge aufzuweisen. Und musste nicht auch das Siegesjahr 1870 eine gleiche Wirkung hervorbringen? Oder vielmehr: musste dies Jahr nicht der deutschen Bildung noch schönere und reichere Früchte verheissen, so wie die Siege der Deutschen selbst im Jahre 1870 grossartiger waren? Das so lange entbehrte, so heiss ersehnte Gut der deutschen Reichseinheit besitzen wir erst seit 1870. Von diesem Gute ist bei jedem wahren Deutschen Begeisterung für Kaiser und Reich unzertrennlich, eine Begeisteruug, welche das Jahr 1813 noch nicht erzeugen konnte! Wie ich nun selbst den jetzigen Standpunkt der Philologie im Allgemeinen günstig beurtheile, so möchte ich hier den Schwarzsehern in den Weg treten, welche den baldigen Niedergang der Philologie und auch anderer Disciplinen prophezeien mit Ausnahme der Naturwissenschaften. So muss ich einseitige Lobredner der älteren Philologie als meine Gegner bezeichnen. Dennoch achte ich die ehrenwerthe Gesinnung dieser Gegner; es sind wohlwollende und auch sonst einsichtsvolle Gegner, ja sogar zum Theil wissenschaftliche und gelehrte Männer. Eine Wahrnehmung drängt sich überall auf, dass die Gegner mit ihren Ideen nicht sowohl in der Gegenwart leben als vielmehr in vergangenen Zeiten umherschweifen. Zugegeben, dass das frühere Stillleben für die Studien ersprisslicher war, als die geräuschvolle, ruhelose Gegenwart, so folgt hieraus nur, dass wir dennoch vorwärts gehn und diese Schwierigkeit überwinden müssen. Bekanntlich sind es ausser den politischen Ereignissen gerade die socialen Verhältnisse, welche auf die Cultur und die Bildungsanstalten einen gewaltigen Einfluss üben. Betrachte ich die socialen Umwandelungen der Neuzeit seit meinen Jugendjahren, so möchte ich fast sagen, dass wir jetzt wie in einer neuen Welt zu leben scheinen. Wie nun jeder Einzelne sich den neuen Verhältnissen möglichst assimilieren soll: so hielt es auch der Staat für seine Pflicht zum Theil neue Einrichtungen zu treffen und diese den Bedürfnissen der Gegenwart richtig anzupassen. Die Erwägung war vor Allem unabweislich, dass Bildung jetzt sehr oft eine Lebensfrage und eine Bedingung der Existenz ausmacht, und dass nicht sehr oft jemand mehr ein gesichertes Fortkommen hat, der in seinem Fache nicht selbständig zu denken fähig ist. Jeder soll von sich sagen dürfen: cogito, ergo sum — freilich nicht im philosophischen Sinne des Cartesius, doch auch nicht in dem des Epicur. So war denn das Streben unserer Regierungen zunächst darauf gerichtet, den gedankenlosen Mechanismus aus den Volksschulen zu bannen und höhere Bildung allgemeiner zu verbreiten. Doch war die deutsche Schule in anderer Hinsicht schon früher mustergültig. Also wurde bei der Umgestaltung die grösste Vorsicht angewendet. Man verstand es,

Digitized by Google

das Bleibende und stets Bewährte der früheren Einrichtungen gewissenhaft beizubehalten und eifrig zu fördern. Offenbar haben die Regierungen besonders auch den jetzigen Bedürfnissen der Philologie Rechnung getragen und die Vorbedingungen eines gesunden Fortschrittes sind erfüllt. Meine Gegner verdammen freilich jede neue Richtung, namentlich die vergleichenden Sprachforschungen, worin sie nicht einen neuen Wissenschaftsweg erkennen wollen, sondern vielmehr eine rückgängige Bewegung. Und doch kann diese noch so junge Wissenschaft sich schon jetzt auf sichere Resultate und bedeutende Erfolge berufen. In der That sollte man die vergleichenden Sprachstudien als Wissenschaft hochhalten, sind sie doch bereits zu einem Factor geworden, mit welchem auch die Philologie wird zu rechnen haben. Verkleinern lässt sich freilich alles nur mögliche, auch jedes noch so fruchtbare Streben innerhalb unserer eigenen Wissenschaft, z. B. selbst das Studium der Archäologie. Anstatt sichere Entdeckungen unserer Forscher freudig anzuerkennen, heben die Gegner vielmehr die Kehrseite hervor, falsche Deutungen oder vage Hypothesen einzelner Archäologen. Als ob nicht alle Disciplinen ein gleiches Schicksal theilten, als ob es eine einzige Wissenschaft gäbe, welche immer nur die vollste Wahrheit predigte. Wenn die schön emporblühende vergleichende Sprachforschung und unsere herrliche Archäologie ohne Beweis mit solchen Waffen angegriffen werden: so erheben sich solche Angriffe kaum über das Niveau von Grillen und verdienen wohl keine Beachtung. Wenn aber die Gegner die Leistungen der Philologen in der Gegenwart überhaupt angreifen und wenn sie für unsere Gymnasien sogar die früheren Institutionen zurückfordern: so machen sie scheinbare Gründe geltend, wogegen Antwort und Widerlegung geboten erscheinen. Was zunächst das rein theoretische Gebiet betrifft, so sind neue und tüchtige Werke von ausschliessend wissenschaftlicher Bedeutung eine Hauptquelle für Schulausgaben und für ähnliche Bücher von praktischer Tendenz. Ebendarum können nicht genug ächt wissenschaftliche Bücher erscheinen. Wenn diese Quelle ganz versiegte, so würde es den praktischen Büchern an einer geistigen Nahrung fehlen. Die Verfasser von Schulausgaben und Lehrbüchern müssten dann immer nur frühere Entdeckungen in allen möglichen Tonarten wiederholen und würden sich auf solche Weise gar bald abnutzen. Die Gegner sagen allerdings, dass früher noch mehrere theoretische Werke geschrieben worden wären, als in der Gegenwart. So etwas ist leicht gesagt, aber schwer zu beweisen, ich wenigstens kann dies nicht so finden. Und doch ist dies ziemlich der einzige wichtige Punkt, den man gegen die gelehrte Philologie unserer Tage geltend machen will. Dagegen loben alle die richtige Handhabung der Kritik, auf welcher ja unsere Philologie hauptsächlich beruht, namentlich die diplomatische. Auf diesem ganzen Felde sind unsere heutigen Kritiker dem grossen Führer J. Bekker nicht bloss gefolgt, sondern selbst schon viel weiter vorgedrungen, theils eben nach der diplomatischen Seite hin, theils und besonders in der Conjecturalkritik. Auch in der höheren Kritik haben noch neuere Untersuchungen über Homer gute Früchte getragen. Ueberhaupt pflegen doch noch die meisten in der höheren Kritik die Methode eines R. Bentley und L. C. Valkenaer und die Besonnenheit eines J. Bekker sich zur Richtschnur zu nehmen. Die Gegner nennen aber ausserdem noch andere Heroen, wie F. A. Wolf, G. Hermann, A. Böckh und noch viele andere sehr berühmte Philologen, welche fast gleichzeitig blühten.

Allerdings waren ein Wolf, dieser Reformator unserer Philologie, ein Hermann

Digitized by Google

und Böckh, beide Reformatoren der wissenschaftlichen Methode, sie waren alle ganz gewaltige Gestalten, welche in dieser Erscheinung nicht wiederkehren, welche lange Zeit sehr segensreich wirkten nnd mit der Gegenwart in der engsten Verbindung stehn. Aber jene Männer unserer Zeit entgegenzustellen, wäre Verblendung und zugleich Herabsetzung jener Heroen selbst, wenn sich Jemand einbildete, dass jene herrlichen Forschungen nicht auch für unsere Zeit herrliche Früchte getragen haben. Doch verkennt es Niemand, dass jene Männer würdige Nachfolger gefunden haben, welche auf ihren Schultern stehn, in ihrem Geiste segensreich fortwirken und durch selbständige Forschung unsere Wissenschaft bereichern. Die Gegner sagen aber dennoch: warum gab es damals weit mehr grossartige Schulen der Philologen, als in der Gegenwart? Nun in den früheren Zeiten konnten philologische Schulen schneller emporblühen. Damals erforderte es die Sitte, dass nicht nur jeder Theolog zugleich auch Philolog war, sondern dass eigentlich jeder andere Studierende auch noch zugleich Humanist zu werden strebte.

So hatten damals die Gründer philologischer Schulen eine weit grössere Auswahl, und sie wählten als esoterische Schüler nicht bloss die eigentlichen jungen Philologen. Diese letzteren waren auf ihre Lehrer weit mehr hingewiesen, als jetzt, wo die jungen Philologen meist zwei, allerdings verwandte, aber doch gesonderte Fächer betreiben. So vertheilen sich jetzt die Schüler unter mehrere Lehrer und mehrere Fächer. Also würden auch ein Wolf, Hermann, Böckh, wenn sie jetzt zuerst auftreten sollten, nicht so leicht gewaltig grosse Schulen begründen können. Die Zeiten haben sich eben auch in dieser Beziehung geändert. Doch ich eile nun zu den Gymnasien. Die Freunde durchgreifender Reformen glauben, dass sie das Volk auf ihrer Seite haben. Das Volk ist aber übertriebenen Reformen abgeneigt und steht gerade hier meinen Gegnern viel näher. Schon im Allgemeinen ist es die reine Wahrheit, wenn T. Livius von dem Volke sagt: adeo nihil motum ex antiquo probabile est; veteribus, nisi quae usus evidenter arguit, stari malunt *).

Diese Reformer und meine Gegner bewegen sich beide in Extremen; jene möchten am liebsten beinahe Alles umstürzen, diese dagegen an früheren Institutionen gar Nichts geändert sehen. Dass unsere Regierungen unnöthige Reformen ebensowenig herbeiwünschen, beweist die Erfahrung. Bei der Unzahl von Reform-Vorschlägen ist es doch nur ein verschwindend kleiner Theil, welcher von den Regierungen bestätigt wird. So gehen also Regierung und Volk durchaus Hand in Hand, und das Volk zeigt ein unbedingtes Vertrauen. Denn man weiss eben, dass die Reform nur in unabweislichen Fällen eintritt, dass die Zahl der Lehrgegenstände nicht ohne Noth vermehrt und keineswegs das alte Fundament der Gymnasien untergraben werden soll. Meine Gegner klagen schon jetzt über eine Ueberbürdung der Gymnasien und stehen also diesen Anschauungen sehr nahe. Um für die Realien grösseren Raum zu gewinnen, erbaten viele Väter anderweitige Dispensationen für ihre Söhne und liessen dagegen den lateinischen Unterricht sehr gern gewähren. In ähnlicher Weise beschweren sich meine Gegner über die jetzige grosse Beschränkung der lateinischen Lectionen. Die Gymnasien — so sagen sie — hiessen einst mit Recht lateinische Schulen. Mit geringen Mitteln wurden damals unglaubliche Erfolge erzielt. In diesen lateinischen Schulen wurden die grössten Männer vorgebildet,

*) XXXIV, 54.

Digitized by Google

auf welche Deutschland noch nach Jahrhunderten stolz ist. Nun vergleichen sie jene früheren so kleinen Mittel und deren glänzende Resultate mit den grossen Mitteln und den Resultaten der Gegenwart. So viel ist richtig, dass der lateinische Unterricht ebenso nothwendig ist, als der griechische, dass sich beide Sprachen und Literaturen gegenseitig ergänzen und dass mit dem Verfalle der einen Sprache auch die andere sinken müsste. Aber ein so strenger Kritiker, wie G. Hermann, glaubte dennoch, dass die Beschränkung des lateinischen Unterrichts gegen das Ende seines Lebens immer noch für allgemeine Bildung ausreiche und verwahrte sich nur entschieden gegen neue Beschränkungen, von welchen er für die Gymnasien das Schlimmste befürchtete. Solche weitere Beschränkungen sind aber bis auf den heutigen Tag nicht eingetreten und drohen ebenso wenig für die Zukunft. Im Griechischen aber war vor F. A. Wolf der Gymnasial-Unterricht ein mangelhafter und ist dagegen jetzt zu einem wahren Glanzpunkte geworden. Da nun auch der lateinische Unterricht noch ein befriedigender ist: so müssen doch die heutigen Gymnasien höher stehen, als die alten vielgepriesenen lateinischen Schulen. Wäre der lateinische Unterricht ein ungenügender, so könnte diese Sprache ihren uralten Namen „sermo eruditorum“ nicht mehr behaupten. Weil die Philologie und überhaupt die Wissenschaften für viele Völker ein Gemeingut sind: werden von jeher die rein wissenschaftlichen Werke von den Philologen aller Nationen allermeist in lateinischer Sprache geschrieben. Geschähe dieses nicht, so würden fast alle solche Werke dem Auslande verschlossen bleiben. Auch könnte es nicht fehlen, dass das Ausland gegen uns Repressalien brauchte und dass zuletzt jeder Philolog nur noch in seiner Muttersprache schriebe. Dann müsste entweder jeder einzelne Philolog zu einer leibhaften Polyglotte werden, oder unsere Wissenschaft würde sehr bald verkümmern. Dennoch wissen die Gegner gegen unsere Gymnasien noch Vielerlei vorzubringen und zu bemäkeln. Nur wenige Worte über eine Hauptbeschwerde. Auch hier gehen sie von dem Vorwurfe der Ueberbürdung aus und tadeln geradezu unsere jetzige Unterrichts-Methode. In der guten alten Zeit war der Unterricht ein durchaus gründlicher und ächt deutscher. Das Studium der lateinischen Sprache ist und bleibt doch die Hauptsache. Dieses bildet den Formsinn ganz vorzüglich, dieses ist nothwendig zugleich auch ein fruchtbares Studium der deutschen Sprache und ausserdem wesentlich nichts anderes, als angewandte Logik und fortwährend ein logischer Process. So lernten die Schüler zunächst selbst denken, bald auch selbst forschen und begeisterten sich für die Wissenschaft. Auf der Universität studierten sie zuerst eben so gründlich jeder sein eigenes Fach, erweiterten dann ihren wissenschaftlichen Gesichtskreis ganz allmählich und lernten auch noch sehr vieles Andere, Alles aber lernten sie damals gründlich. Heut zu Tage ist der Gymnasial-Unterricht ein encyclopädischer. Man beginnt gleich mit dem Vielwissen und verkehrt das goldene Sprichwort: non multa sed multum in sein Gegentheil. So weit unsere Gegner. Mussten denn aber die Schüler nicht zu allererst ihr eigenes Jahrhundert und dessen wichtigste Entdeckungen richtig verstehen lernen? Und war dies nöthig, mussten dann nicht theils einige neue Lehrgegenstände hinzukommen, theils mehrere alte im Stundenplan besser bedacht werden? Die Weisheit der heutigen Einrichtungen liegt vorzüglich gerade darin, dass dennoch der Gymnasial-Unterricht durchaus kein oberflächlicher geworden ist, sondern die alte Gründlichkeit möglichst bewahrt hat. Dass dies hohe und schwer zu treffende Ziel so glücklich erreicht worden ist, halte ich für die Frucht zeitgemässer

Digitized by Google

Organisationen und zugleich für einen Triumph unserer Philologen-Versammlungen. So beziehen denn unsere Jünglinge auch jetzt noch gründlich vorgebildet die Universität, wo sie in einer der früheren Sitte analogen Weise ihren Fachstudien obliegen und sich auf ihren Lebensberuf vorbereiten. Dem Staate können sie nicht so leicht mehr verloren gehen. Früher, wo man auf der Universität gar sehr sich selbst überlassen war, mussten manche junge Leute theils durch leichtsinnige Unthätigkeit, theils durch verkehrtes Studium geradezu untergehen. Allerdings war damals das Studium ein freieres. Allein die jetzigen Examina und andere Beschränkungen muss eben jeder in seinem eigenen Interesse mit in den Kauf nehmen, er muss jene grössere Freiheit opfern auf dem Altar des Vaterlandes. Die Gegner verdammen aber zugleich mit den Gymnasien auch die Zeitrichtung. Sie möchten gern die alte Periode des Humanismus zurückrufen, wo die Philologen als alleinige Vertreter der höheren Geistesbildung äusserlich in dem grössten Ansehn standen. Seitdem haben aber grosse Männer auch anderen Wissenschaften einen sehr ehrenvollen Platz errungen. Es gilt jetzt in diesem edlen Wettstreit der Geister tapfer mitzukämpfen. Doch scheinen die Philologen bei der veränderten Sachlage eher gewonnen als verloren zu haben. Das Fundament der höheren Bildung ist die classische Philologie geblieben, und sie wird es natürlich auch fernerhin bleiben müssen. Noch mehr. Der den Philologen erwachsene Schaden kommt einerseits offenbar dem Staate und dem Volke zu Gute und wird andererseits für die Philologen selbst reichlich ausgeglichen. Die Zahl der eigentlichen Philologen und deren unmittelbaren Schüler machte früher nur einen kleinen Bruchtheil der Gelehrten und Studierenden aus; das Volk selbst konnte sich an dem herrlichen Segen dieser Königin der Wissenschaften direct noch nicht betheiligen. Diese Scheidewand ist gefallen; die Philologie ist zu einem Segen geworden, welchen nun auch das Volk miterntet. Eine ganze Menge neuer Gymnasien, theils vom Staate, theils auch von Städten gegründet, sind ins Leben getreten. So ist denn der Wirkungskreis der wissenschaftlichen Philologen ein weit grösserer, als in früheren Zeiten. Ein schönes Gut, dessen man sich in der Vergangenheit noch nicht erfreuen konnte, ist uns zu Theil geworden, das Bewusstsein, dem Staate und dem Volke unmittelbar und in weitem Umfange dienen zu können! Zu diesem erhabenen Dienste haben sich neuere Wissenschaften mit der Philologie vereinigt und wirken zusammen im schönsten Bunde. Gymnasien und Realschulen dienen beide demselben Fürsten, sie bilden beide ein und dasselbe Volk gemeinsam. So ist für beide ein edler Wettstreit geboten, eine darüber hinausgehende Rivalität wäre vom Uebel. Ueberhaupt möchte ich das Eine immer wieder betonen, jeder Deutsche ist nun ein Glied des deutschen Reiches, für das auch er mitzuwirken hat. Seinem Fürsten und dem engeren Vaterlande, welchem seine Thätigkeit zunächst gebührt, bleibt er ja auch von Herzen zugethan. Hingegen legte der frühere Particularismus, welcher nur noch der Geschichte angehört, den damaligen Philologen Fesseln an. Dieselbe wissenschaftliche Richtung, welche in einem deutschen Staate vorherrschte, war vielleicht schon in einem Nachbarstaate missliebig und musste dort sorgfältig gemieden werden. So konnte sich die Schule eines berühmten Philologen noch nicht in ganz Deutschland ausbreiten. Der damals heftige Streit der Schulen war wohl zugleich ein Streit um die wissenschaftliche Hegemonie in Deutschland und hatte auch leider oft noch einen politischen Hintergrund. Ich erinnere nur an das Eine, welche Kluft damals noch Süddeutschland von Norddeutschland trennte! Es konnte nicht fehlen, dass dieser Streit

Digitized by Google

der natürlichen Entwickelung unserer Wissenschaft Schaden zufügte. Unser Verein war stets bemüht, die Wissenschaft aus dem Streit der Schulen zu ziehen. Dass aber dieses Uebel mit der Wurzel ausgereutet ist, verdanken wir besonders den Siegen des Jahres 1870. Zu der wissenschaftlichen Achtung ist nun auch die gegenseitige patriotische Zuneigung getreten. „Aber, fragen die Gegner, ist jetzt unser Eifer für das Wohl des deutschen Reiches nicht auch einseitiger Particularismus? Hat Deutschland allein sämmtliche Wissenschaften in Pacht genommen? Sind sie nicht ein gemeinsames Gut aller gebildeten Völker, und haben wir also für fremde Nationen nicht ebensogut mitzuwirken? Standen in dieser Hinsicht nicht die früheren Philologen höher? Die Tendenz jener Männer war ja zum Theil eine kosmopolitische, und ihre Werke wurden ein Gemeingut vieler Länder der Erde.“ Nun, dass wissenschaftliche Werke nicht Deutschland ausschliessend angehören, ist freilich gewiss. Aber nicht minder gewiss ist es auch, dass solche Werke in der Gegenwart ebensogut den Weg nach aussen zu finden wissen, als früherhin, oder vielmehr jetzt noch weit schneller. In Wahrheit ist der Charakter solcher Werke durchaus ein internationaler, und war dies schon früher, wo z. B. bei uns die Schulen eines Hermann und Böckh und bei den Briten die Schule eines R. Porson fast gleichzeitig blühten. So besitzen die Dänen jetzt einen Schatz in ihrem Madvig, die Holländer an Cobet, Männer, deren Werke wir auch in Deutschland nicht entbehren können. Dennoch hatten schon früher unsere Philologen zunächst ihr eigenes Vaterland ins Auge gefasst, und bei vielen Werken lässt sich dies sogar historisch nachweisen. Um wie viel mehr müssen wir jetzt ein gleiches thun! Unsere Beziehungen zu Gelehrten des Auslandes gehen ja auch über das literarische Gebiet hinaus, wenigstens bei Streitfragen. Sonst führte man den Streit überhaupt und besonders gegen Ausländer herber und rücksichtsloser. Dagegen schreiben jetzt fast alle deutsche Gelehrten und besonders auch die Philologen in einem sehr humanen Tone. Jedes Volk liebt seinen grossen Landsmann, ein patriotisches Gefühl, welches wir jetzt allgemein ehren. So können jetzt die Werke deutscher Gelehrte im Ausland nur Sympathie erwecken. Ueber diesen sehr wichtigen Punkt hat sich kürzlich der holländische Kritiker C. G. Cobet*) in einer freundlichen Zuschrift an mich und indirect an die deutschen Philologen ausgesprochen. Ich bezweifle nicht, dass Sie Alles, was Cobet in classischer Sprache hierüber sagt, auch dem Inhalte nach classisch finden werden. Was aber Deutschland selbst betrifft, so war schon längst die Sehnsucht nach einem einigen deutschen Reich eine sehr grosse und fast allgemeine. Unser Verein beabsichtigte schon bei seiner Gründung alle deutschen Philologen aus dem Schulstreit zu ziehen und inniger zu verbinden. In gleicher Absicht wurden schon vor längeren Jahren nicht bloss einzelne philologische Bücher, sondern auch Sammlungen von Werken offenbar für ganz Deutschland geschrieben. Dies ergiebt sich schon daraus, dass die Mehrzahl in deutscher Sprache abgefasst ist, namentlich wie billig alle Schulausgaben. Nach dem Titel wären diese Bücher in der Ihnen bekannten doppelten Sammlung eigentlich nur auf den Schulgebrauch berechnet, und der grösseren Hälfte nach sind es wirklich empfehlenswerthe Schulausgaben. Fast noch wichtiger scheinen mir die Ausgaben, die weder für Anfänger noch für Gelehrte bestimmt, eine Mittelstellung einnehmen. Diese eignen sich besonders für Studierende, für angehende Lehrer und für das

*) In der Mnemosyne N. S. Vol. III. P. III p. 225 seq.

Digitized by Google

Privatstudium. Solche Bücher waren in alten Zeiten eine Seltenheit; ein J. A. Ernesti und wenige Andere haben uns hier trefflich vorgearbeitet. Von jeher steht diese Mittelgattung höher als blosse Schulausgaben und ist mehr wissenschaftlich gehalten. Die jetzige doppelte Sammlung umfasst Ausgaben von griechischen und lateinischen Schriftstellern, doch fast nur von wirklichen Classikern, die in den Schulen, auf den Universitäten und bei der Privatlectüre sehr brauchbar sind. Berühmte Philologen, zum Theil schon heimgegangene, waren Mitarbeiter und halfen diese Sammlung begründen. Die Herausgeber sind Philologen aus ganz Deutschland, es sind deutsche Professoren, Gymnasiallehrer und Privatgelehrte. Alle wollten sich durch uneigennützige Arbeit gemeinnützig machen und haben diesen Zweck erreicht. Gerade jetzt kommen uns diese Ausgaben der Doppelsammlung wie gerufen, und man möchte wünschen, dass sie sich noch vermehrten und weiter ausbreiteten. Nach sorgfältiger Prüfung stehe ich nicht an zu versichern, dass diese Ausgaben gerade jetzt einem praktischen Bedürfniss entgegenkommen. Was aber unsere Zeit betrifft, so ist die Signatur derselben auch für uns Philologen keine andere, als die, dem neuen Reiche redlich zu dienen. Das endlich gefundene grosse Vaterland soll uns nicht verloren gehen. Die Liebe zu Kaiser und Reich wollen wir allen unseren Schülern tief in das Herz hineinschreiben. Dies ist ein neues festes Band, welches alle Philologen Deutschlands innig verbindet. So sind uns denn auch in wissenschaftlicher Hinsicht für die nächste Zukunft günstige Aussichten eröffnet. Sollten wir bei unserer jetzigen Vereinigung unserem Fürsten, unserem Kaiser und dem Reiche nicht noch besser dienen können, als bei der ehemaligen Zerplitterung? Freilich begann die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts für uns nicht günstig, wegen der unmittelbaren Folgen des Jahres 1848, an denen alle Wissenschaften schwer zu tragen hatten. Dennoch arbeitete die Philologie auch da noch rüstig fort und konnte sich sehr bald wieder erholen. Die Fortschritte aber seit dem Jahre 1870 sind geradezu grossartig zu nennen. Sagen wir uns, dass praktische Thätigkeit ohne Wissenschaft erfolglos bleibt, dass aber auch die bloss ideale Wissenschaft allein den Bedürfnissen der Gegenwart nicht entspricht. Für den Fürsten und das Volk, für Kaiser und Reich, für das gesammte deutsche Vaterland lassen Sie uns fortarbeiten, unablässig fortarbeiten, bis zum letzten Athemzug unseres Lebens. Was wir jetzt säen, geht für Deutschland nicht verloren; unsere Kinder und Kindeskinder werden es ernten!

Ich habe nun zunächst eine Pflicht der Pietät zu erfüllen und verdienter Fachgenossen zu gedenken, welche uns im Laufe dieses Jahres durch den Tod entrissen worden sind. Leider haben wir eine nicht geringe Zahl sehr bedeutender Gelehrter verloren. Ich nenne:

Constantin von Tischendorf, Geh. Hofrath und Professor in Leipzig, Entdecker des cod. Sinaiticus; geb. 1815, † in Leipzig 7. December 1874.

Karl Nipperdey, Hofrath und Prof. in Jena, Herausgeber des Caesar und Tacitus; geb. in Schwerin 1821, † in Jena 2. Januar 1875.

Friedrich Matz, ausserordentl. Prof. der Archäologie in Berlin, † daselbst 30. December 1874, erst 30 Jahre alt.

Hitzig, Geh. Kirchenrath und Prof. in Heidelberg, † daselbst 22. Januar 1875, berühmter Orientalist.

Digitized by Google

Johannes von Gruber, Prof. am Gymnasium in Stralsund, geb. 1807, † in Stralsund 14. Februar 1875; bekannt durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der lateinischen Sprache; schrieb eine lateinische Grammatik.

Octavius Clason, Prof. extr. in Rostock, † 18. März 1875 in Rom.

Joh. Jac. Christian Donner, Prof. em. in Stuttgart, bekannter Uebersetzer des Soph. u. a., † 75 Jahre alt 29. März 1875 in Stuttgart.

Heinrich Ewald, Prof. in Göttingen, † daselbst 4. Mai 1875, 72 Jahre alt.

Karl Wilh. Piderit, Director des Gymnasiums in Hanau, † daselbst 7. Mai 1875, 60 Jahre alt; bekannter Herausgeber mehrerer rhetorischen Schriften Cicero's.

Gottfried Bernhardy, † 75 Jahre alt in Halle, den 14. Mai 1875.

Gottfried Friedlein, Rector der Studienanstalt zu Hof, † 48 Jahre alt daselbst 31. Mai 1875.

Wilhelm Corssen, † im Laufe dieses Sommers in Lichterfelde bei Berlin.

Noch nenne ich nachträglich:

Karl Ludwig Grotefend, Staats-Archivar und Archivrath in Hannover, † 7. Octbr. 1874.

Ich gebe nun Herrn Schulrath Dr. Hartwig das Wort.

Schulrath Dr. Hartwig: Hochzuverehrende Herren! Wenn Sie zur Erörterung wissenschaftlicher Fragen an einem Orte zusammengetreten sind, wo unmittelbar vorher den Musen durch kriegerisches Getöse Schweigen auferlegt war, so ist dies allerdings ein zufälliges Zusammentreffen. Es liegt aber nahe, in diesem Zusammentreffen einen Hinweis zu erblicken auf den deutschen Geist, welcher mit seinen Neigungen den Beschäftigungen des Friedens zugewandt, den ihm dargebotenen Kampf muthig aufnimmt, nach Rückkehr ruhiger Zeiten aber sich mit verdoppeltem Eifer den Wissenschaften zuwendet; auf den deutschen Geist, welcher die Wissenschaften hochschätzend, sie zwar um ihrer selbst willen betreibt, in ihnen aber gleichwol nicht ein todtes Capital ansammelt, sondern sie nutzbar macht zur nationalen Erziehung und zur Erreichung nationaler Zwecke; wie er denn einst Preussens König nach unglücklichen Kämpfen zur Anbahnung besserer Zeiten die Universität Berlin, jüngst aber unsern Kaiser die Universität Strassburg gründen liess. Durch Ihre Wahl Mecklenburgs, hochzuverehrende Herren, für die diesmalige Versammlung, haben Sie den Beweis gegeben, dass Sie solche Hochschätzung der Wissenschaft auch hier zu finden und deshalb in diesem Lande willkommen zu sein hoffen. Diese Hoffnung täuscht Sie nicht. Se. Kgl. Hoheit, unser Grossherzog, dessen landesväterliche Fürsorge dem Unterrichtswesen auf allen Stufen von jeher in besonderem Grade zugewendet gewesen ist, vernahm vor einem Jahre mit grosser Freude Ihren Entschluss, die diesjährige Versammlung in unserm Lande abzuhalten. Auch das Ministerium ist hoch erfreut, Vertreter der deutschen Pädagogik in Ihnen hier versammelt zu finden, und von ihm ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, Ihnen ein Willkommen in Mecklenburg zuzurufen. Ich thue dies mit dem Wunsche, dass die Eindrücke, die Sie in Mecklenburg empfangen, nur angenehme, die Erinnerungen, die Sie mit hinwegnehmen, nur freundliche sein mögen.

Der erste Präsident. Ich ertheile nunmehr das Wort dem Herrn Bürgermeister Dr. Crumbiegel.

Digitized by Google

Der erste Bürgermeister von Rostock, Dr. Crumbiegel: Meine Herren! Nachdem meine geehrten Vorredner von ihrem fachmännischen Standpunkte aus sich verbreitet haben über das Wesen, Ziel und den Zweck Ihres Vereins, kann ich mich weiterer einleitender Worte nach dieser Richtung hin enthalten. Ich habe Ihnen den Festesgruss und das Willkommen des Magistrats, der repräsentirenden Bürgerschaft und der gesammten Bewohner Rostocks darzubringen. Wir haben soeben Fest- und Freudentage hier verlebt; Se. Majestät der Kaiser hat Rostock mit seiner Gegenwart beglückt, und er führte mit sich einen Theil seines ruhm- und sieggekrönten Heeres. Welchen Antheil die Wissenschaft und die Schule daran hat, dass ein solches Heer aufgestellt werden konnte, darüber herrscht jetzt nur eine Stimme. So ist es ein erfreuliches Ereigniss, dass unmittelbar an diese kriegerischen Fest- und Freudentage sich die Versammlung dieser Hauptfactoren des deutschen Heeres anschliesst. Der Kaiser und das ganze Armeecorps haben vielfach es ausgesprochen, dass es ihnen hier wohl gefallen unter uns; daran knüpfe ich den Wunsch, dass auch Sie, meine Herren, sich hier behaglich fühlen mögen und der Stadt Rostock ein freundliches Andenken bewahren. Mit diesem aufrichtigen Wunsche heisse ich Sie allerseits herzlich willkommen.

Der erste Präsident. Das Wort hat jetzt Se. Magnificenz der Rector unserer Universität, Herr Prof. Dr. von Zehender.

Prof. Dr. von Zehender, Magnif.: Meine hochgeehrten Herren, Philologen und Schulmänner! Ich will Ihre kostbare und kurzbemessene Zeit nicht unangemessen lange in Anspruch nehmen; versagen kann ich es mir aber nicht, Sie auch im Namen der Universität zu begrüssen. Mit Freuden werden Sie uns alle bereit finden, die Zwecke Ihres Hierseins nach Kräften zu fördern; mit Freuden haben wir Ihnen unsere Universitätsgebäude, durch die Munificenz unsres Grossherzogs erst vor wenigen Jahren mit neuem Glanze erstanden, zu freiester Disposition überlassen. So sehr wir uns auch Ihres Dankes würdig zu machen bestrebt sein werden, hierfür bedarf es des Dankes nicht; denn wie hätte wol der Tempel unserer Wissenschaft besser und würdiger verwendet werden können, als dadurch, dass er Ihnen für Ihre Zwecke zur Disposition gestellt wurde. Mögen diese Verhandlungen einen ehrenvollen Platz einnehmen in den Annalen Ihrer Zusammenkünfte, segensreich wirken für die Erziehung der Jugend, reiche Früchte tragen auf dem Gebiete der Wissenschaft, und endlich möge die Wahl des Ortes Sie nicht gereuen, mögen Sie alle nur angenehme, freundliche und liebe Erinnerungen aus Rostock in Ihre Heimat mitnehmen!

Der erste Präsident: (Nach Worten herzlichen Dankes für die freundlichen Begrüssungen.) M. H.! Ich erkläre hiermit die dreissigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner feierlich für eröffnet.

Herrn Gymn.-Director Krause, der die geschäftlichen Mittheilungen Ihnen zu machen übernommen hat, gebe ich jetzt das Wort.

Der zweite Präsident, Gymn.-Director Krause: Indem auch ich die Ehre habe, die hochansehnliche Versammlung hier herzlich willkommen zu heissen, gestatten Sie, m. H., dass ich sofort zu den geschäftlichen Mittheilungen übergehe, deren Erledigung in der Theilung der Präsidialgeschäfte mir zugefallen ist. Da habe ich zunächst anzuzeigen, dass wir zu Schriftführern die Herren Dr. Krüger (Rostock) und Dr. Blaurock

Digitized by Google

(Rostock) designirt haben. Sind die Herren einverstanden (Acclamation), so ersuche ich die nunmehrigen Herren Schriftführer Ihren Platz einzunehmen. Dann theile ich mit, was die gestern Abend im Saale der Societät versammelten Herren freilich schon aus No. 1 des Tagesblatts wissen, dass ein Bureau für die Versammlung in dem Gebäude der grossen Stadtschule am Wall, im Zimmer unmittelbar dem Portal gegenüber, errichtet ist, welches von Morgens 8 Uhr bis Abends geöffnet sein wird. Die Herren wollen dort gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte das Tagesblatt und die zur Vertheilung bestimmten Schriften, so wie später die Fahrkarten für die Dampfschiffe zum Ausfluge nach Warnemünde in Empfang nehmen.

Wir hoffen, m. H., durch die gnädige Fürsorge und das wohlwollende Entgegenkommen unserer Regierung und des Raths und der Bürgervertretung der Stadt, nicht weniger aber durch den Eifer und die Thätigkeit, mit welcher eine grosse Anzahl sonst den Zwecken der Versammlung fern stehender Herren sich an den Arbeiten der Ausschüsse betheiligt haben, im Stande zu sein, auch nach den frohen Festen, welche hier soeben sich an die Anwesenheit Sr. Majestät, des deutschen Kaisers knüpften, und nach der Einquartierung, welche die Stadt getragen hat und noch trägt, die herzliche Gastfreundschaft unseres Nordens bieten zu können.

Weiter schreite ich zur Angabe der für sämmtliche Mitglieder der 30. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Versammlungsbureau bereit liegenden Schriften:

1) Begrüssungsschrift der Universität Rostock: F. V. Fritzsche, De numeris orationis solutae.
2) Begrüssungsschrift vom Director und Lehrercollegium der grossen Stadtschule (Gymnasium und Realschule): K. E. H. Krause, zwei niederdeutsche Gedete des 15. Jahrhunderts. Dr. F. Lindner, Lobgedicht auf die Zusammenkunft Franz 1. mit Karl V. in Aigues mortes. — Beide Publicationen stammen aus Manuscripten der grossherzoglichen Universitätsbibliothek.
3) Troja und seine Ruinen. Vortrag von Dr. Heinrich Schliemann, gehalten in der Aula der Universität Rostock den 17. August 1875. — Ich muss dabei bemerken, m. H., dass Herr Dr. Schliemann es aufs Höchste bedauert hat, der Versammlung nicht persönlich beiwohnen zu können, ein Bedauern, welches wir wohl alle theilen. Er hat aber nicht unterlassen wollen, die g. V. wenigstens durch diese Druckschrift zu begrüssen. Zur Einsicht g. V. ist auf dem Tische ferner ausgelegt das 112. antiquarische Bücher-Verzeichniss von J. A. Stargardt in Berlin, in mehreren Exemplaren.

Hier seien des Zusammenhangs wegen auch die später vertheilten Schriften genannt:

4) Festschrift von Friedrich Latendorf: zu Laurembergs Scherzgedichten. Ein kritischer Beitrag zu Lappenbergs Ausgabe. (Eine Berichtigung dazu vom Verf. S. Lit. Centralbl. 1875 No. 43 Sp. 1404.).
5) Vorlesungen an der Akademie für moderne Philologie in Berlin. Wintersemester 1875—76. Ausgelegt von Prof. Dr. Mahn.
6) Vortrag über das französisch-deutsche Wörterbuch von Prof. Dr. C. Sachs, gehalten in der Gesellsch. f. neuere Spr. in Freiburg i. Br. von Prof. T. Merkel.

Digitized by Google

Ausgabe für „Lecteurs intimes“. Berlin 1875. Nebst Verlagskatalog der Langenscheidt'schen Buchhandlung. (Ausgelegt von Prof. Dr. Sachs.)

7) (Probenummer) Allgemeine Schulzeitung für das gesammte Unterrichtswesen von Dr. K. V. Stoy, Prof. und Schulrath. 52. Jahrgang. (Eingesandt von Schulrath Dr. Stoy.)

Hiernach, m. H., habe ich Sie zu bitten, unmittelbar nach dem Schlusse unserer heutigen allgemeinen Sitzung die Sectionen zu constituiren. Nach den Würzburger Statuten vom 3. October 1868 im § 6. bestehen 4 ständige Sectionen: die pädagogisch-didaktische, die der Orientalisten, die der Germanisten und Romanisten und endlich die archäologische. Nach § 7. werden vorübergehende Sectionsversammlungen auf den Antrag von 20 Mitgliedern durch den Präsidenten gebildet. M. H., ich glaube auf die penible Einhaltung der Zahl 20 wird es nicht gerade ankommen. (Zustimmung.) „Eine Section, welche in drei aufeinander folgenden Versammlungen zu Stande gekommen ist, wird (nach demselben §) den ständigen beigeordnet“. So viel ich weiss, besteht keine solche. Zu den Sectionssitzungen sind uns bereitwilligst die Räume der Universität und der grossen Stadtschule, auch die Aula beider, zur Verfügung gestellt. Die prächtige Aula der Universität, welche wegen ihrer Schönheit zu besehen, ich Ihnen, m. H., dringend empfehlen kann, ist für eine Debatte natürlich nicht gebaut, sondern für den Vortrag ex cathedra; wir sind daher davon abgestanden, die pädagogische Section hinein zu verlegen. Räume für die Sitzungen werden die Herren finden:

für die pädagogische Section in der Aula der grossen Stadtschule; zur ersten Eröffnung derselben hatte ich die Ehre bestimmt zu werden;

für die Orientalisten in der Universität, Hörsal VI. Herr Prof. Dr. Philippi hat die erste Eröffnung übernommen;

für die Germanisten und Romanisten in der Universität, Hörsaal VIII. Herr Prof. Dr. Bechstein ist in Innsbruck zum Vorsitzenden der Section gewählt; sollte sich eine romanistische Section abzweigen können, so steht Hörsaal III zur Verfügung, und Herr Gymn.-Lehrer Dr. Klöpper wird die Sitzungen einleiten. Für eine event. sprachwissenschaftliche Section wäre Hörsal VII bestimmt, doch soll ich die Herren, welche dieser Fahne folgen, einladen, sich zu den Herren Orientalisten zu scharen. Eine event. exegetisch-kritische Section würde in dem Klassenzimmer No. XVII der grossen Stadtschule durch Herrn Gymn.-Lehrer Dr. Sauerwein (Director design. für Neubrandenburg) eröffnet werden, die archäologische im Klassenzimmer No. XIII durch Herrn Gymn.-Lehrer Dr. Krüger (Stellvertr. des Directors). Die schon gesicherte mathematisch-naturwissenschaftliche Section wird Herr Prof. Dr. Matthiessen im Klassenzimmer No. XIV zu eröffnen die Güte haben. Für die allgemeinen Sitzungen hier in der „Tonhalle“, haben wir die Einrichtung getroffen, dass die Gallerie eine Viertelstunde vor Beginn der Sitzung zu allgemeinem Zutritt geöffnet wird, doch sollen die Damen der Mitglieder (mit rother Legitimationskarte), welche sich bestimmte Plätze sichern wollen, vorher Einlass finden. Die Sectionssitzungen sind nicht öffentlich, doch haben wir für Herren, welche sich für Schulfragen interessiren, da die Aula eine Gallerie besitzt, den Zutritt zu der pädagogischen Section ausnahmsweise gestattet, was ich, m. H., Sie genehm zu halten bitte.

Digitized by Google

Was die Erholung nach der Arbeit betrifft, so soll ich im Namen des Festausschusses Sie ersuchen, zum Festessen heute Nachmittag hier in unserem schönen Tonhallen-Saale präcise 4 Uhr sich zu versammeln, die Damen der Mitglieder sind natürlich als Theilnehmerinnen der Tafelfreuden willkommen. Zur Vereinigung auf Steinbecks Bierkeller, heute Abend, können die Herren auch fremde Damen einführen, Sie selbst wollen Ihre Karten vorzeigen, um Einlass zu finden. Ebenso wollen die Herren morgen Abend beim Eintritt zur Festvorstellung (Nathan) im Theater einfach Ihre Karten vorzeigen, auch deren mit Legitimationskarten versehene Damen haben gegen deren Vorzeigung freien Zutritt und freie Wahl des Platzes; der Versammlung gehört für den Abend das gesammte Theater mit Ausnahme der Fremdenloge, der Gallerieloge und der Gallerie. Zum Festcommers nach dem Theater, wieder hier in unserer Versammlungshalle, müssen wir leider aus unabweislichen Gründen die Gallerie geschlossen halten; Damen können daher unserer Fröhlichkeit nicht zuschauen. Die Herren wollen Ihre Karte vorzeigen. Für den Donnerstag ist ein Ausflug zu Dampfschiff nach Warnemünde in Aussicht genommen. Wegen der frühen Dunkelheit müssen wir schon um 1 Uhr uns einschiffen, also 12 Uhr hier schliessen, die allgemeine Sitzung daher um 9 Uhr beginnen. So weit der Raum ausreicht, seien die Damen der Mitglieder zur Fahrt hierdurch freundlichst geladen. Wegen Vertheilung der Mitfahrenden nach der Tragfähigkeit der Schiffe werden sich Herren wie Damen die Zulassungskarten gegen Vorzeigung und Abstempelung Ihrer Legitimationskarten auf dem Büreau abfordern müssen. Für den Abend hat unser Festausschuss Concert, und falls die Damen uns zahlreich besuchen, Tanz hier in der Tonhalle vorbereitet. Den Mitgliedern steht für diesen Abend Einführung von Damen zu, ohne Beschränkung der Zahl. Für den Freitag ist das Weitere noch vorbehalten.

Nun habe ich den Herren noch die Mittheilung zu machen, dass Kaiserliches Postamt ersucht ist, alle ohne nähere Bezeichnung, als die der 30. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, hier ankommenden Briefe für Mitglieder der Versammlung im Büreau abgeben zu lassen, und die Herren also Ihre Correspondenz dort finden werden; und ferner, dass im Tagesblatt die Zeit angegeben ist, in welcher der Zutritt zu den Handschriften und Incunabeln der Grossherz. Universitätsbibliothek gestattet, und die städtische Kunstsammlung und die Kirchen geöffnet sein werden.

Ich komme nun zum letzten Theil der geschäftlichen Fragen. Die „Statuten des Vereins deutscher Philologen und Schulmänner“ sind zum letzten Male in Würzburg 1868 festgestellt und in den Verhandlungen jener Versammlung abgedruckt. Da sie uns hier fast unbekannt waren, haben wir einen neuen Abdruck veranstaltet, den Sie, m. H., mit dem Tagesblatt erhalten haben werden, der sonst auch hier oder im Büreau Ihnen zur Verfügung steht*). Uns haben nun im § 3 alin. c. die Worte, „welche

*) **Statuten**

des Vereins deutscher Philologen und Schulmänner nach der Fassung von Würzburg den 3. October 1868.

§. 1. Der Verein deutscher Philologen und Schulmänner hat den Zweck: *a)* das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst; *b)* die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen; *c)* die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegegenseitige Achtung der an demselben Werke mit

Digitized by Google

einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden" einigermassen genirt, und es scheint auch, dass sie verbunden mit den einmal üblichen Special-Einladungen unnöthig grosse Kosten verursachen, zumal die Herren ja alle wissen, in welcher Weise aus verschiedenen Gründen die Preise für Druck etc. gestiegen sind. Wir sind freilich damit zu Ende, und grossen Centralpuncten, wo die Versammlungen sehr zahlreich besucht werden, mögen daraus kaum Schwierigkeiten entstehen, wohl aber allen kleineren Plätzen. Wir haben daher im Interesse unserer Nachfolger den Präsidien Freiheit zu verschaffen gesucht und für § 3. eine kleine Statutenänderung vorgeschlagen, die Sie gedruckt in Händen haben. Wir stehen natürlich am Ende unserer Geschäftsführung der Entscheidung ziemlich kühl gegenüber. Um indessen den Thatbestand klar zu stellen erlaube ich mir anzugeben, wie es uns mit dem Para-

---

Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren; *d)* grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern; *e)* Fragen der Organisation des Unterrichts und des Schulwesens zu berathen, und die gefassten Beschlüsse eventuell den betreffenden Landesregierungen vorzulegen.

§. 2. Zu diesem Zwecke versammelt sich der Verein jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§. 3. In diesen Versammlungen finden Statt: *a)* Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neu begonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie; *b)* Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken des Vereins förderlich, und über die Mittel ihrer Ausführung; *c)* zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden; *d)* Bestimmung des Ortes und des Präsidiums der nächsten Versammlung.

§. 4. Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch literarische Leistungen, dem Vereine die nöthige Gewähr giebt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt. Ueber die Aufnahme anderer Freunde der Wissenschaft entscheidet das Präsidium.

§. 5. Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1. allgemeine philologische, 2. ständige, 3. vorübergehende Sections-Versammlungen.

§. 6. Die ständigen Sections-Versammlungen sind: *a)* die pädagogisch-didaktische, *b)* die der Orientalisten, *c)* die der Germanisten und Romanisten, *d)* die archäologische.

§. 7. Die vorübergehenden Sections-Versammlungen werden für besondere Gegenstände auf den Antrag von 20 Mitgliedern durch den Präsidenten gebildet. Eine Section, welche in drei aufeinander folgenden Versammlungen zu Stande gekommen ist, wird den ständigen beigeordnet.

§. 8. Die unter *a.* und *d.* genannten, sowie die vorübergehenden Sectionen dürfen mit den allgemeinen Versammlungen nicht collidiren und haben 1. Vormittagstunden vor Beginn der allgemeinen Sitzungen, 2. den Nachmittag des zweiten oder dritten Tages zu ihren Sitzungen zu wählen, an welchem keinerlei Vergnügungen stattfinden dürfen.

§. 9. Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vice-Präsident vor. Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Präsidium liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§. 10. Die Präsidenten der vier letzten und der nächsten Versammlung bilden unter dem Vorsitze des letzten, an welchen alle Anträge in Betreff derselben zu richten sind, einen ständigen Ausschuss.

§. 11. Zur Bestreitung der Bureaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.

Aenderungsvorschlag.

§. 3. c. die Worte „welche etc." fallen als unausführbar weg. (Es scheint der jetzigen hohen Insertionskosten wegen gerathen, nur Ort und Zeit der Versammlung und den Preis der Mitgliedskarte durch die Zeitungen officiell bekannt zu machen; es scheint ferner gerathen die Aussendungen specieller Einladungen zu unterlassen.)

Digitized by Google

graphen ergangen ist. Gegen Ostern erhielten wir eine Anzahl Anfragen, ob wir die 30. Versammlung auch halten wollten, es solle ja einige Monate vorher bekannt gemacht werden. Da sonst noch nichts vorlag, erliessen wir endlich eine Anzeige, mit der Bitte um Anmeldung von Vorträgen; sie ist nur in den grössten deutschen Zeitungen und den wissenschaftlichen Fachblättern bekannt gemacht. Die Kosten beliefen sich auf c. 350 M. Schon um Johannis kamen wieder Anfragen wegen der Vorträge etc., Anmeldungen solcher freilich weniger, und endlich mussten wir wieder zu einer Annonce unsere Zuflucht nehmen, deren Preis ziemlich dieselbe Summe erreichen wird. Endlich kommen dann die Special-Einladungen. Wir haben deren 1000 verschickt, trotzdem sind wir bei weitem nicht herumgekommen, und eine Menge Briefe forderten deren nachträglich, zum Theil von Anstalten, an welche eine Einladung ergangen aber angeblich nicht angekommen war. Druckblätter mit grüner Postmarke finden ja häufig genug ungelesen den Weg in den Papierkorb. So zahlt, um die Rechnung zu machen, jeder von Ihnen, m. H., in dem Preise seiner Legitimationskarte ca. 3 M. an fast überflüssigen Druckkosten. Es schien uns nun das Praktischeste, wenn überhaupt nur das Nothwendigste bekannt gemacht werden müsste, also nicht Vortragstitel und Thesen; deren wegen besucht Niemand eine Versammlung, der nicht auch ohne sie käme. Es würde um Johannis (oder zweimal) die einfache officielle Zeitungsannonce genügen:

„x^{te} Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner“
(Ort.) x^{te} bis z^{te} September 18..
Preis der Mitgliedskarte — M.

mit der Unterschrift der Präsidenten. Namentlich scheint es aber in vieler Weise praktisch zu sein, die speciellen Einladungen durch Druckcircular, welche, nebenbei gesagt, die Wanderversammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte niemals eingeführt hat, zu beseitigen.

Da es indessen gerathen ist, den Präsidien Spielraum zu lassen und sie nur von einer vielleicht lästigen Fessel zu befreien, so beschränken wir uns auf den Antrag:

In § 3c. die Worte: „welche etc. (bis zum Schlusse des Alinea)“ zu streichen.

Ich verstelle diesen Antrag der hochgeehrten Versammlung hiermit zur Erwägung. (Zustimmung.)

Director Professor Dr. Eckstein: Meine Herren! Ich bin nicht dafür, dass wir so rasch an den Statuten ändern, nicht etwa darum, weil es zum Theil mein Kind ist; denn die Berliner und Würzburger Statuten habe ich ja wesentlich redigirt. Ich möchte eben nur nicht, dass ein Präsidium, welches zum ersten Male schlechte Erfahrungen gemacht hat, sofort an den Statuten änderte. Andere Präsidien haben solche Aenderungen nicht für nöthig gehalten. Ich denke, die Präsidien können da, wenn sie in die Lage kommen, auf eigne Hand Massregeln ergreifen; die Statuten sind ja auch manchmal dazu da, damit sie nicht beobachtet werden. — Jedenfalls wünschte ich, dass nicht brevi manu abgestimmt wird über die Aenderung, sondern dass dieselbe erst besprochen wird, so dass wir nachher sagen können: Wir sind nach reiflicher Ueberlegung zu dieser Ansicht gekommen.

Digitized by Google

Professor Dr. Dühr-Friedland: Wie ist es denn damals in Würzburg gemacht worden mit den Statuten? Ist da auch lange berathen worden?

Director Professor Eckstein: Damals sind zwei Jahre darauf verwandt.

Professor Dühr: Gut, so können wir es ja auch machen.

Director Krause: Meine Herren! Der Vorschlag ändert eigentlich die Statuten wenig, denn in der That thun die Präsidien, was sie wollen, und wenn der Vater es ausgesprochen hat, dass er sein Kind preisgeben will, dann ist die Geschichte ja fertig.

Professor Eckstein: Doch jedenfalls nicht in der Ausdehnung, dass sie alles Mögliche ändern können. Das Rostocker Präsidium hat viel zu viel Bekanntmachungen erlassen und zu früh, sie kamen diesmal schon zur Ostermesse.

Director Krause: Zur Wahrung unserer selbst muss ich bemerken, dass Bekanntmachungen erst erlassen sind, nachdem wir von auswärts von einer ganzen Reihe Gelehrter gedrängt waren, endlich doch zu sagen, ob und wann die Versammlung sein solle. Namentlich Herr Prof. Fritzsche ist mit solchen Anfragen behelligt worden. So sind wir genöthigt gewesen zu publiciren. — — Uebrigens glaube ich, dass der Zweck nun erreicht ist, und wir die Sache auf sich beruhen lassen können. —

Der zweite Präsident: Mit Einwilligung Sr. Magnificenz des Herrn Prof. Dr. Susemihl, dessen Vortrag jetzt auf der Tagesordnung steht, und des Herrn Dir. Prof. Eckstein, der sich schon vorher zum Worte gemeldet hatte, gebe ich das Wort Herrn Hofrath Prof. Dr. v. Leutsch-Göttingen, zum Aussprechen eines persönlichen Wunsches.

Hofrath Prof. v. Leutsch theilt darauf mit, dass sein Bestreben, ein vollständiges statistisches Material über die im Kriege 1870—71 gefallenen, verwundeten, oder in Folge des Krieges gestorbenen deutschen Philologen und Schulmänner zu erlangen, nicht in Erfüllung gegangen sei, im Interesse der Vollständigkeit einer im Philol. Anzeiger zu veröffentlichenden, doch gewiss allseitig wünschenswerthen Liste richte er an die Versammlung die Bitte um Mittheilung aller einschlägigen Data und Notizen. Zugleich beklagt und entschuldigt er die bisherigen, unabänderlich gewesenen Unregelmässigkeiten im Erscheinen des Anzeigers („Ergänzung des Philologus"), von dem das eben erschienene 2. Heft des 7. Bandes vorgelegt wird, es werde von jetzt an ein regelmässiges Erscheinen möglich sein. In Anknüpfung an die in der vorhergehenden Debatte vorgekommenen Klagen über Druck-Erschwerungen, und in Erinnerung an manche Noth von Redactionen und Verlegern wolle er zum Schlusse noch alle mit Druckereien geschäftlich in Verbindung tretenden auf eine treffliche und praktische kleine Schrift aufmerksam machen: Bertram, Manuscript und Correctur, welche in der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle erschienen sei.

Der zweite Präsident: Jetzt hat Herr Dir. Prof. Eckstein das Wort.

Professor Eckstein: Meine Herren! Erwarten Sie nicht etwa, dass ich eine Rede halten oder eine Trias von Bemerkungen vorbringen werde. Ich habe nur einen Antrag zu stellen, der vor 11 Jahren gestellt wurde und dessen Erledigung wir noch nicht gesehen haben, einen Antrag, zu dem mich ganz besonders noch die Eröffnungsrede unseres Herrn Präsidenten angeregt hat. Dieser Antrag giebt mir zugleich Gelegenheit in Ritschl's Namen alten Freunden und Bekannten dieser ganzen Versammlung einen herzlichen Gruss zu bringen, da es ihm nicht gestattet ist, persönlich zu kommen. — — Der Antrag hängt wesentlich zusammen mit dem Hermanns-Denkmal, von dem ein ameri-

Digitized by Google

kanisches Conversationslexicon nach Zeitungsnachrichten sagt, dass es dem Philologen Gottfried Hermann errichtet sei. — Das Arminius-Denkmal im Teutoburger Walde hat ja nichts mit Gottfried Hermann zu thun, aber ein Hermanns-Denkmal zu errichten, wird wahrlich nun endlich Zeit! Von Hermanns Opuscula fehlt noch immer der letzte Band, der siebente ist leider vergriffen. — Moritz Haupt hatte es übernommen, den letzten Band herauszugeben, ist aber darüber hingestorben, und seine eigenen Opuscula erscheinen jetzt eher! Ich richte daher an unseren Präsidenten, der Gottfried Hermann so nahe stand, die herzliche Bitte, dass entweder er selbst, wenn ihm seine Aristophanischen und Lucianischen Studien Zeit lassen, oder sein Sohn Dr. Theodor Fritzsche jetzt diese Sache übernimmt und ein Hermanns-Denkmal zur Vollendung kommen lässt.

Der zweite Präsident: M. H., wir sind wohl alle einig in dem ausgesprochenen Wunsche, und einer Debatte wird es kaum bedürfen. Da Niemand das Wort verlangt, werden wir, da es schon 12 Uhr ist, eine Pause von $^1/_4$ Stunde eintreten lassen können, wenn sich kein Widerspruch erhebt. — M. H., also $^1/_4$ Stunde Pause.

Pause 12 Uhr. Wiederbeginn 12 Uhr 20 Min.

Der zweite Präsident: M. H., indem ich die Sitzung wieder eröffne, habe ich zunächst die Freude mittheilen zu können, dass Herr Oberlehrer Dr. Fritzsche-Güstrow schon seit über einem Jahre mit der Fertigstellung des letzten Bandes von Godofredi Hermanni Opuscula beschäftigt ist, welcher jetzt nächstens erscheinen wird. Herr Oberlehrer Dr. Fritzsche hat mich beauftragt der geehrten Versammlung diese Mittheilung zu machen, da er dieses zu thun durch Heiserkeit behindert ist. Es ist gewiss höchst erfreulich, den Grosssohn so seinem grossen Grossvater ein Monument errichten zu sehen.

Prof. Dr. Eckstein: Das ist ja vortrefflich; ich denke aber, es brauche kaum langer Vorbereitungen.

Der zweite Präsident: M. H., ich ersuche nun Se. Magnificenz Herrn Prof. Dr. Susemihl-Greifswald, uns den zugesagten Vortrag zu halten.

Prof. Dr. Susemihl, Magnif.:

Ueber die Composition der aristotelischen Politik.

Man scheint sich in neuester Zeit immer mehr darüber zu vereinigen, dass die eigentlich systematischen Lehrschriften des Aristoteles, zu welchen bekanntlich die Hauptmasse der erhaltenen Werke neben einigen der verloren gegangenen gehört, durchweg oder doch zumeist nicht von ihm selber veröffentlicht sind, und dass sie vielmehr in einem engen Zusammenhange mit seinen mündlichen Vorträgen standen. Unterscheidet er doch selbst ausdrücklich die in seiner Politik gegebene Darstellung von der in seinen herausgegebenen Erörterungen (ἐκδεδομένοις λόγοις) enthaltenen, indem er für die nähere Ausführung gewisser Punkte auf die letzteren oder mit anderen Worten auf eine seiner populären Schriften, und zwar wohl ohne Zweifel den Dialog „über Dichter“ verweist[1]). Allerdings aber streitet man darüber noch heute lebhaft, ob den in Rede stehenden Werken vornehmlich eigne Aufzeichnungen des Meisters, theils Entwürfe für seine mündlichen Vorträge, theils und vornehmlich frei überarbeitende und erweiternde Reproductionen der

1) Poet. 15. 1454 b, 17 f. εἰρηται δὲ περὶ αὐτῶν ἐν τοῖς ἐκδεδομένοις λόγοις ἱκανῶς.

Digitized by Google

letzteren, oder aber blosse Zuhörernachschriften, nachgeschriebene Collegienhefte zu Grunde liegen. Indessen haben wir nicht die mindeste Ursache den Zeugnissen zu misstrauen, nach denen sich die eigne Urschrift des Aristoteles von der Physik während der nächsten Zeit nach seinem Tode in den Händen des Theophrastos, von der Metaphysik in denen des Eudemos befand[2]). Im Gegentheil, der Contrast, in welchem einzelne Stellen aristotelischer Schriften durch ungewöhnliche Lebendigkeit und Gehobenheit der Darstellung oder durch die ganz besonders hervortretende Rücksichtnahme auf Hörer statt auf Leser zu dem Uebrigen stehen[3]), wird sich am Leichtesten dadurch erklären lassen, dass die Redaction bei solchen Stellen wirklich Zuhörernachschriften benutzt hat[4]). Und auch da, wo sich zwei, ja drei Bearbeitungen derselben Partie neben einander finden, mag, abgesehen von denjenigen Fällen, in welchen die eine derselben nur als Paraphrase eines Aristotelikers angesehen werden kann, theils eine Verwendung verschiedener Entwürfe des Aristoteles, theils aber auch vielmehr der Nachschrift eines Schülers neben seiner eigenen Niederschrift Statt gefunden haben. Aber auch die Art, wie sich an die erste und zweite Analytik des Aristoteles die gleichnamigen Schriften des Theophrastos und auch wohl des Eudemos[5]) und an die Physik und Ethik die des letzteren[6]) ergänzend, modificirend, commentirend und paraphrasirend auf das Allerengste anschlossen, beweist nach Zellers[7]) richtiger Bemerkung, dass ihnen wahrscheinlich eigne schriftliche Bearbeitungen des Meisters vorlagen. Und wenn z. B. die zweite Analytik ganz besonders den Charakter einer Zusammenstellung blosser unfertiger Entwürfe an sich trägt und sich dadurch wesentlich von der ersten unterscheidet und dieselbe Erscheinung sich im Ver-

2) S. Zeller, Philosophie der Griechen II[3], 2. S. 90 ff. Heitz, Die verlorenen Schriften des Aristoteles S. 12 f.

3) In letzterer Beziehung mag hier nur auf die von Oncken, Staatslehre des Aristoteles I. S. 60. Anm. 1 zusammengetragenen Stellen aus der Nik. Eth. I, 1. 1095 a, 2 ff. διὸ τῆς πολιτικῆς οὐκ ἔστιν οἰκείος ἀκροατὴς ὁ νέος — ματαίως ἀκούεται — καὶ περὶ μὲν ἀκροατοῦ κ. τ. λ. 2. 1095 b, 4 ff. διὸ δεῖ τοὶς ἔθεσιν ἠχθαι καλῶς τὸν περὶ — τῶν πολιτικῶν ἀκουούμενον ἱκανῶς und auf den eigenthümlichen Schluss vom ersten Capitel des siebenten Buches der Politik 1323 b, 36 ff. ἀλλὰ γὰρ ταῦτα μὲν ἐπὶ τοσοῦτον ἔστω πεφροιμιασμένα τῷ λόγῳ (οὔτε γὰρ μὴ θιγγάνειν αὐτῶν δυνατόν, οὔτε πάντας τοὺς οἰκείους ἐπεξελθεῖν ἐνδέχεται λόγους, ἑτέρας γάρ ἐστιν ἔργον σχολῆς ταῦτα· νῦν δὲ ὑποκείσθω τοσοῦτον, ὅτι βίος μὲν ἄριστος, καὶ χωρὶς ἑκάστου καὶ κοινῇ ταὶς πόλειν, ὁ μετὰ ἀρετῆς κεχορηγημένης ἐπὶ τοσοῦτον ὥστε μετέχειν τῶν κατ' ἀρετὴν πράξεων, πρὸς δὲ τοὺς ἀμφιβητοῦντας, ἐάσαντας ἐπὶ τῆς νῦν μεθόδου, διακεπτέον ὕστερον, εἴ τις τοὶς εἰρημένοις τυγχάνει μὴ πειθόμενος), über welchen Spengel (Ueber die Pol. des Arist. S. 46) richtig bemerkt: „so redet Aristoteles sonst nicht" (obwohl sich auch von dem Schlusse der Soph. el. ein Gleiches sagen lässt, wenn anders derselbe ächt ist), in ersterer Hinsicht auf eben dies ganze Capitel verwiesen werden. Die Politik wird von dem Urheber des von Diog. Laert. (V, 24) und dem sogen. Anonymos des Menage überlieferten Verzeichnisses (d. h. Hermippos, s. u. Anm. 47—49) πολιτικὴ ἀκρόασις genannt, für die Physik ist φυσικὴ ἀκρόασις der handschriftlich überlieferte Titel. Wie aber Oncken a. a. O. S. 60 zu dem sonderbaren Irrthum gekommen ist, der Verfasser des zweiten Buches (α) der Metaphysik nenne α. 3. 994 b, 32 die Ethik ἀκροάσεις κατὰ τὰ ἤθη, erscheint unbegreiflich.

4) Ganz anders sieht freilich Bernays Die Dialoge des Arist. S. 69 ff. 158 ff. das eben (Anm. 3) erwähnte Capitel der Politik an. Zu einer Widerlegung ist hier nicht der Raum. S. einstweilen Vahlen Aristotelische Aufsätze II. S. 1 (Wiener Sitzungsber. LXXII. S. 5) ff., Susemihl, Philol. Anz. V. 1873. Suppl. S. 613 ff.

5) S. Zeller a. a. O. S. 52 f. Anm. 1.

6) S. Zeller a. a. O. S. 90 mit Anm. 1. S. 699 ff.

7) a. a. O. S. 85. Anm.

Digitized by Google

hältniss des dritten Buchs der Psychologie zu den beiden ersten wiederholt, so lässt sich dieser verschiedne Grad der Ausarbeitung schwerlich auf einen Andern als auf den Aristoteles selber zurückführen. Ja, noch mehr, eben dieser Umstand, dass theils ganze Werke, theils grössere Abschnitte desselben Werkes zu einer ungleich sorgfältigeren Ausführung als andere gediehen sind, die mitunter sogar kaum noch die letzte Hand vermissen lässt, zwingt uns, mit Zeller noch einen Schritt weiter zu gehen: sind die in Rede stehenden Schriften auch aus den Lehrvorträgen des Aristoteles hervorgewachsen, so gehen sie doch vielfach so sehr ins Einzelne ein und sind vielfach so gestaltet[8]), dass sich der Gedanke einer späteren Veröffentlichung bei ihrem Urheber, wenn auch vielleicht erst für die Zeit nach seinem Ableben nicht ausschliessen lässt, dass er einzelne von ihnen vielleicht wirklich auch schon selber dem Buchhandel übergeben hat, und dass nur der Tod ihn daran hinderte, die übrigen in einem zur Herausgabe fertigeren Zustande zu hinterlassen. Wir freilich besitzen diese Schriften vermischt mit längeren oder kürzeren Partien, die erst der Schule des Aristoteles angehören, wie sie ein schärferer Blick mehrfach auch in der Politik entdeckt[9]), nicht oder doch bei Weitem nicht durchweg in der ältesten Redaction, sondern erst in derjenigen, welche ihnen seit dem letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Andronikos von Rhodos und seine Nachfolger gegeben haben[10]).

Die deutlichen Spuren dieser Entstehungsweise trägt nun auch die Politik an sich. Abgesehen von den eben bezeichneten Interpolationen, denen sich übrigens noch einige spätere, in den Text eingedrungene Glossen anreihen, finden sich auch in ihr springende und unvermittelte Uebergänge und grosse Ungleichmässigkeiten in der Ausführung, nicht minder zahlreiche grössere und kleinere Lücken und Versetzungen, die durch blosse Abschreiberversehen sicher zum geringsten Theile verschuldet sind, endlich auch mehrfache doppelte Recensionen, und das Ganze ist als ein blosser Torso zu bezeichnen. Aber ein grossartiger, bis ins Feinste und Kleinste hinein wohl durchdachter Plan zieht sich durch dasselbe hindurch.

Es ist bezeichnend für den Standpunkt des Aristoteles, dass er in der kurzen Einleitung, den beiden ersten Capiteln der Bekkerschen Ausgabe sofort gegen Platon Stellung nimmt, welcher den Beruf zu jeglicher Herrschaft in die wissenschaftliche Erkenntniss gesetzt und demzufolge jeden wesentlichen Unterschied zwischen der über Freie und Sklaven, im Hause oder im Staate, als König oder als republikanischer Staatsmann aufgehoben, desgleichen im Zusammenhange hiemit auch den Unterschied von Staat und Haus als einen bloss quantitativen bezeichnet hatte, dergestalt dass der Staat nichts Anderes als eine grosse Familie sei. Aristoteles geht aber an dieser Stelle vorerst nur auf diese letztere Behauptung näher ein, indem er ihr eine genetische Erörterung gegenüberstellt. Das Haus bildet sich von Natur aus den beiden kleinsten natürlichen Gemeinschaften von Mann und Weib und von Herrn und Diener, aber zum Zwecke der blossen Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens, während die nächst weitere, aus dem Hause eben so naturgemäss sich entwickelnde Gemeinschaft, die Dorfgemeinde (κώμη), bereits über den Zweck solches blossen täglichen Bedürfnisses hinausgeht und die wiederum aus

8) S. darüber Zeller a. a. O. S. 84—86. Anm.

9) Vgl. die Ausg. von Susemihl, Proleg. S. XLVII.

10) S. Heitz a. a. O. S. 8 ff. 32—38. vgl. S. 25—29.

Digitized by Google

ihr sich natürlich herausweitende, umfassendste Gemeinschaft, der Staat, zwar noch entsteht um des blossen Lebens, aber besteht um des möglichst vollendeten und vervollkommneten, des selbstgenugsamen oder wahrhaft glückseligen Lebens willen (εὖ ζῆν, αὐτάρκεια, εὐδαιμονία). Glückseligkeit aber ist nach Aristoteles die ungehemmte Entwicklung geistiger und sittlicher Tugend und Tüchtigkeit. Nur der Mensch hat Sprache, weil er allein Empfindung für Gut und Böse, für Recht und Unrecht hat, nur der Mensch ist daher von Natur ein auf die staatliche Gemeinschaft angewiesenes Wesen (φύσει πολιτικὸν ζῷον), und nur im Sinne der Analogie kann von Thierstaaten die Rede sein. Erst im Staate wird der Mensch wirklich zum Menschen und erreicht jene höchsten Güter der Tugend, in denen seine Bestimmung liegt und ohne deren Besitz er schlimmer als alle Thiere ist.

Die Politik zerfällt nun hiernach in zwei Theile, die Lehre vom Hause und der Hausverwaltung oder die Oekonomik und die eigentliche Lehre vom Staate. Mit der erstern beschäftigt sich der Rest des ersten Buches, mit der letztern alles Uebrige, und zwar so, dass es hier noch weitaus nicht zum Abschluss gediehen ist. Denn die Lehre vom Staat gliedert sich wieder in die von der Verfassung und in die von der Gesetzgebung, und zwei ausdrückliche Vorausverweisungen des Aristoteles[11]) lehren uns, dass er auch die letztere zu behandeln beabsichtigte, während jetzt in Wahrheit, wie wir sehen werden, nicht einmal die erstere zu Ende geführt ist.

Die Oekonomik, so heisst es im dritten Capitel, hat drei Theile, die Lehre vom väterlichen, vom ehelichen und vom dienstherrlichen Verhältniss, es fragt sich aber überdiess, ob und in wie weit auch die Lehre vom Erwerb des Besitzes (κτητική oder χρηματιστική im weiteren Sinne) zu ihr gehört. Bevor Aristoteles diese Frage beantwortet, geht er im vierten bis siebenten Capitel auf die Lehre vom dienstherrlichen Verhältniss näher ein, indem er zuerst im vierten bis sechsten festzustellen sucht, was der Begriff eines Sklaven und wie weit die Sklaverei im Naturrecht begründet ist, dann im siebenten auch die erstere von den obigen Behauptungen Platons zurückweist. Nun ist aber der Sklave selber ein Theil des Besitzes, und so reiht Aristoteles jetzt im achten bis eilften Capitel jene Besprechung der Frage nach der Lehre vom Erwerb des Besitzes und ihrem Verhältniss zur Haushaltungskunde an, und das Ergebniss ist, dass sie mit grossen Beschränkungen und selbst so nur sehr beziehungsweise als ein Theil oder mehr noch als eine blosse Hülfswissenschaft der letzteren anerkannt wird. Zum Hause gehören nun sonach Personen und Sachen, die Oekonomik ist die Kunst für die Güte beider zu sorgen, aber die letzteren und auch die unfreien Personen sind doch nur das Mittel zum Zweck, die Hauptaufgabe ist der Beherrschung des Hauses besteht daher in der richtigen Erziehung und Leitung des freien und demnächst des unfreien Hauspersonals. Aristoteles untersucht, wie weit beim Sklaven, beim Knaben, beim Weibe überhaupt noch von einer eigenthümlichen Tugend im Unterschiede von einander und von der Tugend des Mannes die Rede sein könne, bemerkt dann aber, dass die richtige Kinder-

11) III, 15. 1286 a, 2 ff. τὸ μὲν οὖν περὶ τῆς τοιαύτης στρατηγίας ἐπισκοπεῖν νόμων ἔχει μᾶλλον εἶδος ἢ πολιτείας (ἐν ἁπάσαις γὰρ ἐνδέχεται γίνεσθαι τοῦτο ταῖς πολιτείαις), ὥστ' ἀφείσθω τὴν πρώτην. IV, 1. 1289 a, 6 ff. μετὰ δὲ τῆς αὐτῆς φρονήσεως ταύτης καὶ νόμους τοὺς ἀρίστους ἰδεῖν καὶ τοὺς ἑκάστῃ τῶν πολιτειῶν ἁρμόττοντας.

Digitized by Google

und Weiberzucht in eminentem Sinne Sache des Staates sei, so dass also in die Oekonomik doch nur gewissermassen die Präliminarien von ihr hineingehören. So ist denn mit dieser Erörterung der beiden letzten Capitel (12 und 13) Alles abgethan, was sich überhaupt über die Lehre vom ehelichen und väterlichen Verhältniss in unserem Werke findet.

Wenden wir uns nun mit dem Aristoteles zur Verfassungslehre, so unterscheidet er bekanntlich gleich Platon zwischen einer besten Verfassung und den übrigen, sich schrittweise immer weiter von ihr entfernenden Verfassungen, und der Stempel dieser Zweitheilung ist denn auch den sieben letzten Büchern seiner Politik deutlich aufgeprägt. Doch ist die Durchführung derselben eine kunstvoll complicirte, dabei jedoch völlig der Natur der Sache entsprechend. Das zweite Buch enthält eine Kritik sowohl der von anderen Theoretikern, Platon, Phaleas, Hippodamos, entworfenen Musterverfassungen als auch der besten unter den praktisch eingeführten Staatsformen, der spartanischen, kretischen, karthagischen und solonischen, eine Kritik, welche natürlich auch schon manches Positive von dem eignen Verfassungsideal des Philosophen hindurchschimmern lässt, deren genauere Gliederung aber der Kürze halber hier um so mehr übergangen werden darf, je durchsichtiger sie im Wesentlichen ist. Nun liegt der Gedanke nahe, dieser Kritik müsse jetzt die eigene Aufstellung der besten Verfassung, wie sie nach des Aristoteles Ansicht sich zu gestalten hat, unmittelbar auf dem Fusse nachfolgen. Allein Aristoteles ist kein Platon: für ihn hat die Gesammtheit der übrigen Verfassungen ein gleiches, wo nicht im Grunde ein höheres wissenschaftliches Interesse, und so erhalten wir denn in den dreizehn ersten Capiteln des dritten Buchs vielmehr zunächst eine Reihe von Erörterungen allgemeinerer Natur, welche eben so sehr für die beste Verfassung wie für alle anderen Verfassungen die eigentlich positiv-grundlegenden sind. Das zweite Buch enthält also den kritisch-polemischen, das dritte bis achte den positiv-dogmatischen Theil der Verfassungslehre, welcher wiederum in einen allgemeinen, jene ersten dreizehn Capitel des dritten Buches umfassenden, und in einen speciellen, welcher alles Uebrige in sich schliesst, auseinandergeht.

Jene allgemeinen Erörterungen selbst nun aber sondern sich in zwei Gruppen, die wieder unter sich den Fortschritt vom Allgemeinen zum Besonderen darstellen. Die erste derselben nämlich oder das erste bis fünfte Capitel thut ganz allgemein dar, erstens welches der wahre Begriff des Staatsbürgers ist (C. 1. 2), zweitens, dass das Wesentliche eines jeden Staats dergestalt in seiner Verfassung besteht, dass er allein mit ihrer Aenderung selber ein anderer wird (C. 3), drittens, dass die Tugend und Tüchtigkeit des Staatsbürgers je nach der jedesmaligen Verfassung eine andere, und[12]) dass die beste Verfassung diejenige ist, in welcher dieselbe mit der Tugend des Mannes möglichst zusammenfällt (C. 4), dass eben desshalb aber auch im besten Staat kein Bürger Handel und Gewerbe (und selbst Ackerbau) betreiben darf (C. 5). Die zweite Gruppe dagegen geht sofort darauf ein, die verschiedenen besonderen Verfassungen zu entwickeln. Staatszweck ist nach dem Eingange des ersten Buchs die Glückseligkeit und das wahre Gemeinwohl und Gemeinbeste der Bürger. Alle diejenigen Arten von Staatsverfassung,

12) Was freilich hier mehr nur erst angedeutet als klar und unzweideutig ausgesprochen wird. S. Anm. 24.

Digitized by Google

in denen zu eben diesem Zwecke, zum Besten der Beherrschten regiert wird, sind mithin richtige Verfassungen (ὀρθαὶ πολιτεῖαι), alle diejenigen, in welchen es zum Eigennutz der Regierenden geschieht, dagegen Entartungen oder Abarten (παρεκβάσεις). So lehrt das sechste Capitel, und das siebente fügt vorläufig nach dem bloss numerischen Massstab, ob Einer, eine Minder- oder eine Mehrzahl regiert, die Haupteinteilungen Königthum, Aristokratie, Politie innerhalb der richtigen Verfassungen und die entsprechenden Abarten Tyrannis, Oligarchie und Demokratie hinzu. Allein nunmehr wird im achten Capitel eine Reihe von Aporienerörterungen angekündigt und als die erste derselben diejenige bezeichnet, deren Ergebniss dahin geht, dass die Herrschaft der Minder- und die der Mehrzahl bei der Oligarchie und der Demokratie in Wahrheit doch nur eine accessorische Bestimmung, und dass in der Hauptsache Demokratie vielmehr die eigennützige Herrschaft der Armen über die Reichen und Oligarchie der Reichen über die Armen ist. In wie viele Aporienerörterungen nun aber das Folgende zerfällt, wo die zweite, wo die dritte beginnt, darüber fehlt jede Andeutung, die Uebergänge sind schroff und unvermittelt, und man sieht sich, um die Glieder zu finden, rein auf die Betrachtung des Inhalts angewiesen. Diese scheint darauf hinzuführen, dass nur noch eine solche Erörterung anzunehmen ist, welche aber aus drei grösseren Stücken besteht, dem neunten, dem zehnten und eilften und dem zwölften und dreizehnten Capitel[13]). Das erste dieser Stücke legt auf Grund der eben gewonnenen genaueren Begriffsbestimmung der Oligarchie und Demokratie dar, dass wirklich weder das demokratische Rechtsprincip der politischen Gleichberechtigung nach Massgabe der blossen Gleichheit in Ansehung der freien Geburt noch auch, da der Staat keine Actiengesellschaft ist, das oligarchische dem wahren Zweck des Staates Genüge leistet, sondern allein das aristokratische, so fern nämlich Aristoteles gleich Platon unter Aristokratie einzig die der Intelligenz, Tugend und Tüchtigkeit versteht[13a]). Aber aus eben diesem Ergebniss des neunten Capitels entwickeln zweitens das zehnte und eilfte eine absolute Berechtigung eines gewissen gemässigt-demokratischen Princips: eine Bürgerschaft kann so tüchtig sein, dass die Tüchtigkeit der einzelnen hervorragenden Männer gegen die der übrigen Menge zusammengenommen zurücksteht gerade wie der Reichthum der einzelnen Reichen gegen das Gesammtvermögen der übrigen Bürger. Dann gebührt nach aristokratischem Princip selbst der Gesammtheit die Souveränität, aber dieser vielköpfige Souverän (κύριος) muss sich andrerseits in der unmittelbaren Ausübung derselben vornehmlich auf die Wahl und Rechenschaftsabnahme der Beamten beschränken und die besonderen Staatsgeschäfte diesen Beamten, zu denen er eben jene tüchtigsten Leute wählt, überlassen. Die dritte Auseinandersetzung im zwölften und dreizehnten Capitel wiederholt nun von dieser nächstvoraufgehenden so viel, dass Bernays[14]) sie für eine blosse andere, auch von Aristoteles herrührende, aber vom Herausgeber zum Zweck der Einfügung etwas abgeänderte Bearbeitung derselben erklärt hat. Allein in Wahrheit ist dies dennoch sehr kurzsichtig, und

13) S. den genauern Nachweis bei Susemihl, Philologus XXIX. S. 97—119.

13a) S. Anm. 24.

14) In seiner Uebers. der drei ersten Bücher S. 172 f. Anm. S. dagegen Susemihl Phil. Anz. VI. 1874. S. 130 f., wo freilich die Bemerkung, dass schon C. Stahr eine ähnliche Ansicht aufgestellt habe, ungenau ist. Der letztere (s. Aristot. Pol. übers. von Carl und Ad. Stahr S. 190 Anm. 7) redet vielmehr von einer „Verschiebung der Abschnitte".

Digitized by Google

wir haben trotzdem nicht so sehr einen Ueberfluss zu constatiren als vielmehr einen Mangel zu beklagen. Alles Voraufgehende führt schrittweise immer tiefer in die Frage hinein, welche von den richtigen Verfassungen denn nun eigentlich die richtigste und beste ist, und wie die andern von ihnen genauer zu ihr stehen als nach jenem vorläufigen, bloss numerischen Massstab, aber diese Frage ist im Voraufgehenden noch so wenig zum Abschluss gebracht, dass man froh sein muss in der Schlusserörterung des dreizehnten Capitels wenigstens einen Theil der endgültigen Antwort erhalten zu sehen, während unmittelbar vorher die eigentliche Hauptmasse der Entscheidung von einer grossen Lücke verschlungen ist. Genauer steht die Sache so. Mitten im dreizehnten Capitel findet sich folgender Satz, der an seiner jetzigen Stelle, wie schon von Mehreren[15]) erkannt worden ist, völlig zusammenhangslos dasteht gleich einem erratischen Blocke: „Wenn nun aber die Zahl der tüchtigen Leute nur eine sehr geringe ist, wie hat man dann die Bestimmung zu treffen? Nun, jedenfalls kann von dem Geringe nur im Verhältniss zu der zu erfüllenden Aufgabe die Rede sein, ob denn ihrer noch genug sind den Staat zu verwalten oder so viele, um selber einen Staat bilden zu können“[16]). Und die schon erwähnte Schlusserörterung dieses Capitels ermangelt nicht minder[17]) aller Anknüpfung an das Voraufgehende. Sie beginnt mit den Worten: „Wenn jedoch im Staate ein Einzelner von so ganz überragender Tüchtigkeit ist oder auch Mehrere, die aber doch von zu geringer Zahl sind, um einen vollen Staat für sich zu bilden, dass die Tüchtigkeit und politische Befähigung aller Andern zusammen sich mit der jener Mehreren oder jenes Einen gar nicht vergleichen lässt, so kann man solche Leute eben nicht mehr als blosse Theile der gesammten Staatsbürgerschaft behandeln, denn es würde ihnen Unrecht geschehen, wenn sie nur gleiche Rechte mit Andern erhielten, während sie allen Andern zusammen doch so ungleich an Tüchtigkeit und politischer Befähigung sind. Vielmehr würde ein solcher Mann ja wie ein Gott unter den Menschen anzusehen sein“[18]). Die Abarten von Verfassungen, so heisst es dann weiter, pflegen freilich die hervorragenden Leute zu beseitigen, wie z. B. Demokratien durch den Ostrakismos, aber in der besten Verfassung bleibt beim Auftreten so ganz ausserordentlicher Männer nichts Anderes übrig als dieselben zu lebenslänglichen absoluten Königen zu machen. Stellt man nun aber mit Thurot jenen obigen Satz unmittelbar vor diese Auseinandersetzung um, so wird mit einem Male Alles hell und klar. Aber davor, wie Thurot richtig gesehen, und nicht dazwischen, wie ich irrthümlich in Folge der gewöhnlichen falschen, auch noch von mir und Bernays

---

15) Thurot, Etudes sur Aristote S. 47 ff. Spengel, Aristot. Studien III. S. 24 (phil. Abh. der Münchner Ak. XI. S. 76).

16) 1283 b, 9—13 εἰ δὴ (l. δέ) τὸν ἀριθμὸν εἶεν ὀλίγοι πάμπαν οἱ τὴν ἀρετὴν ἔχοντες, τίνα δεῖ διελεῖν τρόπον; ἢ τὸ ὀλίγοι πρὸς τὸ ἔργον δεῖ σκοπεῖν, εἰ δυνατοὶ διοικεῖν τὴν πόλιν ἢ τοσοῦτοι τὸ πλῆθος ὥστ' εἶναι πόλιν ἐξ αὐτῶν.

17) Wie schon Conring einsah.

18) 1284 a, 3 ff. εἰ δέ τίς ἐστιν εἷς τοσοῦτον διαφέρων κατ' ἀρετὴν ὑπερβολήν, ἢ πλείους μὲν ἑνὸς μὴ μέντοι δυνατοὶ πλήρωμα παρέχεσθαι πόλεως, ὥστε μὴ συμβλητὴν εἶναι τὴν τῶν ἄλλων ἀρετὴν πάντων μηδὲ τὴν δύναμιν αὐτῶν τὴν πολιτικὴν πρὸς τὴν ἐκείνων, εἰ πλείους, εἰ δ' εἷς, τὴν ἐκείνου μόνον, οὐκέτι θετέον τούτους μέρος πόλεως· ἀδικήσονται γὰρ ἀξιούμενοι τῶν ἴσων, ἄνισοι τοσοῦτον κατ' ἀρετὴν ὄντες καὶ τὴν πολιτικὴν δύναμιν· ὥσπερ γὰρ θεὸν ἐν ἀνθρώποις εἰκὸς εἶναι τὸν τοιοῦτον. Vgl. b, 30 ff. ἀλλὰ μὴν οὐδ' ἄρχειν γε τοῦ τοιούτου, παραπλήσιον γὰρ κἂν εἰ τοῦ Διὸς ἄρχειν ἀξιοίμεν, auch Anm. 25.

Digitized by Google

wiederholten Uebersetzung jenes Satzes[19]) geglaubt habe[20]), klafft eine weite Lücke: die ausdrücklich ziemlich im Anfang des Capitels aufgestellte Frage: „gesetzt, es sind alle diese Elemente zugleich in demselben Staate vorhanden, nämlich Leute von persönlicher Tüchtigkeit, von Reichthum und Adel und dazu noch eine grosse Masse anderer Staatsangehöriger, wie hat man da die principiell richtige Bestimmung zu treffen?“[21]) oder mit andern Worten: welche von allen Verfassungen ist denn eigentlich die richtigste und beste? nebst der Nebenfrage „sind die besten Gesetze auf das Wohl der Besseren oder der Mehrzahl zu berechnen?“[22]) ist im Vorausgehenden nur erst negativ und vorbereitend beantwortet, und die positive und abschliessende Antwort, so weit sie in dieser Enderörterung wirklich liegt, beschränkt sich nur auf eine der Möglichkeiten, und zwar die am Schwersten mögliche von allen[23]). Alle anderen Fälle fehlen: erstens nämlich, wo die Zahl der tüchtigen Männer gross genug ist, um einen Staat für sich zu bilden, oder mit andern Worten die eigentliche Aristokratie oder beste Verfassung des Aristoteles[24]),

---

19) Als ob dort (s. Anm. 16) statt des ersten ἤ vielmehr πότερον stände. Wenige, wie Schneider und Thurot, haben das Richtige gesehen, dass dies ἤ jenes bekannte, die Antwort oder vorläufige Antwort einleitende (s. Bonitz, Ind. Aristot. 312 b, 57 ff.) ist. Hinter dem mit ihm beginnenden Satz ist daher nicht Fragezeichen, sondern Punkt zu setzen. Wenn aber Schneider das zweite ἤ tilgen will, so ist dies ein entschiedner Missgriff: eher möchte es umgekehrt durch ein hinzugefügtes ⟨καὶ⟩ zu verstärken oder vorher εἰ ⟨ἢ⟩ zu schreiben sein oder Beides.

20) Philologus a. a. O. S. 113—115.

21) 1283 b, 1—9. ἆρ' οὖν εἰ πάντες εἶεν ἐν μιᾷ πόλει, λέγω δ' οἷον οἵ τ' ἀγαθοὶ καὶ οἱ πλούσιοι καὶ εὐγενεῖς, ἔτι δὲ πλῆθος ἄλλο τι πολιτικόν . . . σκοπούμεν, ὅταν περὶ τὸν αὐτὸν ταῦθ' ὑπάρχῃ χρόνον, πῶς διοριστέον.

22) 1283 b, 35 ff. nach der richtigen Interpunktion und Erklärung von Bernays: διὸ καὶ πρὸς τὴν ἀπορίαν, ἣν ζητοῦσι καὶ προβάλλουσί τινες, ἐνδέχεται τοῦτον τὸν τρόπον ἁπαντᾶν (ἀποροῦσι γὰρ τινες πότερον τῷ νομοθέτῃ νομοθετητέον, βουλομένῳ τίθεσθαι τοὺς ὀρθοτάτους νόμους, πρὸς τὸ τῶν βελτιόνων συμφέρον ἢ πρὸς τὸ τῶν πλειόνων), ὅταν συμβαίνῃ τὸ λεχθέν, nämlich τὸ πλῆθος εἶναι βέλτιον τῶν ὀλίγων καὶ πλουσιώτερον, οὐχ ὡς καθ' ἕκαστον ἀλλ' ὡς σύροδος (Z. 33—35). Muss es dann aber im Folgenden nicht Z. 40 τὸ γὰρ ὀρθὸν statt τὸ δ' ὀρθὸν heissen?

23) S. Thurot a. a. O. S. 49 ff.

24) IV, 7. 1293 b, 1 ff. ἀριστοκρατίαν μέν οὖν καλῶς ἔχει καλεῖν περὶ ἧς διήλθομεν ἐν τοῖς πρώτοις λόγοις (τὴν γὰρ ἐκ τῶν ἀρίστων ἁπλῶς πολιτείαν κατ' ἀρετὴν καὶ μὴ πρὸς ὑπόθεσίν τινα ἀγαθῶν ἀνδρῶν μόνον δίκαιον προσαγορεύειν ἀριστοκρατίαν· ἐν μόνῃ γὰρ ἁπλῶς ὁ αὐτὸς ἀνὴρ καὶ πολίτης ἀγαθός ἐστιν, οἱ δ' ἐν ταῖς ἄλλαις ἀγαθοὶ πρὸς τὴν πολιτείαν εἰσὶ τὴν αὐτῶν). c. 8. 1294 a, 24 f. ἀριστοκρατίαν — τὴν ἀληθινήν καὶ πρώτην (vgl. Z. 10 f. ἀριστοκρατίας μὲν γὰρ ὅρος ἀρετή). III, 5. 1278 a, 18 ff. εἴ τίς ἐστιν ἢν καλοῦσιν ἀριστοκρατικὴν καὶ ἐν ᾗ κατ' ἀρετὴν αἱ τιμαὶ δίδονται καὶ κατ' ἐξίαν. c. 13. ταῦτό δὲ τούτοις συμβήσεται καὶ περὶ τὰς ἀριστοκρατίας ἐπὶ τῆς ἀρετῆς). IV, 2. 1289 b, 15 f. τὴν ἀρίστην πολιτείαν κἂν εἷ τις ἄλλη τετύχηκεν ἀριστοκρατικὴ καὶ ἔχουσα καλῶς. II, 6. 1265 b, 29 ff. εἰ μὲν οὖν ὡς κοινοτάτην ταύτην (nämlich die Politie) κατασκευάζει (nämlich Platon) ταῖς πόλεσι τῶν ἄλλων πολιτειῶν, καλῶς εἴρηκεν ἴσως· εἰ δ' ὡς ἀρίστην μετὰ τὴν πρώτην πολιτείαν, οὐ καλῶς. τάχα γὰρ τὴν τῶν Λακώνων τις ἂν ἐπαινέσειε μᾶλλον, ἢ κἂν ἄλλην τινὰ ἀριστοκρατικωτέραν. VII, 9. 1328 b, 36 ff. ἐν τῇ κάλλιστα πολιτευομένῃ πόλει καὶ τῇ κεκτημένῃ δικαίους ἄνδρας ἁπλῶς, ἀλλὰ μὴ πρὸς τὴν ὑπόθεσιν. c. 13. 1332 a, 32 ff. ἀλλὰ μὴν σπουδαία γε πόλις ἐστὶ τῷ τοὺς πολίτας τοὺς μετέχοντας τῆς πολιτείας εἶναι σπουδαίους· ἡμῖν δὲ πάντες οἱ πολῖται μετέχουσι τῆς πολιτείας. τοῦτ' ἄρα σκεπτέον, πῶς ἀνὴρ γίνεται σπουδαῖος. c. 14. 1333 a, 11 ff. ἐπεὶ δὲ πολιτ⟨ικ⟩οῦ καὶ ἄρχοντος τὴν αὐτὴν ἀρετὴν εἶναί φαμεν καὶ τοῦ ἀρίστου ἀνδρός, τὸν δ' αὐτὸν ἀρχόμενόν τε δεῖν γίνεσθαι πρότερον καὶ ἄρχοντα ὕστερον, τοῦτ' ἂν εἴη τῷ νομοθέτῃ πραγματευτέον, ὅπως ἀνδρες ἀγαθοὶ γίνωνται. Auf Dasjenige, was einst in dieser Lücke stand, scheint auch III, 18. 1288 a, 37 ff. ἐν δὲ τοῖς πρώτοις ἐδείχθη λόγοις ὅτι τὴν αὐτὴν ἀναγκαῖον ἀνδρὸς ἀρετὴν εἶναι καὶ πολίτου

Digitized by Google

welche nur in jenem einen, eben angeführten und schwer denkbaren Ausnahmsfall, so zu sagen, einer allerbesten[25]), jenem absoluten Idealkönigthum, Platz machen muss, und zweitens, wo die Zahl der hervorragenden Leute geringer und die Gesammttüchtigkeit der Bürgerschaft immer noch grösser als die ihre ist, wo es also nur zu einer gemischten Aristokratie oder auch nur zu einer Politie kommen kann.

Mit dem vierzehnten Capitel beginnt nun die Besprechung der einzelnen Verfassungen und zwar zunächst die des Königthums bis zum Ende des siebzehnten, die zu dem Ergebniss führt, dass im entwickelten Staate das Königthum nur noch in jener eben dargelegten Form des idealen absoluten Königthums (παμβασιλεία) eines solchen wunderbar vollkommenen, wie ein Gott unter den Menschen wandelnden Mannes überhaupt in Betracht kommen kann.

Wer die bisherige Anlage unseres Werkes verfolgt hat, wird bereits Denen[26]) zustimmen müssen, welche sich dafür entschieden haben, dass das siebente und achte Buch oder die Darstellung des aristotelischen Idealstaats, nicht an der von Aristoteles beabsichtigten Stelle steht, dass vielmehr jetzt die Erörterung der eigentlichen Aristokratie oder der abgesehen von jenem Ausnahmsfalle des Idealkönigthums absolut (ἁπλῶς) besten Verfassung unmittelbar sich anreihen musste. Zu ihr bildet nun aber auch wirklich, wie namentlich Spengel[27]) gezeigt hat, das achtzehnte und letzte Capitel des dritten Buches die directeste Ueberleitung, ja dasselbe bricht mit einem unvollendeten Satze ab, der mit anderen Worten sich am Anfange des siebenten wiederholt: „wer sachgemäss untersuchen will, welches die beste Verfassung ist", aber so, dass jetzt zugleich auch der Nachsatz hinzugefügt wird: „der muss erst feststellen, welches das beste Leben ist"[28]), so fern ja nämlich erstere diejenige sein muss, welche zu letzterem verhilft.

Worin dies beste, wünschenswertheste oder glückselige Leben besteht, setzt nun das erste Capitel des siebenten oder, wie man hiernach eigentlich sagen müsste, vierten Buchs auseinander, das zweite und dritte aber behandeln eine zweite Vorfrage, ob nämlich für den Staat die Kriegs- oder die Friedenstüchtigkeit die Hauptsache, und für den Einzelnen das thätige Leben des praktischen Staatsmannes oder das beschauliche des wissenschaftlichen Forschers das glückseligere ist, mit dem vierten beginnt der eigentliche Entwurf der besten Verfassung selbst. Aristoteles geht dabei von den äusseren Bedingungen aus, indem er zunächst im vierten bis siebenten Capitel über die natürlichen Bedingungen oder über Land und Leute, dann im achten bis zwölften über die socialen und socialpolitischen Bedingungen, Ausschluss der Bürger von aller Brotarbeit, richtige Vertheilung von Grund und Boden und richtige Beschaffenheit und Stellung der

---

τῆς ἀρίστης πόλεως zurückzuweisen, denn im 4. und 5. Cap. ist, wie schon Anm. 12 erinnert wurde, dies mit so dürren Worten noch keineswegs ausgesprochen. Ausserdem s. noch Anm. 31.

25) IV, 2. 1289 a, 40. πρώτης καὶ θειοτάτης (vgl. Anm. 18. 30).

26) Ausser den von mir in meiner Ausg. Prolegg. S. LII f. Genannten auch Bekker, Congreve, Oncken, Bernays, Dittenberger u. A.

27) Ueb. d. Pol. des Arist. S. 17 ff., Arist. Stud. II. S. 60 (a. a. O. X. S. 652) ff. vgl. Susemihl Jahns Jahrb. XCIX. 1869 S. 604 ff.

28) 1288 b, 5 f. ἀνάτκη δὴ (l. δὲ mit Spengel) τὸν μέλλοντα περὶ αὐτῆς ποιήσασθαι τὴν προσήκουσαν σκέψιν und 1323 a, 14 ff. περὶ πολιτείας ἀρίστης τὸν μέλλοντα ποιήσασθαι τὴν προσήκουσαν ζήτησιν ἀνάγκη διορίσασθαι πρότερον τίς αἱρετώτατος βίος.

Digitized by Google

Bauern, bauliche Einrichtungen der Stadt und der Flecken und Dörfer handelt. Nun erst nimmt die innere Ausführung der besten Verfassung ihren Anfang, kommt aber bis zum Schlusse des achten Buchs nicht nur über ihren ersten Abschnitt oder die Erziehung nicht hinaus, sondern bleibt sogar mitten in derselben stecken, dergestalt, dass sogar die dritte der im siebenten und letzten Capitel aufgeworfenen Fragen, ob nämlich für die Zwecke des Musikunterrichts Melodie oder Rhythmos von grösserer Bedeutung sei[29]), gar nicht mehr zur Sprache kommt. Eine Reihe von Aristoteles selbst ausdrücklich gegebener Versprechungen, z. B. genauer darüber handeln zu wollen, warum Syssitien nothwendig seien, warum es zweckmässig erscheine, den Leibeignen die Freilassung als Lohn ihres Wohlverhaltens in Aussicht zu stellen, wie die amtliche Aufsicht über Zucht und Erziehung und überhaupt die Sittenpolizei, die Pädonomie, Gynäkonomie u. s. w. einzurichten sei, wie man in Bezug auf Aenderung der bestehenden Gesetze zu verfahren und welche Massregeln man zur unverrückbaren Aufrechterhaltung immer der nämlichen Bürgerzahl zu ergreifen habe[30]), bleibt vollends unerfüllt, sei es nun dass Aristoteles selbst nicht weiter gediehen ist, sei es dass die Zeit uns diesen Theil des von ihm hinterlassenen Werkes entrissen hat.

Nun beschränkt sich aber, so beginnt das vierte oder nach der neuen Anordnung sechste Buch, die wahre Aufgabe der Politik nicht bloss auf die Einsicht in das Wesen der absolut (ἁπλῶς) besten Verfassung, vielmehr gehört zu ihr eben so gut die Bestimmung der durchschnittlich (ταῖς πλείσταις πόλεσι) und der unter den jedesmal gegebenen Umständen (ἐκ τῶν ὑπαρχόντων) oder mit andern Worten für die gegebenen Leute, die gegebene Bevölkerung, beste, ja, wenn zufällig nicht einmal diese, sondern eine schlechtere in Frage komme, handele es sich endlich immer noch um deren möglichst beste Gestaltung und daher um die Einsicht in alle möglichen nicht bloss Arten, sondern auch Unterarten von Verfassungen. Hat das dritte Buch z. B. nur von Demokratie und von Oligarchie geredet, so wird dies jetzt dahin berichtigt, dass es mehrere Unterarten von beiden giebt. Indem nun aber so an jene Grundunterscheidungen des dritten Buches wieder angeknüpft wird, werden wir ausdrücklich im zweiten Capitel belehrt, dass die erste Aufgabe, die Darstellung der absolut besten Verfassung und die damit identische, des Königthums und demnächst der eigentlichen Aristokratie, schon gelöst ist[31]) und also nur die übrigen richtigen Verfassungen und die Abarten noch zu besprechen sind, deren Rangordnung diese ist: uneigentliche oder gemischte Aristokratien[32]), Politie, Demokratie,

---

29) 1341 b, 23 ff. ἐπειδὴ τὴν μὲν μουσικὴν ὁρῶμεν διὰ μελοποιίας καὶ ῥυθμῶν οὖσαν, τούτων δ' ἑκάτερον οὐ δεῖ λεληθέναι τίνα δύναμιν ἔχει πρὸς παιδείαν, [καὶ] πότερον προαιρετέον μᾶλλον τὴν εὐμελῆ μουσικὴν ἢ τὴν εὔρυθμον. Das diesen Worten vorausgehende verderbte τρίτον δεῖ τινα ἕτερον habe ich in τινὰ ἕτερον, τρίτον δὲ verbessert.

30) S. die genaueren Nachweise bei Susemihl Proleg. S. LI. Anm. 136. Schon der älteste lateinische Uebersetzer Wilhelm von Moerbeke bemerkte die Unvollständigkeit, indem er am Schlusse beischrieb: residuum huius operis in greco nondum inveni.

31) 1289 a, 30 ff. περὶ μὲν ἀριστοκρατίας καὶ βασιλείας εἴρηται (τὸ γὰρ περὶ τῆς ἀρίστης πολιτείας θεωρῆσαι ταὐτὸ καὶ περὶ τούτων ἐστὶν εἰπεῖν τῶν ὀνομάτων· βούλεται γὰρ ἑκατέρα κατ' ἀρετὴν συνεστάναι κεχορηγημένην), vgl. Z. 41 f. τὴν δὲ βασιλείαν ἀνατκαῖον ἢ τοὔνομα μόνον ἔχειν οὐκ οὖσαν, ἢ διὰ πολλὴν ὑπεροχὴν εἶναι τὴν τοῦ βασιλεύοντος.

32) 1289 b, 15 f., s. Anm. 24 und 32.

Digitized by Google

Oligarchie und Tyrannis, und dass mithin noch folgende Aufgaben zu lösen sind: erstens zu bestimmen, wie viele verschiedene Unterarten von Verfassungen es giebt, zweitens welches die durchschnittlich beste Verfassung ist, drittens für welcherlei verschiedene Leute die verschiedenen Verfassungen geeignet sind, viertens wie man bei der Einrichtung einer jeden Art von Demokratie und Oligarchie zu Werke gehen muss, fünftens und zuletzt nach diesem Allen, welches die Ursachen des Unterganges und die Mittel zur Erhaltung der Verfassungen sind[33]). Wir haben hier sonach einmal die ausdrückliche Bestätigung des Aristoteles selbst, dass das siebente und achte Buch vielmehr das vierte und fünfte in seiner Darstellung waren[34]), und fürs Zweite wird nun auch in der folgenden Ausführung die in dieser Disposition angegebene Reihenfolge auf das Strengste innegehalten.

Denn sehen wir von dem dritten Capitel und dem grösseren ersten Theile des vierten ab, die freilich diesem Gange auch nicht widersprechen, aber doch schwerlich von Aristoteles selbst herrühren[35]), so werden zuerst im Rest des vierten Capitels und im fünften die vier Unterarten je von Demokratie und von Oligarchie von der politieartigen bis zur tyrannisartigen hin aufgezählt, im sechsten aber gezeigt, warum es von beiden Verfassungen wirklich nur je diese vier Unterarten geben kann; im siebenten bis neunten werden die gemischte oder uneigentliche Aristokratie nach ihren beiden Unterarten, der Mischung mit oligarchischen und demokratischen oder bloss mit demokratischen Elementen, und die ihr nächstverwandte Verfassung, die Politie oder gleichmässige Mischform von Oligarchie und Demokratie, im zehnten die Tyrannis und die Spielarten zwischen ihr und dem Königthum abgehandelt. Fürs Zweite legt sodann das eilfte als die durchschnittlich beste Verfassung die Politie in ihrer Eigenschaft als Herrschaft des wohlhabenden Mittelstandes dar. Die dritte Untersuchung bricht im zwölften unvollendet ab, das Ende dieses Capitels aber und das ganze dreizehnte gehören nicht hieher, sondern zur Einrichtung der Politie, eine richtigere Redaction würde sie mit dem neunten verschmolzen haben[36]). Nur Eines stört die Harmonie: die Lehre vom Umsturz und von der Erhaltung der Verfassungen steht jetzt nicht am Schlusse, sondern erfüllt bereits das fünfte Buch, und die von der Einrichtung der verschiedenen Demokratien und Oligarchien kommt in den sieben ersten Capiteln des sechsten erst hinterdrein, während die drei letzten des vierten allgemeine und grundlegende Be-

33) 1289 b, 12 ff. ἡμῖν δὲ πρῶτον μὲν διαιρετέον πόσαι διαφοραὶ τῶν πολιτειῶν εἰσίν, εἴπερ ἔστιν εἶδη πλείονα τῆς τε δημοκρατίας καὶ τῆς ὀλιγαρχίας, ἔπειτα τίς κοινοτάτη καὶ τίς αἱρετωτάτη μετὰ τὴν ἀρίστην πολιτείαν κἂν εἴ τις ἄλλη τετύχηκεν ἀριστοκρατικὴ καὶ συνεστῶσα καλῶς, ἀλλὰ ταῖς πλείσταις ⟨ἧττον⟩ ἁρμόττουσα ταῖς πόλεσι, τίς ἐστίν, ἔπειτα καὶ τῶν ἄλλων τίς τίσιν αἱρετή (τάχα γὰρ τοῖς μὲν ἀνάγκαία δημοκρατία μᾶλλον ὀλιγαρχίας, τοῖς δ' αὖτη μᾶλλον ἐκείνης), μετὰ δὲ ταῦτα τίνα τρόπον δεῖ καθιστάναι τὸν βουλόμενον ταύτας τὰς πολιτείας, λέγω δὲ δημοκρατίας τε καθ' ἕκαστον εἶδος καὶ πάλιν ὀλιγαρχίας, τέλος δέ, πάντων τούτων ὅταν ποιησώμεθα συντόμως τὴν ἐνδεχομένην μνείαν, πειρατέον ἐπελθεῖν τίνες φθοραὶ καὶ τίνες σωτηρίαι τῶν πολιτειῶν καὶ κοινῇ καὶ χωρὶς ἑκάστης, καὶ διὰ τίνας αἰτίας ταῦτα μάλιστα γίνεσθαι πέφυκεν.

34) Dazu kommt c. 7. 1293 b, 1 ff., s. Anm. 24.

35) S. darüber Susemihl, Rhein. Mus. XXI. S. 554 ff.

36) S. Susemihl a. a. O. S. 564 ff. u. bes. Böcker De quibusdam Politicorum Aristoteliorum locis S. 24 ff.

Digitized by Google

stimmungen über die Einrichtung und Organisation aller möglichen Verfassungen ausser dem Königthum und der eigentlichen Aristokratie so wie der Tyrannis je nach den drei verschiedenen Staatsgewalten enthalten, indem das vierzehnte die berathende oder beschliessende, das funfzehnte die administrative oder die Organisation der Beamten oder Behörden, das sechzehnte die richterliche Gewalt abhandelt. Demgemäss ist von verschiedenen Seiten [37]), und wohl mit Recht, die Umstellung des sechsten Buches vor das fünfte, so dass dieses zum siebenten und jenes zum achten wird, empfohlen und angenommen worden, dass die vier im sechsten enthaltenen Rückweisungen auf das fünfte [38]) nicht schon dem Aristoteles selbst, sondern erst dem Urheber der uns überlieferten Redaction angehören [39]). Die beiden dergestalt unmittelbar an einander gerückten Stücke, die drei Schlusscapitel des vierten und die sieben ersten Capitel des sechsten Buches werden so zum allgemeinern und zum speciellen Theile derselben Abhandlung. Aber es fehlt die im Anfange des sechsten angekündigte Erörterung der möglichen Combinationen, sofern in demselben Staate die eine Staatsgewalt nach Massgabe einer anderen Art von Verfassung eingerichtet sein kann, als die andere [40]). Und dies ist nicht der

37) S. meine Ausg. Prolegg. S LIII.

38) c. 1. 1316 b, 34 f. 1317 a, 37 f. (wo Z. 39 δή für δὲ zu schreiben ist, falls nicht auch noch diese Zeile unächt ist); c. 4. 1319 b, 4 ff. c. 5. 1319 b, 37. Vgl. bes. Spengel, Ob. d. Pol. des Arist. S. 36 ff.

39) Ein Gleiches gilt von VII, 4. 1325 b, 34 f. καὶ περὶ τὰς ἄλλας πολιτείας ἡμῖν τεθεώρηται πρότερον, s. Spengel a. a. O. S. 26 f.; vgl. Zeller a. a. O. S. 523 Anm., Susemihl Jahns Jahrb. Cl. 1870. S. 350, Spengel Arist. Stud. III. S. 31 (83 f.). Die Worte passen gleich wenig in den Zusammenhang, mag man nun, wie es meines Erachtens der Urheber derselben gewollt hat (s. darüber auch Diebitsch, De rerum conexu in Aristotelis libro de re publica, Bresl. 1875. S. 8 f., welcher vergebens ihre Aechtheit vertheidigt), unter τὰς ἄλλας πολιτείας alle übrigen Verfassungen ausser der besten oder mit Hildebrand (Gesch. u. Syst. der Rechts- u. Staatsphil. I. S. 363 ff.) und Teichmüller (Philologus XVI. S. 164 ff.) die im zweiten Buch kritisirten Musterverfassungen zu verstehen haben. — Das Citat VII, 9. 1328 b, 29 ff. καθάπερ γὰρ εἴπομεν, ἐνδέχεται καὶ πάντας κοινωνεῖν πάντων καὶ μὴ πάντας πάντων, ἀλλὰ τινὰς τινῶν lässt sich, da unter πάντων die sämmtlichen im vorigen Capitel dargelegten ἔργα ὧν δεῖται πᾶσα πόλις (Z. 16), und zwar genau nicht mehr und nicht weniger, gemeint sind, d. h. Ackerbau, Gewerbe und Künste, Kriegerthum, Priesterthum, Steuercapital, Staatsverwaltung mit Einschluss des Gerichtswesens, weder mit Göttling (Praef. S. XXII) auf IV, 15 (s. dagegen Spengel Arist. Pol. S. 28; Diebitsch a. a. O. S. 10), noch mit Diebitsch (S. 9) auf IV, 3. 1290 a, 3 ff. τούτων γὰρ τῶν μερῶν ὁτὲ μὲν πάντα μετέχει τῆς πολιτείας, ὁτὲ δὲ ἐλάττω, ὁτὲ δὲ πλείω, obwohl hier allerdings der Unterschied mehr in der Form als in der Sache liegt, noch mit Hilaire auf III, 6 f., aber freilich auch nicht, wie ich in meiner Ausgabe gethan habe, mit Spengel a. a. O. S. 28 auf II, 1. 1260 b, 37 ff. ἀνάγκη γάρ ἤτοι πάντας πάντων κοινωνεῖν τοὺς πολίτας ἢ μηδενός ἢ τινῶν μέν, τινῶν δὲ μή beziehen, denn hier geht πάντων auch auf Wohnung und Weiber und Kinder. Es giebt vielmehr im ersten bis sechsten Buch keine einzige Stelle, auf welche es genau passt: an dieser Thatsache, wie sie auch zu erklären sein mag, lässt sich nicht drehen und deuteln, eben so wenig wie an der, dass III, 3. 1276 a, 30 ff. auf VII, 4 verwiesen wird, und dass man trotzdem dort wie sonst wo vergebens etwas Derartiges sucht, und an dem Widerspruch, dass II, 7. 1265 b, 24 ff. die Zuweisung zweier getrennter Landgüter an jeden Bürger getadelt, VII, 10. 1330 a, 14 ff. dagegen vorgeschrieben wird.

40) 1316 b, 39 ff. ἔτι δὲ καὶ τὰς συναγωγὰς αὐτῶν τῶν εἰρημένων ἐπισκεπτέον πάντων τῶν τρόπων· ταῦτα γὰρ συνδυαζόμενα ποιεῖ τὰς πολιτείας ἐπαλλάττειν, ὥστε ἀριστοκρατίας τε ὀλιγαρχικὰς εἶναι καὶ πολιτείας δημοκρατικωτέρας. λέγω δὲ τοὺς συνδυασμούς, οἷς δεῖ μὲν ἐπισκοπεῖν, οὐκ ἐκκειμένοι δ' εἰσὶν νῦν, οἷον ἂν τὸ μὲν ‹περὶ τὸ› βουλευόμενον καὶ τὸ περὶ τὰς ἀρχαιρεσίας ὀλιγαρχικὸν ἢ συντεταγμένον, τὰ

Digitized by Google

einzige Mangel. Es erübrigt nämlich jetzt noch das achte und letzte Capitel dieses sechsten Buches, ein Abriss zu einer genaueren Ausführung der Lehre von der Organisation der Behörden, welcher allerdings einen Theil der im funfzehnten Capitel des vierten bloss aufgeworfenen oder nur vorläufig besprochenen Fragen zur wirklichen Erledigung bringt, aber unter Anderem[41]) gerade für die gründlichere Beantwortung derjenigen, welche ausdrücklich dort[42]) als noch nicht genügend erledigt bezeichnet wird, nämlich für die Erörterung der Verschiedenheit der Behörden je nach den verschiedenen Verfassungen, Nichts oder doch so gut wie Nichts leistet und nicht minder die gleichfalls dort[43]) ausdrücklich in Aussicht gestellte Besprechung des Einflusses der verschiedenen Geschäftskreise auf die verschiedene Wahlart der verschiedenen Aemter gänzlich vermissen lässt. Die höchst kunstvolle Composition des fünften Buches genauer darzulegen, würde hier zu viel Zeit in Anspruch nehmen, und sie möchte überhaupt kaum für den Hörer, sondern nur für den Leser sich zu übersichtlicher Anschauung bringen lassen.

Ich schliesse daher mit der Bemerkung, dass schon die im Verzeichniss der Schriften des Aristoteles bei Diogenes Laertios[44]) enthaltene Politik gleich der auf uns gekommenen acht Bücher umfasste und mithin wenigstens erheblich umfänglicher auch bereits nicht gewesen zu sein scheint. Als den Urheber dieses Verzeichnisses aber haben freilich Rose[45]) und Bernays[46]) erst den Andronikos bezeichnet, allein die von mir[47]) ausgesprochene Vermuthung, dass es bereits der Alexandriner Hermippos von Smyrna, der Schüler des Kallimachos, war, und dass dies Verzeichniss den Bestand der alexandrinischen Bibliothek wiedergab, ist sodann durch Heitz[48]) und Nietzsche[49]) zu einem Grade von Sicherheit erhoben worden, wie er in Untersuchungen dieser Art überhaupt nur erreichbar ist.

Der zweite Präsident: Meine Herren! Indem ich zunächst dem geehrten Herrn Vorredner für seinen lehrreichen Vortrag unsern Dank ausspreche, frage ich, ob Sie eine Debatte darüber eröffnen wollen? — Da Niemand sich zum Worte meldet, habe ich nunmehr die Herren zu bitten, sofort zur Constituirung der Sectionen zu schreiten. Die dort zu erwählenden Herren Vorsitzenden und Schriftführer bitte ich, alles für das Tagesblatt bestimmte mit der Bezeichnung dieser Bestimmung in die Universitäts-Buchdruckerei von Adlers Erben zu senden.

Ich schliesse damit unsere erste allgemeine Sitzung.

δὲ περὶ τὰ δικαστήρια ἀριστοκρατικῶς, ἡ ταῦτα μὲν καὶ τὸ περὶ τὸ βουλευόμενον ὀλιγαρχικῶς, ἀριστοκρατικῶς δὲ τὸ περὶ τὰς ἀρχαιρεσίας, ἡ κατ' ἄλλον τινὰ τρόπον μὴ πάντα συντεθῇ τὰ τῆς πολιτείας οἰκεῖα.

41) S. das Genauere hierüber bei Susemihl, Jahns Jahrb. Cl. 1870. S. 347 ff.

42) 1300 a, 9 f. ἀλλὰ περὶ μὲν τούτων ἐπὶ τοσοῦτον εἰρήσθω νῦν.

43) 1300 b, 5 ff. οἱ μὲν οὖν τρόποι τῶν περὶ τὰς ἀρχὰς τοσοῦτοι τὸν ἀριθμόν εἰσι, καὶ διήρηνται κατὰ τὰς πολιτείας οὕτως· τίνα δὲ τίσι συμφέρει, καὶ πῶς δεῖ γίνεσθαι τὰς κατασκάσεις, ἅμα ταῖς δυνάμεσι τῶν ἀρχῶν, τίνες εἰσίν, ἔσται φανερόν.

44) V, 24, s. Anm. 3.

45) De Aristot. libr. ord. S. 43 ff., Aristot. pseudepigr. S. 8 ff.

46) Dialoge des Aristot. S. 2. 133 f.

47) In der ersten Aufl. meiner Ausg. u. Uebers. der Poet. S. 17 f.

48) a. a. O. S. 44—52.

49) Rhein. Mus. XXIV. S. 181—194.

Digitized by Google

Zweite allgemeine Sitzung.

Anfang $10^1|_4$ Uhr.

Der zweite Präsident: Meine Herren! Indem ich die zweite allgemeine Sitzung eröffne, theile ich zunächst mit, dass einige Briefe hier eingelaufen sind (er vertheilt dieselben). Sodann habe ich über die Constituirung der Sectionen zu berichten: Es haben sich constituirt und heute morgen schon getagt: die pädagogische Section, die der Germanisten und Romanisten, die der Orientalisten und die mathematisch-naturwissenschaftliche, also vier; die übrigen sind nicht zu Stande gekommen. Es sind noch einige Schriften zur Vertheilung eingegangen (s. schon oben), dieselben liegen für die Herren zur Abholung bereit. Nach dem eben gefassten Beschlusse der pädagogischen Section theile ich den etwa nicht anwesend gewesenen Herren hierdurch mit, dass morgen die Sectionssitzung um 8 Uhr beginnt, und dass das Präsidium der orientalistischen Section ersucht ist, für morgen in der Aula der grossen Stadtschule tagen und die Mitglieder der pädagogischen Section sich als Gäste und Hospitanten gefallen lassen zu wollen, da die letztere gern den Vortrag des Herrn Prof. Dr. Schlottmann über die kypriotischen Inschriften mit hören möchte. Zugleich erlaube ich mir die Herren an den Anfang der allgemeinen Sitzungen morgen um 9 Uhr zu erinnern und zugleich zu bitten, die Dampfschiffskarten zur Warnemünder Fahrt für Herren und Damen im Bureau in Empfang zu nehmen. Die Abfahrt muss präcise 1 Uhr stattfinden. Ich habe hier dankbar zu erwähnen, dass der Vorstand des hiesigen Zweigvereins der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger für den Nachmittag die Vorführung eines Rettungsversuchs mit dem Raketen-Apparat bewilligt hat, der namentlich für die Herren aus dem Binnenlande nicht ohne Interesse sein wird. Haben die Herren dann aber ihre Freude daran gehabt, so darf ich, in Hinsicht auf den edlen Zweck der Gesellschaft, Sie auch wohl bitten, zu Hause später deren Ausbreitung fördern zu wollen. Abends werden Sie die Warnowufer erleuchtet finden. Ferner ersuche ich die Herren, welche noch am Freitag Nachmittag Doberan und den Heiligen Damm besuchen wollen, sich im Bureau in die Liste einzuzeichnen, damit für Fuhrwerk gesorgt werden kann.

Herr Hofrath Prof. Dr. Fritzsche aus Leipzig hat das Wort.

Der ἀνὴρ ἀγαθός bei Pindar.

Hochansehnliche Festversammlung!

Pindarum quisquis studet aemulari —. Gross, unnachahmbar, nemini imitabilem, nennen Horaz, Quintilian, Andere den Pindar, gross — nicht etwa bloss wegen des Klanges seiner dithyrambischen Weisen, die wunderbar das Herz ergreifen, wenn er sich ergiesst

„Wie ein Strom aus Felsenrissen,
Angeschwellt von Regengüssen —“

nein, gross nennen ihn schon die alten Kunstrichter sententiarum sublimitate.

Digitized by Google

Pindar ist nicht nur Sänger, er ist, wie er sich selbst nennt, σοφός, ein Weiser, ja σοφία πρόφαντος καθ' Ἕλλανας παντᾷ (Ol. I extr.).

Diese Weisheit, die erquickend wie Morgenthau auf allen seinen Dichtungen perlt, war es, warum schon bei seinen Lebzeiten Herodot den lauschenden Hellenen Pindar's Spruch an's Herz legte: νόμος βασιλεὺς πάντων. Keiner aber zieht Pindar's Gedanken mit solcher Begeisterung, ja, gleich Mahnungen eines Orakels, an, wie der Weise, dessen Name mit dem der Weisheit selbst verwachsen ist, der göttliche Plato.

Das machten die sittlichen Ideen, welche wie ein lebendiger Pulsschlag sich aus Pindar's gesammten Gesängen herausfühlen lassen und wieder und immer wieder das rechte Wort treffen, so oft er auf der goldenen Phorminx die Töne anstimmt des reigenführenden Hymnos (Pyth. I, init.).

Nicht das persönliche Interesse an einem Hiero oder Thero, sondern diese Ideen haben bewirkt, dass jener Hymnos heute noch fortklingt als χρονιώτατον φάος εὑρυσθενέων ἀρετᾶν (Ol. IV, 10), während von den gefeiertsten anderen Trägern der strengen antiken Lyrik kaum Trümmer sich erhielten. Vollständig aber, allein vollständig, haben wir Pindar's ἐπινίκια.

In ihnen ziehen wir mit hin zum Thale von Pytho oder zum heiligen Haine in Olympia, in ihnen erleben wir es selbst mit, wie da

Rosse schnaubten, Wagen krachten,
Blut entquoll der Fäuste Schlag,
Und die rüst'gen Läufer trachten
Sieggewohnt dem Siege nach.

Ein Sieg in den heiligen Spielen soll gefeiert werden, ein Sieg, welcher nicht nur den verherrlicht, dem zu Ehren der Hellanodike mit goldener Sichel den Oelzweig hoch herab — ὑφόθεν — von dem Baume hieb, den Herakles selber aus dem fernen Lande der Hyperboräer gebracht und gepflanzt hatte zum Denkmale der schönsten Kämpfe in Olympia (Ol. III, 10 flg.); nein, ein Sieg, der die ganze Freundschaft, das ganze Heimathsland dessen mit Jubel erfüllt, der nun wie ein Gott wandelt unter seinen Brüdern, dessen Namen die Tochter des Hermes, die Siegesbotin Ἀγγελία, selbst bis zum Hades hinabträgt, damit auch der entschlafene Vater des Siegers Alkimedon Theil habe an dem Glücke des Kindes (Ol. VIII, 81). Und die frohe Botschaft durchzittert die Herzen, nicht anders als die Siegesbotschaften der jüngsten Jahre unseres herrlichen deutschen Landes.

Und auch von unseren Helden, die draussen in gallischer Erde ruhen, gilt Pindar's Wort: ἔστι δὲ καὶ θανόντεσσι μέρος κἀν νόμον ἐρδόμενον, κατακρύπτει δ' οὐ κόνις συγγόνων κεδνὰν χάριν. Auch die Todten haben ihren Theil! Nicht verbirgt der Staub den Antheil der Brüder, die gefallen im heil'gen Kampf (Ol. VIII, 77). Wir aber, die Lebenden, rufen wie Pindar, nachdem die Macht der Perser bei Salamis gebrochen war (Isthm. III, 36): νῦν δ' αὖ μετὰ χειμέριον ποικίλων μηνῶν ζόφον χθὼν ὑπὲ φοινικέοισιν ἤνθησεν ῥόδοις!

Nach langer, schwerer, stürmischer Nacht
Erblüh'te die Erde mit Rosen in Purpurpracht —

Digitized by Google

ja, mit Rosen, die auf der Gefallenen Grabstätten blühen werden, so lange deutsche Zunge lebt und deutsches Lied.

Der Sieg wird gefeiert; den Göttern wird da geopfert und gedankt; an der Götter Altare wird das Lied gesungen vom Chore der festlich geschmückten Männer.

Grosser Thaten Betrachtung kann nur grosse Gedanken wecken.

Vor die Seele tritt die Macht der waltenden Gottheit, welcher der Kampfplatz geheiligt ist; wach werden da die Erinnerungen an die Vorwelt, an die Schicksale der Ahnen, an die Thaten der Heroen, und geben die Marmorblöcke, aus denen der Meister das grosse Ganze meisselt bis auf Scenen und Züge, welche noch heute der sinnigste Vorwurf für Maler und Bildner wären *).

Aber auch die nächste Veranlassung zur Festfeier, das eigene Wesen des kranzgeschmückten Siegers, kommt in Betracht.

Verdient muss er den Sieg im heiligen Spiele haben, verdient nicht durch seines Leibes Stärke und Gewandtheit oder durch die Kraft seiner Rosse, die da hinstürmten am Alpheos „nimmer vom Stachel getrieben" — nein! nicht verdient hat er den Sieg — ein Gnadengeschenk der Gottheit ist der Sieg. Ζεῦ, μεγάλαι ἀρεταὶ θνατοῖς ἕπονται ἐκ σέθεν (Isthm. III, 4). Er schenkt den Sieg — nicht dem Sünder — nur den Guten nimmt er zu Ehren an. Τίμα δ' ἀγαθοῖσιν ἀντικεῖται (Isthm. VI, 26).

Wer ist nun dieser ἀνὴρ ἀγαθός?

Es ist der Held und der gute Mann. Beides. Der Held bei Homer ist ἀγαθός, Gott bei Plato ist ἀγαθός. Gott schuf die Welt, spricht Plato im Timäus, weil er gut war.

Als aber Gott die Welt bereitete, blickte er hin auf die unwandelbare reine Urgestalt, die ewig bei ihm wohnte vor Beginn der Zeiten; die von ihm ausgeprägt wurde in den sublunarischen Dingen.

So wohnt in Pindar's Seele die Urgestalt des Mannes, des Guten, wie er sein soll; und Pindar prägt sie aus im Worte, dass es werde ein Fürstenspiegel, ein Spiegel des wahrhaft Edeln.

Man hat oft Pindar's Lieder mit den Psalmen Assaph's und dem goldenen Kleinod David's, oft mit dem Sänger des Messias verglichen.

Und mit Recht! Ueber die Thore des Hymnos, welche Pindar seinen Siegern weit aufthut, können auch wir schreiben das Alte: Intra! Et heic deus est.

Bei keinem Dichter der Hellenen wehet so der Odem der Frömmigkeit, wie bei ihm. Nirgends ist der Adlerschwung seiner Rede majestätischer, als wenn er redet von der Erhabenheit und Grösse des höchsten Wesens, seiner Weisheit, Macht und Stärke.

Τιμᾶν θεόν. Das ist das erste Hauptstück.

*) Ich erinnere nur an Ol. III, 19 fig., Herakles ausruhend von seiner Arbeit: ἤδη γάρ αὐτῷ πατρὶ μέν βωμῶν ἁγισθέντων διχόμηνις ὅλον χρυσάμματος ἑστήρας ὀφθαλμῶν ἀντέφλεξε Μήνα κτλ. Herakles hat den Altar für den Zeus in Olympia errichtet; er hat das Stadion für die künftigen Spiele abgeschritten. Da bricht der Abend herein. Herakles steht da und betrachtet das Werk seiner Hände — und siehe, es erhebt sich am Horizonte der volle Mond und bescheinet das Antlitz des ruhenden Helden. Dem Hellenen ist das ganz glaublich, da in der Regel bei der Feier der Olympischen Spiele Vollmond war.

Digitized by Google

Der gute Mann erkennt, dass der Anfang des Werkes und der glückliche Beschluss nur von der Gottheit kommt. Ἓν τὶν πᾶν τέλος ἔρτων betet er in dem Liede auf den Argiver Theïos (Nem. X, 29). Das Gebot der Gottheit schafft wunderbar, was unglaublich der Menge erschienen; θεῶν τελεσάντων οὐδέν ποτε φαίνεται ἔμμεν ἄπιστον (Pyth. X, 49).

Der Mensch aber, was ist er dagegen? Ἐπάμεροι! ruft er im achten pythischen Gesange, ἐπάμεροι! Τί δέ τις; τί δ' οὔτις; Eintagsgeschöpfe! Was ist Einer? Was ist Keiner? Σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος! Ein Traumgebilde, ein Schatten ist der Mensch! (Pyth. VIII, 95). Selbst die nächste Zukunft ist dem Sterblichen verschlossen: Nicht weisst Du

„Ob dir der Tag, der Sonne Kind,
In Ruhe und stillem Glücke verrinnt,
Ob nichts dir der Abend genommen!
Leidfluthend,
Lustfluthend —
So kommen
Wechselnd rasch des Schicksals Wogen
An des Lebens Strand gezogen."

Da fühlt der Mann, dass nur durch die Gottheit ihm Kraft komme zu grossen Tugenden; dass nur durch die Gottheit der Mann blühe mit weisem Sinn für und für.

Diese Abhängigkeit von Gott predigt ihm aber auch Mass zu halten in allen Dingen, sich zu bescheiden in der Fülle des Glücks!

Μηκέτι πάπταινε πόρσιον! Das legt er dem Könige Hiero als Olympioniken an's Herz (Ol. I extr.). Wolle nicht hinaus über die Säulen des Herakles! Vermiss dich nicht, du Glücklicher, Gott zu werden! Μὴ μάτευε θεὸς γενέσθαι (Isthm. IV, 14). Phaethon fiel zerschmettert herab von Helios' Wagen, Bellerophon begehrte zum Olymp zu fliegen, und Pegasus schleuderte ihn in den Abgrund.

Denn die Götter hassen Selbsterhebung, Uebermuth, Frevelmuth und alles Arge! Ja,

Alle Missethaten
Rächt ohne Erbarmen an Hades Gestaden
Einst Einer,
Stark wie Keiner.

Δικάζει τις ἐχθρᾷ λόγον φράσας ἀνάτκᾳ (Ol. II, 59).

Aber des Guten harret, wie des Agrigentiners Thero, dereinst das Eiland der Seligen, bei den Freunden der Götter, wo Thränen nicht fliessen.

Wer aber so als wackerer Mann auf den hellen Pfaden der Tugenden wandeln will, der ehrt auch die göttlichen Satzungen, aus denen die Kette der menschlichen Gesellschaft demantfest geschmiedet ist.

Denn — und das ist das zweite Hauptstück — die Götter selber schufen dein Vaterland und erhalten es dir. Im Olympos neben Zeus wohnt und thronet die Themis, die des heiligen ewigen Rechtes Säulen wahret. Σώτειρα, Sospita, nennt Pindar diese Himmelskönigin; und ihre Tochter ist die μεγαλόδοξος Εὐνομία (Ol. IX, 15).

Digitized by Google

Für seine Bürger, für das Heimatsland ist der ἀνὴρ ἀγαθός geschaffen. Das ist die echte dorische Denkart auch unseres thebanischen Weisen.

Drängt der Feind, wie einst der frevelmüthige Perser gegen die Hellenen, dann greift der Gute mit Lust zum Eisen, er ist ἀνὴρ σιδαροχάρμης, er wehrt ab den Hagel der Blutwolken (Isthm. VI, 27); er steht da wie Ajax, ein Thurm in der Schlacht; er leuchtet als das Auge des Heeres, wie Amphiaraos, Beides er: ein guter Seher; wacker, wenn er schwang den Speer. Er harret aus τλάμονι ψυχᾷ und ruft was Horaz dem Pindar nachsingt: dulce et decorum est pro patria mori (Isthm. VI, 27 flg.).

Wurden ihm aber Erdengüter zu Theil, ist er ein Zweig vom Stamm hochberühmter Väter, ward ihm Reichthum oder Macht zu Theil, er verwendet diese Gaben der Olympier zu Nutz und Fromm der Bürger, zur strahlenden Leuchte des Vaterlands; er ist ἄωτος ὀρθόπολις; er erhält mit lauterem Sinn die Eintracht, die Städtebeschirmerin, πρὸς ἀυχίαν φιλόπολιν καθαρᾷ φρενὶ τετραμμένος, wie Psaumis der Kamarinäer im Silberhaar.

Vor allem aber — wie gegenüber der Gottheit ohne ὕβρις, so beherrscht er sich selbst gegenüber den Bürgern; er ist das Gesetz der Stadt in Fleisch und Blut.

Den Stab der Gerechtigkeit, den pflegt er mit reinem Sinn, θεμιστεῖον ἀμφέπει σκᾶπτον.

Dem Phalaris haftet übler Ruf an alle Zeit, aber den Hiero, den Thero, den Gerechten, beschatten unvergänglich des Liedes wunderbar verschlungene Thal und Höhen!

Die Schwestern der Gerechtigkeit heissen Milde und Gnade.

Nicht immer ist die Augenbraue des Zeus emporgerollt, nicht stets tobt Ares. Nein!

— quondam citharа tacentem
Suscitat Musam neque semper arcum
Tendit Apollo.

„Die Hand beut
Zu herrlichen Thaten
Der Reichthum
Mit Tugend berathen.
Durch die hat er Seel' und Leben,
Kraft zum schönsten Ziel zu streben.
Als wahrhaftiges Licht
Strahlt er so, wie Sterne funkeln.
So wird er Gewinn
Einem Heldensinn.
Nicht bleibt sein Name im Dunkeln."

Aber der Glanz des Vaterlandes muss auch blicken nach aussen hin, die μεγαλοπρέπεια zieret den grossen Mann. Den Psaumis lobt Pindar, dass er willig bereit sei, der Rosse Zucht zu pflegen; und Hiero, der sein edelstes sieggewohntes Ross, den Pherenikos, nach dem Stadion gen Olympia sendet, heisst βασιλεὺς ἱπποχάρμης.

Doch noch herrlicher glüht im Liede der veilchengelockten Musen der Schluss der zweiten Olympischen. Thero, der Fürst, er ist gütig, wie gütig die Gottheit bei Plato:

Digitized by Google

„Möcht auch — Ohrenbläserei,
Falschheit, Büberei
Verhüllen des Edelen That —
Doch den Sand am Meergestad'
Wer ist's, der ihn zählet?
Wer zählt die Freuden,
Die Thero's Hände rings um sich verbreiten,
Den Segen
Allerwegen?"

Verlassen wir den lauten Markt der rechtsprechenden Männer und begleiten den Edelen zur Stille des häuslichen Heerdes, in den Kreis der Reinen!

Der sechste pythische Gesang gipfelt sich in der Erzählung von dem jugendlichen Antilochos, der vor Troja seinem greisen Vater Nestor zu Hülfe eilte und sein Leben liess zur Rettung des Vaters. Er vollbrachte die schönste That der Kindesliebe, eingedenk dessen, was einst in den Waldesschluchten der gerechteste der Centauren dem jungen Peliden zurief, und was wiederklingt wie ein Gebot des Dekalogus: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren! (Pyth. VI).

Ungezwungen thut dies der ἀνὴρ ἀγαθός. Denn τί φίλτερον κεδνῶν τοκέων ἀγαθοῖς; Was ist so lieb doch als die Elternherzen? (Isthm. I, 5).

Clarum Tyndaridae sidus! Fein und lieblich ists, wo Brüder einträchtig bei einander wohnen! So lautet es weiter bei Pindar.

Im Olymp, vereint mit den seligen Göttern zu leben, verschmähte Polydeukes, wenn der Olymp ihn scheiden sollte von Kastor, dem trauten Bruderherz. Gross ist so der Name des Argivers Theäus, den mehr berühmt machte die Liebe zu seinem Bruder, als die Kraft des Leibes, durch die er in den Nemeäischen Spielen gesiegt hatte.

Dagegen, wo Zwietracht glimmt und heimlicher Unfriede der Sippen, da wenden die Parzen schamerfüllt ihr Antlitz ab und fliehen von der Schwelle. Denn wider die Natur ist der Krieg zwischen denen, die Eine Mutter getragen.

Ein Vaterherz auch hat der ἀνὴρ ἀγαθός. Fassen wir's kurz. Vor Gram verzehrt sich König Hiero bei dem Verluste seiner Tochter. Wie warm, wie erquickend richtet da Pindar den Gebeugten auf! Denken wir an seine θρῆνοι. Da redet Pindar der Freund zum Freunde.

Was Wunder auch, wenn dem Manne alle Herzen zufallen — bewundernd, liebend? Ihm aber wäre das Leben kein Leben ohne treue Gefährten.

Eine Seele, μία ψυχή, sind Patroklus und Achill.

Geht doch dem Hellenen nichts über die Freundschaft! Ἔστι γὰρ ἀρετή.

Da treiben und grünen und blühen die stillen sanften Tugenden, die ihren Sitz haben im innersten des Herzens — die Treue — bis zum Tode, nach dem Tode —

Carior est auro constans et fidus amicus —

Die nachsichtige Milde —

Fert leve peccatum, fert atque ignoscit amicus —

Da erwachen des Lebens schönste Freuden! —

Digitized by Google

„Ein Sinn, geneigt im Freundeskreis zu weilen,
Beim Thau des Weinstocks Becherklang zu theilen,
Das ist noch süsser als der goldne Saft,
Den kunstreich in dem Bau die Biene schafft —“

Γλυκεῖα δὲ φρὴν καὶ συμποταισιν ὁμιλεῖν μελισσᾶν ἀμείβεται τρητὸν πόνον (Pyth. VI, extr.).

Da erklingen hell Sang und Saitenspiel! Denn ein Mann wie Hiero, der von jeglicher Tugend Blüthenkränze pflückt, der

— weiht mit Lust sich auch dem Dienste
Aller wahren Musenkünste,

— ἀγλαΐζεται δὲ καὶ μουσικᾶς ἐν ἀὼτῳ.

Und die Musen und die Charitinnen, die ihn anlächelten bei seiner Geburt, sie helfen dem Sänger also, dass wahr wird das Wort des Horaz:

— nigro
Invidet Orco.

Ich habe gesprochen.

Der zweite Präsident: Meine Herren! Soll über den Vortrag eine Debatte eröffnet werden? — Eine Debatte ist also nicht eröffnet, dann erlaube ich mir Namens der g. V. dem Herrn Vorredner für seinen Vortrag den herzlichsten Dank auszusprechen. Wir machen eine Pause von 15 Minuten.

Pause. Wiederanfang 11¾ Uhr.

Der zweite Präsident (nach Austheilung einiger Briefe): Meine Herren! Für die Versammlung sind hier einige Subscriptionsaufforderungen, deren Verlesung unnöthig ist, auf den Tisch gelegt. Zur Kunde der Versammlung möchte ich aber einen Brief bringen, der aus Manchester den 24. September 1875 an die Versammlung gerichtet ist:

„Ein Diener des Worts entbiete ich der in Rostock tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner meinen Gruss. — Von Liebe zur Sache getrieben und ohne andere Sonderinteressen edirte ich im Jahre 1871 eine Didaskalie in Form der Tetralogie, betitelt „der Gott zu Pytho“. Sie ist das Erzeugniss eines heimgegangenen Bruders und deutschen Doctoren der Philologie. Das Werk, welches sich Lösung offener Fragen der Wissenschaft zur Aufgabe gemacht, blieb aber von Kritik und Publicum vernachlässigt, was mich veranlasste, zum Zweck seiner Verbreitung Exemplare davon an dem Namen nach mir bekannte bedeutende Männer des In- und Auslandes zu senden. Ueber den Erfolg dieses gewagten Schrittes verlautete mir nichts. Da kam die frohe Kunde von Ihrer bevorstehenden Massenversammlung. Guten Muthes lege ich nun zuletzt noch mein Buch vor einen so competenten Richter, von dem ein Urtheilsspruch mir Genugthuung sein würde. Freiexemplare sende ich gern.

Der Verleger

Manchester am 24. Sept. 1875. Karl Walther.

Das Buch selbst, m. H., ist noch nicht angekommen. Ich werde es Ihnen hoffentlich später vorlegen können. Ich habe noch anzuzeigen, dass Herr Dr. Schmitt (Firma B. G. Teubner) die Güte gehabt hat, ein Exemplar der Innsbrucker Verhandlungen im Bureau zur Ansicht auszulegen, und dass derselbe auch unsere Verhandlungen, trotz der

Digitized by Google

erforderlichen Opfer, wieder herauszugeben übernommen hat. Subscriptionslisten zu diesen „Verhandlungen der 30. Versammlung“ sind hier auf dem Tisch, im Bureau und in den Sectionslocalen für die Herren bereit gelegt.

Herr Geh. Hofrath Prof. Karl Bartsch hat jetzt für den freundlichst angekündigten Vortrag das Wort:

Geh. Hofrath Prof. Dr. Karl Bartsch:

„Vom deutschen Geiste in den romanischen Sprachen.“

Der Titel, den ich für meinen Vortrag gewählt habe, klingt anspruchsvoller, als er gemeint ist. Den Gegenstand in so kurz bemessener Zeit, wie sie die Rücksicht auf diese Versammlung erheischt, auch nur annähernd erschöpfen zu wollen, darauf muss ich durchaus verzichten. Auch wäre das anmassend bei einem Gegenstande, der bisher erst andeutungsweise überhaupt behandelt worden ist. Auf Andeutungen werde auch ich mich beschränken, auf Anregungen, die zu weiterem Nachforschen leiten mögen; denn das scheint mir ein Hauptzweck zu sein, den Vorträge in unsern Versammlungen haben sollen.

Dass die germanischen Völker, als sie die Sprache der Römer annahmen, auf deren Boden sie sich niederliessen und germanische Reiche gründeten, mit dem Aufgeben der heimischen Sprache nicht auch die germanische Denkart aufgaben, liegt zu tief in der menschlichen Natur begründet, als dass wir nöthig hätten, dafür uns nach historischen Beweisen umzusehen. Noch jetzt macht ja jeder, der eine fremde Sprache sich aneignet, die Erfahrung, dass es geraume Zeit dauert, bevor er in der fremden Sprache zu denken gelernt hat, bis er aufhört, aus denen auszudrückenden Gedanken vorher zu übersetzen. Auch den Germanen blieb die neu angenommene Sprache ein Kleid, in das sie deutsche Gedanken hüllten; und Jahrhunderte lang blieben sie romanisch redende Germanen. Wie viel sie von dem ihrigen der fremden Sprache gaben, das zeigt sich am deutlichsten und klarsten im Wortbestande: hier sind es vorzugsweise die Gebiete des Krieges, des Rechtes, der Schifffahrt, aus denen der deutsche Wortbestand der romanischen Sprachen stammt, Gebiete also, auf denen die Germanen ein eigenthümlich entwickeltes Leben bereits besassen. Beweise hierfür zu geben, wäre überflüssig: ist ja doch gerade diese Seite des Nachweises deutschen Wesens, der etymologische Nachweis, mit ganz besonderem Erfolg cultivirt worden! Unberührt dagegen von germanischem Einflusse blieb die Flexionsweise der romanischen Sprachen, während in den Lauten sich die Eigenthümlichkeiten der einzelnen germanischen Stämme fühlbar machen, wie denn die Analogie gotischer und provenzalischer, und andrerseits althochdeutscher und französischer Lautverhältnisse eine gar nicht zu verkennende ist. Noch wirksamer aber erscheint der germanische Einfluss in der Wortbildungslehre. Aus dem Gebiete der Ableitung erinnere ich zunächst an die zahlreichen unmittelbar aus dem Verbum gebildeten und nur mit Flexion am Stamme versehenen Substantiva. So von desiderare, désirer — désir, die sich verhalten wie Binde und binden; adornare, ital. adorno, Schmuck und schmücken und viele andere. — Von den Ableitungsendungen sind einige ganz deutschen Ursprungs, bei andern ist deutscher Einfluss und deutsche Analogie unverkennbar oder wahrscheinlich. Deutsch ist die Endung ald, die theils in Eigennamen, theils in Substantiven (Personen meist mit schlimmem Nebensinn bezeichnend) gebräuchlich ist; ferner die Endung

Digitized by Google

ard, aus dem deutschen hart entstanden, die in derselben Weise verwendet wird, wie ald; sodann die deutschen Endungen ing und ling, welche patronyme Bedeutung haben; endlich iscus, womit meist Adjectiva aus Substantiven abgeleitet werden, die die Herkunft bezeichnen, so bei Völkernamen: tedesco, got. thiudisks, prov. francesc, ahd. frankisk etc. Wahrscheinlich hat auch die Endung ascus deutschen Ursprung, womit Adj. und Subst. gebildet werden: die ital. Gentilbildungen bergamasco, comasco etc. vergleichen sich dem ahd. mannask, humanus. Was die Ableitungen mit att, ett, itt, ott betrifft, so ist die deutsche Herkunft zwar nicht sicher gestellt, aber doch wahrscheinlich; sie stehen der Form nach parallel den deutschen Endungen aht, eht, iht, oht, die in den romanischen Sprachen zu att etc. wurden. Wenn hier die Endungen selbst deutsche sind, so hat bei anderen lateinischen Ursprungs deutsche Analogie eingewirkt: dies gilt z. B. von den zahlreichen romanischen Bildungen auf issa, denen nur wenige lateinische entsprechen; von deus wird deuissa, fr. deuesse (jetzt déesse) gebildet, wie im deutschen von got — gotinna; diesem deutschen inna also entspricht die romanische Endung issa ganz genau. Aehnlich verhält es sich mit der Endung arius, welche lat. als Adjectivendung, doch auch nicht zu häufig vorkommt, dagegen in den romanischen Sprachen zu einer Menge verschiedener Bildungen (masc. und fem.) verwendet wird, die nach ihrer Bedeutung den ahd. Substantiven auf ari, mhd. ære entsprechen; argentarius — argentier, gebildet wie ahd. zouparari, gartari (Gärtner). — Was die verbalen Ableitungen betrifft, so gemahnt die deminutive Verbalbildung mit illare an die deutsche Endung eln, punzellare ist unser tüpfeln, saltellare unser tänzeln; dergleichen Bildungen sind schon im ahd. und mhd. häufig genug. — Gehen wir zur Zusammensetzung über, so ist des Entsprechenden und Analogen noch viel mehr vorhanden. Die deutsche Art, durch Wiederholung des Stammes mit Ablaut Composita zu bilden, findet sich auch in den romanischen Sprachen, so entsprechen unserem Singsang, Klingklang frz. tric-trac, ital. ninna-nanna u. a. Die Zusammensetzung zweier Substantiven, von denen das erste die Beschaffenheit des zweiten bezeichnet und auch durch ein Adjectiv ausgedrückt werden kann, ist im Lateinischen nur ganz vereinzelt nachzuweisen, die Fähigkeit dieser Art von Compositionen in den romanischen Sprachen muss daher als deutsch bezeichnet werden: so crocevia = Kreuzweg (Weg in kreuzförmiger Gestalt). Ebenso die Zusammensetzungen, in denen das erste Subst. in genetivem Verhältniss zum zweiten steht: lundi = māntac etc.; ferner wenn die beiden Substantiva auf gleicher Linie stehen, wie vereinzelt im Lat. usus-fructus; roman. chou-fleur, pierre-ponce Bimstein wie ahd. flins-stein; Adjectiva mit Substantiven zusammengesetzt, wobei das Adjectiv vorausgeht: bianco-spino, aub-épine = ahd. wizdorn. — Ganz besonders zahlreiche Analogien bieten die Zusammensetzungen mit Präpositionen. Die Compositionen mit ad entsprechen in zahlreichen Fällen den deutschen mit bi, be: von verus wird adverare, frz. avérer, gebildet, grade wie von wār ein biwārjan, unser bewähren; ebenso entsprechen frz. afoler, asoter genau ahd. bitumbjan mhd. betœren; adrecier (von directum = recht abgeleitet) = berichten; ebenso von Substantiven werden Verba mit ad = bi gebildet: von jour, Tag: ajorner = mhd. betagen; z. B. cum pesmes jurz nus est hoi ajurnez (Rol.) vergleicht sich genau dem mhd. Verse: mir betaget der sælden tac; freilich will ich nicht unterlassen zu bemerken, dass dies betagen ahd. noch nicht zu belegen ist und daher ebenso gut umgekehrt hier romanischer (franz.) Einfluss angenommen werden kann. Auf die Zeit des Vorkommens muss überhaupt bei dergleichen Zusammen-

Digitized by Google

stellungen überall Rücksicht genommen werden, und man kann sagen, dass vom 12. Jahrh. an die Analogien häufiger auf romanischem als auf germanischem Einfluss beruhen. Ebenso entspricht die Präposition cum in Zusammensetzungen dem deutschen ge: compagnon (der das Brod mit isst) ist genau das ahd. gamazi, mhd. gemazze (der die Speise theilt); compère, confrère sind gevatero, gibruodar. Die Präposition contra ist deutsch wider: contrevaloir ist ahd. widargeltan. Die Präposition ex entspricht dem deutschen ir, er: esclairier = erliuhten; esdevenir ist erwerden; esforcier = ertwingen; esgarder = erwarten. Inde in Zusammensetzungen ist unser ent, und hier hat offenbar auch die Aehnlichkeit einen Einfluss geübt. Derartige Zusammensetzungen kennen nur die nordwestlichen Dialekte, franz. und provenz. emporter ist entragen; enmener = entführen; enfuir = entfliehen. In andern Fällen aber entspricht dem deutschen ent die Präpos. dis: z. B. disfaire ist entuon in der Bedeutung „zu nichte machen"; desclore und desfermer = entsliezen, „öffnen"; desfubler entspengen etc. — Die Präp. inter entspricht deutschem unter: ich will von ihrem Gebrauch nur eins anführen, das freilich nach der andern Seite liegt: refl. Verba mit entre bezeichnen im afr. und prov. das gegenseitige Thun: s'entramer, sich gegenseitig lieben; s'entrebaisser, sich küssen; denselben Gebrauch kennt das mhd. sich underminnen, underküssen, aber sicherlich erst durch Nachbildung des Romanischen, da im Ahd. noch keine Spur dieser Ausdrucksweise aufzufinden ist. — Die zahlreichen Zusammensetzungen mit minus, die unlateinisch sind, kommen auf Rechnung der Einwirkung des deutschen missi, und hier fehlt es nicht an zahlreichen Gleichungen: mesavenir = misseschehen; mesdire = missesagen; mesfaire = missetuon; mesfait = missetät. — Ultra oder super entsprechen deutschem über: oltreboivre, sorboivre ist übertrinken; oltrecuidier = übermüeten: oltrecuidance = übermuot; das einfache cuidier ist daher = muoten; sordire ist übersagen. — Von verbalen Zusammensetzungen erwähne ich die imperativisch gebildeten, wie mhd. habedanc, prov. cercamon, vgl. die deutschen Dichternamen Suchenwirt und Suchensin; fainéant = Taugenichts, troublefête = Störenfried und so in einer Menge von Eigennamen. — Auch aus der Bildung der Pronomina lassen sich manche Analogien anführen: die Verbindung von unus mit negativem Präfix, it. niuno, sp. nenguno, prov. negun, frz. neun, entspricht durchaus dem ahd. nih-ein; wie umgekehrt das prov. degun, altspan. deguno dem ahd. dih-ein nachgebildet ist. Die Bezeichnung für 'jeder beliebige' durch prov. qualque vuelha, it. qual-si-voglia etc. entspricht dem ahd. mhd. sô wer sô welle, swer der welle. — Noch zahlreicher sind die Analogien in der Bildung der Adverbia. Das Adv. peut-être, ursprr. ce puet estre, das kann sein = vielleicht, entspricht dem altniederl., auch nd. macschehen; ebenso wie espoir (spero) im 1. Pers. in den Satz eingeschoben wird in gleicher Bedeutung wie im Deutschen wæne, meist in verkürzter Form wæn. — Ital. dentro ist genau binnen, enbinnen; letzteres wie auch frz. dedans mit doppelter präpositionaler Zusammensetzung; ebenso ist franz. çaiens genau das altd. hinne (aus hie inne). Ital. via, weg als Adv. ist genau unser deutsches Wort; die Zusammensetzung von simul mit in, in insieme, ensemble, entspricht dem mhd. ensamen. Dass man prima in der Bedeutung von antea brauchte (it. prima, prov. primas, frz. primes), ist nach Analogie des deutschen êr, ê geschehen. — Atant franz. in der Bedeutung „während dem", „hierauf", ist genau gebildet wie altd. bediu, bedaz; und eine gleiche Ausdrucksweise ist afr. ace, zu dem Zwecke dass = ahd. ze diu. — En epsa l'ora (prov.), en es l'eure (frz.) ist genau das deutsche: zuo der selben stunt; prov.

Digitized by Google

demanes, fr. demanois vergleicht sich dem ahd. mhd. zehant; in franz. aujourd'hui liegt derselbe Pleonasmus wie in ahd. tages hiutû (etwa heutigen Tages); die Bezeichnung für 'heuer', it. uguanno, prov. ogan, fr. oan ist genau aus hoc anno gebildet, wie hiurû aus hiujârû entstanden ist; jamais, it. giammai aus jam magis ist gebildet wie ahd. io mèr, mhd. iemer. Die Bezeichnungen für sehr entsprechen genau den deutschen: duramente, durement = harto; fortmen prov., forment afr. = starcho; granment = grôze. — Die Verwendung von trans zu diesem Zwecke: très-bon (trans-bonus), eigentl. 'durch und durch gut' ist wie das ahd. durchguot, durchkunt, durchhlûtar, durchheitar etc.

Ungleich zahlreicher sind die germanischen Einwirkungen auf dem Gebiete der Syntax. Bei den Adjectiven bemerke ich die Steigerung durch melius statt der sonst üblichen periphrastischen durch plus; es ist genau das ahd. mhd. baz in der Bedeutung nicht von 'besser', sondern von 'mehr'; set ans e melz = siben jâr oder baz. Beim Artikel ist der pluralische Gebrauch des unbestimmten Artikels hervorzuheben, den das Latein nur beim plurale tantum kennt (unae litterae), aber die romanischen Sprachen sagen „unos libros" genau wie bei Otfr.: las ih in einen buachon. Ferner der unbestimmte Artikel bei Stoffnamen in Vergleichen: wie man altd. allgemein sagt (abweichend vom Neuhochdeutschen) grüener denne ein gras, wîzer denne ein snê, so im Altroman. plus blancs que uns argens. — Den bestimmten Artikel setzen romanische Sprachen wie Altdeutsch vor den Vocativ: wie im Nibelungenliede die Meerweiber Hagen anreden: „ich wil dich warnen, Hagene, daz Aldriânes kint", so heisst es im franz. Volksliede: bon jour la belle Claire. Vor dem possessiven Pronomen steht abweichend vom Nhd. bestimmter wie unbestimmter Artikel, ebenso im Romanischen wie im älteren Deutsch: li miens fils, uns miens fils = der min sun, ein mîn sun. — Ferner die Verwendung des sogenannten Theilungsartikels, wenn man einen unbestimmten Theil bezeichnen will: boire du vin, manger du pain; auch hiefür bietet das Ahd. die zutreffende Analogie: er az des brôtes, er tranc des wines; j'ai des amis = ich hân der vriunde. — Beim Pronomen ist an den Gebrauch von homo als unbestimmtes Pronomen zu erinnern, ganz wie unser 'man', das schon im Ahd. diese Verwendung hat. — Ferner hebe ich den pleonastischen Gebrauch des Possessivum hervor, den unsere Mundarten so vielfach haben: der Mutter ihr Hut; und schon im Altd. zweier biscoffe ir rât, wie altfr. des Normans veient lor felonie = 'sie sehen der N. ihre Schlechtigkeit'. — Das Neutrum des Pronomen wird beim Verbum sein zu einem Substantivum gesetzt: wie wir sagen 'das bin ich', 'das ist mein Vater' so franz. c'est mon père; und ebenso 'ich bin es' = je le suis, und auch wenn es sich auf eine Frau bezieht: êtes-vous mère? oui, je le suis. Vielfältig zeigt sich in der Rection der Verba deutscher Einfluss. Lat. contradicere wird nur mit dat. construirt, franz. contredire 'gegen etwas sprechen' mit acc. (Eul. celle kose non contredist) wie mhd. widerreden (daz widerredete Hagene). Apprendre hat altital. und altfrz. die Bedeutung nicht nur von lernen, sondern auch lernen machen = lehren; und so finden wir nicht erst im heutigen Volksgebrauche Deutschlands beide Begriffe verschmolzen (er hat mich lesen gelernt), sondern schon im Altdeutschen werden lêren und lernen so promiscue gebraucht. Lat. errare = frz. errer hat in den romanischen Sprachen nicht bloss die Bedeutung von irren, sondern auch von irre führen = altd. irren (uns irret einer hande diet Walth.), ital. s'e il pensier non m'erra. — Der absolute Accus. in Participialconstructionen, der dem lat. ablat. absol. entspricht, ist im Romanischen wie im Deutschen: le heaume

Digitized by Google

lacié = den helm üf gebunden. — Beim Dativ erinnere ich an den eigenthümlichen Gebrauch von dicere mit dat. der Person und acc. der Sache: a mon vers dirai chanso 'ich werde meinen Vers Canzone nennen'; genau wie altd. sprechen: sô sprechents einem wuocher (Walther). — Beim Genus des Verbums hebe ich die ganz gewöhnliche Art hervor, wie durch Hinzusetzung von se jedes beliebige Verbum den Schein eines Reflexivum bekommen kann; dies ist etwas im Althochd., Altsächs. etc. wie im Altromanischen ganz übliches: il s'est hat nur die Bedeutung 'er ist' mit einer leichten medialen Färbung; ebenso noch in unserem Volksliede ganz gewöhnlich: 'er war sich'. — Von impersonalen Analogien erwähne ich unser 'es gibt', welches im ital. si da, si danno seine Parallele hat. — Die Umschreibung durch stare mit partic. um einen Zustand auszudrücken: sto scrivendo ital. ist genau das altd. trûrende stân; ebenso wird gehen mit partic. zur Bezeichnung einer fortgesetzten Thätigkeit verwendet: se vunt esbaneant = mhd. weinende gie, videlende gie (Nib.). — Da das Passiv den romanischen Sprachen verloren ging, so trat Umschreibung ein, ebenso wie im Ahd. bereits gegenüber dem Gotischen. Die Art der Umschreibung ist in den romanischen Sprachen der deutschen durchaus analog. Der Infinitivus activi muss häufig passive Bedeutung mit vertreten: 'ich höre dich loben' ist romanisch wie deutsch gleich ausgedrückt, wo lat. laudari steht; ebenso beim Infinitiv der von einer Präposition abhängt: je suis à plaindre, ich bin zu beklagen, wo der Infinitiv gleichfalls passive Bedeutung hat; bei Adjectiven bon à employer: guot ze tragene etc. — Bemerkenswerth ist der Gebrauch des Infinitivs nach Fragewörtern und Relativen: je ne sais que faire, was nicht eine Ellipse ist (etwa debeam), sondern Umstellung: je ne sais faire que; ebenso sagt man altdeutsch: er enwiste wie gebâren. — Beim Partic. verdient die Bildung eines part. prät. von intransitiven Verben hervorgehoben zu werden; auch darin stimmt das Altdeutsche mit dem Romanischen überein. Von exire = prov. eissir wird das partic. eissitz, frz. issu gebildet „einer der hinausgegangen ist"; ganz wie unser gegangen, das sich seiner Bildung nach nicht von dem transitiven geschlagen unterscheidet. — In Bezug auf den Numerus des Verbums haben die romanischen Sprachen dieselbe syntaktische Freiheit wie die germanischen, dass bei nachfolgendem Plural des Subjects das vorausgehende Verbum im Singul. stehen kann. — Beim Fragesatze, meist in der Antwort, ist der auch sonst sehr verbreitete Gebrauch von facere = deutsch tuon als Vertretung eines vorausgehenden Verbums hervorzuheben, die im Latein des Mittelalters schr frühe sich findet: dicis tu ita? sic facio = altd. sô tuon ich. — Bezüglich des mehrfachen (zusammengesetzten) Satzes: die Anwendung von si (sic) im Anfang des Nachsatzes ist genau die unsers 'so'; zuweilen findet man dafür et, und auch das hat als seltnere Ausdrucksweise seine germanische Analogie. — Nebensätze des Grundes werden durch perchè, frz. parceque, wie im ahd. mit: durch daz = weil ausgedrückt. Bei perchè neben percioccbè haben wir dieselbe Ellipse des Demonstratives daz, die im altd. durch daz Regel ist; das Franz. kann aber ce nicht entbehren und hat kein par que, auch nicht in älterer Zeit, die Spanier aber und Portugiesen sagen porque. — Der Gebrauch von que in Absichtssätzen ist genau der unsers deutschen daz. Beim concessiven Nebensatze erwähne ich den Gebrauch von totus, it. tutto, frz. tout: tutto rico ch'egli era 'obgleich er reich war'; tout puissant qu'il est; damit vergleicht sich das deutsche al (besonders niederd.) im Sinne von obgleich (al sul sie niht gekrœnet sin Parz. II, 918). — Am Anfang eines Bedingungssatzes in fragender Form steht et,

Digitized by Google

wie im Deutschen und: e fos mia Alamanha = und wære diu werelt min (noch bei unsern Dichtern; im Volkslied sehr oft: und welt ir hören zu diser frist etc.). Der einschränkende Satz wird in den romanischen Sprachen durch Negation mit dem Conjunctiv ausgedrückt bei negativem Hauptsatze: genau dasselbe im Deutschen: ja a cel pont hom ne passast, quatre deniers ne li donast; es lüge nahe hier das relative Pronomen zu ergänzen; aber es ist die Conjunct. que 'dass'. Jener Satz wäre altd.: nieman engienge ze de brücke, er engæbe im vier phenninge. Die verdoppelte Negation, im Rom. allgemein, hebt nicht wie im Latein die Negation auf, sondern verstärkt; und das Gleiche gilt vom Germanischen. Dass hier das Griechische mit Deutsch und Romanisch stimmt, kann uns nicht verhindern hier deutschen Einfluss anzunehmen.

Ich komme nun auf den Punkt der Bedeutungsentwicklung der Worte. Viele altlateinische Worte haben ihre Bedeutung wesentlich unter germanischem Einfluss verändert. Ich muss mich auf ein paar Beispiele beschränken. Emendare ist lateinisch verbessern, corrigiren: der gewöhnliche Sinn, den das Wort im Romanischen des Mittelalters hat, ist aber 'büssen'; im Deutschen sagt man bessern und büssen: s'il ad larrecin amended 'wenn er das latrocinium durch die übliche Busse vergütet hat'; so im Tristan: ich wil ez der süezen bezzern (büssen, gut machen). In gleicher Weise das Subst. amende, emende: prenez l'emmende = bezzerunge, buoze; faire a. = buoze tuon. — Amicus hat im Romanischen nicht nur die Bedeutung 'Freund', sondern auch 'Verwandter', wie das altd. friunt (vgl. Freundschaft noch heute); amistié ist afr. daher = parenté, Verwandtschaft. — Aus lat. captivus hat sich franz. chétif entwickelt: jenes 'kriegsgefangen', dieses 'unglücklich'; die analoge Entwicklung zeigt das deutsche 'elend', ahd. 'eilenti', der in fremdem Lande (in das der Kriegsgefangene geführt wird) ist der unglückliche, elende: gewiss hat zu dieser Entwickelung der deutsche Begriff, in dem sich das deutsche Heimatsgefühl so schön ausspricht, beigetragen. — Clinare neigen, dahinstrecken: im Romanischen intransitiv gebraucht und mit dat. der Person verbunden: l'un ad altre ad clinet, ist genau das ahd. mhd. hnigan, nigen, ebenso construiert: der eine neic dem andern. — Lat. computare bloss in der Bedeutung 'rechnen, zählen': im Romanischen dies und erzählen, frz. compter und conter gesondert. Im Ahd. ist zeljan beides; auch reitan reiten bedeutet 'rechnen und erzählen'. — Corpus als ganz gewöhnliche Umschreibung der Person: mes cors = ich, wie im Altd. min lîp etc. = ich. — Eine Menge anderer im älteren Latein nicht vorkommender Bildungen sind unter germanischem Einfluss nach Analogie geschaffen worden. Deporter in der Bedeutung 'verschonen' ist wie das altd. vertragen in gleicher Bedeutung. — Porchacier, refl. gebraucht, seinen Lebensunterhalt erwerben = altd. sich bejagen. — Cambre demaine ist das altd. vröne kemenâte, das Gemach des Herrn; aveugle aus aboculus ist gebildet wie das ahd. orougi 'unsichtbar'; avenant part. zu avenir ist genau unser bequem (ahd. biquâmi zu quëman = kommen, wie jenes zu venire). — In andern Wörtern hat Anklang an deutsche Stämme, Anklang an deutsche Wurzeln auf die Wahl des betreffenden lateinischen Ausdrucks Einfluss geübt: so ist auf die afr. Bildung escrier = exquiritare gewiss das ahd. scrian von Einfluss gewesen, auf environ (in girone) das ahd. umbirinc, auf die Umstellung trobler aus turbulare der deutsche Stamm truobi; auf esgrafier die Anlehnung an die deutsche Wurzel schraf; die Doppelform laier und laissier für 'lassen' ist beeinflusst durch die deutsche Doppelform lân und lâzan, und überhaupt ist für die Wahl dieser Wörter (für linquere) die Klangähnlichkeit entscheidend gewesen.

Digitized by Google

Aber auch das Umgekehrte können wir beobachten, dass ein aus dem Germanischen entlehntes Wort an einen lateinischen Stamm angelehnt wurde. Dahin gehört ahd. widarlôn, prov. guizardon, frz. guerredon; hier hat offenbar die Vertauschung von l mit d stattgefunden, um das Wort an donner, donum anzuknüpfen. Ganz unrichtig wäre eine Zusammensetzung aus deutschem widar und lat. donum, donare anzunehmen, sondern wir haben wie dort Umdeutschung, so hier Umromanisirung eines deutschen Wortes. — Ich darf Ihre Geduld nicht länger in Anspruch nehmen. Was ich durch diese aus grosser Fülle herausgehobenen Beispiele erhärten und darthun wollte, das ist die Nachwirkung deutscher Elemente auf den verschiedensten Gebieten romanischer Sprachbildung. Je weiter wir in den Quellen hinauf- und zurücksteigen, um so fühlbarer wird uns diese geistige Verwandtschaft, um so kräftiger fühlen wir den germanischen Hauch, der die romanischen Sprachen durchweht. Ein altfranzösisches Epos wie die Chanson de Roland, wie Garin der Lothringer, zeigt uns nicht nur in den thatsächlichen Verhältnissen des Lebens und der Sitten die Fortwirkung der germanischen Welt, sondern auch im dichterischen und sprachlichen Ausdruck gibt sich dies zu erkennen. Mit jedem Jahrhundert freilich tritt dies germanische Element zurück, und am Ausgange des Mittelalters ist in der Poesie kaum mehr etwas, was daran erinnert. Dennoch aber sollten die Völker dieser einstigen Gemeinschaft nicht vergessen, und im Interesse der nach einem Culturideal strebenden Menschheit liegt es, nicht die ursprüngliche Verschiedenheit, sondern das Gemeinsame zu betonen und dem Auge die Fäden zu enthüllen, an denen die beiden Hauptträger der Cultur, Germanen und Romanen, in ihrem Denken und Fühlen zusammenhängen.

Der zweite Präsident. Will die g. V. in eine Debatte über den eben gehörten, so anziehenden Vortrag eintreten? — Da eine Debatte nicht beantragt wird, glaube ich aus der beifälligen Aufnahme des Vortrags das Recht hernehmen zu können, dem Herrn Hofrath Bartsch den Dank der Versammlung auszusprechen. Jetzt hat Herr Dir. Prof. Dr. Eckstein zur Erledigung einer geschäftlichen Frage das Wort.

Prof. Eckstein: Meine Herren! Die Ordnung unseres Vereins verlangt es, dass in der zweiten Sitzung schon Beschluss gefasst wird, wohin im nächsten Jahre die Versammlung fallen soll. Im Herzen Deutschlands sind eine Reihe von Orten in Betracht gezogen, z. B. Weimar, Eisenach, aber überall finden sich Schwierigkeiten von lokaler Art. — Deshalb sind wir darauf gekommen, uns nach dem Süden zu wenden, aber nicht, wie man erst gedacht hat, nach Strassburg. Wer die Verhältnisse von Strassburg nur einigermassen kennt, wird darin übereinstimmen, dass es noch zu früh ist, eine deutsche Wandergesellschaft dorthin zu bringen. Darum schlagen wir Tübingen vor, eine Universität, welche an Jahren der Rostocker nicht viel nachsteht, eine Stadt, welche zwar nicht durch ihren Handel, aber doch durch ihre reizende Lage sich auszeichnet, in einem Lande gelegen, das gerade unserem Verein seine hohe Theilnahme immer geschenkt hat, in einem Lande, dessen Schulen ihren alten Ruhm bis heute bewahren, in Schwaben. Wenn wir nun aber Tübingen wählen, so sind wir diesmal in der freudigen Lage, dass man von dort uns eine freundliche Aufnahme zugesichert hat. — Das war freilich von Mecklenburg aus auch geschehen, aber nicht von Rostock, sondern von der Regierung.

Was das Präsidium der Tübinger Versammlung anlangt, so schlagen wir die

Digitized by Google

Herren Professoren Teuffel und Schwabe als Präsidenten vor. — Der Director des Gymnasiums wird ein kräftiger Leiter in der pädagogischen Section sein.

Geh. Hofrath Prof. Bartsch: Im Jahre darauf, 1877, wird in Tübingen aber auch das 400jährige Jubiläum gefeiert.

Prof. Eckstein: Darum gerade gehen wir hin, wir kommen vor dem Jubiläum und nicht nach dem Kaisermanöver!

Die Versammlung nahm darauf einstimmig Tübingen als nächsten Ort der Versammlung (der 31.) an und erwählte ebenso einstimmig den Prof. Dr. Teuffel zum Präsidenten und den Prof. Dr. Schwabe zum Vicepräsidenten derselben. Das Präsidium machte den Gewählten sofort telegraphische Mittheilung.

Gymnasialdirector Krause: Vom Herrn Präsidenten habe ich das Wort nicht zu einer geschäftlichen Präsidial-Mittheilung, sondern als Philolog zu einer Nachweisung über die Vitae Catonis fragmenta Marburgensia erhalten. Der Archivar G. Könnecke hat diese Fragmente einer angeblichen lateinischen Quelle des Plutarch für die Vita Catonis min. in Fuldaischen Archivalien gefunden, und H. Nissen hat sie bekanntlich mit dem Marburger Index lectionum für das Wintersemester eben herausgegeben. Die Handschrift soll mit Sicherheit dem Beginn des 13. Jahrhunderts angehören. Handschriften können täuschen und wir, denen allen das Auffinden verlorener Handschriften eine besondere Freude ist, können uns alle irren. Gustav Freytag hat den dankbaren Stoff ja zu einer schönen Novelle benutzt. Ein naheliegendes Beispiel über Täuschung im Alter einer Handschrift finden Sie in meiner kleinen Festschrift, ein anderes bietet der Streit über die Rostocker Sallusthandschrift. Hinsichtlich der Marburger Fragmente erklärte schon A. v. Gutschmid in Zarncke's Liter. Centralbl. vom 25. Aug. d. J. S. 1162, man habe es augenscheinlich nicht mit einem lateinischen Original, sondern mit einer Uebersetzung aus dem Griechischen zu thun. Vom Alterthum könne keine Rede sein. Stamme das Bruchstück wirklich aus dem angehenden 13. Jahrhundert, so sei es sehr interessant wegen seiner verhältnissmässig reinen Latinität. Man könne den Uebersetzer etwa mit Leonardus Aretinus vergleichen. Man komme am ersten dann auf Karolinger-Zeit zurück; aber ob zweifellos die Handschrift saec. XIII. ineuntis sei?

Meine Herren! Ich kann Ihnen nun sagen, dass die Fragmente zweifellos Uebersetzung der Humanistenzeit sind, ich kann Ihnen den Uebersetzer nennen: den Florentiner Lapus, und kann Ihnen den Beweis hier gedruckt in die Hand legen. Der Foliant, den Sie hier sehen, ein Venediger Druck von 1496, enthält die Uebersetzung des Plutarch, darin den Cato und die Fragmente. Ich habe sie durchverglichen, auch die Vergleichung liegt hier, in die Nissenschen Fragmente eingetragen, vor. Es stimmt alles genau; in den Conjecturen für die unleserlichen Stellen hat Nissen oft das Richtige getroffen, oft auch nicht. Ich bedaure herzlich dem Gelehrten seine Freude stören zu müssen.

Der Incunabeldruck in meinem Besitz, den ich auf einer Auction früher erwarb, und der aus den Dubletten der herzoglichen Bibliothek zu Gotha stammt, hat 2 Theile, von 145 und 144 Folien. Theil II hat hinter der Uebersetzung des Plutarch noch Ruffus de regia consulari imperialique dignitate ac de accessione Romani imperii; ferner Platonis viri illustris vita per Guarinum Veronensem edita; ebenso Aristotilis (!) viri illustris vita per Guarinum Veronensem edita, endlich Caroli Magni Viri illustris vita per Donatum

Digitized by Google

Acciolum edita. Auf Fol. 144, Vorderseite, schliesst der zweite, hier im vorliegenden Exemplar mit dem ersten zusammengebundene Theil mit den Worten:

Virorum illustrium uitae ex Plutarcho Graeco in latinum uersae: solertique cura emendatae foeliciter expliciunt: | Venetiis impressae per Bartolameum de Zanis de Portesio Anno nostri saluatoris. 1496. die octo Mensis Iunius (!).

Th. 2 fol. 64 Rückseite beginnt:

Catonis Iunioris*) Viri illustris vita ex Plutarcho Graeco in Latinum per Lapum Florentinum versa.

Das erste Nissensche Fragment steht fol. 68 Rückseite Z. 7 bis 41, das zweite fol. 71 Vorderseite Z. 3 bis 34.

Der alte und der Nissen'sche Druck mit der Durchvergleichung sind hier den Herren zur Einsicht bereit**).

---

*) Ebenso Th. 1 fol. 91 M. Catonis senioris viri illustris vita ex Plutarcho Graeco per Franciscum Barbarum in Latinum versa.

**) Seitdem hat zunächst Prof. Dr. Teuffel im St. Anz. f. Würt. besondere Beil. No. XXII vom 6. Oct. seine Ueberzeugung ausgesprochen, dass die Fragm. eine ungenaue Uebersetzung seien. Die gründliche Darlegung datirt vom 8. Sept. Ein Referat brachte der deutsche Reichsanzeiger 1875 No. 235 (7. Oct.). Ebenso erklärte sich O. Seeck im Hermes X. Heft 2 S. 251 ff. mit v. Gutschmid völlig einverstanden, und H. Nissen machte in der Jenaer Lit.-Ztg. 1875 No. 41 (9. Oct.) dann selbst bekannt, dass die Fr. aus der Uebersetzung des Lapo von Florenz stammen, von der J. Bernays ihm eine ältere Ausgabe (1520 Ascensius) verschafft habe. Nachher folgte noch eine Recension von Mähly Mag. f. Lit. d. Ausl. 1875 No. 23, von Sauppe Gött. Gel. Anz. 1875 Stück 40 S. 1265—1274 und endlich von F. Rühl in Fleckeisen N. Jahrb. 111 Heft 11 S. 777—783.

In Folge einer freundlichen Aufforderung von sehr competenter Seite lasse ich hierunter den ganzen Inhalt der oben genannten Ausgabe folgen, zunächst die Plutarchischen Stücke nach den Uebersetzern geordnet:

1) von Lapus Florentinus sind bearbeitet: Theseus (mit Holzschnitt: Th. mit einem Centauren im Zweikampf in einem Zaun-Ringe wie in einem Gottesurtheil), Romulus, Lycurgus, Numa mit der Numae et Lycurgi comparatio, Solon, Publicola mit der Compar. Publicolae et Solonis, Themistocles, Camillus, Pericles, Photion (!), Cato Iunior (!), Artoxerxes (!), Aratus.

2) Von Donatus Acciaiolus: Alcibiades, Hannibal, Scipio Aphricanus (!) mit Hannibalis P.que Scipionis comparatio, Demetrius.

3) von Guarinus Veronensis: Coriolanus mit der Compar. Alcibiadis et Martii, Philopomen (!), T. Quintus (!) Flaminius (!) mit der Comparatio Titi et Philopomenis, Lysander, Scylla (!) mit Lysandri Scyllaeque comparatio, Marius, Eumenes mit Eumenis Sertoriique comp., Nicias, M. Crassus mit comp. Niciae et Crassi, Alexander Magnus, Dio, M. Brutus mit Comp. Dionis ad (!) Brutum.

4) von Antonius Tudertinus: Fabius Maximus, Pelopidas, Marcellus, Timoleo, Agis et Cleomenes, Agesilaus, Pompejus.

5) von Leonardus Arretinus: Aristides, Paulus Aemilius, Tyberius et Cajus Gracchi, Pyrrhus, Sertorius, Demosthenes, Marcus Tullius, Marcius (!) Antonius.

6) von Franciscus Barbarus: M. Cato senior (!) mit der Comp. Aristidis ad (!) Catonem seniorem.

7) von Leonardus Iustinianus: Cymon, Lucullus.

8) von Iacobus Angelus de Scarparia: Caesar.

9) von Franciscus Philelphus: Galba, Oto (!).

Dann folgen ganz absonderliche Dinge unter Plutarchs Namen:

1) Evagorae viri illustris vita ex Plutarcho Graeco in Latinum per Guarinum Veronensem versa; es ist der Enagoras des Isocrates, wohl die älteste lateinische Version; 2) Pomponii Attici,

Digitized by Google

Prof. Dr. Hirschfelder (Berlin): Die Sache ist nicht durchaus neu, Herr Prof. Jonas hat denselben Druck auf der Berliner Bibliothek aufgefunden und briefliche Mittheilung darüber an Mommsen, dieser wieder an Bernays gemacht. Ich wollte nur die Ehre des Fundes Herrn Prof. Jonas gewahrt wissen.

Gymn.-Director Krause: Dann haben also zwei denselben Fund gemacht, das ändert nichts an der Sache. Der Herr Präsident wünscht das Wort.

Der erste Präsident: Meine Herren! Ich wollte nur in gewisser Weise als Anwalt für den Herrn Prof. Nissen auftreten. Auch ich habe von Anfang an in sofern einen Irrthum Nissens angenommen, als das Latein offenbar doch kein antikes war, und ich sagte mir daher, dass eine Uebersetzung, kein Original vorliege. Als mir mein Herr College im Präsidium vor einigen Wochen seine Entdeckung mittheilte, hätte ich freilich auch eine Vergleichung anstellen können, denn er hatte mir den alten Druck zur Verfügung gestellt. Ich wollte aber in keiner Weise Partei nehmen. Recht wird er ohne Frage haben. Aber Herr Prof. Dr. Heinrich Nissen hat sich als Historiker und Philolog bereits einen so guten Namen erworben, dass man auch bei einem handgreiflichen Irrthume von ihm sagen darf: Ἄλλοις ἐπ' ἐσθλοῖς τοῦδ' ἀπωθεῖται ψόγον. Den wissenschaftlichen Eifer eines jungen Gelehrten muss man doch wohl beloben; ja man kann ihn selbst dann noch nicht trüben, wenn dieser Eifer zu einem wahren Feuereifer wird. Nur muss man dann freilich nicht in wirkliches Feuer hineingreifen, weil — man sich sonst ja verbrennt!

Der zweite Präsident: Das halte auch ich für selbstverständlich. — Herr Prof. Eckstein hat das Wort.

---

viri illustris vita ex Plutarcho Graeco per Cornelium Nepotem versa; es ist der bekannte Pomponius Atticus des Cornelius Nepos, ein recht schlechter Text, der Herausgeber hat also einen Plutarchus ante Plutarchum geliefert. Sonderbar ist, dass gerade in Venedig der Atticus für eine Uebersetzung angesprochen wurde, wenn doch in Venedig die Editio princ. desselben 1470 erschienen ist. Dann folgt 3) Ruffus de regia consulari imperialique Dignitate ac de accessione Romani imperii; es ist das sonst Breviarium rerum gest. pop. Rom. Sexti Rufi oder Rufi Festi genannte Werk, auch hier nicht an Valens, sondern an Valentinian gerichtet. Die Widmung heisst hier (cf. Teuffel § 390. 7) „Pio perpetuo Domino Valentiniano imperatori et semper Augusto Ruffus Sextus vir consularis etc. Der Schluss: sicut de Gothis et Babylonibus tibi palma pacis accedat gloriosissime princeps Valentiane (!) Auguste. Ist die Ed. princ. wirklich 1470 in Neapel erschienen, so möchte dies die zweite Ausgabe sein. 4) Platonis viri illustris vita per Guarinum Veronensem. Also eigene Schrift des genannten, an Philippus vir doctissimus, doch wohl Beroaldus, gerichtet. 5) Aristotilis (!) v. ill. vita, von demselben. 6) Homeri viri illustris vita ex Plutarcho Graeco in Latinum per Guarinum Veronensem versa. Es ist die pseudoplutarchische Vita Homeri (περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς ποιήσεως Ὁμήρου) A. in Huttens Ausgabe Bd. 14 S. 475 ff., die Hexameter z. Th. in Hexametern, z. Th. in Distichen übersetzt, aber ohne Absatz, wie Prosa gedruckt. Der Herausgeber hat Griechisch nicht lesen können oder keine Lettern gehabt, denn er druckt: se quoqne (Lücke) hoc est sequi velle dixit. In der Lücke sollte ὁμηρεῖν stehen, s. Hutten l. c. S. 476 cap. III fin. Hätte der Herausgeber lesen können, so konnte er omirin mit latein. Lettern setzen lassen. An Vita A. schliesst sich, wie immer, unmittelbar und als integrirender Theil Vita B. (Hutten l. c. S. 481) endet aber schon mit den Worten: non solum poetis verum etiam oratoribus historicis atque philosophis reliquisse; also mit Hutten l. c. S. 483 cap. VI Z. 17: καὶ τοῖς πεζῶν λόγων συνθέτοις ἱστορικῶν τε καὶ θεωρημάτων. 7) Endlich: Caroli Magni viri illustris vita per Donatum Acciolanm (!) edita. Sie ist wesentlich, gekürzt und doch rhetorisch verbrämt, aus Einhardi vita Karoli hergestellt, mit Einflechtung von Stellen aus Caesar und Livius und Benutzung des Paulus Diaconus.

K. E. H. Krause.

Digitized by Google

Dir. Prof. Dr. Eckstein: Dem Besten kann es ja passiren, sich in der Art wie Nissen zu irren. Jeder wird überzeugt sein, dass Schneidewin die griechische Literatur kannte, und doch passirte es ihm, dass er von einem neuentdeckten, angeblich antiken griechischen Hymnus Mittheilung machte, welcher von einem italienischen Zeitgenossen herstammte.

Der zweite Präsident: Meine Herren, indem ich jetzt aus der Debatte wieder in meine Function hinübertrete, will ich nur erinnern, dass morgen die Sitzung programmmässig um 9 Uhr beginnt, und schliesse damit die zweite allgemeine Sitzung.

Schluss 1 Uhr.

Dritte allgemeine Sitzung.

Anfang 9½ Uhr.

Der zweite Präsident: Meine Herren! Indem ich die Sitzung eröffne, stelle ich zunächst einige Briefe den Herren Adressaten zur Verfügung; dann ist für die Versammlung vom Herrn Verleger eingelaufen: Sophoclis Philocteta. recensuit, prolegomenis et commentario instruxit Chr. Cavallin. Lundae sumptibus C. W. K. Gleerup. 1875. Apud T. O. Weigel, Lipsiae. 8vo. Ich lege das Buch für die Herren zur Kenntnissnahme aus. Da ferner wegen des längeren Vortrags des Herrn Prof. Dr. Schlottmann in der orientalistischen Section, bei dem die Pädagogen hospitirten, die Tagesordnung von den letzteren für morgen nicht festgesetzt ist, ich die grosse Mehrzahl der Herren hier aber anwesend sehe, so frage ich, ob die Sectionssitzung morgen um 8 Uhr beginnen solle? (Zustimmung). Da das angenommen ist, frage ich, ob es den Herren genehm ist, dann den heute ausgefallenen Vortrag des Herrn Gymn.-Director Rehdantz (Kreuzburg), dem derselbe jetzt die Fassung gegeben hat: „Die altrömische Literatur und die heutige deutsche Jugend", zuerst auf die Tagesordnung zu stellen? (Zustimmung). Das ist angenommen. Da wir nun ziemlich Zeit verloren haben und doch präcise 12 Uhr schliessen müssen, so schlage ich vor, m. H., die Pause ausfallen zu lassen (Zustimmung). Das ist also angenommen.

Nach Erledigung des Geschäftlichen muss ich nun noch um eine Indemnität bitten. Auf dem Commers gestern Abend, dem nicht das Präsidium der Versammlung, sondern Herren des Festausschusses bekanntlich präsidirten, sind Telegramme namens der Versammlung an Se. Majestät unseren deutschen Kaiser, an Se. königl. Hoheit den Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin, an Se. Durchlaucht den Fürsten v. Bismarck und an Se. Excellenz den Cultusminister Dr. Falk beschlossen, und in bestimmtem Wortlaut angenommen, mir heute früh zur Beförderung übergeben worden. Obwohl die beschliessende Versammlung formell nicht die 30. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner war, sondern nur aus deren Mitgliedern bestand, also formell namens der 30. Versammlung auch keine Beschlüsse zu fassen berechtigt sein konnte, so musste ich doch anerkennen, dass eben nur etwas Formelles vorliege, und dass eine Verzögerung,

Digitized by Google

um der blossen Form Genüge zu thun, nicht angemessen sei. Ich habe deshalb die Telegramme nicht aufgehalten, sondern sie namens der Versammlung präsidialseitig expedirt. (Zustimmung.) Ich erlaube mir zunächst die Telegramme mit Weglassung der gleichlautenden Worte zu verlesen:

An
Se. Majestät den Deutschen Kaiser
zu Berlin.

Voller Dankbarkeit und voll tiefster Ehrfurcht für den vielgeliebten Deutschen Kaiser rieb soeben die 30. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Rostock einen kräftigen Salamander auf das Wohl Ew. Majestät. — Wir stehen treu zu Kaiser und Reich.

An
Se. königliche Hoheit den Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin
zu Schwerin.

Die 30. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Rostock etc. etc. auf das Wohl Ew. Königl. Hoheit, des Kriegshelden, des Beschützers und Gönners von Kunst und Wissenschaft.

An
Se. Durchlaucht, den Fürsten Bismarck.
Varzin.

Die 30. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Rostock in dankbarer Anerkennung und Würdigung der unvergesslichen Verdienste Ew. Durchlaucht in Gründung und Kräftigung des deutschen Vaterlandes rieb soeben voller Begeisterung etc.

An
den Kultusminister Dr. Falk, Exc.
Berlin.

Die 30. Versammlung etc. in dankbarer Anerkennung und Würdigung der Verdienste Ew. Excellenz um Festigung des deutschen Vaterlandes etc.

(Zustimmung). Ich erlaube mir nun die Frage, ob Sie, m. H., mir für die Eigenmächtigkeit in Bezug auf die Formfrage Indemnität ertheilen wollen? (Allgemeine Zustimmung). Dann, m. H., danke ich Ihnen und ertheile Herrn Prof. Dr. Oppert das Wort.

Prof. Dr. Julius Oppert aus Paris:

Ueber den heutigen Stand der Keilschrift-Forschung und über die Beziehung Assyriens zur biblischen Geschichte und Chronologie.

Meine Herren! Ich würde mit mehr Besorgniss über den Erfolg meiner Mittheilungen dieselben beginnen, wenn ich nicht durch einen Umstand ermuthigt würde, der Vielen von Ihnen unbekannt sein möchte. Wenn ich über den heutigen Standpunkt der Keilschriften vor Ihnen zu reden habe, so darf ich nicht vergessen, dass ich dies in Rostock thue, wo einer der ersten Forscher auf diesem Gebiete wirkte und schrieb: Ich

Digitized by Google

rede von Olav Tychsen, der durch seine massvollen und kritischen Bemerkungen die Reihe der Entzifferer begonnen und seine Nachfolger in die rechten Bahnen gelenkt hat.

Es würde mir schwer sein, über verschiedene Punkte der Keilschriftforschung, wie sie jetzt liegen, ein genügendes Bild zu geben und diesem Bilde auch die Färbung und die Zeichnung zu verleihen, die es Ihnen, hochgeehrte Versammlung, allein genehm machen könnte, wenn ich nicht unter den verschiedenen Seiten dieser jetzt umfangreichen Wissenschaft einige Punkte herausnehmen könnte, die mir von besonderem Interesse für ein allgemeineres Publicum zu sein scheinen. — Diese verschiedenen, wenn auch ganz geringen Theile des grossen Gebietes müssen deshalb das Interesse näher erregen können, weil der eine eine Frage der Urgeschichte der Menschheit berührt, während der andere Theil sich in Sphären bewegt, die allen Gebildeten von Kindheit an vertraut geworden sind, nämlich die biblische Geschichte.

Es ist Ihnen bekannt und aus früheren Auseinandersetzungen, die ich die Ehre hatte an verschiedenen Orten vor der deutschen Philologenversammlung zu machen, vielleicht noch im Gedächtniss, dass die sogenannte Keilschrift nur ein Ausdruck ist für verschiedene Gattungen von Schrift, die im Wesentlichen so verschieden sind, wie unsere Alphabetschrift von der Chinesischen. — Es giebt zwei Arten von Keilschrift, einmal die ursprünglich aus Hieroglyphen entstandene ideographische und später syllabische Schrift der Assyrer, Armenier, Meder, Susianer und Sumerier, welche letztere sie erfanden. Diese Schrift nennt man die anarische, im Gegensatz zu der später, wahrscheinlich seit Cyrus, aus der babylonischen Schrift gebildeten altpersischen oder arischen Keilschrift. Es ist nun klar, dass die anarische Schrift, deren sich 5 Völker bedienten, um 5 Sprachen auszudrücken, nur von einem Volke erfunden sein kann. In allen Sprachen sind dieselben Zeichen entweder ideographisch oder phonetisch gebraucht. Sind sie ideographisch als Ausdruck eines Begriffs, so bezeichnen sie überall denselben Begriff, der natürlich in den verschiedenen Sprachen durch verschiedene Laute ausgedrückt werden muss. Sind sie aber als Ausdruck einer Silbe gebraucht, so haben sie in der Regel nur eine Bedeutung, stellen eine Silben-Artikulation vor. Der Fisch hat überall als Begriff den des Fisches zu vertreten, und wenn dieses selbe Bild als Silbe gebraucht ist, so hat es überall den Ausdruck *ha*. Der Vogel hat neben dem Begriff des Vogels in allen Sprachen den syllabischen Ausdruck *hu*, die Hand überall den syllabischen Ausdruck *su*, der Himmel überall den Ausdruck *an*. Es ist klar, dass das Volk, welches diese Sprache erfand, die gegebenen Begriffe durch Worte bezeichnete, die mit den genannten Silben in irgend einer Gemeinschaft stehen.

Welches ist nun dieses Volk? Alle Bilder, erklärt durch Silben, schliessen einen arischen oder semitischen Ursprung aus. Alles, wie ich in der Kürze bemerken muss, lässt auf einen nordischen oder wenigstens mehr nördlichen Ausgangspunkt schliessen. Schon im Jahre 1854 erkannte ich die Existenz eines uralten von Norden hergekommenen Culturvolkes, welches, wie ich schon anderweitig bemerkte, in unseren Zeiten mit Neuerungen zusammengetroffen ist, aus denen es allein siegreich hervorging.

Ich habe schon bemerkt, dass die beiden Einrichtungen, die allein der französischen Revolution getrotzt haben, ausser dem julianischen Jahre, gerade die beiden Institutionen sind, die wir von diesem Urvolke überkommen haben, die Wochentage, die Eintheilung des Tages in 24 Stunden und die weitere Eintheilung nach dem Sexagesimal-

Digitized by Google

system, sei es, dass dieses sich auf Raum oder auf Zeit bezieht. — Man hat nun dieses Volk mit einem vollständig unwissenschaftlichen Namen akkadisch genannt, und es ist meine Aufgabe, Ihnen zu zeigen, dass dieser in kurzer Zeit ziemlich verbreitete Name auf gar nichts beruht, als auf einer Sonderbarkeit des um die Keilschrift so hoch verdienten Hincks. — Der wirkliche Name dieses Urvolkes ist Sumer, und die Sprache muss hinfüro sumerisch genannt werden. Man kann sagen, ein Name thut nichts zur Sache; ich bitte um Entschuldigung, würde der Name „akkadisch" nur gebraucht als ein Name, könnte ich ihn bestehen lassen. Da ich nicht die Ehre habe, Columbus zu sein, finde ich keinen Uebelstand darin, die neue Welt Amerika zu nennen. Wenn mir aber morgen Amerigo Vespucci beweisen will, er habe die neue Welt aufgefunden, so nenne ich sie Columbien!

Wenn man aus diesem falschen Namen die Unzulänglichkeit gewisser Traditionen, namentlich der biblischen, herleiten will, dann ist es meine Pflicht, zu zeigen, dass eben die gesammten Gründe auf gar nichts beruhen. — Ich hatte im Jahre 1855 in meinem Leben zum einzigen Male das Glück, Hincks zu sehen, und ich sprach mit ihm von der von mir entdeckten caspo-scythischen Sprache, wie ich dieselbe damals nannte. Er fand diesen Ausdruck schlecht, was ich ihm, genau genommen, nicht verdenken konnte, und er schlug den Namen „akkadisch" vor, weil derselbe sich in der Bibel fände. Warum nun wählte Hincks unter allen biblischen Namen gerade den Namen Akkad? Weil in den Inschriften, seien sie nun aus alter Zeit, oder aus späterer assyrischer Zeit oder sogar noch aus der babylonischen Periode, die Könige sich insgesammt als Könige von Sumer und Akkad bezeichneten. Da nun Sumer sich nicht in der Bibel findet, wohl aber Akkad, so nahm Hincks den Namen Akkad für den Ausdruck der alten Sprache, da dieser Name sich schon in den ältesten Titeln der Könige findet, die in der ursprünglichen Sprache der Erfinder der Keilschrift geschrieben haben. — Dieser Name wurde später gebraucht und aus verschiedenen Gründen, auf die ich nicht nöthig habe zurückzukommen, und die ich nicht gewillt bin, näher zu bezeichnen, als der einzig richtige ausgegeben. — Es verhält sich aber mit dieser Sache ganz anders. Der Name der Erfinder der Keilschrift ist nicht Akkad, sondern Sumer, und die Sprache darf nicht akkadisch, sondern muss sumerisch genannt werden. Die Gründe hierfür sind folgende.

1) Die Könige des Urvolkes nennen sich auf ihren Inschriften nicht Könige von Akkad und Sumer, sondern von Sumer und Akkad, was sie nicht gethan haben würden, wenn sie Akkadier gewesen wären.

2) Sumer ist weiter nichts als ein uralter von den Semiten entlehnter Ausdruck des Landes, welches später Assyrien hiess. Es ist der anarische turanische Ausdruck für dieses so semitisch später genannte Land und hat dem Namen Assyrien weichen müssen, während Akkad geographisch, als semitisches Wort, bis in die späteste Zeit der Ausdruck für die Gegend um Babylon geblieben ist.

3) Dieses Wort Sumer wird auf den uralten Inschriften auch ideographisch ausgedrückt und zwar dann durch die Zeichen: „Land des wahren Herrn".

4) Diesen Ausdruck: „Land des wahren Herrn" haben die semitischen Assyrer nicht angenommen, sie haben im Gegentheil einen neuen ideographischen Ausdruck geschaffen, welcher aus zwei Zeichen zusammengesetzt ist, von denen das erste unbestreitbar und anerkannter Weise „Sprache", und das zweite „Verehrung" bezeichnet. Das dem

Digitized by Google

Worte Sumer substituirte Ideogramm bedeutet also: „heilige Sprache". — Und wohlgemerkt, dieses Wort und diese Bezeichnung ist nur den semitischen Assyrern, aber nicht dem Urvolke eigen, welches diese Sprache gebrauchte. — Für die Assyrer war der Begriff Sumer als Land längst dahingeschwunden und bestand nur noch als Begriff einer Sprache.

Zu diesem directen Beweise für den Ausdruck „sumerisch" kommen nun noch besondere Beweise gegen den Namen Akkad. Akkad kommt in der Bibel einmal vor und zwar Gen. 10. 10, wo Babel, Erech, Akkad und Chalneh im Lande Senaar als Ausgangspunkte der Macht des Volkes Nimrod figuriren. — Von diesem Lande Senaar zog nach der allein grammatisch möglichen Deutung Assur aus und baute Chalach, Ninive und Resem. Der semitische Assur zog aus von Senaar, das, wie Akkad, ein semitisches und nicht ein turanisches Wort ist. Ein directer Beweis für die Sprache, die akkadisch genannt werden soll, ist eben in einer Unterschrift zu finden, wo von einem akkadischen Texte die Rede ist. Der bezeichnete Text ist aber in assyrischer, d. h. in semitischer Sprache abgefasst. So ist auch erklärlich, dass noch in spätester Zeit die Semiten den Namen Akkad als geographischen Begriff von Chaldäa dem ebenfalls semitischen Assur gegenübersetzten, während das vorsemitische Sumer längst aus ihrem Gedächtniss geschwunden war. Denn in den Inschriften kommt der Name Sumer fast gar nicht ohne den collectiven Begriff Sumer und Akkad vor, während sich Akkad überall, wie gesagt, als geographischer Begriff erhalten hat. — Der Titel König von Sumer und Akkad bezeichnet somit den König des Urvolkes, sei es nun turanisch oder nicht, und der semitischen Akkadier; und wie gesagt, die akkadische Sprache ist weiter keine, als die der Assyrer. Es ist somit, da es noch Zeit ist, nothwendig, diesen falschen, unwissenschaftlichen und durch nichts begründeten Namen durch den wahren zu ersetzen, und namentlich nothwendig, nicht in Bibelstellen etwas hineinzulegen, was ursprünglich gar nicht in dem Sinne des Autors gelegen hat. — Die sumerische Sprache ist ihrem Wesen nach eine eigenthümliche, den turanischen Idiomen in vieler Hinsicht sich anschliessende, in mancher aber auch von jenen sich radikal entfernende. Sie werden, meine Herren, nicht verlangen, dass ich über diese Punkte Ihnen philologische Aufschlüsse gebe, da dieselben natürlich zu speciell sind, um eine so allgemeine Versammlung interessiren zu können, und um so mehr will ich es nicht, da manche der Punkte noch unbestimmt und streitig sind.

Der zweite Punkt, auf den ich die Ehre haben möchte, Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, sind die Beziehungen der späteren assyrischen Geschichte zu den Thatsachen, die wir aus der Bibel kennen.

Wie Sie wissen, ist im Grossen und Ganzen die historische Bedeutung der in den Büchern der Könige und der Chroniken verzeichneten Facta durch die Auffindung der Keilschriften in beträchtlicher Weise gewachsen, grade so wie das Ansehen des altehrwürdigen Herodot durch die Entdeckung und Erklärung der altpersischen Texte über allen Zweifel gestellt worden ist. Die neuassyrischen Keilschriften der Zeiten, wo die Könige anfingen, mit dem asiatischen Westen in Vertrag und Fehde zu treten, bieten mehrfach Berührungspunkte während einer Periode von nahe drei Jahrhunderten. Wir finden in den assyrischen Keilschriften Ahab von Israel, Jehu neben Ben Hadad und Hazaël von Damaskus. Später den Ahas, Pekah, Hosea unter Tiglat Pilesar; die Er-

Digitized by Google

stürmung von Asdod unter Sargon, der unbekannt geblieben wäre, wenn das 20. Capitel des Jesaias ihn nicht citirte; den Hiskija in Lakis und in Jerusalem, den Manasse unter Asarhaddon und viele andere Berührungspunkte, die, wenn sie auch nicht direct mit den jüdischen Königen zu thun haben, doch die Verhältnisse von Palästina, Moab, Ammon und Edom berühren. Ueberall da, wo neben der biblischen Tradition unbestreitbare, auf sicherem Boden fussende assyriologische Monumente vorliegen, ist die historische Authenticität der Königsbücher und der Chroniken in das hellste Licht gestellt. Aber neben diesen auf gutem Grund und Boden stehenden Uebereinstimmungen lassen sich noch einzelne Punkte wahrnehmen, wo nach der Meinung mancher Gelehrten eine Uebereinstimmung unmöglich gemacht worden wäre, und wo nach dieser Auffassung den assyrischen Monumenten gegen den vermeintlichen Widerspruch der biblischen Thatsachen Recht gegeben werden müsse. Ich kann mich nicht mit diesem Widerspruch einverstanden erklären, und erkläre sogar, dass er gar nicht besteht; nicht die biblische Autorität ist anzuzweifeln, sondern die Autorität der Gelehrten, die eben die Keilschrift in einer vorschnellen Weise interpretiren. — Ich muss mich näher erklären: Wir haben eine Liste von Namen auf verschiedenen Keilschrifttäfelchen, die hinter einander folgen, auf Documenten ohne Ueberschrift und Unterschrift, und wo die Namen unter einander gesetzt nur getrennt sind durch Striche, die man hier und da zwischen den Zeilen findet. — Rawlinson und Hincks fanden nun, dass diese Täfelchen weiter nichts seien, als Listen der Eponymen, die dem Jahre den Namen geben, wie die Archonten in Athen, die Consuln in Rom, die Herapriester in Argos. Diese Tafeln waren angefertigt zum Gebrauche der Rechtsgelehrten und der Kaufleute, die wissen mussten, in welchem Jahre dieser oder jener sie betreffende Vertrag abgeschlossen war, wenn sie eben ihre Ansprüche zu erheben hatten. — Dieser assyrische Gebrauch findet sich allerdings in allen assyrischen Documenten bewahrt. In Babylon dagegen und im südlichen Chaldäer-Reiche kannte man diese Eponymen nicht, sondern zählte wie in Aegypten nach den Jahren der regierenden Könige. Hatte nun ein babylonischer König über Assyrien geherrscht, wie dieses vorgekommen war, so fehlten natürlich die Eponymen, und sogar in den für Ninive gemachten Tafeln auch die Königsnamen, da die Ueberlieferung wusste, dass hier nach dem Eponymus so und so viele Jahre ausgefallen waren. — Es ist also die Reihenfolge der durch Eponymen bezeichneten Königsherrschaften nur dann als ununterbrochen anzusehen, wenn andere Documente diese Nichtunterbrechung über allen Zweifel stellen. — Die Assyrer waren aber selbst mit ihrer Zeitrechnung nicht sehr im Reinen, denn wir haben ein Unicum aus dem ganzen Alterthum, welches darin besteht, dass wir von demselben Tage zwei Documente haben, ein Factum, was sich sonst wohl in der ganzen alten Geschichte nicht wiederholt hat; 2 Documente datirend vom 13 Marcheswan des Jahres 709 des Eponymen Mannuki-Asurlich, und diese beiden Documente sind in Widerspruch, was die Zahl der Regierungsjahre des Königs Sargon anbelangt. Wenn also die Assyrer selbst über gewisse chronologische Fragen im Dunkeln waren, um wie viel mehr müssen wir uns hüten, wo gewisse unantastbare Documente anderer Art vorliegen, dieselben nach missverstandenen assyrischen Monumenten hofmeistern zu wollen.

Es ist bekannt, dass nach der jüdischen Chronologie zwischen dem Tode Salomos und der Wegführung der 10 Stämme ungefähr 260 oder genauer 257 Jahre verflossen sind. Die Wegführung der 10 Stämme nach dem Tode Hoseas und der Zerstörung

Digitized by Google

Samarias wird allgemein in das Jahr 721 gesetzt; über dieses Datum besteht kein Zweifel. Die biblische Chronologie ist im Ganzen und Grossen durch die Synchronismen zwischen jüdischen und israelitischen Königen verbürgt, wie dies sich mathematisch beweisen lässt. Die Königsbücher und die Chroniken schöpfen, wie wir es wissen, aus Reichsannalen, die die Jahre nach einer gewissen Aera rechnen, wie sich das ebenso mit arithmetischer Gewissheit beweisen lässt. Nach einer missverstandenen Auffassung der Eponymen muss man nun, wenn man den neueren Assyriologen Glauben schenken will, nicht allein 47 Jahre aus der Geschichte Judas und Israels herausnehmen, und den Zwischenraum zwischen Salomos Tod und Samarias Fall auf 210 Jahre beschränken, sondern man muss als apokryph, als von der Bibel erfunden, einen König opfern, der an zwei Stellen der Königsbücher und der Chroniken als assyrischer König genannt ist, nämlich den König Phul, und dieses einfach deshalb, weil man sich weigert, in den assyrischen Listen eine Lücke zu statuiren, welche Unterbrechung jedoch stattgefunden haben muss.

Es handelt sich dabei um die Feststellung einer in einer anderen Liste gegebenen Sonnenfinsterniss, die im Sivan des neunten Jahres des Königs Asuredilel stattgefunden haben soll. Diese Sonnenfinsterniss kann sich nur auf 2 astronomische Facten beziehen und auf diese mit gleicher physicalischer Berechtigung: entweder auf die Sonnenfinsterniss vom 15. Juni 763 oder auf die vom 13. Juni 809. Sonderbarer Weise steift man sich auf die erste, während die zweite die allein mit der biblischen Chronologie vereinbare ist. Denn da nach einem bestimmten Texte Ahab 91 Jahre vor dieser Sonnenfinsterniss gefallen sein muss, so fällt sein Tod in das Jahr 900 und Salomos Tod in das Jahr 978. — 17 Jahre nach dieser Sonnenfinsterniss trat eine Unterbrechung der Eponymen ein, welche 47 Jahre dauerte, und während welcher Zeit der König Phul, ein Chaldäer, nebst anderen babylonischen Königen die Rechnung nach Jahren ihrer Regierung in Ninive einführten.

Diese Ansicht ist von mehreren Assyriologen aus, wie uns scheint, unhaltbaren Gründen verworfen. Der am meisten in die Wage fallende Umstand ist grade die Nichtunterbrechung der Eponymen, diese ist aber den directen Aussagen der Bibel gegenüber nichts als eine petitio principii. — 2. Könige c. 15 steht, dass im 38. Jahre des Königs Uzzia Jerobeam II. durch seinen Sohn Sacharja ersetzt wurde, dass Sacharja nach einer sechsmonatlichen Regierung von einem Mörder Schallum erschlagen, und dass dieser Mörder im 39. Jahre des Uzzia durch Menahem beseitigt wurde, welcher Menahem 10 Jahre regierte; dass im 50. Jahre des Königs Uzzia Menahem starb, nachdem er während seiner Regierung einen Angriff des Königs Phul von Assyrien hatte aushalten müssen, den er dadurch weniger gefährlich machte, dass er durch Geld den König Phul von Assyrien zum Rückzuge bewog. Im 50. Jahre des Königs Uzzia folgte dem Menahem sein Sohn Pekachja. Nach zweijähriger Regierung wurde derselbe im 52. Jahre der Regierung des Uzzia von Pekach ermordet, und vom 52. Jahre ab regierte Pekach, bis Uzzia nach 52jähriger Regierung im 2. Jahre des Pekach (also möglicherweise schon nach 13 Monaten!) starb. — Unter der Regierung des Pekach nun kam Tiglat Pilesar, König von Assyrien, und schleppte einen Theil der nördlichen und östlichen Stämme Israels nach Assyrien.

Wir haben nun hier 10 in sich consistente chronologische Facta, mit ganz prä-

Digitized by Google

cisem, unter sich unterschiedenem historischen Thatbestand, gegen den ein Gegenbeweis zu führen ist, um seine Glaubwürdigkeit zu verdächtigen; das onus probandi ist hier nicht auf Seiten derjenigen, die die Bibel vertheidigen, sondern auf Seiten derjenigen, die sie angreifen. Ausserdem finden wir im Berosus den Phul als chaldäischen König aufgezeichnet, und wir wissen, dass der Name Phul allerdings ein babylonischer Name war, obgleich wir von dem Könige Phul keine Inschriften mehr haben. Es ist also völlig grundlos, an der Existenz dieses Königs allein darum zu zweifeln, weil man annehmen will, dass die Sonnenfinsterniss die vom 13. Juni 763 ist. Als ob zu dieser Annahme etwas anderes uns veranlassen müsste als die Idee, dass die Eponymen-Listen nicht unterbrochen sein dürften!

Ein anderes Moment gegen die Authenticität der Bibel hat man daher abzuleiten gedacht, dass unter dem König Tiglat Pilesar eines Azrija als Gegner gedacht wird. Dieser Azrija ist mit Azarja oder Uzzija verwechselt, der der Bibel nach zu Tiglat Pilesars Zeit nicht mehr lebte. Weil aber in den Inschriften des Tiglat Pilesar ein Azrija genannt wird, so muss nach der Idee mehrerer achtbarer Gelehrten dieser Azrija Azarja sein und die ganze biblische Chronologie zusammenfallen. Azrija hätte also mit seinem Enkel Ahas zur selben Zeit regiert, da ja Ahas in den Inschriften auch vorkommt, und die Inschriften dazu noch seines Feindes Rezin von Damaskus gedenken, der der Bibel und den Keilschriften gemäss von dem assyrischen Könige erschlagen wurde. — Aber Azrija ist nicht Azarja, und ausserdem giebt es 16 Azarja's in der Bibel; sondern dieser Azrija ist einfach der im 7. Cap. des Jesaja genannte, bis jetzt namenlose Sohn des Tabeel, der der Gegner und Gegenkönig des Ahas und als solcher von Rezin und Pekach beschützt war. — So also löst sich vollständig der anscheinende Widerspruch zwischen der Bibel und den missverstandenen assyrischen Keilschriften. Wie gesagt, es ist gar kein Grund vorhanden, keine Unterbrechung der Eponymen anzunehmen, und im Gegentheil alle Ursache, dieselbe statuiren zu müssen.

Man hat einen anderen Beweis aus einem Texte genommen, dessen richtige Lesung sogar nicht einmal feststeht; aus dem Kanon des Ptolemaeus, wo in der Königsreihe Poru während der Jahre 732—730 genannt wird, hat man geschlossen, dass dieser Poru derselbe sei, wie der 40 Jahre früher lebende Phul, und daraus abgeleitet, dass dieser Poru und der biblische Phul kein anderer sein könne, als der König Tiglat Pilesar selbst. Alle diese Punkte, die erst zu beweisen sind, hat man als bewiesen vorausgesetzt und ein System darauf begründet! (Die Punkte sind also: 1. dass die Lesung Poru richtig ist; 2. dass Poru grammatisch gleich Pulu ist; 3. dass dieser Poru [Pulu] derselbe ist wie Phul in der Bibel; 4. dass unter diesem Poru kein anderer zu verstehen ist als Tiglat Pilesar. Dabei hört denn doch Verschiedenes auf!).

Es ist zu bedauern, dass vortreffliche Bücher, die bis jetzt den Keilschriften gegenüber sich in einer respectvollen und keineswegs für die Forscher allein schmeichelhaften Reserve befunden haben, wie z. B. das ausgezeichnete Werk von Max Duncker, diese vollständig unreifen Ideen als historisch begründet annehmen und dadurch denselben einen Nachdruck verschaffen, den nur Thatsachen haben dürfen, die als wirklich unbestreitbare Errungenschaften der Wissenschaft anzusehen sind. Nichts ist verderblicher für eine neue Wissenschaft, als streitige Punkte für erwiesen anzusehen und sie in die Circulation der allgemeinen Kenntniss zu schleudern, wo sie 50 Jahre bedürfen, um

Digitized by Google

wieder ausser Cours gesetzt werden zu können. Wo die assyrischen Monumente mit der biblischen Zeitrechnung nicht übereinstimmen, da bedarf es einer genauen Sichtung, ehe dieselben als sichere Basis zu betrachten sind, zumal da man die biblische Zeitrechnung von 809 a. Chr. an auf das Genaueste feststellen kann.

Ich würde gerne auf manche Facten noch näher eingehen, aber ich muss mich als Redner auch der Disciplin der Gesellschaft fügen. — Mit meinem Danke für die Nachsicht, mit welcher Sie diesen Vortrag aufgenommen haben, verbinde ich die Bitte, dass sich auch in Deutschland immer mehr Leute finden mögen, welche diesen Studien ihre Aufmerksamkeit zuwenden. — Es hat lange gedauert, ehe diesen Studien überhaupt geglaubt wurde, und Zweifel mancher Art hat sich an die Fersen dieser neuen Wissenschaft geheftet. Ich freue mich aber, dass heute Schüler von mir und Nachfolger, unter denen sich voran mein Freund Eberhard Schrader befindet, diese Entdeckungen dem deutschen Publicum nahe gebracht haben.

Der zweite Präsident: Meine Herren! Der laute Beifall, welchen Sie dem Herrn Vorredner zollten, überhebt mich des Amts in Ihrem Namen zu danken. Ich habe die Frage zu stellen, ob g. V. eine Debatte wünscht?

Da dieselbe nicht beliebt wird, ersuche ich Herrn Prof. Dr. Rohde das Wort zu nehmen.

Prof. Dr. Rohde (Kiel):

(Ueber griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient.)

Hochgeehrte Versammlung!

Die grossen epischen Dichtungen, in welchen nicht wenigen alten Culturvölkern gelungen ist, ihre besten Erinnerungen, ihre theuersten Träume und Ideale gerade in der Zeit ihres frischesten und unbefangensten Schaffens dauernd zu gestalten, sind ohne Zweifel, wenn auch von mancherlei Sagen und Geschichten aus einer uralten gemeinsamen Kinderheimath ganzer Völkerfamilien durchzogen, doch in allem Wesentlichen ihres Inhalts und ihrer Form das besonderste Eigenthum jedes einzelnen Volkes. Sie stehen über den Trümmern vergangener Herrlichkeit wie gewaltige Standbilder, in denen ein jedes Volk sein eigenstes Wesen in unzerstörbaren, bis zur Herbigkeit wahrhaftigen Gestalten der Nachwelt vor Augen gestellt hat.

Neben solchen spröde abgeschlossenen, durchaus national-besonderen epischen Gedichten kennt aber die Litteratur, und mehr noch die mündliche Ueberlieferung der meisten Völker einen ganzen Schatz kleinerer, leichter gezimmerter Erzählungen in Vers und Prosa, welche, von allem nationalen Eigensinn weit entfernt, überall mit gleicher Unbefangenheit sich einnisten, jedem Volke jeder Zeit gleich gerecht sind, und auf ihrer weiten Wanderung, welche sie wohl auch einmal vom Ganges bis zur Seine führt, nichts von ihrer Fröhlichkeit, wenig von ihrem bunten Gewande verlieren. Es muss in den hier gemeinten anspruchslos sinnvollen Novellen ein tiefer Zug allgemeiner Menschlichkeit liegen, der sie den unzählbaren Stämmen des ungeheuren Asiens, des vielzerklüfteten Abendlandes gleich werth machte, der so viele Generationen einer nun freilich auch vergangenen Zeit nicht müde werden liess, sie in immer wechselnden Gestaltungen immer

Digitized by Google

aufs Neue sich vorzuführen; es lebt in ihnen ohne Zweifel eine ungemeine Frische eines zuweilen freilich recht derben und übermüthigen Geblütes, welches sie vor zahllosen kränklich interessanten Dichtererfindungen, so lange Zeit im Volke wirklich lebendig und jung erhalten konnte; es schlummert endlich in manchen unter ihnen ein Keim ächt dichterischer Kraft, welcher nur der Meisterhand eines Boccaccio wartet, um auf das Zierlichste sich zu entfalten.

Nicht ohne Interesse würde es daher sein zu erfahren, in welchem Boden diese bunten Blumen eigentlich gewachsen seien, deren Samen der leichteste Wind weit über alle Länder, zu neuer Blüte, verweht.

Indem man nun in neuerer Zeit mit grosser Sorgfalt den Wanderungen solcher internationalen Erzählungen nachgegangen ist, hat man sich zumeist bis fern in den Osten nach Indien zurück verwiesen gesehen. Es kann nach den neueren Forschungen in der That nicht im Geringsten mehr zweifelhaft sein, dass jene ungeheuere religiöse Bewegung, welche die buddhistische Heilslehre durch ganz Mittel- und Ostasien trug, in der Gestalt von Parabeln oder auch als rein weltliche Nachzügler eine grosse Anzahl solcher Erzählungen zu den bekehrten Nationen führte; dass andrerseits jene unter buddhistischen Einflüssen entstandenen litterarischen Sammlungen von Fabeln, Märchen und Novellen, wie das Pantschatantra — das Papageienbuch — das Buch Sindabad — die 25 Erzählungen eines Vetâla u. s. w. — für den christlichen Occident des Mittelalters die Hauptquelle jener so vielfach hin- und hergewanderten Erzählungen wurden, an denen, zumal seit den Kreuzzügen, Geistliche wie Laien aller Orten sich erfreuten. Durch eine lange Kette von Uebersetzungen wanderten diese indischen Erzählungswerke zu den Persern, Syrern, Arabern, Juden, und so dann weiter in die Litteraturen der lateinischen Sprachen und in das Gedächtniss und die mündliche Ueberlieferung der europäischen Völker. Bei jeder Berührung des Orients und Occidents wurden neue Schätze ausgetauscht, bis durch lange litterarische und mündliche Ueberlieferung eine völlige Gemeinsamkeit des Besitzes dieser ursprünglich rein orientalischen Erzählungen sich herausbildete.

Solche auf die Wanderungen der populären Erzählungen gerichtete Studien haben jedenfalls sehr deutlich erkennen lassen, wie selten unter den Menschen die Erfindung eines völlig Neuen ist. Ueberall gewahrt man hier nur Fortpflanzung des Ueberlieferten, Combinirung der gegebenen Einzelheiten, fast nirgends Neuerfindung. Um so ernstlicher fühlt man sich gedrungen, zu fragen, wer nun eigentlich der erste Erfinder dieser, jedenfalls durch ihr zähes Leben merkwürdigen Erzählungen, ob das Verdienst einer solchen Erfindung in der That einzig und ausschliesslich den Indern eigen sei.

In jenen soeben genannten indischen Erzählungssammlungen sind mit den eigentlichen Novellen auch Märchen und Thierfabeln vereinigt. Ueber den ersten Ursprung der Märchen wird man wohl stets vergeblich grübeln: mag auch manches hier rein aus einem willkürlich phantasierenden Dichtergeiste hervorgesponnen sein, so trägt doch die Mehrzahl gerade der schönsten, der für die ganze Gattung vorbildlichen Märchen jene geheimnissvollen Züge einer, der Forschung nicht Stand haltenden urältesten Volksdichtung, deren Hervorbringungen nicht wie die Werke eines willkürlich schaffenden menschlichen Einzelgeistes gemacht, sondern gleich den Erzeugnissen der Natur selbst geworden zu sein scheinen. Ganz anders die Thierfabeln. Diese stellen sich ganz deutlich dar als die Erfindungen eines, zwar noch nicht durch städtische Ueberbildung des schärfsten

Digitized by Google

wachsten Naturſinnes beraubten, aber doch bereits weit über das Kindesalter hinaus in ein enttäuſchungsreiches Leben vorgerückten, kalt und ironiſch das Treiben der Welt, einer von dem naiven Optimismus des ächten Märchens nur allzusehr emancipirten Welt, beobachtenden Geiſtes. Hier ſpürt man gar wohl die abſichtvolle Erfindung der Fabel; während im ächten Märchen, wie im Traumgeſicht, die Erzählung gewiſſermaſſen ſich von ſelbſt bildet und der Vorſtellung des Träumenden, zu deſſen eignem Erſtaunen, ſich wohl oder übel auferlegt. — Man darf alſo mit gröſſerer Zuverſicht, als bei den Märchen, bei den Thierfabeln nach dem erſten Ausgang fragen, der ſich ſchwerlich in die undurchdringlichen Nebel allererſter Uranfänge der Völker verlieren wird. Und hier iſt nun durch die kundigſten und unbefangenſten Beobachter feſtgeſtellt worden, daſs dieſe Dichtungen des Witzes, wenn auch vielleicht nicht ihren allererſten Quellpunkt, ſo doch ihren eigentlichen Sitz in Griechenland hatten, daſs zum Mindeſten diejenigen auch in griechiſcher Faſſung erhaltenen Thierfabeln, welche in den indiſchen Sammlungen wiederkehren, faſt ſämmtlich in Griechenland in urſprünglicherer Faſſung vorliegen, und erſt von dort aus nach dem Orient verpflanzt worden ſind.

Mit dieſem Ergebniſſe iſt bereits einer ſehr verbreiteten Vorſtellung widerſprochen, welche durchaus alle Cultur, gleich der Sonne, von Oſten nach Weſten laufen ſieht, und bei Wiederkehr gleicher oder analoger Erſcheinungen in Oſt und Weſt der weniger individualiſirten und dadurch allerdings alterthümlicher erſcheinenden orientaliſchen Form ohne weiteres die Priorität zuzuſprechen pflegt.

Es wäre nun weiter zu fragen, ob das Ergebniſs der auf die Heimath der Thierfabeln gerichteten Unterſuchungen nicht auch auf den erſten Urſprung der, mit jenen Fabeln zuſammen ſo weit gewanderten Novellendichtung ein erläuterndes Licht werfen könne?

Nehmen wir einmal an, daſs die Griechen an novelliſtiſchen Erdichtungen nicht weniger reich als an Thierfabeln geweſen ſeien, ſo werden wir ſoviel jedenfalls behaupten dürfen, daſs ihnen zur Mittheilung ſolcher, im eignen Vaterlande nicht ſonderlich hoch geachteten Schätze an die Bewohner des Orients, und im Beſondern Indiens, wenigſtens ſeit den Zügen Alexanders des Groſſen die mannichfaltigſte Gelegenheit nicht fehlte. Man erinnere ſich nur des vielfachen Verkehrs der Seleuciden mit indiſchen Königen[1]), der Forſchungsreiſen eines Onesikritus, Megaſthenes u. a. nach Indien, der ungemein engen Verbindung, in welche griechiſche und indiſche Bildung durch mehr als anderthalb Jahrhunderte (c. 250—85 v. Chr.) in dem indiſch-baktriſchen Reiche der von Diodotus gegründeten Dynaſtie traten, zuletzt des regen Handelsverkehrs zwiſchen Indien und Alexandria in Aegypten ſowie andern griechiſchen Häfen, von welchen wir namentlich ſeit römiſcher Zeit Kunde haben. Man bedenke dabei, daſs gerade in jenen Jahrhunderten die buddhiſtiſche Religion die Inder für die Aufnahme alles Humanen weit empfänglicher machte als irgend ein anderes orientaliſches Volk, daſs der milde Sinn dieſer Religion, bei aller weltflüchtigen Askeſe, doch auch dem weltlichen Frohſinn und ſeinen Aeuſſerungen keineswegs das Thor verſchloſs: — und man wird von vorneherein geneigt ſein, in dieſem Wechſelverkehr indiſcher und griechiſcher Volksgenoſſen

1) Von denen Einer ſich einmal von einem ſyriſchen Könige einen griechiſchen „Sophiſten“ zum Geſchenk ausbat: Athen. XIV 652F. 653A.

Digitized by Google

sich vielmehr die Inder und nicht die so voll ausgebildete, so fest geschlossene, damals noch keineswegs zu einem Mischmasch gleichgültiger Allerweltbildung zerflossene griechische Cultur als den empfangenden Theil zu denken. Litterarischer Besitz überträgt sich nun freilich schwerer als technische Handgriffe von einem Volk zum andern: es mag dahingestellt bleiben, mit welchem Rechte man selbst die Einführung der weltlichen Dramas in Indien, welche jedenfalls in die Zeit einer engen und vielfältigen Berührung mit den Griechen fällt, auf Nachbildung griechischer Vorbilder zurückgeführt hat. Bei weniger kunstmässigen, an keine festlichen Veranstaltungen gebundenen, auch ohne litterarische Ueberlieferung im Volke umlaufenden Dichtungen, wie Thierfabeln und populäre Novellen sind, ist eine Entlehnung von Seiten der Inder weit glaublicher: und man würde von vorneherein wohl wenig dagegen einwenden können, wenn Jemand für denkbar hielte, dass durch die mündliche und litterarische Ueberlieferung buddhistischer Missionare und Erzählungssammlungen nicht nur Thierfabeln, sondern ebensogut novellistische Erzählungen in grosser Anzahl nach Europa nicht sowohl zum ersten Male übertragen als vielmehr nur, nachdem die ursprünglich occidentalischen Vorbilder dieser Novellen im Occident selber längst verschollen waren, wieder zurückgetragen worden seien.

Wenn gleichwohl der sorgfältigste Erforscher dieses ganzen Gebietes (Benfey Pantschat. I p. XXII) mit Entschiedenheit behauptet, dass zwar die Thierfabeln den Indern grösstentheils aus dem Occident zugekommen seien, die Erzählungen dagegen (und ebenso die hier nicht weiter zu berücksichtigenden Märchen), welche aus den indischen Erzählungswerken nach dem mittelalterlichen Occident gewandert sind, ihre ursprüngliche Heimat in Indien selbst haben: so mag es nicht ganz überflüssig sein, wenigstens den Versuch zu wagen, aus unserm allerdings sehr dürftigen Material griechischer Novellistik nicht nur diese jedenfalls zuzugebende Möglichkeit einer Priorität griechischer Erfindung auch auf diesem Gebiete, sondern deren nicht ganz unbeträchtliche Wahrscheinlichkeit zu erhärten.

Ich nenne die hier gemeinten Erzählungen kurzweg „Novellen“, und darf mich zur Erläuterung dieses, an sich allerdings recht nichtssagenden Namens auf den nun einmal festgesetzten Sprachgebrauch berufen. Ich verstehe also unter „Novelle“ eine frei erfundene, meist prosaisch vorgetragene Erzählung, einen Vorgang aus dem bürgerlichen Leben in einer, herkömmlicher Weise, kurzen und abgerundeten Form berichtend, dem „Roman“ verwandt, vom Roman gleichwohl verschieden durch die knappe, abgerundete Form, und nicht minder durch die wesentlich verschiedene künstlerische Aufgabe des Dichters, welcher im Roman, als einem wesentlich psychologischen Kunstwerke, die Entwicklung eines oder mehrerer interessanter Individuen an einer Reihe bedeutsamer Erlebnisse darzustellen hat, in der Novelle dagegen in drastischen Bildern merkwürdige sittliche Verhältnisse von Menschen unter einander uns vorführt, mehr auf diese Verhältnisse als auf die Individuen, welche uns nicht an und für sich, sondern nur in diesen besondern Stellungen und Verhältnissen interessiren sollen, den Blick richtend. Ich verstehe also hier unter „Novelle“ nicht jeden beliebigen Bericht über irgend einen Vorgang des täglichen Lebens, irgend ein witziges oder boshaftes Wort vom Markte, jede beliebige Erzählung eines merkwürdigen historischen Vorganges neuer oder längstvergangener Zeit u. s. w. Vielmehr halte ich vor allem an dem Erforderniss der freien Er-

Digitized by Google

dichtung der Fabel fest. Man könnte sich, wenn man alle Berichte jener eben bezeichneten Art zu den „Novellen“ rechnen wollte, mit vollem Rechte auf den Gebrauch mancher älterer Italiener berufen, z. B. des Sacchetti; man gestatte aber hier einmal den Begriff der Novelle auf jene engere Bedeutung einzuschränken, welche man, im heute gewöhnlichen Sprachgebrauch, zumal aus Boccaccio abstrahirt hat. In jenem weiteren Sinne wäre allerdings die griechische Litteratur an „Novellen“ überreich: die politische wie die litterarische Geschichte der Griechen ist ganz durchflochten mit novellistisch zu nennenden Zügen, und man mag hierin immerhin ein Anzeichen starker Neigung der Griechen zur novellistischen Darstellung erkennen, welches auch für das einstige Vorhandensein eigentlicher Novellen ein vorläufiges praejudicium abgeben mag. Nur glaube ich nicht, dass man, selbst den Begriff der „Novelle“ in diesem weiten Sinne fassend, ein „Zeitalter der Novelle in Hellas“ in den Jahrhunderten „zwischen Homer und Solon“ wird abstecken können, wie kürzlich versucht worden ist[1]). Denn, wenn allerdings Historiker des fünften Jahrhunderts uns manche Ereignisse der Zeit „zwischen Homer und Solon“ in einer allenfalls novellistisch zu nennenden Gestalt vorführen, so gehören doch solche „Novellen“ immer in diejenige Zeit, in welcher sie künstlerisch aufgefasst und dargestellt werden, nicht in diejenige, in welcher ihr Inhalt spielt. Man müsste also doch jedenfalls dieses „Zeitalter der Novelle in Hellas“ in die Periode unserer ältesten Historiker, und das wäre beträchtlich unter die Zeit des Solon herunterrücken. Wenn man nur überhaupt irgend einen Grund hätte, dieses „Zeitalter“ genauer zu umgrenzen! Da doch in Wahrheit die Neigung zu einer novellistisch-fabulirenden Auffassung und Darstellung der Geschichte von Herodot, oder auch bereits von Charon aus Lampsacus beginnend, sich durch die ganze Entwicklung der griechischen Historiographie, ja der prosaischen Erzählung überhaupt, hindurchzieht.

Es gab aber in Griechenland auch wirkliche Novellen. Dass es dergleichen gab, beweisen vorzüglich die Ueberreste derselben. Denn freilich als besondere litterarisch anerkannte und benannte Gattung ist diese Art der Dichtung so gut wie verschollen. Man wird nicht im Stande sein, dieselbe mit einem griechischen Namen zu benennen, so wenig wie den thatsächlich doch auch der griechischen Litteratur nicht ganz fremden „Roman“. Jedem fallen alsbald die Μιλησιακά oder Μιλησιακοὶ λόγοι des Aristides ein. In der That wird bei späteren lateinischen Autoren[2]) die Bezeichnung „Milesiae“ kurzweg wie ein Gattungsname für „erotische Novellen“ gebraucht. Bei griechischen Autoren wird man einen solchen Gebrauch vergeblich suchen, und auch jener lateinische Gebrauch ist wohl lediglich aus dem Einen Buchtitel des Aristides abstrahirt, mit einer nicht geringeren Kühnheit der Verallgemeinerung des Besonderen, als wenn man etwa, nach dem Roman des Heliodor, alle Liebesromane „Aethiopica“ nennen wollte. Mit andern Worten, es berechtigt uns nichts, zu glauben, dass es etwa eine eigne Art novellistischer Darstellungen gegeben habe, des Namens Μιλησιακά, von welcher das Buch des Aristides nur Ein Vertreter gewesen wäre: wir kennen kein anderes Beispiel „milesischer Erzählungen“ als das Werk des Aristides[3]). Dieses Werk, dessen

1) B. Erdmannsdörfer, Preuss. Jahrb. XXV (1870) p. 121—141; p. 283—308.

2) Stellen bei Teuffel, Gesch. d. röm. Litt. §. 47, 1.

3) Denn etwa die Μιλησιακά des Hegesippus von Mecyberna für eine verwandte Sammlung

Digitized by Google

sechstes Buch citirt wird, darf man für eine Sammlung einzelner Erzählungen, also eine eigentliche Novellensammlung halten, falls es erlaubt ist, die Worte des Apulejus im Eingang seiner Metamorphosen zu pressen: At ego tibi sermone isto Milesio varias fabulas conseram. Die gleiche Anlage des Werkes scheint auch Ovid in jenen, für Kenner des Aristides wahrscheinlich ohne Weiteres verständlichen, mit unsern Mitteln aber weder genügend zu erklärenden noch auch mit Sicherheit zu emendirenden Worten (Trist. II 413) bezeichnen zu wollen:

Iunxit Aristides Milesia crimina secum.

„Μιλησιακά" nannte Aristides wohl jedenfalls sein Werk darum, weil die darin berichteten erotischen Abenteuer in der durch ihre Ueppigkeit bekannten ionischen Grossstadt spielten. Wenn eine auf den Aristides bezügliche Stelle im Anfang der Lucianischen Ἔρωτες richtig überliefert ist, stellte Aristides (den wir uns selbst als Bürger von Milet zu denken durchaus keinen Grund haben[1]) sich selbst nur als Wiedererzähler dieser, ihm in Milet etwa von Gastfreunden mitgetheilten milesischen Stadtgeschichten dar[2]). Sein Verdienst wäre dann wohl nicht die Erfindung dieser Novellen, sondern nur ihre anmuthige Darstellung gewesen: man hat ihn nicht unpassend mit Boccaccio verglichen, welcher gleichfalls von seinen Novellenstoffen schwerlich auch nur einen einzigen selbst erfunden hat. Dass Aristides stilistische Verdienste hatte, geht wohl mit Sicherheit daraus hervor, dass Cornelius Sisenna sich die Mühe nahm, sein Buch ins Lateinische zu übertragen. Hieraus, und aus der bekannten Erzählung des Plutarch (Crassus 32) von den unter dem Gepäck eines Offiziers des Crassus im Partherkriege des Jahres 53 v. Chr. gefundenen Exemplaren der Μιλησιακά des Aristides ergiebt sich auch für das Zeitalter des Aristides ein Anhalt. Der allgemeine Charakter seiner Erzählungen kann nicht zweifelhaft sein: alle Aussagen treffen dahin überein, sie als erotische Novellen schlüpfriger Art zu bezeichnen[3]). Will man sich eine annähernde Vorstellung von dieser Art der Novellistik machen, so darf man sich

erotischer Novellen zu halten (mit H. Peter Schweiz. Mus. VI [1866] p. 8), giebt uns die Probe aus diesem Buche bei Parthenius 16 durchaus keine Veranlassung. Ebenso gut könnte man ja die von Parthenius mehrfach benutzte Schrift des Aristocritus περὶ Μιλήτου für eine derartige Novellensammlung halten, welche doch schon durch ihren Titel vor einer solchen Auffassung gesichert ist. Die Μιλησιακά des Heg. waren aber so gut nur eine Sammlung von milesischen Localsagen, unter welche sich dann auch manche, nicht unmittelbar an Milet geknüpfte, erotische Legende verirren mochte, wie etwa die Μιλησιακά des Maeandrius von Milet (s. Müller fr. hist. II 334; Meincke Anal. crit. in Athen. p. 143).

1) Dies bemerkt schon Nic. Heinsius zu Ov. Trist. 2, 413 sehr richtig. Vgl. auch O. Jahn Rhein. Mus. N. F. IX 628.

2) Lucian Amor. 1: Lykinos zu seinem Freunde: πάνυ δή με ὑπὸ τὸν ὄρθρον ἡ τῶν ἀκολάστων σου διηγημάτων αἰμύλη καὶ γλυκεῖα πειθὼ κατεύφρανεν ὥστ' ὀλίγου δεῖν Ἀριστείδης ἐνόμιζον εἶναι, τοῖς Μιλησιακοῖς λόγοις ὑπερκηλούμενος. So die Hss. (auch Vatic. 90). Richtig bemerkt schon Gesner (ed. Bipont. V 553): „si discedere a libris nolumus, ponendum est, fingere in libris illis suis Aristidem, sibi lascivas, quas narrat, fabellas a Milesiis quibusdam narratas esse". Das Compliment für den Erzähler wäre indessen unstreitig grösser, wenn geschrieben stünde: Ἀριστείδην σ' ἐνόμιζον εἶναι.

3) Vgl. ausser den bereits angeführten Stellen des Ovid, Plutarch, Lucian namentlich noch Arrian diss. Epict. IV 9, 6: an einen εἰς ἀναισχυντίαν μεταβληθέντα: ἀντὶ Χρυσίππου καὶ Ζήνωνος, Ἀριστείδην ἀναγινώσκεις καὶ Εὔηνον. ἀντὶ Σωκράτους καὶ Διογένους, τεθαύμακας τὸν πλείστας διαφθεῖραι καὶ ἀναπεῖσαι δυνάμενον. Ueber den hier mit Ar. verbundenen Enenus vgl. Bergk p. lyr. ed. 3 p. 597.

Digitized by Google

wohl der erotischen Novellen, welche Apulejus seinen Metamorphosen eingelegt hat, erinnern; die soeben angeführten Eingangsworte des Apulejus geben uns das Recht in ihnen aechte „Milesiae“ zu erkennen. Man erinnere sich z. B. der Geschichte vom Liebhaber im Fasse (Ap. IX 5—7), von den bei seiner Geliebten vergessenen Schuhen des Philetaerus (IX 17—21), von dem Buhlen im Fullonenkorbe (IX 24. 25): und man wird nicht leugnen können, dass diese Erzählungen mit altfranzösischen Fabliaux, mit italienischen Novellen und ganz vorzüglich mit denen des Boccaccio die auffallendste Charakterähnlichkeit zeigen, welche in der unbefangenen Uebertragung einzelner dieser Apulejischen Geschichten in das Decameron von dem italienischen Meister der Novelle selbst anerkannt wird [1]).

Wenn solche Novellen, in welchen allerlei bedenkliche erotische Abenteuer nicht ohne Lüsternheit dargestellt, List, Kühnheit, Geistesgegenwart, ja unbedenkliche Ruchlosigkeit der Liebenden vergnüglich ausgemalt wurden, sich an den Namen des üppigen Milet knüpften, so benannte sich eine andre Art novellistischer Erzählungen nach dem mit Milet so eng befreundeten Sybaris. Spätere Rhetoren und Scholiasten [2]) geben an, sybaritische μῦθοι seien, im Gegensatz zu den ganz oder theilweise von Thieren handelnden, solche Fabeln, in welchen einzig Menschen auftreten. Diese Bestimmung, einerseits gewiss zu weit, erschöpft andrerseits die Eigenthümlichkeit der sybaritischen Geschichten nicht. Dies waren vielmehr im Besondern lächerliche Geschichten, allerdings meistens nur zwischen Menschen spielend, meist auf eine witzige Pointe auslaufend, vorzugsweise Bürgern von Sybaris in den Mund gelegt, aber auch zum Theil dem Aesop, als dem typischen Fabulisten, zugeschrieben, welchen darum die Sage, die mit seiner Person so frei schaltete, gelegentlich auch nach Italien gelangen liess. Dieser Charakter der sybaritischen Mythen geht mit Sicherheit aus den Benennungen: Συβαριτικὰ γελοῖα bei Aristophanes (Vesp. 1259), Συβαριτικὰ ἀποφθέγματα bei Epicharm (ap. Suid. s. Συβαριτικαῖς; vgl. K. O. Müller Gr. Litt. I 258 f., und Mnesimachus com. III 577), aus den bekannten Proben solcher sybaritischer Schwänke hervor, mit denen in den „Wespen“ (1401 ff. 1434 ff.) Philokleon seine Widersacher foppt [3]). Darnach also hätte man sich solche sybaritische Mythen als kurze witzige Antworten, scherzhafte Einfälle, concetti vorzustellen, in der Art, wie sie die ältesten italienischen Novellensammlungen viele enthalten; und von dieser Art mögen, wie neuere Forscher über die Geschichte der aesopi-

1) Apul. IX 5—7 (Buhle im Fasse) = Boccaccio VII 2; Apul. IX 14—16. 22. 23. 26—32 (Geschichte von der Bäckerin, ihrem Manne und ihrem Buhlen) = Boccaccio V 10; vgl. v. d. Hagen Gesammtab. II p. XL. Der freche Schluss dieser Geschichte findet sich übrigens auch in einer griechischen Geschichte, unter den Fabeln des Babrius, 116. Noch sei die nahe Verwandtschaft der Geschichte des Philetaerus (Apul. IX 17—21) mit einem französischen fabliau „les culottes des cordeliers“ (Legrand d'Aussy I[3] 343 ff.) und dessen zahlreichen Abweigungen hervorgehoben: vgl. Dunlop-Liebrecht p. 258 f. p. 491 A. 332. Verwandt ist auch die sehr schlecht erzählte Novelle in den Briefen des Aristaenetus I 5.

2) Nicolaus progymn. in Spengels Rhet. gr. III 452. Schol. Ar. Vesp. 1258, Av. 471: s. Grauert de Aesopo p. 74.

3) Ich verweise im Allgemeinen auf Grauerts Ausführungen, a. a. O. p. 73—79. (Auf Ar. Vesp. 1434 ff. beruft sich, als auf einen Typus des Συβαριτικὸς οἶνος, Diogenian proverb. praef. [I 179, 21 ff. ed. Göttling.]).

Digitized by Google

schen Fabel annehmen[1]), gar manche, ihres sybaritischen Localgewandes entkleidet, in unsern Sammlungen aesopischer Fabeln uns erhalten sein.

Es scheint aber auch eine andre Art speciell sybaritischer Stadtgeschichten gegeben zu haben, in denen das Lächerliche nicht in absichtlichem Witz, sondern in dem rein unwillkürlich lächerlichen, eigentlich albern zu nennenden Verhalten irgend eines Sybariten lag. Von dieser Art ist die bekannte Geschichte, welche Aelian (V. H. XIV 20) „ἐν ἱστορίαις Συβαριτικαῖς" gelesen zu haben behauptet, von dem Paedagogen, welcher dem Schüler eine aufgelesene Feige heftig scheltend entreisst, um sie alsbald selber zu verschlingen. Man darf vermuthen, dass solche Geschichten, deren Vergnüglichkeit nur in einer hoch gesteigerten Absurdität besteht, sich in beträchtlicher Anzahl in die sonderbare Ueberlieferung von dem Leben und Treiben der alten Sybariten wie völlig historische Thatsachen eingenistet und diese fast zu einem Schwank verzerrt haben. Nichts andres als eine solche durch die übergrosse Absurdität lächerliche Witzfabel ist es doch, was Timäus ganz ehrbar berichtete (fr. 59 Müller): ein Sybarit, der auf dem Acker Arbeiter hacken sah, bekam vom Zusehen einen Bruch: als er einem Andern sein Leid erzählte, erwiderte dieser, er habe schon vom blossen Hören Seitenschmerzen bekommen. Vermuthlich ebenfalls auf Timäus geht eine ähnliche Geschichte zurück, nach welcher Smindyrides, das schon aus Herodot bekannte Vorbild sybaritischer Weichlichkeit, nachdem er auf einem Lager von Rosenblättern geschlafen hatte, voller Schwielen aufsteht[2]). Beide Geschichten erwähne ich hier um auf die höchst auffallende Uebereinstimmung derselben mit orientalischen, speciell indischen Scherzerzählungen aufmerksam zu machen[3]). Gewiss ist es eine, auch in der Poesie vielfach ausgeprägte, speciell indische Neigung, irgend einen extremen Einfall dadurch besonders eindringlich zu machen, dass man ihn bis zu einem, der Einbildungskraft gar nicht mehr erreichbaren Superlativ des Albernen hinaufspannt. Wenn es aber eine Ehre ist, in

1) S. Granert p. 79; Keller Jahrb. f. Philol. Suppl. IV p. 360.

2) Diese Geschichte steht bei Aelian V. H. IX 24. Sehr wahrscheinlich stammt dieser Bericht ebenfalls aus Timaeus, welcher, für sybaritische Dinge ein Hauptgewährsmann, speciell auch von Smindyrides geredet hatte: fr. 58. An Timäus als Aelians Quelle zu denken, veranlasst mich noch besonders die unmittelbare Verbindung, in welcher Seneca de ira II 25, 2 jene Geschichte des Aelian mit der im fr. 59 des Timäus berichteten Anekdote vorträgt. — Eine sybaritische Scherzgeschichte ist auch die von Aristoteles fr. 533 R. berichtete Fabel von den in der Schlacht tanzenden Pferden der Sybariten, welche sehr merkwürdiger Weise in den indisch-chinesischen Avadānas ed. Stan. Julien, N. 10 (I p. 56—59) wiederkehrt, wie Liebrecht Or. u. Occ. I 134 hervorgehoben hat.

3) Mit der ersten der beiden oben erwähnten Geschichten zeigt eine Erzählung der Vetālapanchavinçati „die drei zarten Königinnen" grosse Aehnlichkeit, in welcher die zarteste der Dreie bei dem Hören einer in der Ferne stampfenden Mörserkeule solche Schmerzen spürt, dass sie ohnmächtig niederfällt: s. die verschiedenen Versionen dieser Geschichte bei Oesterley Baitál Pachísí p. 92 f. p. 199 f. — Mit der Geschichte vom Smindyrides vergleiche man ebenfalls Baitál Pachísí n. 23 p. 164 Oest.: ein besonders Empfindlicher kann die ganze Nacht keinen Schlaf finden, weil in der siebenten Falte des Bettes ein Haar lag, das ihn in den Rücken stach. Mehr dergleichen bei Oesterley p. 212 ff. Besonders nahe der sybaritischen Geschichte steht eine persische Sage von Schapûr und der Tochter des Königs Dhâtzas von Hadhr, welche, mir mein Freund C. Andreas aus dem Chronicon des Tabari (übers. von Zotemberg, Paris 1869 II p. 83) nachweist: die sehr zart erzogene Prinzessin wird von einem im Bette liegenden Rosenblatt bis zum Bluten gestochen. — Vgl. auch Keller Li Romans des sept sages p. cxxxiij.

Digitized by Google

diesen Spielen der Absurdität die Priorität zu besitzen, so kommt diese Ehre, wie man sieht, hier sicherlich den Sybariten zu.

Solche aus unsrer, für dergleichen Dinge sehr unergiebigen Ueberlieferung mühsam herauszusuchende Ueberreste beweisen immerhin so viel, dass die Gattung, einerseits der erotisch-leichtfertigen, andrerseits der witzigen, oder auch nur lustig albernen Novelle auch in Griechenland existirte, also jene beiden Gattungen, unter welche man wohl die Mehrzahl der französischen Fabliaux und der italienischen Novellen würde einordnen können. Von vielen andern Spielarten moderner Novellendichtung sei nur die ernsthafte, bisweilen pathetisch-tragische Liebesnovelle genannt, von welcher ebenfalls die Italiener die herrlichsten Beispiele aufgestellt haben. Man könnte von vorne herein sicher sein, dass auch an solchen Novellen höheren Stils in Griechenland kein Mangel war, wenn man sich nur der zahlreichen historischen und halbhistorischen Abenteuer ähnlicher Art erinnert, welche von den Geschichtschreibern und Antiquaren der hellenistischen Periode mit grosser Vorliebe aufgezeichnet, auch wohl von Dichtern jener selben Zeit in Verse gebracht wurden. Man findet aber auch einige Beispiele einer solchen Novellendichtung beim Apulejus, welche man, wie den gesammten Erzählungsstoff dieses Autors, unbedenklich aus griechischer Quelle herleiten darf. Hier sei nur der, im achten Buch der Metamorphosen (c. 1—14) sehr wirkungsvoll erzählten Novelle vom Thrasyllus gedacht, welcher den Gemahl der geliebten Charite auf der Jagd heimtückisch tödtet, sich dann der gewaltsam zur Wittwe Gemachten anträgt, von ihr aber in einem scheinbar gutwillig zugestandenen nächtlichen Stelldichein geblendet und getödtet wird. Dieser im Charakter und Ton vielfach an düstere italienische Rachenovellen erinnernde Erzählung darf man ein nicht ganz unbeträchtliches Alter darum zutrauen, weil eine sehr ähnliche Geschichte von einer Gallierin Kamma, bei Plutarch zweimal erzählt, auf ein gemeinsames älteres Vorbild zurückschliessen lässt[1]).

Es genügt hier auf die Existenz der wichtigsten Gattungen der Novelle hingewiesen zu haben: die Anzahl der Exemplare mag man sich nach Gutdünken gross oder gering denken. Dass der Reichthum der volksmässigen Ueberlieferung an solchen Erzählungen nicht ganz gering war, mag die Thatsache verbürgen, dass es, sogut wie noch heutzutage in Arabien, wie einst in Italien, in Griechenland ein eignes Gewerbe öffentlicher Erzähler gab. Bereits Aristophanes gedenkt (im Plutus 177) eines gew. Philepsius, welcher „Geschichten erzählt" (μύθους λέγει) für Geld (s. Schol.). Aus späteren Zeiten hören wir von solchen Erzählern, welche auf öffentlichen Plätzen für geringen Lohn Geschichten erzählten[2]), auch wohl von Vornehmeren zur Ergötzung ihrer Gäste nach Tisch gemiethet wurden[3]). Ihr eigentlicher Name, soferne sie blosse Er-

1) S. Plutarch. amator. 22 und mul. virt. s. Κάμμα. Diese Plutarchische Erzählung ist übrigens offenbar das Vorbild für Ariosto's Bericht von Tancred, Olindro und Drusilla: Orl. furioso c. XXXVII st. 51—75.

2) Z. B. in der Rennbahn, wenn sie sonst unbenutzt war: Dio Chrysost. or. 20 p. 490 R. Natürlich sammelten solche öffentliche Erzähler bei ihren Zuhörern. Plinius epist. II 20, 1: Assem para et accipe auream fabulam!

3) So z. B. bei der Hochzeit des Macedoniers Karanos: s. Hippolochus bei Athen. IV 130 C; später beim Kaiser Augustus: Sueton. Oct. 74 (s. dort Casaub.). Sonst war es Sitte, dass, wenn eine Gesellschaft ἀπὸ συμβολῶν speiste, derjenige, welcher etwa ἀσύμβολος mitass, die Verpflichtung des

Digitized by Google

zähler blieben, war aretalogi[1]): da aber, bei der südlichen Lebendigkeit, die Erzählung sehr leicht in drastische Darstellung des Erzählten übersprang, so berührte sich ihre Thätigkeit sehr nahe mit derjenigen der μῖμοι, ἠθολόγοι, θαυματοποιοί und anderer witziger Strolche, an denen die griechischen Städte so überreich waren, und welche sich z. Th. die mimische Vorführung novellistischer Schwänke zum Berufe machten[2]).

Gewiss trug der Ehrgeiz und das Interesse solcher professioneller Erzähler nicht wenig dazu bei, die Erzählungsstoffe zu bewahren, zu vermehren, auszuschmücken und lebendig zu erhalten. Bisweilen mochten diese Leute ihre Vorräthe auch schriftlich festhalten[3]).

Als nun die griechische Cultur seit Alexander dem Grossen in breitem Strome in den Orient sich ergoss, blieben sicherlich diese Abenteurer mit ihren bunten Geschichten nicht zurück: warum sollten wir ihnen gerade besondre Sesshaftigkeit zutrauen? Wir hören, dass z. B. Antiochus Epiphanes an Mimen, Spassmachern und ihres Gleichen absonderlichen Gefallen fand[4]); und wird man wohl glauben, dass die allem Fabulosen so begierig lauschenden Orientalen verschmäht haben, solchen gewandten griechischen Erzählern auf den Gassen der griechischen Städte des Ostens zuzuhören? So mochte eine beträchtliche Menge ächt griechischer Geschichten in den graecisirten Orient getragen

---

γελοῖα λέγειν hatte: Alexis Τίτθη fr. II (III 487): vom Korydos, einem bekannten Parasiten: ὁ τὰ γελοῖ' εἰθισμένος λέγειν; namentlich aber Anaxandridas Γεροντομανία fr. II (Com. III p. 165), welcher diese Sitte offenbar in ein uraltes Alterthum hinauf rücken will. Auf dieselbe Sitte will wohl auch Antiphanes anspielen in dem (corrupten oder lückenhaften) Schluss des fr. I seines Γάστρων (Com. III p. 67): οἷα λογοποιοῦσιν ἐν τῷ πράγματι οἱ τἀργύριον μὴ κατατιθέντες. So kommt denn bei Xenophon conv. I 11—16 der γελωτοποιὸς Philippus ungeladen zum Mahle des Kallias. Athen hatte Ueberfluss an solchen γελωτοποιοί: ein förmliches Corps „οἱ ἑξήκοντα" versammelte sich zur Zeit des Demosthenes in dem Herakleion der Diomeer (d. i. im Kynosarges): Athen. XIV 614 DE.

1) Ueber die aretalogi vorzüglich Lobeck Aglaoph. 1316 f.; s. auch O. Jahn prol. ad Persium p. xci f.

2) Ueber die ganze Zunft der μῖμοι, θαυματοποιοί, ἠθολόγοι u. s. w. handelt O. Jahn, prol. ad Pers. p. LXXXIV ff. — Wie solche μῖμοι gelegentlich kurze schwankartige Geschichten mimisch darstellten, erkennt man besonders deutlich an den Beispielen der γρῖφοι, welche Kleon, Nymphodorus, Ischomachus ἐν τοῖς κύκλοις, auch ἐν τοῖς θαύμασιν (d. i. auf dem besondern Platze der Tausendkünstler: s. Meineke anal. crit. in Ath. p. 4; vgl. noch Aristot. Oecon. p. 1346 b, 21) aufführten, bei Athen. X 452 F 453 A. — Natürlich fanden sich im alltäglichen Leben viele Gelegenheiten zur behaglichen Erzählung novellistischer Erzählungen, Märchen, Stadtgeschichten. Welcher Art z. B. die Erzählungen alter Gesellschafterinnen und Duennen vor ihren jungen Schutzbefohlenen waren, lässt sich denken: vgl. die Alte bei Apulejus metam. IV 27 ff. (Tibull. I 3, 83 ff.: sancti pudoris Adsideat custos sedula semper anus. Haec tibi fabellas referat u. s. w.); auch Xenophon Ephes. III 9, 4.

3) Von den eben erwähnten athenischen γελωτοποιοί, den famosen ἑξήκοντα, erzählt Athenäus XIV 614 E: τοσαύτη αὐτῶν δόξα τῆς ῥᾳθυμίας ἐγένετο, ὡς καὶ Φίλιππον ἀκούσαντα τὸν Μακεδόνα πέμψαι αὐτοῖς τάλαντον, ἵν' ἐγγραφόμενοι τὰ γελοῖα πέμπωσιν αὐτῷ. Bekannt ist, wie bei Plautus, Stich. 400. 454 ff. der Parasit sich aus seinen Büchern präparirt, um dem „rex" aufwarten zu können mit „ridiculis logis". Eine Sammlung von Anekdoten, die sich an bekannte Personen geheftet hatten, waren die γελοῖα ἀπομνημονεύματα eines Aristodemus, welche Athenäus mehrfach benutzt. Reste alter Anekdotenbücher wohl in dem s. g. Φιλόγελως. Eigentliche Novellen finden sich freilich in dieser Sammlung von Albernheiten nicht; aber die einzelnen Genera fliessen hier in einander über.

4) S. die Stellen bei O. Jahn a. a. O. p. LXXXVII. — Theopomp bei Athen. X 435 C von Philipp von Macedonien: ὧν φιλοπότης καὶ τὸν τρόπον ἀκόλαστος, καὶ βωμολόχους εἶχε περὶ αὐτὸν συχνοὺς καὶ τῶν περὶ τὴν μουσικὴν ὄντων καὶ τῶν τὰ γελοῖα λεγόντων.

Digitized by Google

und von dort mit der räthselhaften Schnelligkeit, mit welcher solche Erzählungen wandern, sich weithin verbreiten. Es giebt nun eine merkwürdige arabische Ueberlieferung, welche so viel jedenfalls andeutet, dass auch den späteren Orientalen die Erinnerung an eine Einführung novellistischer Erzählungen durch die griechischen Eindringlinge nicht ganz geschwunden war. Muhammed ben Ishâk, der Verfasser einer im J. 987 angelegten weitläuftigen litterarhistorischen Encyklopaedie, des Fihrist, erzählt im achten Buche dieses Werkes: nach Angabe Einiger sei der Erste, welcher sich in der Nacht Geschichten habe erzählen lassen, Alexander der Grosse gewesen: diese Geschichten habe man gesammelt und in einem besondern Buche zusammengestellt[1]). Liegt hierin nicht ein bestimmtes Zeugniss für den griechischen Ursprung jener später im Orient so beliebten Nachterzählungen? und warum sollte nicht in Wahrheit Alexander in dieser Weise sich schlaflose Nächte verkürzt haben, sogut wie der Kaiser Augustus, von dem Sueton (c. 78) ganz Aehnliches berichtet? — Hier mag zugleich erwähnt sein, dass unter der grossen Anzahl von Erzählungsbüchern, welche aus fremden Sprachen ins Arabische übertragen seien, der Verfasser des Fihrist auch, nach den persischen und indischen, wenigstens Ein griechisches aufzählt, welches den räthselhaften Titel „Semsijet und Dimné" führt, und, nach der Angabe des Arabers, angelegt war in der Art des Kelilé we Dimné, d. i. des Pantschatantra[2]). Weiterhin theilt er mit, bei der ersten Anlage des Sammelwerkes der 1000 Nachterzählungen seien Erzählungen der Araber, Perser und Griechen vereinigt worden, und zwar nach den Berichten von Erzählern einer jeden Nation[3]). Diese mündliche Ueberlieferung wird in der That das gewöhnliche Mittel der Verbreitung griechischer Erzählungen im Orient gewesen sein. An litterarische Tradition wird bei weitem weniger zu denken sein; in Griechenland selbst scheint man es nicht der Mühe werth gehalten zu haben, so leichtfertige Erdichtungen in Büchern für die Ewigkeit festzuhalten. Die Sammlung des Aristides ist gerade als eine Ausnahme so bekannt geworden.

Was uns daher an griechischen Novellen erhalten ist, verdankt seine Erhaltung grössten Theils dem Zufall, welcher einzelne Bruchstücke derselben hie und da in allerlei Winkeln versteckt und aufbewahrt hat.

So finden sich bei Aristophanes nicht nur einige Beispiele sybaritischer Schwänke, sondern, in jener frechen Rede des verkleideten Mnesilochus in den Thesmophoriazusen auch einige kurze Anspielungen auf erotische Novellenstoffe, die man eher

1) Vgl. die Analyse des Fihrist bei Flügel, Ztsch. d. d. morg. Ges. XIII (1859) p. 559 ff.: die hier gemeinte Stelle, p. 637. Sie lautet nach einer Uebersetzung Hammers, Journal asiatique a. III, t. VIII (1839) p. 176: „le vrai, s'il plait à Dieu, est que le premier qui se fit faire des contes, le soir, fut Alexandre; il y avait des hommes qui s'en moquèrent, mais il ne le fit point pour le plaisir qu'il trouva à écouter ces contes mais pour se tenir éveillé et sur ses gardes". Bei Flügel heisst es nun weiter: man habe diese Erzählungen sich gemerkt und in dem Buche (1000 Erzählungen) vereinigt. Der Verf. sah dasselbe mehrere Male vollständig. Etwas anders bei Hammer.

2) S. die Uebersetzung dieses Abschnittes des Fihrist bei v. Hammer Litteraturgesch. der Araber Abth. I Bd. III p. 350; vgl. denselben in Wiener Jahrb. d. Litt. XC (1840) p. 51. (Mit den weiterhin folgenden, abenteuerlichen Titeln griechischer Bücher weiss ich nichts anzufangen. Unter „Murujanus [oder Muxujanus, Muxubanus, Muxunajus] über Erziehung" verbirgt sich vielleicht ein Werk des Stoikers Musonius Rufus π. παιδείας.)

3) S. Flügel a. a. O. p. 637 f. Hammer Jahrb. d. Litt. a. O. p. 49.

Digitized by Google

zu der Gattung der Milesiae zählen könnte[1]). Von beiden Arten ist eine nicht ganz unbeträchtliche Anzahl in den Sammlungen aesopischer Fabeln erhalten. Es leuchtet ein, wie leicht sich solchen kleinen Bildern aus dem bürgerlichen Leben eine lehrhafte Wendung geben, im schlimmsten Falle wenigstens eine ironische Spitze anheften liess, wodurch eben der μῦθος zum αἶνος wird[2]). Als man daher seit Demetrius von Phaleron Sammlungen solcher knappen, lehrhaften Erzählungen unter dem weiten Begriff des „aesopischen Mythus" vereinigte, verschmähte man, neben den Thierfabeln, auch solche kleine Novelletten nicht, welche freilich ursprünglich gewiss nicht mit der Absicht, eine gute Lehre zu illustriren, erfunden waren. Statt vieler Beispiele seien hier nur drei hervorgehoben: Babrius fab. 116, eine mehr als bedenkliche, frech erotische Geschichte, welche sich im Wesentlichen in einer Novelle des Apulejus wiederholt findet; ferner die bekannte Novelle von der ungetreuen Witwe: Aesop. f. 109 (Halm), oder Phaedri fab. append. 13; endlich bei Phaedrus III 10 eine Geschichte von einem eifersüchtigen Manne, welcher Nachts von einer fingirten Reise zurückkehrt, in das Gemach seiner Frau stürmt, und als er im Dunkeln einen männlichen Kopf ergreift, blindlings zustösst, bei endlich herbeigebrachtem Lichte aber erkennen muss, dass er seinen eignen, von der Mutter in ihr Lager gebetteten Sohn ermordet hat. Diese letzte Geschichte ist mir darum besonders merkwürdig, weil sie, in den mannichfaltigsten Wendungen und doch im Wesentlichen unverändert, in orientalischen Erzählungen, in einer Legende des christlichen Mittelalters, zuletzt in dem deutschen Märchen vom „Liebsten Roland" wiederkehrt[3]).

Während in solcher Verkappung als aesopische Fabeln die Novellen, ganz nur auf den oft sehr erzwungenen lehrhaften Schluss zusammengedrängt, von ihrem poetischen Werthe doch allzuviel verlieren, wird ihnen eine etwas freiere Bewegung verstattet in den wenigen Fällen, in welchen uns dergleichen Dichtungen rein um ihrer selbst willen mitgetheilt werden. Dies geschieht namentlich in den Metamorphosen des Apulejus, hie und da auch in sophistischen Briefsammlungen: wie denn die angeblichen Briefe des

1) Themoph. 482 ff.: nicht unähnlich dem fabliau: Le souris bei Legrand d'Aussy Contes et fabliaux (3. Aufl.) IV 310. 11. Vgl. auch v. d. Hagen Gesammtab. n. LVII; ferner eine mehrfach variirte orientalische Geschichte, für welche Oesterley Baitál Pachísí p. 197 ff. Nachweisungen giebt (füge hinzu: Köhler Or. u. Occ. II 316 ff., auch Cabinet des fées XVI 202—208). — Thesm. 498 ff. Diese Geschichte ist verstümmelt überliefert (wie aus dem sachlich ganz vortrefflichen, metrisch unmöglichen, schon dem Schol. Rav. vorliegenden ὑπ' αὐτάς 500, und dem der Sache nach unverständlichen ἐγκεκλυμμένον 500 hervorgeht). Der Vorgang, welcher geschildert werden sollte, ist wohl dieser, dass die Frau das ἔγκυκλον vor dem Manne weit ausspannt, und den eben dadurch, wie durch einen Vorhang vor dem Manne verborgenen Buhlen so aus dem Hause schlüpfen lässt. Ein sehr ähnlicher Schwank: Gesta Roman. 123, Petrus Alfonsus disc. cler. XI 1—4, fabliau bei Legrand d'Aussy IV 189 u. s. w. Vgl. Dunlop-Liebrecht p. 198 b.

2) Iulian. orat. VII p. 269, 9 ed. Hertlein: ὁ αἶνος τοῦ μύθου διαφέρει τῷ μὴ πρὸς παῖδας ἀλλὰ πρὸς ἄνδρας πεποιῆσθαι [dies nach der Auffassung der „Mythen" bei den Gebildeten jener Zeit; z. B. Libanius, ὑπὲρ τῶν ῥητόρων, I 221, 3 R., vom Mythus der Daphne und des Apoll redend: παίδων ταῦτα μυθολογήματα] καὶ μὴ ψυχαγωγίαν μόνον ἀλλὰ καὶ παραίνεσιν ἔχειν τινά. Vgl. Theo progymn. 3 (Spengel Rh. gr. II 73, 31).

3) Legende vom heiligen Julian, Gesta Roman. 18: indische Version dazu verzeichnet von Grässe; II p. 258. Verwandt auch eine hindostanische Erzählung bei Garcin de Tassy, hist. de la litt. hindoui et hindoustani II p. 602—604. Märchen vom Liebsten Roland: Grimm N. 56, zu Anfang. Vgl. auch Bandello, nov. I 59 (I p. 367 ff. ed. Londra 1740 in 4°). — Endlich liegt das gleiche Motiv, possenhaft gewendet, Lucians dial. meretr. 12, zu Grunde.

Digitized by Google

Aeschines eine richtige milesische Novelle enthalten[1]), die erotischen Briefe des sogenannten Aristaenetus, neben andern erotischen Erzählungen, auch drei eigentliche Novellen, in der unklaren und abgeschmackten Manier dieses Sophisten erzählt, erhalten haben[2]). So trifft man unter den bei Photius skizzirten διηγήματα des Konon eine wohlausgeführte novellistische Erzählung an, welche wiederum in Abendland und Morgenland zahlreiche Verwandte hat[3]). Gewiss verbergen sich noch in manchen Winkeln allerlei Ueberreste griechischer Novellendichtung; man müsste nur sorgfältig nachspüren. Beiläufig sei die Frage gestattet, ob nicht die Fabeln mancher Komödie von der Gattung des sogenannten „neueren" bürgerlichen Lustspiels ihre Motive novellistischen Dichtungen entlehnt haben mögen. Wenn ich bedenke, dass die Fabel des Miles gloriosus in einer Erzählung der 1001 Nacht sich vollständig wiederholt, so weiss ich diese Thatsache, die doch gewiss nicht aus einer Kenntniss der Komödie selbst bei dem orientalischen Erzähler erklärt werden kann, nicht anders zu deuten, als aus einer gemeinsamen Benutzung einer älteren griechischen Novelle[4]). — Es wird schliesslich einzugestehen sein, dass alle diese zufällig erhaltenen Reste griechischer Novellendichtung nur ein überaus dürftiges Material ergeben, wenn man es mit der überquellenden Fülle orientalischer Erzählungsschätze vergleicht. So viel gestatten gleichwohl, trotz aller Ungunst der Ueberlieferung, die hier zusammengefassten Thatsachen zu behaupten, dass griechische Phantasie auch auf diesem Gebiet in Erfindungen keineswegs arm und träge war. Man sollte ja auch wohl denken, dass nirgends in der Welt je alle Bedingungen zur Ausbildung der allerreichsten Novellendichtung so eng verbunden sich beisammen gefunden hätten,

1) Es ist der zehnte dieser Briefe gemeint, dessen Inhalt (der an viele orientalisch-occidentalische Geschichten anklingt, wie ich gelegentlich einmal näher darzulegen gedenke) bei Dilthey de Callim. Cydippa p. 102 Anm. ganz richtig eine „fabula Milesiaca" genannt wird.

2) Ich meine Arist. I 5; II 15; II 22. Die letzte, leider verstümmelte Geschichte beginnt wenigstens vollkommen wie eine in Orient und Occident weit verbreitete Novelle; vgl. Benfey Pantschat. I 144.

3) Es ist narrat. 38; vgl. Liebrecht zu Dunlop p. 455 f. (der goldgefüllte Holzstab übrigens schon in der Sage vom Brutus: Livius I 56, 9).

4) Jene mit der Fabel des Miles gloriosus so nahe verwandte orientalische Geschichte steht in 1001 Nacht, N. 896, XIV p. 60 ff. der Breslauer Uebers.: „Geschichte des Gerbers und seiner Frau". Ein Offizier liebt die Frau des Gerbers, miethet sich neben ihm ein und macht einen geheimen Verbindungsgang zwischen beiden Häusern. Darauf redet die Frau, im Einverständniss mit dem Offizier, ihrem Manne ein, neben ihnen sei ein Offizier eingezogen, der ihre, ihr zum Verwechseln ähnliche Schwester zur Frau habe. Der Gerber geht zu dem Offizier, eilt, von der Aehnlichkeit der angeblichen Schwester mit seiner Frau betroffen, nach Hause zurück; natürlich kommt ihm die Frau zuvor; und so foppt man den Armen wiederholt. Schliesslich macht der Offizier ihn trunken, costümirt ihn als Türken und trägt ihn in eine entfernte Gegend. Erwacht, muss der Gerber sich endlich selbst für einen Andern halten — und so läuft die Geschichte schliesslich in die bekannte Farce von dem über seine eigne Person bedenklich Gewordenen aus, welche in der köstlichen Novella del Grasso legnajuolo unübertrefflich ausgeführt ist. — Eine Erzählung des Novellenkreises der sieben weisen Meister „die Entführung" (s. Keller Li Rom. des sept sages p. CCXXVII—XXIX) sieht allerdings, ihrem wesentlichen Kerne nach, einer etwas phantastisch umgestalteten Parallele zu der Fabel des Miles gloriosus ähnlich; sie findet sich indessen nur in occidentalischen Versionen jenes Volksbuches (s. die Tabelle bei Landau, die Quellen des Decamerone, im Anhang; hinzufügen mag man eine altitalienische Version: Tabelle bei Mussafia in Eberts Jahrb. f. rom. u. engl. Spr. IV 173), und mag also wohl unmittelbar aus Plautus herstammen.

Digitized by Google

als bei den Bürgern griechischer Städte: der scharfe Blick für die eigenthümlichen Verhältnisse des Lebens, die Lust am Witzigen, Kecken, ja ruchlos Selbstsüchtigen virtuoser Persönlichkeiten, eine spöttisch überlegene Betrachtung des menschlichen Treibens, dazu ein nicht ganz geringer Zug faunischer Lüsternheit, zu Allem die blühendste, reichste, geübteste Phantasie, das eigentliche Erbgut des hellenischen Volkes. Wüsste man auch nichts aus besondern Nachrichten, so dürfte man von vorne herein glauben, dass in den λέσχαι, auf der ἀγορά griechischer Städte die bald sinnlich phantastischen, bald recht stachligen Blumen populärer Novellistik in heitester Fülle emporgeschossen sein müssen. Ganz im Gegensatz dazu sollte man a priori die Heimath so wohl ersonnener, ganz in der scharf beobachteten Wirklichkeit des bürgerlichen Lebens wurzelnder, ironisch nüchterner Erdichtungen am allerwenigsten gerade in Indien suchen. Es ist doch nicht zu leugnen, dass die indische Phantasie, sich selbst überlassen, die unbezwingliche Neigung hat, von dem engen und dürftigen Leben der irdischen Menschen ungeduldig, im kühnsten Aufflug, sich in die grenzenlosen Höhen der ungeheuersten Wahnvorstellungen emporzuschwingen. Man vergleiche nur beispielsweise mit den meistens höchst sinnreichen, wohl erdachten, fest und bestimmt gezeichneten Novellen des Pantschatantra, des Sindabadbuches, auch wohl des Tutinameh die überwiegende Mehrzahl der wildphantastischen, in gigantischen Wundergebilden sich umtreibenden Erzählungen der 25 Vetâla-geschichten, des Vikrama-caritram, auch der Sammlung des Somadeva: und man wird vielleicht mit mir empfinden, dass in diesen letzteren Geschichten der eigentlich indische Geist sich unbefangen ausspricht, während jene novellistischen Erzählungen den Eindruck des Fremden, Entlehnten, hinterlassen. Die meisten solcher Novellen sind durch mündliche Ueberlieferung buddhistischer Sendboten, oder durch den Einfluss buddhistischer Erzählungssammlungen weit verbreitet worden. Nun lese man aber die ächt buddhistischen Parabeln des Buddhagosha durch, welche, wie uns versichert wird, z. Th. bis in das dritte Jahrhundert vor Chr. zurückgehen[1]). Unter der ganzen Kette höchst unverdächtig urindischer Erzählungen wird man, neben vielen ausgelassen phantastischen Wundergeschichten, eine einzige wohlgebildete, ächt menschliche, aus menschlichem Gemüthe und Leben, und nicht aus einer erträumten Wolkenwelt entnommene Erzählung antreffen, und diese Eine Erzählung findet in griechischen Ueberlieferungen nicht Ein, sondern, soweit mir bekannt, drei Vorbilder. Es ist die Parabel von Kisagotâmi (cap. 10 p. 100. 101 Rog.). Kisagotâmi hat ihren Sohn durch den Tod verloren; ein weiser Mann verweist die Trostlose an den Buddha. Der verspricht ihr Hülfe, wenn sie ihm eine Handvoll Senfsamen bringe, entlehnt aus einem Hause, in welchem kein Sohn, kein Ehegatte, kein Verwandter, kein Sklave gestorben sei. Sie geht überall herum, und findet kein solches Haus. Ohne Senfsamen kommt sie zum Buddha zurück, und dieser zieht

1) S. Max Müller, introduction zu T. Rogers' Uebers. der Parabeln des Buddhag. (London 1870) p. XVII. [Zu spät erfahre ich durch Mittheilung eines Freundes, dass die Verwandtschaft der Parabel von Kisagotâmi mit den Erzählungen des Julian und des Lucian bereits von A. Weber, in seiner Untersuchung über das Râmâyana (p. 28. 29. der englischen Uebers. von Boyd) hervorgehoben worden ist. Zwar hat W. nicht auch die, nach meiner Meinung das Mittelglied zwischen den occidentalischen und den orientalischen Versionen bildende Erzählung des Pseudokall. berücksichtigt: immerhin würde ich, wenn seine Abhandlung mir bekannt gewesen wäre, statt dieses allerdings besonders lehrreichen Beispiels ein andres gewählt haben, dergleichen gar manche, dem gleichen Zwecke dienend, mir zur Hand wären.
Kiel 26. 3. 1876. E. B.]

Digitized by Google

die Lehre, dass „das Gesetz des Todes dieses sei, dass unter allen lebenden Wesen nirgends Beharren sich findet", wodurch denn Kisagotāmi beruhigt wird. — Diese schöne Erzählung klingt sicherlich ächt buddhistisch. Und doch finden sich Andeutungen einer ganz ähnlichen Geschichte bei griechischen Autoren, welche mindestens Jahrhunderte lang vor Buddhagosha (dessen Leben in das fünfte Jahrhundert nach Chr. gesetzt wird) schrieben. Julian erzählt im 36. seiner Briefe (p. 359 Herch.), dass Demokrit dem Könige Darius seine verstorbene Gemahlin wieder ins Leben heraufzuführen versprochen habe, wenn er im Stande sei, die Namen dreier völlig leidloser Menschen auf ihr Grab zu schreiben u. s. w. — Man wird die Aehnlichkeit dieser Geschichte, auf welche übrigens schon der ältere Plinius gelegentlich anzuspielen scheint [1]), mit der Parabel des Buddhagosha nicht verkennen, und man wird geneigt sein zu glauben, dass, wie hier der griechische Weise dem persischen König, so in Wahrheit griechische Ueberlieferung dem Orient diese sinnreiche Fabel zugeführt habe, wenn man bemerkt, wie fest eben diese Geschichte in griechischem Boden eingewurzelt ist. Nicht nur berichtet Lucian von seinem Demonax (c. 25) eine ganz ähnliche Anekdote, sondern es giebt in einigen Versionen der Alexandersage des Pseudokallisthenes eine sehr ähnliche, aus demselben Gedanken hervorgesponnene Erzählung, mit welcher sehr sinnreich das Leben des grössten Glücksritters abgeschlossen wird. Alexander, heisst es da, schreibt von seinem Todtenbette aus an die Olympias, sie solle nach seinem Tode ein Gastmahl veranstalten, zu welchem sie nur ganz Glückliche einlade. Sie konnte solche Gäste unter sterblichen Menschen nicht finden, und erkannte so ihr Leid als ein allgemeines. — Diese Gestalt der Sage ging aus der griechischen Urform des Alexanderromans in mancherlei orientalische Nachbildungen über: wir finden sie in arabischen, jüdischen, persischen Erzählungen von den fabelhaften Erlebnissen des Königs wiedergegeben [2]). So setzte sie sich, darf man annehmen, im Orient allmählich fest; ist es zu verwundern, wenn sie uns endlich auch aus Indien, dem grossen See, in welchen alle Ströme der Fabulistik zusammenflossen, wieder entgegenscheint? Sie hat aber ihren Kreislauf erst vollendet, als sie nun vom Osten wieder nach Europa zurückfliesst, um in einer Novelle des Ser Giovanni Fiorentino (welcher 1378 seinen „Pecorone" verfasste) in abermals verjüngter Gestalt wieder aufzutauchen (II 1). — So mag denn diese Geschichte ein Beispiel statt vieler anderer sein, an welchem der Lauf so mancher, später weit verbreiteten Erzählung deutlich erkannt werden kann. Entstanden in Griechenland wurde sie von dort in den Osten geworfen, um nach mancherlei Schicksalen zuletzt wie ein völliger Fremdling in den Occident auf geheimnissvollen Wegen zurückzukehren.

Ich hätte nun an einigen auserwählten Beispielen die Priorität griechischer Novellendichtung zu erweisen. Indessen einerseits muss ich besorgen, die Geduld der geehrten Versammlung bereits länger als billig in Anspruch genommen zu haben, andrer-

1) Plin. n. h. VII 55 § 189; vgl. Zeller Philos. d. Gr. I³ 731 f.

2) Die Geschichte steht in der Leydener Hs. des Pseudocallisth. III 23 (Fleckeisens Jahrb. Suppl. IV p. 790). Aufgenommen ist sie, wie andre Stücke des Pseudokallisthenes, von Abulfaradsch, hist. dynast. (dyn. V, ed. Pococke Oxon. 1663 p. 62). Jüdische, arabische, altspanische Fassung: Zacher Pseudokallisth. p. 177—191. Die Sage findet sich arabisch auch bei Cardonne Mél. de litt. orient. I 243—252, mitgetheilt nach „Saïd-Ibn-Patrik, vulgo Eutychius". Endlich steht sie auch in Nisami's Iskander — nameh: Bacher Nizāmī p. 119.

Digitized by Google

seits wollen so detaillirte Vorführungen, welche doch im Augenblick nicht controlirt werden können, sich für einen öffentlichen Vortrag weniger schicken. Ich muss mir daher vorbehalten, diesen letzten Theil meines Beweises in schriftlicher Form den Kennern vorzulegen, und bei dieser Gelegenheit auch ein kleines Anekdoton griechischer Novellistik an das Licht zu ziehen, welches, an sich wenig bedeutend, dennoch ein gewisses Interesse für den Zusammenhang der hier begonnenen Betrachtung dadurch besitzt, dass sein wesentlicher Inhalt, mit einem für mich wenigstens vollkommen räthselhaften Sprunge, in eine der Erzählungen der französischen Novellensammlung Cent nouvelles nouvelles übergegangen ist.

Für heute muss ich mich zufrieden geben, wenn es mir gelungen ist, die Vorstellung, dass der Orient nicht nur für die Thierfabel, sondern auch für manche Perle der Novellendichtung den Griechen verschuldet sei, wenigstens als weiterer Ueberlegung würdig erwiesen zu haben.

Der zweite Präsident. Zunächst habe ich die g. V. zu fragen, ob eine Debatte stattfinden soll? — Herr Hofrath Prof. Dr. v. Leutsch-Göttingen hat das Wort.

Hofrath Prof. Dr. v. Leutsch: Es ist nicht meine Absicht, eine Debatte zu eröffnen, dazu bin ich nicht vorbereitet, sondern nur einige Bemerkungen zu dem eben gehörten schönen Vortrag hinzuzufügen. Zuerst will ich hervorheben, dass dem Vortrag sehr umfassende, mühsame Studien zu Grunde liegen; ich habe früher mich eingehend mit der äsopischen Fabel und Verwandtem beschäftigt und weiss daher, was es kostet, dies zerstreute Material zusammenzubringen; der Hr. Vorredner hat mit seltenem Fleisse gesammelt. Dann aber zeigt nun die Behandlung auch dieses Stoffes die Urkraft und Genialität des altgriechischen Geistes: auch das scheinbar Unbedeutendste, das nur so nebenher Geschaffene wird für lange Jahrhunderte und die verschiedensten Völker ein Mittel zur Kultur, zur Anregung für das Streben nach dem Schönen: das, was wegen der Gegner des Studiums des Griechischen wohl zeitgemäss hervorgehoben wird. Zur Sache selbst möchte ich mir nur erlauben zu bemerken, dass 1) mir der Name „Novelle“ verfehlt erscheint und zwar deshalb, weil dadurch meines Erachtens die Sache in ein falsches Licht gebracht wird, denn der Hr. Vorredner spricht von einer novellistischen Richtung als etwas Besonderem im Griechischen. Es ist aber was er Novelle nennt — warum nicht Erzählung, erotische Erzählung, prosaische Volksdichtung dergl.? — nur ein Ausfluss, eine Nebenströmung der Mythencreuzung der Griechen, eine Anlage, die das alte griechische Volk, so lange es lebte, beachtet und ausgebildet hat; darnach ist dieser sogenannten Novelle ihre Stellung zu geben. Ueberhaupt treibt man jetzt mit solchen neumodischen Worten — auch international haben wir gehört — vielfach Missbrauch. Ferner 2) hat der Hr. Vorredner den so fragmentarischen Stoff sehr schön verbunden, gruppirt u. s. w.; wodurch hat er aber das erreicht? Dadurch, dass er die Geschichte der Novellistik neuerer Zeit, auch des Mittelalters, besonders Boccaccio und seinen Kreis, herangezogen, also durch Parallelisiren. Aber das hätte ich gewünscht, wäre vorsichtiger geschehen, es ist dadurch wohl manches als zu sicher hingestellt: was über Aristides Μιλησιακά, über Συβαριτικοὶ λόγοι gesagt, erschien mir zweifelhaft, für letztere waren auch die Κύπριοι λόγοι zu beachten. Gefreut hat mich aber vor Allem, 3) dass der Hr. Vorredner den Griechen die selbständige Erfindung dieses Litteraturzweiges gewahrt und behauptet hat, dass der Orient ihn von den Griechen erhalten habe, dafür hätte er auch

Digitized by Google

Homer benutzen können, denn wenn Patroklos in der Ilias dem Eurypylos λόγοι erzählt, so sind das prosaische, und wenn er, als er abgerufen wird, dem Diener des Verwundeten aufträgt, in der Erzählung fortzufahren, so ist das ein Beweis, dass diese Art λόγοι volksthümlich, Volksdichtung waren. Und weiter, wenn die πάρθενοι in der Ilias unter einander sich erzählen, ὁαρίζειν, wovon erzählen sich Jungfern denn anders als von der Liebe? und somit kannten also auch sie schon „Novellen" ganz nach der Art des Boccaccio. Und somit zeigt sich denn auch hier, dass nicht wir unser Wissen vom Orient als dessen Urquell abzuleiten haben, sondern dass die Orientalisten, wenn sie vorwärts wollen, von uns, den classischen Philologen, recht tüchtig lernen müssen.

Der zweite Präsident. Zunächst habe ich nun wohl Herrn Prof. Rohde zu fragen, ob derselbe auf die eben gehörten Einwürfe antworten will. — Da Herr Prof. Rohde auf das Wort verzichtet, frage ich, ob weiter debattirt werden soll? Da Niemand sich meldet, habe ich anzuzeigen, dass unser Herr erste Präsident eine Mittheilung zu machen wünscht.

Der erste Präsident Prof. Dr. Fritzsche: Meine Herren! Herr Prof. Bindseil in Halle hat mir ein von ihm verfasstes, soeben erst erschienenes Werk zugesendet: Concordantiae omnium vocum — Pindari — (Berolini, sumptibus P. Gustedtii). Dieses nach dem Vorbilde der biblischen Concordanzen abgefasste Werk halte ich für ein gelungenes und lobenswerthes. Concordanzen zu den gelesensten hellenischen Dichtern haben wohl noch am ersten Aussicht, einen guten Absatz zu finden. Ein englischer Philolog hat jüngst angefangen, Concordantiae omnium vocum Homeri herauszugeben. Der 1. Band dieses englischen Werkes (ohne Vorrede) ist bereits erschienen; der 2. (mit Vorrede) wird nächstens folgen. Das englische Werk ist bis jetzt durch den Buchhandel nicht zu beziehen. Meine obigen Notizen sind aber verbürgte. Nur kann ich in diesem Augenblicke nicht entscheiden, ob in dem englischen Werke die wichtigsten Varianten der Alexandrinischen Kritiker zu Homer so genau bezeichnet und so gut verwerthet sind, wie es die Wissenschaft jetzt fordert.

Das Bindseilsche Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preussen Friedrich Wilhelm zugeeignete Werk habe ich Ihnen vorlegen lassen. Sie werden finden, dass es sich auch durch seine äussere, durchaus würdige Ausstattung sehr empfiehlt. Wenn aber Hr. Prof. Bindseil den Wunsch ausspricht, dass unsre Versammlung 'ein Gutachten' über dieses Werk abgeben solle, so bemerke ich dagegen, dass die Philologen-Versammlung nicht eine Akademie der Wissenschaften ist, dass wir in wenigen Tagen sehr viele andere Arbeiten bewältigen müssen und eben deshalb schon ähnliche Wünsche nicht ganz haben erfüllen können. Abgewiesen haben wir solche Wünsche auch nicht, sondern einen uns gebotenen Mittelweg eingeschlagen.

Im vorliegenden Falle hat uns nun schon eine frühere Philologen-Versammlung so gut vorgearbeitet, dass uns wohl keine neue Arbeit auferlegt wird. Hr. Prof. Bindseil schrieb im J. 1867 eine der damals in Halle tagenden Philologen-Versammlung überreichte Festschrift: 'Concordantiarum Homericarum specimen cum Prolegomenis' u. s. w. Hr. Prof. B. sagt in seinem an mich gerichteten Schreiben vom 3. September c., dass er durch diese Festschrift die deutschen Philologen zur Anfertigung ähnlicher Concordanzen habe ermuntern wollen, bisher jedoch ohne den gewünschten Erfolg. Allein in Halle ist diese nicht unwichtige Festschrift nicht übersehen, sondern gründlich geprüft worden.

Digitized by Google

Das Urtheil der Philologen in Halle — wenigstens in den mir bekannten Kreisen — gipfelte in der Besorgniss, dass bei dem schon damals theuern Preise des Druckes solche Concordanzen zu andern Classikern ihres grossen Volumens wegen selten einen Verleger und noch seltener viele Käufer finden würden. Da nun seit dem J. 1867 die Kosten des Druckes noch mehr gestiegen sind, so ist nun wohl jene Besorgniss zu einer unabweislichen Wahrheit geworden. Dennoch will ich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes hierüber selbst die Discussion eröffnen und bitte um Ihre Begutachtung. (Pause.) Da Niemand um das Wort bittet, so muss ich annehmen, dass Sie mit dem von vielen Philologen in Halle ausgesprochenen Urtheile ganz einverstanden sind. Indessen werde ich zu grösserer Sicherheit morgen früh 10¼ Uhr die hohe Versammlung noch einmal befragen, ob vielleicht in dieser Angelegenheit Jemand das Wort ergreifen will *).

Der zweite Präsident. M. H.! Der Gegenstand würde sich gewiss zu einer Debatte eignen, da wir aber um 1 Uhr schon die Dampfschiffe besteigen sollen, und die Zeit vorher zum Essen schon recht kurz werden möchte, so beantrage ich, des Hrn. Prof. Fritzsche Wunsch so zu stellen, dass ich morgen etwaige Anträge in dieser Beziehung erwarte. Ich schliesse damit unsere dritte allgemeine Sitzung.

Schluss 11 Uhr 45 Minuten.

Vierte allgemeine Sitzung.

Anfang 10¼ Uhr.

Der zweite Präsident. M. H., indem ich die Versammlung eröffne, lege ich hier zunächst die eingelaufenen Briefe zur Empfangnahme vor. Von Manchester ist heute auch die neulich angekündigte Sendung eingetroffen: „Der Gott zu Pytho, eine Didaskalie". („Wer sind sie, die einen Gott machen und Götzen giessen, der kein Nütze?") Herausgegeben von Karl Walther. In Comm. bei Friedrich Fleischer. Leipzig 1871. Ich lasse das Buch zur Kenntnissnahme auf den Tisch legen. — Der Festausschuss hat mich ersucht, möglichst für präcisen Schluss der Versammlung, spätestens um 12 Uhr, zu sorgen, damit die Herren, welche nach Doberan und dem heiligen Damm fahren wollen, die aber doch dem Schlusse beizuwohnen wünschen, rechtzeitig die Wagen erreichen können. Ich schlage deshalb vor, auch heute die Pause ausfallen zu lassen. — Angenommen. — Der Herr Präsident wünscht eine Mittheilung zu machen.

Der erste Präsident. Meine Herren! Se. Königliche Hoheit der Grossherzog, mein Allergnädigster Herr, hat nicht nur für Kirche und Schule ein lebendiges Interesse, sondern liebt es auch wissenschaftlichen Vorträgen mit Aufmerksamkeit und Theilnahme zu folgen ausserhalb und selbst innerhalb der Auditorien. Auch hat ja der verehrte und geliebte Landesherr unsere Philologen-Versammlung in Rostock allerhöchst genehmigt und sehr bedeutend unterstützt. Wir Präsidenten, ich und mein College Hr. Director Krause, hatten nun vor etwa 4 Wochen die Ehre, bei Sr. Königlichen Hoheit in Doberan

*) Auch am 1. October erbat sich Niemand das Wort zu Gunsten von Concordanzen zu den Classikern.

Digitized by Google

und vor wenigen Tagen während des Kaiser-Manövers in Rostock selbst eine Audienz gewährt zu erhalten. Diese Audienz hatte den Zweck Se. Königl. Hoheit zu bitten, dass Höchstderselbe unsere Versammlung durch Seine Gegenwart erfreuen und beglücken wolle. Allein weder in Doberan noch in Rostock konnte uns Se. Kgl. Hoheit der Grossherzog dies in sichere Aussicht stellen. Auf unser devotes Telegramm vom gestrigen Tage ist nun von Sr. Königlichen Hoheit ein sehr gnädiges Telegramm als Antwort bei dem Präsidium eingetroffen und ausserdem ein zweites Telegramm von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck. Ich bitte Sie, Herr Vice-Präsident, beide Telegramme unserer Versammlung wörtlich vorzulesen, zuerst dasjenige Sr. Königlichen Hoheit des Grossherzogs.

Der zweite Präsident. M. H., das Telegramm Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs, das zu verlesen ich nun die Ehre habe, lautet:

Schwerin, 30. 9. 1875 3 Uhr 25 Min. Nachm.

Professor Fritzsche, Rostock.

Bin sehr dankbar für den mir übersandten Gruss. Wünsche der Versammlung fröhliches Gedeihen. Bedauere Ihren Sitzungen nicht persönlich beiwohnen zu können.

(Beifall.) Grossherzog.

Zugleich ist von Sr. Durchlaucht, dem Fürsten Reichskanzler ein freundliches Antwortstelegramm eingelaufen, welches ich die Ehre habe vorzulesen:

Varzin, 30. 9. 1875 12 Uhr 40 M. N.

An Präsidium der Versammlung deutscher Schulmänner, Rostock.

Für Ihren freundlichen Gruss herzlich dankend vertraue ich auf ferner erfolgreiches Wirken der deutschen Schule in ihrer Pflege deutscher Gesinnung.

v. Bismarck.

(Beifall.) Meine Herren, ich bin mir wohlbewusst, dass dieser Gruss an deutsche Schulen in hervorragender Weise und an erster Stelle auch deren blühender Spitze, den deutschen Hochschulen, gelten soll.

Ich gebe nun Hrn. Gymn.-Lehrer Dr. Heinrich Schmidt-Wismar das Wort.

Oberlehrer Dr. Heinrich Schmidt-Wismar:

(Ueber den bildlichen Ausdruck der Griechen.)

Hochverehrte Anwesende!

Die archäologische Forschung der Neuzeit hat uns eine Kenntniss gegeben nicht nur von den Leistungen der althellenischen Kunst, sondern auch von dem Leben und Treiben des antiken Volkes, von den frohen Festen, die es feierte, und von der Anmuth, mit der es das ganze gesellige Leben zu durchdringen verstand, dass wir wohl an der Hand getreuer Abbildungen, Nachformungen und schriftlicher Darstellungen ein Bild von dem frischen und anziehenden Leben der Vorzeit uns anzueignen vermögen. Aber diesem Bilde fehlt es doch noch an dem wahren Lebenshauche, ehe nicht die melodischen Klänge der antiken Sprache uns erschlossen sind, und wir in die antike, bilderreiche Vorstellungsart uns hineinzuversenken vermögen. Es ist nicht einem Zeitalter Alles gegeben, und

Digitized by Google

so mag gerade die streng logische Methode, mit der wir an das Studium des Alterthums gehen, eine Methode, die so unendliche Resultate auf allen Gebieten der antiken Philologie gezeitigt hat, unser Gefühl gegen die unmittelbar und naturinnig wirkenden Seiten der alten Sprache, in der sich doch das geistige Leben jener Zeit am klarsten spiegelt, abstumpfen. Unsere Grammatik und Lexikographie hat die eingehendsten und erfolgreichsten Studien über den logischen Werth der Flexionsformen wie der Partikeln und der Satzconstructionen gemacht; aber das unmittelbar wirkende Pathos in der Betonung der griechischen Wörter und Sätze hat sie, obgleich ausser der Wortstellung so unendlich viele andere und zuverlässige Kriterien es erschliessen, nicht zu erkennen vermocht. So bleibt denn die Sprache für uns eine todte, und wir sind gezwungen bewusst oder unbewusst die Gesetze unserer modernen Sprachen in sie hineinzutragen.

Es geht nicht anders mit der Auffassung des bildlichen Ausdruckes der Griechen. Wir sollten uns eigentlich, um diese, unmittelbare Anschauung statt abstracter Reflexion bringende Kraft der Sprache verstehen und würdigen zu können, ganz in die antike lebhafte Anschauungsweise hineinversetzen können; d. h. wir sollten im Stande sein, unser Wesen so mit dem griechischen Wesen zu durchdringen, gleichsam das letztere in uns einzuokuliren, dass wir lebhaft fühlten und empfänden, nicht nur wie feurige Südländer empfanden, sondern wie nur jene Menschen es vermochten, die fast ganz in der freien Natur und in der rasch wandelnden Geschichte lebten, nicht aber mühsam denkend die Bilder längst entschwundener Zeiten aus schriftlichen Darstellungen in sich zu reflectiren versuchten. Mit anderen Worten, wir würden erst vollkommen die antike Sprache begreifen, wenn wir den antiken Menschen congenial wären im Sinnen und Denken und Lebhaftigkeit der Phantasie. Man würde die Aufgabe, die ich meine, näher erkennen, wenn man etwa den Schilderungen eines Indianers zu lauschen vermöchte; aus dem Blitzen seines Auges würde man begreifen, wie die Bilder in seiner Sprache einer lebhaften Phantasie, welche die Gegenstände wirklich in farbigen Umrissen in der Luft schaut, entstammen. Man würde so auch einsehen, dass eine Uebersetzung jener Reden, welche die gebrauchten Bilder beibehielte, dennoch keine wahre Uebersetzung wäre, da wir, alles unserer Vorstellungsweise accommodirend, in jenen Bildern nichtige Abstractionen und oratorische Figuren erblicken würden.

Wenn ich nun, hochverehrte Anwesende, trotzdem versuche, über den bildlichen Ausdruck der Griechen zu sprechen, so geschieht es nicht in der Ueberzeugung, dass ich in einem kurzen Vortrage irgendwie endgültige und wichtige Resultate klarzulegen vermöchte; sondern vielmehr in dem Gedanken, dass es mir gelingen könnte, diesen und jenen meiner verehrten Fachgenossen auf ein Gebiet des Studiums aufmerksam zu machen, das eine unendlich reiche Ernte noch für die Zukunft verspricht. Und es gilt hier obendrein eine Arbeit, die keine der bisherigen Gebäude zerstören soll, sondern nur einem wüsten Platze in der Nähe schöner Anlagen ein freundlicheres Ansehen geben soll, ihn gleichsam in einen Garten verwandeln, welcher die stattlichen Gebäude der bisherigen Philologie theilweise umgibt. So werde ich denn im wesentlichen nur auf die Methode derjenigen Studien, welche zuerst von Nöthen sind, um neue Bahnen zu eröffnen, aufmerksam machen können.

Während die Logik in ihren Hauptzügen, da sie die allgemein menschlichen Gesetze des Denkens umfasst, bei allen Völkern dieselbe ist, ist die Kunst der Darstellung,

Digitized by Google

die Vorstellungsweise bei den verschiedenen Völkern eine durchaus verschiedene, wenngleich auch hier eine Menge allgemein menschlicher Züge sich leicht auffinden und nachweisen lassen. Der Mensch ist hier zunächst von seinem Heimathlande mit allen seinen klimatischen Erscheinungen, seiner Bodengestaltung, seiner Thier- und Pflanzenwelt abhängig. Desshalb wird die Sprache der Völker in den hohen nördlichen Breiten in ihrem bildlichen Ausdrucke an die weiten Schneefelder, die funkelnden Eisklippen, das brandende Meer, ferner an die Bären, Wölfe und den gewaltigen Wal erinnern; während aus der Sprache des lebensfrohen Griechen der ganze südliche Himmel uns entgegenlacht. Weiter aber entscheidet der Kulturzustand und die Lebensart eines Volkes. Das Leben in freier Natur als Jäger, Hirten oder Krieger und Seeleute begünstigt eine frische und bilderreiche Sprache; dagegen entfremdet die fortgesetzte häusliche Thätigkeit in bestimmten Berufsarten eine lebendigere Vorstellung und begünstigt eine mehr reflektirende, logisch darstellende Sprache. Aber in allen diesen Fällen wird der bildliche Ausdruck, die Vorstellungsweise noch eine in sich conforme, in natürlicher Gesetzlichkeit sich entwickelnde sein. Erst das Studium fremder Sprachen, fremder Geisteswerke, längst entschwundener Zeiten und Culturepochen bringt, so lange kein starkes Gegengewicht durch grosse und durchaus heimisch denkende und redende Schriftsteller gegeben ist, Inconformität der Vorstellungsweise.

Die Griechen befinden sich, im Vergleiche mit uns und allen modernen Völkern, in dem unermesslichen Vortheile jener continuirlichen echt heimischen Entwicklung ihrer Sprache. Und gerade aus diesem Grunde kann auch die Gesetzlichkeit in ihrer bildlichen Ausdrucksweise aufgefunden und vollkommen sicher gestellt werden. Sie stehen hierin auf einem so eigenthümlichen Boden, dass selbst die Vergleichung mit den verwandten indisch-deutschen Sprachen zuerst wenig Licht bringen kann und anfänglich — ich spreche hier nur von dem bildlichen Ausdrucke — eben so häufig auf Irrwege führen muss, als sie die rechten Wege erschliesst. Umgekehrt ist z. B. in der deutschen Sprache nichts schwieriger und keine Aufgabe verzweifelter, als die Ergründung der bildlichen Auffassung und Darstellung und ihrer Entwickelung. Denn sämmtliche irgend umfangreichen älteren Denkmäler der Sprache stehen auf dem Grunde einer nicht rein germanischen Auffassung, sondern sind der Sprache und Denkweise der Bibel und der christlichen Kirche überhaupt accommodirt: so die Bibelübersetzung des Ulfilas, die Evangelienharmonie Ottfrieds und selbst in gewissem Grade der Heliand. Weiterhin lässt uns die Accommodirung an vorliegende lateinische Texte in den Glossaren, und überhaupt an die lateinische Sprache in der älteren Zeit, oder auch an die französische und provençalische Sprache von den Zeiten der Minnesänger an, überall in Zweifel, wo germanische Auffassung vorliegt, wo dagegen fremde Nachahmung, oder wo man künstlichen Ersatz nach eigener Willkür versucht hat; bis endlich die allgemeine Weltbildung der letzten hundert Jahre und die Bekanntschaft unserer Schriftsteller mit den Literaturen aller möglichen Sprachen und Völker, die scharf umgrenzte echt nationale Auffassung fast ganz unmöglich gemacht hat. Viel schlimmer aber ist, dass in die moderne Sprache so viel halb oder gar nicht verstandenes Fremdes eingedrungen ist, dass eine genaue Analyse nicht selten auf nichts denn offenbare Irrthümer und Missverständnisse führt. Die Sprache des gewöhnlichen Lebens freilich ist daran reicher, als die der Gebildeten. Soll ich aber einzelnes hervorheben, so will ich nur an das mit so frischer Begeisterung gesungene

Digitized by Google

„Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher“ erinnern, welches einem ganz falsch verstandenen antiken Ausdrucke bekanntlich seinen Ursprung verdankt, weder aus unseren heimischen Sitten noch denen des Alterthums erwachsen ist und doch wohl oft genug in Wahrheit übergeführt worden ist.

Wie herrlich und treffend der antike Mensch darzustellen verstand, dies lernen wir am besten aus Homer kennen. Seine sämmtlichen Gleichnisse sind, wenn man ein paar Fabeln ausnimmt, wie die von den Kranichen und Pygmäen, direkt der Beobachtung namentlich in freier Natur entnommen; und desshalb sind sie alle so wahr, dass jedes derselben einem ergreifenden Gemälde zum Gegenstande dienen kann. Homer zieht, wenn er den Muth und die Kampfesart seiner Helden, oder das unabsehbare Wogen der Völkermassen z. B. schildern will, nie die Thiere fremder Länder zum Vergleiche herbei, sondern nur die ihm aus eigener Anschauung bekannten Thiere Griechenlands und der kleinasiatischen Küste. Daher übertreibt und schraubt er nichts; es genügt ihm, die Wucht seines Helden mit dem Löwen zu vergleichen, der in eine Schafhürde eingebrochen ist: mit dem Krokodile hetzt er ihn nicht zusammen. Oder wilden Ebern vergleichbar treten seine Streiter auf, wo wir ausländische Ungethüme anführen würden; und die sich drängenden Volksmassen erscheinen ihm wie die Fliegen in den Speisekammern.

Um also die Kraft und die Eigenthümlichkeit der griechischen Sprachbilder zu begreifen, muss man den bewussten Gleichnissen der Dichter, namentlich des volksthümlichsten derselben, des Homer, zuerst ein eingehendes Studium widmen; daneben wären aber namentlich die Tragiker mit ihrer lebendigen und pathetischen Darstellungsweise zu berücksichtigen. In diesen Gleichnissen der Dichter haben wir zum Theil noch die vollkommen und selbst bis in die kleineren Züge ausgeführten Bilder der griechischen Sprache; die gewöhnlichen, in den lexikalischen Vorrath übergegangenen Tropen sind nur Abbreviaturen, Verkürzungen gleichsam, dieser vollen und lebensfrischen Gemälde. Ich will meinen Gedanken durch ein Beispiel deutlicher machen; doch ziehe ich vor, ein deutsches Analogon zu geben, nur um die allgemeine Gesetzlichkeit zu zeigen. Wir sprechen von dem „Sturm“ belagernder Soldaten; von dem „Anstürmen“ gegen den Feind; von einem „Beifallssturme“, der sich erhebt. Diese Tropen sind nichts, als verkürzte Gemälde; in epischer Ausführlichkeit würden sie etwa so lauten:

„Wie wenn der Sturmwind die Bäume des Waldes rüttelt und sie krachend zur Erde niederschleudert, so fest sie auch gewurzelt sind: also brachen die Soldaten die festen Brustwehren nieder und stürzten die vom Widder erschütterte Mauer zum Boden“.

Oder in dem dritten Beispiele: „Wie wenn der Sturmwind durch den Wald führt und laut ächzend die Zweige sich bewegen, tausend an Zahl, der Wanderer aber erschrickt vor dem gewaltigen Dröhnen: also erhoben sich tausend Stimmen derer, welche dem Redner ihren Beifall zuriefen“.

Ueber diese Bilder bei Homer existiren manche gute Abhandlungen; aber man sollte die Bilder der grossen Tragiker, der anderen Dichter und der Redner hinzufügen und so ein corpus parabolarum gleichsam gründen, in welchem die ganze Bilderpracht der lebhaften griechischen Dichter hervorträte. Ordnete man nach gewissen Kategorien — von denen ich später ein paar erwähnen werde —, so würde man in den Besitz von Gemäldegalerien gelangen, wie sie schöner nicht gedacht werden können; und sobald man

Digitized by Google

vollkommen in dieser Galerie heimisch wäre, würde man nach und nach fassen, wie der griechische Ausdruck aus solchen verkürzten oder nur in den leisesten Zügen skizzirten und endlich undeutlicher werdenden und erlöschenden Gemälden bestände. Es wäre das ein ähnliches Studium, wie die vergleichende, aber nur die vergleichende, Anatomie es gewährt. Diese lehrt, wie bei der Weiterbildung der thierischen Organismen manche in älteren Formen lebensfrischen Organe nur noch als undeutliche und kaum noch einem bestimmten Zwecke dienende Rudimente zurückgeblieben sind. Als bekanntes Beispiel erwähne ich nur den Knorren oberhalb des Pferdehufes, der erst, wenn man das vorweltliche Hippotherion vergleicht, sich als verkümmerte Fussklaue erkennen lässt. So auch sind die halbverloschenen und undeutlich gewordenen Bilder der Sprache erst in ihrem wahren Wesen zu erkennen, wenn man die deutlich bewussten Sprachbilder der Dichter, ihre Gleichnisse, nach dem Wesen jener befragt. Denn, was ich vorhin bereits andeutete, die griechischen classischen Dichter treten nicht aus der Anschauungsweise ihres Volkes heraus, und so kühn auch oft ihr Ausdruck ist, so ist er doch immer ein Ausfluss desselben Geistes, welcher die ganze hellenische Sprache erzeugte.

Sehen wir aber noch von dem Speciellen, der Belehrung im Einzelnen, ab: so lernen wir, bleiben wir zunächst bei Homer stehen, aus seinen Gleichnissen die volle Natürlichkeit und Wahrheit der antiken Darstellungsweise kennen. Wollte ein malerisches Ingenium die einzelnen Gesänge der Iliade zum Gegenstande eines besonderen Studiums machen, es würden sich ihm wie von selbst die Sujets einer ungeheuren Reihe naturwahrer Gemälde bieten. Nicht blos jede Parabel des Dichters, nein, auch jede Schlachtscene ist ein anziehendes, in sich wahres, oft ergreifendes Gemälde, das nur in frischen Farben auf der Leinewand entworfen zu werden braucht, um Klein und Gross, Gebildete wie einfache Naturmenschen, den Kenner wie den blossen Liebhaber in gleicher Weise zu erfreuen. Wie man aber zu diesen Gemälden mit dem rechten Sinne, der rechten Vorbereitung hinantreten müsse, das sei mir gestattet, kurz anzudeuten. Man denke in keinem Falle, den genialen Dichter beseitigen zu dürfen, es würden sonst die schönsten Bilder in undeutlichen Nebel sich auflösen, wollte man bei ihrer Analyse einer ängstlich beschränkten, die Wortwurzeln und den technischen Gebrauch der Wörter fast nur berücksichtigenden Lexikographie folgen. Ich will wahrlich keiner willkürlichen, subjectiven Texterklärung das Wort reden; doch halte ich nur die Erklärungsart für die richtige, welche das poetische Ingenium anerkennt, und auf eine reiche Fülle von Belegen gestützt, das Gleichartige aus dem Gleichartigen zu erklären versucht. Ich will meine Anschauung durch einen Beleg deutlich machen.

Man spricht von der ungeheuren Vieldeutigkeit der griechischen Farbenausdrücke; man hat darauf überkühne Schlüsse gebaut und selbst kein Bedenken getragen, die Griechen für beinahe farbenblind zu erklären. Solche einseitige Hypothesen sind nun freilich zu widerlegen, und hier ist mir z. B. ein schlagender Gegenbeweis das Urtheil eines Mannes wie M. Carriere, welcher, als ein feiner Kunstkenner, von der wunderbar zarten Farbenmischung pompejanischer Gemälde entzückt ist. Doch ich will nur erwähnen, wie sehr einseitig logische Schlussfolgerungen geeignet sind, die Freude und den Genuss an den schönsten Schöpfungen des Alterthums zu zerstören.

Nehmen wir ein Beispiel. In der Ἀριστεία des Agamemnon, Il. XI, lässt Homer, als Odysseus allein den Kampf gegen die Scharen der Troer aufrecht zu halten hat,

Digitized by Google

ihm durch Menelaos in Aias einen Helfer erwecken. Diesem erscheint die Lage des Odysseus folgendem Gemälde gleich. Um einen gefallenen Hirsch, in einer Waldschlucht, von hohen Bäumen beschattet, tummelt sich ein Rudel rother Schakale, um stückweise das Fleisch an sich zu reissen; aber ein gewaltiger Löwe ist erschienen, und nach allen Seiten ist der Rudel auseinander gestoben. Fürwahr, ein prächtiges Bild, des Pinsels eines Rubens werth. In der Mitte der Schlucht ist der Hirsch niedergesunken, lahmend an dem Pfeile des Jägers, noch mit erhobenem Haupte, das mit herrlichem Geweih geziert ist; ein grosser Löwe hat die Vordertatzen auf ihn gelegt, majestätisch um sich blickend auf das Gesindel der gierigen Schakale, die sich in die Gebüsche ducken, dem Herrn und Meister weichend, und doch ihre Blicke von der heiss ersehnten Beute nicht lassen können; und darüber neigen sich die schön belaubten Bäume des Gebirgswaldes. Der Dichter hat frei ausgemalt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, dass jeder einzelne Zug des Gemäldes eine Parallele sei mit dem Schlachtbilde, denn was soll hier wohl dem Hirsche mit grossem Geweihe entsprechen? Und er hat zudem die Farben lebhaft aufgetragen, die Schakale, welche er blutroth (δαφοινοί) nennt, sollten im technisch-prosaischen Ausdrucke als gelbbraune bezeichnet werden. Nimmermehr aber ist es gestattet, aus einer Stelle wie diese dem Worte δαφοινός eine andere Bedeutung vindiciren zu wollen; denn Homer spricht mit dem Gefühle eines phantasiebegabten Malers, und diesen selben Massstab wird man auch an anderen Stellen, wo dieses und ähnliche Wörter vorkommen, anlegen müssen, man würde sonst farblose und wenig anziehende Gemälde erhalten.

Es sei mir bei dieser Gelegenheit verstattet, an einem recht schlagenden Beispiele zu zeigen, wie sehr jene Worterklärungen hinken, welche nicht aus dem Geiste der griechischen Sprache heraus gegeben werden, sondern mit blosser Rücksicht auf das, was bei einzelnen Stellen etwa passen würde. Man will dem Adjectiv αἴθων folgende Erklärungen geben: feurig, brennend; von der Farbe: blitzend, strahlend, glänzend; dann: brandroth, fuchsroth; dann: gebräunt, schwarz; endlich soll das Wort bei Homer von Kesseln und Dreifüssen gebraucht werden, „weil Feuer darunter angezündet wurde". — Alle diese abgeleiteten Bedeutungen nun, welche die schönsten und malerischesten Dichterstellen zerstören, sind falsch. Schon das Zeitwort αἴθειν wird stets ohne Beziehung auf die Farbe und das Leuchten des Feuers gebraucht, nur die Hitze, die schmelzende und zerstörende Glut wird durch dasselbe hervorgehoben. Ebenso ist das Adjectiv αἴθων ohne die geringste Beziehung auf irgend eine Farbe. Bewiesen wird dies sogleich durch eine Stelle im ersten pythischen Epinikion Pindars, wo er erzählt, dass der Aetna am Tage ergiesse einen αἴθων ῥόος καπνοῦ, während in der Nacht die rothe Flamme hervorzüngele, wo offenbar αἴθων den glühenden, nicht leuchtenden Strom bezeichnet und im geraden Gegensatze zu dem „feuerrothen" steht. Dass dabei an den eigenthümlichen Schimmer eines glühenden Gegenstandes mit gedacht wird, ist selbstverständlich, nur zeigt jene Pindarische Stelle, dass die leuchtende Eigenschaft, welche eine eigentliche Flamme, namentlich im Dunkel zeigt (im Griechischen durch φλέγεσθαι ausgedrückt), nicht durch αἴθων oder αἴθεσθαι bezeichnet werden kann; und so wird αἴθων denn angewandt auf „funkelnde" Metalle, ohne Rücksicht auf ihre Farbe, wie der Gebrauch sowohl bei σίδηρος als bei χάλκος zeigt. Dagegen auf Menschen und Thiere angewandt bedeutet αἴθων theils das feurige, hitzige Naturell, wie beim Rosse, etwa auch beim Löwen,

Digitized by Google

Adler und Stiere; theils das bösartige, auf Vernichtung dringende, eine Steigerung gleichsam des vorigen, wie das glühende Feuer als höchster Grad des Heissen erscheint. So ist es aufzufassen, wenn Pindar im 10. olymp. Gesange die Ansicht ausspricht, dass weder der ἄθων ἀλώπηξ, noch die schnaubenden Löwen die angeborne Gemüthsart (τὸ ἐμφυὲς ἦθος) ändern; offenbar hat das doch wohl nichts mit der rothbraunen Farbe des Fuchses zu thun. So geht der Sinn der schönsten Stellen durch eine falsche Worterklärung verloren.

Diese Gleichnisse Homers aber sind noch von einer zweiten Seite aus lehrreich. Sie sind nicht Zeugnisse des eminenten plastischen Darstellungstalentes eines einzelnen, wenn auch des grössten, Dichters, sie zeigen die ganze naive Denkart des Volkes. In dem Leben des reinen Salonmenschen, der fast nur auf künstlich geglätteten Parkets wandelt und die Erzeugnisse einer verfeinerten Industrie um sich erblickt, erscheint so manches in der Natur als roh und unschön — an dem er nicht den tieferen Sinn zu erkennen vermag. Sein Leben ist in der That das einförmigste, seine Anschauung die allerbeschränkteste, und daher bewegt sich seine Sprache in ganz bestimmten, conventionellen Grenzen und Schranken. Erhaben wie er sich über die Vorgänge in der Natur und das gemeine Leben dünkt, erscheint ihm manches als roh, mindestens als abgeschmackt, das er nicht als Theil des grossen Naturgemäldes zu fassen vermag. Desshalb passt in seine Poesie nicht die glotzende Kuh; das Auge der Eule würde ihn an einbrechendes, im Dunkeln schleichendes Diebsgesindel erinnern; einen Helden etwa mit einem wilden Eber zu vergleichen, das erschiene ihm als roh, vielleicht gar als beleidigend. Aber unbekannte oder nur zuweilen aus der Ferne gesehene Thiere, diese werden durch conventionellen Gebrauch für die Poesie tauglich gemacht. Man darf eine schöne Jungfrau wohl mit einer „schlanken Antilope“, nimmer aber mit einer „lustig kletternden Ziege“ vergleichen; das junge Mädchen darf den Blick der Taube haben, Eulenaugen wären unaussprechlicher Hohn. Von dieser ganzen Anschauungsweise nun, die wir als Culturmenschen haben, müssen wir bei den Alten ganz absehen. Auch dem zahmen Vieh wissen sie eine Art ethischer Theilnahme abzugewinnen; und so ist denn, unbeanstandet, Hera die kuhäugige, Pallas Athena die eulenäugige. Nur ein gänzliches Verkennen dieser natur-ursprünglichen Anschauung kann aus γλαυκῶπις ein „glotzäugig“ oder ein „scharfäugig“ machen, dem Griechen schwebte gewiss stets das Wort γλαύξ, nimmermehr ein altes γλαύσσειν vor, das etwa dem λεύσσειν zu Grunde liegt.

Aber, verehrte Anwesende, wir hätten da erst die Propyläen betreten, deren köstliche Gemälde vorbereiten sollen für den viel tieferen Kultus im eigentlichen Tempel der griechischen Sprache. Haben wir aber wohl geschaut, so werden wir auch die sonst dunklen Mysterien nun erkennen lernen. Wir sollen die Sprache selbst in ihrer plastisch darstellenden Kraft erkennen, mehr aber als dieses, fühlen und empfinden lernen. Wir werden jene Gemälde nur in kleinen, leichten, oft nebelhaften Zügen wieder zu erkennen versuchen müssen. Unser Studium wird dem des Naturforschers, oder genauer, des Geognosten und Geologen gleichen müssen. Oft erkennt dieser in einem schwachen Abdrucke den einst lebenden Organismus, der ihn im weichen Schlamm, der nun zu einem festen Gesteine erhärtet ist, zurückliess; oft ist es auch der innere Abklatsch einer thierischen Schale, der ihm vorliegt; in anderen Fällen muss er zahlreiche Bruchstücke zusammenlesen, um aus ihnen das vollständige Skelett eines urweltlichen Thieres neu zu

Digitized by Google

construiren. Von zwei festen wissenschaftlichen Grundlagen, ohne welche alle Schlüsse sich als unzuverlässig erweisen, muss er hierbei ausgehen. Einerseits muss er genau die jetzt lebenden Organismen kennen, um so aus dem noch ganz Erkennbaren auf das Dunklere, aber sicher Analoge schliessen zu können. Andererseits muss ihm ein ungeheures Material von Resten aus der Urzeit vorliegen. Was an einem Bruchstücke undeutlich ist, das wird an dem anderen deutlich erkennbar vorliegen; was hier fehlt, wird dort vorhanden sein; ein Irrthum, der bei der Beurtheilung dieses Objectes gemacht werden konnte oder musste, wird dort sich als solcher erkennen lassen.

Dieselbe Methode müssen wir inne halten. Lernen wir zuerst das, was die Muttersprache zu lebendigem Bewusstsein zu bringen vermag; studiren wir namentlich die Darstellungsart des sogenannten gemeinen Volkes, das am wenigsten von Convenientien beherrscht wird. Und nun gehen wir über zu einer reichen Materialiensammlung aus der griechischen Literatur. Hierbei muss uns aber auch wieder ein Grundsatz der Geologen leiten. Wir dürfen zunächst nicht allgemeinen, aus der Sprachvergleichung erwachsenden Gesichtspunkten folgen, sondern unsere ersten Gesichtspunkte müssen wir aus dem Gebiet des Griechischen selbst entnehmen. Ebenso wird der Geologe, um ein nicht vollständiges Petrefact etwa der tertiären Epoche erklären zu können, zunächst alle aus diesem geognostischen Stockwerke vorliegenden Materialien sorgfältig vergleichen, und dann erst die Erscheinungen der übrigen Stockwerke mit zu Rathe ziehn. So erweitert sich dann endlich mit diesem Schritte sein Wissen zu einem echt historischen; er wird die Entwicklung der Formen durch fast ungemessene Abschnitte verfolgen lernen; die allgemeinen Gesetze aber, welche er aufstellt, werden die Producte einer präcisen Kenntniss im Einzelnen sein.

Scheue also der Forscher auf unserem Gebiete nicht den Vorwurf der auf die eine klassische Sprache beschränkten Einseitigkeit; weitere Gesichtspunkte werden sich ganz von selbst ergeben aus der genauen Kenntniss der einen Sprache; sie wird den Weg zeigen für die weniger leicht erkennbaren anderen Sprachen, bis endlich die grosse Geschichte des menschlichen Geistes nicht aus vorgefassten Ansichten, sondern aus präciser Sachkenntniss sich aufbaut. Die Sprachen stehen in diesem Gebäude zu einander theils in dem Verhältnisse der geognostischen Stockwerke, theils der localen Formationen der einzelnen Stockwerke, so die Sprachen, die von derselben Mutter abstammen, im Falle ihre Denkmäler nicht zu verschiedenen, durch Jahrtausende getrennten Epochen angehören.

Doch, um endlich dieses Bild zu verlassen, so habe ich diejenigen Gesichtspunkte hervorzuheben, nach welchen die Materialien aus der Sprache selbst weiter zu ordnen sind. Es handelt sich da zunächst um die ordnenden Principe, nach welchen diese Materien in übersichtliche Gruppen zu bringen sind. Sobald diese richtig gewählt und die entstehenden Fachwerke reichlich mit Materialien ausgefüllt sind, wird sich ganz von selbst ein unermesslicher Nutzen zunächst für die Erklärung, namentlich der Dichter, ergeben.

Ich glaube, man muss von zwei ganz verschiedenen Anschauungen ausgehen und jede derselben, unbeirrt durch die andere, zu ihrem Ziele weiter verfolgen. Die eine Anschauung geht von dem bestimmten Tropos aus und zeigt, bis zu welchen Grenzen derselbe angewandt werde. Nach dieser Anschauung hat Herr Director

Digitized by Google

Karl Hense gearbeitet und theils in anziehenden Programmen, theils in der schönen Schrift „Poetische Personificationen in griechischen Dichtungen“ der Wissenschaft neue Bahnen eröffnet. Die geistreiche und meisterhafte Art, wie dieses geschehen ist, lässt nur die Sehnsucht lebendig werden, es möge dem verdienstvollen Verfasser recht bald gelingen, nachdem er in einem ersten Theile die Bilder aufgezählt hat, „welche die Vorstellung der menschlichen Körpergestalt erwecken“, in einem zweiten Theile, seiner Absicht gemäss diejenigen „Wörter und Wendungen“ zur Anschauung zu bringen, „welche Geistesverhältnisse bezeichnen, menschliche Gesinnungen und Seelenleben personificirend anwenden.“ — Doch ist selbstverständlich mit dieser Beziehung der Dinge auf den Menschen, der sogenannten Personification, erst ein Theil der Aufgabe erfüllt; die Naturkräfte, wie Wind und Regen, Blitz und Donner u. s. w., ebenso das Meer, die Berge, überhaupt alle Naturgegenstände, bilden weitere sehr zahlreiche Substrate der bildlichen Darstellung. Beispielsweise wird man finden, dass das offene Meer, πέλαγος, als Bild einer unabsehbaren Menge, z. B. nicht endender Unglücksfälle gilt; dass dagegen die θάλασσα, das Meer seiner physischen Beschaffenheit nach, dem Griechen namentlich ein Bild der Unerbittlichkeit war. Manche Räthsel werden hier jedoch nur erklärt, sobald man den genauen synonymischen Unterschied der Wörter und folglich die zu Grunde liegende Anschauung festzustellen vermag.

Doch möchte ich über diese Methode, deren Nutzen ganz evident ist, nicht weiter sprechen und nur noch ein paar Worte über den zweiten Weg, der ebenfalls, und fast unabhängig von jenem, einzuschlagen ist, anknüpfen.

Von allen Dichtern dürfte Pindar, als ein Kunstdichter, die kühnsten und mannigfaltigsten Bilder aufweisen; nicht selten scheint er in freier Phantasie bis zu den äussersten Grenzen griechischer Anschauung vorzudringen. Bei einem Studium dieses Dichters drängt sich daher am leichtesten der Gedanke auf, in verschiedenen Galerien gleichsam die Bilder zusammenzustellen, welche er theils in frei bewusster Weise mehr oder weniger von dem Zuge der Sprache gehoben, über seine einzelnen Lieblingsgegenstände gleichsam entworfen hat. Von diesem Dichter nun ausgehend und alles das anknüpfend, was sonst die griechische Literatur Analoges bietet, wären die Tropen, je nach den Gegenständen, worüber sie handeln, zusammenzustellen.

Ich will diese Idee durch ein einziges Beispiel erläutern. Unerschöpflich fast ist Pindar in Bildern, welche das Wesen des Gesanges oder seine Anschauung über denselben darstellen sollen. Die allerverschiedensten sinnlichen Anschauungen leiten ihn hierbei. Da sind zuerst aus dem Gebiete des Gehörs kühne Metaphern durch βρέμειν, κελαδεῖν, γεγωνεῖν, γαρύειν — wobei man nimmermehr denken darf, dass diese Wörter ihre eigentliche Bedeutung einbüssten und in weiterer Beziehung zu nehmen wären; umgekehrt wird durch sie dem Gesange eine wirkungsvolle Tonreihe gegeben, wie sie eigentlich gewissen Elementen, dem brausenden Sturme u. dgl. zukommt; und der Grieche fühlt hierbei „die Gewalt der Töne“ viel deutlicher als wir. Sodann erscheint der Gesang als eine „tönende Zunge“, ein „schallender Mund“, ein Bild, durch welches ihm in mehr personificirender Weise die Eigenschaft des bewussten menschlichen Geistes zugeschrieben wird in seiner prophetisch verkündenden Gabe. Uebergehend aber zu einer anderen sinnlichen Reihe, ist dem Dichter der Gesang nicht nur ein süsser — und zwar deutlich γλυκύς, nicht ἡδύς — sondern sogar, wobei zwei ganz verschiedene Bilder in

Digitized by Google

eines verschmelzen, ein „süssklingender", ja noch genauer, ein „honigklingender"! Ja so weit lässt sich der Dichter von einer kühnen Idee fortreissen, dass ihm der Gesang, den er so gerne personificirt, als einen bewussten Geist gleichsam darstellt, nicht bloss ein süsser Honig für den Geniessenden, d. h. den Hörenden ist, sondern die Biene selbst, welche den Honig aus allen Blumen sammelt und selbständig wählt! — Doch ich will nicht ermüden mit einer kurzen und trockenen Aufzählung aller kühnen Bilder, die Pindar bald von dem Gesange, bald von dem Dichter, den Musen oder der Leier anwendet; wie ihm die Dichtkunst bald als ein schöner Garten der Musen erscheint, bald umgekehrt eine Person, ein Land mit schönen Gesängen betröpfelt und berieselt wird; wie bald der Dichter den Kahn des Gesanges steuert, bald schöne Gesänge zu ihm übers Meer selbständig gesteuert kommen; wie in ähnlicher Weise nicht nur der Dichter die Geschosse des Gesanges entsendet, sondern auch die Personen, Länder und Thaten, welche den Stoff gewähren, in seinen Geist als tief ergreifende Geschosse dringen: die zahlreichen Tropenreihen zum Theil höchst eigenthümlicher Natur, die sich auf denselben Gegenstand erstrecken und uns zum Theil gänzlich fremd sind, mögen gänzlich unerwähnt bleiben: so viel über wird auch schon aus diesen kurzen Andeutungen hervorgehen, dass es lohnt, in dieses dichterische Wunderland tiefer einzudringen, und dass hier viele der anfänglich unklaren Erscheinungen die klarsten Umrisse zeigen, sobald ein umfassendes Material der Vergleichung vorliegt. Erst so gewinnen die schwierigsten Stellen Licht, und zwar ein Licht, welches die schönsten und reizendsten Farben zur Erscheinung bringt. Und die streng philologische Erklärung wird durch dieses Material, welches zeigt, wie weit der einzelne Gegenstand von einem bestimmten Dichter oder den griechischen Dichtern überhaupt plastisch nahe gebracht werde, nur an Sicherheit gewinnen.

Hochverehrte Anwesende! Wenn es mir gelungen ist, die Aufmerksamkeit Einiger unter Ihnen auf einen Gegenstand zu lenken, der eines eingehenden Studiums so werth ist; und wenn es mir gelang, in flüchtigen Winken die einzuschlagenden Wege deutlich zu machen, so ist mein Zweck erfüllt. Positives konnte und wollte ich in einem kurzen Vortrage nicht bringen; ich hätte da auf alle allgemeinen Gesichtspunkte verzichten müssen und nur ein einzelnes lexikalisches Partikelchen herausgreifen können.

Genehmigen Sie meinen Dank für die Nachsicht, mit der Sie sich entschlossen auch einen solchen zu hören, den die Ungunst äusserer Umstände gänzlich von dem persönlichen Verkehre mit der gelehrten Welt bisher fern hielt. Ich bitte Sie jedoch dringend, einer Disciplin, die auch geeignet ist, so manche mythologische Fragen aufzuhellen und somit das über die religiösen Ansichten unserer arischen Vorfahren herrschende Dunkel mit zu zerstreuen, wo Sie auf irgend verwandten Gebieten arbeiten, einige Aufmerksamkeit zu widmen. Ich glaube, dass jede so angewandte Mühe ihren Lohn finden und innere Befriedigung gewähren werde.

Der zweite Präsident: Herr Dr. Heinrich Schmidt hat Ihren Dank, m. H., selbst vernehmen können; ich frage daher nur, ob eine Discussion stattfinden soll. — Wenn Sie das nicht wünschen, bitte ich Herrn Oberlehrer Dr. Pfitzner-Parchim seinen Vortrag zu beginnen.

Digitized by Google

Oberlehrer Dr. Pfitzner-Parchim:

(Charakteristik der beiden Florentinischen Handschriften des Tacitus.)

Von den beiden, jetzt in Florenz aufbewahrten Handschriften des Tacitus ist die erstere, die 6 ersten Bücher der Annalen umfassend, wahrscheinlich im 11. Jahrhundert in Deutschland abgeschrieben, in dem ersten Decennium des 16. Jahrhunderts nach Italien gebracht und von Papst Leo X. dem Beroaldus zur Vorbereitung zum Drucke übergeben worden. Die 2. Handschrift, die weiteren Bücher der Annalen, vom 11. an, und die Historien enthaltend, ist von einem Italiener in longobardischer Schrift uns überliefert. Die beiden neueren Vergleicher dieser beiden florentinischen Handschriften, Baiter und Ritter — so genau und gewissenhaft sie ihre Aufgabe aufgefasst und ausgeführt, und so sehr sie erst uns in den Stand gesetzt haben, weitere Untersuchungen über das Wesen und den Charakter dieser beiden Codices anzustellen und gewissermassen die Resultate aus ihren Bemühungen für die Kritik des Tacitus zu ziehn — haben ihre weitere Thätigkeit doch nicht dieser Seite zugewandt, sondern beide sind vielmehr auf dem hergebrachten Wege der blossen Conjecturalkritik weiter gewandelt. Namentlich hat Ritter in dieser Weise eine ungemein ergiebige Ausbeute seiner Vergleichung aus Italien heimgebracht und uns mit einer Unzahl von Conjecturen bereichert.

Mögen nun die aus den Angaben von Baiter und Ritter gezogenen Folgerungen in Bezug auf den Charakter dieser beiden Handschriften der Wahrheit nahe kommen, oder mögen Andere zu anderen Resultaten gelangen; jedenfalls liegt auf diesem Felde in der Möglichkeit solcher Untersuchung auch ihre Nothwendigkeit. Die Resultate derselben geben erst der weiteren Kritik des Tacitus einen sicheren Boden und werden selbst den bisherigen, erfreulichen Forschungen auf dem Gebiete der taciteischen Sprache zu einer begründeteren Unterlage dienen.

Wenn wir auch berechtigt sein dürften, die beiden jetzt vorhandenen Handschriften auf Einen und denselben Urcodex zurückzuführen, der in sehr früher Zeit auf unbekannte Weise auseinandergerissen, in seiner ersten Hälfte aus Italien nach Deutschland gekommen war: so müssen wir doch andererseits behaupten, diese beiden Hälften, ursprünglich Ein Ganzes, seien durch ihre verschiedenen Schicksale auch ganz verschieden geworden. Der in Italien verbliebene 2. Theil scheint vielfach studirt und dadurch schon äusserlich abgenutzt worden zu sein, ausserdem ist es auch eine nicht bestrittene Annahme, dass die italienischen damaligen Gelehrten sich nicht gescheut haben, dieses ehrwürdige Document des classischen Alterthums in allerleiweise zu ändern und zu corrigiren und verschiedenartige Bemerkungen zu dem Texte auf den Rand zu setzen. Dagegen scheint die nach Deutschland gekommene Hälfte des Urcodex, die der Fuldaer Presbyter Rudolf im Jahre 852 benutzte, von solchen gelehrten und ungelehrten Zugaben verschont geblieben zu sein, und sich auch äusserlich in einem besseren Zustande erhalten zu haben. Darnach hatte der deutsche Abschreiber, obschon gleich unwissend in der lateinischen Sprache wie der fast gleichzeitige italienische, doch den Vorzug eines ziemlich lesbaren Originals, das sich auch nach der Abschrift und neben derselben noch längere Zeit erhielt, hingegen der italienische Urcodex mochte durch seine Hinfälligkeit kaum noch die Abschrift ertragen und machte dem Abschreiber durch seine Textes-

Digitized by Google

beschaffenheit gar grosse Schwierigkeiten und bot Versuchungen zu einer wenn auch unabsichtlichen Verfälschung des Textes dar, denen er grossentheils wohl unterlegen ist.

Die in seiner Vorlage schon durch die defecte Beschaffenheit des Materials entstandenen Lücken bezeichnet der Schreiber des zweiten florentinischen Codex in der uns jetzt vorliegenden Abschrift gewöhnlich durch Leerlassung eines gleichen Raumes, betraf seine Verlegenheit kleinere Stellen der Urhandschrift, in so weit dieselbe vielleicht durch Ueberschreiben oder Correcturen unleserlich geworden war, so hat er einen Punkt gesetzt, zur Andeutung, dass hier ein Fehler, überhaupt eine Ungehörigkeit in der jetzigen Handschrift vorhanden sei. Daher glaube ich nicht mit Ritter, dass durch solche Punkte nur oder vorzugsweise ein Glossem indicirt sei. — Die auf dem Rande des Urcodex stehenden Bemerkungen, die Haase mit grosser Wahrscheinlichkeit auf das 7. Jahrhundert und auf einen christlichen Gelehrten zurückführt, pflegte der Abschreiber, gleichsam als zum Texte gehörig, an einer ihm passend erscheinenden Stelle einzufügen, bisweilen jedoch, wo sie selbst seinen geringen Kenntnissen des lateinischen Satzbaues verdächtig erscheinen mochten, namentlich etwas längere Inhaltsangaben, schrieb er in seiner Abschrift ebenfalls auf den Rand. In der Folgezeit sind aber auch noch von andern Bearbeitern nach und nach eine grosse Anzahl Zusätze auf dem Rande verzeichnet, namentlich muthmassliche Ausfüllungen der vielen Lücken in dem jetzt vorliegenden Texte.

Wo der Abschreiber selber ein von ihm gemachtes Versehen bemerkte, bediente er sich der einfachsten Correcturweisen, einzelne falsche Buchstaben hat er kurzweg mit einem derben Strich durchgestrichen, oder er hat zuvor ausradirt, wenn ein anderer Buchstabe für den falschen eingesetzt werden musste, wobei es ihm denn auch widerfahren ist, dass er versehentlich einen richtigen Buchstaben durch Rasur entfernte und den falschen stehen liess. Andere Verwechselungen von Buchstaben und Silben corrigirte er durch Darüberschreiben des Richtigen, ohne Tilgung des Falschen, so dass wir jetzt beides über- und untereinander haben. Aber auch in dieser Beziehung haben Spätere nachgeholfen, nur der geringste Theil dieser Interlinearcorrecturen verräth die Hand des Abschreibers, Schriftzüge und Färbung der Tinte führen vielfach auf eine spätere Entstehungszeit. Auch die Accusativbezeichnung durch einen Strich über dem Vocal lässt oftmals auf spätere Bearbeiter schliessen. Ausserdem verdankt die Handschrift die unter überflüssige Buchstaben und Wörter gesetzten Punkte der Bemühung solcher zufälliger Correctoren.

Alles dieses macht den Eindruck, dass diese zweite florentinische Handschrift nicht nach ihrer Fertigstellung von einem besonderen Corrector nach Vergleichung mit dem Urcodex durchgesehen ist, sondern vielmehr, dass einzelne und verschiedene Bearbeiter, je nach ihren grösseren oder geringeren Kenntnissen und nach ihrem subjectiven Ermessen hier und da zu verschiedenen Zeiten Aenderungen und vermeintliche, oft auch richtige oder wenigstens recht wahrscheinliche Verbesserungen eingefügt haben. Aber doch ist es für den Abschreiber kein günstiges Geschick gewesen, dass seine Abschrift in die Hände so mancher unberufenen Ueberarbeiter gerathen, vieles von dem, was so, wenig ansprechend, öfter ganz falsch, vielfach die ursprünglichen und eigentlichen Worte des Textes verwirrend, in die Handschrift hineingekommen, lässt sich jetzt nicht mehr von der Hand des Abschreibers trennen. Im Ganzen dürfen wir aber die Thätigkeit des-

Digitized by Google

selben immerhin noch für eine gewissenhafte und sorgfältige halten, und würden der Kritik nicht ein begründetes Recht zuerkennen können, in jedem Falle nach willkürlicher Entscheidung mit dem jetzt vorliegenden Texte des 2. Mediceus zu verfahren.

Dagegen müssen wir der ersten florentinischen Handschrift eine viel grössere, positive Anerkennung zollen. Der Abschreiber derselben macht trotz vieler, ja wirklich schülerhafter Versehen und Fehler dennoch den Eindruck eines sehr gewissenhaften und aufmerksamen Arbeiters. Er hatte ausser seiner sprachlichen Unwissenheit, in der er z. B. ähnlichklingende Wortformen, facimus für facinus, verwechselte, noch mit gewissen Gewohnheiten zu kämpfen, namentlich in der Orthographie. Er schreibt die Wörter nach seiner deutschen Aussprache und vertauscht die harten und weichen Consonanten mit einander. Er ist gewohnt, die kleineren Wörter sed, aliud, quid u. a. am Ende mit einem T zu schreiben, oftmals siegt seine Aufmerksamkeit, und sie stehen richtig mit einem D da, wie sie nachweisbar in dem Urcodex geschrieben waren. Die neuere Kritik war auf das verkehrte Princip gerathen, in dieser bunten Orthographie genau unserer jetzigen Handschrift zu folgen, quid z. B. in derselben Zeile verschieden zu schreiben, auch wohl noch andere Schreibeigenthümlichkeiten des Abschreibers als etwas Wesentliches in die Ausgaben mit hinüberzunehmen. Es ist selbst schon für das Auge erfreulich, dass Nipperdey schliesslich doch diese Verkennung und Ueberschätzung der Handschrift aufgegeben hat.

Dem Abschreiber dieser ersten florentinischen Handschrift lag — so dürften wir schliessen — ein an sich correctes im übrigen unverfälschtes Exemplar des Tacitus vor. Randbemerkungen fanden sich in demselben nicht, oder, was bei des Abschreibers geringen Kenntnissen weniger glaublich, wenn sie vorhanden waren, hat er sie nicht mit abgeschrieben oder etwa in den Text, wie der des zweiten Codex eingeflochten. Den einzigen directen Beweis für solche Randbemerkungen im Urcodex des 1. Mediceus, wie ihn Ritter mit eigner „voller Sicherheit“ zu dem 4. Buche der Annalen glaubte gegeben zu haben, hat kein Mensch für einen „gelungenen“ anerkennen können. Derselbe beruht auf falscher Grundlage, auf einem von ihm angenommenen Glossem, wo offenbar die ersten Worte des Tacitus gegeben sind. Die neuere Kritik hat sich förmlich bemüht, auch in der ersten florentinischen Handschrift Glosseme aufzufinden und nachzuweisen. Ritter und Nipperdey haben deren eine jetzt schon grosse Anzahl statuirt, andere Editoren sind darin massvoller gewesen, aber im Princip stimmen sie jenen doch bei. Halm, Draeger, selbst Haase recurriren auch in den sechs ersten Büchern der Annalen einigemale auf solche Interpolation. Es ist aber in dem 1. Mediceus keine besondere Empfehlung dieser Glossentheorie, wenn jene beiden Hauptvertreter derselben fast regelmässig einander gegenüberstehn und der Eine fast niemals das Glossem des Andern gelten lässt, ja wenn Ritter selber früher gefundene und unumstösslich nachgewiesene Glosseme wieder zurücknehmen muss. Freilich ist „die Annahme und der Nachweis eines Glossems eine geistreiche aber auch bequeme Kritik, die zugleich den Anschein geistiger Suprematie gibt“, doch würde ich es nicht für einen begründeten Tadel der conservativen Kritiker gelten lassen können, wenn diese, im Hinblick auf den ganzen Charakter der ersten florentinischen Handschrift, und auch in Anbetracht der bezeichneten Abstimmigkeit, bisweilen auch bei der wirklich gar zu schwachen Begründung dieses und jenes Glossems, lieber an der Hoffnung festhalten: dass so manche schwierige und bis jetzt

Digitized by Google

noch nicht überzeugend erklärte Stelle sich dennoch aufhellen lasse ohne das Universalmittel der Glossentheorie.

Anders verhält es sich mit den Lücken; solche scheinen schon in der Urhandschrift gewesen zu sein, eine sogar in sehr bedeutendem Umfange. Nur selten deutet der Abschreiber dieselben, wie der des zweiten Codex, durch Raumlassung an, gewöhnlich, auch die grosse Lücke zwischen dem 5. und 6. Buche, durch einen Punkt in der Zeile. Diese Punkte haben nicht die Geltung von Interpunktionszeichen, die überhaupt in dieser ersten Handschrift gar nicht vorkommen, wohl aber hat der Abschreiber sie noch in einer zweiten Beziehung angewandt: er bezeichnet durch sie, dass er an der betreffenden Stelle sein Original nicht zu entziffern vermochte. Uns liegt öfter die Heilung des bezeichneten Fehlers sehr nahe, doch das Latein des Abschreibers reichte nicht dazu aus, aber doch hat er durch diese Punkte seine Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit bezeugt. Die Kritik ist demnach verbunden, jeden dieser Punkte nicht allein zu beachten, sondern auch zu respectiren; bisher waren sie gar nicht einmal bekannt, und die Vulgata hat sich ohne diese unerlässliche Rücksichtnahme gestaltet. Auch Baiter und Ritter haben nicht gemuthmasst, welch bedeutsames Moment der ersten Handschrift sie uns mit dieser Mittheilung gegeben haben. Darum bedarf es auch aus diesem Grunde einer nochmaligen Vergleichung des Codex, denn wahrscheinlich sind beiden, da sie in ihren jetzigen Angaben sehr abstimmig sind, noch manche solcher vorhandenen Punkte entgangen, durch deren Kenntniss die Kritik zur Heilung schwieriger Stellen objective Direction erhalten möchte.

Von weniger bekannten z. Th. auffallenden Abkürzungen und Zeichen, wie sie sich in dem 2. Codex in grosser Zahl finden, hat unser Abschreiber einen sehr mässigen Gebrauch gemacht. Für die Form est erwähnen Baiter und Ritter auffallender Weise nur einmal an derselben Stelle das Zeichen einer gewundenen Linie, oben und unten mit einem Punkte, beide sagen, es komme öfter vor, aber sie geben es nicht wieder an, und doch lässt der an manchen Stellen über die Nothwendigkeit der Einschiebung eines est entstandene Streit, so wie auch die gründliche Erforschung des betreffenden taciteischen Sprachgebrauchs diesen Mangel bedauern. — Nur einmal finden sich oberhalb zweier auf einander folgender Wörter Transpositionszeichen, nach Baiters Annahme sehr alt, vielleicht von der Hand des Abschreibers selber herrührend, Ritter jedoch musste sich der Entscheidung enthalten. Ein anders gestaltetes muthmassliches Transpositionszeichen in der Zeile ist offenbar von anderer Hand und anderer Tinte, also späten Ursprungs. Ebenso ist zweimal das räthselhafte und vielgedeutete Zeichen eines stehenden Winkelmasses sehr spät in die Zeile hineingesetzt, das erstemal ohne jegliche Veranlassung der Textesworte, es sei denn, dass der Corrector ebenso wie neuerdings Ritter die wiederholt von Tacitus gebrauchte Redensart: se adigere in verba alicujus für eine sprachwidrige gehalten, oder, wie andere neuere, in der Zusammenfügung dreier Glieder ein et vermisst habe; das andere Mal an einer Stelle, wo schon ein vom Abschreiber gesetzter Punkt den Fehler andeutet. Solche späte Hinzufügungen, man könnte auch sagen Verfälschungen, sollten neueren Editoren nicht so gewichtig erscheinen, von dem gegebenen Texte leicht abzugehn und der viel späteren Randbemerkung handschriftlichen Werth beizulegen.

Wir halten hiermit die Thätigkeit des Abschreibers für geschlossen, aber doch

Digitized by Google

bietet auch dieser erste Codex noch vielfache Aenderungen und Correcturen. Dieselben fallen unter 5 Rubriken. Aber es hat mit denselben eine andere Bewandtniss als mit den ähnlichen des 2. Codex. Dieser ersten Handschrift ist nämlich nach der Abschrift, vielleicht sofort, noch eine Vergleichung mit dem Urcodex, also eine Revision zu Theil geworden. Gerade dies gibt ihr einen so eminenten Werth und unterscheidet sie namentlich von der zweiten Handschrift. Alle Linearcorrecturen und alle Rasuren mit ihrer Wiederausfüllung zwingen durch die Schriftzüge und Tintenfärbung zu der Anerkennung, wie Baiter behauptet, der Hand des Abschreibers; wie Ritter bezeugt, der ältesten Zeit. Auch die unter die Buchstaben gesetzten Punkte, deren äussere Geringfügigkeit die Zeitbestimmung erschweren möchte, haben Baiter doch in mehreren Fällen zu der Anerkennung einer sehr frühen Zeit gezwungen. Und gerade von dieser Punktirung lässt sich aus einigen Stellen der Handschrift, wo mehrere Correcturarten zusammen vorkommen, nachweisen, dass ihre Entstehungszeit vor der Linearcorrectur datirt, und doch geht diese beinahe schon bis zu dem Abschreiber zurück.

Ritter hat uns von solchen Punkten unter Buchstaben und Wörtern der Handschrift, die nicht in dem Urcodex vorhanden waren, recht genaue Mittheilung gemacht, nachdem Baiter auf dieselben zwar sein Augenmerk gerichtet, aber Orelli sie für so unwesentlich gehalten hatte, dass er dieselben von dem 4. Buche der Annalen an gar nicht mehr der Erwähnung werth erachtete. Diese Correctur in unserer Handschrift, obschon durchaus nicht erschöpfend, ist aber doch so genau, dass sie in mehreren Fällen sogar nur einen einzigen Grundstrich betrifft, und z. B. aus structum ein strictum, aus permities ein pernities, aus exim ein exiu herstellt. Die beiden letzteren Formen mit m waren das Versehen des Abschreibers, die Form mit n die Schreibweise des Urcodex. Gewöhnlich genügt die einfache Auslassung des punktirten Buchstaben, bisweilen aber ist an Stelle des als falsch bezeichneten ein anderer zu setzen. Dies hat jedoch der punktirende Corrector niemals gethan, und wenn dennoch jetzt die richtigen Buchstaben in unserer Handschrift oberhalb der falschen verzeichnet sind, so ist diese Hinzufügung erst einige Jahrhunderte später in Italien geschehen.

Von den durch Baiter vielfach angegebenen Rasuren erklärt Ritter einen grossen Theil nur als Auffrischung verblasster Buchstaben mit neuer Dinte, wie ja heute noch in der Handschrift an einer Stelle ein n vergangen und nicht wieder hergestellt ist; an einer anderen fehlt in dem Worte familiares der vorletzte Buchstabe. Baiter nimmt Rasur an, Ritter deutet nur den Ausfall desselben durch offnen Raum an. Es ist klar, wie wichtig für die Kritik eine, nur durch eine neue Vergleichung der Handschrift zu erlangende Entscheidung über diese beiden verschiedenen Auffassungen ist: blosse Auffrischung verblasster Worte, die natürlich erst viele Jahrhunderte nach der Abschrift von nöthen gewesen wäre, giebt uns keine Gewissheit, dass die jetzt vorhandene Wiederherstellung richtig sei, sie könnte ja nach blosser Conjectur erfolgt sein, dagegen die wirkliche Rasur und deren Wiederausfüllung, wie sie Ritter doch auch in Uebereinstimmung mit Baiter erkannt hat, führt uns auf den Urcodex zurück, auf einen Corrector, der die Abschrift mit dem Originale verglich und aus demselben das Richtige in die Rasur hineinschrieb. In zwei Fällen ist auch diese Correctur noch fehlerhaft, einmal hat der Corrector ein s am Ende des Wortes fehlen lassen, das andere Mal anstatt eines n nur ein r hineingeschrieben. Wir dürfen annehmen, dass diese beiden Fehler

Digitized by Google

schon in dem Urcodex vorhanden waren und durch den gewissenhaften Corrector in die vorliegende Handschrift hinübergetragen sind. — Was in allen diesen Rasurstellen aber der Abschreiber vorher Falsches geschrieben habe, lässt sich wegen der gründlichen Ausradirung an keiner Stelle mehr entscheiden, auch nicht sehr beklagen, da wir jetzt ja anstatt des Versehens die richtigen aus der Urhandschrift bezeugten Worte erhalten haben.

Die dritte Weise der in unserem Codex vorhandenen Correcturen besteht darin, dass der Corrector den Fehler nicht erst entfernte, sondern sofort in die falschen Buchstaben das Richtige hineintrug. Je nachdem er dies in gröberer oder feinerer Weise gethan hat, wird es möglich sein, die von der Correctur bedeckten Buchstaben zu erkennen oder nicht. Für beide neueren Vergleicher war es nur in sehr wenigen Fällen möglich, den abschriftlichen Fehler unter der Correctur zu entziffern, wiederum kein grosser Mangel, da wir ebenfalls durch diese Linearcorrectur den Wortlaut des Urcodex besitzen, und der Kritik doch nicht so viel an dem Fehler des Abschreibers liegen dürfte, dessen lateinische Kenntnisse wahrlich nicht ausreichten, z. B. in dem ersten Buche der Annalen cap. 8 eine freilich in neuerer Zeit überall vorgezogene Conjectur zu machen und das urhandschriftliche nomen Augustae in nomen Augustum bewusst zu ändern. — Baiter sowohl als auch Ritter haben auf die Linearcorrectur allerdings ihr Augenmerk gerichtet und findet hier auch wenig Abweichung in ihren Angaben statt, aber ihre beiderseitige Gewohnheit, diese eigenartige Correcturweise dennoch mit der allgemeinen Bezeichnung: correctum, das sie doch auch zur Andeutung jeder anderen Correctur anwenden, einzuführen, erschwert den rechten Gebrauch ihrer Mittheilungen gar sehr. Einem späteren Vergleicher der Handschrift wäre ein prägnanter Ausdruck für diese besondere Correctur zu empfehlen, namentlich kann man diesen Mangel der Vorgänger an der letzten, kritischen Ausgabe von Nipperdey hinlänglich erkennen.

Wenn wir denn annehmen müssen, dass diese drei bisher genannten Correcturarten den aus dem Urcodex entnommenen Text des Tacitus geben: so gebührt allen diesen Veränderungen in unserer Handschrift auch die höchste Anerkennung und Werthschätzung, sie sind, da doch der Ureodex älter als die Abschrift ist und grössere Autorität hat als diese, sowohl der Zeit als auch ihrem Werthe nach die eigentliche prior lectio. Bisher war es umgekehrte Sitte: gerade die falsche Lesart des Abschreibers wird ganz äusserlich als das prius, im Gegensatze zu der urhandschriftlichen Correctur als des vermeintlichen posterius, ausgegeben und geschätzt.

Und doch sollte dieser Sprachgebrauch nur auf die beiden noch übrigen Correcturarten, auf die Interlinearcorrectur und die Randbemerkungen beschränkt bleiben, insofern diese allerdings als das Erzeugniss späterer Jahrhunderte zu den Lesarten des Codex in dem Verhältniss des posterius zu dem prius stehen. Sie entstanden erst, als der Urcodex längst verschwunden war, in Italien, nachdem die Handschrift mit jenen drei uralten Correcturen dorthin gebracht worden war.

Die Interlinearcorrecturen finden sich jetzt in dem 1. Mediceus in der ausgedehntesten Weise. Schon die früheren Collatoren der Handschrift haben nicht verfehlt, dieselben zu vermerken, namentlich glaubte del Furia damit einen wesentlichen Bestandtheil der Handschrift darzubieten, und die Beckersche Ausgabe hat hervorragendes Gewicht auf dieselben gelegt. Auch Baiter und Ritter theilen sie uns selbstverständlich in mög-

Digitized by Google

lichster Genauigkeit mit, aber sie selber sind zu der sichern Ueberzeugung gekommen, dass alle diese Correcturen von der Hand des Beroaldus, theils noch späterer Bearbeiter herrühren. Nur Eine einzigste, Einen Buchstaben betreffend, möchten sie übereinstimmend dem Absehreiber zurechnen. — Grossentheils geben diese Correcturen weiter nichts, als die richtige Orthographie, Verbesserungen der falschen Aussprache des deutschen Abschreibers, doch ist es auch dem italienischen Verbesserer widerfahren, dass er seinen eignen falschen Dialekt hineingetragen hat. Andere Correcturen dieser Gattung verrathen sich, weil offenbar falsch, sofort als subjective Einfälle, die mit ziemlicher Dreistigkeit in die Handschrift hineingesetzt wurden, vielleicht aber mit demselben Rechte oder Unrecht, als wir heute gewohnt sind, in neueren Ausgaben die eignen noch gar nicht vor der Kritik bewährten Conjecturen der Editoren in dem Texte zu ertragen. Was sich noch Gutes unter der grossen Masse der Interlinearcorrecturen findet, ist wohl auf des Beroaldus hervorragende Gelehrsamkeit zurückzuführen.

Auch die Randbemerkungen, meistens ganz kurz das muthmasslich richtige Wort gebend, bisweilen in die bescheidne Form einer Conjectur gekleidet, auch an fünf Stellen Auswahl bietend und zweimal wortreich die Begründung der Correctur hinzufügend, verdanken wir der Hand des Beroaldus und Späterer. Ritter hat sie so wenig der Beachtung werth gefunden, dass er im Verhältniss zu der grossen Masse nur eine sehr geringe Zahl derselben mittheilt; Baiter dagegen scheint sie sämmtlich sehr genau verzeichnet zu haben. Ob er sie immer auf die richtige Textesstelle bezieht, müssen wir dahingestellt sein lassen, da wir nicht in dem Falle sind, aus Autopsie darüber entscheiden zu können, in diesem Falle ein leicht zu verschmerzender Mangel, denn überhaupt verdienen diese Marginalien ebenso wenig als die Interlinearcorrecturen diejenige Schätzung, welche ihnen bisher gewidmet worden. Sie sind beide unwesentliche Beigaben der Handschrift, sie stammen nicht von der Hand des Abschreibers und enthalten keine Hinweisung auf den Urcodex, dürfen also keine handschriftliche Autorität beanspruchen und können in ihrem besseren Theile nur als etwa beachtenswerthe Conjecturen älterer Gelehrten gelten. Sie unterscheiden sich somit wesentlich von den drei ersteren Correcturarten, die aus dem Urcodex stammen und demnach erhöhten Werth haben.

„Es wird des Zweifels und Streites kein Ende sein," sagt einmal Wölfflin, „so lange die Kritik von eignem Geschmacke und subjectivem Urtheil abhängt, statt auf die stilistische Individualität des Tacitus gegründet zu sein".

Wohl! aber erstens: der Sprachgebrauch kann nur dann gründlich erforscht werden, wenn der handschriftliche Text *objectiv* festgestellt ist, und zweitens: die stilistische Individualität des Tacitus wird nur dann uns in ihrer Wahrheit entgegentreten, wenn die Kritik, massvoll und selbstbeschränkend sich dazu verstanden haben wird, den Tacitus nach *seiner* Weise sprechen zu lassen, statt ihn nach *eigner* Geistesrichtung durch endlose Conjecturen zuzurichten.

Der zweite Präsident: M. H.! Auch hier haben Sie Ihren Dank selbst erklärt. Soll eine Debatte stattfinden? Da das nicht beliebt ist, führt uns der Abschluss unserer Tagesordnung nach alter Sitte zu den Referaten über die Thätigkeit unserer vier Sectionen. Ueber die pädagogische habe ich als deren Vorsitzender selbst zu be-

Digitized by Google

richten; der Angabe über ihre Thätigkeit will ich aber den Grund vorherschicken, weshalb diese Section nicht in die Berathung der Thesen des Hrn. Prof. Dr. Eckstein betr. die Realschul- und Mittelschulfrage eintreten wollte. Es ist freilich nicht abgestimmt, aber die allgemeine Ansicht trat klar und scharf genug hervor, wenigstens die der grossen Majorität. Man wollte aber hier bei der verschwindend kleinen Anzahl von Herren aus den Realschulen, trotz mannigfacher Vorgänge, nicht einseitig beschliessen: Audiatur et altera pars.

Es folgte dann ein kurzes Referat über die Verhandlungen der pädagogischen Section; ebenso referirte der Präsident der orientalistischen Section, Prof. Dr. Philippi, und der der germanistischen, Prof. Dr. Bechstein; über die mathematisch-naturwissenschaftliche konnte nicht berichtet werden, da der Vorsitzende schon abgereist und der Schriftführer nicht anwesend war. Nach einigen Worten des Dankes von Seiten des zweiten Präsidenten für die Referate nimmt das Wort:

Der erste Präsident, Prof. Dr. Fritzsche: Hochansehnliche Versammlung! Es ist Sitte, dass am vierten Tage der Präsident Schlussworte an die Versammlung richtet, und zwar sind meist Danksagungen darin enthalten. Meinen ersten Dank statte ich den gegenwärtigen Herren Mitgliedern ab, dafür, dass Sie heute am vierten Tage noch erschienen sind. Glauben Sie nicht, dass verhältnissmässig heute es leer ist! Ich habe gar manche Versammlung mitgemacht, wo es am vierten Tage noch weniger voll war. Also denen, welche heute noch erschienen sind, ist das Präsidium schon dafür dankbar. Ferner nun gebührt ein grosser Dank der ganzen Corona, auch der Corona der früheren drei Tage. Das Präsidium dankt nicht blos den anwesenden Herren, sondern auch den bereits wieder abgereisten, dass sie so zahlreich erschienen sind, dass unter ihrer Zahl so viele theils wissenschaftlich, theils praktisch, theils in beiden Beziehungen ausgezeichnete Männer waren. Wir sagen Ihnen den herzlichsten Dank!

Der nächste Dank aber gebührt den würdigen Männern, welche theils in den allgemeinen Sitzungen, theils in den Sectionen die Vorträge gehalten haben. Man könnte sie mit Recht wieder in zwei Classen eintheilen: Entweder haben sie sich freiwillig erboten einen Vortrag zu halten, oder sie sind von den Präsidenten ersucht worden und haben die Bitte erfüllt. — Lassen Sie uns aber ganz absehen davon und nur darauf achten, was diese würdigen Männer verbindet: Sie verbindet beide der Eifer für unsere Philologen-Versammlung! Ein so reger und kräftiger Eifer, dass sie ihre eigenen wissenschaftlichen persönlichen Interessen nachgesetzt haben. Ich habe es erst in den letzten Tagen sicher erfahren, allein von drei Philologen, dass sie jetzt umfangreiche, wissenschaftliche Werke schreiben. Nun wissen Sie Alle, wie ungern man sich stören lässt, namentlich in den Ferien, wenn man ein grösseres wissenschaftliches Werk unter den Händen hat. Diese Männer haben es aber doch gethan, und so kann das Präsidium um so weniger sich versagen, allen diesen Männern Dank abzustatten.

Es kommt nun ein Theil, der nie fehlt, den ich aber mit schwerem Herzen hinzufüge, ein Theil, welcher Entschuldigungen des Präsidiums enthält. Es besteht ja immer aus einem ersten und einem zweiten Präsidenten, und der Sitte gemäss muss ich auch für Hrn. Director Krause mit um Entschuldigung bitten, spreche ihm aber meinerseits für seine kräftige Unterstützung den wohlverdienten Dank aus. Ich selbst fühle mich um so mehr getroffen; ich weiss sehr wohl, dass ich nicht Alles so erfüllt habe,

Digitized by Google

wie es von einem ersten Präsidenten verlangt wird! — Ich hätte möglicher Weise auch bei den Vergnügungspartien länger aushalten sollen, aber ich habe es aus Gesundheitsrücksichten nicht darauf ankommen lassen. Der Schade ist jedenfalls ganz auf meiner Seite!

Und nun noch ein Abschiedswort. Der Schluss unserer Arbeiten ist für uns Alle der Anfang zu neuen Arbeiten. Denn sowohl die academischen Ferien, als die Schulferien eilen zu Ende. Aber diejenigen Herren, welche zum Theil aus weiter Ferne zu uns gekommen sind, bitte ich beim Abschiede recht herzlich, dass sie unserer lieben Stadt Rostock, unserer ehrwürdigen Universität und den Freunden, die sie hier gefunden haben, auch in der Ferne ein freundliches Andenken schenken mögen! Leben Sie Alle herzlich wohl!

Der zweite Präsident: Herr Hofrath Dr v. Leutsch hat noch das Wort begehrt:

Hofrath von Leutsch: Meine Herren! Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, den Dank, den wir in so reichem Masse hier schuldig sind, auszusprechen. Und da ist ja das Erste, dem ich hier zu danken habe, ohne Zweifel das Präsidium. Es ist das ja ein Dank, der sehr häufig ausgesprochen worden ist, und der, wenn er nicht stereotyp sein soll, etwas Persönliches haben muss. Dass ich da meinem inneren Drange folge, thue ich um so lieber, weil ich weiss, dass ich mich mit Ihnen Allen in Uebereinstimmung befinde. — Es ist mir erhebend gewesen hier in Rostock Philologie zu treiben unter der Leitung eines Mannes, der nicht blos der Liebling, sondern auch ein Verwandter von Gottfried Hermann, diesem praeceptor Germaniae, gewesen ist. — Dieser Mann hat uns hier so freundlich und so liebreich geleitet, wie soll ich ihm danken, wie soll ich anders unsere Gefühle ausdrücken, als dass ich ihm sage: Wir haben auch in diesen Tagen wie aus seinen Werken sonst erkannt, dass er ein würdiger Sohn Hermanns ist. — Damit ist der Dank auch schon ausgesprochen, den wir dem zweiten Herrn Präsidenten schulden. Er wird seinen Lohn darin finden, einem solchen Vertreter der classischen Philologie in diesen schweren Tagen Unterstützung haben leihen zu können. — Auch die Herren Secretäre werden darin ihren Dank finden. — Das Zweite betrifft die vielen Comités, die sich hier gebildet haben; vor Allem schulden wir da wohl wieder Dank dem Wohnungscomité, das ja Anfangs mit scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Denn als wir hofften, hier Gasthäuser offen zu finden, waren sie uns verschlossen. Das ist uns aber jetzt zu einer Freude geworden, weil wir die grosse Gastlichkeit der Einwohner kennen gelernt haben, und auch zu einer Beruhigung, weil das grösste Gasthaus uns durch eine Hochzeit verschlossen war. — Darin liegt nun auch die Hoffnung ausgesprochen, dass es in Mecklenburg an Männern nicht fehlen und dass, wenn wieder einmal Deutschland Feinde drohen, der breite Pallasch der Mecklenburger auf ihren Rücken fallen wird. — — Wir danken auch der Universität, welche durch ihren Rector magnificus uns auf eine classische Weise zu begrüssen verstanden hat. Wir danken auch der Stadt Rostock und ihren Vertretern, die durch Theater, Fahrt nach Warnemünde, festlich illuminirtes Rathhaus und vieles Andere uns einen wahren Genuss bereitet hat. Rostock wird ja immer als alte Hansestadt gepriesen, und ich bin weit entfernt, ihr den Ruhm zu schmälern, aber sie ist auch eine wirklich classische Stadt. Denn am siebenten Tage wurde Apollo geboren, und diese Zahl 7 ist seitdem heilig in Griechenland gewesen. Gehen

Digitized by Google

Sie nun durch Rostock, so finden Sie 7 Landstrassen, 7 Plätze, 7 Kirchen, und noch viele andere 7. Den Schluss machen 7 Rosen auf dem Lindenberge*). Die Rose ist nun aber die Blume des Dionysos und so walten hier in Verbindung Apollo und Dionysos. Und so wünschen wir denn, dass jene Vereinigung der beiden Götter, welche Delphi berühmt gemacht hat, auch für Rostock günstig bleiben möge, dass Rostock noch lange wirke und blühe mit seinen Schulen und seiner Universität.

Somit sagen wir Rostock ein tiefgefühltes Lebewohl, und zugleich damit lassen Sie uns rufen: Lebehoch Rostock!

Der erste Präsident: Meine Herren haben Sie herzlichen Dank. Ich erkläre damit die 30. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen.

---

*) Der alte niedersächsische Denkspruch, auf den hier angespielt wird, gehört sicher dem 16. Jahrh. an, er steht, etwas entstellt, in Lindenbergs Chronika Rostoch, dann bei Klüver; auch bei Schiller und Lübben II S. 445 schon etwas modernisirt. Er lautet:

Söven Dören tho Marien Karke,
Söven Straten van dem groten Markede,
Söven Dören, so da gahn tho Lande,
Söven Kôpmannsbrüggen an dem Strande,
Söven Tören (Thürme), so up dem Rathhuse stahn,
Söven Klocken, so da gliken alan,
Söven Linden up dem Rosengarden,
Dat sint der Rostocker Kennewarden.

Diese 7 × 7 waren also die Kennwerthe oder Kennzeichen, Handwerkswahrzeichen für Rostock. In Verkennung der 7 × 7 hatte man später gelehrt hinzugefügt: His accedunt

Söven Stender an dem Kake,
Söven Steine under dem Finkenblocke.

Kak (Pranger) und Finkenblock sind seit dem 16. Jahrh. vom neuen Markte verschwunden. Ein „Finkenbauer" ist in Lübeck erhalten. K. E. H. K.

Digitized by Google

Verhandlungen der pädagogisch-didaktischen Section

der 30. Philologen-Versammlung zu Rostock (28. Septbr. — 1. Octbr. 1875).

Erste Sitzung Dienstag den 28. September.

Nach dem Schlusse der ersten Hauptsitzung wurden in der Aula der grossen Stadtschule um 1 Uhr Nachm. die Sectionssitzungen von Hrn. Gymnasial-Dir. Krause (Rostock) eröffnet und von demselben die Bitte ausgesprochen, die anwesenden Herren möchten ihre Namen in die bereitliegenden Listen eintragen. Sodann schritt man zur Wahl des Präsidenten. Da der vieljährige Präsident früherer Versammlungen Prof. Dr. Eckstein (Leipzig) als Thesensteller aufgetreten ist, so bezweifelt Dir. Krause, ob seine Wahl zum Präsidenten zulässig sei, und da die Versammlung diese Ansicht theilt, so wählt sie durch Acclamation Hrn. Director Krause zum Präsidenten und auf dessen Vorschlag die Herren Lic. theol. Schmidt (Rostock) und Oberlehrer Dr. Wellmann (Waren) zu Schriftführern.

Die nächste Sitzung wird auf Mittwoch Morgen 8 Uhr angesetzt. Ueber die Feststellung der Tagesordnung erhebt sich eine längere Debatte. An erster Stelle stehen auf der gedruckten Tagesordnung zwei Thesen des Prof. Eckstein (Leipzig):

1) Der Dualismus der höheren Schulen ist weder durch ein Gesammtgymnasium (mit Bifurcation oder gar Trifurcation), noch durch Vernichtung der Realschulen zu beseitigen. Den Realschülern mag der Besuch der Universitäten gestattet werden, aber mit grösseren Beschränkungen. — Die Errichtung der Mittelschulen ist ein dringendes Bedürfniss.

2) Es ist dringend an der Zeit die Ordnung des Schuljahrs nach dem bürgerlichen Jahr zu regeln, und die Universitäten sind zu der Theilnahme an dieser zweckmässigen Regelung aufzufordern.

Prov.-Schulrath Dr. Schrader (Königsberg) beantragt die zweite Ecksteinsche These an erster Stelle zu behandeln.

Gymn.-Dir. Dr. Kruse (Greifswald) fürchtet, dass eine Debatte über die erste Ecksteinsche These ins Unbestimmte verlaufen und auf den Ed. v. Hartmannschen, einen wahrhaft unbewussten Standpunkt führen würde; er bittet daher die zweite These morgen zu behandeln und die erste einstweilen fallen zu lassen.

Digitized by Google

Gymn.-Lehrer Dr. Brieger (Posen) bittet dem letzten Theile der ersten These folgende Fassung zu geben: Die Errichtung der Mittelschulen und die Berechtigung derselben, Schüler mit dem Militärzeugnisse zu entlassen, ist ein dringendes Bedürfniss.

Rector Döring (Sonderburg) schlägt vor wegen des eingetretenen Regenwetters sofort in die Debatte einzutreten.

Prof. Dr. Eckstein findet, dass die Bemerkungen der Vorredner von dem augenblicklich zu berathenden Gegenstande, der Feststellung der Tagesordnung, abschweifen.

Oberlehrer Schneider (Gartz a. O.) glaubt, die Zeit, wann man in die Debatte über den Inhalt der Thesen eintreten wolle, ob gleich jetzt oder erst morgen, müsse primo loco bestimmt werden.

Prov.-Schulrath Dr. Schrader dagegen meint, erst habe man die Reihenfolge der Thesen festzustellen.

Die Section beschliesst These 2 an erster Stelle zu debattieren mit grosser Majorität, sodann: erst morgen in die Tagesordnung einzutreten, gegen eine Minorität von etwa 20 Stimmen.

Gymn.-Dir. Dr. Raspe (Güstrow) wünscht, dass nach These 2 morgen, falls noch ein Gegenstand zur Berathung komme, These 1 behandelt werde.

Propst und Gymn.-Dir. Bormann (Magdeburg) glaubt, es lasse sich der morgige Sachverhalt heute noch nicht übersehen.

Gymn.-Dir. Kruse beantragt gegen Raspe für morgen an zweiter Stelle den Vortrag des Directors Dr. Nölting (Wismar): „Ueber einige gangbare Fehler in der Schulaussprache des Griechischen und Lateinischen", der ja nur 10 Minuten dauern solle, auf die Tagesordnung zu setzen.

Oberlehrer Dr. Pfitzner (Parchim) schlägt vor den Nöltingschen Vortrag gleich heute zu hören. Der Antrag erledigt sich durch die Erklärung des Dir. Nölting, dass dies ihm weniger bequem sein würde.

Prof. Dühr (Friedland i. M.) beantragt, die Reihenfolge der Thesen im Interesse des Thesenstellers nicht zu ändern; allein Prof. Eckstein bittet auf seine Person keine Rücksicht zu nehmen, auch habe er gegen eine Umstellung nichts einzuwenden.

Die Section beschliesst, in der morgigen Sitzung nach Erledigung der zweiten Ecksteinschen These zunächst den Vortrag des Gymn.-Dir. Dr. Nölting zu hören.

Prof. Dr. Dinter (Grimma) bittet um genauere Präcisirung und Theilung der ersten These.

Prof. Dr. Eckstein erläutert den Inhalt derselben folgendermassen. Es werde im Wesentlichen dreierlei behauptet: 1) Realschule und Gymnasium bleiben nebeneinander bestehen. — 2) Der Besuch der Universität von Seiten der Realschulabiturienten ist nicht berechtigt, aber doch nicht auszuschliessen. — 3) Die Hofmannsche Mittelschule ist ein dringendes Bedürfniss.

Der Präsident schliesst die Sitzung um $1\frac{3}{4}$ Uhr.

Digitized by Google

Zweite Sitzung Mittwoch den 29. September. Anfang 8¼ Uhr.

Prof. Dr. Eckstein erhält das Wort zur Begründung seiner These über die Ordnung des Schuljahrs.

Der Thesensteller drückt zunächst seine Freude darüber aus, dass sein sonst regelmässig auf den Philologenversammlungen verworfener Antrag über die Ferienordnung diesmal zur Verhandlung komme. Dann auf die Sache selbst eingehend, erinnert er daran, die Ferien seien nicht alt, sondern erst im Anfang dieses Jahrhunderts eingeführt worden und seitdem allmählich immer mehr gewachsen. Seiner Meinung nach seien Ferien für die Lehrer bestimmt, nicht für die Schüler. Freilich scheine eine neue Lorinserperiode gekommen, denn Ueberbürdung der Schüler sei die gemeinsame unberechtigte Klage aller Tagesblätter. Hinsichtlich der Zeit und Ausdehnung der Ferien herrsche eine sehr grosse Verschiedenheit im Norden und Süden Deutschlands, ja selbst in den einzelnen Provinzen Preussens, und das scheine dem Redner, der in geistigen Dingen Partikularist ist, auch gar kein Unglück, sondern die Verschiedenheit habe mannigfache Vorzüge; man könne in den Ferien anderswo hospitieren u. s. w. Dennoch sei die gegenwärtige Einrichtung zu ändern. Statt der Abhängigkeit von den kirchlichen Festen, besonders dem so ungleich fallenden Osterfest, sei ein Anschluss an das bürgerliche Jahr durchaus wünschenswerth. Günstiger liege die Sache noch, wenn das Schuljahr um Michaelis anfängt, besonders schlimm aber wenn bei Osteranfang der Sommer heiss ist, wie in diesem Jahre. Die vorgeschlagene Aenderung habe grosse Vortheile. Die Arbeitszeit vertheile sich besser, denn sie falle grösstentheils in den Winter, und die längere Pause liege ganz in der ohnehin zerrissenen Sommerzeit. Für die kleineren Schüler möge eine lange Unterbrechung des Unterrichts nicht ohne Bedenken sein, für die Lehrer sei sie jedenfalls sehr zu wünschen. Russland, England und Schweden machen es bereits so, wie Redner es haben wolle. Für uns Deutsche liege die eigentliche Schwierigkeit nur in der 100jährigen Gewöhnung. — Schliesslich bittet der Thesensteller in der Debatte zunächst nur die Schulferien zu berücksichtigen und die Universitätsferien ausser Acht zu lassen.

Rector Dr. Fulda (Sangerhausen) ist der Ansicht, man dürfe die Ordnung des Schuljahres nicht mit der davon unabhängigen Ferienordnung vermengen.

Der Präsident erwidert, nach seiner Ansicht schliesse die Ordnung des Schuljahres die der Ferien als seiner Unterbrechungen mit ein.

Gymn.-Dir. Dr. Raspe bittet den Thesensteller ein Bild des künftigen Zustandes zu entwerfen.

Prof. Dr. Eckstein, das Genauere den Schulräthen überlassend, denkt sich die neue Ordnung im Wesentlichen einfach so, dass die Festzeiten Ostern und Pfingsten je etwa eine wöchentliche Unterbrechung erfordern, dann die grossen Sommerferien folgen und am Schluss zu Weihnachten zwei Wochen Ferien sein würden.

Gymn.-Dir. Dr. Steinhausen (Friedland i. M.) findet die Ecksteinsche Einrichtung nicht so einfach. Vierteljährliche Censuren seien wünschenswerth, dazu werde jedesmal eine kleine Unterbrechung nothwendig; auch würde das zweite Halbjahr sehr verkürzt werden durch die in dieses fallenden Sommer- und Weihnachtsferien.

Digitized by Google

Prof. Eckstein entgegnet, bei der jetzigen Einrichtung finde sich derselbe Uebelstand, denn Sommer- und Winterhalbjahr seien jedenfalls äusserst ungleich.

Gymn.-Dir. Rehdantz (Kreuzburg) rechnet $4^1/_2$ Wochen Ferien im ersten Semester gegen 6 Wochen im zweiten, findet daher keine so erhebliche Differenz als Steinhausen.

Gymn.-Dir. Steinhausen schlägt vor, man möge doch die Semester stets am 1. April und 1. October beginnen lassen.

Prof. Hertzberg (Bremen) berichtet, man habe diese Einrichtung in Bremen getroffen, aber ohne Vortheil. Das Sommersemester werde wenig länger und wenn Ostern spät falle, so sei die Zerstückelung der Schulzeit nur um so grösser. Um den 1. April seien drei Tage frei, dann folgen Ostern, Pfingsten, Hundstage rasch hintereinander, lauter Ferien, kurz es werde im Sommersemester im Ganzen nichts geleistet. Die neue Einrichtung sei jedenfalls sehr zu wünschen. Allerdings liege darin, dass die Universitätsferien die Schulferien bestimmen, eine Schwierigkeit, doch darauf dürfe er hier ja nicht eingehen.

Gymn.-Dir. Raspe glaubt, dass wenn nach dem Ecksteinschen Vorschlage die Lehrer noch länger Ferien haben sollen als bisher, die Schüler dabei zu kurz kommen, und doch seien um ihretwillen die Lehrer da. Kleine Schüler kommen während der langen Ferien aus Rand und Band.

Prof. Eckstein bedauert die Abwesenheit der bairischen Collegen, welche mit den langen Ferien seit lange vertraut sind.

Gymn.-Dir. Rehdantz erinnert daran, dass auch in Dänemark das Schuljahr im Sommer beginne.

Gymn.-Dir. Dr. Stein (Oldenburg) führt aus, dass gegen die Reform eigentlich nur die bisherige Gewohnheit spreche. Ohne alle Nachtheile sei freilich auch diese Reform nicht, wie überhaupt keine. Uebrigens treffe die von Dir. Steinhausen angestellte Berechnung nicht zu. Rechne man das erste Semester vom 15. Januar bis 30. Juni, so habe man in diesen $5^1/_2$ Monaten $5^1/_6$ Monate Schulzeit und in dem zweiten Semester vom 15. August bis 20. December einen Zeitraum von $4^1/_6$ Monat ohne alle Unterbrechung; dann werde die Thätigkeit der Schüler gegen das Ende hin concentriert und durch die kühle Jahreszeit begünstigt; was dem zweiten Semester an Länge abgehe, werde durch diese Concentration reichlich ersetzt. Die vorgebrachten Einwürfe seien mithin nicht stichhaltig, und jedenfalls habe die neue Einrichtung wesentliche Vorzüge vor der alten.

Prov.-Schulrath Dr. Klix (Berlin) erwähnt, dass die Ferien- und Schulordnungsfrage bereits seit 25 Jahren behandelt worden sei, zuletzt auf der Octoberconferenz. Aber der Durchführung der gewünschten Aenderung stellen sich grosse Schwierigkeiten entgegen. Collisionen mit bürgerlichen Verhältnissen seien unvermeidlich. Zu Ostern und Michaelis treten die jungen Leute in die Lehre und unters Militär, das lasse sich nicht willkürlich ändern. Mit den Schulferien würden auch die Universitätsferien sich ändern müssen, das gehe aber nicht, weil auch Studenten aus der Schweiz und den Ostseeprovinzen unsere Hochschulen besuchen. Die gegenwärtige Einrichtung sei übrigens gar nicht so schlecht. Die katholischen Anstalten Preussens fangen meist Michaelis an,

Digitized by Google

aber das sei nicht so gut als der Anfang zu Ostern; das Schuljahr müsse einem Jambus gleichen, der gewichtigere Theil zuletzt kommen. Bleiben wir also beim Alten!

Prof. Eckstein: Die Militärfrage komme wenig in Betracht wegen der geringen Anzahl der Schüler, die davon betroffen werden. Der Eintritt in die Lehrzeit werde sich ebenso nach der Schule richten, wie die Confirmation es thue. Die Vergleichung des Schuljahres mit einem Versfuss sei in Wahrheit eine hinkende. Es komme besonders darauf an, den schwankenden Ostertermin zu beseitigen.

Prov.-Schulrath Klix: Das würde nur möglich sein, wenn das Osterfest auf einen festen Tag gesetzt werde, was durchzusetzen sich der Vorredner schwerlich getrauen dürfte.

Gymn.-Dir. Steinhausen rechnet Dr. Stein nach und findet dessen Rechnung nicht zutreffend. Ausserdem macht er geltend, dass nach 6wöchentlichen Sommerferien die kleinen Schüler $1^1/_2$ Monate brauchen würden, um das vergessene Alte wieder zu erlernen.

Prof. Hertzberg versteht den Klixschen Vergleich nicht. Bei schrägen Parallelcöten komme jedenfalls kein Jambus, sondern ein nach beiden Seiten hin hinkender Choliambus heraus. Für die kleinen Schüler lasse sich gegen die Uebelstände der langen Ferien eine Aushülfe finden durch die Einrichtung von Ferienstunden. In Bremen werden so während der 5wöchentlichen Sommerferien die kleinen Schüler 3 Wochen lang täglich 3 Stunden unterrichtet.

Oberlehrer Schneider: Jährliche Versetzungen reichen nicht aus, daher sei jedes Semester selbständig zu behandeln und statt des Jambus vielmehr ein Spondeus zu wünschen. Die Einwürfe Steinhausens scheinen wenig bedeutend, wohl aber bekommen wir durch die Ecksteinsche Einrichtung einen äusserst werthvollen zusammenhängenden Semesterschluss. Die Militärverhältnisse seien um so weniger zwingend, als die meisten Schüler gar nicht unmittelbar nach ihrem Schulabgang ins Militär eintreten, sondern noch eine Zeit lang warten.

Gymn.-Dir. Steinhausen hält die Einrichtung von Ferienstunden in kleinen Städten und bei kleinen Lehrercollegien für unmöglich.

Gymn.-Dir. Stein: In Westfalen, Rheinland und Süddeutschland finde eine besonders störende Unterbrechung des Unterrichts statt durch die grossen Ferien unmittelbar vor den Versetzungen, denn die Lücken der 6wöchentlichen Ferien könne der Ordinarius derselben Klasse besser ausfüllen als der der folgenden, der die neuen Schüler erst kennen lernen müsse.

Rector Fulda wünscht Osteranfang aber mit verlängerten Osterferien. Ein Januaranfang sei aus allgemeinen Rücksichten für die Gesundheit der Schüler zu verwerfen, denn mit dem Anfang des Schuljahrs der Gymnasien stehe der bei den Volks- und Vorschulen in nothwendiger Verbindung, und die kleinen Schüler dieser Anstalten könnten nicht ohne Gefahr für ihre Gesundheit mitten in der strengsten Kälte der Witterung trotzen lernen, während sie bei Osteranfang für die rauhe Jahreszeit des kommenden Winters durch den Sommerschulweg bereits abgehärtet seien. Was die Veränderlichkeit des Ostertermins anlange, so lasse sich diese ziemlich unschädlich machen durch Verschiebung der Ferien um Ostern, so dass ihr grösserer Theil bald vor, bald hinter das Fest gelegt werde. Eine mässige Verlängerung der Osterferien bis auf etwa 3 Wochen

Digitized by Google

werde die durch das Schwanken des Ostertermins entstehende Differenz der Semester noch mehr aufheben.

Oberlehrer Schneider hält nur bei Parallelcöten und halbjährlichen Versetzungen das Interesse der kleinen Schüler gewahrt für kleine Anstalten.

Der Präsident findet, dass die Debatte abschweife, und ertheilt zum Schluss dem Thesensteller das Wort.

Prof. Eckstein kann die gemachten Einwürfe als erheblich nicht anerkennen. Was die Gefahr für die Gesundheit der kleinen Schüler anlange, so sei die Wetterfestigkeit derselben auch im April oft ebenso gefährlichen Proben ausgesetzt als im Januar. Soviel habe die Debatte ergeben, dass die jetzige Einrichtung zu verändern sei. Eine kleinliche Berechnung sei der Sache nicht angemessen. Nur keine Abhängigkeit von den Kirchenfesten, das sei die Hauptsache.

Hierauf wird mit grosser Majorität der erste Theil der These (Tagebl. Seite 2): „Es ist dringend an der Zeit die Ordnung des Schuljahres nach dem bürgerlichen Jahr zu regeln“ von der Section angenommen.

Sodann erhält Prof. Eckstein das Wort zur Begründung des zweiten Theils seiner These: „Die Universitäten sind zur Theilnahme an dieser zweckmässigen Regelung aufzufordern“.

Der Thesensteller bemerkt, er habe mit Fleiss den Ausdruck „auffordern“ gewählt, denn die Schwierigkeit einer Verlegung des Jahresanfanges sei bei den Universitäten grösser als bei den Schulen wegen der Theilung nach Semestern, welcher alle Verhältnisse angepasst seien. Habe man übrigens befürchtet, dass der vorherrschende Osterabschluss der Gymnasien die Folge haben müsse, dass zu Michaelis die Frequenz der Universitäten sich vermindern werde, so sei das nicht zutreffend gewesen, denn zu Michaelis kämen doch neue Studenten. Wenn sich hier die Abweichung als nicht schädlich erwiesen habe, so werde es sich mit dem andern Abschluss auch wohl finden. Eine andere Ordnung würden viele Universitätslehrer freudig begrüssen. Sie klagten besonders über die Erschlaffung der Theilnahme in den Laboratorien während der Sommerhitze.

Rector Fulda hat folgende Bedenken. Universitäts- und Militärverhältnisse hängen eng zusammen. Das Militärjahr aber lasse sich nicht verlegen, denn im December könne man doch keine Manöver abhalten. Bei einer Differenz des Universitäts- und Militärjahres würden die Studenten durch das Freiwilligenjahr 3 Semester verlieren.

Gymn.-Dir. Kruse: Die Universitätslehrer klagen sehr über das Sommersemester. Officiell beginne es freilich am 15. April, aber da die Miethe monatlich bezahlt wird, so kommt kein Student vor dem 1. Mai; die Anmeldungen erfolgen erst nach diesem Datum. Dann kommen die Unterbrechungen durch den Bettag, Himmelfahrt, Pfingsten rasch hintereinander. Am 15. Mai ist Rectoratswechsel, und am 16. frage schon ein Haruspex den andern: Wann schliessen Sie? Redner theilt die Universitätsprofessoren in 3 Klassen: 1) solche, denen ihre Studien die Hauptsache sind, Museumsgelehrte, welche die Vorlesungen als eine lästige Unterbrechung der Ferien betrachten. Die 2. Klasse besteht aus denjenigen Professoren, welche Söhne haben: diese wünschen dringend eine Uebereinstimmung der Schul- und Universitätsferien; es folgen 3. die eigentlichen Docenten.

Prof. Eckstein: Die Professoren, welche Söhne auf der Schule haben, machen

Digitized by Google

derselben allerdings bei der verschiedenen Ferienordnung noth. Dieselben Schwierigkeiten erheben sich für die Juristen in Betreff der Gerichtsferien.

Die Abstimmung ergiebt, dass die Section fast einstimmig den 2. Theil der These billigt.

Der gestern festgesetzten Tagesordnung gemäss folgt nun der Vortrag des Gymn.-Dir. Dr. Nölting (Wismar): „Ueber einige gangbare Fehler in der Schulaussprache des Griechischen und Lateinischen".

Dir. Nölting führt etwa Folgendes aus: Die richtige Aussprache ist bei einer todten Sprache nicht so wichtig wie bei einer lebenden, und sie genau zu ermitteln vielleicht ganz unmöglich. Aber gewiss möglich ist es, manches der durch die neueren Forschungen gewonnenen Erkenntnisse gemäss auszusprechen. Was zunächst das Griechische betrifft, so werden allgemein die Diphthonge αι und ει, οι und ευ nicht gehörig unterschieden, worauf nicht genauer eingegangen zu werden braucht, da Curtius diesen Punkt in den Erläuterungen zu seiner Grammatik genügend erörtert hat. Interessant wäre es von den Herren Schulräthen zu erfahren, ob und wie weit die Curtiusschen Bemerkungen Frucht gebracht haben. Die ungenaue Aussprache des ζ und θ mag ebenfalls unberücksichtigt bleiben. Zwei Punkte dagegen müssen besonders hervorgehoben werden. 1) Poesie und Prosa werden völlig verschieden gesprochen. In der Poesie berücksichtigt man den Accent gar nicht, in der Prosa zu sehr. Besonders falsch ist die Aussprache bei Wörtern mit Positionslänge der vorletzten Silbe, wie τύπτεσθαι; hier spricht man die vorletzte Silbe nach dem Deutschen unrichtig ohne Position. Der Deutsche kann aber auch solche Wörter richtig sprechen, denn Accent und Länge vertragen sich recht gut nebeneinander; man beachte nur Wörter wie: Rücksprache, achtungsvoll, rückständig. Ferner werden die vocalisch auslautenden kurzen Endsilben fälschlich lang gesprochen; man spricht in πολῖτᾰ das α wie in σοφίᾱ. Umgekehrt wird bei oxytonierten Wörtern mit langer Pänultima, wie στρατηγός, die Länge des η nicht gehörig berücksichtigt, u. dgl. m.

2) Bei zusammengesetzten Wörtern spricht man unnatürlich den ersten Theil getrennt vom zweiten und zerreisst so die Einheit des Worts in der Aussprache. Man sagt παρ-αινῶ, ἀπ-αιτεῖν, obgleich man im Deutschen ganz richtig vermeidet her-ein, her-aus, dar-um zu sagen. Schuld an diesem Fehler scheinen die Wörterbücher zu sein, welche die Zusammensetzung im Druck fürs Auge kenntlich machen durch Bindestriche.

Was das Lateinische anlangt, so befinden wir uns hier in einer ganz anderen Lage. Ist der griechische Etacismus ohne alle Tradition, so ist es dagegen die übliche lateinische Aussprache keineswegs, da das Lateinische als Kirchensprache bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist. Hier ist daher eine Umgestaltung nach wissenschaftlichen Ergebnissen schwierig. Richtig muss man ja c nie wie z, ti nie wie zi sprechen, man muss pāx, lēx, lĕctor, sapiēns sagen, wie Corssen nachgewiesen hat. In den Schulen herrscht eine grosse Verschiedenheit der Aussprache. Erst allmählich seit dem Erscheinen der Zumptschen Grammatik fing man an die langen Endsilben wie ēs, ōs wirklich lang zu sprechen. In vielen Schulen spricht man hōmo, lēgo, in anderen hat man angefangen hŏmo, lĕgo zu sprechen; dann muss man aber noch weiter gehen. So wird bei weiterer Entwicklung ein Conflict mit dem Leben unvermeidlich. Daher sind die Vortheile einer genaueren, von der ausserhalb der Schule üblichen abweichenden

Digitized by Google

Aussprache des Lateinischen nicht so gross als ihre Nachtheile. — Schliesslich bemerkt der Redner, dass ein Wort beinahe überall falsch gesprochen werde, das Wort ĕst.

Der Präsident will nun zuerst die Tagesordnung für morgen feststellen lassen, dann die Discussion über den Nöltingschen Vortrag eröffnen.

Gymn.-Dir. Prof. Hertzberg fragt, ob es sich nicht einrichten lasse, dass die Mitglieder der pädagogischen Section den Vortrag, welchen Prof. Schlottmann über die cypriotische Schrift und die Tafel von Idalion morgen in der orientalistischen Section halten wolle, mit anhören können. Der Vortrag sei von ausserordentlichem Interesse nicht nur für Orientalisten, sondern auch für alle Freunde des griechischen Alterthums, und es würde sehr zu bedauern sein, wenn man ihn nicht hören könnte.

Prof. Eckstein schlägt vor, an die Orientalisten die Bitte zu richten, dass sie morgen früh hierher kommen und den Mitgliedern der pädagogischen Section zu hospitieren erlauben.

Der Präsident erklärt dies für die einzige Möglichkeit, da eine Verlegung der allgemeinen Section jedenfalls unthunlich sei.

Es wird demgemäss beschlossen, die orientalistische Section zu bitten, dass sie morgen um 8 Uhr ihre Sitzung hier abhalte.

Prof. Eckstein schlägt sodann vor, nach dem Vortrage Schlottmanns die von Latendorf aufgestellten Thesen zunächst zu behandeln.

Prof. Dinter bittet dagegen an diese Stelle die These des Dr. Sanneg über die Vortheile der umgekehrt alphabetischen Anordnung des lateinischen Vocabulariums zu setzen.

Gymn.-Dir. Raspe wünscht die Besprechung von Ecksteins erster These als zweiten Gegenstand der Tagesordnung für morgen.

Gymn.-Dir. Kruse ist gegen die Discussion der These 1, welche einen Ocean von Besprechungen ohne Ende über die Versammlung ergiessen würde.

Gymn.-Dir. Rehdantz erbietet sich morgen an zweiter Stelle einen Vortrag von 10 Minuten zu halten über das Thema: „Die römische Literatur und die deutsche Jugend", um nachzuweisen, dass die lateinische Lectüre in der bisherigen Weise nicht mehr betrieben werden dürfe, sondern wegen ihrer vielfach schädlichen Wirkungen zu beschränken sei.

Gymn.-Dir. Stein beantragt die erste Ecksteinsche These ganz von der Tagesordnung abzusetzen.

Die Section beschliesst demgemäss mit Majorität und desgleichen nach Prof. Schlottmann den Rehdantzschen Vortrag zu hören.

Schluss der Sitzung um 10 Uhr.

Dritte Sitzung Donnerstag den 30. September. Anfang 8¼ Uhr.

Der Präsident dankt der orientalistischen Section dafür, dass sie hier als Gast der pädagogisch-didaktischen Section tagt, und überträgt das Präsidium dem Vorsitzenden der orientalistischen Section Prof. Philippi (Rostock).

Digitized by Google

Prof. Philippi, den Vorsitz übernehmend, bezeichnet es als eine ebenso erfreuliche als in den Annalen der orientalistischen Section unerhörte Sache, dass die pädagogische Section bei ihr hospitiert und fordert die Freunde der orientalistischen Studien auf, sich zum Beitritt zu der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in die ausgelegten Listen einzuzeichnen.

Sodann erhält Prof. Dr. Schlottmann (Halle) das Wort zu seinem Vortrage: „Ueber die neu entzifferten griechischen Inschriften in sogenannter cypriotischer Schrift nebst einigen Bemerkungen über die Tafel von Idalion".

(Genaueres über denselben in den Protokollen der orient. Section.)

Da nach Beendigung des Vortrags die zur Verfügung stehende Zeit bereits überschritten ist, so wird die Sitzung ohne Weiteres um 9¼ Uhr geschlossen.

Vierte Sitzung Freitag den 1. October. Anfang 8¼ Uhr.

Der Präsident theilt mit, dass durch Vermittlung des Prof. Beehstein Exemplare einer Probenummer der allgemeinen Schulzeitung von Stoy zur Vertheilung übergeben sind. Obwohl die Section gewiss nicht dazu da sei Reclame für ein Blatt zu machen, so habe man doch der Vertheilung nicht hindernd entgegentreten wollen.

Darauf erhält Gymn.-Dir. Rehdantz (Kreuzburg) das Wort zu seinem Vortrage: „Ueber die altrömische Literatur und die heutige deutsche Jugend".

Der Redner führt etwa Folgendes aus:

Ich beginne ohne Einleitung, weil der Gegenstand, den ich behandle, eben Kampf gegen die Phrase ist. Das Wort „la phrase nous tue" hat auch bei uns bereits eine furchtbare Gewalt erlangt. In der internationalen und in der ultramontanen Presse macht sich die Phrase besonders breit, also gerade bei den Feinden unserer nationalen Entwicklung. In den deutschen Aufsätzen bekämpfen wir die Phrase, in den lateinischen legen wir umgekehrt alle Kraft auf den Ausdruck, ohne auf den Gedankeninhalt sonderlich zu achten.

Man denke sich folgende Scene in der Secunda. Es handelt sich um das Wort „inpercepta pia mendacia fraude latebant"[1]. Hier haben wir ein Oxymoron „pia fraude" sagt der Lehrer. „Was heisst das?" Nun, witzige Thorheit, oft auch dummer Witz. „Machen die Klassiker denn auch dumme Witze?" Nein. Wenn Sophokles γάμος ἄγαμος sagt, so meint er nicht etwa die Civilehe, sondern das Unwesen der grauenhaften Ehe des Oedipus soll dargestellt werden. „Aber giebt es denn eine pia fraus?" Nein. Ovid hat hier mit Unrecht den Begriff versehärft, ihn beherrscht die Phrase; im Glanz der antithetischen Form hat der Inhalt gelitten. „Giebt es noch mehr solcher Phrasen bei den lateinischen Schriftstellern? Das Wort „nil humani a me alienum puto"[2] ist doch keine Phrase?" Nein, aber das Wort ist griechischen Ursprungs, ein Aufschrei der be-

1) Ovid. met. 9, 711. 2) Terent. heaut. 1, 77.

Digitized by Google

leidigten Menschennatur. Wie aber ist es mit dem Worte „parcere subiectis et debellare superbos?“[1]) Auch Phrase. Aber „gloriam qui spreverit veram habebit?“[2]) Ist bei Livius auch Phrase. —

Ist die lateinische Sprache wirklich so voll von Phrase, dass sie schon der Jugend zum Bewusstsein kommt? Werfen wir, um diese Frage beantworten zu können, zuerst einen ganz kurzen Rückblick auf die Geschichte des lateinischen Unterrichts. — Im 15. Jahrhundert wurde der heidnische Inhalt der römischen Literatur sogar von Cardinälen aufgenommen. Im 16. Jahrhundert wurde der Inhalt der römischen Literatur von den Jesuiten ganz brach gelegt, alle exercitationes u. dgl. sollen nur Fäden bilden zu dem Gewande der toga oratoria. Der norddeutsche Unterricht war damals im Grunde ebenso, nur dass er etwas mehr mikrologische Gelehrsamkeit und hanebüchene Steifigkeit entfaltete. Dann nach dem 30jährigen Kriege — wie konnte da die eminent politische Literatur der Römer verstanden werden? Wie ein brennender Funke ist die lateinische Phrase in das Holzgebäude der französischen Literatur gefallen. Wer kann sich die Revolution, wer Napoleon Bonaparte ohne die Phrase denken? Bei einem nicht denkenden Volke ist die Phrase allmächtig. Sie ist ein Fetzen vom Mantel des Ruhmes. In Deutschland war lange Zeit die französische Phrase ein Mass der Bildung. Erst in der Zeit der Freiheitskriege wurden wir politisch zu Jünglingen, die Ereignisse von 1848 bis 70 haben uns zu Männern gemacht. Ist die Phrase jetzt ausgerottet? Im Jahre 1848 machte sie aus Kindern Männer, weil die Männer politische Kinder waren. Ein Primaner, Namens Stier, berauscht von horazischen Phrasen, verliebte sich in seine Wirthstochter und fasste den festen Vorsatz sie zu heirathen, bis einer seiner Lehrer ihn mit den Worten: „Stier, Sie sind ein Ochs eine lateinische Phrase ernst zu nehmen!“ zur Vernunft zurückbrachte. Seitdem legten die Primaner sich eine Phrasensammlung an, und der Widerwille gegen die lateinische Phrase ist dauernd geblieben. Die Ansicht von der Herrschaft der Phrase in der lateinischen Literatur wird im Verkehr mit den Jünglingen auf Gymnasien bestätigt. Wir haben wenige lateinische Schriften mit klassischem Inhalte.

Dies erklärt sich aus der Entstehung der römischen Literatur. Die späthellenische Gedankenwelt wirkte auf die Römer wie seiner Zeit ein d'Alembert, wie in Griechenland einst die Sophisten, wesentlich negativ. Konnte Rom einen Sokrates zeugen? Selbst ein Cato lernte noch im späten Alter Griechisch. Zu einer gedeihlichen Entwickelung fehlte es der römischen Literatur vor allem an Ruhe und Sammlung. Jählings ist sie aufgeschossen in den Kämpfen der Bürgerkriege. Der Geist der Römer lag gar nicht in diesen Dingen. Die lateinischen Schriften sind ein Spiegelbild der inneren Kämpfe. Der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit ist in ihnen sehr verdunkelt, daher hat ihre Lektüre für die Jugend grosse Bedenken. In der griechischen Literatur giebt es viele Werke, welche die Seele erheben, in der lateinischen giebt es viele Schriften, welche die Achtung vor der Menschennatur erniedrigen. Jedes ideale Streben, die selbstlose, hingebende Liebe zur Wissenschaft fehlt den Römern, weil sie überall reale Zwecke im Auge haben. Der Deutsche aber bedarf der Idealität. Wer da glaubt, dass ein Livius und Cäsar sich mit Herodot, Thukydides und Xenophon an Bedeutung für den Unterricht messen können, der kennt nicht die Wirkung auf das Herz der Jugend. —

1) Verg. Aen. 6, 853. 2) Liv. 22, 39.

Digitized by Google

Die überall sichtbare Masslosigkeit der lateinischen Sprache ist nicht etwa bloss mein Urtheil. Sie zeigt sich für jeden deutlich in den gehäuften Superlativen, in dem Gebrauch des Ausdrucks amicitia und ähnlichem. Cicero selbst entschuldigt sich einmal deswegen mit den Worten: Ich musste so reden, weil ich Römer mir gegenüber hatte, nicht Athener. Selbst der edle Vergil und Catull, der genialste römische Dichter, sind nicht frei von dieser Masslosigkeit. Für sophokleische Chöre und pindarische Festgesänge hatte freilich Roms Cultus und Arena keine Stätte. Ueberall herrscht tendenziöser Effectstil und bewusste leidenschaftliche Masslosigkeit."

Räumt man diesen Charakter der lateinischen Literatur ein, so stehen wir vor einem Dilemma. Wir können den Inhalt der lateinischen Literatur nicht billigen und doch den Formalismus, den die lateinische Sprache der Jugend am besten bietet, nicht entbehren. Als Ausweg bleibt das Mittel, das Latein in den oberen Klassen zu beschränken. Der lateinische Aufsatz, den jemand sogar „ein Aggregat galvanisierter Cadaverfragmente" genannt hat, herrscht zu sehr vor, die Lectüre tritt darüber zurück.

Trotz aller Ausstellungen ist dennoch die lateinische Literatur festzuhalten. Wir müssen aber mehr als bisher auf den Inhalt sehen; die Miloniana z. B. als formvollendete Vertheidigung einer schlechten Sache muss fallen, denn die Jugend kann Inhalt und Form nicht scheiden. Bei der Lektüre ist quantitativ Abkürzung, qualitativ Auswahl und überall denkendes Eingehn auf den Inhalt von eminent politischer Natur zu erstreben. Jeder Deutsche soll ein politisch denkender Staatsbürger werden. Bei der Betrachtung der antiken Welt nun, auch der römischen, lassen sich die Keime des politischen Denkens in die Seele der Jugend streuen. Denn auch durch die lateinischen Schriften späterer Zeit weht immer noch der volle Hauch opferfreudiger Vaterlandsliebe. Vaterlandslosigkeit ist ein crimen laesae maiestatis. In der älteren Periode herrscht ein streng gesetzlicher Sinn, dessen wir noch entbehren, wie die Duelle und die erzwungene politische Thätigkeit beweisen. Dem Hange des Deutschen zur Abstraction wird der Blick auf den praktischen Sinn des Römers heilsam entgegenarbeiten und die überall bemerkbare angestrengte Thätigkeit desselben ihn zur Nachahmung anfeuern.

Wir müssen die lateinische Literatur ferner kennen, um unsere Zeit zu verstehen, denn sie wirkt noch in dem heutigen Kampfe durch ihre Entartung zur Herrschsucht.

Fassen wir das Resultat des Entwickelten kurz zusammen. Die lateinische Sprache ist nothwendig für die grammatisch-formale Bildung, aber die lateinische Lektüre ist äusserlich zu beschränken und innerlich zu sichten. In den letzten 5 Jahren des Gymnasialcursus müssen Griechisch und Lateinisch gleich viel Stunden haben.

Die Frage des Präsidenten, ob eine Debatte über den Vortrag eröffnet werden solle, wird bejaht.

Gymn.-Dir. Dr. Lothholz (Stargard i. P.): Der von Rehdantz behandelte Gegenstand sei viel ventilirt. Man sehe immer mehr ein, dass der Aufschwung der deutschen Literatur und ihre ideale Seite eng mit dem Griechischen zusammenhänge. Allein über das Latein urtheile R. zu ungünstig. Superlative z. B. fänden sich auch in unserer Sprache, die nicht immer ernstlich gemeint seien. Der Zusammenhang unseres geistigen Lebens werde gestört, wenn wir den lateinischen Unterricht verkürzen. Unsere Jurisprudenz, ja jede Wissenschaft, fusse auf Kenntniss der lateinischen Sprache. Theologische

Digitized by Google

und juristische Werke verdanken der lateinischen Literatur sehr viel. Die sittlichen Folgen der lateinischen Lektüre seien übertrieben geschildert worden.

Gymn.-Dir. Steinhausen spricht seine rückhaltlose Anerkennung zu dem von Rehdantz Gesagten aus. Was Cicero in der Einleitung seiner Schrift de officiis sage, gelte auch für uns: de rebus ipsis utere tuo iudicio. Wir müssen in der Prima Phrasen, unsittliche Urtheile als solche bezeichnen. Die lateinische Lektüre müsse nur richtig betrieben werden, und das Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische sei ein unersetzbares Bildungsmittel. Kein Schüler dürfe ferner eine lateinische Periode undeutsch übersetzen. Man müsse aber, um das zu können, die logische Substanz erst ausschälen, eine vortreffliche Bildungsschule des Geistes. Wir dürfen daher den lateinischen Unterricht nicht allzusehr verkürzen.

Gymn.-Dir. Rehdantz dankt dem Vorredner und erklärt ausdrücklich, er wolle nur 2 Stunden Griechisch in Tertia und Secunda mehr haben. Gegen Lothholz bemerkt er, dass, wenn wir im Deutschen auch Phrasen haben, dies eben eine schädliche Einwirkung der lateinischen Sprache sei.

Prov.-Schulr. Dr. Wehrmann (Stettin) dankt Rehdantz für den Hinweis auf die richtige Behandlung der lateinischen Schriftsteller. Die Schäden der Literatur seien durch richtige Interpretation klar zu legen; man müsse in rechter Weise auf das Verderbniss der römischen Literatur hinweisen. So dürfe z. B. die Ode Integer vitae mit ihrem komischen Ende nicht so behandelt werden, als ob sie ein sittliches Gesetz sein solle. Nicht jede Phrase schade, denn Schillers rhetorische Phrase störe doch nicht. Dass die schöne Miloniana verderblich wirke, sei richtig. Eine Möglichkeit, dem Schaden der lateinischen Literatur zu begegnen, sei jedenfalls vorhanden, sie liege in einer richtigen Interpretation.

Prov.-Schulrath Dr. Klix glaubte beim Anhören des ersten Theiles des Rehdantzischen Vortrages, dass der Redner in das allgemeine Gerede von dem verderblichen Einflusse des Lateins einstimmen wolle, wo man den lateinischen Aufsatz als die „Blüte des Gymnasiums“ verhöhnt, wo man behauptet, Cäsar wirke entsittlichend, und ihn mit Schülern zu lesen sei ein Attentat auf die Jugend; durch das Latein mache man die jungen Leute zu Jesuiten. Zum Theil sei Rehdantz auch wirklich in diese Bahnen gerathen, aber das Ende seines Vortrags war besser als der Anfang, es war umgekehrt wie bei der mulier formosa in Horaz' ars poetica*). Der Schluss von 5 Minuten hatte den Inhalt von einem halben Jahre. Wenn R. die römische Literatur trotz der anfangs gemachten Ausstellungen schliesslich doch so anerkenne, so bleibe offenbar zwischen dem ersten und letzten Theil eine kleine Kluft bestehen. Uebrigens sei die lateinische Phrase doch besser als die französische, bei jener lerne man denken, bei dieser nur nachsprechen. Schliesslich bittet der Redner R. seinen Vortrag zu veröffentlichen. Er werde dann dazu dienen, die Ansicht zu widerlegen, als seien die Philologen bornirte Menschen, und beweisen, dass auch bei ihnen eine gesunde und einsichtige Beurtheilung des Alterthums sich finde.

Prof. Dinter ersucht Rehdantz, doch ein Verzeichniss derjenigen lateinischen Schriften aufzustellen, die nach seiner Verurtheilung jeder Phrase als zulässig übrig bleiben.

*) Horat. a. p. 4.

Digitized by Google

Gymn.-Dir. Rehdantz bemerkt zunächst, dass er unter Phrase die bewusste Divergenz des Inhalts und der Form verstehe, nicht etwa jeden glänzenden Ausdruck, den er vielmehr weit entfernt sei für einen Fehler zu halten. Einen Kanon der lateinischen Lektüre aufzustellen würde für den Augenblick zu sehr ins Einzelne führen.

Der Präsident fragt, ob ein Verdict der Section über den Rehdantzschen Vortrag erfolgen solle.

Gymn.-Dir. Rehdantz bittet nur darüber abzustimmen, ob die Versammlung im Allgemeinen der Tendenz des Vortrages zustimme.

Prov.-Schulrath Dr. Lahmeyer (Kiel) ist der Ansicht, es sei unzulässig, so im Allgemeinen darüber abzustimmen. Gegen eine Beeinträchtigung des lateinischen Unterrichts durch den griechischen müsse er sich entschieden erklären.

Gymn.-Dir. Stein meint, nach der von Rehdantz gegebenen Definition der Phrase werde jeder der allgemeinen Tendenz des Vortrags zustimmen müssen.

Prov.-Schulrath Klix beantragt, die Section wolle dem Dir. Rehdantz ihren Dank aussprechen für seinen Vortrag, mit der Bitte ihn weiter auszuführen und der Oeffentlichkeit zu überliefern.

Da alle Anwesenden hiermit einverstanden sind, so giebt der Präsident dem aufrichtigen und herzlichen Danke der Versammlung Ausdruck.

Gymn.-Dir. Rehdantz verspricht den Wunsch der Versammlung zu erfüllen.

Es wird sodann beantragt, während der kurzen noch verfügbaren Frist in die Besprechung der von G. L. Pansch (Rendsburg) aufgestellten Thesen über den evangelischen Religionsunterricht einzutreten.

Der Thesensteller bittet davon abzusehen, da zu einer gründlichen Erörterung die Zeit mangle.

Prov.-Schulrath Klix beantragt Schluss der Verhandlungen.

Oberlehrer Dr. Latendorf (Schwerin) bittet ihn noch zu hören zur Begründung seiner Thesen über die Nothwendigkeit einer grösseren Genauigkeit und Ausführlichkeit der statistisch-biographischen Angaben in den Schulprogrammen.

Da die Section einwilligt, so erhält Oberlehrer Latendorf das Wort.

Der Redner bemerkt, dass die Ausführung der in seinen Thesen ausgesprochenen Gedanken einer seiner Lieblingswünsche sei, und dass er selbst eine statistische Uebersicht über das Schweriner Gymnasium von 1800—1850 in der in den Thesen bezeichneten Weise in Angriff genommen habe, die aber erst nach einem Monat fertig werden würde. Zwei Gesichtspunkte hätten ihn geleitet: 1) ein allgemein politischer. Widersprechende Angaben beweisen einen Mangel, das sei der eine Punkt, das richtige Ziel erkennen der zweite; zwischen beiden lasse sich dann nur eine gerade Linie ziehen. Die Wichtigkeit genauer statistischer Angaben werde durch die Anordnungen des Reichs bewiesen. Ferner seien die Resultate für die Medicin von Wichtigkeit. Virchow habe mit Recht gesagt, unsere Zeit müsse gut machen, was die Vergangenheit gesündigt, — aber auch die Mängel der Gegenwart müsse die Zukunft im Stande sein zu beseitigen. Zweitens habe seine Sache eine persönlich-individuelle Seite. Es wäre ein grosser Gewinn, wenn wir mehrere solche Bücher hätten wie Förstemanns Album Academ. Witenbergensis. Gebe es auch nur wenige Menschen, bei denen die individuelle Entwicklung von grösserem Interesse für andere sei, so stehe doch kein Individuum so tief, dass seine Geschichte

Digitized by Google

nicht für gewisse Kreise interessant wäre, und keines so hoch, dass es nicht zugeben müsse das Beste, was es habe, der Einwirkung anderer zu verdanken.

Prov.-Schulrath Klix bittet den Thesensteller um weitere Begründung in den zu druckenden Protokollen.

Oberlehrer Latendorf verweist auf die von ihm verfasste Abhandlung des diesjährigen Schweriner Programms, von der er Exemplare zur Verfügung der Sectionsmitglieder gestellt und auf Wunsch noch mehr abgeben könne.

Der Präsident dankt dem Redner für die Wärme, mit der er seinen Gegenstand vertritt, und betont die Wichtigkeit des durch genaue statistische Angaben gewonnenen Materials für den Biographen. Eine weitere Erörterung der Sache hindere der Mangel an Zeit.

Der Präsident schliesst die Verhandlungen der Section und dankt der Versammlung für die gegen ihn geübte Nachsicht, dem man sein Amt leicht gemacht habe.

Prov.-Schulrath Klix spricht im Namen der Versammlung dem Präsidenten für seine Mühwaltung und für die Geduld, mit der er alles angehört und ins rechte Geleise gebracht habe, freundlichen und herzlichen Dank aus.

Schluss der Sitzung um 10 Uhr.

Digitized by Google

Auszug aus den Protocollen der

Orientalisten-Section

der 30. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Rostock.

Erste Sitzung den 28. September.

Nachdem die 30. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner um $10^1/_4$ Uhr von dem Präsidenten, Herrn Prof. Fritzsche, eröffnet worden war, trat die Section der Orientalisten in dem ihr angewiesenen Auditorium No. VI der Universität zusammen.

Herr Prof. Philippi aus Rostock begrüsste die Versammlung mit einer kurzen Ansprache. Darauf erfolgte die Constituirung des Bureaus, und wurden durch Acclamation Herr Prof. Philippi zum Präsidenten, Herr Prof. Redslob aus Hamburg zum Vicepräsidenten und die Herren Dr. Nottebohm aus Berlin und Stud. Stelzner aus Rostock zu Schriftführern erwählt. Sodann wurde die Tagesordnung für die nächste Sitzung festgesetzt. Nach einer Mittheilung Hrn. Prof. Fleischer's aus Leipzig über den eben auf Kosten der deutschen Morgenländischen Gesellschaft erschienenen „Appendice alla Biblioteca Arabo-Sicula" von Amari wird die Sitzung um $2^1/_4$ Uhr geschlossen.

Zweite Sitzung den 29. September. Beginn $9^1|_4$ Uhr.

Erster Gegenstand der Tagesordnung sind die Geschäftsangelegenheiten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Nach Erledigung derselben, um $11^1/_2$ Uhr, wird die Sitzung auf eine Stunde vertagt.

Nach Wiedereröffnung der Sitzung erhält Herr Prof. Oppert aus Paris das Wort zu seinem Vortrage: „Ueber die Sprache der alten Meder".

Herr Prof. Oppert ging von der bekannten Thatsache aus, dass die Keilinschriften, die die persischen Könige an verschiedenen Orten ihres Reiches haben eingraben lassen, in drei Sprachen geschrieben seien, von denen die erste und die dritte zwei Nationalitäten angehörten, über die gar keine Discussion stattfinden könne. Die sogenannte erste Keilschrift-Gattung sei alphabetisch in einer dem Zend eng verwandten Sprache geschrieben,

Digitized by Google

die dritte in der Sprache der alten Assyrer, der von uns jetzt assyrisch genannten. Es frage sich nun, wem die zweite Gattung angehöre? Sie sei im Grossen und Ganzen identisch mit der assyrischen, d. h. ihrem Wesen nach syllabisch und ideographisch. Zuerst habe diese Sprache Westergard untersucht, sodann de Saulcy und Norris. Norris' Buch könne als Grundlage für ein eingehendes Studium dieser Keilinschriften angesehen werden. Dagegen sei der Versuch Mordtmanns, diese Inschriften zu erklären, als verunglückt anzusehen, indem er die Zeichen nach der petitio principii erkläre, dass die hier vorliegende Sprache eigentlich türkisch sei. Diese Gattung gehöre wirklich den Medern an; daher schon Westergaard, de Saulcy, Rawlinson ihre Sprache mit Recht als die medische bezeichnet hätten, während Redner sich auf Strabos Angabe stützend, dass die Sprache der Meder mit der persischen identisch sei, sie irrthümlich scythisch habe nennen wollen. Schon vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes ergebe sich der medische Charakter der zweiten Gattung. Denn wenn die persischen Könige zwischen die erste Inschrift, die natürlich in der Sprache ihres Volkes abgefasst war, und die dritte, die assyrische, eine zweite in anderer Sprache einschalteten, so werde diese Sprache doch wohl einem Volke zuzuschreiben sein, welches damals die zweite Stelle im Reiche würdig einnehmen gedurft, und das wären doch die Meder gewesen. Dass aber die Meder kein arisches Volk, sondern vielmehr ein turanisches gewesen, zeige schon der Name des Volkes oder Landes. Denn „mada", woher Meder und Medien, sei ein turanisches Wort und bedeute im Sumerischen „Land". Daher hätten auch die Arier, als sie zur Herrschaft gelangten, den anarischen Namen Medien getilgt, und jetzt heisse Medien bekanntlich Iran. Nach Medien weise diese zweite Gattung auch der Umstand, dass während in der bekannten Inschrift von Behistun im persischen wie assyrischen Text die Hauptstadt Mediens Rhaga „als in Medien gelegen" näher bezeichnet sei, die mittlere, von uns als „medisch" erkannte Inschrift betreffenden Orts dieser näheren Bezeichnung entbehre, offenbar weil für Meder diese eben nicht nöthig gewesen; ebenso wie in allen drei Texten die allen Völkern des persischen Reiches bekannten Städte Babylon, Ekbatana Pasargadä und Arbela einer solchen näheren geographischen Bestimmung ermangelten. Auch lasse sich nur von der Annahme, dass die Meder ihre eigene, nicht arische Sprache besassen, die Thatsache erklären, dass dieselben medischen Könige im Herodot einerseits und Ktesias (bei Diodor) andererseits mit ganz verschiedenen Namen bezeichnet würden. Die Erklärung sei jedenfalls zurückzuweisen, dass Ktesias, der aus persischen Annalen schöpfte, sich eine eigne Königsliste zurecht gemacht habe. Vielmehr seien einfach die Namen bei Ktesias die arisirten medischen Namen des Herodot. Beispiele von solcher Arisirung medischer Namen liessen sich auch aus der Inschrift von Bisutun nachweisen. — Was nun den Charakter dieser medischen Sprache betreffe, so müsse zugestanden werden, dass sie mit den bekannten turanischen wenig stimme. Redners Aufgabe sei aber auch zunächst nicht, durch Sprachvergleichung das verwandtschaftliche Verhältniss dieser Sprache zu anderen festzustellen, sondern einfach das sprachliche Material zu liefern. Für Erkenntniss dieser Sprache habe Norris schon Manches gethan, namentlich für Feststellung der Suffixe. Redner gab nun eine kurze Skizze der Nominal-Flexion (Plur. gebildet durch Anhängung von p: unanip die Könige, Locativ durch va etc. etc.) und besonders des Verbums. Es sei gewöhnlich zweisilbig und ende auf a, i, u, z. B. kuti. Dieses kuti conjugirt sich: kuti oder kutija, kutiki, kutis, plur. kutijat,

Digitized by Google

kutikip, kutijas. Durch Postposition werden Tempora und Modi gebildet; so Vergangenheit: kutit-a oder kutijatta, Plusquamperf. kutiva, Precativ durch Anhängung von ne: kutine, kutisne u. s. f. Passiv bilde sich durch Anhängung von k, in einer Person von p: kutigit, kutikti, kutik, kutigijut, kutiktip, kutip u. s. w. Precativ des Passivs kutigitne u. s. w.

Zum Schluss machte der Herr Vortragende noch darauf aufmerksam, dass nächstens ein Werk von ihm über das eben behandelte Thema unter dem Titel: Le peuple et la langue des Mèdes erscheinen werde.

An diesen Vortrag knüpften sich einige Bemerkungen der Herren Professoren Fleischer, Schlottmann und Kuhn, welche besonders den mangelnden Unterschied von *k* und *ch*, *b* und *p*, *d* und *t* in der medischen Schrift betreffen.

Sodann gab Herr Prof. Fleischer aus Leipzig einige Mittheilungen „Ueber das Verhältniss der Darstellung ursprünglicher persischer Wörter in semitischer Schrift zu den ursprünglichen persischen Sprachlauten selbst", woran sich Bemerkungen der Herren Professoren Oppert und Kuhn über analoge Erscheinungen schlossen.

Nach Feststellung der nächsten Tagesordnung schliesst die Sitzung um $2^3/_4$ Uhr.

Dritte Sitzung den 30. September.

In Folge eines vom Präsidium der pädagogischen Section schriftlich ausgedrückten Wunsches versammelt sich die orientalistische Section gemeinschaftlich mit der pädagogischen um $8^1/_4$ Uhr im Schulgebäude.

Der Präsident der pädagogischen Section, Herr Director Krause, übergiebt den Vorsitz Herrn Prof. Philippi, welcher Herrn Prof. Schlottmann aus Halle das Wort ertheilt zu seinem Vortrage „Ueber die neu entzifferten griechischen Inschriften in sogen. cypriotischer Schrift, insbesondere die Tafel von Idalion".

Herr Prof. Schlottmann hatte in der ersten Sitzung der orientalistischen und sprachvergleichenden Section eine Besprechung einiger schwierigen Stellen der Tafel von Idalion angekündigt. Aufgefordert, den Vortrag vor einem weiteren Kreise zu halten, schickte er eine geschichtliche Darstellung der Entzifferung der sogenannten cypriotischen Schrift voran. — Münzen mit dieser Schrift waren längst in ziemlicher Anzahl bekannt, aber ihre Herkunft war ein absolutes Räthsel. Blau wies in Betreff ihrer zuerst auf Cypern hin, indem er eine dort gefundene Steininschrift combinirte (Zeitschr. der dtsch. morgenl. Gesellsch. VI S. 526 f.). Erst der geniale Forscher auf dem Gebiet altorientalischer Numismatik, der Herzog von Luynes, stellte das Problem der selbständigen cypriotischen Schriftgattung in voller Klarheit hin, gruppirte die dahin gehörigen Münzen und veröffentlichte alles zugängliche Material, insbesondere die wichtige Inschrift der Erztafel von Idalion. — Der Vortragende charakterisirte den trotz alles Scharfsinns verunglückten Versuch Luynes, einzelne Zeichen der Schrift zu entziffern, woran sich dann der noch

Digitized by Google

unglücklichere Versuch Röth's, die ganze Tafel von Idalion zu deuten, anschloss. Er schilderte die verdienstvollen Bemühungen des Grafen von Vogüé um das vorliegende Problem und zeigte, wie die Entzifferung erst durch die von dem englischen Consul Lang aufgefundene phönizisch-cypriotische Bilinguis möglich wurde, von welcher ausgehend George Smith in bahnbrechender Weise eine Anzahl von Zeichen richtig bestimmte, Brandis aber zuerst die Sprache als einen griechischen Dialekt erkannte und mehrere Stücke im Zusammenhange richtig las — ein Resultat, welches Moritz Schmidt mit Recht als eine der glänzendsten Entdeckungen der Neuzeit bezeichnet habe. Dass erst durch M. Schmidt selbst das eigenthümliche Princip der Schrift und die Beschaffenheit des Dialekts genauer festgestellt sei, wurde nachdrücklich hervorgehoben; auch wurde der werthvollen jenem Forscher zur Disposition gestellten Beiträge Blau's gedacht, so wie der gemeinschaftlichen Arbeit Deecke's und Sigismund's, die in graphischer und besonders in sprachlicher Beziehung einen neuen Fortschritt bezeichne, während Bergk die durch alle diese Leistungen gewonnenen Resultate nicht hinlänglich gewürdigt zu haben scheine und daher nur wenige förderliche Bemerkungen dazu gegeben habe. — Nachdem hierauf in Kürze die Principien der cypriotischen Silbenschrift dargelegt und mit denen der assyrischen verglichen waren, folgte die specielle Besprechung der Tafel von Idalion. Herr Prof. Schlottmann verlas eine Uebersetzung der Inschrift, in welcher er mehrfach von den Vorgängern abweicht und einige von ihnen anerkannte Schwierigkeiten der Lösung näher zu bringen hofft. Nach dem von verschiedenen Seiten ausgesprochenen Wunsche wird eine Uebersetzung am Schlusse dieses Resumés vollständig mitgetheilt. Daran knüpfte derselbe zuerst einige geschichtliche Erörterungen. Er suchte zu zeigen, dass die chronologische Bestimmung der Inschrift nur ausgehen könne von den zuerst durch Blau richtig verstandenen Anfangsworten: „Als die Meder (Perser) und die (phönizischen) Kittier die (hellenische) Stadt Idalion belagerten"; dass man dabei nur an den Aufstand der griechischen Cyprier c. 398 v. Chr. denken könne oder an den ein Jahrhundert später fallenden Sturz des Evagoras, durch welchen das griechische Element auf der Insel die Oberhand gewonnen hatte, und dass für die letztere Annahme überwiegende Momente sprechen. Er wies ferner nach, wie bedeutsam es sei, dass die Masse der alten Bewohner Cyperns, namentlich grade des Innern der Insel (wohin ja auch Idalion gehöre) sich durch die neuen Entdeckungen als hellenisch herausstelle; dazu stimme die sogenannte Mosaische Völkertafel, welche (Gen. 10, 4) die Kittim (Cyprier) zu den Söhnen Javans rechne; die Phönizier haben sich nur in einzelnen Hafenstädten festgesetzt. Dabei zeuge die Silbenschrift der cyprischen Griechen von einer uralten vorphönizischen Cultur, welche aller Wahrscheinlichkeit nach mit Assyrien zusammenhänge. Zuletzt folgten, soweit es die durch die bevorstehende Hauptversammlung beschränkte Zeit gestattete, noch einige sprachliche Bemerkungen zu der gegebenen Uebersetzung der Tafel von Idalion. Bei dem Worte ταυκέρον erscheint die semitische Ableitung, zu der man bei ἵρων = „heiliger Bezirk" mit Unrecht gegriffen hat, als einzig sich darbietender Ausweg: tawkar (תוקר), von einer auch im Hebräischen sich findenden Wurzel (נקר = יקר), ist im Aramäischen = Ehrengeschenk, das arab. tawkir (توقير) ist noch jetzt im Orient Bezeichnung des ärztlichen Honorars. — In dem dreimaligen noch so gut wie gar nicht erklärten ὅϝαις ζῶν (Zeile 10. 23. 28) ist das letzte Wort nicht, wie anderswo, mit Deecke und Sigismund = γάν zu erklären (was M. Schmidt gradezu ląs): sondern Infinitivform;

Digitized by Google

ὕϝαις ist = ἕως und wie ὥστε, πρίν u. s. w. mit dem Inf. construirt. Ἕως, dor. ἄς, ist nämlich das Sanskr. jávat (s. G. Curtius gr. Etym. S. 399). Das Jota in ὕϝαις entspricht einem ausgefallenen ν (die ursprüngl. Form war jávant), wie im Aeol. σταῖς für στάς (aus σταντς) und zahlreiche ähnliche Formen sich erklären. Aus ἕϝαις wurde im Cypr. leicht ἵϝαις wie θιός aus θεός, dann ὕϝαις durch den Einfluss des Digamma (vgl. auch ὁρύζω = ὀρίζω). — Γαραυόμενος (= genannt) ist mit γαρύω zu combiniren. — Die beiden durch Zahlzeichen ausgedrückten Geldwerth-Angaben sind mit Blau der erste nach höchster Wahrscheinlichkeit = 1 Talent, der zweite vielleicht = 42 Minen zu fassen.

Die Tafel von Idalion.

Uebersetzung:

Als die Stadt Idalion Meder und Kittier belagerten, in des Philokypros Jahre, des Sohnes des Onasagoras, beauftragten der König Stasikypros und die Stadt, die Idalier, den Onasilos, den Sohn des Onasikypros, den Arzt, und die Gebrüder, dass sie die Menschen, die in dem Kampfe gelitten hatten, ohne Lohn heilten, und zugleich sagten zu der König und die Stadt, dem Onasilos und den Gebrüdern anstatt der Taxe und anstatt Ehrengeschenks (ἀντὶ ταυκέρου) zu geben seitens des Hauses des Königs und seitens der Stadt an Silber 1 Talent — oder aber es sollte geben statt dieses Silbertalents der König und die Stadt dem Onasilos und den Gebrüdern von dem Lande des Königs, welches in dem Alampriatischen heiligen Bezirke liegt, das in der Niederung befindliche Grundstück, welches des Onkas Tennenflur heisst (ταραυόμενον), und alle darauf befindlichen Pflanzungen, es abgabenfrei innezuhaben mit voller Nutzniessung während Lebensdauer (ὕϝαις ζᾶν); sollte aber jemand den Onasilos oder die Gebrüder oder die Kindeskinder des Onasikypros aus diesem Grundstück entfernen (exmittiren), alsdann soll, wer sie entfernt, zahlen dem Onasilos und den Gebrüdern oder den Kindern diese Silbersumme: an Silber 1 Talent.

Und dem Onasilos allein, ohne die andern Gebrüder, sagten zu der König und die Stadt, zu geben anstatt Ehrengeschenks, das zu der Taxe kommt, an Silber 42 Minen (?) — oder aber es sollte geben der König und die Stadt dem Onasilos statt dieser Silbersumme von dem Lande des Königs, dem Malanischen in der Ebene gelegenen, das Grundstück, welches des Amenias Tennenflur heisst, sammt allen darauf befindlichen Pflanzungen, welches anstösst an den Bach des Drymios und an die Priesterin der Athene, und den in dem Ackerfelde von Simmis belegenen Garten, welchen Diweithemis der Dolmetscher inne hatte als Tennenflur, welcher anstösst an Pasagoras, den Sohn des Onasagoras, und alle darauf vorhandenen Pflanzungen, dieselben Stücke abgabenfrei inne zu haben mit voller Nutzniessung während Lebensdauer (ὕϝαις ζᾶν); sollte aber jemand den Onasilos oder die Kinder des Onasilos aus diesem Lande und aus diesem Garten entfernen, alsdann soll, wer sie entfernt, zahlen dem Onasilos oder den Kindern diese Silbersumme: an Silber 42 Minen (?). Und dies auf die Talente bezügliche, diese vereinbarten Worte, legten der König und die Stadt nieder zu der Göttin Athene, die über Idalion ist, mit Eidschwüren nicht zu brechen diese Zusagen während Lebensdauer (ὕϝαις ζᾶν); sollte jemand diese Zusagen brechen, dem soll es eine Frevelschuld sein. Diese Ländereien und diese Gärten sollen des Onasikypros Kinder und der Kinder Kinder innehaben immerdar, welche in dem heiligen Bezirk von Idalion sind.

Digitized by Google

Nach Beendigung dieses Vortrags um 9 Uhr tritt der Hauptsitzung wegen eine Unterbrechung ein.

Um 10¾ Uhr tritt die oriental. Section in ihrem eigenen Local wieder zusammen. Da Herr Prof. Redslob an der Abhaltung eines angekündigten Vortrags („Ueber die hauptsächlichsten Gesetze der Entwickelung der dreibuchstabigen semitischen Stämme aus den zweibuchstabigen") verhindert ist, so giebt Hr. Prof. Schlottmann einige neue Mittheilungen über die von ihm bereits auf der Versammlung in Innsbruck besprochenen phönizischen Inschriften aus Amerika, sowie über die Momente, die für die Echtheit der moabitischen Alterthümer in letzter Zeit hervorgetreten seien.

Da als Ort der nächsten Versammlung Tübingen in Aussicht genommen ist, so wird beschlossen, für dieselbe Herrn Prof. Roth in Tübingen um Uebernahme des Präsidiums der oriental. Section zu ersuchen.

Nachdem Herr Prof. Fleischer dem Präsidium und den Schriftführern den Dank der Versammlung für ihre Mühewaltung ausgesprochen, wird die Sitzung um 11¾ Uhr geschlossen.

Verzeichniss der Theilnehmer
(nach der eigenhändigen Einzeichnung):

1) Prof. Dr. H. L. Fleischer, Leipzig.
2) Prof. Dr. K. Schlottmann, Halle.
3) Prof. Dr. G. M. Redslob, Hamburg.
4) Dr. W. Nottebohm, Berlin.
5) C. Stelzner, stud. phil.
6) Prof. Dr. O. Loth, Leipzig.
7) A. Groth, stud. phil.
8) Dr. Fr. Schröring, Wismar.
9) Prof. Dr. A. Müller, Halle a. S.
10) Prof. Dr. Kuhn, Heidelberg.
11) Prof. Dr. Philippi, Rostock.
12) Prof. Dr. Julius Oppert, Paris.

Digitized by Google

Verhandlungen der Germanistisch-romanistischen Section.

Erste Sitzung.

Nachdem Prof. Dr. R. Bechstein die Versammlung begrüsst hat, gedenkt er der im letzten Jahre verstorbenen Fachgenossen, des Dr. K. Hildebrandt aus Halle und des Prof. Dr. Heinrich Rückert in Breslau. Ueber jenen werden nähere Notizen gegeben, über diesen will Prof. Dr. K. Bartsch aus Heidelberg einen ausführlicheren Nekrolog in einer der folgenden Sitzungen vortragen. Sodann spricht der Vorsitzende seine Freude darüber aus, dass Frommann's Zeitschrift für deutsche Mundarten wieder in Angriff genommen ist, und dass sich ein Verein für niederdeutsche Sprachforschung gebildet habe. Ueber letzteren wird Dr. Nerger berichten. Darauf wird Bericht erstattet über den Erfolg des Gesuches der Innsbrucker Versammlung an die Oldenburgische Regierung und das Reichskanzleramt in Sachen des mittel-niederdeutschen Wörterbuches. Die Reichsregierung giebt auch ferner eine Beihülfe für jedes Heft. Der Herausgeber Dr. Lübben in Oldenburg erhält bei vollem Gehalt, welches aus der Reichskasse gezahlt wird, von der Oldenburgischen Regierung Dienstfreiheit auf 3 Jahre. Die Versammlung ermächtigt und beauftragt den Vorsitzenden, dem Reichskanzleramt wie dem Oldenburgischen Ministerium (Departement der Kirchen und Schulen) den Dank der Section auszudrücken.

Man schreitet nun zur Wahl der Präsidenten und Schriftführer. Prof. Bechstein wünscht, dass Prof. Bartsch statt seiner das Präsidium übernehme, letzterer lehnt dies ab, nimmt aber das Vicepräsidiat an. Als Schriftführer wurden gewählt Dr. Karl Nerger und Privatdocent Dr. Felix Lindner aus Rostock. Stud. phil. Wiegand erbot sich die Verhandlungen zu stenographiren. Darauf schreiben sich die Mitglieder, deren jedes einen Beitrag von 50 Pfg. entrichtet, in das Album ein; folgende 43 Mitglieder haben sich eingezeichnet:

Prof. Dr. R. Bechstein, Rostock, 1. Vorsitzender. — Prof. Dr. K. Bartsch, Heidelberg, Vicepräsident. — A. Lübben, Dr. aus Oldenburg. — Prof. Dr. Adolf Laun aus Oldenburg. — Prof. Dr. Sachs aus Brandenburg a. H. — Dr. W. Begemann aus Berlin. — Prof. Dr. Imelmann aus Berlin. — Oberlehrer Dr. Meyer aus Cottbus. — Oberlehrer Dr. Pfundheller aus Stettin. — Oberlehrer Dr. Lücking aus Berlin. — Gymn.-Lehrer Starck aus Schwerin. — Dr. Fedor Bech, Oberlehrer aus Zeitz. — Dr. Franz Schildt, Realschullehrer aus Schwerin. — Dr. Chr. Rauch, Oberlehrer, Berlin. —

Digitized by Google

Dr. Friedrich Vogt, Privatdocent, Greifswald. — P. Piper, Realschullehrer in Altona. — Dr. Eggert, Gymnasiallehrer in Schwerin. — Dr. Stimming, P.-D. aus Kiel. — Dr. Edzardi aus Anklam. — Adolf Theobald, Dr. ph. aus Hamburg. — Rector Dr. Seitz aus Marne. — Dr. W. Gerberding, Oberlehrer aus Berlin. — Dr. Schmolling, G.-L. aus Stettin. — Prof. Dr. Mahn aus Steglitz bei Berlin. — Dr. C. Walther, Bibliotheksekretär, Hamburg. — Dr. F. Lindner, P.-D., Rostock. — F. Neumann, stud. phil., Heidelberg. — Oberlehrer Werner aus Schwerin. — Westphal, cand. phil., Schwerin. — Friedrich Wiegand, stud. phil., Rostock. — Karl Nerger, Dr. phil., Lehrer der Bürgerschule zu Rostock. — Ernst Fritzsche, cand. phil., Rostock. — Dr. Böddeker, Stettin. — Pohle, Bürgermeister, Geh. Hofrath, Schwerin. — Dr. Ferd. Roesiger, Altona. — Dr. C. Schirmer, Altona. — Dr. Thümen, Stralsund. — Dr. Latendorf, Schwerin. — Director Giseke aus Schwerin. — Director Dr. Keck aus Husum. — Dr. Schneider, R.-L., Segeberg. — Th. Bauermeister, Director zu Ribnitz. — Director K. E. H. Krause, Rostock. — (Ferner nicht eingetragen: Dr. von Hagen, Sangerhausen.)

Darauf wird die Tagesordnung für die morgige Sitzung festgesetzt. Hr. Prof. Sachs, Brandenburg, überbringt den Gruss des Hrn. Dr. Sanders und macht in dessen Namen aufmerksam auf dessen soeben erschienenes orthogr. Wörterbuch, welches zur Ansicht aufgelegt wird. Folgende Schriften wurden zur Begrüssung, für die Acten oder in mehreren Exemplaren zur Vertheilung eingesandt resp. persönlich übergeben:

1) Von Hrn. Prof. Dr. Adalbert von Keller zu Tübingen:

Verzeichniss der Doctoren, welche die philosophische Facultät in Tübingen im Decanatsjahre 1873 bis 1874 ernannt hat. Beigefügt ist die altdeutsche Erzählung vom rothen Munde, herausgegeben von Dr. Adalbert von Keller, ordentl. Professor der deutschen Sprache. Tübingen, gedruckt bei Ludwig Friedrich Fues 1874. 4°. 20 S. (1 Exemplar für die Acten.)

2) Durch Hrn. Prof. Sachs von der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung zu Berlin:

Vortrag über das encyklopädische Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache von Prof. Dr. C. Sachs, gehalten in der Gesellschaft für neuere Sprachen in Freiburg im Breisgau von Prof. T. Merkel. Nebst Anhang enthaltend Kritiken über dasselbe Lexikon von Dr. A. Strodtmann (Augsb. Allgem. Ztg.) und Dr. Paul Lindau (Gegenwart). Berlin 1875. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. gr. 8. 16 S. (Mehrere Exemplare.)

3) Von Prof. Bechstein in Rostock:

Aus dem Kalendertagebuche des Wittenberger Magisters und Marburger Professors Victorin Schönfeld 1555—1563. Ein Beitrag zur Universitäts- und Culturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Von Reinhold Bechstein. Zweite (Titel-) Ausgabe. Rostock 1875. Stiller'sche Hof- und Universitätsbuchhandlung (Hermann Schmidt). 4°. 24 Seiten. (Mehrere Exemplare.)

4) Vom Hrn. Geh. Hofrath Prof. Dr. Bartsch aus Heidelberg:

Due Antichi testi dialettali pubblicati da K. Bartsch e A. Mussafia. Roma, Ermanno Loescher e Co. 1875. 8. 16 p. (Mehrere Exemplare.)

Digitized by Google

5) Folgende von Hrn. Hermann Möller in Leipzig in mehreren Exemplaren eingesandte Schrift konnte wegen verspäteten Eintreffens nicht mehr zur Vertheilung gelangen:

(Separatdruck.) Die Palatalreihe der indogermanischen Grundsprache im Germanischen. Von Hermann Möller. Leipzig 1875. Druck der Rossberg'schen Buchdruckerei. 8. 66 S.

Zweite Sitzung.

Dr. Lübben, Oldenburg, hielt seinen Vortrag: „Zur Charakteristik der mittelniederdeutschen Literatur".

Das älteste Lübecker Recht beginnt mit der Zeitangabe, dass es im Jahre 1294 von Albrecht v. Bardewik verfasst sei. Derselbe Albrecht von Bardewik begann im Jahre 1298 die älteste Lübecker Chronik, die leider nur Fragment geblieben ist und die Jahre von 1298—1301 umfasst. Diese beiden Angaben haben eine doppelte Bedeutung: 1) Sie geben die Zeit an, in der das Mnd. zu literarischer Verwendung kam. Was vorher von mnd. Schriften bekannt ist, sind nur einige Urkunden von geringem Belange. Bis zum Jahre 1300 ist die lateinische Sprache in schriftlichen nd. Denkmälern vorherrschend. Von der Zeit an wechseln nd. mit lat. Urkunden, bis gegen 1400 das Latein zurück und das Nd. in den Vordergrund tritt. Darum kann man mit 1300 den Anfang der mnd. Literatur ansetzen. Das Mnd. erscheint erst als Schriftsprache als das Mhd. schon seine grösste Blüthe erreicht hat. In wissenschaftlicher Erforschung steht das Mnd. dem Mhd. auch schon deshalb nach, weil das Mhd. durch eine grosse Kette von Mittelgliedern mit dem Ahd. verbunden ist, wogegen das Mnd. deren nur sehr wenige hat. 2) Sie geben uns die Gebiete an, auf denen das Mnd. zuerst etwas geleistet hat, nämlich Rechtsdarstellungen und Geschichte, überhaupt in der Prosa. Die Poesie im Mnd. ist wenig gepflegt. Die Niederdeutschen des 12. und 13. Jahrh. dichteten meist hochdeutsch. Erst im 14. und 15. Jahrh. erscheint auch die Poesie in der mnd. Literatur. Weltliche Lyrik, Minnelieder fehlen gänzlich, dagegen ist an geistlicher Lyrik kein Mangel. Indessen ist in der geistlichen Lyrik ein ziemlich eintöniger Inhalt, für welchen die Schönheit der äussern Form nicht immer entschädigt. Die Vernachlässigung der äussern Technik bringt die mnd. Poesie gegen die mhd. gehalten in Nachtheil. Auch auf dem Gebiete des Epos und der epischen Erzählung treffen wir wenig Originale, meist Uebertragungen. Mit dem Reinke Vos aber hat das Nd. einen sehr glücklichen Griff gethan. Diese aus dem Niederländischen übersetzte Dichtung hat die Ehre des Niederdeutschen gerettet, und von diesem Punkte aus begann die Forschung im Mnd. Zu dem grossen Erfolge dieses Gedichtes hat ohne Zweifel die nd. Sprache selbst viel beigetragen, die im Gegensatz zum Hd. als die Sprache der Naivetät gegenüber der Sprache der Reflexion bezeichnet werden kann. Der Reinke Vos bewegt sich aber ganz in dieser naiven Sphäre, wir fühlen, dass Sprache und Inhalt sich gegenseitig decken, und deshalb übt der ins Hd. übersetzte R. Vos lange nicht die Wirkung aus wie der niederdeutsche. Auf dem Gebiete des Dramas ist das Mnd. dem Mhd. ebenbürtig. Die ersten Passions- und Osterspiele und Marienklagen sind

Digitized by Google

im Mnd. ebenso dürftig wie im Mhd. So wie sie sich aber freier machen von der Gebundenheit an das biblische Material, tritt auch der Vorzug des Mnd. entschieden hervor, der überall da besonders zu erkennen ist, wo Vorfälle aus dem gewöhnlichen Leben geschildert werden sollen. Der Theophilus, Sündenfall, das Redentiner Spiel, der verlorene Sohn, der Soester Daniel etc. können den gleichzeitigen hd. dramatischen Dichtungen wohl die Palme streitig machen. Leider kommt das nd. Drama erst zur Ausbildung, als der literarische Niedergang des Nd. schon begonnen hatte.

Im Gegensatz zur Poesie ist aber die nd. Prosa bedeutend ausgebildeter als die gleichzeitige hd. Ein Menge von Denkmälern sind uns hinterlassen, besonders viele Rechtsschriften, Friedensschlüsse, Gesandtschaftsberichte und andere Documente höherer Politik. Wir finden darin gleich beim ersten Auftreten mnd. Prosa eine überraschende Sprachgewandtheit. Die beiden ältesten Rechtsstatuten geben schon ein vollständiges System des Civil- und Criminalrechts. Eine zweite Fülle von Prosadenkmälern geben die zahlreichen Chroniken, deren sprachlicher Werth freilich den historischen überragt. Auch an kirchlich-theologischer Literatur, Legenden und moralischen Erzählungen, ist die mnd. Prosa ebenso reich wie an historischer. So ist der Seelentrost von 1407 und das Lübecker Passional von 1471 besonders hervorzuheben. Ausserdem finden sich, wie ja auch im Mhd., eine Menge medicinische, botanische, sogenannte Arznei- und Kräuterbücher. Diese Glanzperiode der innd. Literatur war gleichzeitig mit der Blüthe der hansischen Städte, mit der es wuchs und sank, also von 1300—1500 ungefähr.

Freilich ist nach 1500 noch viel geschrieben worden, man sehe nur das Werk von Wiechmann*), aber ein merklicher Rückgang macht sich geltend. Die Formen werden unreiner, die Orthographie verwildert, die Darstellung wird gezierter, die syntactischen Formen werden unbequemer. Mit dem Jahre 1600 kann man das Ende des Mnd. ansetzen und das Neuniederdeutsche beginnen lassen, das leider von Tag zu Tag an seiner Reinheit verliert und mündlich und schriftlich verstümmelt, mishandelt und verschändet wird. Das Nd. gleicht jetzt einer ungeheueren Eiche, die zwar von der Wurzel aus noch mächtige Schösslinge treibt, aber ihre majestätische Krone verloren hat.

Eine Discussion knüpfte sich nicht an diesen Vortrag, und nachdem der Vorsitzende seinen Dank dafür ausgesprochen, hielt Herr Prof. Dr. Sachs aus Brandenburg a. H. seinen Vortrag:

„Wie hat falsche Gelehrsamkeit und Volksweisheit die Sprache beeinflusst?“

Redner will zunächst sprechen über die Einflüsse, welche verschiedene Sprachen auf einander gehabt, und die Entlehnungen, welche sie gegenseitig gemacht haben. Dabei bleiben aber direct entlehnte Fremdwörter und technische Ausdrücke ausserhalb des Kreises der Untersuchung. Nur die Verunstaltungen von Fremdwörtern, welche der Volkswitz und oft falsche Gelehrsamkeit im Halbwissen sich verständlich zu machen bestrebte, sollen hier untersucht werden.

Die Neigung, Fremdwörter aufzunehmen, ist in der deutschen Sprache besonders vorhanden; der Ungebildete nun will sich diese Wörter verständlich, gewissermassen sinnlich greifbar machen. Darum geht z. B. der Berliner in das Bilder-Besehum, was andere

*) Mecklenburgs altniedersächsische Literatur. Schwerin 1864—1870, Bärensprung.

Digitized by Google

Sterbliche Bilder-Museum zu nennen belieben. Redner zeigt dann an vielen Beispielen die Verwechselungen, welche aus falscher Gelehrsamkeit und Unwissenheit im Mittelalter begangen wurden. So wurde der Dichter Virgilius verwechselt mit dem durch seine Wunderthaten bekannten Bischof Virgilius † 780; Tullius wurde als besonderer Autor neben Cicero aufgeführt. Ueberhaupt begegnen wir oft einer wunderbaren Naivetät in Bezug auf Geographie und Naturbeschreibung. Noch Shakespeare lässt ja eine Reise von Böhmen nach Sicilien zur See zurücklegen. Die Kreuzzüge verwirrten die mehr oder weniger unklaren Begriffe von der Geographie, den Sitten und Sagen des Morgenlandes noch mehr. Auf die Sprache selbst aber haben sie und die Berührung mit den Mauren in Spanien nur wenig Einfluss gehabt, wie ja die sehr geringe Zahl aus dem Arabischen aufgenommener Wörter beweist. In ähnlicher Weise unvermittelt und unverstanden machte sich bretonisch-druidischer und später normannischer Einfluss geltend. Die Gelehrsamkeit eines Gottfried von Strassburg, neben dem besonders der Tannhäuser und Wolfram von Eschenbach mit französischen Brocken prunken, hatte schon in jenen frühen Zeiten der so gewaltig einreissenden Unsitte der Aufnahme von Fremdwörtern vorgearbeitet. Zu diesen aus der Fremde her sich geltend machenden Momenten kam noch das der Religion und des Aberglaubens, welche beide in grosser Masse unverstandene Ausdrücke der Sprache zuführten, die umzudeuten und den betreffenden Sprachidiomen anzupassen waren. Viele Bezeichnungen in Botanik, Mineralogie, Medicin, Astronomie etc. sind auf diese Quelle der Sprachgestaltung zurückzuführen.

Nachdem so in kurzen Zügen die Hauptmomente charakterisirt sind, auf denen die Entartung der Sprache im Munde des Volkes, wie von falscher Gelehrsamkeit beeinflusst beruht, werden nun die wesentlichsten Gebiete besprochen, auf denen dieselbe zu Tage tritt, und da die gegebene kurze Frist nicht eine eingehende Besprechung sämmtlicher wesentlichen Punkte zulässt, so soll wenigstens eine Anzahl charakteristischer Eigenheiten hervorgehoben werden. Redner zeigt zunächst die Umdeutungen und Verwechselungen auf religiösem Gebiete. Eine grosse Menge von Beispielen werden bei jedem Abschnitt beigebracht, von denen ich nur wenige hier anführe. So ist der Name Gott oft mit dem ursprünglich nicht dazu gehörigen gut verwechselt worden. Aus Scheu den Namen Gottes beim Schwören oder Fluchen anzuwenden (2 Mos. 20, 7) wird er vielfach entstellt: Potztausend, morbleu, zounds. Auch der Name des Teufels wird aus demselben Grunde verunstaltet und daraus in verschiedenen Veränderungen Teuxel, Deuce, Dickens etc. gemacht. In ähnlicher Weise wurden auch Heiligennamen verunstaltet. Darauf werden die einzelnen Gebiete, auf denen sich Umdeutungen antreffen lassen, mit einer Fülle von Beispielen vorgeführt. Von der Astronomie, welche durch falsche Gelehrsamkeit zur Astrologie herabgewürdigt wurde (wovon noch einige Worte ein lebendes Zeugniss sind, wie z. B. Glücksstern, Unstern, désastre), geht Redner über zu den Verunstaltungen, welche geographische Namen erhalten haben (Mäusethurm vom Bischof Hatto, Constantinople — Constantin noble, Moselbrück — Pont à Mousson, Ratibor — Rothwurst und Radiwurz etc.). Darauf werden Missverständnisse aus orientalischen Länder- und Völkernamen angeführt (Cedernbach — Bach Kidron, Muselmänner aus Moslem). Eine Menge von interessanten Beispielen, die in das Thema schlagen, aus der Botanik, Mineralogie, Zoologie, Medicin und Gewerben folgen. Redner schloss mit dem Wunsche, dass auch diese Darlegung dazu beitragen möge, zur Ergründung mancher auf den

Digitized by Google

Gebiete der Sprachforschung noch dunkel gebliebener Punkte anzuregen und mit echter Gelehrsamkeit dem stillen Wirken der Volksweisheit wie den belebenden Einflüssen wahrer treuwirkender Gelehrsamkeit nachzuspüren.

An diesen Vortrag schloss sich eine wegen Kürze der zugemessenen Zeit beschränkte Debatte. Dr. Theobald aus Hamburg meint die Umdeutung der Wörter sei gerade Zeichen des Lebens in der Sprache und nicht der Zersetzung oder Corruption. Die Franzosen besässen diese Art der Begriffsumdeutung nicht mehr, bei ihnen sei nur lautliche Umdeutung vorhanden, weil sie nicht mehr das lebendige Verständniss der Wortbedeutung besässen. Bei den Deutschen trete aber der umgekehrte Fall ein. Prof. Sachs hält seine Behauptung aufrecht, dass eine gewisse Corruption bei diesen Umdeutungen unverkennbar sei, da eben die ursprünglichen Laute dadurch verderbt worden seien. Dr. Lücking aus Berlin wendet sich dann besonders gegen den Unterschied der Umdeutung im Deutschen und Französischen, den Dr. Theobald zuerst aufgestellt. Letzterer führt für seine Behauptung noch einige Beispiele an, die Debatte musste aber wegen der allgemeinen Sitzung geschlossen werden.

Schluss der zweiten Sitzung um 10 Uhr.

Dritte Sitzung.

Prof. Dr. Mahn aus Berlin hält zunächst seinen Vortrag über „die celtischen Sprachen und deren Einfluss auf die deutsche, englische, französische und die übrigen romanischen Sprachen".

Es wurde zunächst auf die frühere Einwanderung der Celten vor den Germanen hingewiesen. Daraus erklärt Redner auch die zahlreichen Ueberreste, welche wir an celtischen geographischen Namen besitzen. Orts- und Flussnamen sind es besonders, welche sich aus dieser Sprache erhalten haben. Die nachfolgenden Völkerschaften, welche die Celten überwanden, verdrängten theils die Besiegten, theils vermischten sie sich mit ihnen. Darum konnte es nicht fehlen, dass sie eine Menge Wörter, als Bezeichnung ihnen bis dahin fremder Gegenstände aus dem Celtischen aufnahmen. Eine reiche Auswahl von Beispielen wurde zur Erläuterung beigebracht.

Dr. Lücking wendet sich gegen das angewandte Beweisverfahren des vorhergehenden Vortrags und meint, wenn man zufällig in der deutschen oder einer andern Sprache Wörter fände, die ohne Wurzel daständen, so folge daraus noch nicht, dass die Wurzel gerade im Celtischen aufzufinden sein müsse. Prof. Mahn entgegnet darauf, dass, wenn in der Sprache eines Volkes, dessen Vorgänger Celten gewesen seien, sich Wörter fänden, die aus der Sprache unerklärbar seien, dagegen im Celtischen ihre Erklärung fänden, man wohl berechtigt sei, auf diese Erklärung aus dem Celtischen zurückzugehen.

Wegen der nun folgenden allgemeinen Sitzung wird um 9 Uhr geschlossen.

Digitized by Google

Vierte Sitzung.

Um 11 Uhr desselben Tags begann Hofrath Prof. Dr. K. Bartsch die Sitzung mit dem Nekrolog des verstorbenen Breslauer Prof. Dr. Heinrich Rückert. Folgende Notizen wurden gegeben: Heinrich Rückert, ältester Sohn von Fr. Rückert, wurde am 14. Febr. 1823 zu Coburg geboren. In seiner Vaterstadt und in Erlangen besuchte er das Gymnasium, worauf er 1840 in Erlangen Philologie zu studiren begann. Er setzte seine Studien in Bonn und Berlin fort; promovirte an letzterer Universität und habilitirte sich 1845 als Privatdocent für Geschichte und deutsche Sprache in Jena. 1852 wurde er als ausserordentlicher Professor nach Breslau berufen, rückte dann in das Ordinariat vor und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode, der nach langer Kränklichkeit, wohl auch beschleunigt durch den Tod seiner Gattin, am 11. Septbr. dieses Jahres in Breslau erfolgte. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war nicht nur eine philologische, sondern auch historische. Seine Annalen der deutschen Geschichte und seine Geschichte des Mittelalters zeichnen sich durch gute Gruppirung und schöne Darstellung aus. Sein bestes Werk ist seine deutsche Culturgeschichte in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum. Den Uebergang von historischen zu germanistischen Arbeiten bildet die Herausgabe des Lebens des Heiligen Ludwig. Bedeutsamer war seine Herausgabe des Welschen Gastes. 1853 erschien „Bruder Philipps Marienleben“ und 1857 Lohengrin. In den letzten Jahren publicirte er den König Rother, über der Herausgabe des Hêliand ist er dahingegangen. Sein langer Aufenthalt in Schlesien veranlasste ihn, die schlesische Mundart zu studiren. Der schlesische Geschichtsverein und die Zeitschrift für deutsche Philologie haben seine Arbeiten auf diesem Felde gebracht, welche zu den besten derartigen gehören. Vor einigen Monaten erschien der erste Band seiner Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, die nun wohl Fragment bleiben wird.

Wenn Rückert auch nicht tief einschneidet in die Geschichte unserer Wissenschaft, so war er doch ein echter Vertreter humanen Wirkens, und die deutsche Philologie hat an ihm einen bedeutenden Jünger verloren an Charakter und Geist, auf welchen der Vers aus der Antigone anzuwenden ist:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“.

Darauf wurde nun zur Präsidentenwahl der im nächsten Jahre zu Tübingen abzuhaltenden Philologenversammlung geschritten. Als Präsident der deutsch-romanischen Section wurde gewählt Hr. Prof. Dr. Adalbert von Keller, als Vicepräsident Hr. Prof. Dr. Ludwig Holland. Es folgt auf die Festsetzung der Tagesordnung für die morgige Sitzung der Bericht des Dr. Theobald aus Hamburg über den 14. Nederlandsche Taal-en Letterkundig Congres te Mastricht.

Der Congress sollte eigentlich in Leyden abgehalten werden, musste aber, da man sich nicht einigen konnte, nach Mastricht verlegt werden. Auch an den niederdeutschen Verein ergingen Einladungen, und die Bestrebungen beider sind so verwandt, dass es sich verlohnt, hier auf den niederländischen Verein hinzuweisen. Es bildeten sich 3 Sectionen, von denen die dritte mit Schauspielkunst, Buchhandel und Kunstgeschichte sich beschäftigte. In den Niederlanden giebt es noch eine kräftig entwickelte Volksliteratur. Preise werden für das beste Volkslied ausgesetzt, Liebhabertheater sind

Digitized by Google

weit verbreitet, alles Volksthümliche wird gefördert und unterstützt. Die zweite Section, in welcher besonders Protestanten und Katholiken einen schroffen Gegensatz bildeten, war die historische. Die erste Section, die uns hier am meisten interessirt, war die für Literatur. Es wurde vorgeschlagen, die vlämischen Eigenthümlichkeiten fallen zu lassen, damit eine möglichst enge Verschmelzung zwischen dem katholischen Belgien und dem protestantischen Holland erreicht werde; Viele verlangten auch politische Einheit, Einige wollten auch eine Vereinigung in wissenschaftlichen Bestrebungen mit Niederdeutschland. Eine grössere Annäherung in dieser Art würde namentlich für die Niederländer von grossem Nutzen sein, aber auch die Niederdeutschen könnten besonders in der Orthographie, die jetzt erst in ihren Anfängen steckt, viel von den Niederländern lernen.

Darauf wird um 12 Uhr die Sitzung geschlossen.

Fünfte Sitzung.

Dr. Begemann aus Berlin hält zunächst seinen Vortrag über das Annolied.

Redner verhehlt sich nicht die Schwierigkeiten über dieses Thema etwas Neues vorzubringen. So sind auch Welzhofers Untersuchungen über die deutsche Kaiserchronik im Allgemeinen nur eine Wiederholung dessen, was die früheren Vertheidiger der Ursprünglichkeit und Unselbständigkeit des Anno liedes vorgetragen. Indessen sind die Untersuchungen über das Annolied noch keineswegs abgeschlossen. Auch Scherer erklärt, dass die Frage, ob das Lied aus der Vita, oder die Vita aus dem Liede Stoff geschöpft habe, noch nicht erledigt sei. Der Vortragende will nun zunächst auf die Abfassungszeit des Gedichtes eingehen. Goldmann meint in seiner Ausgabe, es sei etwa 1080 verfasst. Massmann hält es für jünger als die Kaiserchronik. Hoffmann meint, es sei älter als die Kaiserchronik, beiden liege aber eine Reimchronik gemeinsam zu Grunde. Wackernagel schliesst sich dieser Ansicht an. Lachmann spricht sich in seiner Abhandlung über Singen und Sagen dahin aus, dass das Gedicht von einem Kölnischen Geistlichen um die Zeit der Aufhebung der Gebeine des Heiligen, also um 1183 verfasst sei. Offenbar hat er an die im Liede häufig vorkommende Bezeichnung Seinte Anno, und seine Einreihung unter die 7 Heiligen Kölns gedacht. Dagegen trat Roth auf a. 1847 und setzte das Gedicht vor die Kaiserchronik, besonders wegen seiner alterthümlichen Sprache. Dazu zog er aus Vers 643 und 44 den Schluss, das Gedicht sei vor der Ueberführung der Gebeine des Heiligen verfasst worden. Ihm folgt dann Schade und Holtzmann, während Lachmanns Ansicht von Bezzenberger und Massmann vertheidigt wird. Seitdem ist letztere Ansicht ziemlich fallen gelassen worden. Redner will sie mit Modificationen wieder aufnehmen. Besonders eingegangen wird bei der Beurtheilung der Abfassungszeit des Anno liedes auf die Benennung seinte Anno und die im Jahre 1183 erfolgte officielle Heiligsprechung. Wäre er nur der heilige Bischof oder der heilige Mann genannt, so wäre das unverfänglich, aber die Bezeichnung Seinte Anno ist die officielle Bezeichnung officiell heilig gesprochener Personen. Da nun das Gedicht von einem Geistlichen herrührt, ist es unmöglich, dass er einen, wenn auch noch so verehrten Mann unter die Zahl

Digitized by Google

der officiellen Heiligen versetzt haben sollte. Dies hat nicht einmal der Verfasser der Vita gewagt, der ihn nicht ein einziges Mal sanctus Anno nennt. Wohl aber haben dort andere officielle Heilige diesen Titel. Der Verfasser der Vita hat offenbar vermieden, sanctus Anno zu schreiben. Das Beiwort sanctus findet sich freilich mehrmals, aber niemals direct vor dem Namen. Wir finden sancti nomen Annonis, pontifex sanctus Anno, wobei aber sanctus zu pontifex gehört u. a. m. Wenn die Ueberschrift der Vita heisst: Incipit vita Sancti Annonis etc. und die der Vorrede: Incipit praefatio in vitam sancti Annonis etc., so wird dies spätere Zuthat sein, denn die Originalhandschrift der Vita scheint verloren. Die beiden ältesten Handschriften stammen aus dem 12. Jahrh., können aber ganz gut erst nach dem Jahre 1183 verfasst sein, wo dann der Ausdruck sanctus berechtigt wäre. Der deutsch schreibende Dichter aber hätte sich die Bezeichnung sante oder sente, die lediglich einen officiellen kirchlichen Charakter ausdrückt, nicht vor der Heiligsprechung erlauben dürfen. Dazu setzt er ihn aber sogar ausdrücklich unter die sieben heiligen Bischöfe Kölns, — das konnte der Dichter nicht vor der wirklich erfolgten Kanonisation. Der Abfassung nach 1183 stehen aber gegenüber die Verse:

diz vunfti ist Siegeberg sîn vili liebi stat
dar uffe steit nu sîn graf.

Diese Verse müssen vor der Ueberführung der Gebeine des Heiligen geschrieben sein. Ausserdem ist die Sprache zu alterthümlich, als dass das Gedicht nach 1183 verfasst sein könnte, obgleich allerdings die jüngeren Formen schon das Uebergewicht haben. Aus diesem Dilemma giebt es nun nur einen Ausweg: das uns vorliegende Annolied ist die Umarbeitung eines älteren Gedichtes, die älteren Sprachformen sind vielfach stehen geblieben, die Bezeichnung seinte aber ist überall vor dem Namen erst später eingefügt. Redner hält das Gedicht für eine Compilation sehr fremdartiger Stoffe, wobei es dem Dichter nur darauf ankam, dem ursprünglich zwar sehr hübschen, aber wenig umfangreichen Gedichte ein stattlicheres Ansehen zu geben. Dies führt zu der Betrachtung der einzelnen Bestandtheile des Gedichts und zu der Frage: Wie verhält sich das Annolied zur Kaiserchronik? Entweder benutzte der Annodichter die Chronik, was Massmann und Bezzenberger behaupten, oder das Umgekehrte ist eingetreten, was nach Hoffmann die meisten Germanisten annehmen. Die dritte Möglichkeit einer gemeinsamen Quelle ist bisher noch nicht gründlich erörtert worden, und doch liegt hierin die einzig befriedigende Lösung. Vieles lässt sich anführen, was gegen Entlehnung des Annoliedes aus der Chronik spricht. Auf der andern Seite sind ganz sichere Indicien vorhanden, dass der Dichter der Chronik das Annolied gar nicht kannte. Er erwähnt den Namen Anno nicht einmal, und hätte sich, wenn er das Annolied gekannt hätte, die Erzählung von dem Leben und den Wundern des Heiligen gewiss nicht entgehen lassen zur Ausschmückung seines Werkes. Alles deutet darauf hin, dass beide auf eine gemeinsame ältere Quelle zurückgehen, überdies wird im Eingange der Kaiserchronik die Existenz einer ältern Chronik ausdrücklich bezeugt. Dadurch erhält aber die Ursprünglichkeit des Annodichters einen gewaltigen Stoss. Nicht weniger als 342 Verse, also mehr als der dritte Theil des Ganzen, müssen ausgeschieden werden. Die drei Abschnitte von Ninus bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer, also 58 Verse, müssen fallen, mit Ausnahme der ersten 4 Verse: ob ir villit bikenne etc. Ebenso hält der Vortragende für unecht V. 517—532 und den folgenden Abschnitt über die Bekehrung Roms durch Petrus, die Sendung der

Digitized by Google

Bekehrer an den Rhein und die wunderbare Erweckung des Maternus, da früher Vers 57—92 derselbe Stoff in einfacherer und schönerer Weise behandelt wird. Offenbar sind dies Einschaltungen des Compilators, der nach gewaltsamen Abschweifungen wieder auf sein Thema zurückkommen wollte. Erst mit Vers 575 beginnt die Fortsetzung des ursprünglichen Gedichts. Demnach würde sich also der Theil des Gedichts von V. 117—575 ausscheiden und damit alles Fremdartige und Störende, welches den ruhigen Verlauf der Lebensbeschreibung zwecklos unterbricht. Zu dieser Ansicht stimmt die Veröffentlichung eines Theils unseres Gedichts in der kleinen Schrift von Bonaventura Vulcanius: De literis et lingua Getarum sive Gothorum, worans überzeugend hervorgeht, dass dem Vulcanius ein kürzeres Gedicht vorlag, welches nur den Anno zum Gegenstand hatte. Nach dem Zeugniss des Vulcanius füllt sicher auch der erste Abschnitt, welcher sich in der That als ganz entbehrlich zeigt. Redner ist geneigt auch Vers 93—116 für eine Umarbeitung des Compilators zu halten, weil so lange Anno auf dem Siegeberg lag, die Betonung Cölns kaum recht am Platze war, und die ganz nebensächliche Behandlung Cölns in den Abschnitten von Annos Leben und Wirken von der in den in Rede stehenden beiden Abschnitten hervortretenden, absichtlichen Lobpreisung Cölns auffallend absticht. Man lese nur Vers 19—92 resp. 116 und Vers 575 bis zu Ende, und man wird den hübschen, frischen, oft recht poetischen Kern des Liedes sofort herauskennen. Da das Verhältniss des Annoliedes zur Vita aus einander zu setzen zu weit führen würde und überdies mit der Hypothese des Redners nichts zu thun hat, wird nicht darauf Rücksicht genommen.

Eine Debatte knüpfte sich an diesen Vortrag nicht. Es wurde darauf berathen über eine von Dr. Theobald aufgesetzte Zuschrift an den Bibliothekar Dr. Hansen, Mitglied des gestern besprochenen niederländischen Vereins, welche von der deutsch-romanistischen Section der deutschen Philologen-Versammlung die Erklärung ihrer Sympathie mit den niederländischen Bestrebungen in wissenschaftlicher Beziehung enthalten sollte. Prof. Sachs befürwortet diesen Antrag und meint, die Vläminger würden sich gestärkt fühlen, wenn sie unsere Anerkennung erhielten. Bei ihrem Kampfe gegen das Romanische sei ihnen eine Anlehnung an Deutschland erwünscht. Dr. Begemann wendet sich gegen die Betonung der politischen Seite. Prof. Bartsch stimmt dem bei und Dr. Theobald erklärt, er hätte auch nicht den Ausdruck vlämisch, sondern niederländisch gebraucht, diese Zuschrift sei Sache der Wissenschaft und nicht der Politik. Der Antrag wird einstimmig angenommen und die Zuschrift an Dr. Hansen hat folgenden Inhalt:

„Die deutsch-romanische Abtheilung der 30. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner spricht Ihnen und Ihren Freunden ihre lebendige Sympathie aus für Ihr auf Anbahnung näherer Beziehungen zwischen der niederländischen und der volksthümlich niederdeutschen Literatur gerichtetes Streben und giebt sich der Hoffnung hin, dass es gelingen werde, die nahe Verwandtschaft der Sprachen durch eine übereinstimmende Schreibweise klarer als bisher ins Licht zu stellen."

Mit der Absendung dieser Zuschrift wird Hr. Prof. Bechstein als Vorsitzender der Section betraut.

Hierauf berichtet Dr. Nerger über den Verein für niederdeutsche Sprachforschung. Er las zunächst die Statuten des 1874 in Hamburg gegründeten Vereins vor

Digitized by Google

und gab eine kurze Geschichte desselben. Der Verein will seinen Zweck die Erforschung des Niederdeutschen sowohl als vormaliger Schriftsprache wie auch in seinen gegenwärtigen Dialecten durch Herausgabe eines Jahrbuchs und durch die Herausgabe mnd. Schriftdenkmäler erreichen. Für das erste Jahrbuch, welches etwa Ostern 1876 erscheinen wird, sind bis jetzt Sagen und Bräuche aus dem Sachsenwalde und eine Wörterverzeichnung des Tischlergewerbes vorbereitet. An letzteres sollen sich dann auch die andern Gewerbe in gleicher Behandlung anschliessen. Von Ausgaben sind ein Hamburger Seebuch von den Herren Dr. Walther und Dr. Koppmann und die Schriften des Nikolaus Russ von Dr. Nerger in Angriff genommen. Das Jahrbuch wird redigirt von Dr. Walther in Hamburg, Dr. Lübben in Oldenburg und Dr. Nerger in Rostock. Der Vortragende forderte dann zum Beitritte auf, und sieben der Anwesenden traten dem Vereine bei.

Prof. Bechstein stellt noch die Frage auf, wie der niederdeutsche Verein sich zu Frommanns Mundarten verhalte, worauf Dr. Nerger erwidert, dass beide durchaus nicht collidiren, da die Ziele, welche Frommanns Zeitschrift verfolgt und die des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung doch nur sehr theilweise zusammenfallen, indem ausser der von beiden erstrebten Beleuchtung der nd. Dialecte, welchen eine schleunige und vielseitige Bearbeitung noth thut, der nd. Verein auch die Erforschung der älteren nd. Sprache, der Sagen, Sitten und Kulturgeschichte sich zur Aufgabe gemacht hat.

Darauf hielt Dr. Theobald seinen Vortrag: „Vereinbarung über phonetische Schreibweise für Dialectforschung“.

Ein neues System der phonetischen Schreibweise muss consequenter und besser sein, als das jetzige, und würde besonders der Dialectforschung zu Gute kommen. Versuche dazu sind schon mehrfach gemacht, wie z. B. von Dr. Rumpelt in Breslau u. a. Zu Grunde liegen muss das phönizisch-europäische Alphabet und folgende Gesichtspunkte müssen dabei beobachtet werden:

1) Jeder einfache Laut muss durch ein einfaches Zeichen,
2) jeder zusammengesetzte Laut durch ein zusammengesetztes Zeichen,
3) verschiedene Laute durch verschiedene Zeichen ausgedrückt werden.

Redner bezieht sich dabei auf die Schrift von Fr. Miniscalchi Erizzo, die er zur Ansicht auslegt. Einige Vorschläge zur Aufnahme neuer Lautzeichen werden gemacht, z. B. das Griechische χ statt ch, das holländische z für weiches s. Auch die Schattirungen der Vokale sind vielleicht am besten dadurch zu bezeichnen, dass man den Vokal, nach dem hin die Hinneigung stattfindet, über den ursprünglichen Vokal setzt, also z. B. a^{o}, helles $a = a^{a}$, e^{i} etc.

Prof. Bechstein erwidert, schon von Frommann seien einige neue Zeichen eingeführt worden, die neuen Zeichen können aber nur mit Schwierigkeit zum allgemeinen Gebrauche bestimmt werden.

Prof. Sachs wendet sich gegen den Ausdruck phonetische Schreibweise. Er will einen Vermittelungsweg zwischen phonetischer und historischer Schreibweise. Wenn man in phonetischer Schreibung zu weit geht, wird die Etymologie sehr getrübt und erschwert. Dr. Theobald antwortet darauf, er habe besonders das Niederdeutsche im Auge gehabt. Man könne auch so vermitteln, dass in Doppelreihen gedruckt werde, oben in historischer, unten in phonetischer Schreibweise. Die erstere für das Publicum,

Digitized by Google

die letztere für Forscher. Da beantragt Prof. Sachs, es möchten Einige aus dieser Section diese Sache überlegen und mit bestimmten Vorschlägen vor die Versammlung des nächsten Jahres treten. Dr. Begemann ergänzt den Antrag dahin, dass in der heutigen Sitzung schon eine Kommission dazu ernannt werde. Der Antrag wird angenommen und es werden zu Mitgliedern der Kommission, die das Recht der Cooptation erhält, gewählt die Herren: Prof. Dr. Sachs, Dr. Theobald, Dr. Nerger und Dr. Begemann. Dabei sollen sich ihre Vorschläge auf die germanischen und romanischen Sprachen beschränken.

Mit einem kurzen Ueberblick über das in unserer Section während der diesjährigen Sitzungen Geleistete schliesst der Vorsitzende die Sectionsverhandlungen bald nach 10 Uhr.

Digitized by Google

Sitzungsberichte der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Section.

Erste Sitzung Dienstag den 28. September.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Section dieser Versammlung bildete sich am Dienstag den 28. September unmittelbar nach der Hauptsitzung in dem ihr in der Grossen Stadtschule zugewiesenen Raume. Dieselbe wurde um 1 Uhr eingeführt durch Prof. Dr. Ludwig Matthiessen, welcher die versammelten Mitglieder bewillkommnete, ihnen für ihr Erscheinen dankte und sie ersuchte, sich in die Präsenzliste einzuzeichnen. Gleichzeitig forderte er diejenigen Herren auf, welche einen Vortrag in der nächsten Sitzung zu halten oder zur Besprechung Thesen anzumelden beabsichtigten, diese in die hierzu ausgelegte Liste einzutragen. Es hatten sich gleich 18 Mitglieder in die Präsenzliste eingezeichnet, zu welchen in der nächsten Sitzung noch 4 neue Mitglieder hinzutraten, so dass sich die Zahl sämmtlicher Mitglieder auf 22 belief. Es war dies Resultat um so erfreulicher, da verlautete, dass einestheils die Besorgniss, es möchte die Section doch nicht zu Stande kommen, anderntheils das Abrathen von Seiten früherer Anhänger dieser Section, die Versammlung überhaupt zu besuchen, manche von derselben fern gehalten habe. Hierauf schritt die Section zur Wahl des Vorsitzenden für die nächsten Sitzungen. Durch Stimmenmehrheit wurde gewählt Herr Oberlehrer Dr. Adam-Schwerin, welcher die Wahl dankend annahm. Die Herren Dr. Wrobel-Rostock und Voss-Schwerin erklärten sich auf Vorschlag zur Führung des Protokolls bereit. Es wurde nun zur Feststellung der nächsten Tagesordnung übergegangen und die nächste Sitzung auf Mittwoch den 29. September Morgens 9 Uhr anberaumt. Zu derselben kündigte als Vortrag an:

Prof. Dr. L. Matthiessen: „Vergleichung der indischen Cuttuca und der chinesischen Tayen-Regel, unbestimmte Gleichungen und Congruenzen ersten Grades aufzulösen".

Schluss der Sitzung 2 Uhr.

Zweite Sitzung Mittwoch den 29. September.

Nach Erledigung des geschäftlichen Theils der Tagesordnung hielt Prof. Dr. Matthiessen den angekündigten Vortrag: „über die Cuttuca und Tayen-Regel".

Digitized by Google

Meine Herren! „Die Aufgaben der unbestimmten Analytik oder die sogenannten Diophantischen Gleichungen haben von Alters her immer eine gewisse Popularität genossen. Sie finden mit Recht auch im mathematischen Unterrichte auf den Schulen Berücksichtigung, und aus diesem Grunde darf wohl eine Mittheilung der beiden ältesten und einfachsten Methoden derlei Probleme zu lösen, an diesem Orte gerechtfertigt erscheinen. Bis zum Anfange dieses Jahrhunderts war die berühmte Arithmetik des alexandrischen Griechen Diophant bekannt als das älteste Werk über unbestimmte Analytik. Diophant lebte nach Abulfarag um 360 nach Chr. und schrieb mehrere Bücher über die Auflösung der bestimmten und unbestimmten Gleichungen. In dem, was davon auf uns gekommen ist, findet sich leider in sachlicher Beziehung eine Lücke, indem die unbestimmten Gleichungen ersten Grades fehlen. Welche Vorgänger Diophant in der Algebra gehabt hat, ist unbekannt, wahrscheinlich ist aber, dass diese Wissenschaft von Osten her nach Griechenland gelangte. Die ältesten Quellen der unbestimmten Analytik führen nämlich auf zwei Zeitgenossen Diophants zurück, auf den Chinesen Sun Tse und den indischen Astronomen Aryabatta, deren Werke von Commentatoren des 7. und 13. Jahrh. mehrfach theils erwähnt, theils erklärt und erweitert sind.

Das älteste bekannte Werk ist zunächst das des Chinesen Sun Tse (um 250 n. Chr.) genannt Swan-king, d. i. arithmetischer Classiker. Hierin findet sich unter seinen damals und Jahrhunderte hindurch üblichen Regelversen auch die Ta-yen zur Auflösung der unbestimmten Gleichungen ersten Grades. Dasselbe wurde commentirt und mit neuen Aufgaben ausgestattet von Yih Hing (sic!) in seinem unter der Tang-Dynastie um 720 n. Chr. edirten Werke: Ta yen lei schu. Dieses wieder aufs Neue demonstrirt von dem berühmtesten unter den chinesischen Mathematikern Tsin Kiu Tschau, unter der Sung-Dynastie von etwa 1220—1290 lebend, von dem in der Heis'schen Aufgabensammlung einige Aufgaben mitgetheilt sind. Die theilweise Kenntniss des Inhalts und der Methode dieser Schriften verdanken wir einer Mittheilung des der chinesischen Schriftsprache und zugleich der Mathematik kundigen Engländers Alex. Wylie in Shanghae (Vgl. Crelle Journ. Bd. 52). In einem Briefe vom 9. Oct. 1874 schreibt derselbe die freilich niederschlagenden Worte: — — — I do not know that any other European has written on the Subject in modern times. I should like very well to translate the works You speak of, but time alas! There is a limit to all things.

Der zweite Zeitgenosse Diophants ist der indische Astronom Aryabatta (350 n. Chr.). Er schrieb ebenfalls sein Buch in Stanzen oder Regelversen. Hierauf weisen zurück die uns seit dem Anfange dieses Jahrh. durch Strachey und Colebroke theilweise übersetzten Werke von Brahmegupta (650 n. Chr.) und Bhascara Acharya (1141—1225). Von der Lilawati und Bija Ganita gab es bereits persische Uebersetzungen 1587 und 1634, also um dieselbe Zeit als Bachet de Meziriak seine jetzt allgemein übliche Methode entdeckte. Sie stimmt mit der Cuttuca der Inder vollständig überein. Es ist die Methode der Bestimmung des grössten gemeinschaftlichen Theilers der Coefficienten. Von Bedeutung für die Geschichte der Algebra ist nun aber die Entscheidung der Frage, ob denn die Methode Tayen des Chinesen Sun Tse nichts anderes sei als diese Cuttuca, wie solches neuerdings mehrfach, z. B. auch in der Geschichte der Mathematik des Alterthums von Hankel, behauptet worden ist.

Digitized by Google

Nach Bachet's Erfindung (1612) sind verschiedene Methoden der Auflösung unbestimmter Gleichungen ersten Grades veröffentlicht, worunter hervorzuheben

die der Kettenbrüche von Lagrange [1767];
die der Congruenzen von Gauss [1801];
die des Fermat-Eulerschen Theorems von Binet [1841];
die der primitiven Wurzeln einer Primzahl von Gauss;
und eine Congruenzmethode „Gleichungen mit $n+1$ Unbekannten zu lösen von Gauss [disqu. arithm. § 36].

Mit dieser letzteren stimmt nun die Tayen vollständig überein, und es findet, wie an einem Beispiele gezeigt werden soll, auch nicht ein Schatten von Aehnlichkeit zwischen der Cuttuca und der Tayen-Regel statt. Ich wähle ein Beispiel aus dem Tayen lei schu von Yih Hing: „Welche Zahl giebt durch 3 dividirt den Rest 2, durch 5 dividirt den Rest 3, durch 7 dividirt den Rest 2?"

Aehnlich lautende Aufgaben kommen in der Bija ganita vor. Die aufzulösende Gleichung ist offenbar

$$z = 3x + 2 = 5y + 3 = 7t + 2.$$

I. Die indische Methode (Cuttuca, Staubrechnung). Die Unbekannten werden mit den Anfangsbuchstaben der Farbennamen bezeichnet (blau — niluk, gelb — pituk, roth — lohituk u. s. w.), die Hauptunbekannte ist jabut, die Einheit rupa und obige Gleichungen werden geschrieben:

$$(1)\ \frac{Ni\ 3\ ru\ 2}{Ja\ 1}, \quad (2)\ \frac{Pi\ 5\ ru\ 3}{Ja\ 1}, \quad (3)\ \frac{Lo\ 7\ ru\ 2}{Ja\ 1}.$$

Der Verlauf der Rechnung nach einer gegebenen Regel ohne Beweis ist nun folgender: Aus (1) und (2) folgt $3x = 5y + 1$ oder $x = (5y + 1) : 3$. Man berechne x durch Anwendung der Cuttuca auf nachfolgende Weise:

Dividend : 5
Divisor : 3, Augment 1.
$5 = 1 \cdot 3 + 2$
$3 = 1 \cdot 2 + 1$. Die „Kette" ist $\begin{matrix} 1 \\ 1 \\ \hline 1 \\ 0 \end{matrix}$ Augment

Aus der Kette folgt aufwärts

$1 \cdot 1 + 0 = 1, \quad x = 5u + 2, \quad z = 15u + 8 = 7t + 2,$
$1 \cdot 1 + 1 = 2; \quad y = 3u + 1; \quad t = (15u + 6) : 7.$

Durch Anwendung der Cuttuca berechne man t.

Dividend: 15
Divisor : 7, Augment 6.
$15 = 2 \cdot 7 + 1$
$7 = 6 \cdot 1 + 1$. Die Kette ist $\begin{matrix} 2 \\ 6 \\ \hline 6 \\ 0 \end{matrix}$ Augment

Digitized by Google

Aus der Kette folgt aufwärts

$$6 \cdot 6 + 0 = 36 \qquad t = 15m + 78 = 15n + 3$$
$$2 \cdot 36 + 6 = 78; \qquad u = 7m + 36 = 7n + 1.$$

Demgemäss ist $z = 105n + 23$ und 23 die gesuchte Zahl.

II. Die chinesische Methode (Ta yen, grosse Verallgemeinerung).

$$z = 3x + 2 = 5y + 3 = 7t + 2.$$

Zum Verständniss dieser Methode gebe ich vorher das Schema der Berechnung von Gauss und Dirichlet*) für den Fall, dass die Coefficienten relativ prim sind. Der entgegengesetzte Fall wird von Yih Hing ebenfalls eingehend untersucht.

$$\begin{array}{l|l|l|l} m_1 = 3 & r_1 = 2 & 5 \cdot 7 \cdot k_1 \equiv 1 \pmod 3 & k_1 = 2 \\ m_2 = 5 & r_2 = 3 & 3 \cdot 7 \cdot k_2 \equiv 1 \pmod 5 & k_2 = 1 \\ m_3 = 7 & r_3 = 2 & 3 \cdot 5 \cdot k_3 \equiv 1 \pmod 7 & k_3 = 1. \end{array}$$

Nun ist $z = 5 \cdot 7 \cdot 2 \cdot 2 + 3 \cdot 7 \cdot 1 \cdot 3 + 3 \cdot 5 \cdot 1 \cdot 2 = 233 = 2 \cdot 105 + 23,$

allgemein

$$z = m_2 m_3 k_1 r_1 + m_1 m_3 k_2 r_2 + m_1 m_2 k_3 r_3 = p m_1 m_2 m_3 + N^{**}).$$

Nun giebt Yih Hing in seinem Tayen lei schu zuerst die Regel von Sun Tse, welche aus vier Stanzen besteht, worauf obige Aufgabe folgt. Er fährt dann fort wörtlich:

„Auflösung: Dividirt durch 3, giebt Rest 2: schreibe 140,
dividirt durch 5, giebt Rest 3: schreibe 63,
dividirt durch 7, giebt Rest 2: schreibe 30.

Diese Zahlen addirt geben 233, davon subtrahirt 210 giebt 23, die gesuchte Zahl.

Demonstration: Für 1 durch 3 gewonnen, setze 70; für 1 durch 5 gewonnen, setze 21; für 1 durch 7 gewonnen, setze 15. Ist die Summe 106 oder mehr, subtrahire hiervon 105 und der Rest ist die gesuchte Zahl."

Von Interesse ist noch die Erläuterung des Commentators Tsin kiu Tschau:

$$3 \cdot 5 \cdot 7 = 105 \text{ (yen mu Stammerweiterung).}$$

a) Ting mu (bestimmte Stammzahl) ist 3.
$105 : 3 = 35$ (yen su, Erweiterungszahl);
$2 \cdot 35 = 23 \cdot 3 + 1$; tsching su (Multiplicator) ist 2.
yeng su (Hülfszahl) ist $2 \cdot 35 = 70$.

b) Ting mu ist 5; $105 : 5 = 21$.
$1 \cdot 21 = 4 \cdot 5 + 1$; tsching su ist 1, yeng su ist $1 \cdot 21 = 21$.

c) Ting mu ist 7; $105 : 7 = 15$.
$1 \cdot 15 = 2 \cdot 7 + 1$; tsching su ist 1, yeng su ist $1 \cdot 15 = 15$.

d) Multiplicire die Hülfszahlen mit den Resten und addire.

*) Vergl. Vorlesungen über Zahlentheorie von Lejeune-Dirichlet. Herausgegeben von Dedekind [1863] § 25 und Gauss disqu. arthm. § 32—36.

**) Dieselbe Aufgabe mit derselben Auflösung findet sich merkwürdiger Weise auch in Nicomachi Geraseni Pythagorei introd. arithm. libri duo; rec. Richardus Hoche. Bibl. Teubn. 1866. Anhang. Problema V. anonymi auctoris.

Digitized by Google

An diesem einen Beispiele dürfte der grosse Unterschied der beiden Methoden hinlänglich dargethan sein.

Der Redner schliesst seinen Vortrag mit dem Wunsche, die Anwesenden zum Interesse und zur Theilnahme an den historisch-mathematischen Forschungen unserer Tage angeregt zu haben.

Schluss der Sitzung um 10 Uhr, nachdem die nächste Versammlung auf Donnerstag den 30. September Morgens 9 Uhr anberaumt worden war.

Dritte Sitzung Donnerstag den 30. September.

Da in der vorangehenden Sitzung von Prof. Dr. Worpitzky-Berlin ein Vortrag, betreffend Vorschläge zur Einführung schärferer Begriffsbestimmungen, z. B. des „Unendlichen", in den mathematischen Unterricht, in Aussicht gestellt worden war, so ersuchte der Vorsitzende den Hrn. Prof. Worpitzky das Wort zu nehmen.

Der Redner spricht über die Unzuträglichkeiten, welche der Wissenschaft und dem Unterrichte aus der jetzt noch vorherrschenden Unaufmerksamkeit auf die Fixirung des Begriffs des Unendlichen erwachsen. Mustere man die Reihe der angesehensten Werke — Einzelabhandlungen und Lehrbücher über alle Theile der mathematischen Wissenschaft —, so finde man unter ihnen sehr wenige, welche den fraglichen Begriff klar und bestimmt aufstellen und verwenden. Die bei weitem grösste Mehrzahl solcher, welche wegen ihrer sonstigen Vorzüge in berechtigtem Ansehen stehen und einen grossen Einfluss auf das wissenschaftliche Publicum ausüben, begnüge sich mit einer von begrifflicher Untersuchung unberührten unklaren Anschauungsweise. Und darin herrsche eine zwiefache Praxis: entweder erkennt der Autor den logischen Widerspruch heimlich an und vermeidet die Klippen in Folge eines richtigen mathematischen Instincts, der durch den Erfolg geübt und controlirt wird, häufig mit einem schüchtern ernsten Gesicht, als besitze alle Welt den Begriff in aprioristischer Klarheit; oder der Autor bekennt sich schriftlich zu dem Autoritätsglauben, dass er sich etwas vorstelle, was grösser oder kleiner ist, als er es sich vorstellen könne. — Die Redewendung, mit der er es sage, lautet natürlich ein wenig anders, z. B. etwas sei kleiner, als man es sich vorstellen könne, oder als jedes beliebig Kleine, nur nicht Null. Und dieser Sprung von den eigenen Vorstellungen und Begriffen des denkenden Individuums, über welche Jeder mehr oder weniger bestimmt wisse nicht hinauszukommen, auf die Dinge an sich sei gar nicht so übel; denn er enthalte die Aufforderung zur Demuth einerseits durch den richtigen Hinweis auf die Grenzen unseres Erkennungsvermögens gegenüber der objectiven Natur — der freilich nicht zur Sache gehöre — andererseits durch den nicht immer richtigen Hinweis auf das schärfere Urtheilsvermögen Anderer. Aus der gedrückten Gemüthsstimmung, welche die unbeanstandete Zulassung jener Contradictio in adjecto nothwendig erzeuge, werde man denn bald durch Theilnahme an dem Zauber der Erfolge herausgerissen und nehme es schliesslich den letzteren zu Liebe mit der Begründung nicht zu genau, sondern verhalte sich resignirt der vermeintlichen Thatsache gegenüber, dass es auf dem Gebiete der logischen Discussion dunkle Flecken gebe, an welche man nicht

Digitized by Google

herankommen könne. Verstärkt werde diese Resignation noch durch Entdeckungen der neueren Zeit über unerwartete Verhalten von Functionen, welche darauf hinzudeuten scheinen, dass ein Unterschied zwischen dem Aneinander und Ineinander von Punkten oder dem Analogen in der Zahlenfolge gemacht werden müsse, und damit schaffe sich eine Abgeneigtheit gegen die nüchterne Auffassungsweise, welche mit der Logik nicht im Widerspruch steht und auch den unerwartetsten Resultaten gerecht wird.

Die angeführten Auslassungen werden durch Beispiele illustrirt. Solle die Begriffsbildung klar sein, so müsse man für das Unendliche folgendes festhalten:

Es handle sich vor allen Dingen um die Unterscheidung von „beliebig klein“, „sehr klein“, „unendlich klein“, und analog „beliebig gross“, „sehr gross“, „unendlich gross“.

Nenne man etwas „unendlich“ (gross oder klein), so wolle man dadurch durchaus nicht angeben, wie gross es sei, sondern, wie es sich verändere. Etwas beliebig grosses oder kleines sei constant, nachdem man dem Belieben genügt habe. Die bisherige Definition für das unendlich Kleine, nämlich etwas, das kleiner ist, als man sich vorstellen kann, enthalte einen Widerspruch in sich. Das Attribut „unendlich klein“ für eine Grösse, solle nicht ihre Kleinigkeit quantitativ angeben, sondern ihre Veränderung. Sie werde kleiner als jede Constante. Das Gegentheil sei „unendlich gross“. Durch diese Definition werde klar die Bedeutung, z. B. von $\tan \frac{\pi}{2} = \infty$, welche Gleichung sonst keinen Sinn habe. Unendlich gross oder klein nenne man eine Veränderliche, von welcher man aussage, dass sie die beliebige Constante im Laufe der Zeit einmal übersehreite und dann jenseits der fraglichen constanten Grösse für alle Zeit bleibe. Beispielsweise könne man mit völliger Correctheit über die Entfernung der Erde von der Sonne trotz der gegenwärtig ungefähr 20 Millionen Meilen aussagen, dass sie unendlich klein sei, falls man von ihr wisse, dass die Erde im Verlaufe von Trillionen von Jahren der Sonne beliebig nahe komme, und in der Annäherung fortschreite. Analog „unendlich gross“ bei einer Veränderlichen, für deren Wachsthum keine constante Grenze existire. Die Frage nach Unendlichem sei gleichbedeutend mit derjenigen nach Grenzwerthen bei der Veränderung, was weiter ausgeführt wird.

Gleichungen von der Form $u\dot{c}x + v\dot{c}y = 0$ seien stets aufzufassen als abgekürzte Schreibweise für

$$u\frac{\dot{c}x}{\dot{c}z} + v\frac{\dot{c}y}{\dot{c}z} = 0,$$

also gleichbedeutend mit $ux' + vy' = 0$. Die Schreibweise $x = a_1 + a_2 + a_3 + \ldots$ bedeute so viel, wie

$$x = \lim_{n=\infty} [a_1 + a_2 + a_3 \ldots + a_n].$$

Damit zeige sich aber auch die Nothwendigkeit, schon in den elementaren Unterrichtsfächern auf die scharfe Feststellung des Begriffs „unendlich“ nicht zu verzichten, um von vornherein der jetzt leider sehr verbreiteten Meinung des Publicums entgegenzutreten, als nehme es selbst die Mathematik nicht zu gewissenhaft mit der Genauigkeit. Einer Schwierigkeit im Begriffsvermögen der Jugend begegne man hierbei nicht; im Gegentheil! Es verstehe jeder Knabe, wenn man ihm sagt: Die Gleichung $0{,}999 \ldots = 1$ soll

Digitized by Google

bedeuten, man könne rechts so viele Neunen schreiben, dass der Unterschied gegen 1 kleiner werde, als eine beliebige von ihm gewählte Zahl, die er nennen muss.

Sage man dem Schüler, der Kreis sei ein Polygon von unendlich kleinen Seiten, so sei er je nach seinen Geistesgaben verdutzt oder aufgebracht, wenn man das Unendliche falsch definirt hat. Bei correcter Definition des Unendlichkeitsbegriffs werde er corrigiren: die Länge des Kreises ist der Grenzwerth der Länge des Umfanges eines Polygones u. s. w. dann aber jene Ausdrucksweise als Abkürzung sich gefallen lassen und würdigen. Aehnlich stehe es mit dem Schnitt paralleler Geraden und allen übrigen Fällen, bei denen man sich gewöhnt habe von Ereignissen in der Unendlichkeit zu reden.

Hierbei kam der Vortragende noch auf den Begriff der Unbegrenztheit (von Geraden, Ebenen, Raum). Man dürfe das nicht so verstehen, dass keine Grenze existire — eine solche sei unbestritten dort, wo man die Vorstellung des Gebildes abbreche, um zu andern Vorstellungen überzugehen —, sondern dass man die Grenze verrückbar lasse, den Ort der Grenze nicht in die Betrachtung ziehe, die Grenzen als „hinreichend“ (für alle an ihn gestellten Anforderungen) entfernt ansehe.

Bei der an den Vortrag sich anreihenden Besprechung erklärten sich die Sectionsmitglieder mit den dargelegten Anschauungen und Erwägungen einverstanden und bestätigten die Nothwendigkeit, den Schülern von der ersten Gelegenheit an die Wege sorglicher zu ebnen, als es für die gegenwärtig erwachsene Generation geschehen sei, welche sich erst aus eigner Kraft zur Klarheit durchringe.

Es wurden jetzt von Hrn. Prof. Worpitzky noch mehrere methodisch interessirende Objecte in die Discussion gebracht, woran sich die Herren von Lühmann, Reuter, Förster und e. A. lebhaft betheiligten und theils gleicher, theils abweichender Ansicht waren. Darunter möge folgendes hervorgehoben werden. Prof. Worpitzky empfiehlt bei Beweisen von geometrischen Sätzen, wie z. B. dem Satze von den Peripheriewinkeln, die Unterscheidung von mehreren speciellen (hier drei) Fällen möglichst zu umgehen und einen kurzen allgemeinen Beweis an die Stelle zu setzen. Ein solcher wird an einer Figur erläutert.

Von Seiten einiger Mitglieder wurden in Berücksichtigung der Fassungskraft der Schüler pädagogische Bedenken dagegen erhoben.

Darauf macht Prof. Worpitzky aufmerksam auf die sogenannte östreichische Divisionsmethode. (Vergl. Kuckuck, in der Berl. Ztschr. für Gymnasialwesen [1871] und Kober, in der Ztschr. für mat. und naturw. Unterricht. Jahrg. II pag. 512.)

Prof. Matthiessen bemerkt, dass Prof. Heis ihm mitgetheilt habe, dass diese Methode in Frankreich schon lange in Gebrauch gewesen und von ihm selbst in seinen Lectionen seit mehr als 30 Jahren tractirt worden sei. Er (Sprecher) unterlasse nicht bei dieser Gelegenheit auch auf eine einfachere Multiplicationsmethode hinzuweisen, welche unter dem Namen der kreuzweisen Multiplication oder der Blitzmethode bei den alten Indern üblich gewesen sei und sich auch bei Planudes [1250] finde. Hierbei werden die Partialproducte, deren Einer von derselben Ordnung sind, gleichzeitig gebildet, im Sinne (in manu) behalten und nur das Schlussresultat niedergeschrieben*). Prof. Worpitzky

*) Eine bemerkenswerthe Vereinfachung dieser Methode findet sich in Fourier, Analyse des équations déterminées. § 21.

Digitized by Google

schlägt ferner vor für den Kettenbruch statt der Form der schiefen Ebene die Schreibweise

$$a \mid b + c \mid d + e \mid f + \ldots.$$

anzunehmen; alles was zur Rechten eines verticalen Striches steht ist Divisor des vorhergehenden Theiles. Im Uebrigen gewöhne man die Schüler daran, alle Bruchstriche nicht schräg, sondern horizontal zu ziehen; ferner anstatt $\frac{a-b}{c}$ abwechselnd zu schreiben $(a-b):c$ und nicht $a-b:c$.

Prof. Matthiessen empfiehlt geometrische Lehrsätze so wie Methoden der Arithmetik und Algebra überall da, wo es möglich sei, auch nach dem Namen ihrer Entdecker zu bezeichnen. Ueberhaupt seien nach seinen Erfahrungen historische Durchblicke vorzüglich geeignet, das Interesse der reiferen Schüler an dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichte zu beleben, selbst solcher, deren Neigung diesen Fächern nicht besonders zugewandt sei. Als Probe (jedoch nicht als massgebend) empfiehlt derselbe den historischen Anhang (4 Seiten) zu seinem Commentar zur Aufgabensammlung von Heis, für Schüler bearbeitet (Köln, Du Mont-Schauberg. 2. Aufl. 1874). Diesem Vorschlage stimmte Hr. Dr. Reuter auf Grund eigner Erfahrung bei.

Der Vorsitzende sprach hierauf im Namen der Versammlung dem Hrn. Prof. Worpitzky seinen Dank aus für seinen anregenden Vortrag und ertheilt dem Oberlehrer Dr. Reuter-Lübeck das Wort zu einer: Anregung zur Beobachtung des Echo's, verursacht durch das Mittönen von Körpern.

Herr Dr. Reuter führte zunächst kurz an, dass in den ihm bekannten Hand- und Lehrbüchern der Physik das Echo sehr unvollständig erklärt sei. Dieselben enthielten nämlich nur die Erörterung der Reflexion der Schallwellen und wiesen nach, dass die reflectirende Wand etwa 20 Meter für das einsilbige, 40 Meter für das zweisilbige Echo u. s. f. entfernt sein müsse. Damit aber sei für die Erklärung zu wenig gegeben, wenn man bedenke, dass der Schall eine ausserordentlich schnelle Schwächung erleide. Da jeder einzelne reflectirte Schallstrahl bei einer Entfernung der reflectirenden Wand von 20 Metern mit geringerer als 14400 mal kleineren Intensität gehört werde, als der Schall unmittelbar nach seiner Entstehung in der Entfernung eines Fusses, so würde es wohl kaum ein Echo geben, welches nur in der Reflexion seine Erklärung finde. Nach seiner Meinung müsste man zur Erklärung des Echos ein grossartiges Mittönen der reflectirenden Körper und darnach auch der Luft annehmen. Zur Begründung seiner Ansicht schilderte der Redner mehrere der berühmtesten Echos in Deutschland, wie der Adersbacher Felsen, das vom Königsee, das vom Lorleyfelsen und endlich das der kleinen Vogesenfestung Bitsch. Bei allen diesen wurde das zweite oder dritte Echo lauter gehört, als der Schall unmittelbar nach seiner Entstehung.

Redner führt ferner an, es habe sich hier und da der Fall ereignet, dass Echos entweder ganz verschwunden seien oder sich mehr oder minder verändert hätten. Dieses sei besonders dann beobachtet worden, wenn im Verbreitungsbezirk eines Echos Veränderungen vorgekommen seien, z. B. durch Füllung von Bäumen oder Aufführung von Baugerüsten.

Es forderte nun der Redner diejenigen der Anwesenden, welchen etwa ein Echo in der Nähe ihres Wohnortes leicht zugänglich sei, auf, dasselbe von Zeit zu Zeit

Digitized by Google

beobachten zu wollen, um eine etwaige Veränderung desselben zu constatiren, und dadurch die richtige Erklärung dieses Phänomens zu gewinnen.

An diese das allgemeine Interesse der Versammlung erregende Mittheilung knüpfte der Vorsitzende, Dr. Adam, die Beschreibung eines solchen Echos bei Friedrichsthal unweit Schwerin. Prof. Matthiessen ersuchte noch die Anwesenden, ihre Aufmerksamkeit auch auf tönende Echos zu richten. Man beobachte dieselben zuweilen innerhalb der Städte in schmalen von Mauerwänden eingeschlossenen Gassentheilen. Besondere Orte derselben seien ihm bekannt in Kiel, dem chemischen Laboratorium gegenüber, in Jever und in Husum, Neuer Gang.

Hierauf erfolgte von Seiten des Vorsitzenden Dr. Adam der Schluss der diesjährigen Sitzungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section.

Da die Section schon in Würzburg, Halle, Hannover und Kiel zu Stande gekommen war, würde sie trotz der Unterbrechung ihres Bestehens als ständige Section anzusehen sein.

Digitized by Google

Beilagen.

1.

Gaudeamus Rostochiense.

Gaudeamus igitur
Rostochi dum sumus!
Post peractos dies gratos
Huc et illuc dissipatos
Nos habebit domus.

Ubi sunt qui ante nos
Rostochi fuere?
Abeas Berolinum,
Adi mare Balticum
Quos si vis videre.

Pugnae Salaminiae
Vidimus exemplum.
Caesar ipse posterae
Classicae victoriae
Consecravit templum.

Cena nostra brevis est,
Brevi finietur:
Venit nox velociter,
Bacchi vis atrociter —
Nemini parcetur.

Vivat Philologia
Occid — Orientis!
Vivat Academia,
Vivat res scholastica,
Cos aeterna mentis.

Vivant omnes Lalagae,
Phyllides formosae,
Vivant et Penelopae
Nostrae et Lucretiae
Bonae laboriosae.

Ter vivat Germania
Et qui eam regit,
Caesarea maiestas,
Magni Ducis caritas,
Quae nos hic protegit.

Pereat tristitia
Omnis criticorum,
Pereat diabolus
Omnis academicus
Atque irrisores.

H. F.

2.

Mel.: Stimmt an mit hellem, hohem Klang.

Der Kaisertage Glanz und Pracht
Ist wie ein Traum verflogen,
Nun aber kommt mit seiner Macht
Ein ander Heer gezogen,
Ein Heer, das sich von je auf Kampf
Gar meisterlich verstanden
Und, wenn auch nicht von Pulverdampf,
Rauch macht in allen Landen.

Ist nicht ein ew'ger Kampf und Streit
Des Pädagogen Leben,
Die liebe Jugend stets bereit,
Ihm Stoff zum Krieg zu geben?
Manoeuvresmachen lernt er ja
Beinah in jeder Stunde,
Und ach! Die Exercitia,
Die kennt er aus dem Grunde.

Digitized by Google

Wie streitbar Philologenart,
Braucht man nicht kund zu machen;
Sie streiten um des Kaisers Bart,
Doch auch um gröss're Sachen.
Bald fliegt der Bücher schwer Geschütz,
Bald stieben Recensionen;
Das ist ein Donner und ein Blitz,
Als wären's Krupp's Kanonen!

Doch weiss der echte Schulmann auch
Von anderm Kampf zu sagen,
Den deutschen Philologenbrauch
Sah man in ernsten Tagen.

Da hat sein gutes deutsches Blut
Manch junges Herz vergossen,
Das in der fremden Erde ruht,
Für's Vaterland erschossen.

Drum Freunde, nehmt das Glas zur Hand,
Und lasst uns freudig schwören:
Es soll dem grossen Vaterland
All unsre Kraft gehören,
Im Frieden in der Geister Heer
Als deutscher Jugend Weiser,
Und, muss es sein, in blanker Wehr
Im Kampf für Reich und Kaiser.

K. B.

3.

Mel.: Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust etc.

Erschienen sind sie nun zumal,
Die wir ersehnten lang'!
Denn hört, durch den geschmückten Saal
Erschallet ihr Gesang.
Von Ost und West nach Rostock hin,
Von Süden zogen sie;
Und eins erfüllte Aller Sinn:
Die deutsche Philologie.*)

Sie sind's, die in antikem Stil
Erfahren und geschickt,
Und die verderbte Texte viel
Und fleissig ausgeflickt,
Die manchen dunklen Satz erklärt
Durch feine Conjectur,
Von manchem selt'nen Verb gelehrt
Verborgene Structur.

Und Andre sind's, die wiederum
Der deutschen Sprache Laut
Durchforscht mit vielem Studium
Und zum System erbaut.
Wie Walther sang und Gottfried auch
Und Hartmann von der Au,
Und wie gewesen Wolfram's Brauch,
Das sagen sie genau.

Wie man der Kindlein bösen Sinn
Zum Guten wend' und kehr'
Und ihnen dauernden Gewinn
Verschaff' durch gute Lehr';
Wie man durch richtige Method'
Erziel' den höchsten Lohn,
Das macht den Pädagogen Noth
Und ihrer Section.

Der Morgenländer Sprach und Schrift
Von Andern wird studirt,
Und was der alten Priester Stift
In harten Fels gravirt.
Das Kof und Kaf im Unterschied
Des Ajins Gurgelton,
Den sonst die deutsche Kehle mied,
Sie schnarr'n sie deutlich schon.

Und Sprachvergleichung endlich gar
Was nenn' ich sie zuletzt:
Sie, die so fein und auf ein Haar
Verwandtschaftsgrade schätzt?
Denn das steht fest, man sieht es ein,
Dass unter Sprachen auch
Geschwister, Mütter, Tanten sei'n,
Wie's unter Menschen Brauch.

*) Zungenfertigkeit wird vorausgesetzt — paeon quartus. Der Dichter.

Digitized by Google

Und doch ein einz'ger Geist durchzieht
Die Männer allzumal,
Ein gleiches Feuer sie durchglüht,
So viel hier in dem Saal.
Nicht äusserlich nur drücken sie
Sich heute froh die Hand:
Die ganze deutsche Philologie,*)
Die ist das inn're Band.

Lasst's Euch nunmehr im Norden hier
Bei uns behaglich sein,
Und kneipt mit uns von unserm Bier,
Und trinkt von unserm Wein!
Fürwahr, wir sah'n an unserm Ort
Noch solche Gäste nie!
Es lebe, wachs' und blühe fort
Die deutsche Philologie!*)

A. B.

*) Siehe oben.

Corrigenda.

(Abweichungen der Schreibart und der Zeichensetzung sind nicht angemerkt.)

S. IV Z. 1 v. u. l.: 'Beilagen und Festlieder'.
„ VIII „ 7 v. o. l.: Gymn.-*Ober*lehrer.
„ 7 „ 16 v. u. l.: Gelehrte*n*.
„ 13 „ 1 v. u. l.: *gegen*seitige.
„ 20 „ 3 v. o. l.: selbstgen*ü*gsamen.
„ 22 „ 11 v. u. ist *zu-* zu streichen.
„ 24 „ 2 v. u. l.: *das*jenige.
„ 39 „ 10 v. u. l.: *in* 1. Pers.
„ 39 „ 2 v. u. l.: *a cc.*
„ 42 „ 19 v. u. l.: *adclinet.*
„ 45 „ 23 v. u. l.: Fleckeisen N. Jahrb. 111, statt III.
„ 46 „ 16 v. o. l.: *τόνδ'*.
„ 63 „ 20 v. o. l.: *g*emachten.

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER

EINUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

TÜBINGEN

VOM 25. SEPTEMBER BIS 28. SEPTEMBER 1876.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1877.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

Verzeichniss der Teilnehmer . . . . . V—VIII

Erste allgemeine Sitzung . . . . . 1—26

Eröffnungsrede des ersten Präsidenten Prof. Dr. *Teuffel* . . . . . 1—10

Begrüssungen durch die Herrn Staatsrat *Rümelin*, Kanzler, Prof. Dr. *Schüppel*, Rektor der Universität, Stadtschultheiss *Gös* von Tübingen . . . . . 10—12

Geschäftliche Mitteilungen des ersten Präsidenten . . . . . 12—15

Vortrag des Prof. Dr. *Herzog*-Tübingen über die römischen Niederlassungen auf württembergischem Boden . . . . . 15—26

Zweite allgemeine Sitzung . . . . . 26—59

Geschäftliche Mitteilungen des ersten Präsidenten 26

Vortrag des Prof. *Bender*-Tübingen über die Tübinger Humanisten des XVI. Jahrh. 26—37

Mitteilung eines unedirten Gedichtes von Nicodemus Frischlin durch Prof. Dr. *Bursian*-München . . . . . 37—38

Vortrag des Hofrat Dr. *Stark*-Heidelberg über die Ahnenbilder des Appius Claudius im Tempel der Bellona . . . . . 38—50

Daran geknüpfte Erörterungen . . . . . 50—51

Vortrag des Prof. *Klaiber*-Stuttgart über die Hohe Karlsschule . . . . . 51—59

Dritte allgemeine Sitzung . . . . . 59—82

Wahl des Ortes der nächsten Versammlung (Wiesbaden) und des ersten Präsidenten (Direktor Dr. *Pählер*) 59

Vortrag des Prof. Dr. *Dieterici*-Berlin über die Theologie des Aristoteles bei den Arabern 60—65

Vortrag des Rektor Dr. *Rieckher*-Heilbronn über Schliemann's Ausgrabungen . . . 65—72

Daran geknüpfte Erörterungen . . . . . 72—75

Vortrag des Dr. *Egelhaaf*-Heilbronn über das Charakterbild des Agesilaos bei E. Curtius 75—82

Vierte allgemeine Sitzung . . . . . 82—110

Vortrag des Direktor Dr. *Bickl*-Innsbruck über die Materie nach dem platonischen Timäos 82—86

Vortrag des Geh. Hofrat Dr. *Bartsch*-Heidelberg über Dante's Stellung zur römischen Kirche seiner Zeit . . . . . 87—104

Berichte über die Arbeiten der Sectionen . . . . . 104—108

Schlussworte der beiden Präsidenten. Dankworte des Prof. Dr. *Bursian*-München . 108—110

Verhandlungen der pädagogischen Section . . . . . 111—144

Erste Sitzung . . . . . 111—119

Antrag des Direktor *Adler*-Halle: „die pädagogische Section spricht ihre Ueberzeugung dahin aus dass die jetzt in der pädag. Litteratur wie in der Presse überhaupt hervortretende Neigung, die Zahl der Unterrichtsgegenstände und den Umfang des Lehrstoffs in den einzelnen zu erweitern, gleichwenig heilsam, vielmehr gefahrdrohend für die geistige und leibliche Bildung der Schüler, wie für die Gediegenheit der Bildung des Lehrerstandes sei“ . . . . . 111—114

Verhandlungen darüber . . . . . 114—119

Zweite Sitzung . . . . . 119—131

Thesen des Prof. *Bender*-Tübingen betreffend die Frage: Abiturientenprüfung oder Centralexamen? . . . . . 119—131

Dritte Sitzung . . . . . 131—144

These des Direktor *Lattmann*-Clausthal: „Für die auf phonetischer Grundlage herzustellende Einigung in der Rechtschreibung ist es insbesondere auch erfor-

Digitized by Google

	Seite
derlich, die aus den Mundarten in das gebildete Hochdeutsch der einzelnen Teile Deutschlands eingedrungenen Verschiedenheiten der Phonetik vollständiger zu ermitteln und in angemessener Weise auszugleichen"	131—137
Fortsetzung der Verhandlungen über die Thesen des Prof. *Bender*	137—144
Verhandlungen der archäologischen Section	145—155
Erste Sitzung	145
Zweite Sitzung	146—153
Vortrag des Hofrat Dr. *Stark*-Heidelberg „Zur Formenlehre der antiken Kunst"	146—151
Verhandlungen über verschiedene zur Prüfung vorgelegte Gegenstände	151—153
Dritte Sitzung	153—155
Verhandlungen über mehrere vorgelegte Photographien	153—154
Beschluss betr. die Zeit der Sectionssitzungen	155
Verhandlungen der kritisch-exegetischen Section	156—173
Erste Sitzung	156—165
Vortrag des Prof. *Ori*-Schaffhausen über „Dialogresponsion bei Euripides"	156—164
Verhandlungen darüber	164—165
Zweite Sitzung	165—173
Vortrag des Dr. *Flach*-Tübingen über „die beiden ältesten Hesiodhandschriften"	165—172
Verhandlungen über Hor. Od. I, 26	172—173
Verhandlungen der deutsch-romanischen Section	174—180
Erste Sitzung	174
Zweite Sitzung	174—177
Eröffnungsworte des Prof. Dr. *Keller*-Tübingen	174—176
Vortrag des Dr. *Seuffert*-Würzburg über den Maler Müller	176—177
Dritte Sitzung	177—180
Vortrag des Prof. Dr. *Sachs*-Brandenburg über die Frage einer allgemeinen Lautbezeichnung für die Dialekte	177—179
Vierte Sitzung	179—180
Ergänzung der in Rostock eingesetzten Commission	179—180
Verhandlungen der orientalischen Section (Protokoll-Auszug)	181—183
Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section	184—206
Erste Sitzung	184—195
Vortrag des Prof. Dr. *Hauck*-Tübingen über „die Stellung der neueren Geometrie zur Euklidischen Geometrie und über die Aufnahme der ersteren in den Lehrplan der zehnklassigen Realschulen und Realgymnasien".	184—195
Zweite Sitzung	196—200
Verhandlungen über den Vortrag der ersten Sitzung	196—197
Besprechung über die Frage: Welche Massnahmen sind geeignet, um bei den Lehrern der Mathematik und Naturwissenschaft ein grösseres Interesse für die math.-naturw. Section der Phil.-Vers. und die pädag.-didact. Section der Naturforscher-Vers. wachzurufen? Sollen diese Sectionen fernerhin festgehalten oder soll ein anderer Modus gefunden werden, um eine fruchtbare Vereinigung der genannten Lehrer zu erzielen?	197—198
Thesen des Prof. Dr. *Hauck*-Tübingen über den Unterricht in mathematischer Geographie und Meteorologie	198—200
Dritte Sitzung	200—206
Vortrag des Prof. *Reuschle*-Stuttgart über den die imaginären Zahlen und die Determinantentheorie betreffenden Unterricht	200—205
Verhandlungen darüber	205—206

Digitized by Google

Verzeichniss der Teilnehmer.

Präsidium.

1. Teuffel, Wilh. Sigm., Prof. Dr., in Tübingen, erster Präsident.
2. Schwabe, Ludwig, Prof. Dr., in Tübingen, zweiter Präsident.

Secretariat.

3. Bender, Hermann, Gymnasialprofessor in Tübingen.
4. Eussner, Adam, Gymnasialprofessor in Münnerstadt.
5. Flach, Hans, Privatdocent in Tübingen.
6. Wagener, Carl, Gymnasiallehrer in Barmen.

Vorsitzende der Sectionen.

7. Hauck, Prof. der Realschule in Tübingen, für die mathematische Section.
8. Holland, Wilhelm Ludwig, Prof. an der Universität Tübingen, für die romanische Section.
9. Keller, Adalbert, Universitätsprofessor in Tübingen, für die germanistische Section.
10. Roth, Rudolf, Prof. in Tübingen, für die orientalische Section.
11. Schmidt, C. A., Gymnasialdirector in Stuttgart, für die pädagogische Section.
    Schwabe (s. o. Nr. 2.), für die archäologische Section.
    Teuffel (s. o. Nr. 1.), für die kritisch-exegetische Section.

Mitglieder.

12. Adam, Prof., Urach.
13. Ade, Richard, stud. iur., Tübingen.
14. Adler, Dr., Rector, Halle.
15. Allgayer, Rector, Kocherthürn.
16. Armitage, Fr., M. A. Oxon. Cantab., Heidelberg.
17. Aacherson, Ferdinand, Dr., Berlin.
18. Assfahl, Prof, Stuttgart.
19. Baisch, Reallehrer, Tübingen.
20. Barth, Prof., Oehringen.
21. Barth, Dr., Privatdocent, Berlin.
22. Barthelmess, Dr., Stuttgart.
23. Bartsch, K., Geh. Hofrat, Heidelberg.
24. Baur, Dr., Gymnasialrector, Tübingen.
25. Bender, Präceptor, Kirchheim.
26. Berg, Professoratsverweser, Tübingen.
27. Bernhard, Prof., Hall.
28. Bertz, stud. phil., Tübingen.
29. Beyttenmiller, Th., Reallehrer, Stuttgart.
30. Biehl, Director, Innsbruck.
31. Birlinger, Prof., Bonn.
32. Blaum, Dr., Oberlehrer, Strassburg.
33. Blum, Prof., Stuttgart.
34. Böcket, Ernst, Dr. phil., Prof., Carlsruhe.
35. Böckmann, Präceptor, Ulm.
36. v. Bradke, stud. phil., Tübingen.
37. Bräuhäuser, Präceptor, Tuttlingen.
38. Bruder, Präceptor, Waiblingen.

Digitized by Google

39. Buchenau, G., Dr., Oberreallehrer, Marburg a. L.
40. Büchler, Prof., Oehringen.
41. Bülow, Prof. d. Rechte, Tübingen.
42. Burger, Studienlehrer, Freising.
43. Bursian, Prof., München.

44. Caesar, C. Julius, Prof., Marburg.
45. Christ, Prof., München.
46. Collin, Dr., Schweden.
47. Decker, cand. phil., Tübingen.
48. Degenkolb, Prof. d. Rechte, Tübingen.
49. Delbrück, Prof., Jena.
50. Dieterici, Prof., Berlin.
51. Dillon, stud. phil., Dublin.
52. Dümichen, Prof., Strassburg.
53. Düntzer, H., Prof. Dr., Köln.
54. Dürr, Prof., Heilbronn.

55. Eck, stud. phil., Tübingen.
56. Egelhaaf, Dr., Gymn.-Lehrer, Heilbronn.
57. Ehemann, Prof., Hall.
58. Eifert, Pfarrer, Eningen.
59. Eimer, Prof. der Zoologie, Tübingen.
60. Elliott, Prof., Baltimore.
61. Euler, Pfarrer, Grossachsen bei Heidelberg.
62. Euting, Dr., Strassburg.

63. Fausel, Präceptor, Tübingen.
64. Fehleisen, cand. phil., Tübingen.
65. Feit, Dr., Oberlehrer, Lübeck.
66. Fell, Dr., Köln.
67. Finckh, Kaufmann, Tübingen.
68. Fischer, Herm., Dr., Stuttgart.
69. Fischer, J. G., Prof. Dr., Stuttgart.
70. Föll, Prof., Esslingen.
71. Franklin, Prof. d. Rechte, Tübingen.
72. Freihofer, Alfr., st. theol., Tübingen.
73. Frey, W., Prof., Gmünd.
74. Friderich, Rector, Reutlingen.
75. Fritzsche, Th., Dr., Oberlehrer, Güstrow.
76. Fritzsche, F. V., Prof. Dr., Rostock.
77. Fuchs, Prof., Urach.
78. Fues, cand. phil., Tübingen.
79. Fuk, Gymn.-Lehrer, Kalisch.
80. Fnack, Heinrich, stud. phil., Heidelberg.

81. Gaiser, Präceptor, Nürtingen.
82. Ganzenmüller, cand. phil., Tübingen.
83. Gaquoin, Dr., Gymn.-Lehrer, Giessen.
84. Garbe, Dr., Tübingen.
85. Gärtner, Dr. med., Tübingen.
86. Gassenmeyr, cand. phil., Stuttgart.
87. Gaupp, A., cand. phil., Blaubeuren.

88. Gebhard, Oberlehrer, Braunschweig.
89. Geib, Dr., Tübingen.
90. Geiselhart, cand. phil., Unterkirchberg.
91. Geldner, Dr., Tübingen.
92. v. Georgii, Dr., Prälat, Tübingen.
93. Georgii, Prof., Stuttgart.
94. Georgii, M., stud. iur., Esslingen.
95. Gildemeister, Prof., Bonn.
96. Glökler, Oberlehrer, Stuttgart.
97. de Goije, Prof., Leyden.
98. Goldschmidt, Prof., Strassburg.
99. Gös, Stadtschultheiss, Tübingen.
100. Gosche, Prof., Halle.
101. Gössler, Decan, Neuenstadt a. Br.
102. Gräter, Präceptor, Murrhardt.
103. Groh, Pfarrverweser, Gächingen.
104. Grünert, Max, Dr. phil., Brüx (Böhmen).
105. Gundelfinger, Prof., Tübingen.
106. v. Gutschmid, A., Prof., Jena.

107. Haas, Dr., London.
108. Halm, Prof. und Oberbibliothekar, München.
109. Harms, Schulrat, Hamburg.
110. Hartmann, cand. phil., Tübingen.
111. Haug, Gymn.-Director, Constanz.
112. Hehle, Prof. Dr., Ehingen a D.
113. Heintzeler, E., cand. phil., Tübingen.
114. Held, Rector, Ravensburg.
115. Heller, Dr. H., Berlin.
116. Henke, Prof. d. Anat., Tübingen.
117. Hermann, Lycealrector, Esslingen.
118. Hertz, Prof., Breslau.
119. Herzog, Prof., Tübingen.
120. Hirzel, P., stud. phil., Kirchheim u. T.
121. Hug, Arnold, Prof., Zürich.
122. Jäger, Postrat, Tübingen.
123. Jaenike, Dr., Rostock.
124. Jeep, Prof., Leipzig.
125. Jeitteles, A., k. k. Bibliothekar und Univ.-Docent, Innsbruck.
126. Ihne, Prof., Heidelberg.
127. Ilg, Dr., Rector, Rottenburg.
128. Jolly, Prof. d. Staatsw., Tübingen.
129. Jolly, Dr., Würzburg.
130. Jülg, Prof., Innsbruck.
131. Jungmann, Prof., Leipzig.

132. Kapff, Rector, Ludwigsburg.
133. Kapff, Reinold, Dr., Leutkirch.
134. Kapff, Prof., Ulm.
135. Kautter, cand. phil., Tübingen.
136. Kautzsch, Prof., Basel.
137. Keck, H., Gymn.-Director, Husum.

Digitized by Google

138. Kern, Oberstudienrat, Ulm.
139. Klaiber, Julius, Prof., Stuttgart.
140. Klaus, Rector, Gmünd.
141. Kleitner, Gymn.-Assistent, München.
142. Klett, Dr., Repetent, Tübingen.
143. Klüpfel, Dr., Tübingen.
144. Knapp, Herm., Dr., Esslingen.
145. Koch, Prof., Grimma.
146. Koch, A., Prof., Schaffhausen.
147. Koehler, Prof., Heidelberg.
148. Köster, E., stud. theol. et phil., Tübingen.
149. Köstlin, Prof., Tübingen.
150. Köstlin, E., Pfarrer, Belsen.
151. Kötzle, Buchhändler, Tübingen.
152. Krafft, Ephorus, Maulbronn.
153. Kraft, Prof., Stuttgart.
154. Kraut, Ephorus, Heilbronn.
155. Kränter, Gymn.-Lehrer, Saargemünd.
156. Kraz, Prof., Stuttgart.
157. Kuhn, Prof., Heidelberg.

158. Lamparter, Prof., Stuttgart.
159. Lang, Ed., Dr., Redacteur, Stuttgart.
160. Lattmann, Director, Clausthal.
161. Lattmann, stud. phil., Tübingen.
162. Lann, Prof., Oldenburg.
163. Lechler, G., cand. phil., Tübingen.
164. Lefmann, Prof., Heidelberg.
165. Lehnemann, G., cand. iur., Tübingen.
166. Leibnitz, stud. phil., Tübingen.
167. Lenze, Präceptor, Reutlingen.
168. Liebermeister, Prof. der Med., Tübingen.
169. Loth, Otto, Prof. Dr., Leipzig.
170. Lüttgert, Gymn.-Director, Lingen (Hannover).

171. Maier, Prof. am Gymnasium, Tübingen.
172. Maier, stud. iur., Tübingen.
173. Majer, Lndw., Prof., Stuttgart.
174. Maisch, Jul., stud. med., Tübingen.
175. Meyer, Lothar, Prof. d. Chemie, Tübingen.
176. Mezger, Oberpräceptor, Gmünd.
177. Mezger, Präceptor, Stuttgart.
178. Minner, Präceptor, Stuttgart.
179. Müller, H., Dr., Rector, Calw.
180. Müller, H. F., Dr., Ilfeld a. Harz.
181. Müller, Aug., Prof., Halle.
182. Müller, Wilh., Prof. am Gymnasium, Tübingen.

183. Nast, Dr., Vayhingen.
184. Neidhardt, Oberpräceptor, Stuttgart.
185. Neumann, Dr., Heidelberg.
186. Nöldeke, Prof., Strassburg.

187. Oeri, Prof., Schaffhausen.

188. Oesterlen, Prof., Stuttgart.
189. Oncken, Prof., Giessen.
190. Opitz, Oberlehrer, Naumburg.
191. v. Orelli, Prof., Basel.
192. Ortmann, Dr., Conrector, Schleusingen.
193. Ott, M., Dr., Gymnasialrector, Ehingen.
194. Ott, Prof., Rottweil.

195. Palm, Repetent, Tübingen.
196. Panlus, W., Inspector der wiss. Bild.-Anstalt Salon bei Ludwigsburg.
197. Perrin, Dr., America.
198. Pfeilsticker, Procurator, Tübingen.
199. Planck, Max, Prof., Ulm.
200. Planck, Adolf, Prof., Heilbronn.
201. Planck, Herm., stud. phil., Tübingen.
202. Pressel, Friedr., Prof., Ulm.
203. Prien, Prof., Lübeck.
204. Prym, Prof., Bonn.

205. Rapp, Adolf, Prof., Stuttgart.
206. Redslob, M., Prof. Dr., Hamburg.
207. Reiff, stud. math., Tübingen.
208. Reifferscheid, Prof., Breslau.
209. Reimer, Buchhändler, Berlin.
210. Reuschle, Prof., Stuttgart.
211. Rheinhard, Prof., Stuttgart.
212. Rieckher, Dr., Gymn.-Rector, Heilbronn.
213. Riehm, Oberpräceptor, Reutlingen.
214. Riese, Prof., Frankfurt a. Main.
215. Rösch, Prof., Heilbronn.
216. Rösch, Pfarrer, Langenbrand.
217. Roth, Carl, Dr., Stuttgart.
218. v. Rümelin, Staatsrat, Tübingen.
219. Rümelin, Dr. iur., Privatdocent, Göttingen.

220. Sachs, Prof. (mit Frau), Brandenburg a. d. Havel.
221. v. Sallwürk, E., Dr., Pforzheim.
222. v. Samson-Himmelstjern, Rittergutsbesitzer, Tübingen.
223. Sandberger, Archidiaconus, Tübingen.
224. Sandreczki, Dr., Passau.
225. Sapper, Prof., Reutlingen.
226. Sauer, Prof., Stuttgart.
227. Sauer, Oberpräceptor, Stuttgart.
228. Schall, Präceptor, Marbach.
229. Schanz, M., Prof., Würzburg.
230. Schiefner, Staatsrat, Petersburg.
231. Schiller, Studienrector, Ansbach.
232. Schimmelpfeng, Prof. Dr., Director an der Klosterschule Ilfeld a. Harz.
233. Schlottmann, Prof., Halle.
234. Schlüter, Dr., Heidelberg.

Digitized by Google

235. Schmid, Prof., Tübingen.
236. Schmidt, Erich, Dr., Würzburg.
237. Schmitt, August, Dr., Buchhändler (B. G. Teubner), Leipzig.
238. Schmitt, Herm., stud. phil., Heidelberg.
239. Schöll, Prof., Strassburg i. E.
240. Schott, A., L. A. Verweser, Leonberg.
241. Schrader, Geh. Reg.-Rat und Provinzial-Schulrat, Königsberg.
242. Schrägle, Reallehrer, Tübingen.
243. Schröder, stud. phil., Tübingen.
244. Schüppel, Prof. der Med., Rector der Universität Tübingen.
245. Schwartz, Julius, Dr., Stuttgart.
246. Seeger, Prof. d. Rechte, Tübingen.
247. Seeger, Oberpräceptor, Schwäbisch-Hall.
248. Seuffert, Dr., Würzburg.
249. Sigwart, Prof., Tübingen.
250. Socin, Prof., Tübingen
251. v. Soden, Arthur, Tübingen.
252. Spamer, stud. phil., Tübingen.
253. Stark, Hofrat, Heidelberg.
254. Steiff, cand. phil, Tübingen.
255. Stix, Prof, Rottweil.
256. Straub, Prof., Stuttgart.
257. Ströhlin, Rector, Kirchheim.

258. Teuffel, Sigmund, Gymnasialvicar, Tübingen.
259. Theobald, Adolf, Dr. phil., Hamburg.
260. Thierfelder, Prof., Dr., Rostock.
261. Thomson, cand. theol., Aberdeen.
262. Thorbecke, Prof., Heidelberg.
263. Tobler, Pfarrer, Zürich.
264. Uhlig, Director, Heidelberg.
265. Utz, Oberlehrer, Tübingen.

266. Vayhinger, Prof., Stuttgart.
267. Vogt, Privatdocent, Greifswald.
268. Votteler, Präceptoratsverweser, Heilbronn.

269. Wagner, E., Dr., Oberschulrat, Carlsruhe.
270. Warth, Präceptor, Böblingen.
271. Weizsäcker, Paul, Dr., Präceptor, Heidenheim.
272. Wellhausen, Prof., Greifswald.
273. Wendt, Director, Carlsruhe.
274. Wenzel, stud. phil., Mainz.
275. Widmann, K., Ephorus, Urach
276. Wildermuth, Prof., Dr., Tübingen.
277. Windisch, Prof., Strassburg.
278. Winterlin, August, Prof. u. Bibl., Stuttgart.
279. Wirz, Hans, Dr., Zürich.
280. Wittstock, Dr., Reudnitz-Leipzig.
281. Wizemann, Dr., Cannstatt.
282. Wolf, Stuttpfarrer, Rottweil.
283. Wright, Prof., Cambridge.
284. Wüst, Turnlehrer, Tübingen.

285. Zehetmeyr, Prof., Freising.
286. Zeller, Gymn.-Lehrer, Stuttgart.
287. Zimmer, Dr, Tübingen.
288. Zimmer, cand. phil, Tübingen.
289. Zimmermann, C. F., Dr., Gymn.-Director, Basel.
290. Zingg, Eduard, Secundarlehrer, Diessenhofen (Schweiz).

Digitized by Google

Erste allgemeine Sitzung.

Montag den 25. September 1876.

Eröffnung der Sitzung $10\frac{1}{4}$ Uhr.

Der erste Präsident, Professor Dr. W. S. Teuffel, ergreift das Wort und spricht:

Willkommen, hochgeehrte Versammlung, herzlich willkommen! Diess sei wie mein erst Gefühl so auch mein erstes Wort an Sie von dieser Stelle an dem heutigen Tage, wo ich die Ehre habe diese 31ste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu eröffnen und Sie zu begrüssen die Sie, gewiegte Vertreter der verschiedensten Zweige der Philologie an Universitäten und Gymnasien, aus Nord und Süd, Ost und West sich zusammengefunden haben um Stunden und Tage wissenschaftlicher Anregung und freundlichen persönlichen Verkehres hier zu verleben. Was diese Hochschule und diese Stadt an Sehenswürdigem in sich schliesst werden Sie mit grösster Bereitwilligkeit erschlossen finden, alle Sammlungen geöffnet, alle Institute zugänglich, zu allen durch Natur oder Geschichte besuchenswerten Punkten bereite Führer, und allenthalben freundliche Gesichter und offene Herzen. Es ist das freilich nicht viel was wir Ihnen bieten können. Indessen ist es durch das geneigte Entgegenkommen des K. Kultministeriums noch in den letzten Tagen möglich gemacht worden auch die entferntere Umgegend in den Kreis Ihrer Erholungen hereinzuziehen. Und überdiess sind Sie ja im Stande aus sich selbst zu schöpfen und haben in Ihrem Zusammensein und dem gegenseitigen Austausche von Meinungen und Erfahrungen eine reiche Quelle innerer Befriedigung; Sie werden daher leicht und gern über die mancherlei Mängel unserer Vorbereitungen und Einrichtungen hinwegsehen. Wir bewohnen nun einmal ein Landstädtchen, zwar reich gesegnet von der Natur, aber nicht allzu sehr mit Glücksgütern, und in seinen bescheidenen Dimensionen ausser Standes mit grossen Städten in einen Wettstreit sich einzulassen.

Bei einem solchen Anlasse liegt es nahe genug sich umzuschauen auf dem Boden worauf man steht und dessen Geschichte ins Auge zu fassen. Was nun davon der entfernteren Vergangenheit angehört, der römischen Zeit wie dem Beginne der neueren, darüber werden liebe Collegen und Freunde Ihnen Vortrag halten; mir gestatten Sie hinwegzusetzen über die öde weite Wüste welche sich breitet zwischen den Humanisten des 16ten Jahrh. und der Schöpfung der classischen Altertumswissenschaft durch F. A. Wolf und Ihnen einige Bemerkungen vorzutragen über die Geschichte der classischen Philologie in Württemberg überhaupt und in Tübingen insbesondere während der letzten sieben Jahrzehnte.

Zu denjenigen Ländern wo F. A. Wolfs Einwirkung am spätesten sich fühlbar machte gehört unzweifelhaft Württemberg. Durch die religiösen Kämpfe des 16ten und

Digitized by Google

17ten Jahrh. war das Studium des classischen Altertums in Abhängigkeit geraten von der Theologie; und wenn man Württemberg schon das Spanien des Protestantismus genannt hat, so verdiente es diesen Namen besonders durch die Zähigkeit womit in ihm die Theologie ihre Herrschaft zu behaupten wusste. Zwar die orientalischen Studien wuchsen allmählich heran aus der Beschäftigung mit dem A. T.; aber das Studium des Griechischen sah sich eingeengt auf die Beschäftigung mit dem Urtexte des N. T. und war in dieser Beschränkung allmählich verkümmert. Weder die geniale Tätigkeit des grossen englischen Kritikers noch der emsige Fleiss der Holländer schlug in Württemberg Wurzel, und auch als F. A. Wolf die classische Philologie durch Lehre und Vorbild zu einem Zweige der Geschichtswissenschaft erhoben hatte, zur Altertumswissenschaft, wandelte man hier zu Lande noch Jahrzehnte hindurch in den alten Bahnen weiter. Zwar fehlte es demjenigen den man den ersten Tübinger Philologen ex professo nennen kann, dem vielgewanderten und vielgewandten David Christoph Seybold aus Brackenheim (1747—1804; ord. Prof. der alten Literatur in Tübingen seit 1796) nicht an Kenntnissen und Geschmack, und vielleicht geschah es unter dem Einflusse der Wolf'schen Fortschrittsbewegung dass er (J. 1798) den Frhr. von Palm zur Stiftung eines akademischen Preises für höhere Philologie veranlasste. Auch der vom Ludwigsburger Diakonat weg zu seinem Nachfolger in der Professur der classischen Literatur berufene Karl Philipp Conz aus Lorch (1762—1827) war ein Mann von feinem Formgefühl, Weite des Gesichtskreises, ein vielseitig angeregter und anregender Dilettant, sowie dessen Nachfolger, der originelle Gottlieb Lucas Friedrich Tafel aus Bempflingen (J. 1787—1860; Professor in Tübingen 1817—1845), ein Gelehrter von umfassendem Wissen, das freilich meist unfruchtbarer Art war und der Methode ermangelte. Aber die eigentliche wissenschaftliche Schulung in classischer Philologie konnte man diese ganze Zeit über in Tübingen nicht holen, man musste sie sich mühsam durch Privatstudien erwerben, wie diess der in diesem Kreise gewiss noch vielfach in freundlichem Andenken stehende W. Bäumlein (J. 1797—1865) tat und nicht minder auch der nachherige Professor der classischen Philologie und Archäologie, Christian Ernst Walz (J. 1802—1857); oder man musste sie ausserhalb Schwabens zu gewinnen suchen, wie der langjährige Professor und Rector des Ulmer Gymnasiums und Herausgeber ciceronischer Schriften, Georg Heinrich Moser (J. 1780—1858), der sie in Holland bei Wyttenbach suchte, der geistvolle August Pauly (J. 1796—1845), der Begründer der „Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft", der sich desshalb nach Heidelberg zu Creuzer wandte, und der noch unter uns lebende hochverdiente Lehrer des oberen Gymnasiums in Stuttgart[1]), Christoph Ziegler (geb. zu Ulm 1814), der sich zu diesem Zwecke zu Gottfr. Hermanns Füssen setzte. Aber in Tübingen selbst fanden die Fortschritte welche die philologische Wissenschaft seit Wolf besonders durch G. Hermann und A. Böckh, weiterhin durch Lachmann und Ritschl machte nur sehr langsam und unter schweren Kämpfen Eingang. Nicht als ob man ihr amtlich oder grundsätzlich entgegengetreten wäre: aber die Alleinherrschaft der Theologie und der seit den Dreissiger Jahren neben ihr emporgekommenen Philosophie liess für sie wenig Licht und Luft übrig, gestattete fast nur dilettantischen Betrieb derselben und pflanzte allerlei schlimme Vorurteile. So vor Allem dasjenige welchem man in neuester

1) Im October 1876 wegen geschwächter Gesundheit in den Ruhestand getreten.

Digitized by Google

Zeit bei uns so energisch zu Leibe gieng dass man nahe daran war das Kind mit dem Bade auszuschütten, das Vorurteil dass wer als Gymnasialschüler eine im Wesentlichen fehlerfreie oder vollends gar gutlateinisch gefärbte Uebersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische, wie man das hier zu Lande nennt, ein „gutes lateinisches Argument", zu fertigen verstanden habe eben damit ein „guter Philolog" sei und sein Leben lang bleibe, daher auch zum Gymnasiallehrer aller Stufen befähigt, auch wenn er auf der Universität selbst ganz Anderes, etwa die Theologie, zum Gegenstande seiner Studien gemacht hätte. Zu dieser vorzugsweise aus theologischer Quelle geflossenen und für Theologen auch ganz erspriesslichen Vorstellung gesellte sich von Seiten der Philosophie her eine gewisse Abneigung gegen positive historische Studien und ein seltsam vornehmes Herabsehen auf die Detailforschungen welche an der Schwelle der eigentlichen Wissenschaft stehen und ohne die man in diese nicht eindringen kann, wenngleich nur die Beschränktheit sie für die Wissenschaft selbst ausgeben kann, also namentlich auch auf die sog. niedere Kritik. Wohl haben gerade die bedeutendsten Anhänger der früher herrschenden Philosophie sich immer mehr den positiven Gebieten zugewendet, haben die in jener Schule gewonnene Freiheit des Geistes in energischem Ringen mit wissenschaftlichen Stoffen betätigt, mit Veraltetem aufgeräumt, neue Gesichtspunkte und Methoden eröffnet, und eine Reihe von Abzweigungen der Geschichtswissenschaft, ferner die Aesthetik, Statistik, teilweise auch die Medicin, hat diese befruchtende Einwirkung zu ihrem Heil erfahren. Aber diese Auffassung des Verhältnisses zwischen Speculieren und wissenschaftlichem Arbeiten ist keineswegs zur herrschenden geworden. Nicht nur dass der Tross unverdrossen weiter speculierte, die alten Geleise immer von Neuem austrat, aus seinem Speculieren für seine Selbstzufriedenheit und Bequemlichkeit erwünschte Nahrung sog und über positive Studien sich erhaben dünkte: auch ganz ernsthafte, gediegene und höchst intelligente Männer, die auf andern Gebieten, etwa der Mathematik und Geschichte, streng auf Exactheit halten, die aber in ihrer Jugend unter dem Einflusse solcher Anschauungen standen, empfinden ein wahres Grauen vor methodischer Textkritik, lassen sich einen beliebigen Text gefallen als wäre er inspiriert, und fühlen entfernt kein Bedürfniss das oberste Gesetz aller historischen Wissenschaft, das Zurückgehen auf die ältesten Quellen, auch auf diesem Felde in Anwendung zu bringen oder auch nur anzuerkennen, in dieser ihrer Stimmung bestärkt durch manche Beispiele von einseitigem, mechanischem und geistlosem Betreiben dieser an sich unerlässlichen Tätigkeit. Aber abusus non tollit usum.

Aus diesen theologisch-philosophischen Vorurteilen floss dann das weitere, dass gründlich und specifisch philologisch gebildete Lehrer für die Schule eher schädlich als wünschenswert seien, während sie doch nur für das Fortschleppen des alten Schlendrians gefährlich werden können.

Alle diese Vorurteile aber übersetzten sich nur allzu sehr auch in die Praxis. Sie machten abgeneigt gegen alle Zugeständnisse an die neue Entwicklung der Philologie, gegen die Mitwirkung akademischer Vertreter dieser Wissenschaft bei den Prüfungen für das philologische Lehramt, ja gegen das selbständige Studium der Philologie überhaupt, und Alles was in dieser Hinsicht heute bei uns erreicht ist trägt ein neues Datum, musste Schritt für Schritt erkämpft werden und ist jetzt noch vor Rückschlägen nicht vollkommen gesichert.

Am deutlichsten tritt dieser Verlauf zu Tage an den Einrichtungen einer dieser

Digitized by Google

Universität eigentümlichen, um ihrer früheren Leistungen willen mit Recht berühmten Anstalt, bekannt unter dem kurzen Namen „das Stift“. So oft seit dem Anfange unseres Jahrhunderts darauf hingewiesen wurde dass sein erlauchter Gründer, der edle Herzog Christoph von Württemberg, dasselbe nicht blos, wie sein offizieller Name besagt, zu einer Pflanzstätte evangelischer Theologen bestimmt habe, sondern auch für die Heranbildung eines höheren Lehrerstandes, so wollte es doch andern Fächern als der Philosophie, welche sich in der bescheidenen Rolle einer Dienerin der Theologie einzuschleichen und festzusetzen gewusst hatte, nicht gelingen darin Aufnahme und Anerkennung zu finden. Diess war minder schädlich so lange das Studium darin über 5 Jahre sich erstreckte und die Theologie an die Arbeitskraft eines jungen Mannes sehr mässige Anforderungen stellte. Als aber Letzteres sich geändert hatte und die Studienzeit auf 4 Jahre herabgesetzt war trat das Unleidliche der bestehenden Einrichtungen immer stärker hervor. Wer einmal, vielleicht durch äussere Verhältnisse genötigt, in die Anstalt aufgenommen war musste, auch wenn er gar nicht im Sinne hatte jemals in den Kirchendienst zu treten, sondern Lehrer zu werden, alle vorgeschriebenen philosophischen und theologischen Vorlesungen mithören, alle angeordneten Arbeiten und Uebungen aus diesen Gebieten mitmachen, schliesslich die erste theologische Dienstprüfung bon gré mal gré erstehen, und sah sich für die Vorbereitung auf den Beruf dem er sein Leben zu weihen entschlossen war, ausser der Zeit die er sich durch angestrengten Fleiss im Laufe der philosophischen und theologischen Studienjahre erübrigte, auf die Bewilligung eines weiteren Studienjahres nach seiner theologischen Dienstprüfung hingewiesen. Nur eine Konsequenz dieser Einrichtungen war es dass Theologen (bezw. Philosophen) ohne viel Schwierigkeit in allen philologischen Lehrstellen, bis hinauf zu den akademischen, unterkamen, zumal wenn sie der orthodoxen Theologie sich unbequem gemacht hatten, und dass die Prüfung für das philologische Lehramt, mit Ausschluss der Universitätslehrer abgehalten hauptsächlich von Gymnasiallehrern, die damit eine Art Cooptationsrecht ausübten, vorzugsweise aus Uebersetzungen in die alten Sprachen und aus Lehrproben bestand, specifisch philologische Studien aber weder verlangte noch voraussetzte. Vergebens wurde viele Jahre hindurch gegen diese veralteten Einrichtungen Sturm gelaufen in der Presse und akademischer Seits auf amtlichen Wegen: die verbündete theologisch-juristische Bureaukratie hörte Alles gleichmütig an und rührte sich nicht. In der Presse waren besonders Bäumlein und Schnitzer im Sinne der Reform tätig, jener durch seine „Ansichten über gelehrtes Schulwesen, mit besonderer Beziehung auf Württemberg“ (Heilbronn 1841), dieser durch eine Flugschrift und zahlreiche Aufsätze und Anzeigen in Jahns Jahrbüchern[1]) und in Magers pädagogischer Revue, und auch Walz, in seiner im Druck erschienenen Inauguralrede[2]), kämpfte mit Lebhaftigkeit an gegen das „Grunddogma der württembergischen Glaubenslehre“, dass ein Stiftler, und vollends gar ein Stiftsrepetent, Alles von selbst verstehe. Als diese Männer, des langen erfolglosen Kampfes müde, endlich schwiegen, traten Angehörige der jüngern Generation an ihre Stelle; und zwar schlugen wir — mein frühvollendeter College und Freund Schwegler und ich selbst

1) z. B. XXVI. S. 238 ff. XXXIII. S. 230—236.

2) Ueber den gegenwärtigen Zustand der Altertumswissenschaft, mit besonderer Beziehung auf Württemberg, Tübingen 1841. Vergl. Jahns Jahrbb. XXXIII. S. 237 ff.

Digitized by Google

— hiebei den mehr Wirkung versprechenden amtlichen Weg ein. In zahlreichen Eingaben aus den J. 1852—1856[1]) machten wir Vorstellungen, stellten Anträge, legten formulierte Plane und Entwürfe vor, und wenn es schien als wollte man die Sache einschlafen lassen, so kamen wir unermüdlich mit Monitorien. Dabei pflegten wir warme Unterstützung zu finden nicht nur bei unserem älteren Collegen Walz sondern überhaupt beim akademischen Senat, und auch beim hohen Ministerium, dessen damaligem Chef, dem Frhrn. von Wächter-Spittler, wie dessen Referenten, dem O.-R.-R. Schmidlin, stets willfähriges Gehör. Träger des Widerstandes gegen alle diese Forderungen waren hauptsächlich zwei Männer, die, obwohl von sehr ungleichartiger Denkweise und von ganz verschiedenen Beweggründen geleitet, hierin, wie auch in dem erfolgreichen Bemühen das Griechische seines obligatorischen Charakters für das Gymnasium bei uns zu entkleiden, einträchtig zusammenwirkten: der Director des Studienrats, der Jurist Hermann Knapp, und der uns Allen wohlbekannte Prälat Roth, Beide längst nicht mehr unter den Lebenden weilend und der Geschichte angehörig. Wenn bei Knapp der leitende Gesichtspunkt ohne Zweifel das Bestreben war von der Lenkung des höheren Schulwesens möglichst wenig aus der eigenen Hand zu geben, so gieng dagegen Roth von der für ihn feststehenden Idee aus dass Theologie und Philologie notwendig im Ganzen und in den einzelnen Personen unzertrennlich verbunden sein müsse, dass daher ein eigenes philologisches Studium gar keine Berechtigung habe, eine Idee die zwar Unmögliches wollte, von ihm aber mit der ihm eigenen Ausdauer und dem rücksichtslosen Eifer, womit er in anderen Dingen und Verhältnissen so viel Gutes gestiftet hat, durchgeführt wurde, so dass er als Mitglied des Studienrates bereitwillig die Hand bot zu Allem was zur Niederhaltung des philologischen Studiums auf der Universität dienen konnte. Eine eigentümliche Fügung war es dass, nachdem die beiden teils wegen allzugrosser Verschiedenheit teils wegen allzugrosser Gleichheit schlechterdings nicht zusammentaugenden Männer gründlich entzweit waren und Roth hatte weichen müssen, er einen Sitz für seine letzten Lebensjahre und tatkräftige Unterstützung suchte und fand eben auf der Universität und in der Wirksamkeit als akademischer Lehrer der classischen Philologie die er zuvor, als Mitglied des Studienrats, so viel an ihm lag, wenn auch im besten Glauben, behindert und geschädigt hatte, und dass er hier wiederum zusammentraf mit demjenigen Manne welcher innerhalb des Studienrats jenen Bestrebungen (besonders so weit sie auf Zurückdrängung des Griechischen gerichtet waren) nach Kräften, wenn auch vergeblich, entgegengewirkt hatte, mit dem nun gleichfalls verstorbenen trefflichen Hirzel.

Diese Kräfte des Widerstandes konnten vermöge ihrer amtlichen Stellung den Fortschritt zum Bessern aufhalten, ihn zu verhindern vermochten sie nicht. Dazu war das k. Ministerium zu unparteiisch und zu einsichtig. Ein Ministerialerlass vom 30. Oktober 1853[2]) bestimmte dass von den jährlich in das höhere evangelische Seminar und in das Wilhelmsstift aufgenommenen Zöglingen einer dem Bedürfnisse des Lehrerstandes entsprechenden Anzahl (bei jenen vorerst nicht über 5—6, bei diesen nicht über 3) Gelegenheit gegeben werden solle auf ein höheres Lehramt, entweder an humanistischen oder an realistischen Bildungsanstalten, sich methodisch vorzubereiten. Zu diesem Zwecke

1) Besonders in Berichten vom 3. August 1853 und 25. Mai 1855.

2) An den akademischen Senat mitgeteilt als Nr. 3377; im Regierungsblatt des Jahres fehlt er.

Digitized by Google

wurde für dieselben eine tunliche Ermässigung in Bezug auf das theologische Studium angeordnet, indem sie von dem Besuch einzelner minder wesentlicher theologischer Vorlesungen entbunden wurden; für seltenere Ausnahmsfälle wurde auch völlige Enthebung vom theologischen Studium in Aussicht gestellt. Ueberdiess wurde zur Prüfung der Lehramtscandidaten die Bildung von Commissionen zugesagt die aus Universitätslehrern und Beauftragten des Studienrats zusammengesetzt sein sollten, eine Bestimmung die freilich, trotz allem Mahnen und Drängen von akademischer Seite, Jahre lang unausgeführt blieb, bis endlich im J. 1857 ein bisheriges Mitglied der leitenden Behörde selber unter die akademischen Lehrer eintrat, worauf die Sache rasch in Fluss kam.

Mit jenem Ministerialerlasse war wenigstens ein erster Schritt geschehen zur Befreiung des philologischen Studiums aus der Umklammerung durch die Theologie und damit zur Schaffung eines selbständigen philologischen (und realistischen) Lehrerstandes mit methodischer wissenschaftlicher Vorbereitung. Aber indem derselbe die Verbindung von philologischem (bezw. realistischem) Studium mit dem theologischen als Regel festhielt war damit ein Zustand geschaffen bei welchem weder die Theologie noch die Philologie auf die Dauer sich beruhigen konnte. Auch die darin durchgeführte vollständige Gleichbehandlung beider Confessionen musste, bei der wesentlichen Verschiedenheit der beiderseitigen Verhältnisse, auf grosse Schwierigkeiten stossen und sich als unmöglich erweisen.

Beides besserte ein Ministerialerlass des kürzlich verewigten Golther, vom 30. August 1866[1]), welcher lediglich das Studium der Lehramtscandidaten innerhalb des Stifts neu regelte, die völlige Enthebung vom Studium der Theologie etwas erweiterte und erleichterte und den Betreffenden am Schlusse ihres vierjährigen Seminarcurses die Erstehung einer Lehramtsprüfung zur Pflicht machte, während ein streng auf dem Grundsatze des Doppelstudiums beruhender Erlass für die Zöglinge des (katholischen) Wilhelmsstifts unterm 14. Juli 1868 nachfolgte. Jene Verfügung vom J. 1866 blieb fast 10 Jahre in Geltung, bis sie unterm 2. März d. J. durch eine andere ersetzt wurde, welche eine erhebliche Umgestaltung derselben enthält. Diese neueste Verordnung an dieser Stelle einer Kritik zu unterwerfen kann unmöglich meine Aufgabe sein; doch kann ich nicht umhin die Besorgniss auszusprechen dass der durch sie erstrebte, ohne Zweifel wohlgemeinte und berechtigte Zweck auf dem darin eingeschlagenen Wege nicht erreicht, wohl aber manches im letzten Jahrzehnt Errcichte wieder gefährdet wird.

Werfen wir zum Schlusse noch einen kurzen Blick auf das hier bestehende philologische Seminar. Gegründet wurde es im J. 1838, so ziemlich als das letzte unter den derartigen Instituten Deutschlands; aber lange Zeit hindurch wollte es ihm nicht gelingen sich in die rechte Achtung zu setzen, so dass z. B. ich selbst, trotzdem dass ich mit dem festen Entschlusse classische Philologie zu studieren die Universität und das Stift bezogen hatte, mich nicht bemüssigt fand in dasselbe als Mitglied einzutreten, und noch am 14. Mai 1853 der K. Studienrat, freilich damals schon anachronistisch, den Vorschlag machen konnte dasselbe wieder aufzuheben. Inzwischen waren aber jüngere Kräfte in ihm tätig geworden und trat nun das Bedürfniss ein auch die Statuten der Anstalt zu verjüngen. Diess geschah im J. 1854, und die damals getroffenen Bestimmungen

1) Regierungsblatt 1866, S. 230–234.

Digitized by Google

sind auch heutigen Tags in allem Wesentlichen noch in ungeminderter Giltigkeit. Sie unterscheiden sich von den anderswo bestehenden Einrichtungen hauptsächlich in viererlei Dingen. Einmal schon äusserlich darin dass in dem hiesigen philologischen Seminar die aktive Teilnahme an den mündlichen und schriftlichen Uebungen nicht auf eine kleine Anzahl ordentlicher Mitglieder beschränkt ist, sondern jeder Philologie Studierende alsbald ordentliches Mitglied werden kann, weil diese Eigenschaft nicht für sich selbst schon einen Anspruch auf Stipendien begründet. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder hat daher in den letzten Jahren zwischen 40 und 50 geschwankt, auch wohl letztere Zahl überschritten, so dass eine Teilung in zwei Kurse erforderlich wurde; und dazu kommen in der Regel noch viele ausserordentliche, gar nicht oder nur teilweis active, sonst nur zuhörende, Mitglieder. Zweitens stehen bei uns auch Lehrübungen im hiesigen Gymnasium in unmittelbarer organischer Verbindung mit den andern Uebungen, wenn auch nur für die älteren Mitglieder.[1]) Drittens wird bei uns nicht lateinisch gesprochen, aus dem Grunde weil erfahrungsgemäss dies für eine sachlich eingehende selbständige Behandlung des Lehrstoffes bei den allermeisten Teilnehmern hinderlich ist und die Erörterung in die Bahn conventioneller entlehnter Wendungen treibt, ohne doch einen erheblichen formellen Gewinn einzutragen. Dafür halten wir eigene schriftliche Uebungen im lateinischen und griechischen Stil.[2]) Endlich wird bei uns die Textkritik zwar, wie sich von selbst versteht, gleichfalls gepflegt, und zwar sowohl in schriftlichen wie in den mündlichen Uebungen, aber nicht ausschliesslich, nicht so als ob die classische Philologie in ihr allein bestünde, indem wir davon ausgehen dass das philologische Seminar nicht vorzugsweise akademische Lehrer der classischen Philologie heranzubilden hat, sondern zum weit überwiegenden Teile Gymnasiallehrer. Von dem entgegengesetzten Verfahren würden wir den Nachteil befürchten dass der junge Philolog, wenn er nachher junger Schulmann wird, beide Kreise nicht gehörig auseinanderzuhalten verstünde und als Schulmann unzeitig den Philologen spielte wie als Philolog den Schulmann. Als Philolog den Schulmann — indem er darauf ausgienge die Texte der alten Schriftsteller zu behandeln wie Schülerarbeiten, mit dem hauptsächlichen Absehen auf Entdeckung und Berichtigung von Fehlern; und als Schulmann den Philologen, — sofern er mit seinen Schülern mit Vorliebe Textkritik treiben würde, und darüber die Nutzbarmachung des Unterrichts für die gesammte geistige Bildung seiner Schüler — neben der Schärfung des Verstandes auch Stählung des Willens, Veredelung des Gemütes und Läuterung des Geschmackes — nicht zu ihrem vollen Rechte käme.

Aus allem Dargelegten wird wohl klar geworden sein warum zu dem Vielen was Sie hier nicht finden werden namentlich auch eine eigene Tübinger Philologenschule gehört. Dagegen hoffe ich dass die in den letzten Jahrzehnten von hier ausgegangenen Gymnasiallehrer nicht nur neben ihren älteren Kollegen sondern überhaupt neben denen in den übrigen Provinzen des deutschen Reiches sich wohl sehen lassen dürfen.

Es ist mir noch übrig, ehe ich das Wort an andere Redner abtrete, einer schönen Sitte dieser wie anderer Versammlungen zu genügen, der Sitte bei ihren Zusammen-

1) Vgl. Verhandlungen der Innsbrucker Philologenversammlung S. 114 ff. 126 ff.
2) Vgl. K. Eichhoff, in Masius' Jahrbb. 114, S. 287.

Digitized by Google

künften, gleichsam an ihren Geburtstagen, Umschau zu halten über die Angehörigen welche das verflossene Jahr aus ihrem Kreise geraubt hat.

An deren Spitze ist zu erwähnen der am 22. Oktober 1875 gestorbene Franz Ritter in Bonn, ein treuer fleissiger Arbeiter auf dem Felde der classischen Philologie, der besonders in der Literatur des Horaz und des Tacitus mit Achtung genannt zu werden verdient.

Anfangs November v. J. aber starb jählings ein Mann den ich hier nennen müsste auch wenn er mir nicht ein so herzlich lieber, in allen Lagen des Lebens erprobter unvergesslicher Freund gewesen wäre, Dr. Moriz Aberle, Professor an der katholisch theologischen Fakultät der hiesigen Hochschule. Denn er war ein Philolog wie nur je einer an einer Universität oder einem Gymnasium gewirkt hat, ein Lieblingsschüler von Bäumlein, als dieser Rector in Biberach war, und sein Leben lang diesem Lehrer seiner Jugend dankbar und anhänglich geblieben, später selbst auch mehrere Jahre lang Lehrer an einem oberen Gymnasium (zu Ehingen), welche Jahre er oft als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet hat; zudem mit der griechischen und römischen Literatur, auch der sog. profanen, in einem Umfange vertraut wie sehr wenige Philologen von sich rühmen können, zuletzt besonders mit Josephus aufs Gründlichste beschäftigt; auch literarisch hat er unsere Fächer nicht blos gestreift[1]), aus Anlässen wie sie ihm sein Hauptfach, die Einleitung in das N. T., darbot.

Am Ende des J. 1875 verschied ferner ein Schulmann dessen Name in dieser Versammlung wehmütig freundliche Erinnerungen wecken wird, Rudolf Dietsch († 30. Dezbr. 1875, 62 J. alt), welcher, bevor das Auge seines Geistes umflort wurde, nicht leicht auf einer dieser Versammlungen fehlte und mit seiner herzgewinnenden Biederkeit und seinem Humor sie belebte und erheiterte; dabei verdienstvoll als Herausgeber des Sallust und mancher geschichtlichen Lehrbücher, lange Jahre hindurch auch Redakteur (bzhgsw. Mitredakteur) der Jahrbücher für classische Philologie.

Der Anfang des laufenden Jahres schlug den orientalischen Studien eine tiefe Wunde durch den Tod unseres berühmten Landsmannes Julius Mohl (geb. 25. Okt. 1800 zu Stuttgart, † 4. Jan. 1876 zu Paris), um welchen zwei in ihren Gefühlen sonst vielfach auseinandergehende Nationen wetteifernd trauern. Ohne dem Lande seiner Geburt jemals untreu zu werden hat er es verstanden in seinem zweiten Vaterlande sich Verehrung, Vertrauen und Liebe zu erwerben in einem Masse wie es an seinem Grabe so rührend zu Tage trat.

Wenige Tage darauf starb in der Metropole des deutschen Reichs ein Gelehrter der durch Geist, Geschmack und vielseitige Bildung manchfach anregend gewirkt hat, wenn auch die Ergebnisse die er selbst zog selten für haltbar gelten können, der Verfasser der Ariadne, der Schriften über Archytas, die römische Elegie, des Minos und Aeacus, einer Geschichte der neueren deutschen Literatur u. A., Otto Friedrich Gruppe (geb. 15. April 1804, † 7. Jan. 1876).

Im März d. J. verschieden der Germanist Johannes Falke, Archivar am Hauptstaatsarchiv zu Dresden, sowie in Berlin 73 J. alt der Director des dortigen Friedrich-

---

1) In seinen Abhandlungen über das Geburtsjahr Christi, über senatorische und kaiserliche Provinzen u. dgl., in der Tübinger Quartalschrift, Jahrg. 1865, 1868, 1874.

Digitized by Google

Wilhelms-Gymnasiums Carl Ferdinand Ranke, welcher besonders durch seine Schrift Pollux et Lucianus (1831. 4.) und seine Vita Aristophanis (vor B. Thiersch's Ausgabe des Plutus, Lips. 1830) sich rühmlich bekannt gemacht hat.

Im Mai d. J. verlor Bonn zwei hervorragende Spezialisten, beide zugleich die Senioren ihres Faches, den Sanskritaner Christian Lassen († 8. Mai) und den Begründer einer wissenschaftlichen Grammatik und Lexikographie der romanischen Sprachen, Dr. Friedrich Diez (geb. 1798), woran sich wenige Wochen später (18. Juli) ein weiterer schmerzlicher Verlust für Bonn anreihte, der des Germanisten Carl Joseph Simrock (geb. 1802), zugleich sinniger Dichter und geschmackvoller Uebersetzer (bes. der Nibelungen).

Anfangs Juni aber starb zu Ragaz in noch rüstigem Alter ein Landsmann und einstiger Schüler von mir, der durch sein eminentes Gedächtniss und Talent für Sprachen bekannte Orientalist Martin Haug, Professor in München (geb. 30. Jan. 1827 zu Ostdorf bei Balingen, † 3. Juni 1876).

Einen anderen bedeutenden Gelehrten verlor Baiern erst in den letzten Wochen, den auch wegen der Gediegenheit seines Charakters hochgeachteten Germanisten Rudolf von Raumer (geb. 1815 zu Breslau, † 30. August 1876 als ordentlicher Professor in Erlangen). Welche massgebende Rolle er auf dem Gebiete der deutschen Orthographie spielte ist noch in unser aller frischer Erinnerung.

Ausserhalb Deutschlands starben folgende Fachgenossen. Am 28. Mai Groen van Prinsterer (geb. 1801), den Philologen bekannt besonders durch seine Erstlingsschrift Prosopographia platonica (Lugd. Bat. 1823), aber zugleich auch Jurist, Historiker und Staatsmann, der reichbegabte und reichbegüterte Führer der christlichconservativen Partei in Holland. Ferner am 14. Juli bei Dublin 78 J. alt der originelle James Henry, welcher, ursprünglich Arzt, allmählich sein reges geistiges Interesse und seine nicht unbedeutenden Mittel concentrierte auf den von ihm hochverehrten Vergil. Seine werktätige Begeisterung für diesen Dichter teilte seine im Tod ihm vorausgegangene treffliche und kenntnissreiche Tochter Katharina, mit welcher zusammen er halb Europa zu Fusse durchwanderte, überall womöglich Vergilhandschriften vergleichend. Auch hier in Tübingen fand sich das wackere Paar wiederholt ein und gewann sich Freunde. Die Ausbeute seiner Vergilstudien veröffentlichte Henry besonders in zwei grösseren Werken, seiner (von ihm selbst auszugsweise auch ins Deutsche übersetzten) zwölfjährigen Entdeckungsreise für Vergil*) und in den Aeneidea (Vol. I, 1873), für deren Fortsetzung er nach einer brieflichen Mitteilung an mich (vom 24. Aug. 1875) auch testamentarisch Sorge getragen hat. Endlich starb am 19. August in Aleppo der Assyriologe George Smith, auf der Rückreise in die Heimat, der er die reichen Funde und Entdeckungen die er an Ort und Stelle gemacht hatte vorführen zu dürfen sich freute.

Wenn auch die meisten der genannten Männer selbst dafür gesorgt haben dass ihr Name nicht so bald schwinde aus dem Gedächtnisse ihrer Fachgenossen, so wollen doch auch wir in unserem Teile dieser unserer Todten dankbar gedenken und damit uns

*) Notes of a twelve years' voyage of discovery in the first six books of the Eneis, by J. Henry, Dresden 1853.

Digitized by Google

selbst ein Anrecht darauf erwerben dereinst von den uns Ueberlebenden in treuem Andenken behalten zu werden.

Aber wenden wir uns von den Todten zurück zum Leben und der unmittelbaren Gegenwart und zu den Geschäften, und hören wir zunächst die uns zugedachten freundlichen Begrüssungen. Se. Magnificenz der Kanzler der Universität, Hr. Staatsrath v. Rümelin hat das Wort.

Staatsrath von Rümelin. Hochgeehrte Versammlung! Der Herr Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens, welcher bedauert nicht selbst heute hier anwesend sein zu können, hat mir den ehrenvollen Auftrag erteilt, an seiner Stelle im Namen der Königl. Staatsregierung die gegenwärtige Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in unserem Land und in diesen Räumen zu begrüssen und herzlich willkommen zu heissen. Insbesondere bin ich angewiesen zur Kenntniss der geehrten Versammlung zu bringen dass Seine Majestät, unser gnädigster König, ihren Aufgaben und Bestrebungen ein warmes Interesse zuwendet und ihren Beratungen den besten Erfolg wünscht.

Erlauben Sie, dass ich an diese Vollziehung des mir gewordenen hohen Auftrags noch einige Worte anfüge.

Sie haben beim Eintritt in dieses Haus an den Wänden der unteren Halle die Büsten von „sieben Schwaben“ aufgestellt gesehen, von sieben Söhnen unserer Heimat, auf die wir mit gerechtem Stolze blicken, deren Bilder wir als den würdigsten Schmuck einer akademischen Aula unseres Landes betrachten. Es sind darunter drei Dichter, Schiller, Uhland, Wieland, zwei Philosophen, Schelling und Hegel, ein Astronom und Mathematiker, Johann Kepler, und ein Künstler, der Bildhauer Dannecker. Ein Philolog ist nicht dabei; wir wussten keinen, den wir in seinem Fach so hoch hätten stellen können, als die genannten Männer in den ihrigen. Die Gründe hievon hat uns soeben der Herr Präsident klar genug dargelegt. Unter den hervorragenden Männern, an deren Namen sich die Entwicklung der alten Schulphilologie zu einer grossartigen Sprach- und Alterthumswissenschaft knüpfte, ist zwar ein Schwabe, der Sohn unseres Nachbarlandes, August Böckh, aber kein Württemberger zu finden.

Gleichwohl wäre, wie mir scheint, der Schluss hieraus nicht berechtigt, dass sich die philologischen Studien nicht auch in unserem Lande einer eifrigen Pflege zu erfreuen hätten. Wie die Fremden die in unser Land kommen hier zwar keine von jenen gefeierten landschaftlichen Schönheiten finden, die das Ziel der Touristen bilden, wohl aber viele anmutige Thäler mit frischen Wiesen und fruchtbaren Feldern, mit wald- und rebenumkränzten Hügeln, keinen grossen Strom, aber viele kleine Flüsse, Bäche und Quellen, so ergeht es uns auch mit manchen Wissenszweigen und, wie ich glauben möchte, auch mit der Philologie. Grosse Philologen haben wir nicht aufzuweisen, wohl aber viele kleine. Ja wenn es auf die Menge ankäme, so könnte ich vielleicht den statistischen Beweis antreten, dass wir in der Zahl philologischer Lehrer und humanistisch gebildeter Schüler alle anderen deutschen Länder übertreffen. Man rechnet es bei uns zu den Gegenständen des sogenannten berechtigten Particularismus, dass neben einer mässigen Zahl von Gymnasien das Zehnfache an Lateinschulen besteht, dass eine solche fast in keinem Landstädtchen fehlt und dass jährlich troz der Concurrenz gleich zahlreicher kleiner Realschulen Hunderte von Schülern zu gewerblichen Berufsarten mit einem kleinen Schulsack humanistischer Bildung übergehen, den sie mit keinem andern vertauschen würden. Ich halte den Bestand

Digitized by Google

dieser Lateinschulen für eine gegebene Tatsache, mit welcher Jeder, der über die Organisation unseres höheren Schulwesens urteilen will, in erster Linie zu rechnen hat. Allein diese kleinen Institute haben augenscheinlich in neuerer Zeit, gegenüber von dem ebenso in die Breite wie in die Tiefe gehenden Wachstum der Philologie, sowie von den stetig gesteigerten Ansprüchen sonstigen Unterrichts, einen misslichen und gefährdeten Stand. Es ist für ihre Lehrer schon schwer, über die Fortschritte des philologischen Wissens auch nur im Allgemeinen orientiert zu bleiben, noch viel schwerer aber, aus diesem reichen Schatz dasjenige auszuwählen, was auch für ihre Schulen fruchtbar werden kann. Es ist eine Lebensfrage für diese Schulen, dass ihre Lehrer die Fühlung mit der philologischen Wissenschaft nicht verlieren. Aber eben diese Fühlung nun, wie sollte sie leichter und angenehmer zu gewinnen oder zu erhalten sein, als im lebendigen und persönlichen Verkehr mit so vielen Berufsgenossen und Meistern des Fachs aus allen deutschen Gauen? Und so gestatten Sie mir aus den mancherlei Betrachtungen, zu welchen meine Worte vielleicht eine Einleitung bilden könnten, nur die Eine Schlussfolgerung hervorzuheben, dass für uns zu den allgemeinen und überall zutreffenden Gründen, sich Ihrer Gegenwart zu erfreuen, noch besondere und eigentümliche hinzutreten, dass Sie uns desshalb auch nicht blos einfach, sondern doppelt willkommen sind.

Der erste Präsident. Das Wort hat nunmehr Hr. Professor Dr. Schüppel, d. Z. Rector der Universität Tübingen.

Prof. Dr. Schüppel. Hochgeehrte Herren! Werthe und liebe Gäste! Die Universität Tübingen, in deren Hallen sie jetzt versammelt sind, ruft Ihnen durch mich, den gegenwärtigen Rector, herzlichen Gruss und Willkommen entgegen. Wir, d. h. die Glieder der Universität, die lehrenden wie die lernenden, aus allen Semestern, sind hocherfreut, uns einer Schaar von Männern gegenüber zu sehen, welche zu den Hochschulen des deutschen Landes in der allernächsten und lebendigsten Beziehung stehen, nicht nur vermöge ihres Bildungs- und Studienganges, sondern auch, und wohl noch mehr, vermöge der Tätigkeit, welche sie draussen in den verschiedensten Kreisen des Lebens zu entfalten berufen sind. Der Sprachgelehrte von Fach mag sich dem Gefühle berechtigten Stolzes hingeben, wenn er auf die versammelten Vertreter seiner Wissenschaft hinblickt, auf jene Männer, welche ihrem Wissens- und Forschungsgebiete von Jahr zu Jahr weitere Grenzen ausstecken, welche mit den übrigen oft weit abliegenden Gebieten menschlichen Wissens zahlreiche und fruchtbringende Anknüpfungspunkte aufzufinden verstehen, und welche dem von Alters her angebauten Boden mit unermüdlichem Fleisse stets neue und köstliche Frucht abzugewinnen wissen. Ich für meinen Teil stehe der Philologie zu fern, um einer solchen mehr sachlichen Würdigung des Faches mit der wünschenswerten Selbständigkeit des Urteils folgen zu können. Um so lebhafter bewegt mich bei Ihrem Anblick das Gefühl der Pietät, der dankbaren Anhänglichkeit. Ich erblicke in der überwiegenden Mehrzahl von Ihnen die Lehrer der gesammten akademischen Jugend, in dem einen oder andern Sinne. Es ist mir dabei, als sehe ich mich in den Kreis meiner ehemaligen Lehrer versetzt, und ich vergegenwärtige mir, dass der angehende Student die Befähigung zu den höheren akademischen Studien jeder Art und Richtung zum besten und grössten Teil der Beschäftigung mit den Sprachen, zumal den alten klassischen Sprachen, zu verdanken hat. In der That, meine Herren, schon von diesem einen Gesichtspunkte aus, dem sich leicht andere gleichwerthige anreihen liessen, erscheinen Sie mir als die Träger

Digitized by Google

einer eminenten Culturaufgabe. Und wenn wir mit Recht in den Universitäten den Centralherd alles wissenschaftlichen Lebens, dieses wichtigsten Factors der gesammten modernen Cultur, erblicken, so dürfen Sie, meine Herren, stolz darauf sein, dass in Ihre Hand vor allem die Aufgabe der Vorbereitung unserer heranwachsenden Jugend zum Universitätsstudium gelegt ist. Bisher haben die Philologen, haben die Humanisten diese ihre Aufgabe mit Glück und Erfolg gegen eine mächtig widerstrebende Richtung der Neuzeit festgehalten; — dass ihnen dies auch in der Zukunft gelingen möge, wie es Jahrhunderte lang gelungen ist, das wünscht mit mir ein Jeder, welcher sich der Lehre und geistigen Zucht des humanistischen Gymnasiums gleich mir noch in seinen Mannesjahren dankbar erinnert. In dieser pietätvollen Gesinnung rufe ich Ihnen noch einmal zu: Willkommen an der Universität Tübingen!

Der erste Präsident. Endlich gebe ich noch das Wort an Hrn. Gös, Stadtschultheiss von Tübingen.

Stadtschultheiss Gös. Meine Herren! Als Vertreter der Stadt, in welcher Sie heute tagen, biete ich Ihnen den Willkommgruss der Einwohnerschaft Tübingens. Seien Sie überzeugt dass die Vaterstadt Ludwig Uhland's, des Mannes den Sie mit uns wohl auch den Ihrigen nennen dürfen, dass Tübingen, dessen Gedeihen wesentlich auch von der Blüte der humanistischen Wissenschaften abhängt, Ihren Bestrebungen freundlich entgegenkommt, und dass ich im Sinn der ganzen Einwohnerschaft spreche, wenn ich Ihnen ein herzliches Salve! zurufe.

Der erste Präsident dankt den Vorrednern für ihre freundlichen Begrüssungen und erklärt die 31. Versammlung der Deutschen Philologen und Schulmänner für eröffnet. Auf seinen Vorschlag werden als Schriftführer bestellt die Herren H. Bender und H. Flach aus Tübingen, A. Eussner aus Münnerstadt, C. Wagener aus Bremen. Sodann nennt er die der Versammlung gewidmeten Festschriften, nämlich

1. Zur Begrüssung der XXXI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Inhalt: I. Die horazische Lyrik und deren Kritik. Von W. S. Teuffel. II. Die nominale Reduplication im Griechischen von Ferd. Baur, Tübingen. Druck von Ludw. Frdr. Fues 1876. 36 S. 4.
2. Philologos Germaniae Tubingae congressos omni qua par est observantia salutat philosophorum ordo Tubingensium. Inest Ludovici Schwabii de Musaeo Nonni imitatore liber. Tubingae L. Fr. Fues typis descripsit a. MDCCCLXXVI. 85 pp. 4.
3. Zur Begrüssung der Versammlung der Orientalisten in Tübingen u. s. w. Ueber Yaçna 31 von Dr. Rudolf Roth, Tübingen, gedruckt bei Heinrich Laupp. 1876. 31 S. 4.
4. Ἑτεοστεψίας βιβλίον τρίτον. Carminis ab Alberto Kunio compositi librum III e codice Tubingensi edidit Jo. Flach. Tubingae ex off. L. Fr. Fues 1876. 19 pp. 4.

Auch erwähnt er dass eine grössere Anzahl Exemplare der Statuten des philologischen Seminars in Tübingen aufgelegt sei und gedenkt der an die Versammlung gemachten Zusendungen von Schriften, wie besonders der beiden neuesten von Dr. Julius Schwartz, Reallehrer a. D., in Stuttgart.

Ferner wurde verkündigt dass Listen zur Unterzeichnung für den Ausflug auf den Hohen-Zollern und nach Urach, sowie für die Verhandlungen der Versammlung aufgelegt seien.

Ausserdem verliest der erste Präsident eine Zuschrift vom 20. September, im

Digitized by Google

Auftrag der K. Hoftheaterintendanz in Stuttgart von Hrn. Oberregisseur v. Jendersky an das Rectoramt der Universität Tübingen gerichtet, wonach dieselbe „einem mehrfach gegen sie geäusserten Wunsche, während der Anwesenheit der Philologenversammlung eine Vorstellung der sophokleischen Antigone zu geben, freudigst entsprochen habe“ und nur um Aufschluss darüber ersucht ob der Versammlung Freitag (29. Sept.) oder Samstag (30. Sept.) hiefür wünschenswerter sei. Darauf hatte der erste Präsident umgehend (21. Sept.) dem K. Rectoramt für die Mitteilung gedankt und gesagt: „Weiterhin muss ich meinen lebhaftesten Dank der K. Intendanz selbst im Namen der Philologenversammlung aussprechen für die freundliche Gesinnung aus welcher das Anerbieten derselben hervorgegangen ist. Freilich ist es nur um so schmerzlicher dass der uns zugedachte hohe künstlerische Genuss leider der Versammlung als solcher nicht zu Gute kommen kann, da dieselbe schon am Donnerstag den 28. d. auseinandergeht, und eine frühere Aufführung als am Freitag den 29. d. aus bekannten Gründen unmöglich wäre. Indessen ist es unzweifelhaft dass viele Teilnehmer der Versammlung auf ihrer Rückreise sich in Stuttgart aufhalten werden, vollends wenn ihnen ein solcher Genuss wie die Aufführung des Antigone durch solche Kräfte wie das Stuttgarter Hoftheater sie in sich schliesst in Aussicht stehen würde. Ich möchte daher, trotzdem dass die offizielle Auflösung der Versammlung schon am Donnerstag erfolgt, doch dringend bitten dass die k. Intendenz ihr überaus dankenswertes Anerbieten, die Antigone am 29. d. zur Aufführung zu bringen, ja nicht unausgeführt lassen möge. Jedenfalls werde ich nicht ermangeln seiner Zeit der Versammlung von der ihr zugedachten Aufmerksamkeit Kenntniss zu geben, und bitte schon jetzt der Dolmetsch unseres herzlichen Dankes bei der k. Intendanz sein zu wollen.“

Von dieser Correspondenz machte der erste Präsident der Versammlung Mitteilung, indem er wiederholt in warmen Worten der Freundlichkeit des Anerbietens und der Grösse des zu erwartenden Kunstgenusses Erwähnung tat. Da aber über dieser Angelegenheit ein eigenes Geschick gewaltet hat, so sei hier gleich der weitere Verlauf derselben dargelegt, wie diess das Präsidium sich selbst und der Versammlung schuldig ist.

Nach der ersten allgemeinen Sitzung erhielt der erste Präsident abermals durch das akad. Rectoramt ein an den derz. Rector der Universität adressiertes Schreiben des Hrn. v. Jendersky, d. d. 24/9 76, von folgendem Wortlaut: „Sehr geehrter Herr Prof.! In Beantwortung der freundlichen Zuschrift Ew. Magnificenz habe ich die Ehre mitzutheilen, dass die kön. Intendanz für Freitag d. 29. definitiv Antigone angesetzt hat. — Die kön. Intendanz hat bei ihrer vorgesetzten Behörde weiters bereits Schritte gethan, um den resp. Besuchern, die durch ihre Mitgliedkarte sich legitimieren würden, entweder ganz freien Eintritt zu dieser Vorstellung oder doch zum mindesten eine bedeutende Preisermässigung gewähren zu können. Von dem Erfolg dieser Schritte werde ich Ew. Magnificenz noch benachrichtigen. — Indessen wäre es mir sehr erwünscht zu erfahren, wie hoch sich vielleicht der Besuch der Vorstellung beziffern würde, um danach die betr. Reservation der Plätze vornehmen zu können, die doch am besten auf das Parquet angewiesen ist. — Ew. Magnificenz hat vielleicht auf meine Bitte die Güte einen Bogen aufzulegen zur Zeichnung, der mir dann baldigst übermittelt werden müsste. — Ich würde mich natürlich ungemein freuen, wenn die geehrte Versammlung der Philol. die Vorstellung in corpore besuchen wollte“ u. s. w.

In Folge dieser Zuschrift wurde vom Präsidium in der zweiten Sitzung ein Unterzeichnungsbogen aufgelegt, in der dritten nochmals daran erinnert und einstweilen

Digitized by Google

Hrn. von Jendersky die Zahl der das Anerbieten benutzenden Teilnehmer auf 50 angegeben, und noch in der letzten (vierten) Sitzung verkündigt dass von diesen 50 in Aussicht stehenden Billeten noch einige verfügbar seien, für die sich denn auch alsbald Unterzeichner fanden.

Nachdem so von Seiten des Präsidiums und der Versammlung alles irgend Mögliche geschehen, war die Ueberraschung um so grösser als am Abende nachdem Mittags die Versammlung sich aufgelöst hatte (Donnerstag den 28.) der derzeitige Rector der Universität dem ersten Präsidenten folgendes abermals an jenen gerichtete Schreiben überbrachte: „Sehr geehrter Herr Prof.! Noch vor Eintreffen Ihres freundl. Antwortschreibens war an Höchster masgebender Stelle die Notiz des „Schwäb. Mercurs“ gelesen worden: „dass die Vers. von dem Anerbieten der kön. Intendanz keinen Gebrauch machen wolle“ — und wurde somit, und unter Berücksichtigung der Anwesenheit erlauchter Gäste, das Repertoir dahin geändert, dass die projectierte Antigone-Aufführung definitiv ausfällt. Ich spreche Ihnen für Ihre Bemühungen meinen besten und herzl. Dank aus und beklage aufrichtig dass unser gutgemeintes Anerbieten und Ihre frdl. Befürwortung desselben eine wenig entgegenkommende Aufnahme gefunden. Hochachtungsvoll Ihr ergebener Jendersky.“ In Uebereinstimmung damit liefen denn auch bald von verschiedenen Seiten Briefe ein, worin die Verfasser ihre Erlebnisse an der Theaterkasse in Stuttgart zum Teil in ziemlicher Erregtheit schilderten. Da die Erwähnung der „höchsten masgebenden Stelle“ den Schein erregte als reiche der Vorgang in Kreise hinauf welchen die Philologenversammlung zum wärmsten Danke verpflichtet ist, so erlaubte sich der erste Präsident unterm 1. October eine Eingabe an das Kön. Cabinet zu richten, worin der ganze Sachverlauf ausführlich dargelegt und darauf hin die Hoffnung gegründet wurde dass „die Versammlung und ihr Präsidium von einer in dieser Angelegenheit begangenen Schuld freigesprochen werde.“ Schon unterm 3. Oct. erhielt der erste Präsident die Mitteilung dass seine „Eingabe, der diesfalls bestehenden Anordnung gemäss, der Kön. Hoftheater-Intendanz übergeben worden“ sei. In Folge dessen erhielt der erste Präsident folgendes Schreiben: „Stuttgart am 15. October 1876. Hochverehrter Herr Professor! Gestatten Sie Ihnen nachstehende vertrauliche Mitteilung zu machen. Die ganze Angelegenheit der beabsichtigten Aufführung der „Antigone“ zu Ehren der Philologen-Versammlung in Tübingen ist nicht bis zu den Ohren Seiner Majestät des Königs, unseres erlauchten Herrn, gekommen. In meinem Auftrage hatte der Oberregisseur, Hr. v. Jendersky, bei dem derzeitigen Rector der Universität angefragt: ob eine solche Aufführung der „Antigone“ die Teilnahme der tagenden Versammlung erregen können würde. Als ich indes in einer Mitteilung des „Schwäb. Merkur“ aus Tübingen las, dass die Versammlung als solche keinen Gebrauch von meinem Anerbieten machen könne, musste ich letzteres für abgelehnt betrachten, um so mehr als jene Mittheilung ohne jede weitere Bemerkung gegeben wurde. Da nun die Zeit des Cannstatter Volksfestes dieser antiken Tragödie wenig günstig war und Sänger und Singechor erklärten, dass sie sich sehr angestrengt fühlten und für eine gute Ausführung der Gesänge nicht stehen könnten, setzte ich die „Antigone“ vom Repertoir wieder ab und beauftragte Hrn. v. Jendersky dies nach Tübingen zu melden. Dies der einfache Hergang der Angelegenheit, den ich dem Kabinet Seiner Majestät des Königs, wie hier Ihnen, hochverehrter Herr Professor, dargelegt, um jedes Missverständniss schwinden zu machen. Mit ganz besonderer Hochachtung ergebener Dr. Feodor Wehl, Intendant des Königl. Hoftheaters.“

Digitized by Google

Der erste Präsident — an welchen hiemit zum ersten Mal ein directes Schreiben von Seiten der Hoftheaterintendanz gelangte — unterliess nicht Hrn. Dr. Wehl umgehend (16 Oct.) das völlig Ungenügende seiner Erklärung darzulegen, indem darin die Hauptsache ganz übergangen sei, dass nämlich ein anonymer privater Correspondenzartikel in einer Privatzeitung*), mit welchem weder Versammlung noch Präsidium das Geringste zu tun hatte, zum Anlass genommen wurde nicht nur diess Anerbieten zurückzunehmen, sondern überdiess den völlig grundlosen Vorwurf eines Mangels an Entgegenkommen zu erheben. Er hat indessen darauf von keiner Seite weitere Mitteilung erhalten, kann daher den für vorstehendes Schreiben in Anspruch genommenen Charakter eines „vertraulichen" nicht berücksichtigen, zumal da es sich um eine Angelegenheit handelt welche von Anfang bis zu Ende in voller Oeffentlichkeit verlaufen ist und Teilnehmer aus allen Gegenden Deutschlands in Mitleidenschaft gezogen hat.

Nach diesen Mitteilungen hielt Professor Dr. Herzog aus Tübingen seinen Vortrag über die römischen Niederlassungen auf württembergischem Boden.

Prof. Herzog. Ueberall, wo eine Versammlung der deutschen Philologen auf einem Boden zusammenkommt welcher Erinnerungen aus der Römerzeit aufzuweisen hat, erachten es die Einheimischen für ihre Pflicht, was ihnen gleichsam als ein Schatz aus dem classischen Altertum gegeben ist ihren Gästen zu zeigen, um zu beweisen dass das anvertraute Gut in gebührender Weise bewahrt wird. Ich habe der hier gegenwärtigen Versammlung gegenüber diese Pflicht übernommen, zunächst eben in dem angegebenen Sinne eines Willkommgrusses; aber die Umstände bringen es mit sich, dass gerade jetzt eine Uebersicht über das, was wir von römischen Ueberresten und was wir in ihnen haben, besonders möglich und besonders nötig ist. Es sind nämlich in der allerjüngsten Zeit mehrere Publicationen erschienen, welche theils durch das Material das sie bieten, theils durch Kritik, theils indem sie die Vergleichung ähnlicher Verhältnisse ermöglichen, zu einer Revision des bisher Erkannten auffordern und zugleich neue Aufgaben für die Zukunft stellen. Dass dabei ein Anschluss an die heutigen territorialen Verhältnisse stattfindet, liegt in der Natur der Mittel; denn solche Untersuchungen müssen gemacht werden im Anschluss an die gegebenen staatlichen Einrichtungen.

Unter den angezogenen Veröffentlichungen nenne ich in erster Linie die eben in dritter Auflage erschienene archäologische Karte von Württemberg von Finanzrath v. Paulus in Stuttgart, mit einem Commentar, von dem bis jetzt zwar nur ein Teil erschienen ist, der aber in den früheren Schriften des Verfassers sowie in den Oberamtsbeschreibungen seine Ergänzung findet, ferner die Schrift des Staatsr. v. Becker, Geschichte des badischen Landes zur Zeit der Römer, weiter die Beschreibung der römischen Grenzwehr am Taunus von dem kürzlich verstorbenen nassauischen Archivar Rossel, endlich die 1875 vollendete Beschreibung des hadrianischen Walls in Nordengland in dem Lapidarium septentrionale des dortigen Altertumvereins.

Die Grundlage unserer ganzen Auseinandersetzung kann in nichts Anderem bestehen

*) Derselbe lautete (Schwäbische Kronik vom 27. September, Nr. 229, S. 2177 bc): „Es wurde sodann mitgeteilt, dass die K. Theaterintendanz die Versammlung zu einer Vorstellung der Antigone auf nächsten Freitag oder Samstag eingeladen habe; da aber die Versammlung als Ganzes am Freitag Nachmittag nicht mehr beisammen ist, so konnte von dieser dankenswerten Einladung kein Gebrauch mehr gemacht werden."

Digitized by Google

als in der zuerst genannten Publication. Sie enthält die Topographie sämmtlicher auf württembergischem Boden gefundenen Altertümer, der vor- und nachrömischen wie der römischen, aber mit ganz besonderer Berücksichtigung der letzteren, die durch die rothen Linien und Niederlassungszeichen bezeichnet sind. Sie ist die Frucht eines mehr als 50jährigen unermüdlichen Suchens, die Darlegung einer Ortskenntniss wie sie sicher kein anderer besitzt, hergestellt mit den Mitteln des officiellen statistischen Bureaus, und wird immer der Ausgangspunkt aller Specialforschung auf diesem Gebiet bleiben. Ich werde desshalb zuerst einfach eine Exposition dessen geben, was sie enthält.

Wie aus den zusammenhängenden rothen Linien unmittelbar erhellt, gibt diese Karte nicht nur Material, sondern ist zugleich eine Construction hypothetischer Verhältnisse; sie gibt, um mich so auszudrücken, einen fragmentarisch überlieferten Text als ein Ganzes mit den eigenen Ergänzungen und Conjecturen. Lücken sind zwar in sofern auch da, als, wie der Herausgeber sagt, noch nicht alle Teile des Landes gleichmässig erforscht sind, aber was untersucht ist, und es ist der weitaus grösste Teil, erscheint in der Form der Reconstruction.

Es sind drei Gruppen römischer Ueberreste, die sich hier der Betrachtung unterbreiten, der Grenzwall oder Limes, die Strassenzüge und die Wohnplätze. Der Limes tritt als eine durch Erdwall mit teilweiser Vermauerung gebildete und durch einen Aussengraben geschützte Linie in das württembergische Gebiet südlich von dem badischen Ort und Eisenbahnanschlusspunkt Osterburken. Er steigt vom jetzigen Boden aus zu verschiednen Höhen vom Grund aus, — mehrfach zu 8, 9 F., an den höchsten Stellen bis zu 13, ist oben 4—5 F. breit, am Boden 40—50 F.; dass er oben mit Pallisaden befestigt war, zeigen noch vorhandene Spuren und ist geschichtlich bezeugt. Er produciert sich auf dieser Karte in südsüdöstlicher Richtung laufend in schnurgerader Linie durch den Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald, bis zum Orte Pfahlbronn, wo die Höhen des Welzheimer Waldes zum Remsthal vorspringen. Hier wendet er sich in beinahe rechtem Winkel mit leicht abgerundeter Spitze östlich, aber nun nicht mehr als Wall, sondern in der Form einer starken Heerstrasse, zunächst noch auf dem Höhenrand auf der Wasserscheide zwischen Rems und Lein, bis über der Eisenbahnstation Mögglingen, von dort nordöstlich, im allgemeinen in gerader Richtung, aber mit mehrfachen stumpfwinkligen Brechungen, an Wasseralfingen vorbei, durch den Ellwanger Bezirk, Ellwangen links liegen lassend, zur Landesgrenze, die er bei Eck vor Mönchsroth überschreitet, um weiterhin zuerst nordöstlich ansteigend, dann südöstlich abfallend bei Kehlheim an die Donau zu gelangen. Da, wo die südöstliche Richtung in die östliche übergeht, sehen Sie unter scharfem rechtem Winkel abbiegend eine Fortsetzung der Befestigungslinie direkt südlich an das Remsthal hinablaufen, dasselbe bei Lorch überschreiten und auf den Hohenstaufen zugehen, auf dem es in einer abschliessenden Befestigung sein Ziel findet, von dem die beiden Züge nach Norden und Osten übersehen werden können. Endlich fällt jedem, der die zwei Züge überblickt, in die Augen, dass an der ganzen Befestigungslinie, soweit sie von Baden herkommt, bis zum Staufen in je 500 Schritt Abstand an der Innenseite des Walls Wachthürme und in $1\frac{1}{2}$—2 Meilen Entfernung von einander Castelle angegeben sind, während an dem den Charakter der Heerstrasse zeigenden Limes die Thürme fehlen und nur kleinere befestigte Punkte in allerdings ziemlich kleinen Distanzen sich zeigen. Freilich gilt dieses Bild der Strasse nur für diesen Teil der württembergischen und für

Digitized by Google

die angrenzende bayrische Strecke; in der weiteren Fortsetzung gegen Kellheim wird der Limes wieder Pallisadenwall. Der Zweck der östlichen Strecke ist mit der Bezeichnung als einer festen Grenzstrasse hinlänglich gegeben, für die andre Linie dagegen vertritt der Herausgeber die Ansicht, dass die gerade Richtung, sowie die Ausrüstung mit der grossen Zahl von Wartthürmen, nicht ein Befestigungswerk in ihm erkennen lasse, sondern nur eine Telegraphen- oder Allarmirlinie, bestimmt den Feind zu beobachten und durch Zeichen und Zuruf den gerade bedrohten Punct den nächstgelegenen Castellen kund zu tun. Die eigentlichen Befestigungslinien seien gegeben hinter dem limes transdanubianus durch Alb in erster und Donau in zweiter Linie, hinter dem transrhenanus durch Neckar, Schwarzwald und Rhein.

Teils in Verbindung mit dem Grenzwall, als auf diesen zu gerichtet oder von ihm ausgehend, teils für sich selbständig oder auf andere Teile des römischen Reichs zuführend bietet sich uns die zweite Gruppe, das Strassennetz. Dieses ist zum Teil sehr reich, so gegen den Limes hin, dann in der Umgebung der Städte Rottweil, Rottenburg, Cannstadt, Heilbronn, auch in Oberschwaben. Wenn andre Teile, wie der Schwarzwald, zurücktreten, so hat dies natürlich zum Teil seinen Grund in den Terrain- und Niederlassungsverhältnissen, aber nur zum einen Teil, zum andern in noch ungenügender Durchforschung. Die Strassen selbst sind in verschiedener Stärke angegeben, als Heerstrasse, Verkehrstrasse und Botenwege. — Endlich die Niederlassungen werden bezeichnet teils als Garnisonsstädte, wie der Verfasser sich ausdrückt, teils als bürgerliche Wohnorte verschiedener Grösse. Der in dieser Karte eingezeichneten Wohnplätze sind es über 600, in verschiedener Grösse gehalten und wiederum mit dem Vorbehalt gegeben, dass eine noch vollständigere Erforschung die Zahl um ein Ziemliches vermehren würde.

Die Karte ist, wie ich sagte, eine Reconstruction. Wie steht es nun mit ihrem Anspruch auf Richtigkeit? Hier ist der Punct, wo ich der Schrift des Herrn Staatsraths v. Becker gedenken muss. Diese will den ins massiose gehenden Annahmen von römischen Niederlassungen, Burgen und Strassen bei Mone u. A. mit vorzugsweise auf Prüfung der architektonischen Ueberreste gegründeten Argumenten entgegentreten und tut dies mit einschneidender Kritik. Diese Polemik halte ich für berechtigt und dankenswerth; an die Stelle der planlosen Vermischung von Mittelalterlichem und Römischem und eines willkührlichen, unmethodischen Verfahrens ist damit eine die verschiedenen Zeiten klar scheidende gesunde Grundlage gesetzt. Im Verlauf seiner Auseinandersetzung nun bemerkt der Verfasser, er gestehe, dass er sogar die Paulus'sche Strassenkarte mit einem gewissen Misstrauen betrachte, und schiebt so, wenn auch mit etlichen Bedenken, nachdem er das badische Gebäude in Brand gesteckt, sachte einen brennenden Span in des Nachbars Haus. Da muss ich nun zunächst einspringen und löschen. Dass hier Alles so zu nehmen sei wie es gegeben ist, soll nicht behauptet werden; aber dass das Misstrauen in ähnlicher Weise geltend gemacht werde wie gegen Mone, dagegen muss ich entschieden Einsprache erheben. Vor Allem ist zu betonen, dass die Art wie diese Karte zu Stande gekommen und der Aufbau des Mone'schen Gebäudes sehr weit von einander verschieden sind. Mone hat aus vorgefassten historischen, ethnologischen und etymologischen Hypothesen heraus gearbeitet, hier haben wir es mit minutiösen monumentalen, in erster Linie auf vorhandene Spuren, in zweiter auf Ortsüberlieferung gegründeten Untersuchungen zu tun, mit einem Material, das von seiner Verwendung unschwer zu scheiden ist und, abgesehen von den

Digitized by Google

verschiedenen Folgerungen die man daraus ziehen kann, ein reicher, zuverlässiger Stoff für die Zukunft bleibt. Die Construction aber, die vorliegt, wird jedem folgenden Forscher dieselben Dienste leisten welche scharfsinnige Textherstellung eines Vorgängers dem spätern Herausgeber bietet. Ich hätte nur einen Wunsch beizufügen: bis jetzt ist die Scheidung von Material und Reconstruction möglich durch den Commentar sowie durch die Vergleichung der grossen topographischen Karte des statistischen Bureaus, wo Altertümer nur so weit sie sichtbar vorhanden eingezeichnet sind. Die Verdienste des Hrn. Paulus um die weitere Forschung würden in vollem Masse dankenswert, wenn er, was er zu dem in dieser sog. topographischen Karte schon Verzeichneten noch gefunden hat, in ein Exemplar derselben beim statistischen Bureau einzeichnen lassen wollte.

Nach Vorausschickung dieses allgemeinen Urteils möchte ich nun hinsichtlich der oben genannten drei Gruppen einige Bemerkungen beifügen, bei denen ich aber mich veranlasst sehe, hinsichtlich des Grenzwalls und der Strassen nicht ins Detail einzugehen, soweit ich überhaupt bei dem sporadischen Charakter meiner eigenen Nachforschungen von Detail reden kann; es würde uns dies zu weit führen. Dagegen werde ich bei der Frage der Niederlassungen, auf welche ich auch sachlich das grösste Gewicht lege, länger verweilen.

In der Ziehung des östlichen Limes weicht Hr. Paulus von den von bayrischer Seite her gemachten Untersuchungen hauptsächlich darin ab, dass, während die letzteren den Zug da wo er von Bayern her gegen das obere Remsthal kommt, in dieses hinabgehen und bei Lorch den Anschluss an die von Norden kommende Linie gewinnen liessen, er seinerseits die Richtung oben auf der Wasserscheide zwischen Rems und Lein nach Pfahlbronn einhält und die Remsthalstrasse nur als eine Abzweigung gelten lässt. Ich glaube, dass die letztere Auffassung wie aus allgemeinen Gründen die richtigere so auch genügend nachgewiesen ist. Für den andern Limes aber scheint mir ein wesentlicher Punct problematisch, nämlich die schnurgerade Richtung. Zu Gunsten dieses Einspruchs berufe ich mich nicht auf die Richtung des östlichen Zugs, da dieser ja den Charakter einer Strasse hat, sondern neben der Natur der Sache auf die Analogie des ganz entsprechenden Grenzwalls am Taunus und des hadrianischen und antoninischen Walls in England, wo überall zwar noch eine möglichst gerade, aber nicht eine schnurgerade, sondern dem Terrain angemessene Linie eingehalten ist. Die Thürme finden sich am Taunus nicht auf so gleiche und kleine Distanzen, vorzugsweise da wo das Terrain zu einer besonderen Befestigung einladet, zuweilen mehrere beisammen. Das System der Thürme des englischen Walls nähert sich dagegen diesem. In dieser Beziehung will ich also Zweifel nicht erheben; hinsichtlich der schnurgeraden Linie dagegen möchte ich dem Herausgeber der Karte zur Erwägung anheimgeben, ob nicht an verschiedenen Stellen, wo der erhaltene Zug des Walls unterbrochen ist, eine Abweichung anzunehmen wäre, die mit ein Grund sein konnte für die Zerstörung oder Einebnung. Natürlich kann man einwenden, dass ja die erhaltenen Stücke wieder in die gerade Linie weisen, allein dies ist auch auf Umwegen möglich. Indessen da ich nicht, wie Hr. Paulus, die Strecke Schritt für Schritt begangen habe, kann ich eben nur Bedenken erheben. Was aber den Zweck des Walls betrifft, so wird man die Absicht der Befestigung nicht nur nicht trennen können von der, eine Signalpostenkette zu bilden, sondern jene wird unbedingt in erste Linie zu stellen sein. Einmal sind in den Quellen diese Wälle immer als Befestigungswerke behandelt. Sodann könnte der

Digitized by Google

Signaldienst doch von den Castellen aus mit einem viel einfacheren Apparat hergestellt werden, ja ich bezweifle ob man ihn in diesem waldigen Terrain mit diesen Mitteln überhaupt herstellen konnte. Wenn ich in Rechnung nehme, dass am Taunus vorrömische Befestigungsmittel, sogar Thürme, in den Bereich des römischen Wallsystems gezogen sind, so scheint es mir, dass die Römer den Ansatz zu solcher Grenzwehr in roherem Zustand schon angetroffen und nur in ihrer Weise systematisch durchgeführt, technisch vollendet und mächtig ausgestattet haben. Dabei hat sich in der Art des Baus ein Fortschritt vollzogen; man hat sicher von Domitian bis ins 3. Jahrhundert daran gebaut, auf Hadrian (Spart. vit. Hadr. c. 12) wird die Pallisadenausstattung zurückgeführt, andre, wie Caracalla, wendeten den Castellen und Thürmen ihre Sorgfalt zu; besonders bemerkenswert aber ist, dass auch ein Teil der östlichen Linie wie die vom Norden kommende ausgestattet ist. Vielleicht war man im Zuge, beide ganz gleich zu machen. An das Bedürfniss des grossen Kriegs ist hier allerdings weniger zu denken; für diesen waren die Castelle von Bedeutung, aber zur Abwehr von räuberischen Einfällen konnte der Wall mit gutem Erfolg angewandt werden. Hinsichtlich der weniger gesicherten östlichen Seite möchte ich darauf aufmerksam machen, dass, als dieses Werk construirt wurde, dort die den Römern befreundeten Hermunduren sassen. Von einer beständigen Besetzung der Wartthürme kann nicht die Rede sein, wohl aber traten diese in Verwendung, sobald man Kunde hatte, dass es an irgend einem Puncte jenseits des Walls unruhig aussehe.

Ich komme zu den Strassen. Da ist nun freilich die Menge der rothen Linien schon Manchem fast schreckhaft entgegengetreten. Dieses Strassennetz ist zu Stande gekommen teils gelegentlich der officiellen topographischen Landesaufnahme unter Mitwirkung des Hrn. Paulus, teils durch dessen unermüdliche Privattätigkeit[1]). Man hat schon gesagt: nun ja, dass die Römer von einem Ort zum andern Wege hatten, vielleicht so viele wie wir, versteht sich; allein dass dieselben noch in solcher Zahl nachweisbar wären, sei unglaublich. Allein die Sache dürfte doch anders liegen. Es handelt sich eben darum, ob nicht in diesem nur militärisch wichtigen Grenzland die römische Verwaltung es für nöthig fand, nicht bloss die Hauptverkehrsstrassen, sondern ein ausgedehntes, in sich zusammenhängendes System von Wegen herzustellen, in einer Weise dass selbst die unbedeutenden Glieder eine Construction aufweisen, die man noch nach 1600 Jahren als eigenthümliches Werk erkennt. Die Aufgaben, die in dieser Beziehung geschichtlich und archäologisch vorliegen, sind verschiedene; in erster Linie kommt natürlich in Betracht die einzige Strasse, die überhaupt urkundlich verzeichnet auf uns gekommen ist, die in der sog. peutinger'schen Tafel, aber auch nur in dieser — nicht auch in den Itinerarien. Es ist die von Windisch in der Schweiz nach Regensburg gezogene. Ueber sie hat sich eine besondere Literatur aufgehäuft, und bis zum heutigen Tag ist ihre Richtung in verschiedenen Teilen controvers; natürlich verknüpft sich bei ihr die Forschung nach der Strasse mit der über die überlieferten Stationennamen. Ueberall sonst haben wir es lediglich zu tun mit Combinationen aus erhaltenen Ueberresten und örtlichen Ueberlieferungen in Urkunden wie Sagenbüchern oder in Flurnamen oder im Munde der Leute. Dass hier die Tätigkeit Einzelner eine Prüfung herausfordert, liegt in der

1) Vgl. dazu: Paulus, die Römerstrassen mit besondrer Rücksicht auf das Zehntland. Stuttgart 1857.

Digitized by Google

Natur der Sache; nur ist ebenso natürlich, dass, was ein Einzelner in fünfzig Jahren geleistet, nicht so bald wieder ein Einzelner als Ganzes nachprüfen und ein allgemeines Urteil darüber desshalb nicht so kurzweg gegeben werden kann. Allein darum handelt es sich auch gar nicht. Nichts leichter hier als die Teilung der Arbeit. An der Hand dieser Karte kann Jeder, der sich für die Sache interessiert, in seiner Umgebung an der Forschung Teil nehmen, und ich möchte namentlich unsere Lehrer in den Landstädten ermuntern, nicht bloss in dieser Beziehung, sondern hinsichtlich aller Arten von römischen Altertümern ein Auge auf ihren Bezirk zu haben, nicht bloss zur Kritik, sondern auch zum eigenen Genuss und der eigenen Instruction. War es doch ein Marbacher Präceptor, der im 16. Jahrhundert den Grund zu unsrer Staatssammlung der römischen Altertümer legte. Wenn ich meine eigenen bescheidenen Erfahrungen auf diesem Gebiet namhaft machen soll, so kann ich nicht leugnen, dass mir an manchen Puncten, wie namentlich bei der wichtigen Gegend Unterriflingen, der Charakter des römischen nicht klar geworden ist, im Allgemeinen aber habe ich erfahren, dass man alle Ursache hat in der Verwerfung einer Angabe der Karte vorsichtig zu sein. Als ein sehr wichtiges Kennzeichen neben andern möchte ich anführen die Richtung von alten Strassen im Verhältniss zu den heutigen Ortschaften, hinsichtlich anderer Kriterien aber verweise ich auf die kleine Schrift des Herrn Paulus über die Römerstrassen. Eine Eigentümlichkeit dieses Grenzlands, und gerade bei dem oben angenommenen Charakter des Strassennetzes doppelt auffallend, ist das gänzliche Fehlen der Meilenzeiger; allein welchen Grund dies auch haben mag, das, was die Ueberreste der Strassen selbst bezeugen, kann dadurch nicht umgestossen werden. Hinsichtlich der aus diesem Strassensystem zu ziehenden Consequenzen bin ich allerdings andrer Ansicht als Hr. Paulus. Dieser entnimmt daraus die Vorstellung von einer bedeutenden Culturentwicklung, einer starken Bevölkerung und eines lebendigen Verkehrs; betrachtet man dagegen, wie oben gesagt, dieses Strassennetz als ein militärisches Werk, das entstand weil andere Kräfte als die der Staatsverwaltung nicht in genügendem Masse vorhanden waren, um die erforderlichen Communicationen herzustellen, so ergibt sich das Gegenteil, oder man wird wenigstens die Vorsicht anwenden, die Strassen für sich zu behandeln und über den Stand der Cultur nach andern Quellen sich umzusehen.

Um solche zu finden, müssen wir der Geschichte der Besitznahme und Behauptung dieses Landes näher treten und werden dann auch den richtigen Gesichtspunct für die Verteilung und Bedeutung der Niederlassungen gewinnen. Den Angelpunct unter den für die Romanisierung dieses Landes verwendbaren Notizen bietet die Stelle des Tacitus Germ. 29 über die decumates agri. Darnach gehörte im J. 98 das Land in aller Form zum Reiche, wurde als Teil einer Provinz gehalten, es war bereits durch einen Limes, d. h. jedenfalls eine fortlaufende Grenzwehr, vom freien Germanien getrennt, während vorher nur unter dem wenig genügenden Schutz benachbarter rückwärts liegender römischer Garnisonen waghalsige Leute aus Gallien sich in dem damals herrenlosen Lande niedergelassen hatten. Aus früherer Zeit haben wir nur indirecte Zeugnisse. Wir wissen dass, nachdem die Römer im J. 15 Rhätien in Besitz genommen und Tiberius bis zu den Donauquellen vorgegangen war, die Markomannen, die dort gesessen, unter Marbods Führung nach Böhmen auswanderten. Dies die Ursache wesshalb das Land, wie Tacitus sagt, dubiae possessionis geworden war; der Ausdruck ist bezeichnend, es ist nicht ge-

Digitized by Google

sagt 'menschenleer', sondern nur herrenlos. Von der von den Markomannen unterjochten frühern keltischen Bevölkerung muss ein Teil geblieben sein, wenigstens so stark um die keltischen Ortsnamen, die wir hier beinahe durchaus finden, zu begründen oder zu behaupten. Den Charakter der dubia possessio aber finde ich darin ausgeprägt, dass nirgends hier ein Völkerschaftsname auftritt. Ueberall in der Nachbarschaft haben sich, wie weiterhin in Gallien, die Namen der früheren keltischen oder germanischen Volksgenossenschaften auch unter den Römern erhalten, in der Augusta Rauracorum, civitas Nemetum u. dgl.: hier ist es nicht der Fall; eine keltische Volksgenossenschaft war schon durch die Markomannen aufgehoben worden. Der levissimus quisque Gallorum, der aus römisch-keltischem Land mit einem Anflug römischer Cultur herüberzog, kam also zu Stammverwandten. Für ein Vordringen der römischen Provinzialverwaltung bis zur oberen Donau könnte neben der Notiz von Tiberius Vordringen zu den Quellen, die übrigens nicht viel besagen will, Juliomagus sprechen, der Ort der peutinger'schen Karte, 33 Meilen von Windisch; indess kann ich dies nicht auf römische Occupation durch einen julischen Kaiser deuten. Solche römisch-keltische Zwitterbildungen, wie sonst auch Juliobona, Juliobriga vorkommen, sind nicht officiell gemacht worden, sondern von der Bevölkerung gebildet, in diesem Fall vielleicht von zugezogenen Galliern, ehe die römische Verwaltung selbst sich festsetzte. Officiell römisch wäre forum Julii gewesen. Indessen ist es immerhin möglich, dass man allmählich vom Oberrhein her über den südlichen Schwarzwald und zugleich vom Bodensee oder der Schweiz gegen die Donauquellen zu vor der Mitte des ersten Jahrhunderts Boden gewann[1]). Am untern Neckar wurde um diese Zeit jedenfalls bereits das ebene Land besetzt, wie die Ziegel der 21sten Legion in Heidelberg beweisen[2]), sofern diese Legion von Claudius bis zum J. 69 in Mainz lag und nur von Mainz aus nach Heidelberg gekommen sein kann. Von der Schweiz her gehen meines Wissens die nachweisbaren Grenzen der römischen Occupation vor Domitian nicht über Schleitheim hinaus, wo wiederum die Ziegel der 21sten Legion, die nach dem J. 70 kurze Zeit in Windisch stand, Zeugniss ablegen. Für das Herübergehn über die Donau zum obern Neckar gibt erst der Ortsname Arae Flaviae, 28 Meilen von Juliomagus auf der Karte, βωμοὶ Φλαούιοι des Ptolemäus, einen festen Punct; denn damit ist die Besitznahme des Landes angeknüpft an den germanischen Feldzug des Domitian im J. 84. Was dieser angefangen, wurde durch die Feldzüge Trajans, des Statthalters von Obergermanien, noch vor dem J. 98 v. Ch. vollendet, bis zur Einverleibung des Landes als eines nicht der Grundsteuer, sondern dem Zehnten unterworfenen Provinzialdistricts. Derselbe wurde mit Obergermanien verbunden und erhielt von dort her seine Garnisonen. Wäre nun nach der Besitznahme das Land in der Weise behandelt worden, dass man eine zahlreiche bürgerliche Bevölkerung römischen Rechts hätte bilden wollen, so müssten uns die Inschriften grössere Fortschritte des römischen Bürgerrechts, lateinische Namen in der bürgerlichen Bevölkerung, insbesondere auch Namen von Ulpiern, Aeliern, Aureliern, und eine grössere Anzahl von Municipien geben; nichts von alldem. Es gibt in

1) Strabo 7 p. 292 C: ἡμερήσιον δ' ἀπὸ τῆς λίμνης (d. h. vom Bodensee) προελθὼν ὁδὸν εἶδε τὰς τοῦ Ἴστρου πηγάς.

2) Brambach, corp. inscr. Rhen. p. XXXI zu n. 1708. Ders. in „Denkmale der Kunst und Geschichte Badens". Carlsruhe 1867. S. 16.

Digitized by Google

dieser Beziehung keinen stärkern Contrast als den zwischen der Provinz Dacien und dem Decumatenland. In Dacien, der wenige Jahre nachher occupirten Provinz, finden wir jene Latinisierung in den Namen, wir sehen wie aus den römischen Lagern sich in kurzer Zeit Städte entwickeln und finden die ganze Stufenleiter des municipalen Rechts von der niedersten Form der canabae, des Barackendorfs, bis zur colonia iuris Italici. Trajan verpflanzte aber auch ganze Schaaren von Bewohnern aus dem Reiche nach Dacien, und wie dort, so haben die Römer auch sonst hinlänglich gezeigt, dass, wo sie von oben herab colonisieren wollten, sie es meisterhaft verstanden wie seitdem kein andres Volk. Im Decumatenland liessen sie den Process in den einfachsten Verhältnissen und desshalb langsam vor sich gehen. Als Beweise dafür möchte ich Folgendes anführen. Im ganzen Gebiet diesseits des Schwarzwalds können wir nur zwei civitates, organisierte Bezirke, aufweisen, die civitas Sumalocenne, bezeichnender Weise auch saltus Sumalocennensis genannt, die Waldstadt oder der Waldbezirk, und civitas Alisinensis in Bonfeld unter Heilbronn, bis jetzt nur auf einem einzigen Stein sicher bezeugt und an einem Ort wo auffallenderweise keine Strassen zusammenlaufen. Von Untergemeinden finden wir vici, aber können nur zwei namhaft machen, den vicus Aurelianensis in Oehringen, von Caracalla so benannt, — bei diesem ist auch ein quaestor als Beamter angegeben — und den vicus Murrensis in Benningen, beim Einfluss der Murr in den Neckar; es wird wohl noch andere gegeben haben, aber viele sind es nicht gewesen. Sonst gab es eben einerseits so zu sagen formlose Dörfer oder einzelne Gehöfte, andrerseits Castelle. Ueber die Organisation der Bezirke, speciell das Verhältniss der untergeordneten Niederlassungen zu ihnen und ihre Verteilung unter dieselben, können wir nichts Bestimmtes sagen; aus dem Vorkommen eines decurio oder Gemeinderaths der civitas Sumalocennensis in Köngen könnte man Schlüsse ziehen; allein dies lässt sich auf verschiedene Weise erklären. Von einer bedeutenderen Entwicklung municipalen Lebens aber, dieser Grundlage der Romanisirung, kann unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Die untergeordneten Ortschaften waren sicher zum Teil relativ ansehnlich, aber latinisiert waren sie nicht. Ferner von den datierten Inschriften dieses Teils gehören nur sieben dem zweiten Jahrhundert an, keine fällt vor 140, zwei davon ins Jahr 199, die übrigen datierbaren bis in die Regierung des Gallienus hinein. Darnach haben wir auch das Alter der übrigen zu bemessen. Dies zeigt wiederum ein langsames Fortschreiten in lateinischer Sprache und Sitte. Die Veteranen aus den im Lande liegenden Legionsabteilungen, vollends die aus den Cohorten der Asturier, Hispanier, Britten, Helvetier u. a., die nach vollendeter Dienstzeit hier blieben, hatten nur die Schule des römischen Dienstes durchgemacht und waren nicht geeignet rasche Fortschritte zu begründen. Erst eine zweite oder dritte Generation war ein hoffnungsvolleres Element. Zu ihm gehören die juvenes, die wir an manchen Orten, z. B. in Rottenburg, als Collegien, Kriegervereine organisiert finden. Sie waren wohl ein Landsturm, wie jene ipsorum Raetorum inventus die bei Tacitus Hist. 2, 68 neben den Raeticae alae cohortesque gegen die Helvetier aufgeboten wurde. Weiter: auch die Besitzverhältnisse wurden nur nach und nach besser, und noch am Anfang des dritten Jahrhunderts lässt sich der eigentümliche Charakter des Decumaten- oder Zehntverhältnisses erkennen. Ich schliesse dies aus einer Pandectenstelle von dem Juristen Paulus, dem Präfectus Prätorio unter Severus Alexander. Da wird folgender Rechtsfall angeführt: L. Titius hat im rechtsrheinischen Germanien — das kann doch in dieser Zeit nur das

Digitized by Google

Decumatenland bezeichnen — Güter gekauft und eine Anzahlung darauf gemacht. Ehe er den Rest bezahlt stirbt er, und die Verkäufer verlangten ihr Geld vom Erben. Der aber erwidert, das Kaufsobject sei nicht mehr ganz, es seien Teile davon weggenommen worden zu Veteranenansiedlungen. Es erhebt sich nun ein Rechtsstreit darüber, wer den Schaden dieses Zwischenumstands zu tragen habe, der Käufer oder der Verkäufer. Daraus entnehme ich, dass noch in der angegebenen Zeit das Land den Charakter des ager publicus getragen habe; es wurde der Occupation überlassen gegen einen Zehnten, der ohne Zweifel zum Unterhalt der Truppen bestimmt war; in diesem Verhältniss vererbte es sich und wurde Gegenstand des Kaufs und Verkaufs und war auch ungefährdete possessio, so lange zu Assignationen an Veteranen noch freies Land da war, aber die Verwaltung behielt sich immer das Recht vor, es wieder einzuziehen und tat dies da und dort. Ohne Zweifel wird man bei Constituirung einer civitas oder eines vicus der darin bestberechtigten Bevölkerung das Land zu Eigentum gegeben haben, wie es die Veteranen besassen; aber dies gieng dann eben nur im Verhältniss der Bildung solcher municipalen Formen vor sich. Im J. 212 wurde allerdings allen freien Einwohnern des römischen Reichs das Bürgerrecht erteilt, aber in wie fern diese in erster Linie fiscalische Massregel Einfluss auf solche Verhältnisse geübt, vermögen wir nicht zu sagen.

Es wird einleuchten, dass gegenüber den angeführten Tatsachen die Zahl von 600 Wohnplätzen, die wir auf dieser Karte angegeben finden, und wenn wir noch weitere noch nicht erforschte dazu denken, nicht viel beweist, es kommt auf die Qualität derselben an. Ebenso wenig können die Ueberreste einer künstlerischen und gewerblichen Tätigkeit, beziehungsweise das Vorhandensein einer localen Kunst und Industrie, ein ernstlicher Gegenbeweis sein. Ich weiss wohl, dass das treffliche Orpheusmosaik in Rottweil aus Steinen der Gegend gearbeitet ist; ebenso ist was wir an statuarischen Denkmälern haben, mit Ausnahme eines kleinen Marmorkopfes, aus dem Sandstein des Landes gemacht, zum Teil sehr roh, zum Teil mit achtungswerter Anwendung der antiken Kunstformen — ich verweise nur auf die Reihe der Mercurstatuen im Stuttgarter Lapidarium; dazu kommen da und dort Reste von Villen, Badeeinrichtungen und Hypokausten in bürgerlichen Wohnungen. Allein wer wird etwas Besonderes darin finden, dass die römischen Commandanten sich Arbeiter mitbrachten, die ihnen den Schmuck des Lebens, den man sonst im Reiche in Fülle hatte, auch hier, und so weit möglich mit den Mitteln des Landes, schufen und dass von ihnen aus der Sinn dafür, unterstützt durch die Bedürfnisse des Cultus, sich etwas weiter verbreitete?

Die eben gegebene Ausführung gibt uns zugleich die Grundlage für die Stellung der Aufgaben, welche der römischen Altertumsforschung in diesem Lande noch gesetzt sind. In erster Linie gilt es die Aufdeckung der Castelle. Dies ist freilich eine Arbeit die nicht der einzelne leisten kann, sondern zu der ein Zusammenwirken mehrerer beziehungsweise öffentlicher und privater Mittel nöthig ist. Von Castellen ist genauer untersucht und beschrieben das von Oehringen von O. Keller, vermessen und in den Umrissen gezeichnet das von Mainhardt in der Paulus'schen Schrift über den Grenzwall, die übrigen am Limes gelegenen sind signalisiert, aber bis jetzt eben als topographische Puncte. Innerhalb des Landes ist wohl die bedeutendste Ausbeute zu erwarten von dem Castell in Rottweil. Dieses ist seiner allgemeinen Lage nach längst bekannt, aber veranlasst durch den Fund des Orpheus und andrer Reste bei den Hochmauern suchte man dort .

Digitized by Google

eine grössere Stadt und betrachtete das Castell als Nebensache. Das wahre Verhältniss ist das umgekehrte. Ausgrabungen auf dem Boden des alten Lagers aber bieten die beste Aussicht auf Erfolg. Ich bin durch die Güte des Hrn. Eisenbahnbauinspectors Hocheisen, der grosse Verdienste um die Rottweiler Altertümer hat, in die Lage versetzt dies näher zu begründen. Bei dem Bau des dortigen Bahnhofs wurden nicht nur an den Seiten des Lagers verschiedene Nachforschungen gemacht, sondern insbesondere die Lage der Hauptthore festgestellt. Es musste der Neckar verlegt werden gegen die gegenüberliegenden Hügel hin, und da fand man nun in dem alten Lauf des Flusses unter dem neueren Bett eine römische gepflasterte Fuhrt, die sich erwies als in Verbindung stehend mit der Ausfahrtstrasse der porta praetoria. Die Ecken des Castells in der bekannten abgerundeten Form sieht man ganz deutlich, zwei Thore kennt man, daraus lassen sich wenigstens die Stellen, bei denen Nachgrabungen besonders wertvoll wären, aus der bekannten Construction der Castelle finden; denn das Ganze auszugraben ist bei den heutigen Culturverhältnissen allerdings nicht möglich. In zweiter Linie würden weitere Nachforschungen in Rottenburg erwünscht sein. Wir haben dort noch wenig Bedeutenderes — es sind hauptsächlich einige kleinere Inschriften und die Reste der Wasserleitung, die berüchtigten Jaumann'schen Scherben will ich lieber übergehen; die Bedeutung des Platzes erhellt aber auch aus seiner Umgebung, in der nicht bloss die Niedernauer Quelle zählt, sondern auch die sog. Heidenkapelle in Belsen, an der Sie übermorgen vorbeifahren werden. Die Sculpturen daran stammen aus einer Cultstätte am Fuss des Farrenbergs; die gutgearbeiteten Stier- und Widderköpfe sind, wie sich durch Vergleichungen leicht erweisen lässt, die bekannten Figuren der Tauro- und Kriobolienaltäre, und wenn man die Steine aus dem Bau herausziehen könnte, würde man vielleicht noch Reste von Inschriften zu Ehren der Magna deum mater Idaea finden; die übrigen sind roheste Provinzialkunst. Drittens wäre es erwünscht, wenn man in Bonfeld Näheres über die civitas Alisinensis erfahren könnte.

Ich habe vorhin von dem Castell bei Rottweil gesprochen. Dies führt mich auf eine noch unerledigte Aufgabe der Erläuterung der peutinger'schen Tafel. Wie hiess jener Platz? Dass er eine der an der peutinger'schen Strasse gelegenen Stationen war, ist ausser Zweifel, aber welche? Seit Mannert und Leichtlin hat man vorzugsweise die Arae Flaviae dorthin gesetzt, Hr. Paulus dagegen hat aus den Massen der Karte berechnet, dass dorthin Brigobanne gehöre, Arae Flaviae aber in die Nähe von Unteriflingen im Glattthal, an eine Stelle wo, von Wald völlig überwachsen, aber aus Mauerüberresten und Strassenpflaster so wie aus den Erinnerungen in der Gegend eine abgegangene Stadt erwiesen sei; die Flur selbst heisst Rockensberg; daneben hätten wir aber die Flurnamen Vorder- und Hinterara und darin so deutlich wie möglich die Arae. Ich bedaure, dem nicht beistimmen zu können, und es hat vielleicht auch ein gewisses methodisches Interesse, diese Frage in aller Kürze zu erörtern. Ich gebe vollständig zu, dass die Masse der Karte nicht zutreffen, aber diese sind dem Zweifel unterworfen, zumal da hier die Controle der Itinerarien fehlt. Herr Paulus selbst ändert sie an einer andern Stelle. Meine Gründe gegen seine Hypothese sind folgende. Brigobanne kann man nicht von Brega und Brigach trennen, den Quellflüssen der Donau; ferner ist der Ort bei Unteriflingen über dem engen dort tief eingeschnittenen Glattthal unmöglich für ein römisches Castell. Um den Unterschied einer römischen Festung und einer mittelalterlichen Stadt

Digitized by Google

zu erkennen, ist nichts instructiver als das Verhältniss des Rottweiler Castells zum heutigen Rottweil. Das eine ein treffliches Beispiel für die Vorschrift des Vegez, cavendum ne sit in abruptis ac deviis et difficilis praestetur egressus, weil es eben auch einen offensiven Zweck hat, das andere für die mittelalterliche Vorliebe für die abrupta und devia, und das letztere finden wir nun auch bei der Stelle im Glattthal. Diese ist allerdings ein höchst merkwürdiges Beispiel einer abgegangenen Stadt, allein die Erinnerungen, die ich in der Gegend fand, weisen auf den dreissigjährigen Krieg hin als den Ursprung des Untergangs. Was aber als durchschlagender Grund angeführt wird, der Flurnamen Altara, das kann ich ganz speciell als hinfällig erweisen. Die Flurkarten zeigen neben einander die Namen Vorder- und Hinter-Alteren, dann Saltera und Sattera; allein auf diese will ich mich nicht berufen; denn sie sind für Namensforschung keine urkundlichen Quellen. In den Lagerbüchern dagegen, deren Kenntniss ich dem Hrn. Pfarrer Thuma von Leinstetten verdanke, findet sich allerdings einmal im J. 1750 Altara, daneben aber auf einem andern Blatte aus derselben Zeit Saltara und Saltera, und wenn man weiter zurückgeht, in dem ältesten mir gelieferten Document von 1435 Saltran, sonst durchweg Saltera oder Saltara. Mit den arae Flaviae kann dies nichts zu thun haben. So wollen wir denn mit Leichtlin Arae Flaviae bei Rottweil belassen. Ich halte es ferner aus verschiedenen Gründen für wahrscheinlich, dass von Rottweil die peutinger'sche Strasse auf dem rechten Ufer nach Sumlocenne gieng, aber ein stricter Beweis kann dafür nicht geliefert werden, weil man von den Massen der peutinger'schen Tafel jedenfalls abweichen muss. Nach den uns überlieferten geschichtlichen Notizen war die Gegend zwischen der obern Donau, dem Oberrhein und Main von Gallienus ab bestrittener, zum Teil sogar schon verlorener Boden. Dies ist schon öfter ausgeführt und neuestens auch durch das von Mommsen herausgegebene Provinzialverzeichniss vom J. 297 erwiesen. Hinsichtlich des Verbleibens römischer Culturreste aber möchte ich auf eine Tatsache hinweisen, die mir erst dieser Tage aufstiess. In Fundakten fand ich bei dem Eisenbahnbau von Geisslingen einen Münzfund erwähnt, von Münzen die, wie der Bericht des Technikers lautet, vom J. 69 bis 324 gehen, das heisst wohl, von Vespasian bis Licinius; ferner in der Sammlung von in Cannstadt gefundenen Münzen des verst. Hofraths Veiel, die jetzt in der Stuttgarter Staats-Sammlung ist, finde ich die Reihe gehend bis Constantius. Die in Niedernau gefundenen Münzen gehen sogar bis Valentinian. Ich lasse es dahin gestellt, ob man daraus für ein Verbleiben römischen Volks unter den Alamannen oder für eine zeitweilige Wiederbesetzung von gewissen Plätzen Schlüsse ziehen will, möchte aber bei dieser Gelegenheit den Wunsch anbringen, es sollten doch die Münzfundberichte möglichst genau gegeben und das zusammen Gefundene beisammen gelassen werden, da sich nur so geschichtliche Folgerungen daraus ziehen lassen. Dass aber die römische Cultur nicht völlig untergieng, beweist jedenfalls der Umstand, dass diejenige Getraideart, deren Vorherrschen für dieses Land charakteristisch ist, der Dinkel, auf die Römer zurückgeht.

Den Schluss des Vortrags bildete eine Topographie der an den bedeutendsten württembergischen Eisenbahnlinien gelegenen römischen Niederlassungen zur Orientierung der Mitglieder der Philologen-Versammlung. Da dieser Teil einem speciellen Bedürfniss angepasst war, dürfte auf seinen Abdruck verzichtet werden. Eine geschichtlich begründete

Digitized by Google

und die politische und militärische Bedeutung der einzelnen Niederlassungen berücksichtigende Topographie des Decumatenlands ist das letzte Ziel, das dem Localforscher für diese Gegenden gesteckt ist.

Der erste Präsident dankt dem Redner für seinen inhaltsreichen Vortrag. Da von keiner Seite über denselben das Wort begehrt wird, so verkündigt er die Tagesordnung für die folgende Sitzung und erklärt die heutige erste für geschlossen.

Nach derselben constituiren sich die verschiedenen Sectionen, worüber s. das Nähere unten.

Zweite allgemeine Sitzung.

Dinstag den 26. Sept. 1876, Morgens 9¼ Uhr.

Der erste Vorsitzende erledigt zuerst allerlei geschäftliche Mitteilungen, wie z. B. dass von der Stuttgarter Theaterintendanz die Aufführung der sophokleischen Antigone nun definitiv auf den nächsten Freitag anberaumt sei, und fordert diejenigen welche daran Teil nehmen möchten zur Einzeichnung in die aufgelegte Liste auf. Vgl. oben S. 13 ff.

Sodann erteilt er das Wort an Gymnasialprofessor Hermann Bender aus Tübingen zu seinem Vortrag über die Tübinger Humanisten des XVI. Jahrhunderts.

Prof. Bender. Als Graf Eberhard im Bart im J. 1477 die Universität Tübingen stiftete, enthielt die Fakultät der Artisten keinen besondern Lehrstuhl für die classischen Studien. Der Grund hievon mochte zunächst darin liegen, dass diese Studien damals in Deutschland noch nicht sehr verbreitet waren; überdiess war Graf Eberhard ein Mann, welcher von allem, was er tat, auch praktischen Nutzen erkennen und ernten wollte. Man zweifelte auch wohl, ob Schwaben überhaupt ein geeigneter Boden für elegante, namentlich poetische Studien sei: im August 1495 schrieb J. Reuchlin an Joannes ex Lupis in Magdeburg:

Semper enim fugiunt Musas Nicer atque Bacena
Et nequit in Suevis vatibus esse locus.

An denselben Reuchlin aber, als an den vertrauten Rath des Grafen Eberhard, hatte schon im October 1494 Herr Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden sich mit der Klage gewendet, dass in Tübingen die humaniora nicht gebührend betrieben werden: Tübingen wäre eine vortreffliche Hochschule, welche den Vergleich selbst mit den italienischen Universitäten aushalten könnte, wenn diesem Mangel abgeholfen wäre; Reuchlin möge doch auf Graf Eberhard in diesem Sinn einwirken; dieser würde dadurch erst recht ein pater patriae werden. Es mag immerhin eine Folge dieser Vorstellungen gewesen sein, dass 1496 oder 97 ein besonderer Lehrstuhl für Poesie und Eloquenz, d. h. für die humanistischen Studien, errichtet wurde, und in der Tat fand sich auch ein eingeborener Schwabe, welcher ganz geeignet war diesen Stuhl einzunehmen: es war Heinrich Bebel, dessen Auftreten für Tübingen auf diesem Gebiet Epochemachend war: Bebel ist als der erste Tübinger Humanist zu betrachten.

Geboren war Bebel ums Jahr 1472 in dem Dorf Justingen auf der Alp, unweit Ulm, oder in dem zur Pfarre Justingen gehörigen, eine halbe Stunde von demselben ent-

Digitized by Google

fernten Ingstetten. Obwohl Sohn eines Bauern, besuchte er doch eine lateinische Schule in dem benachbarten Schelklingen; doch wissen wir über seine frühere Jugend nichts näheres. 1492 ist er als fahrender Schüler in Krakau, 94 in Basel; er scheint zwischen beiden Städten wiederholt hin und her gefahren zu sein. In Basel gewann er die Gunst des Domherrn Hartmann von Eptingen: es geschah wohl durch dessen Vermittlung, dass der — übrigens bereits durch Gedichte und durch Herausgabe der Cosmographia des Laurentius Corvinus bekannt gewordene — junge Gelehrte auf den neu errichteten Tübinger Lehrstuhl berufen wurde. Von seinem weiteren Lebensgang sei nur noch bemerkt, dass er 1501 zu Innsbruck vom Kaiser Max I. zum Dichter gekrönt wurde: es war der damalige Bischof von Gurk, nachmalige Erzbischof von Salzburg und Cardinal Matthäus Lang, welcher ihm hiezu verholfen hatte; 1504 gerieth Bebel in eine heftige Fehde mit dem berühmten Humanisten Conrad Celtis wegen der Bemerkung, die er in einer seiner Schriften machte, dass die neueren versificatores veluti Syrenaei scopuli zu fliehen seien: der Streit endigte erst 1508 mit Celtis' Tod. Dass Bebel für einen Anhänger Reuchlin's in dessen Kampfe mit den Kölnern galt, zeigt seine Erwähnung in der Reisebeschreibung des Mag. Phil. Schlauraff in den Epp. obsc. virorum. Mit vielen Gelehrten und hochgestellten Männern stand Bebel in Correspondenz; so mit Hartmann von Eptingen, Matthäus Lang, mit dem württembergischen Kanzler Gregor Lamparter, mit J. Vergenhans-Naucleros, mit Konrad Peutinger, Ulrich Zasius, mit Reuchlin, mit dem Augsburger Bischof Franz von Zollern u. A. Einen besonders lebhaften Verkehr unterhielt er mit dem gelehrten Propst von Baknang, Jakob von Arlun, sowie mit dem Abt von Zwiefalten, Georg Piscator: häufig fand er sich bei dem letzteren ein, um in der reichen Klosterbibliothek literarische, an der nicht minder reichen Klostertafel gastronomische und sympotische Studien zu machen. Verheirathet war Bebel nicht, ohne desshalb ein Feind des schönen Geschlechts zu sein. Schätze besass er nicht: seine Freunde, sagt er, müssen sich mit papierenen Geschenken begnügen. Sein Todesjahr kann nicht sicher angegeben werden; jedenfalls hat er den Anfang der Reformation nicht mehr erlebt.

Bebel hat gewirkt teils durch zahlreiche Schriften, teils durch Heranbildung von Schülern. Kaum ein Jahr vergieng, ohne dass eine Schrift von ihm erschien; die hiesige Universitätsbibliothek besitzt diese Schriften ziemlich vollständig. Der Sitte der Zeit entsprechend war Bebel auch Dichter: was er machte waren meist Gelegenheitsgedichte, Epitaphien, polemische Gedichte zum Angriff und zur Vertheidigung, nicht selten ist es das weibliche Geschlecht, welches mit Liebe oder mit Aerger behandelt wird. Sind diese kleinen Gedichte, wenn auch ohne poetischen Wert, so doch lesbar, so ist Bebel's grösseres Epos, der Triumphus Veneris, obwohl von den Zeitgenossen bewundert und mit gelehrten Commentarien ausgestattet, doch öde und langweilig und abstossend durch allegorische Künsteleien, durch breite Reden und Beschreibungen, durch geschmacklose Vermengung von christlicher Dogmatik und heidnischer Mythologie. Nicht zu vergessen sind die von Bebel herausgegebenen Facetiae, Schwänke, in leichtem, bisweilen das Mass des Anstands überschreitendem Ton, obwohl dem Propst von Baknang, freilich nur als Badelectüre, gewidmet: seine Popularität in weiteren Kreisen hatte Bebel zumeist diesen Facetiae zu verdanken, jedenfalls aber hatte das Opus sein Renommée nicht, wie Bebel's Biograph, der Geheimrath Zapf, gemeint hat, dadurch dass es viel dazu beitrug die ungesittete Lebensart der damaligen Zeit zu verbessern. Wenn Bebel gleichsam als Gegengewicht

Digitized by Google

zu diesen Facetiae auch einen liber hymnorum, Lobgesänge auf die Heiligen und die Jungfrau Maria, herausgab, so zeigt sich darin seine Versatilität und Vielseitigkeit. — Wenden wir uns nun aber zu den wissenschaftlichen Leistungen Bebel's, so sehen wir, dass sein Hauptbestreben darauf gieng, Kenntniss und Gebrauch der lateinischen Sprache zu verbessern. Aufs Latein beschränkte er sich, in dem Bewusstsein dass er vom Griechischen zu wenig verstand; er weiss zwar das Griechische vollkommen zu würdigen, er correspondiert 1512 mit dem Ravensburger Humanisten Michael Hummelberger über eine Berufung des damals in Paris lehrenden Hieronymus Aleander — bekannt als päpstlicher Legat auf dem Wormser Reichstag 1521 — nach Tübingen, wo zu diesem Zweck ein besonderer Lehrstuhl fürs Griechische zu errichten wäre; indess die Fragen, welche Bebel an eben diesen Hummelberger sowie an Reuchlin über elementargrammatische Puncte richtet, beweisen allerdings eine richtige Selbsterkenntniss, wenn er sich als tenuiter edoctus in graecis vix elementis bezeichnet. So concentriert er sich denn aufs Latein. Ich brauche nicht näher auszuführen, wie unbrauchbar, wie geradezu geistlos und geistverderbend die damals gebräuchlichen Lehrbücher waren, voran das berüchtigte Doctrinale — so genannt, quia doctrinam slit — des Alex. Gallus, welches seit zwei Jahrhunderten den Schulunterricht beherrschte. So dringt Bebel in einer 1503 gehaltenen Rede de utilitate latinitatis vor allem auf genaue Kenntniss der Grammatik und Rhetorik als des primum instrumentum, dieses aber kann man nur finden bei einem guten Lehrer, die jetzigen freilich sind fast alle nichts wert, bei ihnen ist nur eine latinitas sordida et corruptissima zu finden: daher wird auch ohne Heranbildung guter Lehrer kein Erfolg zu erzielen sein. Aehnlichen Inhalts ist die 1508 gehaltene Rede de necessitate linguae latinae: an die Klage darüber, dass so wenige elegant lateinisch sprechen und schreiben können, knüpft Bebel die Aufforderung dahin zu streben, dass aus der schola Tubingensis wie aus dem trojanischen Pferd lauter praestantissimi viri hervorgehen mögen; das Latein ist nothwendig für alle Künste und Wissenschaften; da es ausschliesslich die gelehrte Sprache ist, wie will man etwas wirken, ohne es elegant handhaben zu können? Jedenfalls sollen die Tübinger Studenten nicht dadurch dass sie elingues et muti seien, die Universität in übles Renommée bringen. — Den Mangel des bisherigen Treibens weist Bebel besonders nach in der weitläufigen Schrift de abusione linguae latinae: namentlich den Schwaben sage man nach, dass sie mit landesüblichem Eigensinn dem guten Latein widerstreben, dass sie gothisch und vandalisch sprechen anstatt lateinisch: es ist das berüchtigte Hechinger Latein, welches schon durch die Aussprache sich verräth, da man z. B. deies für dies, naos für nos sprach. Es kommt aber nicht, wie Manche sagen, allein auf die Gedanken an, auch die Form verdient sorgfältige Pflege; Tradition und Usus selbst der Kirchenväter sind nicht massgebend. Bebel polemisiert gegen falsche Etymologieen und Germanismen, der Schrift ist ein ziemlich langer Antibarbarus beigegeben; er thut sich etwas darauf zu gut, dass er nicht von andern abhängig ist, sondern nach eigenem Urteil und auf Grund eigener Lectüre verfährt. In einer andern Abhandlung de modo bene dicendi et scribendi bekämpft Bebel die herrschende Sucht nach Veraltetem und Ungewöhnlichem, jene Frontonische Meinung, dass Ennius und Pacuv besser seien als Cicero, Vergil und Livius, oder andrerseits die Nachahmung von ganz späten Autoren wie Apulejus: Cicero vielmehr ist der Vater der römischen Sprache, der göttliche Zögling und Meister der Beredsamkeit, doch nicht so als ob er das einzige Muster wäre: Quintilian ist die zweite Leuchte,

Digitized by Google

Sallust ist der Meister in der Geschichte, Cäsar der eleganteste Autor, auch Livius, Plinius, Curtius, Justin sind gute Vorbilder. Das Ideal des Stils ist eine dem wirklichen Gebrauch entsprechende, doch nicht ganz unstudierte Ausdrucksweise, nicht dunkel, aber auch nicht trivial, nicht abgerissen und hart, aber auch nicht zerfliessend und kraftlos, nicht aufgeblasen und schwülstig, aber auch nicht dürr und trocken. — Die Lectüre der Classiker behandelt er in der Schrift Qui auctores legendi sint novitiis? Vor allem muss man Cicero lesen, die übrigen je nachdem sie ihm ähnlich sind; Terenz ist brauchbar, Plautus aber zu archaistisch; von den Historikern ist Livius am meisten zu empfehlen, mehr als der altertümliche Sallust, daneben auch Cäsar, Justin, Florus; dagegen Seneca und Tacitus sind nur für Vorgeschrittene verständlich; die noch späteren haben keinen reinen Stil, unter den Kirchenvätern ist am besten Lactanz, die späteren Kirchenschriftsteller sind so wenig brauchbar als die neueren Theologen. Noch fleissiger als die Prosaiker muss man die Dichter lesen, vor allem die Epiker: Vergil, Lucan, Silius Italicus; Martial nur mit Vorsicht, wie auch die Satiriker; von den Lyrikern ist Horaz hervorzuheben, welcher übrigens von Bebel verhältnissmässig wenig genannt wird. Die Elegiker passen nicht für die Jugend wegen des Inhalts, die neueren Versmacher sind alle nichts nutz. Besondere Vorschriften gab Bebel über die Abfassung von Briefen, für jene Zeit eine sehr wichtige Fertigkeit; und über die ars versificandi: der Theorie der Metrik und Poetik sind auch Mustergedichte beigegeben. In allen diesen Schriften zeigt Bebel eine reiche Belesenheit in den lateinischen Schriftstellern, ein gesundes, selbständiges Urteil, ein richtiges Verständniss für den eigentümlichen Charakter der römischen Sprache, eine nicht geringe Gewandtheit in der Nachahmung der Classiker. Seine ganze Persönlichkeit erscheint als eine äusserst anregende: kein Wunder, dass seine Wirksamkeit von seinen Zeitgenossen und Schülern hochgepriesen wird: die Tübinger Studierenden — so schreibt Mich. Coccinius — vorher in den Pfuhl der Barbarei versunken, sind durch Bebel zu eleganten Lateinern geworden und überhaupt in jeder Hinsicht cultiviert; wohin sie kommen, überall erkennt man an ihnen die Schule Bebel's. Dieser selbst hat auch nicht versäumt seine Verdienste ins Licht zu stellen: in Briefen und in Versen rühmt er was er für Deutschlands Jugend getan. In der Tat wird er von allen, welche in jener Zeit zu Tübingen als Lernende oder als Lehrer die humanistischen Studien betrieben, unbedingt als der Meister betrachtet. Hervorzuheben sind unter diesen Zeitgenossen folgende Männer, über deren Lebensumstände wir freilich meist nur mangelhaft unterrichtet sind: zunächst Georg Simler aus Wimpfen und Johann Hiltebrand aus Schwezingen, beide vorher als Lehrer — u. A. Melanchthon's — in Pforzheim tätig und um 1510 nach Tübingen berufen. Simler, Schüler von Dringenberg und Reuchlin, gab 1512 eine lateinische Grammatik heraus, welche sich von den vormelanchthonischen Grammatiken wenig unterscheidet; angefügt ist eine Einleitung in die griechische Grammatik, denn Simler hat die Ueberzeugung, dass das Studium des Griechischen durchaus mit dem des Lateinischen verbunden werden müsse. Die Belesenheit Simler's ist nicht gering, sein Stil aber nicht correct; er bedauert aufs höchste Melanchthon's Abgang nach Wittenberg: alle Gelehrten in Tübingen zusammen, meint er, seien nicht gescheid genug um von der Gelehrsamkeit des Scheidenden eine richtige Vorstellung zu haben. Auch Simler's Schüler und Freund, Joh. Hiltebrand, war ein eifriger Verehrer des Griechischen: neben lateinischen und griechischen Vorlesungen hielt er auch hebräische, besonders verdient machte er sich durch sorgfältige Correctur

Digitized by Google

der im Verlag von Thomas Anshelm erschienenen Schriften; ein grösseres Werk von ihm ist mir nicht bekannt.

Hatten diese beiden Männer schon vor ihrer Uebersiedlung nach Tübingen und somit schon vor ihrer Bekanntschaft mit Bebel eine gewisse wissenschaftliche Bildung gehabt, so hatten letzterem wohl ihre ganze humanistische Bildung zu verdanken: J. Altensteig, Jac. Henrichmann und J. Brassicanus, — um hier abzusehen von Michael Coccinius, eigentlich Köchlin aus Tübingen, welcher zwar ebenfalls ein Schüler Bebel's war, aber nach Italien gieng und dort Kanzler des kaiserlichen Statthalters von Modena, Vitus von Fürst, wurde; er schrieb eine Darstellung der in Italien in den Jahren 1511 und 1512 vorgefallenen politischen Ereignisse. Die drei Erstgenannten waren dagegen als Humanisten literarisch tätig.

Johann Altensteig war geboren zu Mindelheim bei Memmingen, in welchem Jahr, ist nicht bekannt. Er wurde 1502 Magister in Tübingen, war 1507 Decanus artium (d. h. der philosophischen Fakultät) daselbst, war ein Anhänger Bebel's und der von ihm vertretenen Richtung, wurde 1510 von dem Abt Joh. Zinngiesser in das Benediktinerkloster Polling in Bayern als Lehrer des Lateinischen und der Dialektik (Logik) berufen, erhielt, 1511 eine Pfründe, wurde bald darauf Pfarrer in seinem Geburtsort und vom Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, zum Visitator der Diöcese Augsburg ernannt. Zur Reformation nahm er keine entschiedene Stellung ein. Seine Spur verliert sich seit 1518. Altensteig war ein ziemlich fruchtbarer Schriftsteller; ausser theologischen Schriften verfasste er namentlich einen Vocabularius (1508), d. h. eine kurze Erklärung der in den üblichen Grammatiken am häufigsten vorkommenden Wörter, und (1511) eine Anweisung zum Abfassen von Briefen, in welcher die Hauptregeln mit den von Bebel gegebenen übereinstimmen und welcher noch eine Art von Antibarbarus beigegeben ist; unter den verschiedenen Arten von Briefen werden von dem Verfasser, welcher damals bereits im Kloster Polling sich befand, auch epistolae amatoriae genannt, wobei sichtlich Vergil Aen. IV. benützt ist; ob Altensteig bei seinen Visitationsreisen auf Einhaltung der von ihm aufgestellten Regeln gesehen habe, wird nirgends gesagt. Altensteig zeigt übrigens ein selbständiges Urteil und ein gesundes Formgefühl: er versichert, dass er eine absolute Auctorität in sprachlichen Dingen nicht anerkenne, selbst ein Sct. Hieronymus und Sct. Augustinus seien nicht ohne weiteres die Muster der Latinität. Der Vocabularius ist eingeführt von Bebel, welchen Altensteig selbst als seinen Lehrer bezeichnet: Bebel rühmt dass, im Gegensatz zu der hergebrachten scholastischen Methode, alles aus den alten Schriftstellern selbst geschöpft sei. Zu Bebel's Triumphus Veneris schrieb A. einen sehr weitläufigen Commentar, welchen er dem Abt Zinngiesser widmete.

Bebel hat keine systematische lateinische Grammatik geschrieben, dagegen wurde eine solche verfasst von Jakob Henrichmann und von Joh. Brassicanus. Der erstere, J. Henrichmann, war gebürtig aus Sindelfingen und bezog die Universität Tübingen 1497; er wurde 1500 magister philosophiae. Er bezeichnet sich als Schüler Bebel's und widmete diesem auch seine 1506 herausgegebenen Institutiones grammaticae, welche eine Reihe von Auflagen erlebten. Henrichmann bemerkt, dass er von Bebel veranlasst worden sei die Vorträge herauszugeben, welche er seit vier Jahren gehalten habe: somit würde seine Thätigkeit als Lehrer 1502 begonnen haben. 1508 scheint er Tübingen verlassen zu haben; er wurde später Rath des Bischofs von Augsburg und erreichte ein Alter von

Digitized by Google

fast hundert Jahren. In seiner Polemik tritt er sehr entschieden auf: dieselbe wimmelt von asini, ranae coaxantes u. dergl., die Behauptungen seiner Gegner sind ihm nicht so viel wert als gallinarum urina und stercus columbae. — Johann Brassicanus ist ohne Zweifel identisch mit Joh. Koel = Brassicanus aus Constanz, welcher nach M. Crusius 1493 auf die Universität Tübingen kam; er wird dann als paedotriba (Schullehrer) in Urach, später in Tübingen bezeichnet; seine lateinische Grammatik erschien ebenfalls 1506. Er wurde nach Bebel's Tod dessen Nachfolger für die Poesie; über seine späteren Schicksale habe ich nichts mit Sicherheit ermitteln können.

Diese Grammatiken waren freilich noch sehr ungenügend und in mehr als einer Beziehung unwissenschaftlich. Es ist z. B. bei der Declination und Conjugation noch keine Ahnung vorhanden, dass Stamm- und Bildungssilben zu unterscheiden sind, die Erklärung der Formen ist eine durchaus äusserliche, die Ausführungen über Genus, Casus, Tempus sind ohne alles Princip; hic haec hoc wird als Artikel verwendet, es erscheint noch ein besondrer Optativ, Brassican hat in der Declination einen Casus septimus, nämlich den Ablativ ohne Präposition; die grosse Zahl der Regeln ist verwirrend, vollends die Syntax ist äusserst dürftig. Brassican's Grammatik ist die weitläufigere und hat manches Unrichtige nicht mehr was bei Henrichmann sich findet, andrerseits sind auch seine Zusätze und Erweiterungen nicht immer Verbesserungen. Dennoch darf man diesen Männern das Zeugniss nicht versagen, dass sie nicht nur die Erbärmlichkeit der bisher gebrauchten Lehrbücher und die Verkehrtheit der üblichen Unterrichtsmethode richtig erkannt, sondern dass sie auch einen nicht unerheblichen Schritt über das vorhandene hinausgetan haben; freilich waren es eben nur Anfänge des Bessern.

Es war noch während der vollen Wirksamkeit Bebel's, dass am 7. Sept. 1512 der 15jährige Phil. Melanchthon in Tübingen inscribiert wurde, wo er auch am 25. Jan. 1514 die Magisterwürde empfieng. Anfangs zugleich lernend und lehrend — er hörte noch Vorlesungen bei Bebel und Brassican — ragte er doch bald durch Geist und Wissen über alle andern Vertreter des Humanismus zu Tübingen und anderwärts hinaus. Er wurde bald am Contubernium, der Bursa (im jetzigen Klinikum), als Aristoteliker angestellt; er las zumeist über Grammatik und Rhetorik, erklärte namentlich Vergil und Terenz, 1516 erschien seine Ausgabe des Ter. mit Bestimmung des Metrums; nach Bebel's Tod übernahm er auch das Fach der Geschichte und Beredsamkeit, während die Poesie an Brassican übergieng, und las über Cicero's rhetorische Schriften und über Livius. Für das Griechische war noch kein besonderer Lehrstuhl errichtet, Melanchthon aber beschäftigte sich doch eifrig damit: schon 1514 ist der nachmalige Reutlinger Reformator Aulber sein Schüler in der griechischen Grammatik, mit Oekolampadius las Melanchthon den Hesiod, es bildete sich um ihn eine griechische Gesellschaft, zu welcher ausser den Genannten noch der nachmalige Kanzler des Herzogs Ulrich von Württemberg, Joh. Knoder von Rottenburg, der gelehrte Buchdrucker Joh. Secerius, der Uebersetzer der orphischen Hymnen, Caspar Kurrer, gehörten. Melanchthon selbst übersetzte Manches aus dem Griechischen, besonders aus Aristoteles und Plutarch, er arbeitete zugleich an seiner griechischen Grammatik und an einem griechischen Lexikon, welches jedoch nie erschienen ist, wie denn auch die Ausgabe des Aristoteles, mit welcher er und seine Schüler sich beschäftigten, wegen Mangels an Handschriften nicht zu Stande kam; dafür wurden die Lehrbücher der Dialektik, Rhetorik, Ethik, Politik sämmtlich im Anschluss an Aristoteles

Digitized by Google

ausgearbeitet, ohne welchen, wie Melanchthon sagt, eine richtige Methode des Lehrens und Lernens nicht möglich ist. Melanchthon war damals im besten Wirken und Schaffen, diese humanistische Tätigkeit war sein eigentlicher Beruf, es war eine Lust wie er alles weckte und belebte: schmerzlich hat er später bedauert, dass jene heitere, fruchtbare Zeit vorübergegangen, dass die Unruhe und Noth der Zeiten seine Studien zurückgedrängt und eingeschüchtert haben und ihm den frohen Lebensmut raubten. — Neben diesen Studien war Melanchthon auch thätig bei der Beaufsichtigung und Correctur der Schriften, welche in der (1516 nach Hagenau verlegten) Druckerei des Thomas Anshelm zu Tübingen erschienen; besonders wurde, wie J. Camerarius bemerkt, die Weltchronik des Joh. Nauclerus erst durch Melanchthon brauchbar und geniessbar gemacht. Seine Vielseitigkeit bewies er dadurch dass er auch die astronomischen Vorlesungen des berühmten Joh. Stöffler, des älteren Landsmanns von Bebel, sowie juridische und medicinische Vorlesungen besuchte. Indessen war doch seine äussere Stellung eine unbefriedigende: war die Artistenfakultät überhaupt den andern Fakultäten nicht gleichgestellt, so hatte Melanchthon speciell als Lehrer am Contubernium einen förmlichen Elementarunterricht im Lateinischen zu erteilen; so gern er sonst inmitten seiner schwäbischen Freunde ist, er fühlt sich doch wie in einem ergastulum, welches ihm zur Qual wird, er möchte wohl lieber in einer Höhle wie Heraklit sich verbergen als dieses geschäftige Nichtstun fortsetzen. Er hatte schon zwei Einladungen, nach Ingolstadt und nach Leipzig, abgelehnt; als aber durch Vermittlung Reuchlin's der Ruf des Kurfürsten von Sachsen an ihn ergieng, widerstand er nicht mehr: kein Prophet gilt etwas in seinem Vaterland, hatte ihm Reuchlin vorgestellt; am 25. August 1518 wurde er als Lektor der griechischen Sprache in Wittenberg installiert. Kurz vorher, 1517, war Bebel gestorben, und längere Zeit fand sich kein bleibender Ersatz für diese beiden Männer. Zwar kam 1521 Reuchlin nach Tübingen, um griechische und hebräische Sprache zu lehren, sein Ruf zog auch schon viele Studierende herbei, aber seine Tage waren gezählt, er starb schon 30. Juni 1522 zu Stuttgart. Zwar wurde 1523 der obengenannte Caspar Kurrer als Lehrer des Griechischen auf ein Jahr angenommen, es ist aber von seiner Wirksamkeit nichts bekannt. Die Unruhen, welche nun durch die Vertreibung des Herzogs Ulrich und die Einsetzung einer östreichischen Regierung über Württemberg kamen, die kirchlichen Wirren und Streitigkeiten, der Bauernkrieg konnten nur hemmend auf die Studien wirken. Ein halbes Jahrhundert lang ist die humanistische Wissenschaft fast nur durch Männer vertreten, von welchen man jetzt nicht viel mehr kennt als die Namen. Nur vorübergehend war das Auftreten des trefflichen Joachim Camerarius: er wurde 1535 von Herzog Ulrich durch Melanchthon's Vermittlung von Nürnberg her als Lehrer des Griechischen berufen; über seine Wirksamkeit aber, namentlich wie weit er, der vertraute Freund Melanchthon's, die Beziehungen zwischen den württembergischen und den sächsischen Schulen und Schulordnungen gefördert hat, ist bei dem Mangel einer eingehenden Biographie nichts genaueres bekannt; er hat sich, wie aus seinen Briefen hervorgeht, in Tübingen nicht recht wohl gefühlt; abgesehen von Krankheiten machte er dieselbe Erfahrung wie Melanchthon: sie haben mich, schreibt er 1539, zum Schulrektor gemacht, etwas lästigeres hätte mun mir nicht antun können; er findet, dass die Nation der Schwaben ἄμουσος ist, sie war vielleicht früher einmal der Kultur nicht abgewandt, ist aber jetzt ganz verwildert, wahrscheinlich durch den langen Krieg und allerlei Unruhen. Er klagt darüber, dass seine Bestrebungen keine Anerkennung und Unterstützung finden;

Digitized by Google

nicht freiwillig, schreibt er 1542 von Leipzig aus, sondern gezwungen habe ich Tübingen verlassen. Er siedelte nach Leipzig über im Jahr 1541.

Das Verzeichniss der philosophischen Fakultät weist um die Mitte des 16ten Jahrhunderts eine Reihe von Vertretern der humanistischen Wissenschaft auf: nur einige Namen will ich hervorheben. 1537 wurde von Wittenberg her der Schüler des Camerarius und Melanchthon und Freund Luther's, Matthäus Garbitius, ein geborner Illyrier, Verwandter des Streittheologen Flacius, berufen; er lehrte die griechische Sprache und erklärte eine Reihe griechischer Schriftsteller; es wird besonders von ihm gerühmt, dass er die Realien berücksichtigt habe; er starb 1559. Ein gründlicher Kenner der classischen Sprachen war auch Melchior Volmar Rufus (Roth) aus Rottweil, welcher in Paris Studien gemacht hatte, in Paris und Orleans Lehrer gewesen war und, obwohl eigentlich Jurist, Vorlesungen über lateinische und griechische Sprache hielt. Eine besondere Hervorhebung scheint mir — um von Anderen nichts zu sagen — Michael Toxites (oder Toxita) zu verdienen. Dieser nennt sich Rhaetus Sterzingensis, war also wohl entweder, wie der Nomenclator philologorum angibt, aus Störzing in Graubünden oder aus Sterzing in Tirol; er studierte in Strassburg bei Sturm, gab mehrere Vorlesungen Sturm's heraus, wie z. B. über die Rhetorica ad Herennium, war auch Pfalzgraf und gekrönter Dichter und wurde 1558 von Herzog Christoph von Württemberg zum Pädagogarchen des Herzogtums berufen; seine Ansichten über den Unterricht stellte er zusammen in einer Consultatio de emendandis recteque instituendis literarum ludis; das auf der hiesigen Universitätsbibliothek befindliche Exemplar enthält eine eigenhändige Dedication des Verfassers an M. Crusius. Das Ideal des Toxites ist die Schule Sturm's; wenn man daher die ratio Sturmiana kennt, so kennt man auch die ratio des Toxites. Die genannte Schrift zeigt eine gründliche classische Bildung und gesunden praktischen Sinn; der Stil ist elegant zu nennen. Auf die grosse Württembergische Schulordnung von 1559 hat Toxites jedenfalls wesentlich eingewirkt; es ist wohl hauptsächlich sein Werk, dass dieselbe ganz im Sturm'schen Geiste eingerichtet wurde. Ob dieser Toxites, welcher auch ein allegorisches Gedicht unter dem Titel παίδευσις προτρεπτική an König Eduard VI von England richtete, derselbe ist, welcher später als Polyater, d. h. wohl Stadtarzt, von Hagenau erscheint und ein vorzugsweise zum Verständniss der Kunstausdrücke des Theophrastus Paracelsus dienendes Onomasticum philosophicum medicum synonymum veröffentlichte, kann ich nicht bestimmt sagen, es scheint mir aber wahrscheinlich zu sein.

Die Namen der eben Genannten und die einiger Anderen, welche in der Santa casa heiligen Registern begraben liegen, sind im Allgemeinen wenig bekannt; dagegen erscheinen im letzten Drittel des Jahrhunderts zwei Männer, welche das allgemeine Interesse in höherem Grad auf sich gezogen haben: Martin Crusius und Nicodemus Frischlin. Jedermann kennt das umfassende Werk von Strauss über Frischlin: ich will nicht untersuchen, ob nicht der Biograph dem zwar höchst talentvollen, vielseitig gebildeten, aber doch innerlich zerfahrenen Frischlin etwas zu viel Ehre angetan hat; so viel scheint mir doch sicher, dass er Lob und Tadel zwischen Frischlin und seinem Gegner nicht immer unparteiisch verteilt hat. Hier muss ich mich aber damit begnügen in der Kürze anzugeben, was für philologische Fragen es waren, um die es sich in dem bellum grammaticale der beiden gehandelt hat.

Martin Crusius, eig. Kraus, war geboren in dem Nürnbergischen Dorfe Grebern

Digitized by Google

als Sohn eines evangelischen Predigers 1526; er besuchte die Schule zu Ulm, begab sich mit Unterstützung des Ulmer Senats nach Strassburg, wo er unter Sturm am 16. April 1547 als der erste eine griechische Rede öffentlich hielt, ein Akt, auf den er sich nicht wenig zu gute tut, war dann Informator zweier Adeligen und wurde 1554 Rector der Schule zu Memmingen, von wo er 1559 als Lehrer des Lateinischen, Griechischen und der Rhetorik nach Tübingen berufen wurde; er starb 1607. — Nicodemus Frischlin war 1547 zu Balingen geboren, wurde schon 1568 Professor in der philosophischen Fakultät zu Tübingen, gieng, hauptsächlich in Folge seiner mannigfachen Händel, 1582 als Rektor nach Laibach, wo er bis 1586 blieb, hielt sich dann an verschiedenen Orten unstet auf, wurde im Frühjahr 1590 auf Befehl des Herzogs Ludwig von Württemberg auf Hohen-Urach gefangen gesetzt und fand bei einem Fluchtversuch in der Nacht vom 29. zum 30. November 1590 seinen Tod.

Es kann kein Zweifel sein, dass von den beiden Gegnern Frischlin der weit geistvollere war. Schon das Porträt des Crusius zeigt unverkennbar den Vertreter einer steifen, pedantischen, dabei eitlen und selbstbewussten Schulgelehrsamkeit; er war in der Tat ein sehr gelehrter Mann, namentlich besass er einen wahrhaft erstaunlichen Fleiss; seine Schriften sind zahlreich und umfassend: allein die Annales Suevici sind zwei gewaltige Foliobände; ausser dem Gedruckten hat er noch viel Handschriftliches hinterlassen; aber obgleich ein Gelehrter, war er doch nicht der Mann, um auf irgend einem Gebiet neue Bahnen zu eröffnen, in allem Wesentlichen bewegt er sich in den überlieferten Geleisen, seine Schriften sind Stoffsammlungen, sie enthalten ein reiches Material, aber man vermisst darin principielle Anschauungen, die geistige Durchdringung und Beherrschung; die Annalen sind, wenn irgend ein Werk, eine rudis indigestaque moles, sie geben Zeugniss von unglaublichem Fleiss, von eherner Ausdauer: — er versichert, dass er seine annales suevici immer stehend, niemals sitzend und mit einer und derselben Feder geschrieben habe; — ferner von antiquarischem Interesse, von grossem Eifer in Aufspürung von Quellen und Zusammenscharrung von Notizen, aber auch von gänzlichem Mangel an tieferer historischer Auffassung und an selbständiger Kritik; es ist eine rein äusserliche annalistische Aneinanderreihung der heterogensten Notizen. Ernst nahm es Crusius sicherlich mit seinen Studien, aber Pedant durch und durch, eifersüchtig auf seine akademische Stellung, eitel auf seinen literarischen Ruhm, konnte er es nicht ertragen, wenn Andere neue, die seinige durchkreuzende Bahnen einschlugen. Da Frischlin dies tat, und zwar rücksichtslos, mit Lärm und Getös, dabei mit einer Fülle von Geist und Witz tat, und da er wirklich mit richtigem Blick viele Mängel des Ueberlieferten aufdeckte, so konnte der Zwist nicht ausbleiben, welcher erst mit dem tragischen Untergang des äusserlich weniger solid Situirten endigte. Die Polemik, welche beide Männer mit stets zunehmender Erbitterung, zuletzt in einem, namentlich auf Seiten Frischlin's, die Grenze des Anstands weit überschreitenden Tone, führten, ist teils eine wissenschaftliche, teils eine persönliche; nur über die wissenschaftlichen Punkte will ich noch Einiges bemerken; das philologische Interesse, welches die Beiden erregen, knüpft sich an an das bellum grammaticale, dessen Urkunden wir in einer Reihe von Streitschriften finden.

Sein erstes grammatisches Werk, puerilis in lingua latina institutio, verfasste Crusius für die Schule zu Memmingen 1556. Es zerfällt in 5 Teile, deren jeder für eine Classe bestimmt ist; je der folgende Teil ist die weitere Ausführung des vorhergehenden.

Digitized by Google

Die Classeneinteilung und der Lehrplan, welche zu Grund gelegt sind, sind der Schule Sturm's nachgebildet. Es erscheinen in dieser Grammatik grossenteils die althergebrachten Irrtümer und Verkehrtheiten, wie wir sie in den älteren Werken Brassican's u. A. finden. Ich hebe diejenigen Punkte hervor, gegen welche Frischlin mit Recht und mit Erfolg seine Polemik gerichtet hat. Das Pronomen hic erscheint als Artikel, von einer Unterscheidung des Stammes und der Bildungssilben ist in der Declination und Conjugation keine Rede, alle Flexionsvorgänge beruhen auf äusserlicher Zusammensetzung, das „anstatt" spielt eine grosse Rolle. Da es an principiellen Gesichtspunkten fehlt, so ist eine Unzahl einzelner Regeln gegeben, welche von ebensovielen Ausnahmen begleitet sind. In der Declination ist dem Ablativ stets a, in der Conjugation dem Subjunctiv stets eum beigesetzt und damit ein selbständiges Auftreten des Conjunctivs geleugnet; es wird noch ein besondrer Optativ statuirt, nemlich der Subjunctiv mit vorgesetztem utinam, ebenso wird ein besondrer Modus potentialis sowie 5 Haupttempora angenommen; es werden viele falsche Formen angegeben, wie amantote, ens, essendi, suntote; das Pronomen hat 4 Declinationen, welche lediglich nach den Endungen von Genetiv und Dativ unterschieden werden, Ortsbezeichnungen wie Roma werden unter die Adverbien gerechnet; es findet sich noch die althergebrachte Unterscheidung einer rectio a fronte und a tergo; die Wortbildung und Ableitung ist ganz äusserlich gehandhabt, scriba kommt von scribo durch Verwandlung von o in a, die Adjective und Substantive regieren einen Accusativ oder Ablativ intercedente praepositione u. s. f. Dazu kommt noch eine nomenclatura rerum, eine Sammlung von etwa 1400 Wörtern, welche man im täglichen Leben gebraucht; es werden darunter alle möglichen alltäglichen Bedürfnisse aufgeführt, sämmtliche Arten von Würsten haben genaue lateinische Bezeichnungen, die zehnjährigen Schüler lernen einen ausführlichen Wörterschatz de puerperio, Einrichtung und Gerätschaften des Hauses, bis hinaus aufs kleinste Appartement, sind genau angegeben. — Im Jahr 1562, nachdem Crusius nach Tübingen berufen worden war, folgte seine Grammatica graeca cum latina congruens. Der scholastische Charakter zeigt sich gleich in einer Bemerkung über das Alpha: effertur haec litera maiore hiatu oris quam ceterae, ut moneamur Deum os homini ad disciplinas percipiendas aperuisse; recte ergo primo loco ponitur. Wir finden da — um nur weniges einzelne anzuführen — das Relativ bezeichnet als articulus postpositivus, das Nomen hat 7 genera, Declinationen gibt es 10, nemlich 5 einfache und 5 contractae, Conjugationen gar 13; beim Conjunctiv steht immer ἐάν, von Wurzel, Stamm u. dgl. ist keine Rede, die Ableitung der Tempora ist rein äusserlich, aor. II aus Imperf. durch Verkürzung u. dgl.; ebenso in der Wortbildung: πρᾶτμα kommt von πέπραγμαι, πρᾶξις von πέπραξαι; die geistreiche Regel von der rectio intercedente praepositione spielt auch hier eine Rolle, Regeln über Regeln mit Ausnahmen über Ausnahmen. Ein besondres Verdienst glaubt Crusius sich um die Aufhellung der Bedeutung von ἄν erworben zu haben: durch 15jähriges Studium hat er herausgebracht, dass ἄν die Fiction bedeutet. Crusius selbst hat sich viel darauf zu gut getan, dass er hauptsächlich das Studium des Griechischen gefördert habe; er erklärte eine Reihe griechischer Schriftsteller, den Thukydides, Sophokles, mehrere Redner, besonders auch den Homer (als caeci auctoris caecus interpres, wie Frischlin spottet) und die Batrachomyomachie; der grosse Hörsaal in der Bursa wurde nach diesen Vorlesungen der homerische genannt und musste vergrössert werden, — freilich, wie Frischlin zu beweisen sucht, nicht wegen des Zudrangs zu Crusius; er empfieng häufig

Digitized by Google

Besuche von Griechen, von welchen er, wie er oft erwähnt, Vieles profitierte für die Kenntniss der vulgaris lingua graeca; er unterhielt einen eifrigen Briefwechsel mit den hohen und höchsten Würdenträgern der griechischen Kirche in Constantinopel, um diese für eine Vereinigung mit der protestantischen Kirche zu gewinnen; er war tätig bei der Uebersetzung der Augsburger Confession, welche die Tübinger Theologen dem Patriarchen Jeremias II übersandten; kleinere griechische Gedichte im elegischen Metrum finden sich in ziemlicher Zahl in seinen wissenschaftlichen Schriften zerstreut. In der Tat liegt auf diesem Gebiet sein Hauptverdienst. Sieht man freilich seine Arbeiten näher an, so wird der Respekt ziemlich stark abgekühlt.

Man kann die Grammatiken des Crusius kaum als einen Fortschritt bezeichnen; bei sehr grosser Belesenheit und unendlichem Sammelfleiss fehlt es an jedem tieferen Eingehen in die Gesetze der Sprache. Vergleichen wir die griechische Grammatik des Crusius mit der Melanchthon's, so hat letztere jedenfalls den Vorzug der Kürze und Durchsichtigkeit, im Einzelnen ist Crusius nicht weiter gekommen, ja während Crusius 10 Declinationen und 13 Conjugationen hat, begnügt sich Melanchthon mit 5 Decl. und 3 Conj.

Frischlin's lateinische Grammatik erschien 1585; auf dem Titel ist gesagt, es seien über 600 Irrthümer alter und neuer Grammatiker und unzählige Solöcismen entfernt; das Vorbild des Verfassers sei der grosse Scaliger gewesen, das Werk zeichne sich vor den bisherigen Grammatiken aus durch Kürze, durch Reducierung der Regeln, durch Zurückgehen auf den echten klassischen Sprachgebrauch und durch Weglassung des nicht Notwendigen. Frischlin's Grammatik ist etwa halb so gross als die des Crusius, sie zeigt ein entschiedenes Streben nach Methode, nach einheitlichen Gesichtspunkten, nach systematischer Entwicklung, die Beispiele sind treffend gewählt und zeugen von reicher Belesenheit; im Einzelnen ist wirklich Vieles verbessert; ausser den oben aufgeführten Verkehrtheiten des Crusius wird besonders die Annahme von Verba communia und impersonalia bekämpft; auch die Frage, ob mea bei interest acc. ntr. plur. sei, wie Frischlin will, oder abl. fem. sing., was Crusius behauptet, wird weitläufig behandelt. Frischlin's Grammatik bezeichnet in der Tat einen Fortschritt; dass sie frei von Fehlern sei, ist damit natürlich nicht gesagt, die Fassung der Regeln ist auch hier noch meist eine äusserliche, die Ausnahmen spielen noch eine grosse Rolle, die Anordnung in Frage und Antwort hat etwas Steifes, namentlich die Syntax ist noch in vielen Punkten mangelhaft, obwohl auch hier Manches verbessert ist, wie denn Frischlin z. B. die sinnlose rectio a fronte und a tergo und die rectio praepositione intercedente nicht mehr hat. Hätte die Not und der Druck der äusseren Verhältnisse nicht Frischlin's Wirksamkeit gehemmt und hätte der Sturz von der Mauer Hohen-Urachs nicht seinem Leben schon in seinem 44sten Jahre ein Ende gemacht, so würde er unter den bedeutenderen Philologen jener Zeit eine Stelle gefunden haben; ein Mann voll Geist, sprühend von Witz, dabei von umfassendem Wissen, voll Initiative, voll neuer Ideen, getrieben von unruhigem Drang zu schaffen und zu wirken. Sein Antipode Crusius dagegen erinnert mit seinem ganzen Wesen an die scholastische Verknöcherung, welche am Schlusse des 16ten Jahrhunderts auf dem theologischen und kirchlichen Gebiet eintrat: neue Ideen hat er nicht, er ist pedantisch conservativ und glaubt seinen Beruf zu erfüllen, wenn er mit Bienenfleiss Alles, was wissenswerth und wissbar ist, in mächtigen Folianten aufhäuft. Bei solchem Wesen war es ein besondres Unglück für ihn dass er gerade einen Frischlin zum Gegner hatte, und vielleicht noch

Digitized by Google

mehr, dass dieser Gegner an Strauss einen Biographen gefunden hat, welcher doch zum Voraus dem privilegierten Universitätsprofessor zum Mindesten nicht günstig gestimmt war.

Crusius starb 1607: sein Tod fällt schon hinaus über den Zeitraum welchen ich für diesen Vortrag abgegrenzt habe. Die kurze Uebersicht wird gezeigt haben, dass die Universität Tübingen im ersten Jahrhundert ihres Bestehens Namhaftes beigetragen hat zum Emporblühen der humanistischen Studien, dass aber auch Fortgang und Entwicklung dieser Studien während des 16ten Jahrhunderts ein Spiegelbild ist von der Wandlung welche sich fast auf allen Gebieten, in der Theologie wie in der Poesie, in Kirche und Schule, im bürgerlichen und politischen Leben allmählich vollzogen hat.

Der erste Vorsitzende dankt dem Redner für seinen anziehenden Vortrag und fragt ob Jemand darüber das Wort begehre. Es meldet sich dazu Professor Bursian aus München.

Prof. Bursian aus München. Gestatten Sie mir, m. H., an den soeben gehörten interessanten Vortrag eine kurze Mitteilung anzuknüpfen, welche mir für diesen Ort und diese Gelegenheit besonders geeignet zu sein scheint. Sie betrifft eine Reliquie von Nicodemus Frischlin: ein, soviel ich habe ersehen können, unediertes Gedicht desselben, von welchem ich durch meinen verehrten Freund, Herrn Director Halm, Kenntniss erhalten habe und das mir nicht unwert zu sein scheint auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München besitzt ein schöngebundenes Exemplar der Frischlin'schen Ausgabe des Kallimachos vom Jahre 1577, welches Frischlin seinem Landesherrn und Gönner, dem Herzog Ludwig von Württemberg, für seine Privatbibliothek dediciert hat. Auf dem Vorsetzblatte steht folgende eigenhändige Widmung Frischlin's:

In Callimachum, illustrissimi et optimi principis ac domini, D. Ludovici Ducis Vuirtembergici et Teccii, Comitis Montpeligardi etc. D. sui cl. Bibliothecae a se consecratum, Epigramma Autoris.

Hunc ego dum nuper pluteum perlustro librorum
Quatuor accepi, principe dante, scyphos.
Egregios, Deus alme, scyphos memorabile munus:
Quo maiestatem res data dantis habet.
Vina illinc quotiens sitientibus haurio labris:
It totiens versus vena benigna mei.
Nunc tres aurifabrum similes mihi cudere iussi,
Vt numerus nostris congruat iste libris.
Nam septem feci nostro de Principe libros:
Quis celebro illustris federa casta tori.
Sint septem et calices; nam sic cuiusque libelli
Versiculis summam quisque duobus habet.
At quia nil habeo, tibi quod Ludovice rependam,
O dux, o populi cura salusque tui,
Hunc tibi Callimachum, Philadelphi regis amicum,
Dono: tuos inter quem tueare libros.
Sic te caelipotens tueatur ametque vicissim:
Vt possis doctos semper amare viros.

Nec te poeniteat nostris favisse Camenis:
Carmen amat quisquis carmine digna facit.

Tubing. 6 Calend. April. 77.
C. T. subjectiss.
cliens

Nicodemus Frischlinus, P. L. Professor Tubingensis: Domus Vuirtembergicae Poeta proprius: Primus a Rudolpho II. Rom. Imp. August. insignibus Poetarum in Comitiis Ratisponensibus inauguratus.

Dass Frischlin von Herzog Ludwig bei Gelegenheit der Hochzeit desselben vier kleine silberne Becherlein erhalten hatte, hat schon Strauss in seiner trefflichen Biographie Frischlin's (Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin, Frankfurt a. M. 1856. S. 93) aus einem im Württembergischen Staatsarchive erhaltenen Briefe Fr.'s an des Herzogs Kammersecretär Melchior Jäger vom 22. Oct. 1585 entnommen; die von Strauss dabei geäusserte Vermutung, dass diese Becher das Geschenk für die am Feste selbst überreichten beiden Elegien gewesen seien, wird durch die Eingangsverse unseres Gedichts widerlegt, aus denen wir vielmehr schliessen müssen, dass eine von Frischlin vorgenommene Revision der Privatbibliothek des Herzogs die Veranlassung zu diesem Geschenke gegeben hat. Aus unserem Gedicht erfahren wir nun ferner, dass Frischlin sich zu den vier vom Herzoge erhaltenen Bechern noch drei weitere durch einen Goldschmied anfertigen liess, damit die Zahl der Becher der Zahl der Bücher gleichkomme, welche die von Fr. verfasste poetische Beschreibung der Hochzeit des Herzogs umfasste (vgl. Strauss a. a. O. S. 83 ff.), sowie dass er auf jedem dieser 7 Becher eine kurze Angabe des Inhalts je eines jener 7 Bücher in je zwei Versen eingraben liess.

Da auf die Frage des ersten Präsidenten sich Niemand weiter zum Worte meldet, so ersucht derselbe Herrn Hofrat Stark aus Heidelberg nunmehr seinen angekündigten Vortrag über die Ahnenbilder des Appius Claudius im Tempel der Bellona zu halten.

Hofrat Stark. Verehrte Versammlung! Die Untersuchung, deren Resultate ich die Ehre habe im Folgenden Ihnen mitzuteilen, war zunächst nur bestimmt in der archäologischen Sektion vorgetragen zu werden; die freundliche Zuvorkommenheit, das gütige Vertrauen des Präsidium hat derselben einen Platz in der allgemeinen Versammlung angewiesen, und vielleicht darf ich hoffen auch ein allgemeineres Interesse für den speziellen Gegenstand zu erwecken, indem derselbe allerdings dazu angetan ist, den innigen und notwendigen Verein philologischer, historischer und archäologischer Betrachtungen recht klar zu stellen, und auf die Fruchtbarkeit solcher Arbeiten, die auf den Grenzgebieten des Literarischen und Monumentalen liegen, meine jüngeren Fachgenossen hinzuweisen.

Wir gehen sofort in die Mitte der Sache selbst hinein, um allgemeinere Betrachtungen an geeigneter Stelle einzufügen oder an den Schluss zu verlegen.

Plinius der Aeltere knüpft bekanntlich seine wichtigen kunsthistorischen Excerpte und Bemerkungen an die für die bildenden Künste verwendeten Materialien an. Nachdem

Digitized by Google

er im 33. und 34. Buche der Naturalis historia die Metalle abgehandelt, sowohl die edlen wie dann die gemeinen, aber wichtigsten, wie Kupfer und Eisen, sowie deren Mischung und Verwendung in der Medicin und den technischen Werkstätten, wendet er sich im 35. Buche den Erdarten (terrae ipsius genera lapidumque) zu, welche Griechen, oft einzeln in besonderen Büchern, bearbeitet haben; er will sich der Kürze befleissigen, ohne etwas Notwendiges oder zur Sache Gehöriges (aut naturale) zu übergehen. Er hat bei den Metallen schon verschiedentlich von den Farbenpigmenten gehandelt. Jetzt soll quae restant de pictura im Zusammenhang bei den Erdarten vorgetragen werden. Er spricht zuerst von der Würde einer bereits absterbenden Kunst (de dignitate artis morientis). Er nennt sie eine ars quondam nobilis, damals als sie von Königen und Völkern gesucht ward, und eine alios nobilitans, welche sie würdigte der Nachwelt treu zu überliefern; jetzt ist sie aber gänzlich von Marmorarten verdrängt, selbst von Gold. „Jetzt malen sie mit Incrustationen, mit den eingelegten Marmortafeln förmlich in den Stein.“ Dieser Luxus habe mit Claudius' Herrschaft besonders begonnen, sei unter Nero gestiegen.

Mit der ihm eigenthümlichen, energischen Kürze, fast orakelhaften Bedeutsamkeit des gewählten Ausdruckes, mit der lebhaften Empfindung für den Untergang des altrömischen Wesens und des Eintrittes einer kosmopolitischen Genusswelt, erklärt er: „Die Portraitkunst, wodurch die Gestalten in vollster Aehnlichkeit auf Jahrhunderte sich erhielten, ist jetzt ganz erstorben (in totum exolevit). Statt der Portraitbilder werden bronzene Medaillons aufgestellt (aerei clypei), Silbergesichter, es werden, ohne den Unterschied der Körperbildung zu beachten, die Köpfe der Statuen vertauscht, worüber schon lange witzige Gedichte existieren. So will man nun den Stoff beachtet wissen, meist viel mehr als die Persönlichkeiten. Man flickt Gemäldegallerien zusammen aus alten Tafelbildern, man verehrt fremde Portraits, man legt nur Wert auf den Preis, damit dann der Erbe komme und diese zerbreche, mit dem Stricke sie herabziehe und hinaustue. Daher bleibt kein lebendiges Bild des Einzelnen, man hinterlässt nur Bilder seines Geldbeutels, nicht seine eigenen (imagines pecuniae, non suas). Man schmückt ebenso die Ringschulen und seine privaten Turnplätze mit Athletenstatuen, Epikurgesichter thut man in sein Schlafzimmer und schleppt sie bei sich herum, das thuen die am eifrigsten welche nicht einmal im Leben bekannt sein wollen (qui se ne viventes quidem nosci volunt). „Ja, so ist es,“ sagt er, „die Kunst hat die Thatenlosigkeit (desidia) verderbt, und weil es keine Bilder des Geistes mehr gibt, werden auch die der Körper vernachlässigt.“

Dem gegenüber stellt er die Weise der alten Zeit (aliter apud majores): „Anders war es in dem Atrium der Vorfahren, nicht Statuen auswärtiger Meister sah man allda, nicht Erz- oder Marmorstatuen — nein in Wachs ausgeprägte Gesichter (cera expressi vultus); sie wurden verteilt in einzelne Schränkchen (armaria), damit es Bilder gäbe welche begleiten die von dem ganzen Geschlecht gefeierten Begräbnisse, und immer war, wenn Einer gestorben war, der ganze Haufe, das ganze Volk seiner Familie zugegen. Die Verzweigungen des Stammbaums (stemmata) liefen auseinander zu den gemalten Bildern, die Hausarchive füllten sich an mit den Codices, also Tafeln, den Urkunden und Zeugnissen der während der Amtsführung ausgeführten Taten. Und andere Bilder gewaltiger Geister waren draussen an den Thoren der Häuser in den dort angehefteten Beutestücken der Feinde, welche auch der Käufer nicht ablösen durfte. Auch selbst wenn die Herren wechselten, triumphierten die Häuser. Das war ein gewaltiger Stachel, wenn die Kranz-

Digitized by Google

gesimse täglich einem unkriegerischen Herrn zum Vorwurf machten, er trete in einen fremden Triumph.“ Plinius weist auf eine Rede des Messala hin in Bezug auf das Einschieben eines fremden Bildes in sein Geschlecht; „eine ähnliche Veranlassung erpresste dem Messala als Greis jene Bücher welche er über die Familie abfasste, als er am Atrium des Scipio Pomponianus vorübergieng und sah wie durch Adoption die Salvittones sich einschlichen in den Namen der Scipionen. Aber die Messalen in Ehren, es sei zu sagen verstattet, auch berühmter Männer Ahnenbilder zu erlügen, darin lag doch eine Liebe zur Tüchtigkeit, und es war weit ehrenhafter als zu verdienen dass Niemand die seinigen zu besitzen wünschte.“

Nun kommt Plinius zu einer andern modernen Erfindung (novicium inventum), welche also eine Fortsetzung bildete dazu dass man seine Ringplätze mit fremden Statuen schmückte: „Man stiftet Portraitbilder (icones) aus Gold, Silber, oder doch aus Erz in Bibliotheken von denjenigen deren meisterliche Geister an derselben Stätte reden. Ja, man bildet daher auch solche welche nicht existieren, und es schafft die Sehnsucht nicht überlieferte Gesichter, wie es beim Homer der Fall ist (pariuntque desideria non traditos vultus sicut in Homero evenit). Es gibt kein grösseres Zeichen der Glückseligkeit, als dass immer Alle wissen wollen, wie Einer ausgesehen hat. Das ist eine Erfindung des Asinius Pollio bei der Stiftung einer Bibliothek für das Volk, er hat erst die Geister grosser Männer zu einer Sache des Gemeinwohles gemacht (ingenia hominum rem publicam fecit).“ Ob nicht schon früher in Alexandrien oder Pergamum diese Sitte war, wagt Plinius nicht zu bestimmen. Für die einstige Liebe zu den imagines zeugt die Schrift des Atticus de imaginibus, zeugt die überaus wohlthätige Erfindung des Varro, seine zahlreichen Bücher über berühmte Männer mit 700 Portraits zu verzieren. War doch Varro dadurch Urheber eines selbst für Götter beneidenswerten Geschenkes, indem er nicht allein den Abgebildeten Unsterblichkeit verlieh, sondern sie auch so in alle Lande versandte, sodass sie wie Götter allgegenwärtig sein konnten.

Nun heisst es weiter — und ich bitte meine Zuhörer dies wohl zu beachten — er führt Atticus, er führt Varro auf und fährt nun fort: et hoc quidem alienis ille praestitit. Suorum clupeos[1]) in sacro vel publico dicare privatim primus instituit, ut reperio, Appius Claudius qui consul cum P. Servilio fuit anno urbis CCLVIIII. posuit enim in Bellonae aede majores suos placuitque in excelso spectari et titulos honorum legi, decora res, utique si liberorum turba parvulis imaginibus ceu nidum aliquem subolis pariter ostendat, quales clupeos nemo non gaudens favensque adspicit. Post eum M. Aemilius collega in consulatu Quinti Lutatii non in basilica modo Aemilia verum et domi suae posuit, id quoque Martio exemplo. Plinius fügt hinzu: „Schon in den Schilden, mit denen vor Troja gekämpft wurde, waren Portraits oft enthalten, sie hiessen daher clupei von γλύφειν, nicht, wie die verkehrte Subtilität der Grammatiker meinte, von cluere.“ Als Neues wird nun weiter von Plinius berichtet: poni et ex auro factitavere et clupeos et imagines secumque in castris vexere. „Einen solchen Portraitschild des Hasdrubal fand in dem eroberten Lager Marcius

1) So liest Detlefsen, dessen Text ich folge, obgleich die besten Handschriften hier wie oben clipei oder clypei haben, blos um jener grammatischen künstlichen, von einem Verfasser von Büchern dubii sermonis aufgebrachten Distinktion willen, die die Handschriften nicht anerkennen und welche von Charisius mit Recht verworfen wird (Charis. Art. gramm. I in Grammat. lat. ed. H. Keil I. p. 77). Dass als der Verf. jener Bücher Plinius gemeint war ist nur Conjectur von Fabricius.

Digitized by Google

der Rächer der Scipionen in Spanien im Jahr 212 v. Chr., und dieser Schild befand sich dann über der Thüre des Capitolinischen Jupitertempels bis zu dessen erstem Brande. So gross war aber die Sorglosigkeit der Vorfahren in diesen Dingen, dass unter dem Consulat des L. Manlius und Quintus Fulvius im Jahr 575 a. u. c. (179 v. Chr.) M. Aufidius bei Uebernahme der Fürsorge für das Capitol erst die Senatoren belehren musste, es seien nur silberne Schilde, welche als goldene einige Lustren hindurch bisher überwiesen worden waren."

Wir haben, V. A., den Zusammenhang der ganzen Stelle vorlegen müssen, weil schon durch den Zusammenhang auf die einzelnen Tatsachen ein sehr bestimmtes Licht fällt. Es ist durchaus festzuhalten: Plinius entwickelt den grossen Gegensatz der früheren Pflege der Malerei und besonders der Portraitmalerei in Rom, und die Ersetzung derselben durch andere Darstellungsmittel und andere Gegenstände; ausdrücklich werden als moderne Darstellungsmittel die aerei clypei, die Broncemedaillons, oft mit silbernen Gesichtern versehen, genannt. In Bezug auf die Gegenstände spielen die Gegensätze eine Rolle, die Portraitköpfe alter Familienväter, alte Ahnenbilder also, und die Statuen von Athleten und die Bildnisse fremder Philosophen u. dergl. Im Uebergang zwischen beiden Gegensätzen liegt nun eine Neuerung, die Plinius näher anführt, die Aufstellung von Portraitbildern berühmter und einheimischer Männer in Bibliotheken, zweitens die Sammlung von Portraits in illustrirten Werken, dann aber drittens die Gruppierung von clypei, d. h. von Portraitmedaillons der Vorfahren, und zwar zunächst an öffentlichen Orten, und zwar so, dass den Vater die Portraits der Kinder umgeben, wie wir in der Zeit der Renaissance gern in den Rahmen grösserer Bilder Rundbilder mit berühmten Bildnissen, um eine Madonna wohl auch Engelköpfe angebracht finden, und hier werden zwei Männer als Neuerer genannt, Appius Claudius und Marcus Aemilius Lepidus. Also zuerst Appius Claudius, der die Bilder der Vorfahren im Tempel der Bellona öffentlich so aufstellte. Plinius fügt hinzu: ut reperio, wie ich es in meinen Quellen finde. Wo fand er diese Nachricht? Wahrscheinlich bei jenem Valerius Messala, den er eben angeführt, in dessen Schrift über die römischen Familien. Es wird das Consulat des Appius Claudius näher bestimmt durch seine Collegenschaft mit Publius Servilius, hinzugefügt wird noch weiter das Jahr 259 nach Erbauung der Stadt, das wäre 495 v. Chr. Auch zu dem zweiten von Plinius genannten Neuerer, Aemilius Lepidus, wird sein College Lutatius Catulus angegeben, aber nicht die Jahreszahl.

In den Fasten, deren vielfache Verwirrung für das erste Jahrhundert der Republik nicht allein heutzutage feststeht, sondern ausdrücklich von Livius beklagt wird, finden wir für das Jahr nach der Schlacht am See Regillus, also für 259 a. u. c. das Consulat des Appius Claudius Sabinus Regillensis und P. Servilius Priscus Structus bei Liv. II 21. 23., Dionys. Halicarnass. VI 23, Valer. Max. IX 3. 6. angeführt. Es ist dies derselbe Appius Claudius oder Atta Clausus, der, der besten Tradition nach, erst neun Jahre vorher 504 v. Chr. aus Regillum im Sabinerlande nach Rom übersiedelte, mit einer grossen Clientenschaar, und in die patrizischen Gentes aufgenommen ward, derselbe nach welchem die Tribus Claudia jenseit des Flüsschen Anio genannt ist, derselbe Claudius der durchaus als Stifter der Gens Claudia auch von den Kaisern Tiberius und Claudius verehrt wurde. Sein Stolz, seine strenge Handhabung der Schuldgesetze werden im Gegensatze zu dem volksfreundlichen Servilius mit beredten Worten und in glühenden Farben von Livius und Dionysius uns vorgeführt; es ist die Zeit der höchsten Gefahr der jungen Republik im Volskerkriege, die Zeit aber auch der glücklichen Einnahme der mächtigen Suessa Pometia.

Digitized by Google

Nun, m. H., dass dieser princeps gentis als solcher genannt wird, der seine Ahnenbilder, d. h. also die Portraits seiner im Sabinerland einst lebenden Vorfahren, die Rom gar nichts angiengen, zuerst im Tempel aufgestellt habe, der sie also vorher im eigenen Hause lange als Wachsbilder besessen haben musste, das ist doch ein innerer Widerspruch. Sein Bild erschien vielmehr überall als das des Princeps der Gens Claudia. Wenn nun seine Ahnenbilder bereits als öffentlich geweiht wohlbekannt waren, wie kam es denn, dass diese nicht vor ihm bei den Leichenbegängnissen aufgeführt wurden? Und Tacitus (Annal. IX, 9.) berichtet vom Leichenzug des Sohnes des Tiberius, von Drusus: „funus imaginum pompa maxime inlustre fuit, cum origo Juliae gentis Aeneas omnesque Albanorum reges et conditor urbis Romulus, post Sabina nobilitas Attus Clausus ceteraeque Claudiorum effigies longo ordine spectarentur. Hätte nur irgendwo in Rom eine Reihe von ältesten Claudiermedaillons aus der Sabinerzeit existiert, sie würden in diesem Leichenzug ebenso gut wie Aeneas und die Albanerkönige aufgeführt worden sein.

Nun aber weiter: eine Stiftung von diesen Bildern im Tempel der Bellona aus dem Jahre 495 v. Chr. ist ein voller historischer Widerspruch; wir kennen die Gelobung des einzigen Tempels der Bellona in Rom 200 Jahre später, und zwar, wie wir sehen werden, durch einen späteren Claudius. Bellona oder Duellona ist durchaus keine uralte, italische Göttin, wenn sie auch als Gemahlin oder Schwester des Mars bezeichnet wird.[1]) Die Gemahlin des Mars im sabinischen Cultus hiess durchweg Nerio oder Neriene. Diese erscheint später aber antiquiert durch jene jüngere hellenistische und zugleich verstandesmässig entwickelte Figur der Bellona, die mit Virtus und Victoria zunächst zusammengehört. Soweit der wirkliche Dienst der Bellona geschildert wird, zeigt er sich als einen ekstatischen, mit asiatischem Wesen versetzten; da sind es Priester, die mit ihrem eigenen Blute, nicht mit fremdem, Opfer bringen, ihre Schulter zerfetzen, mit beiden Händen blank gezogene Schwerter führen, laufen, vorwärtsstürmen, rasen (Lactant. I 21. 16.), da gibt es eine fanatische Prophetin, welche nicht Feuer nicht Geisel scheut (Tibull. Eleg. I 6. 143). Wir werden im weiteren Verlaufe allerdings auf die wichtige Epoche der Umgestaltung des Bellonadienstes durch direkt kleinasiatischen, kappadokischen Einfluss näher hinzuweisen haben. Ein ganz ähnlicher Process vollzieht sich hier wie bei dem Dienst der Magna Mater, der auch zunächst wesentlich griechisch, erst später specifisch phrygisch auftritt.

Und welche Tempelgebäude gab es überhaupt damals in Rom? Einhundertundsiebzig Jahre lang kannte Rom gar keine Götterbilder, einzig der Tempel der Diana auf dem Aventin und der des Jupiter auf dem Capitol reichen in ihrer Gründung in die Königszeit zurück, ein kleiner Tempel des Merkur wird in jenem Jahre 495 v. Chr. als gestiftet genannt und dabei die Gründung einer Kaufmannsgilde, Collegium mercatorum, erwähnt. Zwei andere Tempel, einer des Castor und Pollux und einer der Ceres, sind den Ueberlieferungen nach damals gelobt worden, ihre Geschichte unterliegt aber noch einer genauen kritischen Prüfung. Nirgends findet sich irgend eine andere Spur eines Tempels der Bellona als jenes nahe dem Marsfeld auf den damaligen, vor der Stadt ge-

1) Die getrennte Behandlung der römischen und asiatischen Bellona bei Preller, Röm. Mythol. S. 611 f. 734, ist keine glückliche.

Digitized by Google

legenen Wiesen der Quintier oder Flaminier. Hier nun gar sich einen reich geschmückten Tempel zu denken widerspricht ganz den damaligen Zuständen Roms.

Von einer Portraitbildung in der römischen Kunst jener Zeit kann überhaupt nicht die Rede sein, in Griechenland sind damals die ersten Portraitstatuen gebildet worden, aber durchaus heroischer Art, die Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton und einzelne wenige Athleten; wahre Portraits historischer Art sind in Hellas länger vor den Zeiten Alexanders des Grossen, vor der des Lysippos und Lysistratos nicht gebildet worden; die Statue des Aristoteles ist die erste vollkommene Portraitstatue. Alle früheren trefflichen Portraitstatuen sind idealisiert, nach bestimmten Typen geformt.

Nun aber weiter: selbst einmal die Existenz von Portraitbildungen jener Zeit zugegeben, Rundbilder mit Portraitreliefs gab es noch lange nicht[1]). Es ist ein wunderlicher Irrtum des Plinius Schilde mit Portraitköpfen in die trojanische Zeit zurückzuschieben. Nirgends unter den Hunderten von griechischen Vasenbildungen, welche Schildzeichen aufweisen, ist ein Schild mit Portraitkopf anzutreffen. Das einzige, öfter wohl citierte, angebliche Beispiel eines solchen, bei Aristoteles in dem Scholion zu Pindar (Isthm. VI 18.), ist der an dem Fest der Hyakinthien ausgestellte Panzer, nicht Schild, des Timomachos (θώραξ auch ὅπλον genannt), enthielt ausserdem nichts weniger als sein Bild. Die εἰκόνες γραπταὶ ἐν ὅπλῳ oder ὅπλα εἰκονικά sind durchaus eine in später hellenistischer Zeit beliebte Weise der Darstellung und werden in kleinasiatischen Städten als solche, im letzten Jahrhundert v. Chr. als beliebt bezeugt.

Und nun noch mehr! Diese Portraitmedaillons von Bronce sind doch selbst erst eine grosse Neuerung gegenüber den gemalten Wachsbildern der Ahnen. Aber wer weiss überhaupt etwas Sicheres von der Existenz solcher Wachsbilder vor den Sextisch-Licinischen Gesetzen, vor der Bildung der Nobilität d. h. eines Amtsadels, also frühstens vor dem Jahre 366 v. Chr.? Man kann sich also gar nicht ausdenken, Plinius habe mit Ernst bei den sabinischen Ahnen des Claudius an deren imagines mit tituli honorum, an ihre republikanischen Würden gedacht, deren Verzeichniss man in jener Zeit nachlesen konnte.

Nun also trotzdem dass treffliche Forscher wie Becker, Schwegler und Preller die Tradition unbeanstandet gelassen haben[2]), die innere Ungereimtheit der chronologischen Angaben leuchtet unmittelbar ein. Wir gehen nun einen Schritt weiter, der am nächsten zu liegen und alle Schwierigkeiten zu heben scheint, nur nicht den Irrtum des Plinius als solchen erklärt, und wir sagen es hier gleich, nicht den Zusammenhang der Stelle richtig erwägt. Man hat ohne Weiteres — und Männer wie Mommsen, Urlichs, Ihne u. A. haben es getan[3]) — erklärt: der Appius Claudius welcher die Portraitmedaillons

1) Vgl. meine Arbeit: „Drei Metallmedaillons rheinischen Fundorts und die Entwicklung der Medaillonform im Alterthum überhaupt", in Jahrbb. d. Vereins v. Alterthumsfreunden im Rheinland. LVIII. S. 1—56. Mit 4 Tafeln. Die ganze Frage ist in den meisten verdienstlichen Arbeiten über altrömische Kunst, in Detlefsen, de arte Romanorum antiquissima. I. II. Glückstadt 1867. 1868 und von Urlichs, die Malerei in Rom vor Caesars Dictatur. Würzburg 1876, nicht behandelt worden.

2) Becker, Röm. Alterth. I S. 606; Schwegler, Röm. Geschichte II 1. S. 58. Note 5; Preller, Röm. Mythol. S. 611.

3) Mommsen, Röm. Gesch. I 446 f., Röm. Forsch. I S. 310; C. I. Lat. I p. 278; Röm. Staatsrecht I S. 366. Note 1; Urlichs in der Anmerkung zur Stelle des Plinius (Chrestom. Plin. S. 337); Ihne, Röm. Gesch. I S. 472. Note 11.

Digitized by Google

stiftete ist kein Anderer als der Gelober und Erbauer des Tempels der Bellona, der grosse Censor Appius Claudius Caecus, Consul zum ersten Mal im Jahr 307 v. Chr., dann zum zweiten Mal 296, beide Male zusammen mit L. Volumnius Flamma Violens. Es war in der Zeit des sog. dritten Samniterkrieges, inmitten jener hartnäckigen, für Rom's Stellung in Italien entscheidenden Kämpfe mit den Nachbarvölkern, dass Appius Claudius sich mit seinem Heere den Etruskern gegenüber befand, die durch Gallier und Umbrer noch verstärkt waren, während sein College L. Volumnius den Samniten gegenüber stand. Die Eifersucht, der Zwiespalt zwischen den Consuln war gross, der dem Appius Claudius zu Hülfe eilende Volumnius wird zunächst unfreundlich empfangen und mit seiner Hülfeleistung abgewiesen; dann aber erzwingt die Not und die drängenden Bitten der Offiziere und des Heeres ihr Zusammenwirken. Männer, so verschieden wie sie nur irgend zu denken sind: Appius Claudius, der gewaltige Redner und Volksführer, der Förderer aller grossen wirtschaftlichen Unternehmungen, der sich auf die Gunst des niederen Teiles des Volkes, der arbeitenden Klasse, stützt, aber kein irgend bedeutender Feldherr, und nun Volumnius, das Bild der wahren römischen Tapferkeit, wenig beredt, aber auf das tüchtige und energische Handeln angelegt (strenue facere, im Gegensatz zu scite loqui). Die Feinde greifen an, es kommt zum harten, unentschiedenen Treffen, es heisst nun, Appius Claudius habe im entscheidenden Augenblick, unter den vordersten Fähnlein, die Hände zum Himmel erhoben und laut gebetet: „Bellona, wenn du uns heute den Sieg verleihst, gelobe ich dir dagegen einen Tempel (Bellona, si hodie nobis victoriam duis, ast ego templum tibi voveo)". Wie von dem Stachel der Göttin getrieben, eilt er vorwärts, der Tapferkeit seines Collegen gleichkommend, das feindliche Lager wird gestürmt, Volumnius trägt mit eigener Hand die Standarte in die Thore hinein, Appius entflammt die Soldaten mit beredten Worten, preisend die Bellona Victrix. Und so brechen die Soldaten unaufhaltsam über Graben und Wall ein.

Wann dies Gelübde ausgeführt worden ist, wissen wir nicht genau, entschieden in den drei folgenden Jahren nicht, da Livius nichts davon bis zum Schlusse des zehnten Buches vermeldet. Aus Ovid's Fasten VI 202 ff. ergibt sich dass der 3. Juni als Weihetag des Tempels der Bellona gefeiert ward, und Appius als Stifter (auctor) genannt ward; ausdrücklich wird hier er in besonderer Eigenschaft genannt, als derjenige welcher, hoch bejahrt und blind, durch seine Rede im Senat, in Gegenwart des Gesandten des Königs Pyrrhus, des Kineas, den Frieden mit diesem verhinderte. Eine Rede bekanntlich, deren wesentliche Teile wir noch heute besitzen. Es geschah dies 279 v. Chr., 17 Jahre nach dem zweiten Consulat des Claudius. Auch das interessante Elogium auf Appius Claudius Caecus, auf der Inschrift von Arezzo[1]), fügt unter den Taten desselben als die letzte hinzu die Erbauung des Tempels der Bellona. Dass in der Tat, zur Erinnerung der Nachwelt, der Tempel der Bellona und der Krieg mit Pyrrhus eng verknüpft waren, ergibt sich auch noch daraus dass die Kriegssäule, Columna bellica, in dem kleinen, an den Circus des Flaminius angrenzenden Tempelhofe, von welcher die blutige Lanze bei der feierlichen Kriegserklärung von einem Fetialen in das fremde Land, das der Perigrinen, geschleudert ward, ausdrücklich auf den Pyrrhuskrieg bezogen wird. Einen Soldaten des Pyrrhus, heisst es, den man im Kriege gefangen, zwang man, ein kleines Stück Feld

1) Pigh., Annal ad ann. 561 a. u. c. I p. 400; Mommsen, C. I. Lat. I p. 278. n. XXVIII.

Digitized by Google

in den Flaminischen Wiesen zu kaufen, um so immer ausseritalisches Land vor den Thoren Rom's bei Kriegserklärungen bereit zu haben[1]). Ovid sagt a. a. O. 205 ff.:

Prospicit a templo summum brevis area circum.
est ibi non parvae parva columna notae,
hinc solet hasta manu, belli praenuntia, mitti,
in regem et gentes cum placet arma capi.

Dieser rex selbst ist doch wohl zunächst kein anderer als König Pyrrhus; wir werden geneigt sein die berühmte Sitzung des Senates mit Kineas nicht in der Curia am Forum, sondern ausserhalb des Stadtbereiches, gerade hier im Senaculum, bei dem Tempel der Bellona[2]), gehalten zu denken, derjenigen Oertlichkeit in welcher später der Senat überhaupt fremde Gesandte der im Krieg sich befindlichen Fürsten anzuhören pflegte. Dieses Gebot überhaupt, Pyrrhus möge zuvor aus Italien weichen ehe mit ihm in Frieden verhandelt werden könne, ist fortan der von den Römern hier zuerst öffentlich proclamirte Grundsatz, der italische Boden dürfe von keinem fremden Eroberer fortan betreten werden.

Mommsen sucht psychologisch die Stiftung des Tempels der Bellona durch Appius Claudius zu erklären (Röm. Forsch. I S. 303). „Wenn er der Bellona einen Tempel erbaute, so huldigt bekanntlich der Mensch derjenigen Gottheit am Eifrigsten, die ihn verschmäht." Wir werden zu dieser bedenklichen Erklärung nicht greifen. An und für sich ist gegen die Erzählung des Livius schwer ein besonderer Zweifel gerechtfertigt. Bellona ist nicht die Göttin des Krieges überhaupt, sondern speziell der entflammten Kriegswut, jener dämonischen Macht, die dem Menschen die volle Besonnenheit raubt, aber Wunder der Tapferkeit vollbringt; und dann ist diese Bellona entschieden nicht eine altitalische Gottheit, wie wir schon sahen, wenn wir auch als möglich zugeben dass das sabinische Geschlecht der Claudii, in welcher der Beiname Nero seit alter Zeit existiert, zur oben genannten Nerio, dem weiblichen Gegenbilde von Mars, alte Cultusbeziehungen haben mochte und diese auf die jüngere Gestalt der Bellona übergiengen. Diese Bellona des Jahres 296 ist eine mit altitalischem Cultus verschmolzene, hellenistische Gottheit, die griechische Enyo (daher der Tempel bei den Griechen durchaus τὸ Ἐνυέϊον genannt wird). Denken wir doch daran, dass im J. 300 die lex Ogulnia die höchsten Priestertümer den Plebejern zugänglich machte, dass auf Appius Betrieb der Dienst des Hercules aus einem Gentildienst zu einem Staatscultus mit griechischem ritus umgewandelt ward, dass im J. 294 der erste Tempel der Venus, und zwar Venus Myrtea, am Circus maximus erbaut ward, bei der ein wesentlich griechischer Cultus unverkennbar ist; dass im J. 291 v. Chr. die wichtige Uebertragung des Asklepiosdienstes von Epidauros auf die Tiberinsel stattfindet, dass im J. 293 zuerst in den ludi Romani die griechische Sitte der Erteilung der Palme und die Bekränzung der Zuschauer eingeführt ward[3]). Also ist es gewiss nicht verwunderlich

1) Serv. Verg. Aen. IX. 53, dazu Becker, Röm. Alterth. I S. 607; Preller, Röm. Mythol. S. 223; Marquardt, Fortsetz. von Becker R. A. IV S. 388; Lange, R. A. I², S. 329.

2) Fest. ed. M. p. 347: senaculum tertium citra aedem Bellonae.

3) Zum Herculesdienst s. Preller, Röm. Mythol. S. 640 ff. bez. S. 651; zu dem der Venus Preller, a. a. O. S. 385 f.; Marquardt, R. A. IV S. 320; Stark, Ber. d. K. S. Ges. d. Wissensch. hist. phil. Kl. 1860, S. 61; zu Asklepios Preller, a. a. O. S. 606 ff., Marquardt IV S. 321. Zu Palme und Kranz Liv. X 47.

Digitized by Google

wenn Appius Claudius, der Neuerer, der den Handwerkern und Freigelassenen, unter denen die Griechen eine so grosse Rolle spielten, nun auch einer wesentlich griechischen Kriegsgöttin ein Heiligtum stiftet. Und er stiftet es auf einer Stelle ausserhalb der Stadt, auf den prata Flaminia, dem nachherigen Circus Flaminius, wo der rechte Sitz der Zusammenkünfte in Freude und Ernst des niederen Volkes war, wo die ludi plebeji gehalten werden, nahe dem Apolloheiligtum, wie dem der unterirdischen Gottheiten, nahe zugleich dem Altar des Mars.

Derselbe Appius Claudius Caecus muss es gewesen sein, — das ist heute als ganz sicher vorgetragene Ansicht — welcher die Bilder seiner Vorfahren zuerst in Erzmedaillen hoch am Tempel der Bellona aufgehängt hat, mit allen Inschriften der von ihnen bekleideten Ehrenstellen. Der Schein ist zunächst dafür, die Annahme recht bestechend, und doch nicht stichhaltig.

Eine Schwierigkeit fühlt allerdings Mommsen sofort heraus, jedoch er sucht ihr im Aufwerfen gleich auch zu begegnen, indem er folgendermassen sich äussert (Röm. Forsch. I S. 360): „er wolle die falschen Farben, mit denen das Bild des Claudius übermalt ist, auch kennen lernen; ich rechne nicht", sagt er, „dahin, dass der Erbauer des Tempels der Bellona in demselben die Schildbilder seiner Vorfahren, mit dem Verzeichniss der von einem Jeden bekleideten curulischen Aemter, aufstellte. Der Adelsstolz verträgt sich sehr wohl mit der Periklesrolle, und auch Caesar hat bei aller Demagogie seiner Abstammung von der Frau Venus sich gerühmt." Dass dieser Vergleich nicht zutreffend ist und die Ziele eines Caesar ganz andere waren als die eines Appius Claudius, dass seine Stellung zum Venuskult und Venusmythus nicht zu vergleichen ist mit einer solchen Stiftung nüchterner historischer Ahnenschilder im Tempel, liegt auf der Hand. Gewiss verträgt sich ein kräftiger Ahnenstolz noch mit der Rolle eines Appius Claudius, etwas Anderes ist aber eine so durchgreifende Neuerung, ein Heraustreten aus der guten Haussitte der römischen Adelsgeschlechter in jener Zeit der höchsten sittlichen Entwicklung des Volkes; ein Prunken, möchte man sagen, mit der ganzen Sippe der Vorfahren an geheiligter Stelle. Der einen Tempel Dedicierende wird ja in der Inschrift desselben feierlich nach Name, Amt und Abstammung genannt; gewiss eignet sich ein solches Verfahren, wie es dem Appius Claudius zugeschrieben wird, viel mehr für einen Nachkommen des Stifters selbst, der das Bedürfniss fühlt an ihn die Reihe der weiteren Schützer bis auf seine eigene Person anzuknüpfen.

Wir müssen aber ferner noch sagen, eine solche Stiftung von Portraitmedaillons, und zwar zum Teil so complicierter Art, wie sie Plinius schildert, um das Jahr 300 v. Chr. entspricht nicht der Geschichte der Kunst in Rom, nicht der Entwickelung der Sitte der imagines majorum. Ich sage zuerst der Geschichte der Kunst: gerade um die Zeit 300 v. Chr. ist die Zeit des ersten Aufblühens einer Art römischer Nationalkunst, des historischen Portraits, die Lebenszeit römischer Maler, wie eines Fabius Pictor, eines Pacuvius, die Zeit von welcher Plinius eben als einer in ihrer Kunstübung ganz vergangenen spricht. Alles was wir von sicheren Nachrichten über bildende Kunst in Rom finden gehört eben in diese Zeit; ausdrücklich ist die Erzbildnerei erst von den Göttern auf die Menschen in ihrer Darstellung übergegangen[1]), und Plinius sagt selbst (XXXIV 34):

1) Plin. N. H. XXXIV. 15: transit et a diis ad hominum statuas atque imagines multis modis.

Digitized by Google

„Hölzerne und thönerne Götterbilder wurden in den römischen Tempeln gestiftet bis zur Unterwerfung Asien's, von wo der Luxus begann", also gerade ein Jahrhundert später. Gerade im Jahre 295 v. Chr. wurden eherne Schwellen im Tempel des Jupiter Capitolinus erst gelegt, d. h. also die Bronzebekleidung der Umfassungen der grossen Hauptthürme hergestellt, gerade da die Wölfin mit den zwei Knaben vor der Casa Romuli aufgestellt, jenes berühmte, hoch altertümliche Erzgebilde, das wir noch heute zu besitzen glauben. Und da soll bereits eine Fülle von Medaillons, mit genauen Portraits früherer Jahrhunderte modelliert, gegossen, aufgehängt worden sein? Gewiss ein voller Widerspruch mit den obigen und sonstigen Nachrichten.

Aber zweitens widerspricht die Annahme auch der Sitte des sogenannten Jus imaginum. Wir müssen noch einmal ausdrücklich constatieren, dass über die Sextisch-Licinischen Gesetze hinauf kein Zeugniss von einer solchen Sitte redet. Polybios berichtet dagegen um 150 v. Chr., also ein und ein halb Jahrhundert nach jenem Consulat des Appius Claudius, von dieser Sitte, als einer eigentümlichen und in höchster Ehre zu Rom stehenden[1]).

Es mag wenigstens darauf hingewiesen werden, dass ein Zusammenhang dieser Wachsmasken, dieser costümierten Todtenbilder bei den feierlichen Familienaufzügen doch wohl Hand in Hand gieng mit der Entwicklung scenischer Darstellung, des aus Etrurien herüber genommenen theatralischen Apparates. Von dem Jahr 364 v. Chr. heisst es ja: ludi scenici primum instituti. Und weiter zwei einzelne Tatsachen werden unerklärlich, wenn bereits 295 v. Chr. solche Metallmedaillons in grösserer Zahl aufgestellt waren: das Eine berichtet Plinius selbst einige Sätze weiter, dass nämlich ein goldenes Bildnissschild des Hasdrubal 212 v. Chr. im carthagischen Lager erbeutet und von Marcius über den Eingang des Jupitertempels geweiht, und als einzigartiges, den Namen clypeus Marcius getragen habe. Wenn damals schon seit 80 Jahren clypei Claudii mit den Portraits derselben in einem Tempel angebracht waren, wäre die Merkwürdigkeit der Sache selbst und der Beiname Marcius unerklärlich, der nicht seinem eigenen Portrait, sondern einem von ihm erbeuteten gegeben ward.

Ferner würde es wohl als ein äusserstes von Ehrenerweisungen für den gestorbenen Scipio Africanus Major betrachtet worden sein, dass sein Bildniss in der Tempel-Cella des Jupiter O. M. aufgestellt ward, welches, so oft es irgend eine Trauerfeierlichkeit für die Gens Cornelia abzuhalten gibt, von dort geholt wird, und dass ihm ganz allein das Capitol als sein Atrium dient[2]), wenn mehr als ein Jahrhundert früher ganze Ahnenreihen der Claudier ihre Bildnisse im Tempel der Bellona hatten!

Nein, wir dürfen bei dem Censor Appius Claudius Caecus nicht stehen bleiben, wir müssen weiter abwärts suchen, und da kehre ich zunächst einfach zur Stelle des Plinius zurück, um das Richtige zu finden. Das Eine bleibt mir an derselben unantastbar: Plinius fand in seinen Quellen das Consulatsjahr eines Appius Claudius durch den Col-

1) Mommsen sowohl (Röm. Staatsalterth. I S. 358 ff.) wie Lange (Röm. Alterth. II S. 5 ff.) geben sich Mühe, die Sitte als altpatricisch zu erweisen, bedenken aber nicht den einfachen Stand der plastischen Kunst in Rom vor dem 4. Jahrhundert. Die Auseinandersetzung von Becker (R. A. II 1. S. 220 ff.) ist heute noch durch nichts erschüttert.

2) Valer. Max. VIII 15, 1: imaginem in cella Jovis Opt. Max. positam habet, quae quotiescunque munus aliquod Corneliae genti celebrandum est, inde petitur unique illi instar atrii Capitolium est.

Digitized by Google

legen näher bezeichnet; es ist rein willkürlich, die Worte cum P. Servilio als Erfindung des Plinius zu bezeichnen, so gut wie bei dem nachfolgenden Aemilius Lepidus kein Mensch den dabei genannten Lutatius Catulus antasten wird. Das ausgerechnete Jahr seit Erbauung Rom's mag von Plinius irrtümlich beigefügt sein, aus falscher Voraussetzung, oder ist, wie ich vielmehr glaube, eine falsche, gelehrte Glosse zu Plinius[1]). Nun, gibt es denn nur einen einzigen Appius Claudius mit der Collegenschaft des P. Servilius, jenen aus der Anfangszeit der Republik? Freilich existiert ein Zweiter: Appius Claudius Pulcher, C. f. C. n., war Consul mit Publius Servilius Vatia, später Isauricus genannt, im Jahr 675 a. u. c. oder 79 v. Chr., und nun, meine Herren, wer war denn sein Nachfolger? M. Aemilius, Q. f. M. n. Lepidus und Lutatius Catulus, also genau dieselben Männer die Plinius mit den Worten post eum auf den Claudius folgen lässt. Jetzt gewinnen auch die Worte: post eum erst ihre volle Kraft, während es in der Tat mehr als verwunderlich war, zwischen dem ersten Anfänger einer Sitte und dem Fortsetzer und Erweiterer einen Zeitraum von 400 Jahren oder selbst nur von 200 Jahren mit post eum zu bezeichnen.

Alle anderen weiteren Bedenken für die Sache selbst sind damit weggefallen, im Gegenteil, gerade die Sullanische Zeit, dieser anerkannte grosse Wendepunkt im inneren Leben Rom's und seines Luxus, ist die geeignete für die Umgestaltung alter Familiensitte. Und weiter nun passt die Plinianische Erzählung ganz in den Zusammenhang, sie fügt sich ein in die Reihe jener Neuerungen eines Asinius Pollio und Marcus Terentius Varro. Aber, fragen wir weiter, war in der Sullanischen Zeit irgend Veranlassung zu solch einer Ausschmückung des Tempels der Bellona, oder zur prunkenden Aeusserung der Claudischen Ansprüche auf solchen Tempel? Allerdings ja, lautet die Antwort. Die Bedeutung des Bellonaglaubens ist für Sulla eine sehr grosse gewesen. Plutarch (V. Sullae C. 9) erzählt uns: als derselbe im Jahre 88 im Begriff stand als Consul nach Asien mit dem Heere abzugehen und, plötzlich durch die Gesetzvorschläge des P. Sulpicius bewogen von Campanien nach Rom mit demselben zurückzukehren und dort die Marianische Partei mit Waffengewalt zu vernichten, da erscheint ihm im Traume eine Göttin welche zu ehren die Römer von den Cappadoriern lernten, mag sie eine Selene, Athene oder Enyo sein. Diese, so glaubte Sulla zu sehen, stand über ihm und händigte ihm einen Blitz ein, nannte jeden seiner Feinde einzeln und hiess ihn sie mit dem Blitze zu treffen: die aber fielen durch seinen Wurf und verschwanden. Da bekam Sulla volles Vertrauen, erzählte den Hergang seinem Mitconsul und führte sofort das Heer gegen Rom. Schonungslos lässt er Strasse für Strasse die Bewaffneten vordringen und Feuer in die anliegenden Häuser werfen, ja er selbst ergriff eine brennende Fackel und schreitet mit ihr seinen Leuten voran; unter Feuer und Flammen dringt er so auf das Forum. Wer erkennt ihn hier nicht, den Liebling der furchtbaren Bellona, der Göttin mit Fackel und Geissel? Gerade hier bei Sulla, der eben seinen Siegeslauf gegen den mächtigen König von Cappadocien, den Mithridates, beginnt, ist diese Bellona des Römers ganz identisch mit dem Bild jener orientalischen Gottheit.

Wir hören ferner, dass unter den verschiedenen Prodigien in dem Sullanischen Krieg eines besonders im Tempel der Bellona stattfand: ein Sperling kommt herein-

1) Eine einfache Verschreibung von CDLXXVIIII in CCLVIIII ist schwerlich anzunehmen.

Digitized by Google

geflogen mit einer Cikade im Schnabel und zerreisst sie in zwei Hälften; dies ward auf die Zerreissung des Volkes gedeutet.

Nun aber, als Sulla im Jahr 82 v. Chr. als Sieger vom Orient zurückgekehrt, nach der furchtbaren Zerstörung von Präneste, und nach der Besiegung des Samniten Felsinus vor Rom stand, da war er es der den Senat heraus berief in den Tempel der Bellona und dort ihnen die furchtbare Strafpredigt hielt, während Tausende des wehrlosen Volkes, Schuldige und Unschuldige, vor dem Tempel im Circus des Flaminius hingemordet wurden. Das Angstgeschrei der Tausende drang in die Senatsversammlung, doch Sulla sprach: „Ruhig, es sind nur einige Widerspänstige, die abgestraft werden", und alsbald begann das Strafgericht der Proscriptionen über die Senatoren selbst. Man kann wohl vermuten, dass Sulla eben so sehr die Reinigung und Wiederherstellung des Circus Flaminius vornehmen liess, als dass er das Heiligtum der Bellona mit neuem Glanze umgab. Nun wissen wir ausdrücklich aus Ovid, dass dem Tempel der Bellona gegenüber ein Tempel des Hercules Custos errichtet ward, und zwar unter Sulla's Autorität. Wir wissen aus den handschriftlich erhaltenen Fasten, dass zu dem Festtag der Bellona am 3. Juni am 4. ein neuer Festtag des Hercules Custos und der Bellona hinzukam[1]). Hercules ist überhaupt ein Lieblingsgott des Sulla, ihm hat er ein Zehntel der ganzen Beute geweiht vom mithridatischen Feldzug. Es liegt nun ganz in der Weise des Sulla, dass er, der Restaurator der alten Aristokratie, einem Claudier, einem Nachkommen des Stifters, die Ehre überlässt den Bellonatempel neu mit Schmuck zu versehen und das neue Fest zu weihen. Und nun war ja ein solcher Claudier in seiner nächsten Nähe, sein eifrigster Parteigänger Appius Claudius Pulcher, Sohn und Enkel eines Cajus. Das ganze Leben desselben erweist seinen streng aristokratischen Charakter, er war für Cicero der wahre vir nobilissimus, im Gegensatz zu seinem entarteten Sohne Clodius. Er war Prätor im Jahre 89, feierte die curulischen Spiele erst später, nach dem Tode seines Vaters, und entfernte streng alle Sklaven aus den Reihen der Zuschauer, er gieng in's Exil auf eine Anklage eines marianischen Volkstribuns. Als Sulla im Jahre 80 den Entschluss fasste, von dem politischen Schauplatz abzutreten, und seine Dictatur niederlegte, nimmt er das ihm doch angetragene Amt eines Consul nicht an, sondern ernannte einfach Appius Claudius Pulcher und P. Servilius zu Consuln; gewiss der grösste Beweis von Vertrauen, den er diesen geben konnte. Das ist also das Jahr in dem dieser Appius Claudius die clypei seiner Vorfahren mit allen Ehreninschriften in dem mit neuem Glanze umgebenen Tempel der Bellona aufgestellt hat.

Wir sind am Schluss unserer Betrachtung. Merkwürdige Ironie des Schicksals: der Claudier stellt zuerst öffentlich an einem heiligen Ort seine Ahnenbilder in der modernen Form der Medaillons auf, dessen eigener Sohn seinen Adelsbrief zerreisst, um sich von einem Plebejer adoptieren zu lassen und als homo novus eine Rolle zu spielen!

War aber jene Stiftung, und zwar in derjenigen Kunstform die zur Lieblingsform der hellenistisch-römischen Kunst ward, in einem Tempel einmal geschehen, so lag es nun für einen Aemilius Lepidus, seinen Nachfolger, nahe, in der von seinem Geschlecht gestifteten Basilica Aemilia dasselbe zu thun und selbst in seinem eigenen Atrium an

1) Merkel ad Ovid. Trist. II. p. LVII: III Non. — festum Bellonae. II Non. Bellonae C. festum bellone et Herculis E. dedicatio templi Herculis r. festum bellone, templum factum Herculis b.

Stelle der altmodischen Wachsbilder glänzende Bronzemedaillons seiner Vorfahren zu setzen. Fortan schwindet gleichzeitig mit dem altrömischen Geist und seinem Atrium auch mehr und mehr die alte Sitte der Stammbäume und Wachsbilder, und Bronzemedaillons oder ganze Statuen treten an ihre Stelle in rein dekorativer Bedeutung. Und wir haben somit, abgesehen von der überraschend einfachen und zutreffenden Erklärung der Stelle, einen weitern, sichern Beitrag zur Erkenntniss jener entscheidenden Epoche des römischen Culturlebens in Sullanischer Zeit.

Meine Herren! Sie sehen an unseren modernsten Bauten der Renaissance mit Vorliebe hervorragende Medaillonköpfe berühmter Männer angebracht, meist ohne geringste Beziehung zu den Bewohnern, oft ohne irgend ein Princip in der Auswahl. Wir ahmen darin die Menschen des 16. Jahrhunderts nach; da liebte es der italienische Nobile, dann auch der deutsche Fürst, an der Prachtfaçade seines Hauses die Medaillons römischer Staatsmänner, auch römischer Kaiser zu setzen. Bei uns im Schloss zu Heidelberg hat Otto Heinrich an seinem Prachtbau solche eingefügt, die von Numa Pompilius bis Kaiser Otho reichen, darin anknüpfend an den eigenen Stamm. Nun, die Menschen der Renaissance haben dies der Römerzeit abgelernt, und ein Claudier, ein Glied der stolzesten römischen Familie, hat dies zuerst an einem Prachtbau seiner Familie, an dem Tempel der furchtbaren Bellona, gethan.

Auf die Anfrage des ersten Präsidenten meldet sich zum Worte Professor Dr. Christ aus München.

Professor Dr. Christ. Es ist schwer, so plötzlich zu urteilen über eine Stelle die mit so viel Geist zu deuten der Versuch gemacht worden ist. Die vorgebrachten Gründe haben auf mich vollständig überzeugend gewirkt, in der Hauptsache, darin dass Appius Claudius Cos. 79 v. Chr. der richtige ist. Aber etwas zu weit dürfte der Herr Vorredner gegangen sein darin dass er die Errichtung des Tempels der Bellona in dieselbe Zeit versetzt. Es ist nicht notwendig dieselbe Zeitbestimmung auf Erbauung des Tempels und Anbringung der Ahnenbilder zu beziehen. Die Nachricht über den Tempel der Bellona findet sich in den fasti des Ovid, es wird dort der Tag angegeben, an dem der Tempel errichtet worden ist. In den fasti bezieht sich aber Ovid auf Varro, so dass die Angabe eine grosse Autorität besässe; wenn aber nicht Ovid, sondern höchst wahrscheinlich sein Autor M. Terentius Varro, der in der Geschichte seiner Stadt wie kein anderer erfahren ist, so genau und bestimmt den Tag angibt, und bestimmt auch den der Appier bezeichnet der den Tempel erbaut hat, so muss man sich eben dieser Angabe beugen. Ich glaube aber nicht, dass man so weit zu gehen braucht, um auch die mit soviel Scharfsinn gegebene Datierung des Appius mit dieser Sache zu vermengen.

Hofrath Stark: Ich freue mich, dass ich mit dem Hrn. Vorredner ganz einig bin. Ich habe ausdrücklich gesagt, dass die aedes Bellonae 295 a. Chr. gelobt und dann errichtet worden ist, und zwar im Krieg mit Pyrrhus, dass der Tempel wird vollendet worden sein in dieser Zeit, weiter dass in den fasti Venusini der 3. Juni als der Tag der Erbauung und der 4. Juni als zweiter Festtag der Bellona und des Hercules Custos angegeben sei; endlich wäre es unwahrscheinlich, dass der eigentliche Stifter schon seine majores hineingesetzt hätte, aber dass der Nachkomme es gethan hat, dafür spricht die Sache selbst.

Prof. Hertz aus Breslau: Vielleicht ist hier weniger ein Irrtum des Plinius als durch eine palaeographisch sehr leicht zu erklärende Nachlässigkeit eine Lücke.

Digitized by Google

Dieselbe würde dann ungefähr in folgender Weise zu ergänzen sein: Appius Claudius, qui consul cum [L. Volumnio fuit a. u. 447 et 458, prognatus ab eo Appio Claudio] qui consul cum P. Servilio fuit a. u. 259. Doch steht dieser Annahme die schwer zu motivierende Weitläufigkeit des Ausdrucks entgegen, und ich möchte diese Bemerkung daher nur als einen augenblicklichen Einfall betrachtet wissen, der keinen Anspruch auf endgültige Entscheidung der Frage erhebt.

Hofrath Stark: Die Frage bedarf der Erwägung, ob man eine grosse Lücke anzunehmen hat oder ob die Zahl ein Fehler ist von einem Abschreiber oder eine Glosse zu Plinius oder ein Irrtum von ihm selbst. Ich kann mich in der Annahme der Glosse selbst getäuscht haben, aber bin der Annahme einer Lücke nicht geneigt.

Da Niemand weiter das Wort über diesen Gegenstand zu ergreifen wünscht, so dankt der erste Präsident dem Redner für die vielfache Anregung die er gegeben, und erteilt das Wort an Hrn. Julius Klaiber, Professor am Real-Gymnasium in Stuttgart, zu seinem Vortrag über die hohe Karlsschule.

Prof. Klaiber. Wenn Sie vor hundert Jahren in die Gegenden gekommen wären durch welche still und friedlich der Neckar zieht, so hätten Sie in dem dreimal kleineren Ländchen eine pädagogische Merkwürdigkeit vorgefunden, an der Sie unmöglich hätten vorübergehen können. Die höchste Berühmtheit des damaligen Herzogtums, fast seine einzige, war jene „Militärakademie", welche Herzog Karl Eugen vor wenigen Jahren auf der Solitude gegründet und vor Kurzem nach Stuttgart verlegt hatte. Jeder Fremde besuchte sie, und einer so illustren Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner würde sich's unzweifelhaft der Herzog selbst zur besonderen Ehre gemacht haben, persönlich als Führer durch seine Lieblingsschöpfung zu dienen. Mit dem raschen Schritt, der ihm eigen war, wäre er Ihnen durch die weiten Höfe, die langen Gänge, die riesigen Schlafsäle vorangeschritten und hätte Sie wohlgefällig auf die „Propreté" in Haltung der Betten, der Bücherbretter, der Arbeitsplätze hingewiesen; mit dem leuchtendsten Blick seines herrlich klaren Auges aber hätte er Ihnen sodann in dem für die Unterrichtszwecke vorbehaltenen Flügel des umfangreichen Gebäudes die unabsehbare Flucht der Lehrsäle geöffnet und Ihnen kurz und scharf, wie es seine Art war, den Organismus des Unterrichtes geschildert. Und hätte sich's nun eben gefügt, dass Sie zu den grossen Prüfungen gekommen wären, die er alljährlich mehrere Wochen lang in allen Fächern und auf allen Stufen unter seiner persönlichen Aufsicht abhalten liess, und deren Abschluss die berühmte Preisverteilung bildete, wie hätten Sie gestaunt, in den Räumen einer Unterrichtsanstalt den ganzen Pomp eines fürstlichen Hofhalts mit den höchsten Würdenträgern des Landes und den Ambassadeuren der fremden Mächte sich entfalten und Serenissimus selbst, von einem Gefolge umgeben wie es sonst nur bei den höchsten Staatsactionen üblich ist, eigenhändig vom Throne herab die Preise verteilen zu sehen! Gewiss, Sie hätten gedacht was der Begleiter des Kaisers Joseph in die Worte fasste, dass nie, so lange die Welt steht, eine Schule dermassen von dem Brillantlicht fürstlicher Huld umstrahlt gewesen sei, wie diese.

War es damals vorzugsweise der äussere Glanz der die Augen der Welt auf die Karlsschule lenkte, so ist sie seitdem jedem Deutschen bekannt und bedeutend geworden als die Bildungsstätte jenes erlesenen Geistes, den unser Herz in allen Wendungen seines Lebens, ganz besonders aber in seinen Jugendtagen, mit innig teilnehmender Liebe begleitet. In der Tat, wenn die Karlsschule nichts weiter aufzuweisen hätte, als was

sie an Schiller getan, es wäre Ruhmestitel genug für eine Anstalt, die noch vor Ablauf ihres ersten Vierteljahrhunderts ihrem Stifter im Tode gefolgt ist. Denn eben damit hat sie bereits ihren glorreichen Anteil an der Gestaltung des modernen Gedankenlebens gewonnen. Aber neben Friedrich Schiller finden wir ja auch jenen „Napoleon der Intelligenz", jenen gewaltig umfassenden Organisator und Gesetzgeber der Naturgeschichte, jenen Georg Cuvier unter den Schülern, den dankbaren Schülern der Akademie, und neben Cuvier einen Dannecker, einen Schick, Wächter, Koch, Hetsch, Zumsteeg, und wie sie alle heissen die berühmten Künstler der Karlsschule, und neben diesen wieder eine lange und nicht mehr im Einzelnen aufzuführende Reihe von geschätzten Namen aus allen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung, und eine viel längere noch von verdienten Feldherren und Staatsmännern und hervorragenden Persönlichkeiten in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes weit über die Grenzen des württembergischem Landes hinaus. Und nimmt man zu dieser Fülle und Vielseitigkeit der Erfolge noch die bekannte Tatsache, dass wer einmal der Karlsschule angehört hatte, sein Leben lang ein „Karlsschüler" hiess und sich selbst mit Stolz als „Karlsschüler" bezeichnete, und dass mit diesem Namen im Sinne der Zeitgenossen sich eine bestimmte Vorstellung von einer eigenartigen Form der höheren Geistesbildung und feineren Lebensrichtung verband, — nimmt man das alles zusammen, so wird man es wohl verstehen, wie ein Schwabe, der eine Freude hat an seinem Heimatland, den Wunsch hegen konnte, den besonderen Eigentümlichkeiten nachzugehen, welche die Ursache dieser Erfolge sein mochten.

Unbefriedigt von dem mangelhaften Aufschluss, der über diese Seite der berühmten Anstalt in den bisherigen Darstellungen zu finden war, habe ich das weitschichtige Actenmaterial, soweit es noch im Besitz des königlichen Haus- und Staatsarchivs in Stuttgart sich befindet, einer prüfenden Durchsicht unterworfen und die Ergebnisse dieser Studien im Säcularjahr von Schillers Eintritt in die Karlsschule (1873) in einem Programm des Stuttgarter Realgymnasiums zusammengestellt. Wenn ich nun trotzdem in der Lage bin, Ihre Aufmerksamkeit für denselben Gegenstand in Anspruch zu nehmen, so muss ich die Verantwortung für diese Kühnheit ganz auf unser hohes Präsidium hinüberwälzen, das, vermutlich in der richtigen Annahme dass Schulprogramme wenige Leser finden, gerade diesen Gegenstand als einen den verehrten Gästen von Auswärts erwünschten angesehen und mit jener wohlwollenden Energie, der gegenüber schüchterne Bedenken verhallen, sofort dem Programm der Versammlung einverleibt hat. Ich werde es versuchen Ihnen, abgelöst vom Gang der Einzeluntersuchung, eben nur die leitenden Gedanken zu entwickeln, die der in mannichfacher Hinsicht durchaus eigentümlichen Organisation des Unterrichtes zu Grunde liegen.

Die äussere Geschichte der Karlsschule ist bald erzählt. Denken Sie sich an den Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, jenes denkwürdigen Jahrzehnts das auch bei uns eine so gewaltige Umwälzung in den überlieferten Anschauungen heraufzuführen bestimmt war. Allenthalben eine mächtige Gährung der Geister, die, wie man weiss, vorzugsweise diese obersten Spitzen der Gesellschaft, die Leiter der Staaten ergriffen hat. Reformen, humanitäre Bestrebungen, philosophische Tendenzen, wie sie selbst sich nennen, sind an der Tagesordnung, und Rousseau's Emil gibt ihnen die besondere Richtung auf die Erziehung, den Unterricht. Nun denken Sie sich einen geistreichen, von Lebensgefühl und Schaffensdrang sprudelnden Fürsten, der auf eine Reihe wilder und schlimmer Jahre nicht ohne Beschämung zurückblickt und jetzt, auf der Höhe der Kraft stehend,

Digitized by Google

nach einer würdigeren Beschäftigung für seinen rastlos beweglichen Geist sucht. Ein äusserer Anlass führt ihn auf die Rousseau'sche Bahn: die Theuerung des Jahres 1770 bestimmt ihn eine Anzahl armer Soldatenknaben auf seine Kosten erziehen und für die Bedürfnisse seiner Hofhaltung heranbilden zu lassen. Die Sache macht ihm Freude, und die Beobachtung der keimenden Seelenkräfte, Anfangs vielleicht nur eine Befriedigung seiner fürstlichen Laune, wird ihm in vollem Ernste lieb und immer lieber. Da tritt mit einemmale gross und leuchtend ein Gedanke vor seine Seele, der, durch frühere Eindrücke und Vorstellungen mächtig verstärkt, ihn nicht wieder freigibt, der Gedanke, die Ausbildung der mannichfaltigen Kräfte, welche der Staat zu seinem Dienste bedarf, in die eigene Hand zu nehmen — gewiss, ein Gedanke so ganz im Geiste jener Zeit, dass man sich fast verwundern möchte, wie von den anderen Vertretern des aufgeklärten Absolutismus keiner diese geistreiche Consequenz des Systemes irgendwie gezogen hat. Musste es schon vom höchsten Vorteil für den Monarchen sein, die geeigneten Persönlichkeiten für die Bedürfnisse des Dienstes von Grund aus zu kennen und wiederum für die begabten Naturen die ihrer Eigenkraft entsprechendste Verwendung mit Sicherheit bestimmen zu können, so war doch noch durchschlagender der andere Gesichtspunct, dass nun hier die Möglichkeit geboten war, die künftigen Organe des fürstlichen Willens von allem Anfang an in den eigenen Grundsätzen und Anschauungen zu erziehen und sie genau mit dem gewünschten Inhalt zu erfüllen.

Man fühlt, welchen Reiz diese Idee für eine Natur wie Karl Eugen haben musste: mehr geistreich als gründlich, und nicht ohne einen Anflug von überspringender Genialität, hatte er einen merkwürdig feinfühligen Instinkt für die sich vorbereitenden Geistesströmungen welche in den Dienst seiner Idee gezogen werden sollten, und den Mann, der so oft durch sein Machtwort Einöden zu üppigen Paradiesen umgezaubert hatte, mochte es doppelt gelüsten, nun auch einmal auf dem Felde des Geistes seine Schöpferkraft zu erproben. Denn neu sollte alles werden; ein neues Gefäss für den neuen Geist wollte er haben; die Landesuniversität, deren wissenschaftlichen Betrieb er bei einem langen, den Betheiligten viel zu langen Besuch aufs Genaueste geprüft und als geistlosen Formalismus erkannt hatte, liess er zum Voraus ausser aller Berechnung: es wäre verlorene Mühe, äusserte er, den jungen Wein in die alten Schläuche giessen zu wollen.

Das Erste ist nun dass er sich die geeigneten Organe für die Verwirklichung seiner Idee sucht, und die Art wie er dies tut ist durchaus bezeichnend: er befiehlt dem theologischen Stift in Tübingen, ihm eine Anzahl der Ersten aus den beiden ältesten Promotionen auf die Solitude zu schicken, er lässt sie prüfen und prüft sie selbst, alle zusammen und jeden besonders in seinem Kabinet, und was seine Wahl bestimmt, ist nicht das Mass der Kenntnisse, sondern vor allem der Eindruck der Persönlichkeit. Er hat hier, wie auch in der Folge, fast immer richtig gegriffen und erreicht was er wollte. Indem er den Grundstock seiner Lehrer aus dem Stande nahm, der seit Jahrhunderten der ehrwürdige Träger der Gelehrsamkeit im Lande war, verschaffte er seiner jungen Schöpfung die Tradition der altbewährten württembergischen Schule, und indem er sie unmittelbar von den Universitätsstudien weg noch im jugendlichen Alter in seine Nähe zog, gewann er die bildsamsten Persönlichkeiten für die Ausführung seiner von dieser Tradition so weit abbiegenden Entwürfe. Gerade diesen ersten Lehrern aber, und unter ihnen besonders dem Lieblingslehrer Schillers und aller der grossen Karlsschüler, dem

Digitized by Google

trefflichen Abel, der, von Herderschen Geiste angehaucht, schon in diesen frühen Jahren etwas von der Würde eines Priesters der Wissenschaft in sich trug, ihnen hatte es die Karlsschule zu verdanken, dass sie auf dem Gebiete des Unterrichts — um den es sich hier immer allein handelt — nie in jene masslosen Excentricitäten verfallen ist, die der Zeit so nahe lagen.

Nun ist es vom höchsten Interesse, den fürstlichen Pädagogen bei der Arbeit zu verfolgen, die er so kernfrisch und willenskräftig anfasst, wie er mit seinem jugendlichen Generalstab die ersten Grundlinien des grossen Werkes zieht, wie im Verlauf immer mehr sich diese und jene Erweiterung des Planes ganz wie von selbst ergibt, wie in Folge davon der Kampf mit einer Menge sich aufthürmender Hindernisse, mit der Finanznot, dem Einspruch der Stände, der Landesuniversität, mit hundert andern Dingen sich abspinnt, wie trotz alledem während einer Reihe von Jahren frisch drauf los experimentiert wird und der Uebereifer Missgriffe erzeugt, zum Teil von bedenklicher Art, wie aber der Herzog niemals sich scheut eine falsche Massregel zurückzunehmen, unter Umständen auch eine ganze Organisation, wenn sie sich als verfehlt erweist, von Grund aus umzugestalten, und wie so am Ende nach zehnjähriger Arbeit (etwa 1782) durch Irrtum und Wahrheit hindurch auf seltsamen Zickzackwegen diejenige Gliederung der Anstalt erreicht wird, welche von da an im Wesentlichen unverändert geblieben ist bis zu ihrem Ende, das dem Ableben des Herzogs im Jahr 1793 rasch auf dem Fusse folgte.

Allein, so belehrend und anziehend in seiner Art dieses Schauspiel eines grossartigen Werdens ist, die Zeit gebietet mir mich auf die vollendete Organisation zu beschränken.

Und hier tritt uns nun ein höchst merkwürdiges pädagogisches Gebilde entgegen, wie wohl kaum ein zweites irgendwann und irgendwo gewesen sein dürfte, ein wunderbar zusammengesetzter Organismus, eine Welt im Kleinen: alle die Anstalten, welche das gesteigerte Bedürfniss der Neuzeit in immer weiter gehender Teilung der Arbeit eine um die andere hervorgetrieben hat, finden wir dort zu einer Zeit, welche die einzelnen Formen selbständig zum Teil noch gar nicht kannte, in dem weiten Rahmen derselben Anstalt vereinigt: wie die Karlsschule hinsichtlich der künftigen Berufsbestimmung ihrer Zöglinge gerade so gut dem herzoglichen Hofbedienten und dem Ballettänzer zur Vorbildung zu dienen hat, wie dem künftigen General und Minister, so ist die Anstalt an und für sich auf der unteren Stufe zugleich Volksschule, Bürgerschule, Realanstalt, Realgymnasium, Gymnasium, und auf der höheren Stufe nicht blos Universität mit allen Facultäten (auch einer kameralistischen), ausser der theologischen, sondern daneben höhere Handelsschule, Kriegsakademie, Theaterschule für Schauspiel, Oper und Ballet, und Kunstakademie für Architekten, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Musiker aller Arten, und jede von diesen so weit auseinander liegenden Functionen will sie in der höchsten, der damaligen Zeit überhaupt nur erreichbaren Vollkommenheit in sich darstellen.

Versteht es sich nun von selbst, dass innerhalb dieses Mikrokosmus natürliche Scheidungen und Gruppierungen sich ergaben, welche, wie im Unterricht so auch in der socialen Stellung der Schüler und ihrem gegenseitigen Verhältniss hervortraten, wie denn namentlich alle diejenigen Elemente, welche in der seltsam gemischten Abteilung der „Künstler" zusammengeworfen waren, trotz der persönlichen Vorliebe des Herzogs für die Kunst, entschieden zu den nieder gehaltenen gehörten, so wurde doch von Seiten der Anstalt selbst auf dieses räumliche Zusammensein der später Getrennten und ihre mannich-

Digitized by Google

fache Verflechtung und Berührung der allergrösste Wert gelegt. „Egale Cultur“ in seinem Staate hielt der Herzog für eine der wichtigsten Forderungen der Staatsraison; denn nichts, sagte er, trenne so sehr als ungleichartige Bildung. Und in einer der officiellen Festreden wird als ein besonderer Ruhm der Anstalt betont, dass alle diejenigen, welche dereinst in den verschiedensten Stellungen für die bürgerliche Gesellschaft von Einfluss sein werden, in demselben Geist und nach übereinstimmenden Normen gebildet werden und auch in den akademischen Jahren noch durch ihr Zusammenwohnen in fruchtbarer Berührung stehen. „Welcher Umlauf von Kenntnissen“, ruft der Redner aus, „welcher Austausch von Gedanken, welches schnelle aber unmerkbare Hinübergleiten der Begriffe aus dieser oder jener Wissenschaft und Kunst in die Ideenmasse des Jünglings! Welche Keime für ganz neue künftige Begriffe!“

Im Grossen und Ganzen wird man nicht umhin können, diesem Lobe beizustimmen, das natürlich wesentlich auf dem Charakter der Karlsschule als Convict und Internat beruht, und insbesondere wird man den offenen Sinn für die feineren Formen der Bildung und eine ästhetische Lebensauffassung, der so oft an den aus ihr hervorgegangenen Staatsmännern gerühmt wird, aus dieser Quelle abzuleiten geneigt sein.

Sie stellt, wenn auch in mangelhafter Ausführung, doch im Grunde einen wirklich grossartig angelegten Organismus in sich dar, der bei durchgängiger, bis ins Einzelnste fortgeführter Gliederung und Individualisierung der besonderen Bildungsbedürfnisse mit bemerkenswerter Consequenz den einheitlichen Grundgedanken einer allen gemeinsamen Bildungsnorm festhält. Für alles was der Staat, die bürgerliche Gesellschaft fordert, soll sie vorbereiten; die ganze unendliche Mannichfaltigkeit der socialen Zwecke und Bedürfnisse ist in der vielgestaltigen Anlage ihres Unterrichtsplanes abgespiegelt; aber über all dem Unterscheidenden und Trennenden steht die gemeinsame Idee der humanen Bildung. Gewiss, schon dieser eine Gesichtspunct macht die Karlsschule, trotz vieler Unvollkommenheiten im Einzelnen, zu einer hochinteressanten Erscheinung in der Geschichte der Pädagogik.

Sehen wir nun genauer zu, welcher Art die Bildung war welche die Karlsschule bot, so finden wir auf der unteren und mittleren Stufe des Unterrichts, welche hiefür von besonderer Bedeutung sind, den vollsten Gegensatz zu der um jene Zeit in Württemberg und anderwärts bestehenden Uebung. Die Karlsschule führt neue Elemente ein, und sie behandelt die alten in völlig neuem Geiste. Sie führt neue Elemente ein: das bezieht sich zunächst auf die „Realien“, Geschichte, Naturkunde, höhere Mathematik, Physik und so weiter, welche die alte Schule nicht oder nur in durchaus ungenügendem Masse kannte, und die nun in der Karlsschule in einer Ausdehnung und einer Art der Behandlung aufgenommen erscheinen, welche so ziemlich der Praxis von heute entspricht, immer aber so dass das Uebergewicht des classischen Unterrichtes dabei gewahrt bleibt. Sie behandelt andererseits die alten Elemente in völlig neuem Geiste: das bezieht sich vor allem auf den Betrieb der alten Sprachen. Die damals den ganzen Unterricht tyrannisch beherrschende und geradezu in den Mittelpunct gestellte lateinische Composition fehlt auch der Karlsschule nicht, aber sie dient ihr nur als unentbehrliches Hülfsmittel für die Aneignung und Festhaltung der Sprache überhaupt und verliert mit ihrer geringeren Wertschätzung begreiflicherweise auch ihre Sicherheit: das berühmte Perfectum expulsit, mit welchem Schiller seine medicinische Abhandlung geziert hat, ist sicherlich seinen philologischen Lehrern nichts Unerhörtes gewesen, und wenn er eben dort den Genetiv degenerarum

Digitized by Google

braucht, so wird er ihnen darum noch nicht als entartet erschienen sein. Der leitende Gesichtspunct für den Betrieb des Lateinischen, das noch immer mit der weitaus stärksten Stundenzahl den festen Kern des Lehrplanes ausmacht, ist ausgesprochenermassen nicht Lateinschreiben und Lateinsprechen, sondern geradezu und schlechthin die Einführung in die Gedankenwelt des classischen Altertums, ein Standpunct zu welchem in jener Zeit vielleicht noch keine zweite Anstalt in Deutschland emporgestiegen war. Daher kommt es nun dass die Auswahl der gelesenen Autoren eine weitaus reichere und fruchtbarere ist als irgendwo sonst in Württemberg, und daher kommt es ferner, dass das Griechische, das damals, z. B. auf dem Stuttgarter Gymnasium, nur kümmerlich sein Leben fristete und im Wesentlichen auf das Graecum sacrum beschränkt war, als ganz hervorragendes Bildungselement betont wird, was trotzdem nicht verhindert, dass derselbe Schiller — dessen Ausbildung auf dieser Stufe übrigens, wohlgemerkt, noch in die schwankenden Anfänge der Anstalt fällt — später Uebersetzungen brauchte um die Tragiker zu lesen, und nichts mehr davon zu wissen schien dass er einst einen Preis im Griechischen davongetragen.

Es war eben überhaupt, im reinsten Gegensatz zu der alten Praxis der württembergischen Schule, nicht Akribie und Gründlichkeit was das Bezeichnende der Karlsschule in diesen Fächern ausmacht, eher leider das Gegenteil: aber, was sie vor anderen Anstalten voraus hatte, und was alle ihre Mängel in dieser Richtung für jene Zeit gewaltig überwog, war das Eine, dass sie zuerst auf anregenden Unterricht hielt und das Interesse, die innere Beteiligung ihrer Schüler in Anspruch nahm. In einer Zeit, die noch immer die alten Schriftsteller als Phrasensammlung für die Composition zu verwerten gewohnt war, hat sie es gewagt den geistigen Gehalt aus der antiken Literatur zu ziehen und die eigentliche Wirkung des classischen Unterrichts in den inneren Contact der Schüler mit jenen ewigen Mustern zu setzen.

Dies führt uns auf eines der wesentlichsten Merkmale, durch welche die Karlsschule sich als grundsätzlich neu und eigentümlich erweist: sie erkennt, wie es oft genug in den Festreden ausgesprochen wird, die höchste Aufgabe alles Unterrichtes nicht in der Mitteilung von Kenntnissen, nicht in der blossen Erwerbung des Wissens, sondern in der inneren Erfassung der Persönlichkeit; sie macht Ernst mit dem Begriffe der Bildung. „Kraft wecken in den jungen Leuten!“ Das ist die unablässige, immer und immer wiederholte Mahnung des Herzogs an seine Lehrer; nach diesem Gesichtspunct hat er sie selbst ausgewählt, und aus demselben Grunde ist er sorgsam darauf bedacht ihre Stellung zu den Schülern so günstig als möglich zu gestalten. Mit jener engherzig militärischen Disciplin, die wir alle als den Krebsschaden der Karlsschule kennen, mit jenem hässlichen System kleinlich misstrauischer Ueberwachung, die, wie wir alle wissen, der Gegenstand des erregtesten Hasses der Schüler und zumal der von dem freien Geiste des Unterrichts mächtig gehobenen besseren Schüler ist, mit dem allem haben die Lehrer so gut wie nichts zu tun. Das Einzige was sie mit ihren Schülern verbindet ist das ideale Element der gemeinsamen Freude am Erforschen der Wahrheit; darum sind sie die natürlichen Lieblinge, die geistigen und sittlichen Führer der Jugend, und selten wird eine Anstalt ein so schönes Verhältniss achtungsvoller Liebe zwischen Lehrern und Schülern zeigen, wie es in der Karlsschule geradezu das gewöhnliche war.

Aber demselben Gesichtspuncte innerlicher Ausbildung diente noch eine andere Eigentümlichkeit der Schule, die wohl zu ihren fruchtbarsten Gedanken gehört: in dem

Digitized by Google

Unterrichtsplane finden wir von den untersten Stufen an in immer steigendem Masse zwischen die Stunden des Unterrichts Stunden der Privatarbeit eingefügt und den einzelnen Fächern zugewiesen, in der Art, dass sie auf der Stufe des Obergymnasiums von der Gesammtheit der Arbeitszeit ein Drittel einnehmen (16 von 48 Stunden), in den akademischen Jahren aber allmählich zum überwiegenden Bestandteil derselben werden. Diese Einrichtung, durch einen vorzüglich durchdachten Stundenplan in der glücklichsten Weise ausgenützt, diente nicht blos den Zwecken der geordnsten Vorbereitung und Wiederholung, sondern wurde hauptsächlich zu schriftlichen Ausarbeitungen verwendet, welche teils in einfacher Wiedergabe der Hauptpuncte, teils in freierer Ausführung das im Unterricht Aufgenommene zum Gegenstand oder Ausgangspunct hatten; in der Tat, eine vortreffliche Einrichtung: sie gewährte einen gesunden Wechsel der arbeitenden Geisteskräfte und erregte die Selbsttätigkeit; sie zwang zu intensiverem Aufmarken, und da sich mit dem Gefühl der Beherrschung naturgemäss auch das wissenschaftliche Interesse des Schülers steigerte, erhob sie das Gelernte sicherer zu seinem freien geistigen Eigentum und liess ihn einen bleibenden Schatz von erkannten Wahrheiten und Begriffen sammeln; sie übte frühzeitig sein Gestaltungsvermögen, und indem sie ihn von jung auf gewöhnte selbst zu forschen, selbst zu prüfen, löste sie eine Schreibweise von den Fesseln schwerfälliger Unbehülflichkeit und gab ihm mit der Zeit den fröhlichen Mut, sich aus eigenem Trieb an die Bearbeitung wissenschaftlicher Gegenstände zu wagen. Und in der Tat, wenn man die Arbeiten der Karlsschüler betrachtet, soweit sie noch vorliegen, sie zeigen bei viel Ueberschwänglichkeit, wie man sie auch von den bekannten Schiller'schen Arbeiten aus jener Zeit her kennt, bei grosser Kühnheit in den Schlüssen und Urteilen, wie sie der Jugend so nahe liegt, doch so viel Bestimmtheit der Anschauung, so viel Umblick nach allen Seiten, so visl Ursprünglichkeit und Eigenart, dass man den Eindruck gewinnt: hier ist kein Anlernen und Einlernen, nichts von Dressur des Geistes gewesen, wie man es nach der militärischen Disciplin wohl glauben könnte, hier war vielmehr ein Erfassen der innersten Persönlichkeit, ein Wecken der Kräfte im Centralpunct des Geistes.

Zeigt sich uns hier schon ein merkwürdiger Versuch, der Zersplitterung des jugendlichen Geistes durch die Fülle disparaten Wissensstoffes entgegenzuwirken, so ist dies noch mehr der Fall bei einer weiteren Besonderheit der Karlsschule, die auf den ersten Blick geradezu befremdend wirkt, die ungewöhnliche Ausdehnung des philosophischen Faches. Es ist gewiss ebenso auffallend als unterrichtend, dass Schiller in seinem sechzehnten Lebensjahr (1775[1]) nicht weniger als fünfzehn Wochenstunden Philosophie gehabt hat (neun Stunden Lection und sechs Stunden für Ausarbeitungen). Späterhin wurde dieses Uebermass dahin ermässigt, dass die beiden auf die philosophische Vorbildung folgenden und der akademischen Stufe vorausgehenden, „philosophischen" Jahresabteilungen neben gleichzeitiger Betonung des Lateinischen und Griechischen acht und zwölf Stunden Philosophie erhalten, auch dies noch eine verwunderliche Erscheinung für das Bewusstsein der Gegenwart, welche die Zulässigkeit des philosophischen Unterrichts auf der Gymnasialstufe überhaupt als offene Frage behandelt.

1) Die Lehrpläne für 1776 und 1777 fehlen leider, aber verschiedene Andeutungen machen wahrscheinlich dass er wenigstens 1776 noch die Philosophie in derselben Ausdehnung gelehrt bekam. Im Jahre 1775 hatte er in diesem Fache den von Tübingen berufenen Professor Bök, später hörte er Philosophie wiederholt bei Abel.

Nun versteht es sich von selbst, dass jene Zeit, die von Kants gewaltigem Werke noch nichts wusste, etwas völlig Anderes unter Philosophie versteht als die Neuzeit, und die Philosophie auf der Karlsschule zumal war, wenigstens nach Abels Behandlung, im Grunde nur eine methodisch geleitete Uebung im raisonnierenden Denken, welche den Stoff aus der Geschichte, der Naturkunde, der Psychologie, der Stellung des Menschen zum Staate und den höheren Aufgaben des Geschlechtes nahm und mit einer encyklopädischen Uebersicht über die philosophischen Disciplinen und ihre hauptsächlichsten Probleme abschloss. Es lässt sich immerhin denken, dass diese einen weiten Spielraum bietende Beschäftigung in der Hand des richtigen Lehrers bei dialektischer Behandlung des Unterrichts und glücklicher Leitung der schriftlichen Ausarbeitungen ein wirksames Mittel werden konnte, um die Geistesbildung der Schüler im höchsten und edelsten Sinn des Wortes zu fördern. Jedenfalls hat die Karlsschule selbst diesem Teil ihres Lehrplanes stets eine fundamentale Bedeutung zugeschrieben, und auch wir werden darin einen interessanten Versuch erkennen, jene Gymnastik des Geistes, welche wir als die wertvollste Frucht einer strengen und tiefdringenden Beschäftigung mit den alten Sprachen anzusehen gewöhnt sind, auf dem directeren Wege von unmittelbaren und eigens dazu angestellten Denkübungen zu gewinnen, für welche der Stoff zugleich mit der bestimmten Absicht gewählt wurde, den Ertrag des sonstigen Unterrichts in der Form von durchdachten Begriffen und dialektisch vermittelten Wahrheiten zu einem wirklichen und dauernden Bestandteil des Innern zu gestalten und die weit auseinander liegenden Wissensstoffe dadurch zu verknüpfen dass sie in die Einheit des persönlichen Bewusstseins aufgenommen würden.

Und dass dies in Wahrheit gelungen ist, dafür haben wir den vollgiltigen Beweis nicht nur an jener Trias grosser Männer, die ihre weltbewegenden Wirkungen eben ihrem philosophischen Geiste verdanken, an Schiller, Kielmeyer, Cuvier, und an so manchen von zweiter Bedeutung, sondern auch an den ausdrücklichen Zeugnissen früherer Karlsschüler, die, wenn sie der Tage ihrer Jugend gedenken, am liebsten bei den Lehrern der Philosophie verweilen, durch die sie den beglückenden Antrieb zum eigenen Forschen und selbsttätigen Regen der Geisteskräfte gewonnen zu haben bekennen.

Der akademischen Stufe jedenfalls leistete dieser Unterricht, der ohne Rücksicht auf specielle Berufszwecke in durchaus freier und idealer Weise die humane Ausbildung zum Ziele nahm, den unschätzbaren Dienst, dass sie Schüler übernehmen durfte welche selbständig zu arbeiten und geordnet zu denken verstanden. Und nachdem einmal die Karlsschule nach vorausgegangenem Missgriff die Scheidung zwischen der akademischen und der sogenannten philosophischen Stufe dahin festgestellt hatte, dass der ganze Umfang der allgemein bildenden Disciplinen den Vorbereitungsjahren zugewiesen war, hat sie auch unerschütterlich an dem Grundsatze festgehalten, dass zu den akademischen Studien nur derjenige übertreten dürfe dessen allgemeine Bildung als in jeder Hinsicht sorgfältig und umfassend begründet sich auswies.

Hier, in dieser bedeutungsvollen Scheidung zwischen Gymnasium und Universität, zwischen den vorbereitenden und den Fachstudien, welche eben auf der Grossartigkeit eines die gesammte Bildung umfassenden einheitlichen Grundplanes beruht, hier ist auch ohne Zweifel eine der wesentlichsten Ursachen jener staunenswerten Erfolge zu suchen, und es war nicht umsonst dass der Blick des Herzogs zu allen Zeiten am sorgsamsten

Digitized by Google

auf diesem philosophischen Unterrichte ruhte, den er als den Kernpunct seines Planes betrachtete.

Mit diesem Gedanken muss auch ich mich beruhigen, wenn es mir die Zeit nicht mehr gestattet Ihnen noch die Grundsätze der akademischen Stufe zu erörtern. Sehen Sie doch aus dem Bisherigen wenigstens das Eine, dass die Karlsschule nach der Seite des Unterrichts einen gross gedachten und fein gegliederten Organismus zeigt, der, neben manchem Unreifen oder Verkehrten, doch eine Reihe fruchtbarer Gedanken in sich trug und trotz des niedern Standpunctes der disciplinarischen Grundsätze dennoch Bedeutendes gewirkt hat, weil er mit geistvoll einfachen Mitteln den schönen Zweck verfolgte, freie und echte Menschen zu bilden.

Mich aber sollte es von Herzen freuen, wenn es mir gelungen wäre, vor dem Forum einer so erleuchteten Versammlung eine Anstalt, die man noch immer allzu sehr unter dem Schubart'schen Gesichtspuncte der „Sclavenplantage" anzusehen gewohnt ist, als eine bedeutsame Erscheinung in der Geschichte nicht blos unserer pädagogischen Entwickelung, sondern unseres nationalen Geisteslebens überhaupt zu erweisen und Sie zu der Ueberzeugung zu führen, dass Schiller nicht blos trotz der Karlsschule, sondern in recht schönem Masse auch durch die Karlsschule einer der geistigen Führer der Nation geworden ist, dem wir alle, ob Schwaben oder nicht, in liebender Verehrung folgen. (Allgemeiner lebhafter Beifall.)

Der erste Präsident: Meine Herren, durch den wohlverdienten Beifall den Sie dem Herrn Redner spenden erteilen Sie zugleich mir selbst Indemnität für die sanfte Gewalt, die ich allerdings bekennen muss angewendet zu haben, um Ihnen diesen Vortrag zu verschaffen. — Wenn Niemand das Wort begehrt, — so erinnere ich daran dass die Abfahrt auf den Hohenzollern vom Bahnhofe aus präcis 2 Uhr erfolgt, und erkläre die Sitzung für geschlossen.

(Schluss 12 Uhr.)

Dritte allgemeine Sitzung.

Mittwoch den 27. September 1876.

Beginn 10 Uhr 20 Minuten.

Nach Erledigung einiger geschäftlicher Mitteilungen in Bezug auf den nachmittäglichen Ausflug nach Urach sowie die Antigonevorstellung u. dgl. macht der erste Vorsitzende die Mitteilung, dass auf Grund einer Besprechung mit den anwesenden bisherigen Präsidenten zum nächsten Versammlungsorte Wiesbaden vorgeschlagen werde, von wo eine freundliche Einladung angekommen sei, zum ersten Präsidenten aber, da der zunächst in Frage kommende Herr Oberregierungsrath Dr. Firnhaber dem Vernehmen nach leider vermöge seiner Gesundheitsumstände verhindert wäre, den dortigen Gymnasialdirektor Dr. Pähler, mit der Befugniss einen weiteren Präsidenten sich selbst zu wählen. Da sich kein Widerspruch erhebt, so gibt er das Wort an Professor Dr. Dieterici aus Berlin zu seinem Vortrag über „die Theologie des Aristoteles bei den Arabern".

Digitized by Google

Prof. Dieterici aus Berlin. Meine Herren! Wenn es schon kühn ist dass ein Arabist in dieser classischen Gesellschaft ein Debut versucht, so ist es geradezu verwegen dass derselbe dies unter dem Titel „die Theologie des Aristoteles“ zu tun wagt. — Es ist ja allbekannt dass von den beiden Heroen der griechischen Philosophie der Eine, Platon, der Theologus der Welt, Aristoteles aber der Philosophus der Welt geworden. Diesen Ruf erwarb Platon, indem seine Schule von einem On, einem an sich Seienden, wie von einem Urvater des Alls eine Welt reiner Formen construierte, die Stoffwelt aber geringschätzte. Dem zu Folge war es die neoplatonische Lehre, durch welche Origenes dem von Osten her in neuem Glanz erscheinenden Licht, dem Glauben der Christen, die erste und hauptsächlichste Schulung verlieh. — Dagegen construierte Aristoteles, da er die Aisthesis, die sinnliche Wahrnehmung, zu Grunde alles Denkens legte, von den Dingen selbst aus die Welt. Er stieg von der Vielheit der Dinge auf zu der Einheit des Urprincips des Urbewegers und verfolgte somit gerade den entgegengesetzten Weg als die Neoplatoniker, welche von der Einheit des Princips herab die Vielheit der Welt entwickelten. — Sagen denn nicht schon die Alten Πλάτων ἀεὶ φυσιολογῶν θεολογεῖ, Ἀριστοτέλης ἀεὶ θεολογῶν φυσιολογεῖ — Was kommt nun ein Orientalist, der mit seinen Studien so weit abliegt, daher, hier eine neue Weise zu lehren?

M. H. Dass Sie so reden können ist schlimm, schlimmer noch ist es dass Sie Recht haben. Die Theologie des Aristoteles ist eine Arbeit späterer Zeit, und Aristoteles musste sich einen solchen sehr nach Neoplatonismus schmeckenden Unterschub gefallen lassen. Aber verweisen Sie mich nicht ganz von dieser Stelle: auch die pseudoaristotelische Literatur hat ihren Wert. —

Gehen wir an einem Sommertage hinaus in die schönen blühenden Fluren, so umgaukeln uns in schillernden Farben jene bunten Geschöpfe, die als Schmetterlinge und Käfer von Blume zu Blume fliegen; scheint es doch als habe die Natur dieselben in ihrer heiteren Laune geschaffen. Es kommen die rauhen Tage des Herbstes, und sie sind geschwunden, bis die Sonne des Frühlings neue hervorruft. —

Jahrhunderte, ja Jahrtausende sind dahingegangen, dass man von Aristoteles geleitet, in der Naturkunde wähnte jene Gebilde des heiteren Sommertages seien nichts als die Vermählung der Hitze als des Vaters und der Feuchte als der Mutter, eine generatio aequivoca, eine Schöpfung ohne Aeltern seien jene lustigen Schwärmer. Erst nach langem Ringen des Geistes kam der geschärfte Blick des Naturforschers dazu, jenen Spruch zu fällen „omne vivum ex ovo“ und zu erkennen, dass das alte Geschlecht Saamen hinterlassen, der im Schoos der Erde oder im dichten Gespinnst verhüllt auf die Sonne des neuen Jahres wartet, um aufzuleben. —

Was will ich mit dem Beispiel? Gehört das hierher? Sind wir etwa eine Gesellschaft von Naturforschern? O ja, es iet das Bild von der Geschichte der Philologie. Hoch und herrlich stehen vor uns die glänzenden Schöpfungen der classischen Zeit des Altertums. — Jenes Ringen nach der Erkenntniss vom Wesen aller Dinge, welches in Aristoteles seinen Abschluss fand, gewann die Wissenschaft der Welt. Schön und gross wiederum ist die Zeit vom Wiedererwachen der Wissenschaft in der neuen Akademie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die uns die Reformation gebar; aber zwischen beiden liegt wohl eine Jahrtausend der Finsterniss. — Jedoch auch in der finsteren Zeit des Mittelalters konnte die Errungenschaft der alten Zeit nicht absolut todt sein, sie

Digitized by Google

musste leben, es mussten die Schätze der alten Bildung erhalten bleiben. — Zur Ausfüllung der Kluft zwischen der untergegangenen alten Bildung und dem Neuerwachen der Wissenschaften gegen Ende des Mittelalters weist man gewöhnlich auf Rom hin. Gewiss, Rom erhielt das Lateinische als Kirchensprache, die Mönche schrieben vielfach in ihren stillen Zellen Codices der alten Classiker ab, aber von dem Studium der Philosophie, der herrlichsten Blüte der alten classischen Zeit, davon war dort gar wenig zu spüren. Was sollte auch der Geist nach dem Wesen aller Dinge forschen, die Kirche hatte ja alle Geheimnisse endgültig gelöst. —

Es gilt jetzt nach den Fortschritten der arabischen Philologie einen andern Factor in die Rechnung einzustellen, um diese weite dunkle Kluft auszufüllen, d. i. die arabische Wissenschaft. In den finstersten Jahrhunderten des Mittelalters floh die hehre Gestalt der Bildung, durch die dyophysitischen Streitigkeiten in Byzanz verscheucht, gen Osten zu den Arabern; sie erhielt hier Schutz und Pflege, und von ihnen getragen fand sie in Spanien, dem Griechenland des Mittelalters, eine neue Heimat, um von hier aus neues Leben dem im Dogma festgeschmiedeten Geist zu verleihen, wenn dies auch zunächst im Scholasticismus mit einer Anschmiegung an die Glaubenssatzung geschah. — Wie? höre ich manche rufen, die Araber Pfleger der Bildung, jene Horden die mit dem Schwert in der einen und dem Koran in der andern Hand wie eine Lavaglut über die Stätten der Cultur hinfluteten, welche die Bibliothek von Alexandria verbrannten? — Ja wohl, zwar nicht dieselben, doch schon die nächsten Nachkommen.

Kaum ruhte das Schwert des Fanatismus, welches mit Windeseile Egypten, Syrien, Mesopotamien, Persien, alles Stätten uralter Cultur, dem jungen Glauben unterworfen hatte, als auch schon der Streit des Geistes über die Satzung von der absoluten Vorherbestimmung losbrach. Kann Gott, so war die Frage, den Sünder zur Sünde bestimmen und ihn dann zur ewigen Höllenqual verdammen? Der Koran lehrte wenigstens in den meisten Stellen so, und so glaubte es der Orthodoxe. — Aber ist denn der Koran (mit all seinem Unsinn) uranfänglich vor aller Zeit als das Wort Gottes ewig wie Gott? Erzählt er nicht viele Facta, die also doch vorher geschehen sein müssen, ist er nicht also zeitlich entstanden und somit auch vergänglich und dem Irrthum anheimfallend?

Diesen Streit zwischen der Mutasila und der Orthodoxie, wer sollte ihn lösen? Wir antworten, die aristotelische Wissenschaft, und zwar besonders die Logik dieses Meisters. So hatte sich die Cultur jener Länder an den Horden der Wüste in ihrer Weise gerächt; hatten die Väter in blinder Wut alle Cultur ausrotteud die erhabene Gestalt der Bildung gescheucht, so riefen die Nachkommen mit demselben Eifer dieselbe zurück.

Nur griechische Bildung kann uns retten, so hiess es schon im 8. Jahrhundert im Osten, und es bestanden schön unter Harun ar Raschid und al Mamun eine grosse Anzahl von Schulen in allen Hauptstädten des Reichs, die alle Reste der griechischen Bildung wie ein Heiligtum erfassten und ins Arabische übertrugen. Das Organon des Aristoteles ist vielfach arabisch übertragen, hier hatte man den Schlüssel und die Wage des Erkennens, darob kein Zweifel mehr. Der Orthodoxe wie der Ketzer, beide übten sich in dieser Schule, und der Ruf des Aristoteles stieg bis ins Ungemeine.

Die Uebertragungen aus der weiten griechischen Literatur sind aber noch nicht eine Beherrschung der griechischen Wissenschaft, vor allen Dingen bilden sie noch nicht eine systematisch geordnete Anschauung der sinnlichen und geistigen Welt. Hat denn

Digitized by Google

die Wissenschaft der Griechen keine Antwort auf die Frage der ganzen Menschheit? Woher die Welt, woher das All in seiner bunten Vielheit, die durch ihre Harmonie doch immer wieder auf ein Urprincip hinweist?

Ja wohl, die griechische Philosophie bot eine solche, eine sowohl das Gemüt als den Geist befriedigende; zwar nicht im reinen Aristotelismus, auch nicht im reinen Platonismus, wohl aber in jenem Eklecticismus, der im späteren Griechentum durch die Vereinigung beider grossen Philosophen den Schlüssel der Wahrheit gefunden zu haben glaubte.

Ich habe vor zwei Jahren in Innsbruck die Ehre gehabt vor dieser Versammlung eine wissenschaftlich geordnete Gesamtanschauung der Welt, welche die Philosophen in Basra im 10. Jahrhundert fixierten und die von da aus ihren Weg durch alle Reiche des Islam bis nach Spanien hin fand, darzustellen. Aus einem der Eins entsprechenden Urprincip emanierte die Vernunft als die Zwei und von dieser als die Drei die Weltseele, welche als die eigentliche Weltmeisterin die Form des Stoffs als erste Materie, der Vier in der Zahlenreihe entsprechend, hervorrief; aus diesem idealen Stoff, um mich so auszudrücken, entwickelt sich als fünfte Stufe durch Annahme von Länge, Breite und Tiefe der wirkliche Stoff. Dieser nimmt alsbald die vollendete Form der Allwelt, nach der Sphärentheorie des Ptolemaeus, an und repräsentiert als solcher die Zahl Sechs. Unter der Mondsphäre tritt dann als Sieben die Natur, treten als Acht die Allmütter, die Elemente, und endlich als Neun die Producte Mineral, Pflanze, Thier hervor. (Vgl. Dieterici, Philosophie der Araber I Makrokosmos 162 ff.)

Nach der Lehre der Neopythagoreer war ja das Wesen aller Dinge in der Zahl enthalten, es mussten also auch die Hauptstufen des All durch die Hauptzahlen, d. i. die 9 Einer, repräsentiert sein.

Der Emanatio bis zur Neun trat aber eine Remanatio gegenüber; der Ausströmung entsprach eine Rückströmung, welche allen Wissenschaften die entsprechende Stelle anwies. Mineralogie, Botanik, Zoologie, und da der Mensch als Mittelpunct zwischen der sinnlichen und geistigen Welt den Uebergang zwischen Stoff und Geist vermittelt, ward der Anthropologie, der Entwicklung des Menschen in sinnlicher und geistiger Weise, die grösste Aufmerksamkeit geschenkt.

Es ist mir jetzt gelungen eine Hauptquelle dieser Schule aufzufinden, auf welche jene Philosophen die lauteren Brüder in Basra selbst hinweisen. Es ist dies das Buch „die Theologie des Aristoteles", was sie natürlich jenem Meister alles Wissens zuschreiben; und dies Buch ist nur noch im Arabischen erhalten.

Um Aristoteles als den Inhaber alles Wissens darzustellen, lässt man ihn also reden: „Ich war öfter allein mit meiner Seele, ich streifte meinen Körper ab und ward zur blossen Substanz ohne Körper, ich trat in mein eigenstes Wesen und aus allen Dingen heraus, ich sah in demselben solche Schönheit und solchen Glanz, dass ich darüber bestürzt ward, denn wisse, ich war ein Teil von den Teilen der Welt, und zwar den erhabenen, vortrefflichen, göttlichen. Ich ward wie ein ursprünglich darin Gesetztes und ihr eng Verbundenes."

Wie sich der grosse Meister Aristoteles, dessen Grösse darin beruhte dass er Stoff und Form stets als ein Ganzes betrachtete (die Form = Entelechie des Stoffs), bei dieser echt neoplatonischen, die Form von dem Stoff, die Seele vom Leibe trennenden

Digitized by Google

Expedition seiner Selbst befand, ist nun freilich seine Sache. Vielleicht befand er sich dabei nicht schlechter als wenn die Commentatoren des Schahnameh ihn mit seinem Schüler Alexander dem Grossen in die Welt der Finsterniss reiten lassen u. drgl. mehr.

Die Theologie des Aristoteles ist nun ein rechtes Zeugniss, wie der spätere griechische Eklecticismus die Wissenschaft behandelte und durch eine enge Verbindung des Neoplatonismus und Aristotelismus alle Fragen zu lösen suchte; die Anlage des Systems fällt hierbei dem Neoplatonismus, die systematische Ausführung und methodische Behandlung der einzelnen Teile aber dem Aristotelismus zu. In der Vorrede heisst es: „Das Ziel dieses Buchs ist die allgemeine Wissenschaft. Wir wollen das Wesen des Herrn erklären. Er ist der Urgrund des Alls, Zeit und Zeitlauf stehen unter ihm, er ist der Grund der Gründe, der Uranfang, denn die Lichtkraft geht von ihm auf die Vernunft aus, dann von ihm durch Vermittlung der Vernunft auf die himmlische Allseele, dann von der Vernunft durch Vermittlung der Allseele auf die Natur, und endlich von der Allseele durch Vermittlung der Natur auf die entstehenden vergehenden Dinge.

Diese Tat findet bei ihm ohne eigne Bewegung statt, dennoch aber geht die Bewegung aller Dinge von ihm aus; sie findet seinetwegen statt; denn alle Mittelursachen bewegen sich ihm zu durch eine Art von Sehnsucht und Abstraction.

Bei der Bewegung erinnern wir an Aristoteles, bei dem der Urbeweger, Gott, zwar bewegt, doch nicht bewegt wird, die Natur bewegt wird und wieder bewegt, der Stoff aber nur bewegt wird.“ — Weiter heisst es: „Wir gedenken der Geistwelt, um ihren Glanz, ihre Hoheit und ihre Schönheit zu zeigen. Die sinnlichen Dinge sind den geistigen (dem εἶδος) zwar ähnlich, doch können sie dieselben wegen ihrer vielen Hüllen nicht wahrhaft darstellen.

Wir beschreiben ferner die himmlische Allseele und beschreiben wie die Vernunftkraft auf sie emaniert. Wir behandeln die Natur unter dem Mondkreis, wie die Himmelskraft auf sie ausgeht, sie dieselbe annimmt und sie ihr ähnlich wird, dieselbe ihre Kraft in den sinnlichen, stofflichen und dichten Dingen offenbart. Wir gedenken ferner des Zustands der vernünftigen Seelen bei ihrem Niedersinken, und der erhabenen Seele, welche sich an die Vorzüge der Vernunft hält, sich aber nicht in die leibliche Begierde versenkt.“

Neben solchen, den Neoplatonismus an der Stirn tragenden Zügen stehen viele dem echten Aristotelismus entspringende; so heisst es: „Es steht bei allen Philosophen fest dass es der Gründe vier giebt. Die Materie (ὕλη), die Form (εἶδος), die schaffende Ursache (τὸ οὗ ἕνεκα) und das Endziel (τὸ τέλος). Diese sind stets zu betrachten und in ihren Accidenzen zu behandeln.“ Ferner: „Die Setzung von den Dassheiten der Erkenntniss ist ein Beweis von den Dassheiten des Endziels.“ (Wir sind hier schon vollständig in der scholastischen Sprache des Mittelalters mit ihrer quidditas und quodditas.)

M. H. Das Buch „Die Theologie des Aristoteles“ ist in der gelehrten Welt nichts Neues. Kaum war die junge Wissenschaft von ihrem langen Schlummer in der neuen Akademie Italiens erwacht, als 1519 in Rom eine lateinische Bearbeitung dieses Buchs erschien: Sapientissimi Aristotelis Stagiritae Theologia sive mistica philosophia secundum Aegyptios noviter reperta et in Latinum castigatissime redacta. (Wahrscheinlich waren Gelehrte in Aegypten die Interpreten gewesen.) Das Buch fand grossen Beifall und wurde 1572 noch einmal in Paris von Carpentarius bearbeitet.

Digitized by Google

Philologisch haben beide Bücher für den Arabisten bei dem jetzigen Standpunkt der arabischen Philologie einen nur geringen Wert, und für echt konnte man das Buch noch im Anfang des 16. Jahrhunderts wohl halten, als man in Aristoteles noch einen Schild für die alte Rechtgläubigkeit zu finden wähnte, im 19. Jahrhundert ist das aber nicht mehr möglich.

In der Berliner Bibliothek, Sammlung Sprenger 741, befindet sich das Manuscript in kleinem Talik geschrieben; es ist revidiert und in Ispahan 1128 d. H. geschrieben, leider aber von den Würmern sehr zerfressen; doch gibt es noch eine Handschrift in Paris und eine in London[1]). M. H. Es ist ein Apokryph von dem ich handelte, aber ein wertvolles für die Culturgeschichte des Mittelalters. Im Anfang steht dass ein Christ dieses Buch des Philosophen Aristoteles im griechischen Uthulugija „die Lehre von dem Herrn" geheissen, welches von Porphyrius dem Tyrer[2]) erklärt sei, (für al Kindi) ins Arabische übertragen habe.

Dies gibt uns einen bedeutenden Fingerzeig für die Zeit und die Wichtigkeit dieses Buchs. Al Kindi war der grosse Philosoph der Araber in der Mitte des 9. Jahrh.[3])

Wir hätten also ein aus der alten Philosophie geschöpftes System, welches die Frage, woher das All, das vielgestaltete und doch harmonische, mit jener Reihe beantwortet: Gott, Vernunft, Seele, Natur, Dinge.

Wir hätten im 10. Jahrhundert eine weiter ausgeführte Darstellung der Entwicklung aus dem einen Uranfang in neun Stufen, den neun Einern entsprechend, und einer Rückkehr von der unendlichen Vielheit zur Einheit durch alle Zonen der Natur und des Geistes.

Endlich finden wir im grossen Maimon im 12. Jahrhundert in Spanien, in jenem die ganze Wissenschaft der damaligen Zeit umfassenden Genie der Juden, eine ganz ähnliche Darstellung von der Entwicklung des All, — in seinem More Nebukim, Führer der Verirrten (herausg. von Munk).

Nur dadurch dass eine philosophische Grundanschauung von der Gesammtheit der geistigen und sinnlichen Welt sich als ein altes Vermächtniss von den beiden Theorien der griechischen Philosophie durch die Jahrhunderte hindurchzog und immer von Neuem zur Lösung jener Urfrage der Menschheit, woher die Welt mit ihrer bunten Vielheit, trieb, war es möglich dass der von der Kirche in Banden gehaltene Geist immer wieder erwachte. Der von den Arabern nie vergessene Aristoteles trieb zu der nüchternen Betrachtung der Dinge an sich, sein Geist drang von Spanien her in die christlichen Gebiete, er bewirkte jenen Aufschwung, der uns die Freiheit des Geistes errang.[4])

M. H. In der Wissenschaft sagt man nicht: Sie sehen was wir können, wir sprechen bescheiden: Sie sehen wie wenig wir wissen. Es ist als stünden wir in der Finsterniss an einem hochwogenden Meer und die Nacht schwebt über den Wassern. Nur einige Lichtstrahlen beginnnen mit Glutpfeilen den Schleier der Nacht zu durchbohren;

1) Verf. hofft mit diesen Hülfsmitteln den Text constituiren zu können und das Buch dann mit einer Uebersetzung herauszugeben.

2) Porphyrius ist bekanntlich der Verfasser der Isagoge zu dem Organon.

3) Vgl. Flügel, al Kindi und Loth, al Kindi als Astrolog, in Fleischer, Festschrift.

4) Von Spanien aus ward seit dem 12. Jahrh. besonders seit Averroës der Aristotelismus immer von Neuem belebt.

Digitized by Google

und wir erkennen einige Wogenkämme, deren Schaum glühend überhaucht wird. Wir sehen gleichsam einen goldenen Faden sich durch finstere Jahrhunderte hindurchziehen; ein griechischer Christ vermittelt in der Theologie des Aristoteles die alte Wissenschaft dem Orient, einige nach Wissenschaft und Sittlichkeit strebende Muslim erheben in den Abhandlungen der lautern Brüder im 10. Jahrh., und ein grosser Jude, der Glanzpunkt seines Jahrhunderts, Maimonides, führt im 12. Jahrh. das Banner des Geistes, dass die Errungenschaft alter griechischer Weisheit nicht vergehe.

M. H. Die Wissenschaft drängt jetzt immer mehr dazu, die Entwickelung des Geistes als ein Ganzes, als eine Kette zu betrachten. Sie vertreten jene grosse Zeit der Blüte im Griechentum, — sei es uns gestattet, in einer bisher fast unbekannten Literatur einzelne Spuren jenes Ringens zu erkennen, das mit immer neuer Kraft den goldnen Kern der geistigen Forschung zu entschälen strebte. —

Da Niemand das Wort zu ergreifen wünscht, so dankt der erste Vorsitzende dem Hrn. Redner für seinen lehrreichen Vortrag und ersucht Hrn. Gymnasialrector Dr. Julius Rieckher aus Heilbronn die Rednerbühne zu besteigen zu seinem Vortrag „über Schliemanns Ausgrabungen."

Rector Dr. Rieckher. Troja's Eroberung durch die Achäer ist der Ausgangspunct der griechischen Geschichte. Von ihr datieren die ältesten Historiker der Griechen. Eben darum schiene es mir eine bodenlose, sich selbst zerstörende Kritik, diesen Ausgangspunct zu leugnen, und vollends desshalb ihn zu leugnen weil man die zerstörte Stadt da wo man sie suchen zu müssen glaubte nicht gefunden hat, — wie es dem verdienten östreichischen Consul v. Hahn in den sechziger Jahren begegnet ist — wäre das Gegenteil von Wissenschaftlichkeit. So sind auch die übrigen Volkssepen entstanden, dass die Sage sich irgend eines wichtigen geschichtlichen Ereignisses bemächtigt, es mit dichterischer Freiheit behandelt, umsponnen und umgeformt hat, niemals aber so dass das Ganze aus dem Nichts geschaffen worden wäre. Da nun aber nach der gewöhnlichen Zeitrechnung nicht volle 100 Jahre später die äolischen Niederlassungen in der Troade gegründet worden sind, so scheint nichts natürlicher als anzunehmen, dass diese äolischen Kolonisten hier eine Stadt schon vorfanden, welche ihre Ansiedlungen nicht dulden wollte, und dass sie, in ihrer Vereinzelung zu schwach um ihr Widerstand zu leisten, sich notgedrungen verbündeten und endlich nach langen vergeblichen Anstrengungen ans Ziel gelangten und die reiche und mächtige Stadt zerstörten. Wir hätten dann in der Sage eine Art historischer Begründung der Ansprüche der äolischen Griechen auf diese Gegenden, als welche schon von ihren Ahnen erobert worden seien, in ähnlicher Weise wie die Ansprüche der Dorer auf den Peloponnes durch ihren Stammvater Herakles begründet wurden, eine Analogie, welche so nahe liegt, dass sie von verschiedenen Seiten schon geltend gemacht worden ist.

Nun weiss aber die Sage auch etwas von einer früheren Zerstörung der Stadt durch Herakles (Ε 640), wie sie auch von einer Zeit weiss da es noch gar keine Ilios gab, Υ 216: (Δάρδανος) κτίσσε δὲ Δαρδανίην ἐπεὶ οὔπω Ἴλιος ἰρὴ
ἐν πεδίῳ πεπόλιστο, πόλις μερόπων ἀνθρώπων,
ἀλλ' ἔθ' ὑπωρείας ᾤκεον πολυπίδακος Ἴδης.

Andererseits kennt aber auch die Sage eine Herrschaft des Aeneas und seines Geschlechts über die Troer nach der Zerstörung der Stadt (Υ 302 ff.). Es muss also in den Zeiten

Digitized by Google

Homers und der Homeriden ein Königsgeschlecht an der Stelle der alten Ilios seinen Sitz gehabt haben, das mit der alten sagenhaften Herrscherfamilie durch Abstammung zusammenzuhängen wenigstens behauptete. Dies findet eine ganz erwünschte Bestätigung darin, dass noch Herodot in den Bewohnern von Gergis die Nachkommen der alten Troer oder, wie er sie nennt, der Teukrer zu erkennen glaubt.

Dagegen in der eigentlich geschichtlichen Zeit, im 5. und 4. Jahrhundert, finden wir in der Troade ein von äolischen Griechen bewohntes kümmerliches Städtchen Ilion, eine κωμόπολις, auf dem Hügel Hissarlik, am westlichen Ende eines Höhenzugs, der mit einer Erhebung von wenig über 100′, ungefähr eine Wegstunde von der heutigen Küste entfernt, in die Ebene des Mendereh abfällt. Während nun bei den Dichtern von Aeschylus an die entschiedene Tradition herrscht, dass Ilios seit seiner Zerstörung durch die Achäer wüste liege, eine Tradition die auch in einer bekannten Stelle des Redners Lykurgus ihren Wiederhall gefunden, trat Ilion mit dem Anspruch auf, an der Stelle der alten sagenberühmten Stadt zu liegen. Es ist ein wirkliches Verdienst Welckers nachgewiesen zu haben, wie wenig an sich auf diese Behauptung zu geben sei und wie wenig die geschichtlichen Personen, die in naiver Weise aus diesem Glauben heraus handeln, und die Schriftsteller, die ihn weiter erzählen, als eigentliche Zeugen für die Wahrheit der Tatsache angesehen werden können. Erst in der makedonischen Zeit gestalten sich die Verhältnisse für dieses äolische Ilion günstiger: Alexander verleiht den Einwohnern Privilegien, Lysimachus erweitert die Stadt, umgibt sie mit einer Mauer von 2 Stunden Umfang und verpflanzt die Bewohner herabgekommener Ortschaften der Umgebung in dieselbe, um die erweiterten Räume zu bevölkern. Trotzdem aber ist dieses vergrösserte Ilion noch ums Jahr 200 v. Chr. von dürftiger Erscheinung, die Häuser nicht einmal mit Ziegeln gedeckt, und erst als die Römer sich seiner kräftig annahmen, da sie hier ihren Ursprung zu sehen glaubten, blühte es freudiger auf. Zugleich vollzog sich aber nunmehr ein bemerkenswerter Umschwung in den Anschauungen der Ilier: bisher hatten sie sich als die Nachkommen der Zerstörer der alten heiligen Ilios betrachtet, jetzt wollen sie die der Troer sein, denn nur diesem Umstand verdanken sie die römischen Wohltaten. Zweimal sogar ist davon die Rede den Sitz des römischen imperium dorthin zu verlegen, einmal unter Augustus, wovon in den Oden des Horaz noch ein deutlicher Fingerzeig übrig ist, und dann unter Constantin, der aber schliesslich Byzanz vorzog. Allerdings ist der Anspruch der Ilier nicht ganz ohne Widerspruch geblieben: zwar Hellanikus hatte ihn anerkannt, οἷος ἐκείνου θυμός, wie ohne Zweifel bei Strabon mit Anspielung auf Homer zu lesen, d. h. aus Gefälligkeit gegen die Ilier; aber Demetrius von Skepsis, und vor ihm noch Hestiäa aus Alexandria Troas, verlegten die Stätte der alten heiligen Ilios 30 Stadien weiter landeinwärts, in das sog. Ilierdorf. Man kann nun freilich beiden persönliche Motive unterlegen, die Eifersucht der Nachbarschaft auf die Prätensionen Ilions; es können aber auch objective Gründe bei ihnen vorhanden gewesen sein, wenn sie nämlich versuchten, mit dieser Lage der alten Ilios auf Hissarlik das Detail der homerischen Gesänge zu vereinigen und dabei auf Widersprüche stiessen, die sie nicht anders heben zu können glaubten, als wenn sie Ilios selbst verlegten. Solche Widersprüche konnten sich ihnen aber sehr leicht aufdrängen, ohne dass ihr Mittel sie zu heben das richtige war. Denn das Ilierdorf war gewiss nur ein zum Stadtgebiet Ilions gehöriges Dorf, wie O. Keller ganz richtig bemerkt und durch Analoga erläutert.

Digitized by Google

Ueberhaupt, wir mögen uns die heilige Ilios denken wo wir wollen, auf Hissarlik, auf Balidagh, bei dem Eski Atschekoi der Spratt'schen Karte, so kommen wir über zahllose Verlegenheiten nicht hinaus. Schon ein ganz oberflächlicher Blick auf die Karte zeigt uns, dass auf diesem ausserordentlich coupierten Terrain so grosse Heeresmassen sich gar nicht in der Weise bewegen konnten wie die Ilias voraussetzt, das Fussvolk nicht, die Wagen noch weniger. Legen wir die heutige Ebene zu Grund, so haben wir ausser dem Wasserlauf des Mendereh, der sie in der Richtung von SO. nach NW. durchschneidet, noch links das Wasser von Bunarbaschi, parallel der Küste des ägäischen Meers, das sich zum Teil in Sümpfe verliert, zum Teil mit dem Mendereh vereinigt, so weit es nicht durch einen Kanal von unbestimmbarem Alter früher in die Beschikabai abgeleitet wurde. Rechts aber haben wir das doppelte Rinnsal des Kalifatli Osmak und des Paschatepe Osmak, die sich oberhalb des Dorfes Kalifatli kurz vor Hissarlik vereinigen; bald aber, beim Dörfchen Kümkoi, gabelt sich das Rinnsal wieder, und der eine Arm geht als Intepe Osmak, d. h. als Rinne des Ajashügels, nördlich, der andere unter dem alten Namen Kalifatli Osmak nordwestlich und mündet, so weit er sich nicht in Lagunen verliert, in geringer Entfernung östlich vom Mendereh. Ausserdem haben wir noch im Süden aus einem engen Thal den Kimar Su als rechten Nebenfluss des Mendereh, und nördlicher, parallel dem in Hissarlik endigenden Höhenzug, den Dumbrek Su, der ursprünglich sich zwischen Kalifatli und Kümkoi in das genannte vereinigte Rinnsal ergoss, jetzt aber für gewöhnlich vorher in einem Sumpf stecken bleibt. Nur bei hohem Wasserstand, wo die in der Regel leeren oder nur einen dünnen Wasserfaden enthaltenden Osmaks sich füllen, erreicht der Dumbrek dieses Rinnsal. Dann ist aber auch die ganze Tiefebene in Gefahr überschwemmt zu werden, wie sie es wirklich oft genug wird. Aber auch ausser diesen Wassern finden sich noch vielfach Sümpfe in der heutigen Ebene, die den geringen Raum für die Bewegungen von Heeresmassen noch mehr teilen und verengen. Nehmen wir aber mit Herodot, Strabon, Eckenbrecher, Frick und Anderen an, der untere Teil der Ebene sei erst angeschwemmt, was viel mehr innere Wahrscheinlichkeit hat, schon um dess willen, weil eine der ersten Voraussetzungen der Sage vom troischen Krieg doch das Vorhandensein eines genügend grossen Hafens war, so bessert sich allerdings die Position der Achäer, die alsdann nicht mehr unmittelbar an der Küste auf Lagunen stossen, sondern gleich beim Landen festen Boden unter sich haben. Aber, abgesehen davon dass die Ursachen der Lagunen- und Sumpfbildung bleiben, sind sie noch misslich genug daran, weil ihr Schiffslager durch die Mündung des Mendereh geteilt wird, so dass der Verkehr zwischen den beiden Teilen bei hohem Wasserstand erschwert oder aufgehoben ist. Die grössten Schwierigkeiten macht ferner die antike Benennung der Gewässer. Da der Hauptstrom der heutigen Ebene der Mendereh ist, wie der der antiken der Skamander war, so kann die Gleichsetzung beider um so weniger einem Zweifel unterliegen als der zweite Name im ersten nachzuklingen scheint (wobei freilich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist dass Mendereh eine Wiederholung des Maeander-Mendereh wäre). Dennoch finden Spratt-Forchhammer auf ihrer Karte im Mendereh den Simois des Homer, dagegen den Skamander im Bunarbaschiwasser. Neuer noch hat Forchhammer diese Ansicht verteidigt, aber wir können ihm nicht beistimmen, und bemerken nur noch dass O. Frick, der im Morgenblatt von 1857 noch auf Forchhammers Seite stand, 1876 von der Tatsache spricht dass der Mendereh zu allen Zeiten

Digitized by Google

der Hauptfluss der Ebene gewesen und darum für den Skamander zu halten sei, womit er uns ohne Zweifel auch erklären will warum er in diesem Punct seine Ansicht geändert habe. Viel schwieriger ist es den Simois unterzubringen, so schwer dass Hercher in den Abhandlungen der Berliner Akademie den Versuch gemacht hat ihn ganz wegzudisputieren, sowohl aus der Welt überhaupt als auch aus der Ilias insbesondere, indem er alle Stellen wo er vorkommt einem Nachdichter zuschreibt. Nun wollen wir die Möglichkeit, dass eine spätere Hand im Homer auch so zu sagen mutwillige Zutaten auf eigene Faust machte, nicht in abstracto leugnen, wie z. B. Ktimene, die Schwester des Odysseus, o 363, einen solchen Eindruck machen kann. Es ist aber doch sehr die Frage, ob die Verwegenheit unbeanstandet so weit gehen konnte dass ein ganzer Fluss mutwillig erfunden und in die Dichtung eingeschwärzt wurde, und ob man das so ruhig hingenommen hätte? Und dies auch zugegeben, und weiter zugegeben dass die folgenden Dichter von Hesiod an sich hätten täuschen lassen und den Simois arglos als Fluss verwertet hätten, wie kommt er dann in die Beschreibungen der Prosaiker, der Geographen, des ortskundigen Demetrius von Skepsis hinein, des einzigen Sterblichen der nach Hercher den Simois mit Augen geschaut? Hercher vermutet, die Bewohner des äolischen Ilion hätten, um ihre Ansprüche zu begründen, einen beliebigen Wasserlauf Simois getauft, und dadurch habe Demetrius sich täuschen lassen. Dabei vergisst er aber offenbar, dass ja Demetrius gerade ein Gegner dieser Ansprüche ist, und übersieht dass die Aeusserungen bei Ptolemäus, bei Plinius und Mela unmöglich aus einer einzigen Quelle stammen können, denn bei Ptolemäus und Mela ist Simois ein selbständiger Fluss mit eigener Mündung, bei Plinius vereinigt er sich mit dem Skamander. Die Wahrheit scheint vielmehr die zu sein, dass der heutige Dumbrek der Simois ist, den man als selbständigen Fluss betrachten kann, wenn man ihn mit dem Intepe Osmak zusammenrechnet. Da aber die genannten Osmaks selbst wieder durch Sümpfe mit dem Skamander oberhalb und unterhalb zusammenhängen, so war auch die andere Betrachtung gerechtfertigt, sämmtliche Osmaks als Gabelungen des Skamanders anzusehen, und dann vereinigt sich der Simois mit dem Skamander, wie dies schon Ε 774 steht: ἦχι ῥοὰς Σιμόεις συμβάλλετον ἠδὲ Σκάμανδρος. Ausserdem ist Hercher aber noch genötigt mit dem Simois auch den Troer Simoeisios fallen zu lassen, der Δ 473—489 17 Verse füllt, eine Stelle an der auch Herchers Scharfsinn nichts auszusetzen findet. Steht es aber so, so ist umgekehrt auch dieser Simoeisios eine Stütze für den Simois. Ebenso scheint mir Hercher zu rasch mit dem Göttternamen des Skamander, dem Xanthos, aufzuräumen, der doch eine ganz ungezwungene Deutung zulässt, und der auch durch Plinius h. n. V 30, 33 geschützt ist, in einer Stelle welche freilich — vermutlich in Folge raschen Excerpiereus — in Verwirrung gekommen ist, die aber doch nicht als albernes Gerede abgefertigt zu werden verdient, sondern auf gute Quellen schliessen lässt, wie Forchhammer richtig bemerkt hat.

Ganz auffallend ist die Tatsache dass, so viel auch vom Skamander oder vom Fluss schlechtweg die Rede ist, doch keineswegs fest steht, ob die Heere durch den Fluss getrennt sind oder nicht. Bei der Fahrt des Priamos ins achäische Lager in Ω wird die Furt des Skamander auf dem Rückweg erwähnt, während es auf dem Hinweg nur heisst, er habe die Pferde im Fluss halten und trinken lassen. Die naturgemässe Annahme bleibt aber doch, dass der Dichter von Ω sich den Skamander zwischen der Stadt und

Digitized by Google

dem Lager gedacht habe. Ebenso wohl auch der Dichter der μάχη παραποτάμιος, welcher Φ die flüchtigen Troer an die Furt kommen und hier die einen zur Stadt fliehen, die anderen in den Fluss gedrängt werden lässt. Dagegen an den drei ersten Schlachttagen ist nirgends angedeutet dass der Fluss passiert werden müsse, wenn auch in Ξ der verwundete Hektor an die Furt gebracht wird: denn diese kommt hier nur in Betracht weil das Wasser hier leicht zugänglich, nicht weil es leicht zu überschreiten ist. Ja noch mehr: in Μ warnt Polydamas vor Ueberschreitung des Grabens mit den Wagen, weil dies bei einem Rückzug, falls dieser notwendig werden sollte, gefährlich ausfallen könnte, und schlägt dafür vor, die Wagen am Rande des Grabens zurückzulassen und zu Fuss hinüberzugehen. Der Dichter dieser Scene konnte also offenbar nicht daran denken, dass vor Ueberschreitung des Grabens die noch viel grössere Schwierigkeit der Ueberschreitung des Flusses mit den Wagen von den Troern zu überwinden war. Also, schliessen wir, dachte sich ein Teil der Homeriden keinen Fluss zwischen den Heeren, wohl aber die Dichter von Φ und Ω. Auch die oben berührte doppelte Auffassung des Skamander hilft kaum über diese Schwierigkeit hinüber: lag Ilios auf Balidagh, so muss unter allen Umständen der Skamander passiert werden, und zwar am dritten Schlachttag von beiden Heeren je zweimal; lag aber Ilios auf Hissarlik und rechnet man die Osmaks als Gabelungen zum Skamander, so war der Skamander zu überschreiten; betrachtet man aber den Simois als selbständigen Fluss mit eigener Mündung, so war jedesfalls der Simois zu passieren.

Bei dem Lauf um die Mauern aber ist die Stadt sogar ganz in der Ebene oder auf einer isolierten Anhöhe liegend gedacht: weder die steilen Abfälle von Balidagh, noch der Höhenzug an dessen Ende Hissarlik liegt wollen zu diesem Lauf um die Seele des rossebändigenden Hektor stimmen; ja es ist hier sogar ein Fahrweg rings um die Stadt, gleichsam ein antikes Glacis um die Feste, fingiert.

Wir können also Hercher nicht Unrecht geben, wenn er dem Dichter oder den Dichtern die grösste Freiheit in der Behandlung der Localitäten zuschreibt, wenn er von einem idealen Kampfspiel spricht, das eine ebenso ideale Bühne, einen wahren Tanzplatz des Ares, erfordert habe. Aber diese Freiheit im Detail hat doch zur Grundlage eine Totalanschauung der Gegend, die nur in der Gegend selbst erworben werden konnte, eine Totalanschauung die für Ithaka auf bemerkenswerte Weise in der Odyssee fehlt. Dafür berufen wir uns auf Samothrake und den Ida und insbesondere auf das Quellenpaar des Skamander, das wir auch da wieder finden wo es die Anhänger von Balidagh zu erkennen glauben. Aber der Dichter hat das was er mit dem leiblichen Auge geschaut aus der Tiefe seiner poetischen Phantasie herans umgestaltet, herrlicher und wunderbarer gemacht, und kein Bedenken getragen es dahin zu versetzen wo er es gebrauchen konnte, um den Fall des edlen Troers auch von dieser Seite her zu verherrlichen. Auch daran möchte ich hier erinnern, dass der Bau und das spätere Verschwinden der Mauer in Η und Μ eine bemerkenswerte Sonderstellung in der Ilias einnehmen. Warum werden, fragen wir billig, so viele Flüsse von Poseidon und Apollon in Bewegung gesetzt, damit gerade von Mauer und Graben gar nichts übrig bleibe? und hierauf haben wir keine andere Antwort als die des Aristoteles, dass der Dichter was er geschaffen auch wieder verschwinden lasse, d. h. dass der Dichter hier sich bewusst ist über die alte Sage hinausgegangen zu sein, etwas Wesentliches dazu erfunden zu haben. Eben um nicht

Digitized by Google

durch den Augenschein widerlegt zu werden, dass der Strand der Troade keine Spur von diesem grossen Werke mehr zeige, bietet der Dichter die Götter selbst auf, um es gänzlich zu vertilgen. Dann aber wird auch der Schluss erlaubt sein, dass die Homeriden sich im übrigen desto treuer an die Sage angeschlossen haben und über ihre grossen und festen Züge nicht hinausgegangen sind.

Die wahre Genesis der Sage aber ist neben dem geschichtlichen Factum der Zerstörung der alten Stadt ohne Zweifel in den vielfach auch von der Seeseite her sichtbaren künstlichen tumuli zu suchen, diesen stummen Zeugen einer grossen Vergangenheit, von denen nicht bloss der engere Kampfplatz, sondern auch seine weitere Umgebung und der thrakische Chersones so voll ist dass, wenn man auch alle bei Homer vorkommenden Denkmäler irgend wo und irgend wie unterbringt, immer noch eine beträchtliche Zahl namenloser übrig bleibt: ein Beweis dass die Ilias nur einen Teil der Gesammtsage enthält, wie dies Frick so treffend auseinander gesetzt hat.

Wenn nun aber die Sache so liegt, dass weder aus den Angaben der Ilias noch aus den Ansprüchen der Bewohner des äolischen Ilion ein sicherer und unanfechtbarer Schluss auf die Lage der heiligen Ilios sich ziehen lässt, so muss schliesslich das Grabscheit entscheiden, res ad rastros redit, und, Dank der Aufopferungsfähigkeit und Ausdauer eines begeisterten Autodidakten, Heinrich Schliemanns, das Grabscheit hat für Hissarlik entschieden. Schliemann hat an verschiedenen Puncten der Troade, wo man die alte Stadt suchen zu dürfen glaubte, auf Balidagh und an der vermuteten Stätte des Ilierdorfs, gegraben und ist bis auf den nackten Felsen hinuntergekommen, ohne etwas Anderes zu finden als Scherben und Stücke der griechischen Zeit von nicht sehr hohem Alter. Dagegen auf Hissarlik hat er 12 und 14 Meter tief graben müssen, um auf den Urboden zu stossen, und während die Reste der griechischen Stadt nirgends mehr als 2 Meter unter die heutige Oberfläche hinunterreichen, glaubte er unter der griechischen Stadt die Trümmer von nicht weniger als vier Städten unterscheiden zu können. Die Beschaffenheit der gefundenen Geräte, Terracotten u. s. w. fand er desto geringer und roher, je näher sie der griechischen Stadt liegen, und desto besser, je tiefer er hinunterkam, ohne dass ein gewisser gemeinsamer, von der griechischen Kunst grundverschiedener Charakter zu verkennen war. Unter den vielen Tausenden von Gegenständen, die er in diesen Schuttmassen traf, war ein einziges Stück von Eisen, ein paar von Blei, ziemlich viele von Bronze, die er irrig für reines Kupfer hielt; einzelnes von Elfenbein, wenn er sich hier nicht getäuscht hat, und von Thierknochen; sehr vieles von verschiedenen Steinarten, die schwerlich alle in der Nähe sich fanden, Marmor, Granit, Diorit, Schiefer, Sandstein, Lava, Feldspat, Kiesel; nicht weniges aus Silber, Elektron und reinem Gold. Am zahlreichsten sind natürlich die Produkte der Töpferkunst, und zwar nicht bloss für das praktische Bedürfniss, sondern auch für den Kultus, darunter viele Idole; diese in den untersten Schichten am unvollkommensten, weiter herauf deutlicher und erkennbarer. In den höheren Schichten aber tritt eine eulenartige Gestalt deutlicher hervor und besonders tragen viele Vasen diese überraschende Form. Schnabel und Augen scheinen deutlich die der Eule zu sein (freilich möchte man sich bessere Abbildungen wünschen!); dazu kommen zwei weibliche Brüste und unter diesen etwas was Schliemann lange für einen kolossal übertriebenen Nabel gehalten, später aber ohne Zweifel richtiger für die weiblichen Genitalien erklärt hat. Zuweilen tritt noch auf beiden Seiten ein senkrecht

Digitized by Google

hinaufstehender Ansatz dazu, der ebenso wohl an die Flügel des Vogels wie an menschliche Arme erinnern kann; endlich teilweise ein Deckel der Vase, der an einen Helm zu erinnern scheint. Kleine Seitenöffnungen an manchen dieser Vasen deuten auf ihre Bestimmung aufgehängt zu werden, wie denn auch andere in eine Rundung auslaufen, so dass sie sich nicht aufrecht stellen lassen. Wenn nun Schliemann diese Eulengestalten auf die homerische γλαυκῶπις Ἀθήνη bezieht und diese als die Göttin mit dem Eulengesicht deutet: so ist zu erinnern, dass Homer ohne Zweifel von den in der alten Stadt verehrten Göttern nichts weiss, dass seine Troer dieselben Götter verehren wie die Achäer, dass der Athenekult im äolischen Ilion einfach der griechische Kultus war, also wieder mit dem der alten Stadt unmittelbar nichts zu schaffen hatte. Andererseits bietet das Palladium eine gewisse Handhabe dar, auch lässt das Beiwort Ἴλιος ἱρή schwerlich eine andere ungezwungene Deutung zu als auf eine angesehene Kultusstätte. Es wäre also immerhin möglich, wie Keller vermutet hat, dass hier ein phrygischer Kult sich mit einem hellenischen verschmolzen hat, wie dies bei der ephesischen Artemis offen zu Tage liegt. Jedenfalls können wir für Homer keine andere Deutung der γλαυκῶπις zugeben als die eulenäugige. Wohl möglich aber, dass auch hier der Ausgangspunkt eine Kombination menschlicher und thierischer Formen war, wie bei den ägyptischen Göttern; und während bei Homer nur noch das Auge an die Thiergestalt erinnert, wurde schliesslich auch dieses fallen gelassen und dafür die Eule als heiliger Vogel der Göttin beigegeben.

Die dritte der von Schliemann unter dem äolischen Ilion ausgegrabenen Städte nimmt eine Schuttschicht von 7—10 Metern unter der jetzigen Oberfläche ein, und zwar zieht sich eine Schlackenschicht von ½—3 Centimeter Dicke durch den ganzen Berg, ein Beweis dass eine grosse Feuersbrunst diese Stadt zerstört hat. In diesen Ruinen will Schliemann die homerische Ilios wieder erkennen, und wie wir glauben mit Recht. Nur diese Ruinen bieten in dem was sich der Plünderung der Zerstörer und den Unterschlagungen der Arbeiter Schliemanns entzogen hat, eine Ahnung des Reichtums der sagenberühmten Stadt. Was fangen wir nun aber mit der Stadt unterhalb dieser Ilios an und was mit den beiden über ihr liegenden Städten, vorausgesetzt dass Schliemann hier nicht zu viel gesehen, wie Steitz aus Autopsie andeutet? Darauf lässt sich natürlich nur mit einer Vermutung antworten. Es ist denkbar dass sich an dieser Stelle in grauester Vorzeit, auf welche ja doch jedenfalls die ältesten tumuli hinweisen, ein, vielleicht pelasgischer, Stamm niedergelassen, der später einem stärkeren Stamm unterlag, welcher sich an derselben Stelle niederliess, weil er die Vorteile der Lage gerade so würdigte wie die ältesten Ansiedler. Dieses wären die Teukrer des Herodot, die homerischen Troer, welche dem Zusammenwirken der äolischen Griechen unterlagen, deren Ansiedlungen an der Küste von Troas sie verhindern wollten. Die Zerstörung der Stadt war vollständig, aber die Ausrottung der Bewohner war es nicht. Da nun die Griechen sich hier nicht festsetzten, wie die Ruinen selber beweisen, was war natürlicher als dass die kümmerlichen Reste der Troer sich an derselben Stelle wieder niederliessen, und dass sie unangefochten blieben, da sie nicht aggressiv vorgehen konnten und jene Vereinigung der äolischen Griechen sich mittlerweile längst wieder aufgelöst hatte? So scheint sich ganz ungezwungen die Existenz zweier weiteren Städte zwischen der heiligen Ilios und dem äolischen Ilion zu erklären, so auch die Continuität der Kunstübung einerseits und die Verschlechterung der Kunsterzeugnisse nach Stil und Arbeit andererseits. Nachdem

Digitized by Google

die erste Neugründung wieder erstarkt war, gab es vermutlich Streitigkeiten mit den äolischen Nachbarn, und diese veranlassten die Zerstörung der ersten Neugründung und später ebenso die der zweiten. Nachdem aber die Stadt dreimal von den äolischen Griechen zerstört worden war, scheint man endlich eingesehen zu haben dass auf diesem Weg kein Friede möglich sei, und so erfolgte endlich die Gründung der vierten Stadt, des äolischen Ilion. Dass man aber diese Stadt wieder Ilion nannte, ist das nicht an sich schon ein starker Beweis dafür dass sie an der Stelle der homerischen Ilios lag? Denn welchen Grund konnten jene äolischen Griechen haben, ihrer neuen Stadt den Namen der alten Feindin zu geben, wenn sie nicht an derselben Stelle lag wie diese? Wohl würden wir es verstehen wenn Jahrhunderte nach dem Verschwinden der letzten Troer, nachdem der nationale Hass Zeit gehabt einzuschlafen, eine griechische Stadt sich unberechtigter Weise mit dem Glanz und Namen der alten Ilios geschmückt hätte. Allein nicht damals ist dies geschehen, sondern zu einer Zeit wo man sich des Gegensatzes noch vollkommen bewusst war, denn, wenn wir nicht auf falscher Fährte sind, gerade um einer neuen Troerstadt definitiv ein Ende zu machen, wurde das äolische Ilion gegründet.

Aber auch so bleiben Rätsel genug übrig. So führt uns der von verschiedenen Seiten erbrachte Beweis dass die Schliemann'schen Fünde keineswegs ein unicum seien, dass sie ihre Analoga aus der Stein- und der Bronzezeit fast überall in Europa haben, dass namentlich die Gesichtsurnen zahlreich besonders in Schlesien und Pomerellen ausgegraben werden, wie man andererseits seit 1873 durch Döll weiss dass sie auch auf Cypern aus einer vorgriechischen Periode vorkommen, auf die Tatsache einer uralten, ausserordentlich weit verbreiteten primitiven Kultur, in deren Rayon jetzt auch Troas gehört und deren Ausgangspunkt und Grenzen noch zu ermitteln sind. Andererseits hat François Lénormant darauf hingewiesen, dass die Pelopiden-Denkmäler in Mykene gegenüber von Schliemanns Fünden einen Fortschritt repräsentieren zu dem Jahrhunderte notwendig waren, während doch das Mykenä des Agamemnon unmöglich prächtiger und namentlich nicht civilisierter habe sein können als das Troja des Priamus. Also auch hier ein Fragezeichen, das zu weiterem Forschen und Suchen auffordert.

Schliemann hat bei Franzosen und Engländern weit mehr Beachtung gefunden als bei vielen unserer deutschen Archäologen. Glaube man doch ja nicht dass jene für seine Schrullen und Schwächen, die ja offen zu Tage liegen, blind sind; vielmehr nehmen sie diese hin, als etwas was durch seinen ganzen Bildungsgang entschuldigt ist, und halten sich an das Wesentliche, was er mit seiner Ausdauer und Opferfähigkeit erreicht und geleistet hat. In dieser Beziehung wüsste ich diesen Vortrag nicht besser zu schliessen als mit Lénormants Worten: quant au livre dans lequel Mr. Schliemann a raconté ses fouilles, ceux mêmes qui ne partageront pas toutes les théories de l'auteur, le liront avec grand intérêt. Il est rempli de faits curieux, et surtout il y règne un accent d'enthousiasme et de bonne foi qui commande invinciblement la sympathie pour l'auteur.

Nach Beendigung dieses Vortrags ergreift das Wort

Hofrath Stark aus Heidelberg. Erwarten Sie nicht, m. H., dass ich hier den trojanischen Krieg erneuere oder Anlass dazu gebe. Im Gegenteil, ich kann nur damit beginnen dem verehrten Herrn Vorredner herzlich zu danken für eine Reihe klarer,

Digitized by Google

scharfer Bemerkungen, die er im ersten Teil seines Vortrags vorgeführt hat. Wer selbst einmal zu Fuss durch die trojanische Ebene gewandert ist, und wer selbst zwischen den Osmaks und dem Mendere hingezogen ist und sich Mühe gegeben hat ein lebendiges klares Bild der Reconstruction der Gegend zu erhalten, wird die Schwierigkeit und Notwendigkeit hievon begriffen und nach Kräften sich selbst auch eine Anschauung zu bilden versucht haben. Ich will, da ich selbst auch in meinen Ausführungen missverstanden worden bin, vor allem darauf hinweisen, dass ich auch den Mendere als Hauptskamander betrachte, dass für mich aber die Quellen bei Bunarbaschi als Nebenbildung erscheinen — und hier bin ich im Einklang mit den Nachrichten des Plinius. Dass sich Flussnamen in eigentümlicher Weise erweitern, dafür müssen wir ganz besonders die Erscheinungen in grossen Flussgebieten vergleichen, z. B. die Erscheinungen des Altrheins und seiner Kanäle und Nebenbetten. Und so dürfen wir uns hier, wo wir einfach mit ungenügender Kenntniss an die Sache herantreten, nicht wundern, wenn uns eigentümliche Rätsel über alte und neuere Flussläufe begegnen werden. Auch ich erkläre Dumbrek für den Simois und habe es auch ausgesprochen in meiner Darlegung dieser Verhältnisse. Ich begreife vollständig, dass der Simois in der Ilias so selten vorkommt und danke dem Herrn Vorredner, dass er uns nachweist wie er in den letzten Büchern erst erscheint; aber ich kann nicht zugeben, dass das ein reines Bild der Phantasie des Dichters sei. Auch für mich hat die Tatsache Gewicht, dass die römische Schilderung der trojanischen Scenerie mit Vorliebe den Simois nennt, weil für die Römer nur auf der Höhe Hissarlik ihr Troja gelegen haben kann; aber auf der andern Seite ist für mich auch Beweis für die ältere Anschauung, dass die älteren Teile der Ilias nur mit dem Skamander zu thun haben: eine interessante Entwicklung der poetischen Schilderung. Dann möchte ich auf einen andern Punct bei dieser Frage hinweisen. Dass überhaupt in der Entwicklung von Mittelpuncten von Landschaften ein Vorwärtsrücken stattfindet, das beweist Augst neben Basel, das beweist der Mittelpunct der Pfalz, welcher von Heidelberg in die Ebene nach Mannheim und Schwetzingen gekommen ist. Und so scheint es mir, dass es gewisse Zeiten gab, wo man auf den Höhen wohnte, wo Herrschersitze auf den Höhen gegeben waren, und dass eine spätere Culturzeit sich auf weiten Ebenen niederlässt; und Jeder der die Gegend von Troja kennt, hat den Eindruck gewonnen, dass auf den Höhen von Balidagh irgend ein Ort lag, der die Ebene beherrschte wie Mykene die Ebene von Argolis, und dass dagegen eine friedlichere Zeit auf den niedereren Höhen von Hissarlik ihren Mittelpunct gefunden hat. Für mich, soweit ich die ältesten Zustände kenne, ist eine griechische oder verwandte Stadt nicht denkbar ohne Akropolis, und wer unbefangen die Ilias liest, dem wird immer die Akra vorschweben; die höchste Erhebung von Hissarlik hat aber nur 110—115′, wo schon die Mauern des Lysimachus auftreten, dann bleibt nach Abzug des Schutts nur eine Erhöhung von 30′ über die grosse weite Ebene, wo die ältesten Zeugnisse einer frühesten Cultur sich finden. Schliemann sagt, er habe Versuche bei Bunarbaschi angestellt, d. h. er hat in den paar Festtagen in der Osterzeit bei Bunarbaschi einige Stiche mit dem Spaten gethan; die einfachen Beschauungen auf Balidagh von Consul Hahn haben zwei interessante Mauerzüge finden lassen, von einer gründlichen Durchsuchung kann dort noch nicht die Rede sein, und in der Tat kam Schliemann mit dem Gedanken in Hissarlik an, Troja zu finden. Er hat eine herrliche Ernte gehalten. Es ist eine schöne Aufgabe ihm nachzugehen. Man hat es mir schwer verdacht, dass ich in seinem Buch die Widersprüche nachgewiesen, und wir Alle

Digitized by Google

können nur bedauern, dass er die obersten griechischen Schichten zerstört hat: es fanden sich unter denselben merkwürdige Zeugnisse für eine thrako-phrygische Bevölkerung, wenn ich so sagen darf, die in ihrem Goldreichtum ganz einzig sind. Aber weder das skäische Thor noch die Burg des Priamos hat Schliemann wiedergefunden; wenn irgend einer es versuchen will, sich das Thor oder den Palast des Priamos aus seinen Aufnahmen zu construieren, so hielte ich das für das grösste Kunststück einer Restauration. Somit sind mit Schliemann grosse Anfänge gegeben, aber die trojanischen Fragen müssen in umfassenderer Weise aufgefasst werden und die Philologen haben eine grosse Aufgabe: wir haben noch keine Geschichte des trojanischen Landes, noch keine Geschichte der Culte, und wer dort war weiss auch welche Bedeutung die Dünen an der Küste gehabt haben. Wir nehmen dankbar, aber prüfend alles hin, aber die philologische Arbeit beginnt jetzt erst, nicht allein in der Weise wie es schon trefflich geschehen ist, indem man den Entwicklungen des homerischen Gedichtes, sondern auch indem man allem für Auffassung der trojanischen Ebene und ihrer Geschichte Wichtigen genau nachgeht.

Prof. Bursian: Nur ganz wenige Worte. Es ist gewissermassen ein Vorwurf gegen die deutschen Archäologen erhoben worden, dass sie gegenüber den Engländern und Franzosen auf die Schliemann'schen Funde mit Vornehmheit herabgesehen oder sie auch nur ignoriert hätten. Ich möchte diesen Vorwurf ganz bestimmt zurückweisen und sagen: man hat so viel Beachtung den Funden geschenkt als sie verdienen. Er hat Reste von verschiedenen Perioden gefunden, die uns eine primitive Kunsttätigkeit zeigen, und dann einige Werke der schönsten Kunst aus der nachalexandrinischen Zeit; man wird nicht behaupten können, dass man die Metope mit dem aufsteigenden Helios unterschätzt habe, und das ist nur von der deutschen Archäologie hervorgehoben worden; aber auch die ältesten Reste sind zu ihrem richtigen Werte geschätzt worden: es sind Zeugnisse einer handwerklichen Kunstübung, die nicht vereinzelt dasteht. Und das ist der grosse Fehler Schliemanns, dass er seine Funde als Spuren einer trojanischen Cultur aufweisen will; aber wenn man in den einfachsten Linearelementen eine tiefe Symbolik sucht, wenn man in jenen Spinnwirteln die höchsten Ideen der vedischen Gottesverehrung finden will, muss man sich doch auf entschiedenen Widerspruch gefasst machen. Die andern Fragen, wie weit diese Entdeckungen für Topographie und Festlegung der Ueberlieferung der Ilias zu gebrauchen sind, sind mir keine mehr, da ist ebensowenig wie in den Schilderungen der Odyssee irgend welche topographische Fixierung möglich, da ich ebensowenig dem Dichter der Ilias wirkliche Anschauung zuschreiben und den troischen Krieg als historisches Factum betrachten kann, als es der Argonautenzug gewesen ist: dass der Dichter der Ilias je das Land seiner Dichtung mit Augen gesehaut habe ist mir bis heute noch nicht erwiesen.

Rector Rieckher: Es wird mir Jeder der sich über die Sache vorher orientiert hat zugeben, dass ich mich möglichst ins Kurze gefasst und von all den Grillen, Schrullen und Schwächen Schliemanns abgesehen habe. Niemand wird mir nachweisen können, dass ich ihm mit dem Skäischen Thor, mit dem Schatz des Priamos das Wort geredet habe: das sind Schwächen, die durch den Bildungsgang des Autodidakten vollkommen entschuldigt sind. Die Sache stellt sich aber nun in Wahrheit so: die Troade zeigt doch deutlich Reste einer alten Stadt; wer nun die Auffassung des troischen Kriegs hat, welche der österreichische Consul Hahn hatte, der an den troischen Krieg nicht mehr glaubte, der hat die Verpflichtung zu erklären, was das für eine Stadt sei; dass sie nicht die Stadt der homerischen Ge-

Digitized by Google

sänge war, darüber ist kein Streit, und ich erlaube mir im Anschluss daran noch zu bemerken: Schliemann fand keine Akropolis, er fand eine Stadt, die er, wenn er es hoch anschlug, mit 5000 Einwohnern dotieren zu können glaubte. Aber was er gefunden, war die Akropolis, und zu deren Füssen dehnte sich die Stadt aus, und ich bin nicht der Erste der das gesagt hat, Professor Keller in Gratz hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Ausgrabungen unterbrochen sind und nicht vollendet, und wir somit nicht wissen was die Grenzen der alten Stadt waren. Hr. Hofrath Stark hat für die ursprüngliche Höhe von Hissarlik nur 30′ übrig behalten; ich habe noch die mathematische Untugend an mir nach seinen eigenen Prämissen immer noch 50—60′ herauszubringen, und die Akropolis von Athen ist nicht viel höher. Dass die Höhe von Balidagh eine weit dominierende ist hat Frick in seinem frisch und lebendig geschriebenen Aufsatz über seine Reise nach der Troade auf eine ganz vortreffliche Weise gezeigt, und das weiss ich vollkommen zu würdigen. Wenn man da durch vollständigere Ausgrabungen noch eine alte Stadt entdeckt, so würde ich der Erste sein der sich belehren lässt; aber dort ist noch nichts gefunden, und auf Hissarlik ist etwas entdeckt, also muss ich mich desswegen bis auf Weiteres für Hissarlik erklären.

Ich habe meinen Vortrag mit einigen Fragezeichen geschlossen; Niemand kann entfernter von der Ansicht sein als ob wir fertig wären, aber während des Kampfes der Meinungen mag von Zeit zu Zeit ein Ruhepunkt gestattet sein, und ich habe mir erlaubt darzustellen und vorzutragen wie weit die Sache mir bis jetzt gediehen zu sein scheint.

Da Niemand die Debatte weiter spinnen will, so dankt der erste Vorsitzende Hrn. Rector Rieckher für seinen Vortrag und die damit gegebene vielfache Anregung und ersucht Hrn. Dr. Gottlob Egelhaaf, Gymnasiallehrer in Heilbronn, seinen Vortrag zu beginnen über „das Charakterbild des Agesilaos bei E. Curtius."

Dr. G. Egelhaaf: Hochansehnliche Versammlung! Der spartanische König Agesilaos II. gehört zu den Persönlichkeiten, über welche das Urteil in der Geschichte zwischen den Extremen sich bewegt hat. In der Schule dürfte kaum eine Persönlichkeit aus der spartanischen Geschichte populärer sein als er. Die unter dem Namen des Xenophon laufende Lobrede auf ihn, und ihr getreues Echo, Cornelius Nepos, erschöpfen sich in Lobsprüchen; ihnen hat es der König zu verdanken, wenn er eigentlich als ein Typus des lakonischen Wesens erscheint. Zu dieser Auffassung berechtigen seine einfache, schlichte Art, seine Enthaltsamkeit gegenüber von körperlichen Genüssen, seine Unbestechlichkeit, seine unzweifelhafte militärische Befähigung, seine Tapferkeit und Ausdauer in Gefahren, gegenüber welchen sein körperliches Gebrechen, die σκέλους πήρωσις, gar nicht aufkommt, sein körniger Witz, sein schneidiger Patriotismus, der freilich bloss die Rücksicht auf das Wohl Spartas kennt, ihm sogar Recht und Billigkeit, sonst hoch von ihm gehaltene Tugenden, unbedenklich unterordnet. Dazu kommen noch Vorzüge die wir sonst bei Spartanern gerade weniger erwarten: seine Gemütlichkeit, seine Liebe zu den Kindern, mit welchen er wohl auf dem Steckenpferd reitet (Plut. cp. 25) und eine verhältnissmässige Menschlichkeit in der Kriegführung. Diesem Bilde gegenüber, das fast bloss Lichtseiten bietet, haben sich freilich auch sehr abweichende Schilderungen

Digitized by Google

geltend gemacht. Schon die Hellenika des Xenophon sprechen sich aus Anlass des Sphodriasprocesses (V, 4, 24 und § 25—33) scharf tadelnd über Agesilaos in einem speciellen Falle aus und Plutarchs Darstellung (die überhaupt zu den besten Schriften dieses Autors gehört) hebt cap. 33 als ἔμφυτα αὐτῷ πάθη hervor seine φιλονεικία καὶ φιλοτιμία, seine Rechthaberei und seine Ehrsucht, in welcher ein starker Nepotismus seine Wurzel hatte; und bei den Neueren vollends lautet, abgesehen von der apologetischen Biographie August Buttmanns (1872), das Urteil abfälliger und abfälliger. Um nur die Hauptnamen zu nennen, so nehmen Grote und Hertzberg eine allmähliche Verschlechterung des Königs an, der aus einem panhellenisch gesinnten Manne allmählich zu einem exclusiven Lakonen verknöchert sei. Wenn diese Beiden wesentlich die politische Seite des Königs ins Auge fassen, so geht Curtius noch einen Schritt weiter: bei ihm ist Agesilaos nicht bloss der Mephistopheles welcher Sparta von einer bösen Tat zur andern treibt, er ist auch persönlich ein fühlloser Mann, der (III^3 191) auf seinem akarnanischen Feldzuge „das Zerstörungswerk mit so empörender Rücksichtslosigkeit betreibt, dass er nicht bloss die Jahresernte vernichtet, sondern auch die Fruchtbäume mit der Wurzel aus der Erde reissen lässt." Ohne nun den Satz anfechten zu wollen, dass Agesilaos' Verhalten in der thebäischen Frage ein für seinen Ruhm bedenkliches, für sein Vaterland unheilvolles gewesen ist; ohne in Abrede zu ziehen, dass er in letzter Instanz die Schlacht von Leuktra verschuldet hat; ohne, mit einem Wort, eine sogenannte „Rettung" zu versuchen, glaube ich doch, dass die Curtius'sche Auffassung des Königs in mannichfacher Hinsicht der Berichtigung bedarf. Auf einzelne solche Puncte hinzuweisen ist der Zweck meines Vortrags; dass mir nichts ferner liegt als eine Verkennung des hohen Verdienstes welches Curtius sich auch um die Kenntniss dieser Periode griechischer Geschichte erworben hat, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Ich beginne mit einem Ereigniss das in die ersten Jahre des Königs fällt und das vielfache Deutung und Missdeutung erfahren hat. Als Agesilaos im Frühling 396 seinen Zug nach Asien antrat, da „wollte er vorher in Aulis opfern, wo Agamemnon bei seiner Fahrt nach Troia geopfert hatte," wie die einfachste Relation, die Xenophons (IV, 3), lautet; allein er ward übel gestört, da boiotische Reiter erschienen, ihm das Opfer verboten und sogar die Opferstücke vom Altar warfen. Diesen Vorgang nennt Curtius (S. 161) „eine abgeschmackte Komödie" und spricht die Vermutung aus „dass Lysandros, als die noch eigentlich massgebende Persönlichkeit im Heere, sie befördert habe, um den König von Sparta und mit ihm das Königtum lächerlich zu machen." Dieser Auffassung möchte ich eine doppelte Erwägung entgegenstellen. War denn die Sache wirklich bloss eine „abgeschmackte Komödie?" An sich hatte die Parallele der Perserkriege mit dem troischen sicherlich nichts Ungewöhnliches; die blosse Tatsache der bekannten äginetischen Bildwerke beweist es, welcher hier diese Parallele eben zu Grunde liegt; man stellte in ihnen zunächst den Kampf zwischen Danaern und Troern dar, aber man meinte den Kampf des eignen Geschlechts gegen die Armada des Xerxes; es ist eine Art Allegorie in der Plastik. Hatte aber der Gedanke an sich nichts Befremdendes, so war auch der Gegensatz des Agesilaos zu Agamemnon in jener Zeit nicht so gross, da Sparta allmächtig in Hellas gebot und die persische Macht durch die Katabasis der 10000 einen moralischen Stoss erlitten hatte. Dass Agesilaos nur 6—8000 Mann bei sich hatte, während Agamemnon über mehr als 100000 verfügt haben sollte, konnte in

Digitized by Google

einer Zeit nicht ins Gewicht fallen wo man vor spartanischen Truppen immer noch den grössten Respect hatte; die Siege des Iphikrates und Epameinondas hatten die Welt noch nicht belehrt dass auch die Spartaner und ihre Bundesgenossen zu Lande besiegbar waren, und Sphakteria bedeutete einmal keinen Sieg iusta acie, und dann war es eine durch Athens gänzliche Niederlage längst ausgewetzte Scharte. Nein! Agesilaos hatte eine Nachahmung Agamemnons nicht zu scheuen, und sie empfahl sich sogar, um für den Kampf gegen Persien grosse nationale Erinnerungen und damit nationale Sympathien wachzurufen. Die andere Einwendung richtet sich gegen die Marionetten-Rolle welche Curtius dem Agesilaos zuschiebt. Ist es wirklich anzunehmen, dass ein Mann von 40 Jahren, der später eine solche Hartköpfigkeit zeigt, sollte wirklich so lenksam gewesen sein, dass er sich zu einer — dann allerdings war sie es! — Komödie hergab, und so thöricht, dass er sich seiner — nach Curtius' — lächerlichen Rolle nicht bewusst geworden wäre? Ich glaube, Agesilaos handelte durchaus nach seinem eigenen Ermessen; und wie wenig er sich in den Hintergrund schieben und als Strohmann behandeln liess, das sollte „der eigentlich massgebende" Lysandros sehr bald bitter empfinden. Ich füge noch hinzu, dass auch Lysandros in Aulis noch nicht den geringsten Grund hatte, auf Agesilaos herabzusehen, dessen Thronbesteigung ja sein Werk war; dass er nach Plut. Lysand. c. 24 erst in Folge jenes in Ephesos erfolgten Conflicts auf Ausführung einer Verfassungsreform zu sinnen anfieng, die ihn allerdings, wie man glaubte, schon früher beschäftigt hatte. So wenig psychologisch mir also der Curtius'sche Standpunct bezüglich des Agesilaos scheint, so wenig oder noch weniger bezüglich des Lysandros; erst als seine Ideen, indirekt durch Agesilaos zu herrschen, gescheitert waren, erst als er an der Fügsamkeit seines αἴτιος verzweifeln musste, konnte er dahin kommen, auch dessen Stellung zu untergraben. In Aulis aber war sein Verhältniss zu dem königlichen Freund, der ihn auf den Schauplatz seiner alten Siege zurückführte, sicherlich noch ein gänzlich ungetrübtes.

Ich gehe zu einem andern, allgemeineren Puncte weiter, den ich in den einleitenden Worten schon kurz berührte: dass Curtius aus Agesilaos einen grausamen Heeresfürsten macht, der eine unerhört barbarische Kriegsführung, wie er sie gegen die Perser gelernt hatte, auch auf die innerhellenischen Kriege übertrug. Ich erwähnte schon dass das Ausreissen der Bäume in Akarnanien von Curtius als etwas besonders Barbarisches, Neues erwähnt wird; und S. 188 ist gesagt: „Agesilaos hauste in der korinthischen Berghalbinsel Peiraion mit wildem Grimme; die Gefangenen wurden zu Sclaven gemacht oder gar ihren Feinden, den Flüchtlingen, zum Tode ausgeliefert." Nun wird hier Niemand anstehen, diese Kriegsweise für eine sehr harte zu erklären; allein was bestritten werden muss ist die Ansicht als ob Agesilaos allein das Verdikt treffe und nicht vielmehr seine ganze Zeit, sein ganzes Volk. Was das Umhauen der Bäume betrifft (Xen. IV 6, 12 ἔκοπτε καὶ ἔκαιε), so hat sich dies der von Curtius so hoch gepriesene Epameinondas ganz ebenso zu Schulden kommen lassen: Xen. VI 5, 30: οἱ Θηβαῖοι, ὅπου στρατοπεδεύοιντο, εὐθὺς ὧν ἔκοπτον δένδρων κατέβαλλον πρὸ τῶν τάξεων ὡς ἐδύναντο πλεῖστα καὶ οὕτως ἐφυλάττοντο. Dass dabei der Zweck der Sicherung des Lagers durch Baumreihen verfolgt wird mindert zwar den barbarischen Eindruck den die Sache zunächst macht etwas, ändert aber an ihren Folgen für ein so zugerichtetes Land nichts; und sicher hätte die Anlegung eines Grabens, was römische Sitte und den Griechen kaum unbekannt war, die nötigen Dienste auch geleistet; und kaum wird sich leugnen lassen, dass die Massregel

Digitized by Google

neben ihrer militärischen Seite auch zur Schädigung Lakoniens dienen sollte. Wass dann die Behandlung der korinthischen Gefangenen angeht, so verschweigt Curtius, dass die welche getödtet wurden zu den σφαγεῖς (Xen. IV 5, 5.) gehörten, zu jenen korinthischen Jakobinern, welche am Feste der Artemis Eukleia planmässig die angesehensten Freunde Spartas und des Friedens gemeuchelt hatten (Xen. IV 4, 3 ff.). Man darf wohl fragen: in welchem Krieg, auch der modernen Zeit, würden solche Leute verschont worden sein? Dass die andern Alle verkauft wurden erklärt sich teilweise daraus dass ohne Zweifel Viele Hirtensclaven waren (V 1: πάντα τὰ βοσκήματα; der Korinther waren dort in Sicherheit gebracht), teilweise aus der Erbitterung mit welcher dieser ganze Krieg geführt wurde; dass Agesilaos selbst gegenüber von Feinden, welche seinen Siegeslauf in Asien so jäh unterbrochen hatten, wenig zur Milde disponiert war, wird man zwar nicht löblich, aber doch erklärlich finden müssen. Dass Agesilaos sonst nichts weniger als zur Grausamkeit neigte, beweisen die Nachrichten bei Pseudoxenophon im „Agesilaos" I 21, die zu bezweifeln kein Grund vorliegt, dass er nämlich befahl, die Gefangenen im Perserkrieg μὴ ὡς ἀδίκους τιμωρεῖσθαι, ἀλλ' ὡς ἀνθρώπους ὄντας φυλάσσειν, und dass er die von den Sclavenhändlern an den Wegen verlassenen kleinen Kinder vor Wölfen und Hunden retten liess und sie älteren Gefangenen zur Verpflegung übergab, was bei einem Spartiaten, dem die Aussetzung von Kindern nichts Ungewontes war, doppelt ins Gewicht fällt. Auch in den Hellenika finden sich noch Züge solcher Menschlichkeit. Im Jahr 377 wollten in Thespiai οἱ φάσκοντες λακωνίζειν ihre Gegner tödten; Agesilaos aber gab das nicht zu, sondern versöhnte beide Parteien, Xen. V 4, 55. Dies wird von Curtius S. 278 einfach übergangen. Dann, nach der Schlacht bei Leuktra, rückt Agesilaos in dem arkadischen Städtchen Eutaia ein, dessen wehrfähige Mannschaft zum arkadischen Aufgebot gestossen war; er tat aber den Greisen, Weibern und Kindern nichts zu Leide, liess keine Plünderung vornehmen, gab alles etwa doch Geraubte zurück und begnügte sich den Ort zu einem spartanischen Waffenplatz zu machen; ἐπυκοδόμει τὸ τεῖχος αὐτῶν ὅσα ἐδεῖτο. (Xen. VI 5, 12). Curtius verschweigt wieder die Tatsache dass von den Eutaeern οἱ ἐν τῇ στρατευσίμῳ ἡλικίᾳ abgerückt waren; ja er sagt ungefähr das Gegenteil (S. 325—326): „Die Einwohner waren, wie es scheint, noch nicht nach Megalopolis übergesiedelt," was doch auf eine Art Neutralität deuten soll; und er sieht als Motiv nur spartanische Selbstsucht: „Die Eutäer sollten erkennen wie wenig sie Sparta in ihrer Selbständigkeit kränken wolle." Es liesse sich noch darüber streiten ob Aussicht war, die Eutäer damit vom arkadischen Gemeinwesen zu trennen, dem sie sich bereits zur Verfügung gestellt hatten; allein selbst wenn politische Erwägungen in beiden Fällen, bei Thespiai und bei Eutaea, in erster Linie den Agesilaos bestimmten, so war es trotzdem auch vom menschlichen Standpunkt ein Verdienst, dass er die blutige Bahn verliess, in welcher sich die Hellenen in ihren inneren Kriegen, im peloponnesischen wie im korinthischen, seither fast immer bewegt hatten. Zum Mindesten scheint es nicht gerechtfertigt, den Agesilaos rücksichtlich seiner Kriegsführung als unter dem humanitären Durchschnitt seiner Zeit stehend zu betrachten.

Ich komme zum wichtigsten Punct, zur Beurteilung der Politik des Agesilaos überhaupt. Oben ist gesagt worden, dass er bei Curtius geradezu als der Mephisto seiner Vaterstadt erscheint; die Wahrheit dieses Ausspruchs wird aus der Anführung folgender Sätze erhellen. Agesilaos war ein Parteigänger des engherzigsten Lakonismus geworden und hatte keinen andern Gedanken, als den Frieden in diesem Sinne auszubeuten;

Digitized by Google

und dabei war es ihm nicht um das Vaterland, auch nicht um die Vaterstadt zunächst zu tun, sondern um seine eigene Person; persönliche Eitelkeit, wie sie körperlich Missgestalteten oft in besonderer Stärke eigen ist, war die Triebfeder seiner Anschläge; er hatte keinen andern Ehrgeiz als diejenigen seine Macht fühlen zu lassen welche ihn mit Geringschätzung behandelt hatten (S. 228). Der Angriff auf Mantineia, gibt Curtius S. 231 zu verstehen, ward teilweise unternommen weil die Stadt beim Durchmarsch des Agesilaos schlechte Gesinnung gezeigt hatte (vgl. Hell. IV 5, 18); wenn der König trotzdem das Heer nicht gegen die Stadt führte, so war seine Angabe dass sein Vater Archidamos von Mantineia im dritten messenischen Krieg lebhaft unterstützt worden sei, blosse Ausflucht; sein Hauptgrund war wahrscheinlich der dass er seinen Amtsgenossen Agesipolis kränken und ihm schaden wollte; denn Agesipolis konnte den Auftrag nur widerwillig übernehmen, wegen seiner politischen Grundsätze (über sie vgl. S. 227) und weil ihm etliche Führer der Mantineer vom Vater her befreundet waren (S. 231). Recht im Gegensatze zu Agesilaos verschonte er dann die 600 Demokraten auf Fürbitte seines verbannten Vaters Pausanias (Xen. Hell. V 2, 6 hat ἐξήκοντα οὐσι), ja er stellte sogar seine Krieger an beiden Seiten der Heerstrasse auf, um die Ausziehenden gegen die Rachsucht ihrer eigenen Mitbürger in Schutz zu nehmen (S. 232). Auch in der phliasischen Frage ist er der böse Geist der nicht ruht bis es zur bewaffneten Intervention kommt; wenn die zurückgeführten φυγάδες der Stadt bei der gerichtlichen Feststellung der Besitztitel mit dem Stadtgericht von Phlius nicht zufrieden sind, sondern ein ἴσον δικαστήριον fordern, so war diese Forderung so sehr im Sinne des Agesilaos; dass wir wohl voraussetzen können, sie sei von ihm angeregt (S. 295). In der thebäischen Frage vollends wälzt Curtius alle Verantwortlichkeit auf Agesilaos (S. 242), dessen Hass gegen Theben bekannt ist und auf den als den eigentlichen Urheber des Gewaltstreichs welchen Phöbidas gegen diesen Staat ausführte S. 241 f. hingewiesen ist.

Wir haben schon oben zugegeben, dass allerdings die Schuld des Agesilaos rücksichtlich der Verwicklung mit Theben (von seinem Verhalten im Sphodriasprocess ganz zu geschweigen) eine unbestrittene und um so schwerere ist als die Besetzung der Kadmeia sich weder vom Standpunkt der Sittlichkeit noch der politischen Klugheit rechtfertigen lässt; eine so schnöde Vergewaltigung einer Stadt mit welcher Sparta officiell in Freundschaft lebte und die noch nie seiner Hegemonie juridisch so wie die peloponnesischen Staaten unterstellt gewesen war, musste sich über kurz oder lang schwer rächen. Dass aber Agesilaos eigentlich den Handstreich geplant und Phoibidas nur ihn ausgeführt hat, spricht schon Plut. Ages. c. 24 deutlich aus: ἦν μὲν εὐθὺς ὑπόνοια, Φοιβίδου μὲν ἔργον εἶναι, βούλευμα δὲ Ἀγησιλάου, . . αἱ δὲ ὕστεραι πράξεις ὁμολογουμένην ἐποίησαν τὴν αἰτίαν· Denn Agesilaos πόλεμον ἐξήνεγκε gegen die Thebäer, als sie sich wieder befreit hatten. Allein wenn nun Curtius von diesem hellen Punkte aus alle dunkleren Partieen beleuchten und Agesilaos überall zum alleinigen Hauptsünder stempeln will, so geht er unzweifelhaft über die zulässige Linie erheblich hinaus. Kein Richter würde es billigen, wenn der Staatsanwalt folgendermassen argumentieren wollte: es liegen mehrere Vergehen vor, die eine gewisse Aehnlichkeit unter einander haben; weil nun der Angeklagte in einem Falle überwiesen ist, so sind ihm auch alle anderen ohne Weiteres zur Last zu legen. Die Gleichartigkeit des thebäischen Falles mit dem mantineischen und phliasischen ist übrigens nicht einmal eine absolute; denn Curtius übersieht eben, dass Agesilaos bei

Digitized by Google

seinem notorischen Hasse gegen die Thebäer diesem gegenüber etwas billigen, ja planen konnte, was ihm gegenüber von andern Staaten möglicher Weise sehr fern lag. Wir müssen offenbar um so vorsichtiger in unseren Combinationen sein, je mangelhafter unsere Quellen sind, während Curtius den Grundsatz befolgt, dass wir unseren Quellen durch Hypothesen nachhelfen dürfen, wenn dieselben nur einigermassen wahrscheinlich klingen. Dass er bei diesem Streben sich bis zur Vergewaltigung der Quellen hat fortreissen lassen, lehrt besonders die Geschichte des einen Falls der hier in Betracht kommt, des mantineischen Krieges. Dieser ist uns am genausten bei Xenophon (Hell. V 2, 1—7) erzählt, dessen Glaubwürdigkeit gerade hier durch kein Indicium in Frage gestellt wird. Dort fehlt jede Hindeutung darauf dass Agesilaos eigentlich den Feldzug herbeigeführt habe; er erscheint als Werk der Lakedämonier überhaupt, welche alle Bundesgenossen strafen wollten, die im korinthischen Kriege τοῖς πολεμίοις εὐμενέστεροι ἦσαν ἢ τῇ Λακεδαίμονι. Ich vermag nicht einzusehen, warum nicht eine solche Erbitterung im Volk gegen Mantineia geherrscht haben soll, dass die Regierung zum Kriege gedrängt wurde, auch ohne dass Agesilaos dabei irgendwie, antreibend oder abwehrend, sich beteiligte. Ja die Tatsache dass Agesilaos das Commando ablehnte spricht eben für seine Neutralität in dieser Sache; dass Curtius seine Ablehnungsgründe für blosse Vorwände ansieht erscheint mir willkürlich, dass er als Hauptmotiv eine Chikane gegen Agesilaos annimmt, noch weit willkürlicher, ja nach dem was Xenophon V 3, 20 über das gute persönliche Verhältniss der Könige sagt geradezu unglaublich. Curtius hat überhaupt ebensoviel Sympathie für Agesipolis wie er gegen Agesilaos voreingenommen ist. Nach ihm lässt Agesilaos nach dem Fall Mantineia's seine Krieger Spalier bilden, um die Demokraten vor ihren Mitbürgern zu sichern. Xen. V 2, 6 erzählt aber: „Sein Vater erwirkte den 60 Demokraten sichern Abzug: καὶ ἀμφοτέρωθεν μὲν τῆς ὁδοῦ ἀρξάμενοι ἀπὸ τῶν πυλῶν ἔχοντες τὰ δόρατα οἱ Λακεδαιμόνιοι ἔσταν, θεώμενοι τοὺς ἐξιόντας· καὶ μισοῦντες αὐτοὺς ὅμως ἀπείχοντο αὐτῶν ῥᾷον ἢ οἱ βέλτιστοι τῶν Μαντινέων. καὶ τοῦτο μὲν εἰρήσθω μέγα τεκμήριον πειθαρχίας. Wenn aus diesen Worten etwas anderes herausgelesen werden soll als zunächst darin steht, nämlich mehr als ein Beweis für die lakonische Disciplin, und etwa für das ehrenfeste Wesen des Agesipolis, so liegt darin gewiss eher eine Verschärfung der Strafe, dass nämlich die Verbannten gewissermassen moralisch Spiessruthen laufen mussten, als eine Andeutung von einer Massregel zu ihrem Schutze; dass eine solche noch besonders nötig war ist auch nirgends gesagt.

Auch bei der Belagerung von Phlius fehlt jeder Beweis, dass Agesilaos die Restituierten aufhetzte: Xen. V 3, 13 sagt nur: ἦν δὲ οὐ τῷ Ἀγησιλάῳ ἀχθομένῳ ταῦτα (der Krieg). καὶ γὰρ τῷ μὲν πατρὶ αὐτοῦ Ἀρχιδάμῳ ξένοι ἦσαν οἱ περὶ Ποδάνεμον (Führer der Restituierten), ἑαυτῷ δὲ οἱ ἀμφὶ Προκλέα τὸν Ἱππονίκου. Ob daraus dass er seine Gastfreunde unterstützte und Phlius völlig niederwarf, gefolgert werden darf, dass er die (ohnehin gewiss erbitterten) φυγάδες noch zu ihrem Interventionsgesuch in Sparta „anregte" (S. 245), das ist mir mehr als zweifelhaft.

Wenn indessen Agesilaos auch in beiden Fällen eine wichtigere, activere Rolle gespielt hätte als er, namentlich gegenüber von Mantineia, nach unsern Quellen gespielt hat, so stehe ich nicht an zu sagen, dass ich auch dann in das allgemeine Verdammungsurteil über diese Politik nur mit wesentlichen Einschränkungen einstimmen könnte. Den Mantineern gegenüber war meines Dafürhaltens Sparta vollkommen zu strafendem Vorgehen

Digitized by Google

berechtigt. Es unterliegt auch nach Curtius keinem Zweifel dass die Stadt im korinthischen Krieg sich zu Argos hingeneigt, dass sie über die Niederlage der Amyklüer grosse Freude gezeigt hatte (Hell. IV 5, 18), und es ist somit wohl glaublich dass sie ihr vertragsmässiges Contingent bald gar nicht, bald nicht vollzählig gestellt hatte (Xen. Hell. V 2, 2). Dass Sparta verpflichtet gewesen sein sollte, diese Vertragsbrüchigkeit ungeahndet zu lassen, kann ich nicht zugeben; denn, wie Busolt gezeigt hat, wurde durch den Antalkidasfrieden neues Recht nicht in dem Sinn geschaffen, dass auch Symmachien autonomer Staaten dadurch aufgelöst wurden. Sparta blieb Vorort seines Bundes, weil dessen Glieder Teil an der Souveränetät hatten, und hatte als Vorort gewiss ein ius coercendi gegenüber von lässigen Gliedern. Dass es nun aber den Bogen überspannte und Mantineia in 4 oder 5 Gemeinden auflöste, das war freilich ein Unrecht, das nicht zu entschuldigen ist. Auch in dem phliasischen Falle wissen wir durchaus nicht, ob die Restituirten nicht wirklich Grund hatten, mit ihrem Stadtgericht unzufrieden zu sein; gegen die Natur der Verhältnisse läuft die Annahme sicherlich nicht, dass die zeitigen Besitzer den Vertriebenen ihr Gut nicht oder nicht voll zurückgeben wollten; und aus Hell. V 3, 10 scheint hervorzugehen, dass die Demokraten sich Sparta gegenüber sicher fühlten, weil dasselbe in den olynthischen Krieg verwickelt war (ἡ πόλις νομίζουσα ἔξω ὄντος τοῦ Ἀγησιπόλιδος οὐκ ἂν ἐξελθεῖν ἐπ' αὐτοὺς Ἀγησίλαον, οὐδ' ἂν γενέσθαι ὥστε ἅμα ἀμφοτέρους τοὺς βασιλέας ἔξω Σπάρτης εἶναι).

Aber auch die Annahme dass Agesipolis seinem Collegen in allen diesen Fragen eine entschiedene und principielle Opposition gemacht habe, scheint mir nicht völlig so gesichert wie Curtius S. 217—229 annimmt. Er stützt sich für seine Ansicht hauptsächlich auf Hell. V 3, 20: „Ἀγησίλαος . . . οὐχ ἧττις ἂν ἥετο ἐφήσθη ὡς ἀντιπάλῳ" (über den Tod des Agesipolis), und besonders auf Diodor XV 19. Dort heisst es: „Zu dieser Zeit (als der Krieg gegen Olynthos in Frage kam) waren die Standpuncte (αἱρέσεις) der spartanischen Könige verschieden. Ἀγησίπολις μὲν γάρ, εἰρηνικὸς ὢν καὶ δίκαιος, ἔτι δὲ καὶ συνέσει διαφέρων, ἔφη δεῖν ἐμμένειν τοῖς ὅρκοις καὶ παρὰ τὰς κοινὰς ξυνθήκας μὴ καταδουλοῦσθαι τοὺς Ἕλληνας· ἀδοξεῖν γὰρ ἀπεφήνατο τὴν Σπάρτην, τοῖς μὲν Πέρσαις ἐκδότους πεποιημένην τοὺς κατὰ τὴν Ἀσίαν Ἕλληνας, αὐτὴν δὲ σκευαζομένην τὰς κατὰ τὴν Ἑλλάδα πόλεις [ἂς] ἐν ταῖς κοιναῖς συνθήκαις ὤμοσαν τηρήσειν αὐτονόμους. ὁ δ' Ἀγησίλαος, ὢν φύσει δραστικός, φιλοπόλεμος ἦν καὶ τῆς τῶν Ἑλλήνων δυναστείας ἀντείχετο." Diese Stelle beweist allerdings, dass die Ansichten der beiden Könige sich haarscharf von einander schieden in der olynthischen Frage, und dass hievon ausgehend auch eine principielle Differenz sich zwischen beiden herausbildete. Aber sollte Curtius wirklich berechtigt sein, diese Differenz auch auf die Fälle mit Mantineia und Phlius zu erstrecken? Darf man die Worte, „um diese Zeit waren die Standpuncte der spartanischen Könige verschieden" so allgemein auslegen? Ich habe den Eindruck dass die Dinge denn doch anders liegen. Die Energie mit welcher Agesipolis gegen Mantineia einschritt und welche Curtius in seiner Darstellung, wie wir gesehen haben, vergeblich abzuschwächen sucht, scheint mir zu beweisen, dass für Agesipolis wie für Agesilaos es ein politisches Dogma war, dass die alte, wolbewährte peloponnesische Symmachie, dieses solideste Product hellenischer Staatsbildung, unter keinen Umständen zerbröckeln durfte, dass also alle Secessionsversuche hintertrieben werden mussten. Allein sein Programm enthielt neben dem positiven Punct, der Erhaltung der peloponnesischen Symmachie, auch einen negativen: er widerstrebte

Digitized by Google

den Wünschen des Agesilaos, die spartanische Oberherrlichkeit auch auf das übrige Hellas auszudehnen, speciell über Olynthos und Theben, vollends mit solchen Mitteln, wie dies Agesilaos gegenüber von letzterem Staate für gut fand. Er wollte festhalten an den natürlichen Grenzen des Bundes, die zugleich historische waren; Agesilaos glaubte weiter gehen zu sollen, und das ward das Verderben seines Staates, wie der Schiffbruch seiner eigenen Politik. Wie sich Agesipolis in der phliasischen Frage verhielt, die ja weit delikater war als die einfache mantineische, das wissen wir nicht genau; überdies war er ja abwesend, als hier der Kampf losbrach. Ebensowenig können wir sagen, was ihn dazu bewog, selbst das Heer gegen Olynthos anzuführen, obwohl er gegen den Krieg gewesen war. Es ist möglich dass der überwiegende Einfluss seines Collegen ihn in die Rolle drängte, welche Curtius ihm schon vor Mantineia zuweist, in die des widerwilligen Vollstreckers fremder Entwürfe; es ist aber ebenso möglich, und bei seinem persönlichen guten Einvernehmen mit Agesilaos wahrscheinlich, dass er sich die Ausführung des Kriegsplanes ohne Bruch mit seinem Collegen übertragen liess, um, nachdem seine Politik in der Kriegsfrage selbst unterlegen war, sie in der Führung des Krieges und bei Feststellung des Friedens nach Tunlichkeit zur Geltung zu bringen. Allein sein früher Tod setzte seiner ganzen Wirksamkeit ein jähes Ziel; und nun konnte Agesilaos, dessen Einfluss den des Kleombrotos weit überwog, Olynth zum Eintritt in die spartanische Symmachie zwingen und seinem Ziel nach der δυναστεία τῶν Ἑλλήνων immer entschiedener nachstreben. Aber die Saat die er ausstreute, sie reifte nur zum Verderben seines eigenen Werkes; bald erfolgte die Befreiung von Theben und die Katastrophe von Leuktra, durch welche Sparta nicht bloss seine hellenische, sondern auch seine peloponnesische Stellung einbüsste. Es ward geworfen nicht bloss aus der Position die ihm Agesilaos, sondern auch der die ihm, sehe ich recht, Agesipolis angewiesen hatte; und Angesichts dieser Dinge sieht sich selbst der Lakonizont Xenophon zu dem Ausruf gedrungen: dass diese Katastrophe den Satz bestätige ὡς θεοὶ οὔτε τῶν ἀσεβούντων οὔτε τῶν ἀνόσια ποιούντων ἀμελοῦσιν.

Da keines der Mitglieder über den Gegenstand zu sprechen wünscht, so erklärt der erste Präsident, nachdem er die Tagesordnung für den folgenden Tag verkündigt, die Sitzung für geschlossen (12½ Uhr).

Vierte allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 28. Sept. 1876. Beginn 10¼ Uhr.

Nach Erledigung von einigem Geschäftlichen hält zuerst Gymnasialdirector Dr. Biehl aus Innsbruck seinen Vortrag über die Materie nach dem Platonischen Timaeus.

Dr. Biehl: Der Platonischen Philosophie ist von jeher das herbe Geschick vielfacher Deutung in besonders hohem Grade zu Teil geworden. Erst in neuerer Zeit glaubte man durch die eingehendsten Studien der Platonischen Werke selbst, sowie namentlich durch eine allseitige Benutzung der kritisch festgestellten Berichte des Aristoteles über die Platonische Lehre, eine sichere Basis zu einer endgültigen Deutung der Platonischen Philosophie gewonnen zu haben. Doch dieser Glaube war eitel. Denn erst in der jüngsten

Digitized by Google

Zeit sind diese für so sicher gehaltenen Resultate hauptsächlich durch die Schriften Teichmüllers vielfach tief erschüttert, und es ist sogar der Homerischen Frage eine Platonische zur Seite gestellt worden.[1]) Dieser traurige Zustand, in welchem sich das Verständnis der Platonischen Lehre befindet, muss den Verehrer Platons, ja jeden Freund des Altertums, auf das Tiefste verletzen. Zunächst wollte ich nun in diesem Vortrag auf diesen Uebelstand und auf die Notwendigkeit einer baldigen und gründlichen Abhilfe desselben hinweisen, zugleich aber einen kleinen Versuch geben, einen der wichtigsten Grundbegriffe der Platonischen Philosophie, nämlich die Materie, in kurzen Zügen klar zu legen, ohne jedoch irgend welche persönliche Polemik einzuflechten.

Sowohl aus andern Schriften des Platon wie namentlich aus seinem Timaeus ersieht man, dass Platon in erkenntnistheoretischer Beziehung, ferne von jedem skeptischen Anflug, unerschütterlich festhält an dem Glauben, dass die menschliche Erkenntniskraft derart beschaffen sei, dass sie das Seiende erfassen könne, und dass daher von einer etwaigen wesentlichen Verschiedenheit der menschlichen Auffassungsweisen ohne Weiteres auf die Verschiedenheit des Seienden gefolgert werden dürfe.[2]) Und da er nun die Auffassungsweise der sinnlichen Wahrnehmung von der Auffassung durch das begriffliche Denken als wesentlich verschieden erkannt hatte, so mussten ihm auch die denselben entsprechenden Objecte als wesentlich verschieden gelten. Demgemäss unterscheidet er denn auch unter den Objecten das immer Seiende von dem immer Werdenden, das ὂν ἀεί von dem γιγνόμενον ἀεί[3]); von denen das letztere durch die sinnliche Wahrnehmung, das erstere nur durch das begriffliche Denken erfasst werde.[4]) Soweit steht Platon mit seiner Erkenntnistheorie ganz auf dem Sokratischen Standpuncte. Da jedoch Platon in dem sinnlich erscheinenden Sein das begriffliche Sein nirgends vollständig verwirklicht glaubte, so gieng er über den Sokratischen Standpunct, nach welchem das begriffliche Sein seine Wirklichkeit nur in den erscheinenden Dingen habe, hinaus, und verlieh dem begrifflichen Sein Wirklichkeit, getrennt und ausser dem erscheinenden oder sinnlichen Sein. Diese Auffassung der Platonischen Ideenlehre und ihres Ursprunges steht sowohl durch die Schriften des Platon selbst, wie durch die meisterhaft klare und bündige Ueberlieferung des Aristoteles[5]) so fest, dass, mag diese Ansicht des Platon noch so sonderbar erscheinen, und mag er sich auch durch dieselbe in die ärgsten Widersprüche verwickeln, an derselben nicht gerüttelt werden darf. Hatte aber nun Platon einmal dem begrifflichen Sein, also den Gattungen und Arten, Dasein und Wirklichkeit neben und über dem sinnlich Erscheinenden verliehen und ersteres als das eigentlich und wahrhaft Seiende erklärt, so blieb ihm hinsichtlich des einzelnen sinnlichen Seins nichts Anderes übrig, als dasselbe entweder mit Parmenides für blossen Schein zu erklären, oder es als unvollkommenes, nach Raum und Zeit zerteiltes Sein zu betrachten. Und letzteres tat Platon, indem er nach der Aristotelischen Darstellung sich durch das Studium der Heraklitischen Philosophie die Ueberzeugung von dem ewigen Flusse der sinnlichen Dinge angeeignet hatte.[6]) Da nun aber Platon der Welt der Erscheinungen und des Werdenden nicht alle Wirklichkeit absprach, so musste er sich notwendig veranlasst sehen, dieselbe irgendwie zu erklären

1) Die Platonische Frage. Eine Streitschrift gegen Zeller, von Gustav Teichmüller. Gotha 1876.
2) Tim. 51 D. Rep. 477 ff. 3) Tim. 27 D. 4) Tim. 28 A. 5) Metaph. lib. I cap. 6 u. lib. XIII, cap. 4. 6) Aristot. 987ª 32; 1078ᵇ 12.

Digitized by Google

und zu begründen. Hier musste nun vor Allem der Begriff des Werdens selbst erklärt und denkbar gemacht werden. Denn gerade die vermeintliche Undenkbarkeit dieses Begriffes hatte viele seiner Vorgänger dahin geführt, die Objectivität des Werdens überhaupt zu leugnen. Indem aber Platon mit dem ganzen Altertum festhielt an dem Satze, dass aus Nichts Nichts werde, so konnte ihm das Werdende nur dasjenige sein, was aus dem noch nicht Seienden in das Seiende übergeht, und das Werden selbst, als Act abstract gedacht, musste ihm daher dieser Uebergang selbst sein. Diesem Begriffe gemäss sind also bei dem Werden folgende notwendige Puncte zu unterscheiden: 1) etwas was in das Sein übergeht, 2) das in welches der Uebergang geschieht, und 3) der Uebergang selbst. Betrachten wir nun den ersten Punct näher, so kann dasjenige, was in das Sein übergeht, entweder ein solches sein, welches schon irgend welche Bestimmtheit hat und bloss seine Bestimmtheit mit einer andern vertauscht, oder es ist ein solches, welches überhaupt noch gar keine Bestimmtheit hat und erst durch das Werden die erste ursprüngliche Bestimmtheit erlangt. Und ein solches absolut Unbestimmtes muss nach der Ueberzeugung des Platon als den s. g. Elementen, d. h. demjenigen was als das erste bestimmte Seiende gilt, zu Grunde liegend angenommen werden[1]), gesetzt auch dass dieses absolut Unbestimmte als solches für sich in seiner Unbestimmtheit nie wirklich existiert hat, sondern immer mit irgend einer elementaren Form behaftet gewesen sein muss. Letzteres lehrt bekanntlich Aristoteles ausdrücklich[2]), und wirft dem Platon, sich an den Wortlaut der Darstellung im Timaeus haltend, vor, dass derselbe eine vorweltliche selbständige Existenz seines unbestimmten, allem bestimmten Sein zu Grunde liegenden Substrates gelehrt habe. Dass dieses aber unmöglich die Ansicht Platons gewesen sein kann, geht auf das Bestimmteste daraus hervor, dass nach Platon die Entstehung der sinnlichen Welt ihren Grund nur in der Güte[3]) des mit der Idee des Guten ohne Zweifel zusammenfallenden Weltbildners hat, diese Güte aber, als der Gottheit wesentlich, ihre Wirksamkeit in der Weltbildung von Ewigkeit an geäussert haben muss. Von einem Weltanfang in der Zeit kann also bei Platon nicht die Rede sein, die Welt ist ihm so ewig wie die Gottheit selbst. Dieses absolut Unbestimmte nun, welches allem bestimmten Sein zu Grunde gelegt werden muss, konnte natürlich Platon nicht anders als negativ oder eben als unbestimmte Grundlage alles bestimmten körperlichen Seins bestimmen. Er nennt es daher ἄμορφον, gestaltlos[4]), und da nur irgendwie bestimmtes Sein vorgestellt oder gedacht werden kann, so nennt er es unsichtbar und überhaupt unwahrnehmbar und undenkbar und behauptet von ihm, es sei nur durch ein uneigentliches Denken erfassbar[5]), was sicherlich nur heissen kann, es könne nicht durch einen bestimmten Begriff gedacht, sondern nur durch Analogie einigermassen denkbar gemacht werden. Er nennt es ferner das alle Körper und alles Werden in sich Aufnehmende[6]), das woraus Alles gebildet werde, und bildlich auch die Mutter und Amme des Werdens.[7]) Merkwürdiger Weise aber gebraucht Platon für sein unbestimmtes Substrat niemals im Timaeus den Ausdruck ὕλη, wohl aber öfter den Ausdruck χώρα, Raum[8]), und dieses hauptsächlich hat Anlass zu einem bis in die neueste Zeit fortdauernden Streit unter den Erklärern Platons gegeben, indem die Einen unter dem körperlichen Substrate des Platon einen körperlichen Stoff, die Andern

1) Tim. 48 A. 50 E. 2) Aristot. de gen. et int. 329ᵃ 25ᵃ 13. Phys. 204ᵇ 32. 3) Tim. 29 E. 4) Tim. 50 E. 5) Tim. 51 A, 52 B. 6) Tim. 49 A, 51 A, 53 A. 7) Tim. 51 A, 52 D, 49 A. 8) Tim. 52 A, D.

Digitized by Google

den blossen leeren Raum verstehen. Ich vermag mir nur die erstere Ansicht anzueignen und will in Folgendem nur kurz einige der hauptsächlichsten Gründe dafür geltend machen. Platon teilt seinem ursprünglichen Substrate alles bestimmten Stoffes an mehreren Stellen vor der Weltbildung eine ungeordnete Bewegung zu.[1]) Nun ist allerdings diese Darstellung insofern mythisch als, wie wir schon früher gesehen haben, unbedingt nicht angenommen werden kann, dass dieses Substrat vor der Weltbildung auch nur einen Moment für sich bestanden habe. Allein so viel geht doch aus dieser Darstellung hervor, dass nach der Ansicht des Platon es wenigstens in der Natur dieses Substrats gelegen haben muss bewegt zu werden. Und hatte dasselbe für Platon diese Eigenschaft, so konnte er es unmöglich als leeren Raum fassen, es musste ihm eine physische Masse sein; denn die Möglichkeit bewegt zu werden ist nach Platon wie Aristoteles das wesentliche Merkmal der materiellen im Unterschiede von den mathematischen Körpern.

Ferner erwäge man Folgendes. Platon schrieb bekanntlich nur seinen Ideen ein wahrhaftes Sein zu, die sinnliche Welt jedoch betrachtete er nicht als blossen Schein, sondern als Erscheinung, deren Sein nur durch die Teilnahme an dem eigentlich Seienden möglich sei. Da aber die Ideen unmöglich aus ihrem Ansich heraustreten[2]) und selbst als solche die Form der Endlichkeit annehmen können, so konnte ihm diese Teilnahme der sinnlichen Dinge an den Ideen in nichts Anderem bestehen, als dass sie Abbilder der Ideen, dass sie den Ideen nachgebildet seien. Ein Bild als solches aber bedarf, wie dieses Platon ausdrücklich bemerkt[3]), eines Substrates, woran es seinen Halt hat. Diesen Halt kann aber keinesfalls der leere Raum gewähren. Da nun weiter dieses Substrat nach Platon blosse passive Potenz, die blosse Möglichkeit ist, dass aus ihm durch äusserliche geometrische Begrenzung bestimmte Körper gebildet werden, so bedarf es eines Bildners, welcher auf die Ideen, als die einzigen wahren Bestimmtheiten, schauend die verschiedenen Formen in dasselbe einbildet.[4]) Die Annahme eines Weltbildners ist dem Platon vollkommen Ernst, denn er hatte bei seiner Auffassung der Ideen und der Materie keinen andern Ausweg, die Welt der Erscheinung zu erklären. Nun hatte aber nach Platon der Weltbildner keinen andern Grund zur Weltbildung als seine ihm inwohnende Güte.[5]) Vermöge derselben musste er aber überall das Gute wollen. Es musste also irgendwie noch etwas sein, was als solches des Guten nicht teilhaftig war, d. h. es musste noch ungeordnetes, unbestimmtes Sein geben, welches die Güte des Weltbildners bewegen musste, dasselbe zu ordnen und zu bestimmen. Und ein solches ungeordnete, unbestimmte Sein konnte Platon unmöglich als blossen leeren Raum betrachten.

Diejenigen, welche das Platonische Substrat aller bestimmten Körper als leeren Raum deuten, haben allerdings einen bedeutenden Gewährsmann an Aristoteles.[6]) Allein gerade hier dürfte wohl auf dieses Zeugnis nicht so viel Gewicht zu legen sein. Denn es ist bekannt, dass Aristoteles die vielfach mythische Darstellung des Timaeus durch sein Festhalten am blossen Ausdrucke misverstanden, und dass dieses bei der Auffassung des Platonischen Substrates um so eher möglich war als Aristoteles, festhaltend an der Darstellung des Timaeus, dass die χώρα vor der Weltbildung gewesen sei, sich das Sein eines solchen absolut formlosen Stoffes bekanntlich nicht denken konnte, und dasselbe ihm daher gleich dem Nichts oder dem leeren Raum erscheinen musste.

1) Tim. 30 A; 48 A. 2) Tim. 52 A. 3) Tim. 52 C. 4) Tim. cap. 6. 5) Tim. 29 E. 6) Phys. 209^b 11.

Digitized by Google

Und wenn man schliesslich daraus, dass Platon die Körper erst aus den Figuren durch die mathematische Begrenzung entstehen lasse, folgern will, dass das so Begrenzte nur der leere Raum sein könne, so könnte man auch auf dieselbe Weise folgern, dass Demokritos, da ihm seine Atome sich eigentlich nur durch die äussere Form der Begrenzung unterscheiden, seinen Atomen jede Materialität abgesprochen wissen wollte, was wohl Niemand behaupten wird. Gerade ebenso wie Demokrit den Unterschied seiner Atome nur in der Verschiedenheit der äusseren Gestaltung erblickte, und darum seine Naturlehre eine rein mechanische war, ebenso lässt auch Platon die Bestimmtheiten und die Unterschiede der Körper durch nichts Anderes entstehen, als durch die Annahme der verschiedenen äusseren Begrenzung. Darum kennt auch er keine andere gegenseitige Wirkung der Körper auf einander als die durch die äussere Formen bedingte mechanische. Man denke nur an seine Lehre über kalt, warm u. s. w.[1]) und an seine Theorie der Wahrnehmung.[2])

Schon aus diesen wenigen Gründen ist wohl hinlänglich ersichtlich dass Platon unter seinem Substrate der Sinnenwelt nur einen körperlichen Stoff verstanden haben kann.

Nun ist allerdings das Platonische Substrat nicht als solches zu fassen, aus dem die Dinge geworden sind, oder was zu den Dingen wird. Ein solches Substrat ist die Materie des Aristoteles. Aristoteles strebte, obgleich vergebens, den Dualismus zwischen Stoff und Form aufzuheben, indem er Stoff und Form als in ihrem Wesen identisch betrachtete, indem der Stoff die Möglichkeit sei desjenigen dessen Wirklichkeit die Form sei.[3]) Die Materie ist dem Aristoteles nicht mehr bloss passive Potenz, sondern sie hat ein natürliches Verlangen nach der Form. Teichmüller begeht hinsichtlich der Auffassung der Platonischen Materie hauptsächlich den Fehler, dass er die Platonische Materie mit der Aristotelischen identificiert, indem er die Platonische Materie als die Potenz der Ideen betrachtet.[4]) Platon lehrt ausdrücklich, dass das Substrat sich immer gleich, immer ταὐτόν bleibe[5]), ähnlich dem Golde, welches die verschiedensten äusseren Formen annehme.[6]) Es wird nicht zu den verschiedenen Formen, sondern die verschiedenen Formen finden nur ihren Halt, ihre Grundlage in demselben, oder noch besser, die verschiedenen bestimmten stofflichen Formen sind nur Erscheinungsformen, modi, der ewig sich gleich bleibenden Substanz des Substrates.[7]) Platon ist Dualist, und jedes Bemühen den Dualismus aus der Platonischen Lehre zu entfernen ist nach meiner Ansicht vergeblich. Fasst man aber die Platonische Materie in dem angegebenen Sinne, so ist wohl begreiflich, dass Platon von seinem Substrate behaupten musste, dass nicht aus, sondern in ihm die Dinge werden[8]), und dass es alle bestimmten sinnlichen Dinge in sich aufnehme; es wird aber auch begreiflich, dass Platon dasselbe als das Alles in sich Aufnehmende bildlich mit dem Ausdrucke χώρα, Raum, bezeichnen konnte.

Der erste Präsident dankt dem Redner für seinen klaren Vortrag und erklärt, dass nun noch zwei Vorträge folgen welche er, um die geehrten Gäste möglichst lange in Tübingen festzuhalten, als eine Art Lockspeise an den Schluss gestellt habe. Er bittet demgemäss Hrn. Geh. Hofrat Dr. Karl Bartsch aus Heidelberg, seinen Vortrag zu halten über Dante's Stellung zur römischen Kirche seiner Zeit.

1) Tim. cap. 26. 2) Tim. cap. 28 ff. 3) Arist. Metaph. 1045^{b} 17. 4) Teichmüller: Studien zur Geschichte der Begriffe, S. 336. 5) Tim. 50 B. 6) Tim. 50 A. 7) Tim. 50 C. 8) Tim. 50 B, D.

Digitized by Google

Geh. Hofrat Dr. Bartsch. Im Jahre 1327, also wenige Jahre nachdem in Ravenna Dante seine Pilgerlaufbahn vollendet, wollte der Cardinal Bertrando di Poggetto des Dichters Gebeine dem Feuer überliefern, weil es die Gebeine eines Ketzers wären. Zwar wurde diese Tat des rohesten Fanatismus durch einen Landsmann des Dichters, Pino della Tosa, verhindert; aber das vermochte er nicht zu verhindern, dass der Cardinal Dantes Schrift über die Monarchie auf dem Scheiterhaufen verbrannte.

So gross, dass er selbst das Grab überdauerte, war der Hass der römischen Kirche gegen Dante.

Wir müssen uns fragen: Hatte er diesen Hass verdient? Hatte er verdient als Ketzer verurteilt zu werden?

Antworten wir zuerst auf die letzte Frage.

Wenn das Wesen der Ketzerei im Abweichen von den Lehren und Grundwahrheiten des Christentums besteht, dann kann gegen Dante dieser Vorwurf nie erhoben werden.

Von seinem tiefen, religiösen Empfinden, von seinem wahrhaftigen Christentum legt jedes Blatt seiner göttlichen Komödie Zeugniss ab. Keines der Geheimnisse der christlichen Lehre wird von ihm irgendwie angezweifelt. Wiederholt erinnert er an die Grenzen, an denen der stolze, nach Wissen und Erkenntniss strebende Geist des Menschen stille halten muss und die überschreiten zu wollen törichte Verwegenheit ist. Erst nachdem er vom heiligen Petrus im christlichen Glauben geprüft worden, erst nachdem sein Glaube als echt und vollgültig befunden, ist er befähigt in die letzten Mysterien desselben einen Blick zu werfen und ins Auge Gottes selbst zu schauen.

Freilich als strebender und nach Wahrheit ringender Mensch verwirft Dante die Berechtigung des Zweifels keineswegs. Er sagt selbst ausdrücklich (Paradies 4, 130 ff.)[1]:

> Der Zweifel keimt, dem Schössling zu vergleichen,
> Am Fuss der Wahrheit, und uns treibt sein Trieb
> Von Höh' zu Höh' zum Gipfel auf zu reichen.

Aber des Zweifels Herr werden, das stolze Herz demütigen, zurückkehren zum Glauben — das lehrt er in seinem grossen Gedichte.

Welcher tiefe Ernst es ihm mit seiner sittlichen Läuterung ist, das bezeugt, um nur Einiges herauszugreifen, die reuige Selbstanklage, die er beim Wiedersehen mit der Geliebten seiner Jugend, mit Beatrice, die ihm zum göttlichen Wesen verklärt im irdischen Paradiese entgegentritt, aus dem Munde derselben gegen sich erheben lässt[2]; das bezeugen die letzten Worte, mit denen er von der auf ihren Platz in der weissen Rose des Paradieses zurückgekehrten Beatrice Abschied nimmt[3]; das zeigt das Gebet, welches für ihn und mit ihm der heilige Bernhard zur Jungfrau Maria emporsendet und das seine Stelle hier finden möge.

> O Magd und Mutter, Tochter deines Sohnes,
> Demütigste und höchste Creatur,
> Ziel, vorbestimmt im Rat des ewigen Thrones,

1) Ich citiere nach meiner so eben (Leipzig bei F. C. W. Vogel 1876) erschienenen Uebersetzung
2) Fegefeuer 30. und 31. Gesang.
3) Paradies 31, 79—90.

Digitized by Google

Du hast so hoch die menschliche Natur
Geadelt, dass dem Schöpfer wert sie däuchte,
Dass als Geschöpf er in sie niederfuhr.

In deinem Leib entglomm aufs Neu' die Leuchte
Der Lieb', an deren Glut im ewigen Frieden
Entspross die Rose, dass sie ewig leuchte.

Als mittagshelles Liebeslicht beschieden
Bist du hier oben uns, aus deinem Schoss
Quillt lebend Hoffen Sterblichen dortnieden.

Du, Herrin, kannst so viel und bist so gross,
Dass, wer nach Gnade strebt und nicht will flehen
Zu dir, sich wünscht zu fliegen flügellos.

Und deine Huld eilt nicht nur beizustehen
Dem der dich bittet, nein! zu mancher Zeit
Will sie dem Flehn freiwillig vorangehen.

In dir ist Mitleid, ist Barmherzigkeit,
In dir ist Grossmut, ist vereint zum Bunde
Was einem Wesen Gott an Huld verleiht.

Nun bittet dieser, der vom tiefsten Schlunde
Des Weltalls bis hierher der Geister Leben
Geschaut bis zu der höchsten Kreise Runde,

Dass du aus Gnaden Kraft ihm wollest geben,
Mit seinen Augen jetzt noch höher sich
Bis zu dem letzten Heile zu erheben.

Ich, der für mein Schaun mehr als seines ich
Niemals erglühte, bringe all mein Flehen
Dir dar und fleh', befriedigen mög' es dich,

Dass du durch dein Gebet weg mögest wehen
Ihm jede Wolke seiner Sterblichkeit,
Und höchste Lust er mög' entfaltet sehen.

Noch fleh' ich, Herrin, dich, der Gott verleiht
All was du willst: woll' ihm gesund erhalten
Nach solchem Schaun sein Sehnen alle Zeit.

Menschliche Regung zügl' in ihm dein Walten!
Sieh dort Beatrix, zu dir hingekehrt,
Mit all den Seligen dir die Hände falten.

Wie weit entfernt von allem ketzerischen Irrtum Dante selbst sich wusste, das zeigt das strenge Gericht welches er über alle Arten von Ketzern ergehen lässt. In glühenden Särgen, deren Deckel aufgeschlagen sind, liegen sie in der Stadt des Dis. Sein unbeugsamer Gerechtigkeitssinn lässt ihn selbst den grossen Staufen, Kaiser Friedrich II., von dieser Strafe nicht ausnehmen, weil er ein religiöser Freigeist war (Hölle 10, 119). Männer wie Farinata Uberti, das Haupt der Ghibellinen in Toscana, von welchem Dante mit

Digitized by Google

grösster Hochachtung spricht, wie der Vater seines Freundes Guido Cavalcanti dulden die gleiche Strafe.

Bezeichnend ist freilich, als ein Beleg wie wenig unfehlbar die Person des Papstes unserm Dichter erscheint, der Umstand, dass unter den Ketzern auch ein Papst, Anastasius II., sich befindet (Hölle 11, 8).

Die Stifter religiöser Secten werden, weil sie Spaltungen gestiftet, dadurch bestraft dass sie in der Hölle in zerrissner Gestalt, von Teufeln zerfetzt und immer wieder hergestellt, wandeln müssen; und nicht etwa nur ein Mohammed, der die grösste Spaltung hervorgerufen, sondern auch Sectierer innerhalb der christlichen Kirche, wie Fra Dolcino, der 1296 das Haupt der für ketzerisch geltenden Secte der Humiliaten oder apostolischen Brüder geworden war, werden jener Abteilung der Hölle zugewiesen.[1])

Die Ketzerei bezeichnet Dante als den Fuchs, welcher in den Wagen der Kirche sich eingedrängt habe.[2]) Er rühmt es als ein besonderes Verdienst des Stifters des Dominicanerordens, des heiligen Dominicus, dass derselbe die Ausrottung der Ketzerei, die seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts besonders üppig zu gedeihen anfieng, sich zur eigentlichen Lebensaufgabe gemacht hatte. Paradies 12, 97 ff.

Mit Tatkraft und Gelehrtheit brach er sich
Bahn mit des Papstes Vollmacht, dass dem Quelle,
Der tiefem Spalt entquillt, sein Streben glich.

Und am Lebendigsten traf an der Stelle
Das ketzrische Gestrüpp sein kühner Mut,
Die, schien es, Widerstand entgegenstelle.

Von ihm entsprang verschiedner Bäche Flut,
Berieselnd des katholischen Gartens Saat,
Drob seine Sträucher grünen wolgemut.

Einen Anhaltspunkt für ketzerische Gesinnung vermochten daher auch Dante's erbitterte Gegner, wenn sie ehrlich sein wollten, aus seinen Aeusserungen und Schriften nicht herauszufinden.

Verdiente er daher, müssen wir weiter fragen, den Hass mit welchem der Fanatismus ihn verfolgte und der sein Leben vergiftete?

Nicht verdient, aber zugezogen hat Dante sich denselben durch die allerdings sehr heftigen und zahlreichen Angriffe, welche er — nicht gegen das Christentum, sondern gegen die entartete christliche Kirche seiner Zeit geschleudert hat; Angriffe die an Heftigkeit zum Teil Alles überbieten was der Freimut romanischer und deutscher

1) Hölle 28, 31. 56.

2) Fegefeuer 32, 118 ff.

Dann sah ich in des Siegeswagens Schoss
Sich gierig drängen einen Fuchs, der nie,
So schien es, gutes Futter noch genoss.

Doch als die Herrin schnöder Sünd' ihn zieh,
Da wandt' er sich zur Flucht, des Schreckens Beute,
So weit sein fleischlos Bein ihm Kraft verlieh.

Digitized by Google

Dichter und Denker im Mittelalter auszusprechen wagte, Angriffe deren Berechtigung jedoch in Anbetracht der wirklich bestehenden Verhältnisse kaum in Abrede gestellt werden kann.

Wohl hat um ein Jahrhundert früher unser Walther von der Vogelweide, der eine mit Dante sich vielfach berührende und ihm verwandte Natur ist, gegen ähnliche Missstände und Uebergriffe der Kirche auch sein zorniges Wort laut werden lassen, aber an Kühnheit des Angriffs und an flammendem Zorn wird er von Dante noch überboten.

Die Entartung der Kirche sieht Dante vor Allem in ihrer Verweltlichung. Statt ihren idealen, die Menschheit ihrem höchsten Ziele zuführenden Aufgaben zu leben, wendete sie sich weltlichen Zwecken zu und suchte dieselben mit allen Mitteln zu erreichen und zu verwirklichen. Habsucht und Geiz hatten in ihr in erschreckender Weise um sich gegriffen.

Gleich im ersten Gesange von Dante's Hölle tritt uns daher das Bild der furchtbaren Wölfin entgegen, welche dem Dichter mehr als der Löwe und der Panther Schrecken und Entsetzen einjagt. Unter ihr ist wie die Habsucht im Allgemeinen, so die der römischen Curie ins Besondere zu verstehen. Wohl hofft der Dichter für sein Italien und für die ganze Welt auf einen Befreier von diesem Unthier, den er unter dem Bilde eines Windhundes, wahrscheinlich mit Anspielung auf Cangrande della Scala, darstellt; aber diese Hoffnung rückt, je weiter sein Leben vorschreitet, mehr und mehr in die Ferne. Wo er im Fegefeuer (20, 10) auf die alte Wölfin zurückkommt, da klingt der Sehnsuchtsruf nach Befreiung schon etwas trostloser.

Uralte Wölfin, ewig gottverhasste,
Die mehr als andre Thiere Raub erjagt,
Weil unersättlich Hunger in ihr raste!

O Himmel, dessen Kreisen, wie man sagt,
Veränderung wirkt an allen Erdendingen,
Wann kommt dem sie nicht Stand zu halten wagt?

Dass Dante Geiz und Habsucht am Meisten unter den Geistlichen findet ergibt sich daraus dass in derjenigen Abteilung der Hölle in welcher der Geiz bestraft wird besonders stark die Geistlichkeit vertreten ist (Hölle 7, 38). Auch an Päpsten und Cardinälen fehlt es keineswegs darunter (7, 46):

Sie waren Pfaffen, die des Haars entbehren
Am Haupteswirbel, Päpste, Cardinäle,
Die schnöden Geiz in's Uebermass verkehren.

Die Goldgulden, wie Florenz sie mit dem Bilde der Lilie, dem florentinischen Wappen, prägen liess, bezeichnet daher der Dichter als

die verruchte Pflanze,
Die, weil zum Wolf den Hirten sie verkehrt,
Treibt Schaf' und Lämmer in des Irrtums Schanze.[1])

An einer andern Stelle, mit Anspielung auf das Bildniss Johannes des Täufers, welches

1) Paradies 9, 130 ff.

Digitized by Google

die florentinischen Goldgulden als das des Schutzpatrons der Stadt trugen, redet er den Papst mit folgenden Worten an (Paradies 18, 130 ff.):

Du, der da schreibt und ausstreicht dann sofort,
Noch leben Paul und Peter, die gestorben
Für jenen Weinberg, der durch dich verdorrt.

Wohl kannst du sagen: hab' ich ihn erworben,
Der einsam leben wollt', auf den ich brenne,
Der elend einst durch einen Tanz verdorben,

Glaubt nicht, dass ich dann Paul und Peter kenne,

d. h. wenn ich Geld habe, frage ich nach allen Heiligen nichts.

Im Gegensatze dazu erinnert der Dichter an die Armut der Apostel und an die Entsagungsfreudigkeit der Stifter geistlicher Orden. Der heilige Benedict sagt (Paradies 22, 88 ff.):

Nicht hatte Petrus Geld und Gut daheim,
Ich aber fieng mit Beten an und Fasten,
Franciscus baut' auf Demut sich sein Heim.

Der heilige Franciscus, dessen Vermählung mit der Armut in so herrlicher Weise von Dante gefeiert worden ist, war der Erste welcher der seit Christi Tode unumworbenen Braut sich annahm (Paradies 11, 64 ff.):

Seitdem ihr erster Ehgemahl gestorben,
Blieb sie verachtet tausend Jahr' und mehr
Im Dunkeln, bis auf jenen unumworben.

Nicht half dass man vernahm, wie sicher Der
Auf seinen Ruf sie bei Amyclas fand,
Der alle Welt mit Furcht erfüllt' umher;

Nicht half ihr Mut und tapfrer Widerstand,
Als sie zu Christi Kreuz stieg auf die Leiter,
Wo selbst Maria drunten blieb und stand.

Doch nicht so dunkel reden will ich weiter:
Franciscus und die Armut ist dies Paar.

Die Habsucht war es die vor Allem einen Missbrauch im Schosse der Kirche pflegte, einen Missbrauch der zu Dante's Zeit in üppigster Weise gediehen war: die Simonie, den Handel und Schacher mit geistlichen Aemtern, benannt nach jenem Simon Magus, der, wie die Apostelgeschichte erzählt, den Aposteln Geld anbot, wenn sie ihm die Gabe des heiligen Geistes mitteilen wollten.

Wohl am Heftigsten gegen dieselbe hat Dante im 19. Gesange der Hölle gedonnert, wo er die Strafe der Simonisten schildert. Sie sind in Löchern am Boden und an der Seite der Felswand mit den Köpfen eingerammt, während die Füsse herausragen und im Brande zucken.

Hier trifft er den Papst Nicolaus III., der in dem herantretenden Dante seinen Nachfolger Bonifaz VIII. vermutet, durch welchen er abgelöst werden soll, um selbst

Digitized by Google

tiefer in den Felsen hinabgedrückt zu werden. Als Dante ihn über seinen Irrtum aufgeklärt, da fährt er, selbst dem Haupte der Christenheit gegenüber kühn und unerschrocken, fort (Hölle 19, 88 ff.):

Ich weiss nicht, war ich keck und sinnverwirrt,
Dass ich drauf wagte solches zu versetzen:
Sprich, was verlangt' einst unser Herr und Hirt

Zuerst von Petrus wohl an Gold und Schätzen,
Als er das Schlüsselamt ihm gab? Er sprach:
„Folge mir nach!" ohn' etwas zuzusetzen.

Petrus und Keiner forderte darnach
Gold von Matthias, als das Loos an diesen
Gab Judas' Amt, weil er die Treue brach.

Drum bleib, gerechter Strafe zugewiesen,
Und wahre wohl das schlimm gerantte Geld,
Mit dem du gegen Karl dich frech bewiesen.

Und wär's nicht dass mich noch in Schranken hält
Die Ehrfurcht vor dem hohen Schlüsselamte,
Das du geführt hast in der heitern Welt,

So spräch' ich Härtres noch, denn die verdammte
Habsucht, die Guten tretend und die Schlechten
Erhöhend, trübt die Menschheit, die gesammte.

Euch Hirten meint Johannes als die rechten,
Als auf den Wassern sitzen er gesehen
Die Hure, buhlend mit den Erdenmächten.

Sie, die geboren mit der Hörner zehen
Und sieben Häuptern, trotzte jedem Spotte,
So lang zur Tugend wollt' ihr Gatte stehen.

Ihr machtet Gold und Silber euch zum Gotte.
Nur dass ihr hundert, jenes einen ehrt,
Das trennt euch von des Götzentumes Rotte.

O Constantin! Nicht dass du dich bekehrt
War vieles Unheils Quell, nein! jene Schenkung,
Die du dem ersten reichen Papst beschert!

Wie hier die von Dante in Uebereinstimmung mit dem ganzen Mittelalter als authentisch angesehene Schenkung Constantin's als der Grund und Anfang alles Uebels in der Kirche betrachtet wird, weil dadurch weltlicher Sinn und Streben nach weltlicher Macht in ihr genährt ward, so noch an mehreren anderen Stellen in ähnlicher Weise. In der der Apokalypse nachgebildeten Vision am Schlusse des Fegefeuers sieht der Dichter den Adler, d. h. das römische Kaiserreich, das früher die Kirche verfolgt hatte, später wiederkehren und einen Teil seiner Federn auf den Wagen der Kirche niederregnen, d. h. Constantin tritt einen Teil der weltlichen Macht an die Kirche ab (Fegefeuer 32, 124):

Digitized by Google

Drauf sah von dort, woher zuerst er dräute,
Den Aar ich stürzen in des Wagens Kasten,
Den er mit Federn, als er schied, bestreute.

Wie aus der Brust, die Gram und Leid erfassten,
So kam vom Himmel eine Stimm' und sprach:
Mein Schifflein, ach! wie trägst du schlimme Lasten!

Er lässt den Constantin wegen seiner guten Absicht zwar ins Paradies aufgenommen werden, doch einsehen, dass Unheil aus seiner frommen Tat entstanden sei (Paradies 20, 58 ff.):

Jetzt sieht er ein, nicht konnt' ihn selbst verletzen
Das Unheil das entsprang aus gutem Streben,
Ob auch die Welt darüber gieng in Fetzen.

Der Dichter erkennt die Weisheit der Bestimmung, dass Levi's Söhnen kein Anteil am Erbe ward, d. h. dass die Geistlichkeit ohne weltlichen Besitz sein soll (Fegefeuer 16, 130.)

Auf die Simonie beziehen sich auch die Worte die der gegen den Dichter selbst gesponnenen Ränke, die zu seiner Verbannung führten, erwähnen (Paradies 17, 46 ff.):

Wie Hippolyt Athen auf seinen Füssen
Verliess der grausamen Stiefmutter wegen,
So wirst auch du Florenz verlassen müssen.

Das ist's was dort sie schon im Sinne hegen
(Ihr Sinnen wird zur Tat in kurzer Weile),
Wo täglich Christ sie zu verhandeln pflegen.

An einer andern Stelle knüpft der Dichter an die neutestamentliche Austreibung der Wucherer aus dem Tempel durch Christum an und fleht zu Gott, er möge noch einmal ein Gleiches tun (Paradies 18, 118 ff.):

Drum fleh' ich zu dem Geist, der dir verleiht
Umschwung und Kraft, dass er erwägt, woher
Der Rauch kommt, der da trübt dein lichtes Kleid.

O, endlich wieder einmal zürne er,
Weil sie im Tempel kaufen und verkaufen,
Den Martern bauten und viel Wunder hehr.

Doch ist die Simonie nicht der einzige Missbrauch welchen Dante an der römischen Kirche seiner Zeit tadelt. Er rügt, dass die Geistlichkeit von dem ihr erteilten Rechte der Dispensation einen eigennützigen Gebrauch macht. Der Papst schreibt nur um auszustreichen (Paradies 18, 130), d. h. er erlässt Edicte, um sie dann, durch Geld bestochen, wieder zurückzunehmen. Er braucht das heilige Siegel der Kirche, um es unter lügenhafte Privilegien zu setzen (Paradies 27, 53). Die Kirche schreibt sich das Recht zu, von einem Gelübde zu dispensieren, wenn ein anderes von geringerem Werte an die Stelle tritt (Paradies 12, 91). Der Papst erteilt von vornherein Absolution für jede Sünde, wenn es ihm in seinen Kram passt, und weiss so die Bedenken seines Ratgebers, der doch noch eine Spur von Gewissen zeigt, zu beschwichtigen (Hölle 27, 101 ff.):

Digitized by Google

Dich absolvier' ich jetzt, doch Rat gib du,
Wie ich Prämestes Niedersturz erlange.

Du weisst, den Himmel schliess' ich auf und zu,
Dazu sind mir der Schlüssel zwei gegeben,
Die Cölestin preisgab um träge Ruh.

Statt aus der lautern Quelle der Bibel zu schöpfen, studiert man die Decretalen, denn in ihnen sind die Rechte und Privilegien der Kirche enthalten, mittelst deren der Goldgulden erworben wird (Paradies 9, 123 ff.):

An Bibel nicht und Kirchenvätern nährt
Man drum den Geist, allein die Decretalen
Studiert man, wie's der Ränder Aussehn lehrt.

Die geistlichen Waffen des Bannes und Interdictes gebraucht der Papst um seine Kriege damit zu führen (Paradies 18, 127 ff.):

Sonst pflog man Krieg zu führen mit dem Schwerte;
Jetzt tut man's, Brot entziehend hier und dort,
Das keinem Kind ein guter Vater wehrte.

Aber wo wirklich Krieg zu führen wäre gegen die Ungläubigen, um das den Christen seit 1291 gänzlich entrissene heilige Land wieder zu erobern, da zeigt sich der Papst lässig und versäumt seine Pflicht. Nicht gegen Sarazenen und Juden führt er Krieg, sondern gegen Christen in seiner nächsten Nähe.[1]) Das heilige Land kümmert ihn wenig[2]); daher darf das unchristliche Volk sich das Recht der Christen anmassen.[3])

Was hier der Leitung der Kirche im Allgemeinen zur Last gelegt wird, das trifft in verschiedenem Masse die einzelnen Päpste.

Vor dem päpstlichen Amte selbst hat der Dichter die höchste Ehrfurcht. Die Rücksicht darauf hält ihn, wie er sagt, noch in gewissen Schranken Nicolaus III. gegen-

1) Hölle 27, 85 ff.:

Doch jenes Haupt der neuen Pharisäer,
In Krieg verwickelt nah' beim Laterane,
Nicht wider Sarazenen und Hebräer —

Nur Christen standen gegen seine Fahne,
Nicht Einer der nach Accons Falle trachte,
Nicht Einer der geschachert beim Sultane.

2) Paradies 9, 126 ff.:

Das liegt im Sinn dem Papst, den Cardinalen,
Nicht Nazareth, wohin einst uns zum Heile
Flog Gabriel auf lichter Flügel Strahlen.

3) Paradies 15, 142 ff.:

Ich zog ihm nach, dem Glaubenskampf entgegen
Mit jenem Volk das durch die Schuld des Hirten
Auf euer Recht darf kühnen Anspruch hegen.

Digitized by Google

über (Hölle 19, 100 ff.). Vor Hadrian will er in Ehrfurcht das Knie beugen, wird aber von ihm daran verhindert. Fegefeuer 18, 127 ff.:

Ich wollte reden jetzt und kniete nieder,
Doch als ich anfieng und er mit dem Ohr
Die Ehrerbietung wahrnahm, sprach er wieder:

Warum verneigst du dich? Was stellt das vor?
Und ich: Ob eurer Würd' hat mein Gewissen
Vorwürfe mir mit Recht gemacht. — Empor,

Mein Bruder, hebe deinen Fuss! Denn wissen
Sollst du in Wahrheit: Ich bin Knecht wie du
Und Andre, einem Herrn zum Dienst beflissen.

Aber dem einzelnen Papste gegenüber hält er darum nicht zurück mit dem Wort der Wahrheit (Hölle 19, 123).

Wenn wir die Reihe der Päpste, soweit sie in Dante's Lebenszeit fallen, durchmustern, so finden wir wenig Günstiges von ihnen bei Dante berichtet.

Noch am Glimpflichsten behandelt er den oben erwähnten Hadrian V., der nach kurzem Papat 1276 starb. Er befindet sich im Fegefeuer unter denen die den Geiz ihres Erdenlebens dort abbüssen. Fegefeuer 19, 103 ff.:

Wie schwer der grosse Mantel sei für einen
Der rein ihn hält, fühlt' einen Mond ich nur.
Wie Flaum muss davor jede Last erscheinen.

Spät, leider! fand ich der Bekehrung Spur;
Doch als man mich zum röm'schen Hirten machte,
Da war's wo ich des Lebens Trug erfuhr.

Ich sah dass keine Ruh' dem Herzen lachte,
Noch man in jener Welt könnt' höher steigen;
Daher zu dieser Welt mich Lieb' entfachte.

Bis dahin war mein Herz dem Elend eigen,
Von Gott entfremdet, ganz dem Geiz verfallen;
Drum muss ich so gestraft mich hier dir zeigen.

Schlimmer kommt Nicolaus III. (1277—1280) weg, den wir unter den Simonisten in der Hölle antreffen, und der sich selbst und die nächsten Päpste so charakterisiert (Hölle 19, 67 ff.):

Wenn, wer ich bin, zu wissen so dich drückte
Dass du hinabstiegst in dies Felsrevier,
Vernimm, dass mich der hehre Mantel schmückte.

Der Bärin echter Sohn[1]), war so voll Gier
Mein Herz, die Bärlein zu erhöhn, drum steckte
Ich in den Sack dort Geld, mich selber hier.

1) Nicolaus III. war ein Orsini und sorgte für seine Familie (die „Bärlein"), indem er sie zu hohen Würden brachte und reich machte.

Digitized by Google

Mir unterm Haupt noch liegen Hingestreckte
Am Boden tief in dieses Felsen Spalt,
Vorgänger mir, die Simonie befleckte.

Doch sink' auch ich dereinst hinab, sobald
Der kommt für welchen ich dich angesehen,
Als plötzlich vorhin meine Frage erschallt'.

Doch wird er nicht so lang als mir geschehen,
Die Füsse zappelnd, häuptlings eingerammt,
Mit glüh'nden Fersen festgepflanzt hier stehen;

Denn ihm folgt Der dess Tun noch mehr verdammt,
Ein Hirt vom Westen, ein gesetzlos Wesen,
Der mich und ihn bedecket beidesammt.

Sein Nachfolger, Martin IV. (1281—1285), verweilt im Fegefeuer in der Abteilung der Schlemmer.[1])

Den schwachen Cölestin V., der 1294 auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, aber durch den Cardinal Benedict Caetani sich überreden liess schon nach fünf Monaten abzudanken, treffen wir unter den Tatenlosen im Vorraum der Hölle, unter denen die weder Ehre noch Schande auf Erden erworben und die daher die Hölle wie der Himmel von sich stösst (Hölle 3, 60): ein stolzer Ausdruck der absoluten Verachtung mit welcher Dante auf solchen Indifferentismus herabblickt.

Für den Dichter hatte der Rücktritt Cölestins noch die besondere Bedeutung dass dadurch der Mann auf den päpstlichen Stuhl kam welchem Dante einen grossen Teil des Unglücks seines Lebens beimisst: Bonifaz VIII.

Ueber keinen Papst hat er so streng und herb geurteilt wie über diesen. Er nennt ihn das sündige Haupt, das die Welt verdreht (Fegefeuer 8, 131). Er nennt ihn das Haupt der neuen Pharisäer und tadelt heftig den Missbrauch seiner Macht, indem Bonifaz gegen die ihm verhassten Colonnas einen förmlichen Kreuzzug predigte, und um den Gegner in seine Gewalt zu bekommen, dem Rate eines bösen Ratgebers folgend, viel versprach und wenig hielt, also sich wortbrüchig zeigte (Hölle 27, 85 ff.). Und so scheut Dante sich nicht, selbst dem Apostel Petrus die Worte in den Mund zu legen, mit denen Bonifaz geradezu vernichtet wird (Paradies 27, 22 ff.):

Der Usurpator dort auf meinem Throne,
Auf meinem Thron, auf meinem Thron, der leer
Steht vor dem Angesicht von Gottes Sohne,

Zum Pfuhle voller Stank und Blut hat er
Entweihet meine Ruhstatt, dass sich drüber
Der Arge freut, der fiel vom Himmel her. . .

1) Fegefeuer 24, 20:

der hinterdrein,
Der an Abmagerung besiegt jedweden,

Schloss einst im Arm die heilige Kirche ein.
Er war aus Tours und hat hier abzudienen
Bolsena's Aalgericht und Firnewein.

Digitized by Google

Mein Blut, Linus' und Cletus' Blut, es rauchte
Nicht dazu für das Heil von Christi Braut,
Dass man zu Gelderwerbe sie missbrauchte.

Nein! Dass sie dieses heitre Leben schaut',
Hat Pius, Sixt, Urban, Calixt — sie alle
Die Erde weinend mit dem Blut betaut.

Und unsre Absicht war in keinem Falle,
Dass rechts von unserm Folger säss' ein Teil
Des Christenvolks, ein Teil nach links hin falle;

Nicht dass den Schlüssel, mir vertraut zum Heil,
Auf einer Fahne, mit der man Getaufte
Bekämpfte, man als Wappen trüge feil;

Nicht dass mein Bild als Siegel auf erkaufte
Und lügenhafte Rechte sei gesetzt;
Drob ich errötend oft schon Funken schnaufte.

Wir sehen hier im Hirtenkleide jetzt
Raubgierige Wölf' auf allen Weiden blinken.
O Gottes Schutz, was ruhst du bis zuletzt!

Mit einer gewissen Genugtuung begrüsst Dante daher die Erniedrigung welche ihm durch Philipp den Schönen von Frankreich zu Teil wurde, der den Papst zum Gefangenen in Avignon machte. So sehr auch auf der einen Seite die Gewalttat am Oberhaupte der Christenheit des Dichters Zorn erregt, so sehr betrachtet er sie auf der andern als die gerechte Strafe Gottes.[1])

Nicht viel besser als Bonifaz kommt sein Nachfolger Clemens V. weg. Ihn stempelt er zu einem Verräter an Kaiser Heinrich VII., an welchen Dante bekanntlich die grössten Hoffnungen knüpfte (Paradies 17, 82). Auch ihm wird die Verstossung in die Hölle, zu den Simonisten, vom Dichter prophezeit. Paradies 30, 142 f.:

Dann wird des göttlichen Gerichtshofs Erbe
Ein Mann der offen nicht noch heimlich denkt
Wie er gleich jenem Ehr' und Ruhm erwerbe.

Nur kurze Zeit im Amt zu sein verhängt
Ihm Gott, dann stösst er ihn zur finstern Welt,
Wo Simon Magus seine Straf empfängt,

Drob tiefer noch der von Anagni fällt.[2])

Wie die Spitze der Christenheit sich viel Schlimmes zu Schulden kommen lässt, so auch die Geistlichkeit in ihren verschiedenen Rangstufen.

Als Beispiel eines fanatischen Kirchenfürsten führt Dante den Cardinallegaten Bartolomeo Pignatelli, Erzbischof von Cosenza, an, der die Gebeine des im Banne ge-

1) Vgl. Fegefeuer 20, 85 ff. 32, 149 ff.
2) Vgl. Hölle 19, 82 ff.

Digitized by Google

storbenen Königs Manfred wieder ausgraben liess.[1]) Als Beleg eines verweltlichten und von Parteileidenschaft beherrschten Bischofs kann einerseits der Erzbischof Ruggieri, der Gegner Ugolino's, gelten, der mit diesem zugleich als Verräter im neunten Höllenkreise gepeinigt wird (Hölle 33); anderseits der Bischof von Feltro, der politischen Parteizwecken zu Liebe barbarisch an den Bewohnern von Ferrara handelte.

Breit müsste sein die Wanne, die empfangen
Sollt' all das Blut der armen Ferraresen;
Wer's lotweis wög', ihm wär' die Kraft entgangen,

Das Blut das dieser Pfaff, dies gütige Wesen,
Nur der Partei zu Lieb' verschenkt; doch kennt
Man dort zu Lande Gaben so erlesen.[2])

In der niedern Geistlichkeit, unter den Mönchen, in den Klöstern herrscht nicht minder unchristliche und weltliche Gesinnung. Nicht als ob Dante die Bedeutung der hohen Aufgaben unterschätzt und verkannt hätte welche die Mönchsorden im Mittelalter zu erfüllen hatten. Dass er diese ganz erkannte, davon zeugt die Art und Weise wie er vom Stifter des Benedictinerordens, dem heiligen Benedict, redet (Paradies 22, 40 ff.); davon die hohe Stellung welche er dem Bernhard von Clairvaux einräumt, der an die Stelle der auf ihren Sitz zurückgekehrten Beatrice tritt und den Dichter bis zum Schlusse seiner Vision begleitet; davon endlich jene herrliche Schilderung, die er von dem Leben und Wirken des heiligen Franciscus durch den Dominikaner Thomas von Aquino und von dem Leben des heiligen Dominicus durch den Franciscaner Bonaventura machen lässt — Schilderungen die das Mönchsleben und die Mönchsorden von ihrer idealsten und erhabensten Seite auffassen. Aber um so schärfer steht der Idealität der Stifter gegenüber die Entartung ihrer Orden in der Zeit des Dichters. Die Verderbnis im Allgemeinen und im besonderen Hinblick auf den Benedictinerorden zu Dante's Zeit schildert der heilige Benedict (Paradies 22,73 ff.) so:

Doch jetzt will sich kein Fuss vom Boden wenden,
Sie zu erklimmen, und es blieb mein Orden
Nur drunten einzig zum Papierverschwenden.

Zu Räuberhöhlen sind die Mauern worden
Die Klöster waren; Kutten sind heut Säcke
Voll dumpfen Mehles bei der Mönche Horden.

1) Fegefeuer 3, 124 ff. sagt Manfred:

Hätte Cosenza's Hirt, den sammt dem Schwarme
Clemens auf mich gehetzt, zur Stunde doch
Die Bibel recht gelesen — ach! das arme

Gebein von mir läg' an dem Brückenjoch
Von Benevent, geschirmt von dem Gewichte
Gehäufter Stein', unangetastet noch.

2) Paradies 9, 52 ff.

Digitized by Google

Da ist kein Wucher, der zurückeschrecke
Vor Gottes Willen weniger als die Frucht,
Die für die Mönche grösster Torheit Hecke.

Denn Alles was für sich die Kirche sucht
Gehört dem Volk, dem man Almosen reicht[1]),
Und nicht Nepoten und noch schlimmrer Zucht.

Von den Dominicanern jener Zeit entwirft Thomas von Aquino ein wenig günstiges Bild (Paradies 11, 124 ff.):

Doch seine Heerd' ist jetzt so gierig worden
Nach neuer Kost, dass es erklärlich wird,
Wie auf den Weiden sich zerstreun die Horden.

Je weiter sich die Heerd' entfernt und irrt,
Je mehr die Schäflein sich von ihm zerstreuen,
Je leerer findet sie an Milch der Hirt.

Wohl gibt's noch solche die den Schaden scheuen,
Zum Hirten haltend, doch an Zahl so schwach,
Nicht braucht's viel Tuch zu Kappen dieser Treuen.

Und nicht günstiger lautet die Schilderung der Franciscaner aus dem Munde Bonaventura's (Paradies 12, 115 ff.):

Weil seine Schaar, die einst in sein Geleise
Die Füsse setzte, dieses so verlernte
Dass sie nun geht in umgekehrter Weise.

Doch bald wird man gewahren an der Ernte
Den schlechten Anbau, wenn der Lolch wird klagen
Darob, dass man vom Speicher ihn entfernte.

Wer Blatt um Blatt des Buches umgeschlagen,
Der hätt', ich weiss, auch Seiten aufgespürt,
Die „Ich bin was ich war" als Aufschrift tragen.

Darum ist auch das Ordenskleid kein Schutz gegen die Ansprüche welche der Teufel an die Seele stellt. Selbst der heilige Franciscus ist nicht im Stande einen in seinen Orden getretenen sündigen Mann zu retten.[2])

---

1) Vgl. auch Paradies 12, 88 ff.

2) Hölle 27, 112 ff.:

Franz wollt', als ich gestorben, mich behalten;
Doch einer aus den schwarzen Cherubscharen
Sprach: Hol' ihn nicht, du liessest Unrecht walten.

Der muss hinab zu meinen Knechten fahren,
Weil Trug zu raten er sich nicht gescheut;
Seitdem hielt ich ihn immer bei den Haaren.

Digitized by Google

Die Verweltlichung der Klöster und die Ueppigkeit der Geistlichkeit schildert Petrus Damianus sehr drastisch (Paradies 21, 127 ff.):

Kephas gieng mager einst und unbeschuht,
Wie Der der ein Gefäss dem heiligen Geiste,
Und jeder Herberg' Kost war für sie gut.

Jetzt aber braucht so rechts wie links der feiste
Moderne Hirte Stützen und Geleit
Und einen der von hinten Hülfe leiste.

Den Zelter deckt er mit des Mantels Kleid,
So dass in einem Fell zwei Bestien gehen —
Wie viel erträgst du, o Langmütigkeit!

Daher herrschen die schlimmsten und unnatürlichsten Laster unter ihnen (Hölle 15, 106. 114). Da ist es denn kein Wunder, wenn sie ihren geistlichen Aufgaben nur schlecht nachkommen. Statt das Wort Gottes einfach und schlicht zu verkündigen, suchen sie durch Spitzfindigkeit und eigne Erfindungen in ihren Predigten zu glänzen, und bezwecken das Volk mehr zu amüsieren als zu erbauen. Paradies 29, 94 ff.:

Zu scheinen müht sich Jeder, Jeder zeigt
Was er ersonnen, das nur macht bekannt
Der Prediger, und das Evangelium — schweigt.

Der sagt, dass sich der Mond zurückgewandt
Bei Christi Leiden und sich zwischenschob,
Dass erdwärts nicht den Weg die Sonne fand;

Der, dass sein Licht von selbst erlosch, daroh
Den Juden wie den Spanier und Inder
Zu gleicher Zeit die Finsterniss umwob.

Lapis und Bindis[1]) zählt Florenz weit minder
Als man im Jahre da und dort ersinnt
Auf Kanzeln solche Märchen, gut für Kinder.

Die dummen Schäflein kehren heim, mit Wind
Gefüttert, und nicht hilft das ihnen fort,
Dass sie nicht sehn den Schaden, weil sie blind.

Lossprechen kann man nicht wer nicht bereut;
Bereu'n und Wollen kann sich nicht vertragen,
Wie's beider Wörter Widerspruch verbeut.

O weh mir Jammernden! Wie mnest' ich zagen,
Als er mich packt' und ich „Hast nicht gedacht
Dass Logik ich verständ'?" ihn hörte sagen.

1) Zwei damals in Florenz sehr übliche Namen, etwa wie bei uns Müller und Schulze.

Digitized by Google

Nicht so sprach zu den Jüngern Christi Wort:
Geht hin in alle Welt und predigt Schwänke,
Nein! er gab ihnen seiner Wahrheit Hort.

Ihr Predigen sprach allein von dem Geschenke;
Ihr Schild und Speer beim Kampf für ihren Gott
War nur die Schrift, draus man den Glauben tränke.

Jetzt predigt jeder Pfaff zum Scherz und Spott,
Und wird nur rechtes Lachen aufgeschlagen,
Mehr will er nicht, dann schwillt ihm die Capott.

Es ist in der Tat ein dunkelfarbiges Gemälde, das uns Dante von der Kirche seiner Zeit entwirft, und seine Stellung zu derselben musste daher im Wesentlichen eine negative sein. Ihm dem die Herstellung der Kirche in ihrer reinen Gestalt nicht bloss ein religiöses Bedürfnis, sondern ebenso eine politische Herzenssache war, weil damit seine Ansicht von der Umgestaltung der Welt und Weltregierung auf's Innigste zusammenhieng — ihm hätte bei solchem Anblicke wohl der Mut sinken und der Zweifel nahen können, ob es jemals besser werden möchte.

Aber dieser starke Geist, der alles Leid der Verbannung aus der heissgeliebten Heimat zwanzig Jahre lang ertragen musste, verlor die Hoffnung nicht.

Mit Recht lässt er daher, als der Apostel Jacobus ihn über die Hoffnung prüft und die Frage an ihn stellt, wie stark dieselbe in ihm sei, Beatrice an seiner Statt darauf erwidern (Paradies 25, 52 ff.):

Noch keinen Sohn, der hoffnungsreicher, trug
Die Kirche, die noch streitet; wie's zu lesen
Im Sonnenlicht, das leuchtet unserm Zug.

Drum ward er Zion anzuschaun erlesen
Und desshalb aus Egypten hergetragen,
Eh' sein Kriegsdienst zu Ende noch gewesen.

Er hielt den Glauben fest, dass es einst besser werden müsse, wenn gleich, je länger der Dichter lebte, je mehr er erlebte, die Hoffnung auf eine baldige Verwirklichung mehr und mehr in die Ferne rückte.

Wir haben bereits des Windhundes gedacht, den er als Befreier Italiens von der auf dem Vaterlande lastenden Habsucht ersehnte und erhoffte. Cangrande della Scala, auf den man den Windhund deutet, ist wohl auch in dem gottgesandten Fünfhundert Zehn Fünf (Fegefeuer 33, 43) gemeint, welches die babylonische Hure und den mit ihr buhlenden Riesen erschlagen wird, d. h. die entartete Kirche und das entartete Papsttum und das mit ihr buhlende Frankreich.

Häufiger werden diese Hindeutungen auf die Zukunft im letzten Teile des Gedichtes, im Paradiese. Es ist als wenn, je trüber und aussichtsloser die Gegenwart für den Dichter wurde, um so fester seine Seele sich an die Hoffnung auf eine schönere Zukunft klammerte.

Wo er der verkehrten Richtung der Kirche gedenkt, da spricht er von dieser

Digitized by Google

Befreiung.[1]) Er hört im Himmel nach dem Anruf des Petrus Damianus (Paradies 21, 135) einen gewaltigen Ruf nach Rache erklingen, und zu seiner Beruhigung wird ihm die Auskunft, dass Gottes Rache immer zur rechten Zeit kommt (Paradies 22, 16 ff.):

Des Höchsten Schwert, nicht eilig schneidet's ein,
Noch langsam; Beides wird nur jener meinen,
Der fürchtend oder hoffend wartet sein.

Er betont, dass Gott noch grössere Wunder getan als jetzt nötig seien um hier Hülfe zu schaffen (Paradies 22, 94 ff.). Er ruft die Hülfe der göttlichen Vorsehung an (Paradies 27, 61).[2]) Freilich ist das hier gebrauchte „bald" weiter hinausgerückt in den Schlusszeilen desselben Gesanges (V. 142 ff.).

Die nicht sinkende Hoffnung aber verleiht ihm auch den Mut kühn und unerschrocken Alles zu sagen, und er erhält von den Himmlischen wiederholt den Auftrag, nach seiner Rückkehr auf die Erde zu melden, was er gehört und gesehen habe.

So fordert ihn Beatrice auf, nachdem er die Vision geschaut, die ihm die Entwickelung der Kirche vorgeführt (Fegefeuer 33, 52 ff.):

Dies merk', und so wie ich mein Wort dir bot,
So lass es die, die da noch leben, wissen —
Ein Leben, das ein Eilen ist zum Tod.

Und denke, wenn des Schreibens du beflissen,
Nichts zu verschweigen, wie dein Auge sah
Den Baum, dem zweimal ward sein Laub entrissen.

So der heilige Petrus, nachdem er sich über die Entartung der Kirche ausgelassen (Paradies 27, 64 ff.):

Und du, mein Sohn, den nochmals niedertauchet
Die irdische Last, du öffne deinen Mund,
Nicht bergend, was ich klar dir zugehauchet.

Und wenn ihn selbst die Furcht anwandelt, er könne durch seinen Freimut sich schaden, so beschwichtigt er sie durch das Gefühl seine Pflicht zu tun (Paradies 17, 112 ff.):

Im endlos bittern Reiche drunten dort
Und auf dem Berg, von dessen höchster Schichte
Mich hob der Herrin schönes Auge fort,

1) Paradies 9, 139 ff.:

Allein der Vatican und alle Teile
Des heiligen Rom, drin jene Krieger ruhn,
Die Petrus folgten, wird in kurzer Weile

Befreit vom ehebrecherischen Tun.

2) Doch die erhabne Vorsicht, die die Hände
Von Scipio zu Roma's Schutz gebraucht,
Ich weise, dass sie auch hier bald Hülfe sende.

Digitized by Google

Und dann im Himmel hier von Licht zu Lichte
Vernahm ich, was, falls ich es wiedersage,
Wird vielen zum gepfefferten Gerichte.

Doch wenn ich als der Freund der Wahrheit zage,
So fürcht' ich, nicht bei denen fortzuleben
Die alt einst nennen werden unsre Tage.

Darin wird er bestärkt durch die schönen Worte die seinem Ahnen Cacciaguida in den Mund gelegt sind (Paradies 17, 124 ff.):

Wer ein Gewissen, sprach er dann, besitze,
Das eigne oder fremde Schuld befleckt,
Der fühle deiner herben Worte Spitze.

Drum halte was du schautest, nicht versteckt,
Es mag sich kratzen wen da juckt die Haut;
Wahrheitsgetreu sei Alles aufgedeckt.

Wenn Manchem auch beim ersten Kosten graut
Vor deiner Stimme, wird sie Lebensspeise
Ihm hinterlassen, wenn er sie verdaut.

Dein Ruf wird wirken in der Stürme Weise,
Die allzumeist die höchsten Gipfel fassen,
Und das gereicht dir nicht zu kleinem Preise.

Sein festestes und treuestes Hoffen aber ruht auf seiner Idee von einem grossen Weltkaisertum.

Darin findet er den Grund alles Uebels in der Welt, dass es ihr an einem höchsten Herrscher fehle, der das richtige Verhältnis zwischen höchster geistlicher und weltlicher Macht wieder herstelle, nachdem es durch die einseitige Machtentwickelung des Papsttums gestört worden. Dass geistliche und weltliche Macht jetzt in einer Hand liegen, das ist ihm der eigentliche Krebsschaden der Zeit. Fegefeuer 16, 106 ff.:

Zwei Sonnen hatte Rom, das in der Welt
Die Ordnung schuf, von diesen beiden waren
Der Welt und Gottes Wege beid' erhellt.

Verlöscht hat diese jene; heute paaren
Sich Schwert und Hirtenstab, und so verbunden
Muss schlecht natürlich alles beides fahren,

Weil keins die Scheu vor'm andern hält gebunden.

Er lässt Beatrice daher zu ihm sagen (Paradies 27, 139 ff.):

Doch dass du nicht erstaunest, woll' ermessen:
Die Erd' ist eines höchsten Herrschers bar;
Darum hat sich der Mensch so weit vergessen.

Dies Hoffen, das mit dem Untergange der Staufen verschwunden war, hatte weder Rudolf von Habsburg erfüllt noch sein Sohn Albrecht, wesshalb beide vom Dichter

Digitized by Google

hart angegriffen werden. Um so begreiflicher wandte sich Dante dem Luxemburger Heinrich VII. zu, der Italiens Boden betrat und Alles verwirklichen zu wollen schien was der Dichter geträumt hatte.

Auch dieser Traum zerrann; nicht durch Heinrich's Schuld, wie Dante glaubt, sondern durch die Intriguen der Curie ward er vereitelt.

Schmerzlich klingen die Worte mit denen er Heinrich's gedenkt, dem in der weissen Rose des Paradieses ein noch leer stehender Platz zugewiesen ist (Paradies 30, 133 ff.):

Auf jenem grossen Thron, nach dem du schauest,
Der Krone wegen, die man drauf gelegt,
Wird, eh' du hier am Festmahl dich erbauest,

Die Seele sitzen die das Scepter trägt
Bei euch, der hohe Heinrich, der zum Schutze
Italiens, eh' es reif, sich herbewegt.

Die blinde Habsucht macht in tör'gem Trutze
Dem Kind euch gleich, das, ob's vor Hunger sterbe,
Die Amme wegstösst, deren Milch ihm nutze.

In diesen am Abend seines Lebens geschriebenen Versen tönt die Klage der Enttäuschung hindurch.

Ja, es war ein an Enttäuschung und Schmerz reiches Dasein das der gebannte Dichter 1321 in Ravenna beschloss; aber er hatte bis zum letzten Atemzuge festgehalten an dem Ideale seines Lebens, an der Idee einer wiederhergestellten, von Auswüchsen befreiten Kirche und eines mächtigen, ihr gleichgeordneten, der Welt gebietenden Kaisertums.

Nachdem der Redner unter lebhaftem Beifall geendet spricht ihm auch der erste Vorsitzende seinen Dank aus und ersucht nunmehr, ehe zu den Berichten der Sectionen übergegangen werde, Herrn Gymnasialdirector Dr. H. Keck aus Husum die Rednerbühne zu betreten, welcher denn die Freundlichkeit hat aus seiner Nachdichtung der Nibelungensage eine Probe, über Siegfrieds Jugend, der Versammlung vorzutragen. Die gleichfalls beabsichtigte weitere Mitteilung, über Brunhildens Erlösung, wurde durch die vorgerückte Zeit unmöglich gemacht.

Auf Ersuchen des ersten Präsidenten trägt sodann zuerst Herr Oberstudienrat Dr. K. A. Schmid, Rector des Stuttgarter Gymnasiums, den Bericht der pädagogischen Section vor.

Rector Dr. Schmid. Verehrte Herren! Wir haben in der pädagogischen Section vier Sitzungen, darunter die erste als vorberatende, gehalten, und ich habe den Bericht darüber niedergeschrieben, weil ich dann um so sicherer war kurz sein zu können.

Unter dem 26. Sept. zog die pädagogische Section die von Director Adler aus Halle zur Erwägung vorgeschlagene Frage der Ueberbürdung unserer Gymnasien unter dem Vorsitz des Geh.-Rats Schrader aus Königsberg in Beratung und vereinigte sich nach eingehender Besprechung der wesentlichsten Seiten der Sache durch die gewichtigsten Stimmen in folgenden Sätzen: Die pädagogische Section der 31. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner spricht ihre Ueberzeugung dahin aus dass die in der

Digitized by Google

pädagogischen Literatur wie überhaupt in der Presse hervortretende Neigung, die Zahl der Unterrichtsgegenstände und den Umfang des Lehrstoffs in den einzelnen zu erweitern, gleichwenig heilsam, ja gefahrdrohend sei wie für Geist und Leib der Schüler so für die Gediegenheit der Bildung des Lehrerstandes.

Am folgenden Tage, 27. Sept., wurde die von Prof. Bender aus Tübingen eingeleitete Besprechung der Frage: „Abiturientenprüfung oder Centralexamen?“ begonnen, aber wegen der Kürze der verfügbaren Zeit abgebrochen.

In der heutigen Sitzung (28. Sept.) hielt uns Director Lattmann aus Clausthal einen höchst anregenden Vortrag über den Satz: „Für die auf phonetischer Grundlage herzustellende Einigung in der Rechtschreibung ist es insbesondere auch erforderlich, die aus den Mundarten in das gebildete Hochdeutsch der einzelnen Teile Deutschlands eingedrungenen Verschiedenheiten der Phonetik vollständiger zu ermitteln und in angemessener Weise auszugleichen.“

Wir mussten uns enthalten auf eine Besprechung dieses Vortrags einzugehen, um die gestern abgebrochene Debatte über die Prüfungsformen fortzusetzen. Die Anschauungen giengen in dieser Hinsicht Anfangs weit auseinander. Die Erörterung führte jedoch mehr und mehr zu einer merklichen Klärung der Ansichten. Während zuerst nur die norddeutschen Schulmänner sich entschieden mit der bei ihnen seit lange bestehenden Einrichtung einverstanden erklärten, die württembergischen Gymnasiallehrer dagegen die Vorzüge der früheren Centralprüfung den ihr anhaftenden Mängeln gegenüber für überwiegend ansahen, trat im Verlauf der Debatte bei letzteren einiger Umschlag der Stimmung ein, so dass von einem allgemeinen Wunsch der württembergischen Schulmänner, die frühere Einrichtung wiederhergestellt zu sehen, wohl nicht mehr die Rede sein konnte.

Sodann berichtet Prof. Dr. Bursian aus München über die Verhandlungen der archäologischen Section.

Prof. Dr. Bursian. Die archäologische Section, zu welcher sich 33 Teilnehmer eingeschrieben hatten, hat es naturgemäss als ihre erste Aufgabe betrachtet, die Gelegenheit welche durch die Güte des Herrn Prof. Schwabe ihr geboten war, wenigstens einige der wichtigsten Olympiafünde mit Augen schauen zu können, zu benutzen. Die erste Versammlung war am Dinstag den 26. Morgens 7½ Uhr auf das Schloss verlegt und dort, in den Räumen der Bibliothek, der Besichtigung der Gypsabgüsse gewidmet. Wir sind allgemein der Ansicht gewesen dass zunächst die Metope welche den Herakles, den Himmel tragend, eine Hesperide und Atlas, die Aepfel in der Hand haltend, darstellt im Stil übereinstimme mit den Metopen im Louvre und ganz im Stil der älteren peloponnesischen Schule ausgeführt sei, während von den Werken des Paionios einzelne Figuren und namentlich die Nike keine Verwandtschaft mit peloponnesischer Kunstübung, wohl aber mit der Phidias'schen Schule zeigen, am Stärksten hervortretend an der Nike, die eine weitere Entwicklung des Künstlers erkennen lässt, während in den Figuren aus den Giebeln sich noch eine weniger entwickelte Kunstfertigkeit zeigt und auch in der Ausführung mannigfache Verschiedenheiten sich darbieten.

Die zweite Sitzung am 27. Sept. 8 Uhr begann mit einem Vortrag von Herrn Hofrat Stark „zur Formenlehre der antiken Kunst“; er hat uns Ansichten und Vorschläge

Digitized by Google

unterbreitet, die als wichtig und richtig anerkannt wurden, und es wurde daran der Wunsch geknüpft dass Hr. Hofrat Stark sein Handbuch der Archäologie, welches die weitere Ausführung des Vorgetragenen bringen wird, doch bald herausgeben möge. Es folgten darauf Mitteilungen von Prof. Herzog, welcher uns im Auftrag des Hrn. Prof. Dr. Hackh in Stuttgart eine Thonmatrize mit dem Abguss in Gyps und der Restauration des ganzen Reliefs von dem Bildhauer Bläser in Berlin, sodann ein Gewicht aus Bronze vorlegte. Beide Gegenstände riefen über ihren Ursprung eine lebhafte Debatte hervor. Die Section hat sich fast einstimmig dahin ausgesprochen, dass keines von beiden antik sein könne. Das Relief zeigt eine weibliche Gestalt in kräftiger Bildung, eine Brust entblösst, etwas auf der Schulter tragend, was als römisch-korinthisches Capitell erkennbar ist, mit einer Inschrift, die in ihren Buchstaben und ihrer Anbringung Bedenken erregte. Das Werk stammt wohl aus der Renaissancezeit. Aehnlichen Verdacht erweckte auch das Bronzegewicht mit dem Kopf des Laokoon nebst Schlangen. Es wurde nach Form und unpassendem Gegenstand der Darstellung als nicht antik betrachtet. Es folgte eine interessante Mitteilung eines Orientalisten, des Hrn. Prof. Kautzsch aus Basel: 2 Photographieen von Köpfen, im Besitz eines Geistlichen in Jerusalem; der eine ist ein bärtiger Kopf mit seltsamem Diadem, in der Mitte eine grosse Agraffe mit Adler als Verzierung. Der andere ist mehr altertümlich; der Besitzer sah darin einen Hadrianskopf. Davon kann keine Rede sein; die beiden Köpfe gehören wahrscheinlich der Periode der baktrischen Kunst an und sind unter dem Einfluss griechischer Kunst stehende Werke barbarischer Kunst. Prof. Schwabe hatte die Freundlichkeit die berühmte Bronzestatuette des Wagenlenkers aus dem hiesigen Antikencabinet uns vorzulegen und neu geformte Abgüsse derselben zu zeigen. In der letzten Sitzung, am Mittwoch den 28., zeigte Hr. Hofrat Stark Photographieen von unedierten, höchst interessanten Bildwerken: eine anmutige römische Marmorstatuette, zwischen Coblenz und Trier gefunden, in feinem, italischem Marmor, darstellend einen Satyr, mit Nebris und Pedum einer Nymphe nachschleichend. Zweitens die Photographie einer Bronzefigur welche, wahrscheinlich in Attika gefunden, sich in der Sammlung der archäologischen Gesellschaft in Athen, im Varvakeion, befindet: eine Jungfrau, zusammenbrechend in dem Arme einer Figur welche sie aufhält: Typus einer Niobide; das Werk ist wohl aus dem 4. Jahrh., so dass es das älteste erhaltene Denkmal der Niobedarstellungen wäre. Drittens Photographie eines Marmorreliefs: ein Jüngling, auf eine Stele gestützt, in ganz flachem Relief, an die attischen Marmorvasen erinnernd; gekauft von einem Kunsthändler in Rom unter unverdächtigen Umständen, erregt es doch wegen Formengebung, Brust- und Kopfform mannigfache Bedenken, so dass wir an irgend einen modernen Ursprung glauben mussten. Endlich zwei Köpfe in der Sammlung des Grafen zu Erbach: ein jugendlicher Alexanderkopf von trefflicher, griechischer Arbeit, zweitens eine Herme mit Siegerbinde in archaischem Stil, wahrscheinlich aber nicht alt, sondern archaistisch. Es folgte eine Mitteilung von Prof. Herzog über die Belsener Kapelle nach Photographieen, welche Widder- und Stierköpfe erkennen liessen, die in der Façade eingemauert sind, mit Menschengestalten dazwischen, und wir waren darin einig dass kein Grund vorliege die Widder- und Stierköpfe für mittelalterliche Werke zu halten, dass vielmehr, nach Analogieen im südlichen Frankreich, höchst wahrscheinlich römische Denkmäler darin zu erkennen sind, während die menschlichen Figuren eher dem früheren Mittelalter angehören. Von mir wurde dann darauf aufmerksam gemacht, wie eigentümlich

Digitized by Google

es sei dass mitten unter römischen Ansiedlungen sich griechische Vasenscherben vorfinden, constatiert bei Zürich, wo auf dem Uetli derartige Reste gefunden worden sind, auf der Roseninsel im Staremberger See, wo bei Fundierung des Casinos unter reichen Ueberresten römischer Reliefs ebenfalls sich eine Reihe von Scherben griechischer Vasen fanden. Es wurde diese Erscheinung erklärt daraus dass in der früheren Kaiserzeit die antiken Vasen, als Gegenstände des Handels beliebt, zum Schmucke der Häuser benützt wurden, wofür wir Analogieen in dem Vorkommen älterer etruskischer Werke auch in anderen Gegenden haben. Zuletzt äusserte Prof. Caesar den Wunsch dass das Zusammentagen der archäologischen und der kritisch-exegetischen Section, welches leider diesmal die Teilnahme an beiden unmöglich gemacht habe, vermieden werden möge, und unsere Section, in der vollen Ueberzeugung dass ein fruchtbares, lebendiges Betreiben archäologischer Studien nur möglich sei im engen Zusammenhang mit Kritik und Exegese, hat mich beauftragt diesen Wunsch noch einmal öffentlich auszusprechen, es möge in Zukunft der der archäologischen Section Präsidierende es so einrichten dass beide Sitzungen nicht gleichzeitig stattfinden.

Darauf erstattet Prof. Dr. Hertz aus Breslau den Bericht der kritisch-exegetischen Section mit Folgendem:

Die kritisch-exegetische Section hat bisher nur ein sporadisches Dasein geführt und das Bedürfniss empfunden sich auch für die Zukunft fest zu constituieren. Ebenso haben wir das Bedürfniss lebhaft empfunden welchem der Hr. Vorredner Ausdruck gegeben hat; wie die Kunst nicht des rein philologischen Elementes entbehren will, so möchten auch wir nicht entbehren uns an den Belehrungen über Kunst zu beteiligen, und wir haben am ersten Tage beschlossen uns unter Bursian's Führung die Denkmäler von Olympia erläutern zu lassen. Gestern und heute hat Prof. Oeri einen Vortrag über Dialogresponsionen bei Euripides gehalten, der zu einer anregenden Debatte und dem Beschluss führte, für die nächste Versammlung der kritisch-exegetischen Section für den ersten Tag die Aufgabe zu stellen, dieses Thema weiter zu beraten. Neben der rein arithmetischen Methode, die in interessanter Weise von Oeri verfolgt ward, empfand man das Bedürfniss, gegenüber dieser numerierenden Analyse auch die Methode zu stellen welche in die Resultate dieser Forschung tiefer eindringt. Diese Richtung fand Vertreter in Prien, Christ, Eussner, und es wurde eine Commission (Prien, Christ und Jungmann) niedergesetzt, um diese Frage weiter zu betreiben und für die nächste Versammlung vorzubereiten. Daran schloss sich heute eine Sitzung, in welcher Flach uns einen Vortrag hielt über die beiden ältesten Hesiodhandschriften auf der mediceischen Bibliothek, indem er an die Besprechung mehrere interessante Aus- und Hinblicke auf die hesiodische Kritik knüpfte, was jedoch zu keiner Debatte führte; wohl aber schloss sich eine solche an an den Vortrag des Prof. Riese über Hor. Od. I, 26. Riese hat eine neue Gesammtauffassung gegeben, durch welche das scheinbare Auseinanderfallen beseitigt und ein Mittelpunct gegeben scheint der beide Teile vereinigte, eine Ansicht die von mehreren Seiten, vom ersten Präsidenten und von Hug, ist bekämpft worden. Endlich hatte uns der Herr Präsident im Auftrag des Prof. Pressel von Ulm mitzuteilen dass dieser einige Blätter des Valerius Maximus mit Scholien gefunden habe; es war unser Aller Ansicht, Hr. Pressel möchte den bewährten Kenner lateinischer Handschriften, Hrn. Prof. v. Halm, veranlassen dem Funde näher zu treten.

Weiter macht Professor Dr. Adelbert v. Keller im Namen der germanistisch-romanischen Section folgende Mitteilung:

Digitized by Google

Ueber die Tätigkeit der deutsch-romanischen Section will ich mich nur auf wenige Worte beschränken. Die Abteilung hat sich constituiert in der ersten Sitzung; die Zahl der Mitglieder weiss ich nicht genau anzugeben, sie hat indess 30 erreicht. Die erste Sitzung war wesentlich ausgefüllt durch einen Vortrag von Dr. Seuffert aus Würzburg über „Maler Müller". Es sind ihm neue Urkunden über das Leben dieses Mannes zu Gebote gestanden, besonders Handschriften aus der Berliner Bibliothek, und auf diese gestützt hat er eine wirklich neue Anschauung über diesen Dichter zu geben vermocht; es ist sehr zu wünschen dass die Aufschlüsse die aus diesen Untersuchungen hervorgehen der Oeffentlichkeit nicht lange vorenthalten bleiben. Die zweite Sitzung beschäftigte sich mit dem Bericht der Commission welche in der vorjährigen Versammlung in Rostock niedergesetzt wurde, um zu beraten ob sich eine gleichförmige Orthographie feststellen lasse für die Darstellung der lebenden Volksdialekte; die vorjährige Versammlung hatte eine Commission niedergesetzt und zwei Mitglieder haben eingehend über die Verhandlungen berichtet; es hat sich aber als nachteilig gezeigt dass die Commission nicht eigentlich constituiert war, es war kein Vorsitzender da, und die Sache war noch nicht reif, um zu festen Resultaten in dieser Versammlung zu führen. Wir haben uns geeinigt über einige wesentliche Gesichtspuncte. Die Herren Theobald aus Hamburg und Sachs haben ausführlich berichtet über ihre Ansichten; eine ziemlich entgegengesetzte Ansicht hat Hr. Kräuter aus Saargemünd mit Wärme und Geschick vertreten; aber zu einer Einigung war nicht zu gelangen, weil die einzelnen Puncte nicht formuliert und auch den Anwesenden nicht durchgängig bekannt waren. Man hat beschlossen, erstens die Commission die in Rostock gewählt wurde und durchgängig aus Norddeutschen bestand zu ergänzen durch Süddeutsche, insbesondere durch Cooptation des Dr. Frommann in Nürnberg, der als erste Autorität in Dialektforschung gelten kann; dann wurde die Commission constituiert und ein Vorsitzender ernannt in der Person des Prof. Sachs aus Brandenburg; als Aufgabe wurde bezeichnet dass die Hauptgrundsätze formuliert und dass die Fassung gedruckt werde teils einzeln teils in den Fachzeitschriften, um so eine eingehendere Behandlung für die nächste Versammlung vorzubereiten. Unsere heutige Sitzung war wesentlich in Anspruch genommen durch Fortsetzung dieser Debatten, ausserdem haben wir die Wahl der Vorsitzer für die nächste Versammlung der deutsch-romanischen Section vorgenommen; sie fiel auf Prof. Th. Creizenach in Frankfurt a. M. und Dr. Rieger in Darmstadt.

Endlich berichtet der Professor an der Oberrealschule in Tübingen, Dr. G. Hauck, über die Tätigkeit der mathematisch-physikalischen Section in folgenden Worten:

Es gereicht mir zum grossen Vergnügen berichten zu können dass die mathematische Section mit 18 Mitgliedern zu Stande kam, und dass sie heute mit Befriedigung auf eine fruchtbare Tätigkeit zurückblicken kann. Darauf verliest derselbe die von der Section beschlossenen Resolutionen; s. unten bei den Sectionsverhandlungen.

Nach Beendigung auch dieses Vortrags verabschiedet sich der erste Vorsitzende, Prof. Dr. v. Teuffel, in nachstehender Weise:

Indem ich den Vorsitz der Sitte gemäss an den zweiten Präsidenten, an meinen verehrten Collegen Hrn. Prof. Dr. Schwabe, abtrete, der mich so ausgezeichnet unterstützt und ergänzt hat, kann ich es nicht tun ohne Ihnen auch persönlich meinen herzlichen

Digitized by Google

Dank zu sagen für das freundliche Entgegenkommen womit Sie mir das Präsidieren so leicht gemacht und die Nachsicht womit Sie die Unvollkommenheiten meiner Leitung ertragen haben.

Der zweite Vorsitzende Prof. Dr. Schwabe übernimmt den Vorsitz und spricht:

Sehr verehrte Herren! Auf das fröhliche Willkommen womit von dieser Stelle aus vor wenigen Tagen unser erster Präsident Sie begrüsste, muss schon aus wehmütigem Herzen das Lebewohl folgen, welches dem Herkommen gemäss Ihnen der zweite Präsident zuruft. Jetzt, da an dem Verlauf der Versammlung nichts mehr geändert und gebessert werden kann, fühlen wir es erst mit voller Deutlichkeit, wie viel Sie hier haben vermissen müssen, wie so manches Missgeschick, oder soll ich's mehr subjectiv wenden, Ungeschick unsere Zusammenkunft schädigte, wie die Verhältnisse des Orts uns Schwierigkeiten mancherlei Art bereiteten, wie endlich durch des Himmels Ungunst die Schönheiten unserer Gegend nicht in vollem Glanze unseren werten Gästen sich zeigten. So sind denn die Gefühle mit welchen wir auf die letzten Tage zurückblicken recht gemischter Art. Aber es wird doch alles das Mangelhafte überwunden und aufgehoben durch das was Sie, meine Herren, zum Gelingen der Versammlung beigetragen haben, und von diesem Ihrem Verdienst darf ich reden. Ich danke zunächst allen denjenigen Herren welche uns durch Vorträge unterstützt, welche die Anregung gegeben haben zu lebhaften belehrenden Debatten in den allgemeinen Sitzungen wie in denen der Sectionen. Ich danke überhaupt allen Fachgenossen welche aus ganz Deutschland, freilich in nicht so grosser Zahl wie wir wünschten, zusammengekommen sind: es ist ja das das Schöne und Erhebende an unseren Versammlungen dass alle Richtungen und Gebiete vertreten sind. Wenn man Abends während der geselligen Unterhaltungen durch Ihre Reihen schritt und hier- und dorthin horchte, wenn alle Gebiete der in unserer Versammlung vereinigten Wissenschaften sich wie in zusammenhanglosen Bruchstücken an den Horcher herandrängten, so konnte dieses unruhige Gewoge wohl einem Unkundigen wie eine Sprachen- und Begriffsverwirrung bedünken. Aber der Kundige weiss dass aus allen jenen vielfältigen und vielartigen Bemühungen und Bestrebungen die Bausteine gewonnen werden zum Riesen-Dome deutscher Wissenschaft, des Vaterlandes Stolz und Freude. In diesem Sinne, wenn wir auf die wissenschaftliche Anregung sehen die wir alle in diesen Tagen gefunden, wird auch unsere Tübinger Philologen-Versammlung sich ihren Vorgängerinnen ebenbürtig anreihen. Und so bleibt mir nur noch übrig Ihnen das Lebewohl zuzurufen. Leben Sie wohl und nehmen Sie mit sich in alle Gauen Deutschlands die Ueberzeugung dass uns Tübingern die Tage dieser Versammlung unvergesslich sein werden. Leben Sie wohl!

Prof. Bursian aus München: Meine Herren! Wir können aus diesem Saal, aus dieser Stadt nicht scheiden, ohne dem Gefühle des Dankes Ausdruck zu geben, zu dem wir uns gedrängt fühlen gegenüber den allzubescheidenen und uns allzusehr anerkennenden Worten die wir aus dem Munde beider Präsidenten vernommen haben. Der Dank gilt in erster Linie der hohen königl. Staatsregierung, die uns so bereitwillig entgegengekommen ist, ferner der Stadt Tübingen und ihren Bewohnern, die, wie wir so oft empfunden, uns so gastlich und freundlich aufgenommen haben, insonderheit aber den beiden verehrten Herren welche unermüdlich nicht nur in den Tagen der Versammlung

Digitized by Google

die Verhandlungen geleitet, uns überwacht und geführt, und zwar immer zum guten Ziele geführt haben, sondern die vorher schon sich mühen mussten der Versammlung die Wege zu bahnen auf welchen sie uns jetzt mit so freundlicher und energischer Hand geleitet haben. Lassen Sie uns also zum Ausdrucke unseres Dankes uns Alle von den Sitzen erheben. (Geschieht.)

Der zweite Präsident. Indem ich für die soeben ausgesprochenen freundlichen Worte Namens des Präsidiums verbindlichst danke, erkläre ich die 31. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen. Auf fröhliches Wiedersehen in Wiesbaden!

Schluss der Sitzung 12½ Uhr.

Digitized by Google

Verhandlungen der Sectionen.

I. Die pädagogische Section*) constituierte sich am Montag den 25. Sept., nach der allgemeinen Sitzung, unter dem Vorsitz von Oberstudienrat Dr. K. A. Schmid aus Stuttgart, der sich zur Unterstützung und eventuell als Stellvertreter den Geh. Reg.-R. Schrader ausbat. Für den nächsten Tag wurde auf Antrag des Letzteren, nachdem Director Adler sich hatte bereit finden lassen, ein bezügliches Referat erst noch auszuarbeiten, die Frage der Ueberbürdung der Gymnasien auf die Tagesordnung gesetzt.

Erste Sitzung.

Dinstag den 26. September Morgens 8 Uhr.

Mitgliederverzeichnis:

1. Adam, Professor, Urach.
2. Adler, Rector, Halle a/S.
3. Assfahl, Professor, Stuttgart.
4. Barth, Professor, Oehringen.
5. Baur, Gymnasialrector, Tübingen.
6. Bender, Hermann, Professor, Tübingen.
7. Bender, Robert, Präceptor, Kirchheim u. T.
8. Berg, E., Professoratsverweser, Tübingen.
9. Biehl, Dr. Wilhelm, Director, Innsbruck.
10. Büchler, Professor, Oehringen.
11. Burger, Studienlehrer, Freising.
12. Ehemann, Professor, Hall.
13. Enk, Gymnasiallehrer, Kalisch.
14. Föll, Professor, Esslingen.
15. Friderich, Rector, Reutlingen.
16. Gaqnoin, Gymnasiallehrer, Giessen.
17. Geib, R., Dr. phil., Tübingen.
18. Gräber, V., Präceptor, Murrhardt.
19. Harms, Schulrath, Hamburg.
20. Hartmann, R., phil. cand. aus Herbrechtingen.
21. Held, Rector, Ravensburg.
22. Heller, Dr., Oberlehrer am Joachimsthal.-Gymn., Berlin.
23. Kauffer, Alb., phil. cand., Tübingen.
24. Knapp, Dr. Paul, Esslingen.
25. Köhler, H., Professor, Heidelberg.
26. Köstlin, Pfarrer, Belsen.
27. Kraz, Professor, Stuttgart.
28. Lamparter, Professor, Stuttgart
29. Lattmann, Gymnasialdirector, Clausthal.
30. Lattmann, phil. stud, Tübingen.
31. Lüttgert, Dr., Gymnasialdirector, Lingen.
32. Maier, Professor, Tübingen.
33. Mezger, A, Oberpräceptor, Gmünd.
34. Müller, H., Dr., Gymnasiallehrer, Ilfeld.
35. Müller, H., Rector, Calw.
36. Müller, W., Professor, Tübingen.
37. Neidhardt, Präceptor, Ludwigsburg.
38. Oesterlen, Professor am Realgymnasium, Stuttgart.
39. Ortmann, Dr., Conrector, Schleusingen.
40. Ott, Dr. Meinrad, Rector, Ehingen.
41. Paulus, Wilhelm, Inspector der Bildungsanstalt Salon bei Ludwigsburg.
42. Rösch, Professor, Heilbronn.
43. Sandberger, Archidiaconus, Tübingen.
44. Schmid, Dr., Gymnasialrector, Stuttgart.
45. Schrader, Dr., Geh. Reg.-Rat, Königsberg.
46. Steiff, phil. cand., Tübingen.
47. Strölin, Rector, Kirchheim u. T.
48. Uhlig, Dr., Gymnasialdirector in Heidelberg.
49. Wagener, Dr., Gymnasiallehrer, Bremen.
50. Warth, Präceptor, Böblingen.
51. Wildermuth, Dr., Professor, Tübingen.

*) Da die dem Protokoll zu Grunde liegende stenographische Nachschrift nicht überall zuverlässig war, so hat sich der Vorsitzende bewogen gesehen, an mehrere Mitglieder, die sich an den Verhandlungen betheiligt hatten, die Bitte um Ergänzung und Berichtigung des Entwurfs zu richten. Bei allen dies zu thun, war nicht wohl ausführbar.

Digitized by Google

Oberstudienrat Dr. Schmid: Indem ich der Versammlung einen guten Morgen zurufe, muss ich ihr gleich sagen: wir sind gedrängt und müssen die Zeit sparen, also anfangen, sobald wir können. Ebenso sind wir auf der andern Seite im Gedränge und müssen mit den Kräften sparen. Aus diesem Grunde, da ich weiss dass Hr. Geh. Reg.-Rat Schrader nur noch heute da ist, dürfen wir ja nicht versäumen, auch seine Kraft auszunützen; darum bitte ich ihn dass er die Güte haben möge, als mein Stellvertreter auf diesen Platz zu treten. (Es geschieht).

Adler v. Halle nahm zunächst die Nachsicht der Versammlung in Anspruch. Er sei ohne die Absicht einen Vortrag zu halten nach Tübingen gekommen und darum auch auf das gestellte Thema nicht vorbereitet, habe sich aber der Aufgabe über die von ihm angeregte Frage die ihm, wie wohl vielen Fachgenossen, eine Herzensfrage sei, durch einige einleitende Worte eine Debatte und Meinungsäusserung in dieser Versammlung zu veranlassen, nicht entziehen zu dürfen geglaubt. Der Vortragende bezeichnete nun zunächst kurz das Uebel und die Gefahr welche für die höheren Lehranstalten aus der Masslosigkeit der Ansprüche entstehe welche in der pädagogischen Presse an dieselben gestellt würden. Die Ursache davon liege in dem allgemeinen Charakter unserer Zeit. Diese sei eine Zeit der Umwälzung auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens. Sie verfolge Ideale mit rücksichtsloser Consequenz und mit Nichtachtung des Bestehenden und historisch Gewordenen. Sollen diese Ideale erreicht werden, dann müsse, so meint man, bei der Jugend eingesetzt werden. Darum suchten alle diese Bestrebungen einen Einfluss auf die Schulen zu gewinnen. Man stelle gewisse Bildungsideale auf, zu deren Erreichung die ganze bisherige Organisation des Schulwesens eine wesentliche Umgestaltung erfahren müsse. So male man sich eine Gefahr vor von einem Riss der durch die Bildung des ganzen Volks gehen solle, wenn zwei verschiedene Arten von höheren Bildungsanstalten neben einander hergingen, die Gymnasien und die Realschulen. Man wolle eine einheitliche Schule construieren und zum Fundament dieser bald diesen bald jenen Unterrichtsgegenstand machen. Wie für die Schule im Allgemeinen, so würden auch für die einzelnen Unterrichtsfächer ideale Ziele erstrebt und zu deren Erreichung eine grössere Zahl wöchentlicher Lehrstunden für dieselben verlangt. Alle diese Forderungen träten mit dem Anspruch einer unabweislichen Notwendigkeit auf, wenn nicht unheilbarer Schaden eintreten solle. So würde für das Griechische eine gleich grosse Zahl von Unterrichtsstunden, wie für das Lateinische verlangt, oder es sollen auch beide Sprachen die Rollen, die sie bisher im Schulorganismus gehabt haben, tauschen. Mehr Stunden verlange man für das Deutsche, mehr für das Französische, mehr für Naturwissenschaften, mehr für Geschichte und Geographie. Dies summiert, dürfte leicht eine Zahl von mehr denn vierzig wöchentlichen Lehrstunden herauskommen.

Während man aber die Anforderungen an die höheren Lehranstalten nach jeder Seite hin steigere, werde gleichzeitig über eine Ueberbürdung der Schüler mit häuslichen Arbeiten geklagt und Abhilfe gefordert. Was nun zunächst diese letzte Klage betreffe, so könne er ihre Berechtigung, in der Ausdehnung, wie sie ausgesprochen werde, nicht anerkennen. Frühere Generationen hätten entschieden mehr gearbeitet, als die gegenwärtige, und die ihnen angehörenden Männer seien darum nicht früh verbraucht. Nach seiner Amtserfahrung seien viele Schüler an Faulheit zu Grunde gegangen, an Fleiss kaum Einer oder der Andere. Die Summa der Forderungen also laute: Ihr sollt weniger

Digitized by Google

arbeiten als bisher; aber mindestens ebensoviel oder mehr lernen und leisten. Frage man: Wie ist das möglich? so bleibe entweder die Antwort aus, oder man werde auf eine bessere Methode des Unterrichts verwiesen. Nun würden ja gewiss recht viele Missgriffe teils aus Unkenntniss des jugendlichen Geistes und seines Fassungsvermögens, teils aus übergrossem, von Trachten nach eigner Ehre nicht immer freiem Eifer einzelner Lehrer für ihr Fach begangen; auch sei er selbst nicht so verschlossen für Neues, um nicht auch gern auf neue Methoden einzugehen — ein Lehrer, der nicht mehr lernen könne, könne auch nicht mehr lehren — allein wie es überhaupt keine menschliche Unfehlbarkeit gebe, so auch keine unfehlbare Methode und keine Methode werde aus einem Schulmeister auch einen Meister in der Schule machen, und der Anspruch mit Hilfe der Methode beispielsweise im Griechischen mit sechs Jahren so viel zu erreichen, als bisher in sieben Jahren erreicht worden sei, heisse ein Verdammungsurteil über diejenigen aussprechen welche früher diesen Unterricht erteilt hätten.

Ein andres Mittel das vorgeschlagen werde, sei einzelnen Gegenständen einen Teil der ihnen bisher zugewiesenen Unterrichtsstunden zu entziehen und andern zuzulegen, und da müssten sich eine Beschränkung natürlich diejenigen Fächer gefallen lassen, die bisher am reichsten dotirt gewesen seien, die classischen Studien. Nun seien aber die classischen Studien auf unsern Schulen keineswegs in solcher Blüte dass sie einen Abzug ertragen könnten.

Die Gefahren aber welche aus der Verwirklichung der Zumutungen drohten, welche man den höheren Lehranstalten mache, träfen ebenso Lehrer wie Schüler. Letztere würden, selbst abgesehen von der Gefahr für ihr leibliches Wohl, mit der Menge des Wissensstoffes, den sie in sich aufnehmen sollten, in ihrer Aufnahmefähigkeit gelähmt, abgestumpft, in ihrer geistigen Selbsttätigkeit gehemmt, und sie würden zur Oberflächlichkeit gewöhnt, zur gründlichen Durcharbeitung eines engeren Kreises von Erkenntnissgegenständen unfähig. Aber auch die Lehrer würden genötigt, sich in ihren Studien immer mehr zu zersplittern. So hätten in den Oberlehrerprüfungen manche Prüfungsobjecte immer mehr Raum gewonnen. Der Candidat müsse für diese besondre Studien auf der Universität gemacht haben, um ein Zeugniss ersten Grades zu gewinnen. Dadurch werde die Zeit für die classischen Studien immer mehr beschränkt und ein Vertrautwerden mit der classischen Litteratur, wie es nötig sei, um rechte Liebe und Begeisterung für sie zu gewinnen und in den Schülern zu erwecken und zu entzünden, könne nicht gewonnen werden.

Die ganze Forderung beruhe auf dem Irrtum, der Schüler solle von der Schule, der Schulamtscandidat von der Universität einen abgeschlossenen Kreis des Wissens mit hinwegnehmen. Aber die Schule habe ihren Schülern nicht eine abgeschlossene Bildung, sondern mehr lebenskräftige Bildungskeime und eine entwickelte Fähigkeit und Lust mitzugeben, dieselben weiter zu entwickeln. Der Schulamtscandidat aber sei als befähigt zum Lehramt anzusehen, der in der Prüfung nachweise dass er sich auf einem begrenzteren Gebiete der Schulwissenschaften gründlich und selbständig umgetan und auf weiterem Gebiet mindestens soweit orientirt habe, um sich mit Leichtigkeit tiefer hineinarbeiten zu können.

Der Antrag, den er sich demnach an die hochgeehrte Gesellschaft zu richten erlaube, sei: „Die pädagogische Section der 31. Versammlung der Philologen und Schul-

Digitized by Google

männer spricht ihre Ueberzeugung dahin aus dass die jetzt in der pädagogischen Litteratur, wie in der Presse überhaupt hervortretende Neigung, die Zahl der Unterrichtsgegenstände und den Umfang des Lehrstoffs in den einzelnen zu erweitern, gleichwenig heilsam, vielmehr gefahrdrohend für die geistige und leibliche Bildung der Schüler, wie für die Gediegenheit der Bildung des Lehrerstandes sei."

Schmid: Was H. Director Adler gesagt hat, ist mir aus dem Herzen heraus gesprochen. Ich glaube, wer Erfahrungen gesammelt hat, wird von dem gleichen Uebelstand sich hin und wieder gedrückt gefühlt haben, wird die Gefahren die drohen als ernsthafte und wichtige ansehen. Und so glaube ich dass es sehr in unserem Interesse liegt, d. h. im Interesse der Bildung unserer Jugend, eines wichtigen Bestandteils unsrer Nation, wenn wir in möglichst grosser, womöglich einstimmiger Kundgebung unsere Besorgnis vor diesen Gefahren ausdrücken, damit, wenn es sein könnte und Gott Gnade dazu verleiht, die Stimme von uns, den Fachmännern, einigermassen Gehör finde an den Stellen, wo in höchster Instanz die Fragen des Gymnasialwesens entschieden werden; ich möchte diejenigen bitten welche den aufgestellten Sätzen gegenüber Zweifel in sich hegen, sie hier auszusprechen, damit wir dieselben erörtern können. Ehe solche Bedenken besiegt sind, möchte ich selbst nicht raten, zu einer solchen öffentlichen Kundgebung zu schreiten. Aber lassen Sie, das bitte ich Sie noch einmal, sich ja nicht abhalten, eben solche Bedenken vorzubringen, jetzt, da es gilt, die Sache frei und offen auszusprechen. Es ist eine brennende Frage, das können wir uns nicht verhehlen. Also greifen wir zu, da sie vor uns gebracht ist, um in unsrem Teil an ihrer Lösung mitzuwirken.

Biehl, Director aus Innsbruck: Ich bin vollkommen mit der Sache die aufgestellt worden ist, einverstanden. Nur ist mir als Ausländer nicht recht klar, nach welcher Richtung denn eigentlich die Gefahren die besorgt werden, hier in Deutschland liegen. Es ist Einiges genannt worden: das Altdeutsche, dann scheint mir eine Besorgnis der Naturwissenschaften wegen hindurchzublicken, vielleicht auch in Hinsicht auf die Mathematik; aber es sind nur Vermutungen über die ich Klarheit haben möchte, und Sie werden entschuldigen, wenn ich diese Klarheit bis jetzt noch nicht habe.

Ortmann (Schleusingen): Auch ich muss mein freudiges Einverständnis mit dem was vorgebracht worden ist ausdrücken und möchte an die Bemerkungen des Hrn. Directors nur eines anknüpfen in Betreff des Gegenstands der mir besonders am Herzen liegt, des Griechischen. Jenes Verlegen von Quarta nach Tertia ist in Süddeutschland schon längst zu Hause. In Baiern fand es schon früher statt, auch jetzt nach dem neu revidierten Schulplan, und wenn ich mich recht entsinne, wird auch in Württemberg und Baden erst im vierten Schuljahre das Griechische angefangen. In dieser Beziehung hätten wir factisch festgestellt, dass es irgendwo in Deutschland schon durchgeführt ist. Und ich glaube, dass in der Prima bei beiden Einrichtungen dasselbe geleistet wird. In Sophokles und Demosthenes, dann in Thukydides kam man wenigstens früher nicht weiter. In dieser Beziehung möchte ich also darauf hinweisen, dass darin eine Gefahr für die Erfolge im Griechischen nicht läge, wenn man dasselbe erst in Tertia begänne. Sodann noch eine Bemerkung: Wenn gesagt wurde, man dürfe herzhaft später Griechisch anfangen, da eine methodische Verbesserung es möglich mache, in beschränkterer Zeit ebensoviel zu leisten wie früher, und daran angeknüpft wurde, es sei das eine Anklage gegen die früheren

Digitized by Google

Lehrer, so muss ich doch bemerken, es mag etwas daran sein, aber so scharf darf man es doch nicht nehmen. Jedermann weiss ja doch dass die früheren Lehrer redliche Gedanken hatten, dass aber die Fortschritte durch die sprachwissenschaftlichen Untersuchungen seit 1816 oder weiter es ermöglicht haben, Resultate in die Schule einzuführen, auf die eine wissenschaftliche Methode zu gründen ist. Ich denke da keineswegs zu überschwänglich von diesen Resultaten. Ich will nicht auf einmal das, was Bopp und seine Nachfolger erreicht haben, der Jugend vorlegen, damit vor lauter Sprachwissenschaft und Lautlehre das Andere in die Brüche gienge. Aber es ist meine Ueberzeugung, dass eine sehr grosse Erleichterung zu erzielen ist, ins Besondere in der Erlernung der Vocabeln. Dies ist unbestreitbar dass, wenn man Neues durchzugehen hat, an der Hand der etymologischen Wissenschaft die Schüler in Stand gesetzt werden, leichter zu verstehen und durch die Hinweisung auf das Lateinische und Deutsche auch leichter zu merken. Hier könnten gute Vocabularien nützliche Dienste leisten, aber es ist doch hierin noch nicht so gesorgt, wie etwa für die Grammatik: Die Grammatiken sind ja allbekannt. Curtius beherrscht fast ganz Oesterreich. Sodann ist unter den neueren Koch hochzuschätzen. Zum Schlusse muss ich noch einmal wiederholen dass mir das Uebrige ganz aus der Seele gesprochen ist.

Uhlig: M. H. Ich teile die Ansicht Herrn Adlers insofern, als ich ebenfalls die um sich greifende Decentralisation im Unterrichtsplan des Gymnasiums lebhaft beklage. Immer mehr mehr wird jetzt erzielt dass in verschiedeuen Lehrobjecten etwas gewusst wird, immer weniger dass etwas gekonnt wird: die Ausbildung der Fähigkeiten geht zurück. Aber, m. H., den früheren Grad der Centralisation werden wir nie wieder erlangen. Dies weist uns darauf hin, zu sehen ob wir durch Verbesserung der Methode des classischen Unterrichts nicht den Schaden wenigstens einigermassen gut machen können, der den philosophischen Gymnasialstudien durch das Hereinströmen und die Ausbreitung anderer Lehrgegenstände erwachsen ist. Dass in dieser Richtung nun neuerdings sehr Erspriessliches erreicht ist und noch mehr erreicht werden kann, darin stimme ich mit dem Herrn Vorredner überein und dissentiere ich (scheint mir) von Herrn Director Adler. Als die wichtigste der methodischen Neuerungen aber betrachte ich die, dass man innerhalb des classischen Unterrichts die straffe Centralisation zu verwirklichen anfängt, die wir als Ideal des ganzen gymnasialen Unterrichtsplanes ansehen. Vieles bleibt da noch zu thun. Die Regel, dass nie mehr als ein lateinischer und ein griechischer Autor zu gleicher Zeit gelesen werde, ist noch von Vielen nicht anerkannt, geschweige denn an den deutschen Gymnasien durchgeführt. Die Erfahrung aber zeigt, wie ungleich grösser die Fortschritte auch in den obersten Classen sind, wenn alle Lectürestunden immer längere Zeit hindurch auf einen Autor verwandt werden. Ein Zweites, welches eng mit dem Ersteren zusammenhängt, ist dass der lateinische, wie der griechische Unterricht auf keiner Stufe in den Händen Mehrerer liegen sollte. Allerdings werden Personalrücksichten manchmal das Gegenteil erzwingen; aber wenn dieser Zwang nicht vorhanden ist, sollten nie die lateinischen oder die griechischen Stunden einer Klasse unter mehrere Lehrkräfte verteilt werden. Endlich ein Drittes, das noch am Wenigsten durchgeführt ist und auch demselben Grundsatz entstammt: ich meine dass die lateinischen und griechischen Schreibübungen stets an die Lectüre angeschlossen werden. Ich habe mich der Empfehlung dieses Verfahrens gegenüber erst ungläubig verhalten. Jedoch durch die

Digitized by Google

Meinungsäusserungen von Bonitz, Wendt und Köchly bewogen, machte ich einen Versuch und bin bekehrt. Meine Erfahrung ist dass man mit Hilfe dieser Methode ein Drittel mehr leisten kann, als wenn man anders verfährt. Es ist wunderbar, wie viel rascher bei solcher Concentrierung die Schüler sich in die einzelnen Classiker hineinlesen. Wenn morgen im Extemporale die Capitel Platon's zur Verwendung kommen, die heute oder in der vergangenen Woche durchgegangen wurden, so ist das ein Gewinn für das Verständniss des Autors, und es fallen auch die Extemporalia besser aus. Ja, man kann auch die mündlichen Uebersetzungen ins Lateinische und Griechische an die prosaische Lectüre anschliessen. Ich bitte es mir nicht als Arroganz auszulegen, wenn ich kurz angebe, wie ich das gegenwärtig mache. Ich pflege auch im griechischen Unterricht der Prima zu Anfang jeder Stunde zu repetieren, was in der vorigen interpretiert ist. Nachdem der Text gelesen (was ich gewöhnlich erst bei der Repetition tun lasse), heisse ich die Bücher schliessen und, beschäftigen wir uns grade mit einem Prosaiker, so spreche ich dann zu augenblicklichem Uebersetzen deutsche Sätze vor, die entweder ganz aus dem Autor genommen oder den im Text befindlichen nachgebildet sind oder sich auf die gelesene Auseinandersetzung irgendwie beziehen. — In dieser centralisierenden Richtung insbesondere, meine ich, sollte die Methode des philologischen Unterrichts überall verbessert werden. — Es ist nebenbei auch die Frage erörtert worden, ob das Griechische nicht Not leide, wenn es nicht schon in der Quarta, sondern ein Jahr später angefangen werde. Auch ich bin der Ansicht dass der daraus entstehende Schaden nicht erheblich ist. Ich kenne preussische Gymnasien, bin selbst auf einem solchen gebildet, jetzt bin ich an einem badischen angestellt: da ist mir nun klar geworden dass man im Allgemeinen mit sechs wöchentlichen Stunden während sechs Jahre, zu demselben Ziele kommt, wie mit ebenso vielen wöchentlichen Stunden während sieben Jahre. Die Prüfungsexercitien welche den badischen Abiturienten jetzt gegeben werden, sind nicht leichter als diejenigen an guten preussischen Gymnasien. Wir bringen es, meine ich, auch in dem Verständniss der Autoren zu ähnlicher Geläufigkeit wie dort. Und wenn Sie fragen, wie dies möglich sei, da wir doch ein Jahr weniger Griechisch haben, so muss ich antworten: damit dass an den norddeutschen Gymnasien in Sexta Latein, in Quinta Französisch, in Quarta Griechisch und Mathematik begonnen werden, wird ein pädagogischer Fehler gemacht, der Sie hindert, wesentlich mehr zu erreichen, wenn Sie auch ein Jahr mehr haben. Wir alle aber würden viel mehr erreichen, wenn wir je sieben wöchentliche Stunden Griechisch während sechs Jahre hätten.

Staatsrat v. Rümelin: Sie werden entschuldigen, wenn ich als Laie hier mitspreche; vollständiger Laie bin ich zwar nicht, indem ich auch einmal Gymnasiallehrer war und als Vater von Söhnen die das Gymnasium besuchen Gelegenheit hatte zu sehen, wie sich die Sache allmählich gesteigert hat, wie die Ueberbürdungen von Jahrzehend zu Jahrzehend kamen, und es ist mir längst Herzenssache in diesem Bezug Hilfe geschafft zu sehen. Ich habe zugleich Gelegenheit zu bemerken, wie die grossen Ueberbürdungen sich bei den Prüfungen aller Facultäten geltend machen. Es ist die Anforderung an Gedächtniswissen ganz enorm in allen Fächern. In dieser Beziehung hat mir der Herr Antragsteller aus der Seele gesprochen. Nur zwei Fragen möchte ich erörtern. Was ist denn Schuld daran? und: Wie wäre zu helfen? Es wird in der These die Sache dargestellt, wie wenn den Gymnasien diese Ueberbürdungen octroyiert würden, wie wenn

Digitized by Google

es von oben herab käme dass so viel geleistet werden müsse. Ich finde aber, wenn ich die Herren, die das Regiment in Schulsachen führen, befrage, so tragen sie keine Schuld, sondern meinen, es kommt von den Lehrern selbst her, von den Directoren der Gymnasien und von ihren Lehrern. Jeder sieht bei der Teilung des Stoffs sein Fach für selbstverständlich an und seine Anforderungen als solche unter die man nicht herabgehen kann. Man müsste Vorschläge machen, müsste sagen können, worin gehen wir zu weit. Sobald wir aber sagen sollten, worin, in welchen Fächern Einschränkungen eintreten müssten, glaube ich werden wir hier zu einer Einstimmigkeit entfernt nicht gelangen, indem der Eine Philologisches, Andere Naturwissenschaftliches, Geographie und Geschichte zu nennen haben, Jeder aber sein Fach beibehalten will. Ich erlaube mir, einige speciellere Puncte zur Sprache zu bringen. Es sind drei Fächer in dem Gymnasiallehrplan die meines Erachtens noch einer wesentlichen Zeitbeschränkung fähig wären, und Sie werden erstaunen, wenn ich sage, welche: deutsche Sprache, Geschichte und Geographie. Ich betrachte diese drei Fächer als solche die keinen grossen pädagogischen Wert haben, weil der Schüler der überhaupt strebsam ist und Interesse hat hier noch am Leichtesten im Stande ist, durch Lectüre und Selbststudium zu lernen. Es ist ein Fehler dass man sie durch alle Klassen wie einen stehenden Artikel im Lehrplan festhält; man muss doch sehen dass man eine abgeschlossene Bildung in solchen Fächern nicht erreichen kann. Ich bin ein besonderer Liebhaber gerade dieser drei Fächer, habe aber selbst als Schüler bis zum vierzehnten Lebensjahr kaum eine Stunde Geschichte, Geographie und Deutsch gehabt. Es waren unsrem Lehrplan fremde Gegenstände. Aber ich habe mit Eifer Becker's Weltgeschichte ein paar Mal durchgelesen und bin vielleicht auch in den deutschen Dichtern so sicher und gut zu Haus gewesen als unsre jungen Leute jetzt es sind. Von der Schule aus hat man sich darum nicht gekümmert. Sobald man aber in solchen Fächern ein Examen bestehen soll, lässt sich kein festes Ziel stecken. Ich bin fleissiger Zeitungsleser und in den Karten ziemlich orientiert, aber bei einer Abiturientenprüfung kommen Fragen genug vor, die ich nicht zu beantworten wüsste; es kommt dies eben daher, weil solche Fächer einen breiten, unabschliessbaren Wissensstoff haben, wobei man kein Ende findet. Ueberhaupt muss man nur nicht meinen, was man im Amt braucht, müsse man Alles schon vorher im Kopfe haben. Die Aufgaben kommen an den Lehrer heran, und wenn er sich gewissenhaft vorbereitet, so ergänzt er die Lücken seines Wissens allmälig. Auch in der Philologie geht man gegenwärtig sehr ins Detail. Mein Sohn von 15—16 Jahren lernt Regeln aus der griechischen Syntax und Grammatik, von denen man zu meiner Zeit keine Idee hatte. Man steigert Alles gleichzeitig, die Forderungen in den Realien und in den Sprachen, während die Lernfähigkeit der Schüler dieselbe geblieben ist. Auch dem Zurückführen der Grammatik auf eine allgemeine Sprachwissenschaft, der Herbeiziehung der Sanscritwurzeln und -formen kann ich für die Gymnasialstufe nur geringen praktischen Wert beilegen. Es ist schliesslich doch auch nur eine Vermehrung des Gedächtnissstoffs.

Man kann der aufgestellten These von den verschiedensten Gesichtspuncten aus zustimmen. So lange man sich darüber nicht einigen kann, worin die Ueberbürdung der Gymnasien besteht und an welchen Fächern abzubrechen wäre, wird es zwar nicht viel helfen, nur im Allgemeinen ein Uebermass zu behaupten, doch einigen Wert mag immerhin auch das schon haben, wenn eine so zahlreiche Versammlung von Schulmännern

Digitized by Google

ihre Ueberzeugung von einer tatsächlichen Ueberbürdung des Lehrplans und Unterrichtsstoffs der Gymnasien ausspricht.

Biehl: Ich muss offen gestehen, der Sinn der These war mir anfangs dunkel. Ich wusste nämlich nicht recht, ob der Thesensteller die Sache so verstanden wissen wollte dass die Klagen sich auf die bereits vorhandene, oder so, dass sie sich auf eine in Zukunft zu befürchtende Ueberbürdung beziehen. Nach der bisherigen Debatte dürfte die These in dem ersteren Sinne zu verstehen sein. — Es tröstet mich einigermassen, auch hier diese Klage zu hören, in Oesterreich bin ich daran gewöhnt. Dieselbe ist ganz entschieden zum Teil unberechtigt, namentlich insofern sie gegen die vermeintlich zu grosse Anzahl der verlangten Fächer sowie gegen das in den einzelnen Fächern geforderte Mass gerichtet ist. Nicht ohne Berechtigung erscheinen dagegen diese Klagen, wenn man Folgendes erwägt. Es ist nicht zu läugnen dass leider nur zu oft in der Schule nur gelehrt und nicht unterrichtet wird, und dass nicht immer festgehalten wird an dem Grundsatze dass Alles, was in der Schule gelehrt wird, auch in der Schule selbst von den Schülern richtig aufgefasst und vollkommen verstanden sein muss. Geschähe dieses durchgängig, so würden die häuslichen Arbeiten, da sie grösstenteils aus Uebungen beständen, nicht viel Zeit in Anspruch nehmen, die Schüler würden den Lehrstoff ohne übermässige Anstrengung zu ihrem geistigen Eigentum machen können, und auf diese Weise würden sicherlich die Klagen wegen Ueberbürdung zum grössten Teil verstummen. Die Klage wegen Ueberbürdung ist weiter begründet in der vielfach verkehrten Beschaffenheit eines grossen Teiles unserer Lehrbücher. Ein Lehrbuch sollte so abgefasst sein dass es nicht mehr enthält, als was die Schule notwendig verlangen muss, und dieses in möglichst knapper und bündiger Form. Die Erklärung ist dem Lehrer zu überlassen. Durch den Gebrauch solcher Bücher wird der Lehrer selbst vor manchen Missgriffen bewahrt, und der Schüler vermag den darin enthaltenen Stoff vollständig in sich aufzunehmen. Und endlich werden die Schüler in der Tat vielfach dadurch überbürdet dass die gestellten Forderungen in den verschiedenen Fächern nicht in das richtige Verhältniss zu einander gebracht werden, so dass keine Anforderung durch die anderen gestört oder beeinträchtigt würde. Nur zu häufig behandelt ein Lehrer sein Fach, ohne sich im Geringsten um die Anforderungen zu kümmern welche von den andern Fächern gestellt werden müssen. Dieses bezieht sich namentlich auf die schriftlichen Hausarbeiten. Auf solche Weise wird die Einheit des Unterrichts in einer Classe gestört, und die Schüler werden dadurch zu gewissen Zeiten in wahrhaft erdrückender Weise überladen. Diesen Uebelstand zu entfernen, muss der gesammte Lehrkörper, namentlich aber die Classenvorstände für eine heilige Pflicht betrachten. Aus den erwähnten Puncten erhellt leider nur zu sehr dass die Klagen wegen Ueberbürdung nicht so ganz unbegründet sind, dass daher die Entfernung ihrer Ursachen mit aller Macht angestrebt werden muss.

Schrader: Bei Zusammenfassung der Debatte, zu welcher die Rücksicht auf die bevorstehende Plenarsitzung nötigt, glaube ich gerade an das was der H. Dir. Biehl gesagt hat, anknüpfen zu können. Aus demselben ergibt sich nämlich dass im Verlauf der Erörterung sich die ursprüngliche Frage verschoben hat. H. Dir. Adler meinte mit seiner These nicht etwa die jetzt herrschenden Uebelstände zu treffen, sondern er wollte derjenigen Abänderung und Ueberbürdung des Lehrplans entgegentreten, welche wir nach gewissen Forderungen in der neueren pädagogischen Litteratur und auch in der nicht

Digitized by Google

berufenen Presse zu befürchten hätten. Diese Forderungen welche sich unter Anderem auf eine bedeutende Ausdehnung des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen gerichtet haben, im Einzelnen anzuführen, würde bei unserer beschränkten Zeit zu weit führen. Gegen die These des H. Dir. Adler selbst sind keine Einwendungen erhoben; man hat vielmehr gewisse schon jetzt vorhandene Missstände namhaft gemacht und methodische Vorschläge zur Spraehe gebraeht, um die unleugbare Ueberbürdung der Jugend zu beseitigen. In dieser Beziehung ist auf die sogenannte Concentration des Unterrichts innerhalb der einzelnen Diseiplinen, dann aueh auf eine sorgsame Organisation des Ganzen hingewiesen. Hierbei glaube ich unsern besonderen Dank dem Herrn Kanzler von Rümelin für seine zutreffenden Bemerkungen aussprechen zu dürfen, die um so schätzenswerter sind, weil er diese Frage nieht als früherer Lehrer sondern als Vater betraehtet hat. Er hat völlig Recht dass hier mit allgemeinen Sätzen nicht geholfen werde, sondern dass es concreter Vorschläge bedürfe. Es ziemt mir nieht, sachlich in die Debatte einzugreifen; meine eigenen Schulerinnerungen stimmen aber in Vielem mit den Erfahrungen meines Freundes Rümelin überein. Aueh meine Lehrer, denen ieh stets dankbar sein werde, haben mieh nicht eigentlich im Deutschen unterriehtet, und besonders haben sie uns nicht in die deutsehe Litteratur eingeführt; dies überliessen sie vielmehr unserer eigenen Lectüre. Wir waren aber deshalb nicht schlechter beschlagen; im Gegenteil weil dieses Fach nicht gelehrt wurde, behielt es Frische und Reiz für uns. Gleichwohl glaube ich nicht, und hierin wird der H. Kanzler mir wohl zustimmen, dass mit dem Vorschlage, das Deutsche aus unserem Lehrplane zu streichen, heut zu Tage viel Glück zu machen ist. Aber das sollen wir aus der Debatte entnehmen dass die Beschränkung und innere Verbindung des Stoffs auch auf diesem Gebiete dringend geboten ist. Ich kehre zurück zu dem, was ieh anfänglieh sagte: Es handelt sieh in der These des H. Dir. Adler eigentlich nieht um die jetzige Ueberbürdung, sondern um die dureh neuere bekannte Vorsehläge angeregten Befürchtungen für die Zukunft. In diesem Sinne lege ich Ihnen dieselbe zur Abstimmung vor und bitte die Herren welche derselben zustimmen wollen, sich zu erheben.

So viel ich sehe, ist die These fast einstimmig angenommen. Hiernaeh muss ieh die heutige Sitzung schliessen.

Sehmid: Die Tagesordnung für morgen betreffend so glaube ieh, steht niehts entgegen dem Raum zu geben was im gedruckten Programm hier vor uns liegt: die Thesen des H. Prof. Bender, und dann wollen wir Lattmann hören oder umgekehrt. Ich möchte bitten dass wir uns darüber bestimmt ausspreehen. (Gesehieht.) Also die erste Stelle nimmt das Thema des H. Bender ein.

Zweite Sitzung.

Mittwoch den 27. September.

Sehmid: Auf der Tagesordnung steht für heute die Frage: Abiturientenprüfung oder Centralexamen? die, wie ieh hoffe, aueh für die norddeutschen Herren einiges Interesse

Digitized by Google

haben wird. Ich erlaube mir die Bemerkung vorauszuschicken: Die Absicht war, Ihnen die Thesen gedruckt in die Hände zu geben. So war es gestern Vormittag geplant, aber durch ein unseliges Missverständniss kam das Manuscript nicht in die rechte Druckerei. Statt in die Hände des Tagblattdruckers kam es zu einem Anderen, der es liegen liess. Also beschränken wir uns, die Thesen vorzulegen und immer wieder darauf zurückzukommen. Ich bitte auch den H. Prof. Bender, dass er die Thesen langsam liest.

Bender (aus Tübingen) verliest folgende Thesen:

1. Von einer Beeinträchtigung des Rechts des Gymnasiums durch die Form des Centralexamens kann keine Rede sein.
2. Das Examen ist bei beiden Formen der natürliche Abschluss des Gymnasialcursus, die Form bedingt keinen wesentlichen Unterschied.
3. Die Gefahr dass beim Centralexamen Kenntnisse gefordert werden welche der Schüler nicht haben kann, ist unschwer zu beseitigen.
4. Das Centralexamen bringt mehr Gleichheit mit sich, während andrerseits der dem Abiturientenexamen scheinbar zukommende Vorteil, dass auch die Vergangenheit des Schülers berücksichtigt werde, nicht allzu schwer wiegt.
5. Der Unterschied des Prüfungspersonals hat wenig oder gar keine Bedeutung.
6. Nicht jeder Lehrer ist auch ein brauchbarer Examinator.
7. Die Behauptung von C. L. Roth, das Centralexamen solle zugleich zur Controle der Lehrer dienen, hat keine Berechtigung.
8. Persönliche und locale Inconvenienzen werden am Besten durch das Centralexamen abgeschnitten.
9. Abiturientenexamen bringt — wenigstens bei grösserer Zahl der Examinanden — eine Störung des Unterrichts mit sich.
10. Aeusserliche Dinge, wie Reisekosten u. dgl., können nicht entscheidend sein.

Es kann vielleicht überhaupt als unpraktisch erscheinen, die Besprechung dieser Frage vorzunehmen, nachdem die in Norddeutschland übliche Form des Abiturientenexamens auch bei uns durchgeführt und dadurch zur allgemeinen Norm geworden ist. Es ist selbstverständlich in langer Zeit nicht an einen Versuch zu denken, daran zu rütteln. Aber gerade der Umstand dass diese Form jetzt auch die bei uns herrschende ist, veranlasst mich diese Thesen vorzulegen. Und nicht bloss eigener Impuls ist es, sondern vielseitiger Wunsch. Es gibt nämlich in Württemberg nicht Wenige die mit der neueren Form nicht einverstanden sind und die frühere erneuert wissen wollen, wie Hirzel es in seiner Pädagogik ausspricht. Was das Centralexamen betrifft, so will ich für die Nichtwürttemberger kurz beifügen, worin diese Form bei uns bestand. Es wurden zweimal im Jahr, an Ostern und im Herbst, sämmtliche reife oder auf Reife Anspruch machenden Gymnasiasten zur Prüfung nach Stuttgart zusammengerufen, um von einer Commission unter Vorsitz eines Regierungscommissärs schriftlich und mündlich geprüft zu werden. Dieses Examen fand zweimal im Jahre statt. Das war ein entschiedener Fehler. Aber dies ist eine Frage die mit der unsrigen nicht unmittelbar in Berührung steht, ebenso die Frage, ob überhaupt ein Examen auf die Universität stattfinden soll oder nicht. Wir kennen beide Formen und haben selbst examiniert und selbst beide als Lehrer mitgemacht. Und nicht Wenige sind welche die frühere Form zurückwünschen, und nicht aus Eigen-

Digitized by Google

sinn oder Unfähigkeit sich in Neues hineinzufinden, auch nicht aus Opposition gegen die neue Einheit oder aus Furcht vor der Gefahr der Borussificierung, sondern weil die neue Form uns gezeigt hat, wie manche Unzuträglichkeiten damit verbunden sind welche bei der früheren nicht gewesen waren, jedenfalls aber sich nicht in gleichem Masse gefunden hatten. Ich habe die Thesen so geordnet dass ich die principielleren vorangestellt habe und die weniger bedeutenden nachfolgen liess.

Was nun die erste These anlangt, so ist die Behauptung aufgestellt worden, es werde dem Gymnasium etwas von seinem Recht entzogen, wenn man es die Prüfung nicht in loco vollziehen lasse, sondern das Examen an andere Orte verlege nnd durch Andere vollziehen lasse. Es fehle dem Gymnasium etwas zu seiner Vollständigkeit. Das Examen und der Gymnasialcursus müssen in einer inneren organischen Verbindung stehen. Es breche ihm dies die Spitze ab, nehme ihm die Krone weg. Diesen Bedenken ist ein praktischer Wert nicht beizumessen. Was geraubt werden soll, sehe ich nicht ein. Was brauchen wir auch noch diese Schüler zu prüfen? Wir prüfen so schon oft genug. Abgesehen davon ist dieses Bedenken wohl doctrinärer Natur und bloss von doctrinärer Bedeutung. Wenn man von einem Rechte des Gymnasiums spricht, so wird dieses Recht gewahrt durch das Reifezeugniss welches durch den Lehrerconvent dem Schüler erteilt wird. Von der Regierung ist eben festzuhalten, keinen auf die Universität zuzulassen, der nicht dieses Reifezeugniss hat. Das Gymnasium ist die Anstalt die bis zur Schwelle der Universität geht und die Schüler bis dahin zu führen hat, indem sie sie mit den nötigen Kenntnissen ausstattet. Und auch dem Gymnasium selbst wird bei der Centralprüfung das Recht das ihm zukommt nicht genommen. Es sind immer Lehrer des Gymnasiums, nicht die nämlichen Lehrer, sondern überhaupt Gymnasiallehrer. So lange es in ihren Händen liegt, wird dem Gymnasium sein Recht nicht entzogen. Also diesem Einwurf kann ich praktische Bedeutung nicht beimessen. Es wäre etwas Anderes, wenn man das Examen den Lehrern der Universität überliesse, aber davon ist ja gar keine Rede. Dadurch würde dann allerdings dem Gymnasium ein Recht geraubt.

Wenn man sagt, das Gymnasialexamen müsse der natürliche Abschluss sein, so sehe ich nicht ein, in wiefern das nicht auch mit dem Centralexamen seine Richtigkeit haben soll. Wenn man ferner das Examen vom Ort des Gymnasiums trenne, bekomme das Examen ein zu grosses Gewicht, eine zu selbständige Bedeutung, und die Furcht vor diesem Examen werde in unerträglicher Weise gesteigert. Was die Furcht betrifft, so wäre sie dem Schüler zeitenweise mehr zu wünschen. Wenn man ein Examen strenge vornimmt, wird auch die Furcht bestehen müssen, und es wäre keine Gefahr, wenn eine solche Furcht vorhanden wäre. Es stände ein drohendes Gespenst vor dem Schüler, das gar nichts schaden würde. Uebermässige Arbeit aber, so zu sagen Examenschafferei, damit ist es nicht gar zu arg. Es wird immer Fächer geben, wie Geschichtsdaten u. s. w. die reiner Gedächtnisstoff sind. Das bleibt aber bei allen Examen. Ueberdies wäre noch der Umstand zu bemerken dass durch Abiturientenexamen eine Ungleichheit entsteht zwischen solchen Examinanden die vom Gymnasium herkommen und solchen die von anderwärts kommen.

Schmid: Ich bitte diejenigen Herren die Einwendungen zu machen geneigt sind sich zum Wort zu melden.

Digitized by Google

Lüttgert (Lingen): Es wird für uns Norddeutsche die wir an das Ab.-Ex. gewöhnt sind schwer sein, dem H. Antragsteller in seinen Motiven zu folgen. Wir sind, wie dankbar auch wir dem H. Prof. sind, uns eine Anschauung vorgeführt zu haben die von so viel Wichtigkeit für Schwaben ist doch durchaus nicht vorbereitet, aber eins wollen wir doch aussprechen: nach meiner und verschiedener anderer Collegen Ansicht ist das Ab.-Ex. nicht bloss der Abschluss des Gymn.-Cursus, es stellt sich hier als letzte Gymn.-Tat unter den Gesichtspunct der Pädagogik. Es ist der letzte Akt der Reifesprechung, wie von einem Vater der eben seinen Sohn aus seinen Händen entlässt. Auch wenn gesagt worden ist dass das Gymn. ja das Reifezeugniss auszustellen das Recht hat, ist das schon sehr viel, aber erst die Hauptsache, das Maturitätszeugniss auszustellen, macht die Sache perfect. Sodann sehe ich nicht ein, warum auf diesem Uebergangspunct der Jugend bereits diese eigentlich officielle Nötigung dem Staate gegenüber zugemutet wird, nachdem ja seine geistige Mutter ihm nach der württ. Einrichtung das Reifezeugniss erteilt hat.

Bender: Ich erlaube mir, was den pädagog. Gesichtspunct betrifft, auf Numero 4 hinzuweisen; was nun den andern Gesichtspunct betrifft, wonach das Examen eigentlich nur ein Correlat zum Reifezeugniss sei, bin ich, was die Ab.-Prüfung betrifft, vollkommen einverstanden. Die Frage ist schon von vielen Autoritäten behandelt worden. Jakob Grimm und Andere haben sich dagegen ausgesprochen, aber von noch gewichtigeren Seiten, von anerkannten Schulmännern, ist erwidert worden dass ohne Examen nicht auszukommen sei. Diese Autoritäten haben noch ein besonderes Examen für notwendig gehalten. Wenn es bloss als Correlat zu betrachten ist, hat es wenig Wert, eben wie ein jedes Schlussexamen im Jahre wird es Repräsentationsdrama, allein ich gieng davon aus dass es stattfinden und Bedeutung haben soll. Desswegen glaube ich dass diesem Einwurf die Grundlage fehlt, weil wir das Examen doch festhalten wollen.

Schmid: Ich möchte doch einen der Herrn Collegen aus Württ. bitten, darzulegen, wie es kam dass wir das Centralexamen aufgaben und Ab.-Pr. einführten. (Stimme: Die Reichserrichtung ist der Grund.) Auf das Drängen der Ständeversammlung, als die Abgeordneten wiederholt darauf zurückkamen, entstand es.

Adam: Ich möchte historisch nur auf einen Gegenstand aufmerksam machen. Es gab eine Zeit in Württ., wo bloss Ab.-Pr. in den theologischen Anstalten bestanden. Es wurde durch eine Commission zu meiner Zeit geprüft, dann wurde für die Theologen ein Centralexamen, ein Concurs eingeführt. Jetzt in neuerer Zeit ist man zur alten Praxis zurückgekehrt. Wie weit es vor den 20er Jahren bei anderen Facultäten war, weiss ich nicht. In jener Zeit wo bei uns das Ab. Ex. herrschte wurden eigentlich bessere Resultate erzielt als seit dem Concurs. Ich möchte nur an die erste Blaubeurer Promotion erinnern, der der H. Vorsitzende angehört. Es ist da viel Störendes ins Auge zu fassen, wie das Schauzen auf die Geschichte. Ich wollte nur sagen: Es gab eine Zeit wo es kein Centralexamen in Württ. gab, und zu dieser Praxis ist man zurückgekehrt.

Ortmann (Schleusingen). Ich möchte aus meiner Erfahrung einige Bedenken erheben. Mit der Einrichtung des Centralexamens bin ich ganz unbekannt und bitte daher um Belehrung in zwei speciellen Puncten. Einmal: Wie können Unterschleife beim Centralexamen vollständig verhindert werden, wo 50—60 Examinanden zusammenkommen, da es schon schwer ist, beim Lokalexamen sie zu verhindern? Es ist ja möglich dass, wenn

Digitized by Google

50—60 zusammenkommen, 1 oder 2 oder 3 Inspicienten da sind, oder, was ich noch für besser halte, es können die 50—60 in 3 gesonderte Lokale gebracht werden. Schwierig wird es aber dann immer noch sein, Unterschleife zu verhindern. Das Andere, worüber ich belehrt werden möchte, ist, ob das nicht zu viel verlangen heisst von Schülern, wenn ihnen ein Thema vorgelegt wird das nicht ihre Fachlehrer aus dem Unterrichtsstoff herausgenommen haben. Ein Reglement gibt es zwar, und darnach wissen die Examinatoren was sie verlangen können. Aber das Reglement lässt sich verschieden deuten. Der Lehrer dagegen weiss was die Schüler gelernt haben, und kann das zeigen. Und ich meine auch dass schon im Unterricht die mündlichen Uebungen und die schriftlichen Arbeiten in einander greifen müssen. Sonst werden die Schüler überbürdet, und wir bekommen recht schlechte schriftliche Arbeiten. Die Aufgaben zu den Arbeiten müssen so gestellt sein dass diese für die Schüler nicht Productionen, sondern Reproductionen sind, Reproductionen im engeren Sinne, meine ich, wenn sie gelingen sollen. Es ist mir nun nicht erklärlich, wie die Themata passend gewählt werden können, wenn sie nicht durch den Fachlehrer gestellt werden. Dies sind meine zwei Bedenken.

Schmid: Es stellt sich gleich anfangs heraus: diese Sätze sind ein solches Ganzes, dass man kaum auf die Hauptsachen eingehen kann, ohne andere mitklingen zu lassen. Darum möchte ich Sie darauf aufmerksam machen dass Ihr 1. Bedenken bei Numero 8 ausdrücklich zur Sprache kommt. Ebenso schneidet Ihr 2. Bedenken in Numero 3 ein. Der Herr Thesensteller wird dann dort Veranlassung haben, näher darauf einzugehen. Aber wenn die geehrte Versammlung es beliebt, können wir auch die Puncte vorausnehmen, nur fragt es sich, ob es im Interesse der Sache ist.

Prof. Oesterlen (Stuttgart): Vor Allem müssen wir unseren norddeutschen Collegen den Schwerpunct klar machen können, um den sich die Frage bei uns in Württ. dreht. Am Ersten ist festzuhalten, das Centralexamen führt zu einer grösseren Gleichheit, und wenn wir hierzu übergehen könnten und der Hr. Referent uns das bringen möchte, würde der Unklarheit etwas vorgebeugt.

Bender: Es ist sehr schwer dass man nicht von Einem zum Andern übergreift. Darum habe ich die Thesen welche doctrinärer Natur sind, vorangestellt. Sie sind praktisch wenig einschneidend. Wenn die hohe Versammlung sich mit diesen Sätzen einverstanden ausspricht, könnten wir zu den praktischen übergehen.

Heller: Ich habe die beiden Thesen auch als allgemeine aufgefasst und doch sind sie mir in der Motivierung nicht klar geworden. Der Herr Antragsteller hat motiviert dass es nicht ein unnatürlicher, sondern ein natürlicher Abschluss sei. Ich musste wenigstens mehr oder weniger annehmen dass er im Ganzen das Examen für den natürlichen Abschluss der ganzen Entwicklung hält, dass aber durch die neue Einrichtung hier in Württ. Misslichkeiten entstanden sind, die den Wunsch nach dem Alten rege gemacht haben. Es ist sicher dass ein Examen an Ort und Stelle naturgemässer ist, als an fremdem Ort und mit fremden Lehrern. Es kommt nun zweitens ein Grund dazu der mehr äusserlicher Art ist. Für grössere Complexe wird eine Trennung stattfinden müssen. Müsste Preussen nach Provinzen sein Centralexamen haben, würde mehr oder weniger Trennung eintreten müssen. Es wäre unnatürlich, weil die Anstalten sich historisch entwickelt haben und gewisse Eigentümlichkeiten, welche aber allgemeiner Natur nicht sind, beizubehalten durch das Centralexamen gehindert würden.

Digitized by Google

Bender: Es ist mir sehr willkommen wenn historische Eigentümlichkeiten beibehalten werden dürfen. Was die Frage anbelangt ob Central- oder Ab.-Examen ein natürlicherer Abschluss seien, so kommt dies ganz darauf an ob die Forderungen in Einheit stehen mit dem was die Schüler bisher gelernt haben. Damit kommen wir zu These 3. Was das Andere betrifft, so geraten wir damit in These 5. Ich möchte nur wissen ob die verehrte Versammlung mit 1 und 2 einverstanden ist.

Schmid: Ich glaube, die Sache ist nicht hinreichend durchgesprochen, um über diese 2 Thesen eine Ansicht der h. Versammlung zu provocieren. Es wird das nicht möglich sein, ins Besondere für unsere lieben Gäste von auswärts, und für uns in Württ. ziemt es sich doch nicht, allein darüber abzustimmen.

Adler: Ich bin einer der Vertreter aus Norddeutschland, und meine Erfahrung reicht hierin von 1837 bis heute. Ich würde in Bezug auf diese Sätze mich des Urteils enthalten, weil mir die nötige Kenntniss fehlt. Wünschenswert wäre es, wenn die Puncte 3, 4 und 5 zusammen behandelt würden, so dass wir Aussicht bekämen, uns im Zusammenhang gegen diese württ. Einrichtung auszusprechen. Es würde mir lieb sein, wenn der Herr Thesensteller, sofern auf meinen Antrag eingegangen wird, 3, 4 und 5 zusammennähme.

Schmid: Ich glaube in der Tat dass diese Forderung zur Aufklärung dienen wird. Wenn 3, 4, 5 besprochen sein werden, so können wir uns wohl über 1 und 2 schlüssig machen. Ich bitte nun den Herrn Thesensteller zur Begründung der Nummern 3, 4 und 5 übergehen zu wollen.

Bender: Es sind dies diejenigen Puncte welche praktisch ins Gewicht fallen und den werten Gästen besonders auffallend sind, namentlich dass für uns die Vergangenheit der Schüler nicht allzuschwer wiegt. Ich habe die Behauptung aufstellen hören, es wäre eine ganz ungerechte Behandlung der Schüler, wenn ihnen ein Centralexamen zugemutet würde. Die Fehler der Lehrer würden hier an den Schülern gerächt. Es könnten Kenntnisse verlangt werden welche die Schüler nicht haben. Es seien Examinatoren da welche dieselben nicht kennen und die Forderungen stellen welche mit dem Unterrichtsgang sich nicht in Einheit befinden. Dies würde im Ab.-Examen beseitigt. Und dieses hätte eben doch die Mehrheit der Vorteile für sich. Was aber die Gefahr der Kenntnisse die gefordert werden und welche die Schüler nicht haben können, betrifft, so ist dieser Uebelstand nicht schwer zu entfernen. Beim Centralexamen ist ein studienrätlicher Commissär der controlierende und nivellierende Bedeutung haben soll und hatte. Vor jedem Examen ist dann eine beratende Sitzung, in der Jeder seine Forderungen mitteilen muss. Jeder Examinator muss seine Thematen hier vorlegen, über die alle andern sich aussprechen und der Regierungscommissär als höchste Instanz entscheidet. Durch die Teilnahme der verschiedenen Gymn.-Lehrer wird eine Paralysierung eintreten. Ich stelle mir vor, wenn in der beratenden Sitzung Einer auftreten würde und etwas verlangen was die Schüler nicht leisten können, würde der Andere ungeschickt sein, wenn er seine Schüler nicht vertreten würde. Bei der Fixierung der Zeugnisse kann dann ein solch controlierender Einfluss geltend gemacht werden. Wenn die Commission aus Lehrern aller Gymn. zusammengesetzt sein wird, werden sie auch mehr Erfahrung haben, was verlangt werden kann. Seit einigen Jahren ist dies beim Landexamen stehend geworden. Es ist das ein Begriff der Ihnen nicht unbekannt sein wird. Die Examinatoren werden, wie ich aus eigener Erfahrung sagen kann, mit einer gewissen Regelmässigkeit wieder in die Commission

Digitized by Google

hereingenommen. Dies ist nach meiner Ansicht vollkommen richtig, weil die Examinatoren dadurch Praxis und Erfahrung bekommen in dem was von den Einzelnen verlangt werden kann. Es bildet sich durch den Austausch eine ständige Förderung der Kenntniss des Gangs in den einzelnen Lehranstalten. Beim Ab.-Ex. dagegen liegt die Gefahr nicht allzu ferne, dass solche Dinge zum Gegenstand des Examens gemacht werden, die allzu bekannt sind. Es wird dadurch eine stereotype Begrenzung des Stoffs eintreten, die misslich wäre. Es gibt Lehrer die geneigt sind, im Ab.-Ex. das zu fragen was die Schüler wissen müssen. Es ist auch für das eigene Judicium des Schülers zu wenig Spielraum, wenn das Examen sich nur in den bisher tractierten Vorstellungen bewegt. Ganz richtig ist, es kann nicht vom Schüler verlangt werden was er nicht gehört hat, aber andrerseits muss er doch Freiheit der Bewegung haben, und das kann beim Centralexamen stattfinden. Dann findet dabei auch ein Austausch zwischen den Lehrern der verschiedenen Anstalten statt der wohltätig für den Gang der Gymn. ist. Es ist dann von grossem Nutzen dass gewisse Lehrer durch das Landexamen von Manchen erfahren, was verlangt werden muss, wovon sie nichts mehr in der Erinnerung hatten. Ein Centralpunct ist, wie wir Lehrer in Württ. finden, dass beim Centralexamen mehr Gleichheit herrsche. Ich glaube dass ich in dieser Beziehung wohl kaum einen ernstlichen Widerspruch zu erfahren haben werde, aber ich bin doch auch darauf gefasst. Es ist zwar dies ein Grund der in der Natur der Sache liegt. Es ist doch auch zwischen den einzelnen Gymn. ein gewisser Unterschied. Es ist die Praxis an den Gymn. eine verschiedene. Die Strenge ist nicht überall dieselbe. Verschiedenheit ist überall, wenn auch der Organismus derselbe sein soll, durch persönliche, sachliche und locale Umstände. Wenn zwischen den einzelnen Anstalten u. s. w. ein Unterschied ist, so findet das auch in der Art der Behandlung statt. Die Einen sind laxer als die Anderen. Dies hat zur Folge dass diejenigen Gymn., in denen eine laxere Behandlung herrscht, in den Ruf der Humanität und Menschenfreundlichkeit kommen, wodurch ihre Frequenz sich steigern wird. Nun ist ja aber doch der Commissär da! Das ist wahr, allein angenommen dass dieser Regierungscommissär zugegen ist, so ist es für ihn schwieriger, an Ort und Stelle controlierend einzugreifen, als wenn es immer an einem Orte ist. Und dann ist das ewige Herumreisen der Regierungscommissäre ein grosser Uebelstand. (Zustimmung). Ehe er eingreift, wird er weiter reisen müssen. Dann hat er überdies verschiedene Anstalten, es kann nicht immer derselbe Commissär reisen. Dadurch tritt Verschiedenheit und Ungleichheit ein. Zu These 4 habe ich noch einen weiteren Punct genommen den ich motivieren muss. Man sagt dass beim Ab.-Ex. die Vergangenheit leichter beurteilt werden könne. Es sei wohltätig für den Schüler. Eine solche einmalige Ausarbeitung sei nicht entscheidend. Das ist ganz richtig. Was nun die Berücksichtigung der Vergangenheit betrifft, so glaube ich hierin die Erfahrung gemacht zu haben dass diese Berücksichtigung nicht so wohltätig wirkt, als nach dem Wortlaute man erwartet hat. Hier werden nun die Herren aus Norddeutschland eingreifen, und das wollte ich provocieren. Es ist das eigentümlich, und fast schäme ich mich, es zu sagen, aber ehrlich währt am längsten. (Beifall). Hat sich ein Schüler bisher gut gehalten und macht ein gutes Examen, so hat es keinen Anstand. Hat er sich gut gehalten und macht ein schlechtes Examen, so sagt man, nun er hat sich bisher gut gehalten, es kann nicht absolut entscheiden. Macht ein schlechter Schüler ein gutes Examen, so sagt man, er ist zwar lüderlich und faul gewesen,

Digitized by Google

aber sein Examen ist massgebend. Macht ein schlechter Schüler ein schlechtes Examen, so lässt man ihn zwar durchfallen, aber andrerseits sagt man, wir können ihn doch nicht ewig behalten (Lachen), und lässt ihn endlich durchschlüpfen. Beim Centralexamen riss ein ähnlicher Usus ein. Es hatte den Nachteil gehabt dass man im Dispensieren zu weitherzig war und dann, dass man — 36 Nummern waren zum Bestehen des Examens nötig — mit 34 Nummern auf dem Gnadenweg durchkam. Zuletzt meinten die Schüler ein Recht darauf zu haben, mit 34 Nummern aufgenommen zu werden. So wurde ein Haar nach dem andern aus dem Schwanz herausgezogen. Was nun die Gleichheit noch betrifft, so hat das Publicum im Ganzen, und berücksichtigen muss man es doch auch, eine grössere Vorstellung in Betreff der Gleichheit beim Centr.-Ex. als beim Ab.-Ex. Es ist vorhin bemerkt worden dass die Ab.-Pr. eingeführt worden sei auf Grund einer Forderung im Abgeordneten-Hause. Diese Forderung ist gestellt worden von einem Abgeordneten der überhaupt viele Forderungen stellt (Heiterkeit); aber man muss sich fragen, bei allem Respect vor constitutionellen Einrichtungen: War diese Versammlung wirklich competent? Wenn diese Kammermajorität sich auch dafür ausgesprochen hat, möchte ich doch meine bescheidenen Zweifel hegen, ob ihre Beurteilung competent gewesen ist. Man hat eben geltend gemacht was an Ort und Stelle geltend gemacht werden konnte. Um auch noch auf die 5. These zu kommen, so habe ich bei dieser hauptsächlich den Punct im Auge gehabt, der von der andern Seite vorgebracht wird, es werde durch das Ab.-Ex. die Disciplin besser gewahrt. Schon wenn ein Schüler seinen Lehrer als Examinator wisse, habe er mehr Respect, sehe in ihm die höhere Autoritätsperson (Lachen). Seine Zukunft hänge davon ab, wenn dieser ihn zu examinieren habe. Allein in diesem Punct ist schon durch das Reifezeugniss gehörig vorgesorgt. Wenn der Lehrerconvent nicht zustimmt, wird er nicht zugelassen. Damit glauben wir uns begnügen zu können und haben nach der Erteilung des Reifezeugnisses kein Verlangen, ein weiteres Examen anzustellen. Lehrer der einzelnen Gymn. sind Mitglieder der Centralcommission. Es kann vielleicht sein dass die Disciplin durch das Ab.-Ex. besser gewahrt werde, aber besonders grossen Wert dürfen wir dem nicht beimessen. (Ganz richtig!) Es ist dann auf der andern Seite ein Unterschied im Prüfungspersonal nicht einmal ein Fehler. Es fällt damit eine gewisse Familiarität zwischen Schüler und Lehrer weg. Es geht so fast intra parietes zu. Endlich wenn man sagt, die Examinanden haben vor unbekannten Examinatoren einen Horror, so ist das nicht so gefährlich. Diejenigen die das Examen machen, sind durchschnittlich 18 Jahre alt. Ich glaube nicht dass diese jungen Herren eine solche Angst haben. Schon im Landexamen ist es, wie der H. Oberst. mir zugeben wird, nicht weit damit her.

Schmid: Bei Einzelnen wohl. M. H. Ich denke, eine eingehende Besprechung wird uns noch manche Aufklärung bringen.

Adler: M. H. Ich glaube dass allerdings bei dieser Sache dasjenige, an das der Einzelne gewöhnt ist und das ihm lieb geworden, sehr wesentlich ins Gewicht fällt. So wird den Süddeutschen, speciell den Württembergern, eine Einrichtung worin sie aufgewachsen sind lieb sein, und sie mögen nicht gern eine Neuerung eingehen die als Fremdes ihnen zukommt. Wir Norddeutschen sind in demselben Falle. Unsre Einrichtung ist uns lieb geworden, und es wird daher der Eine oder Andere mehr pro aris et focis, als aus der Sache heraus sprechen. Auch meine Worte sind von diesem Standpunct aus zu beurteilen. Es ist in These 3 mehr auf Abwendung derjenigen Vorwürfe gesehen

Digitized by Google

worden welche gegen das Centralexamen gemacht worden sind, in These 4 sind mehr positiv die Gründe für diese Einrichtung angegeben worden und als Hauptmotiv dass durch das Centralexamen grössere Gleichheit herbeigeführt worden sei. Der Herr Thesensteller hat seine Meinung darüber so ausgesprochen, als ob hier kein Zweifel obwalten könne. Mein Zweifel geht gerade darauf hin. Allerdings hat es den Anschein als ob die jungen Leute, wenn sie von denselben examiniert werden und wenn sie Alle auf gleichem Grund und Boden stehen, Gleichheit haben, wie es bei der anderen Form unmöglich ist. Ich glaube, das ist objective Gleichheit, aber verbunden mit Ungleichheit und Ungerechtigkeit gegen die Einzelnen. Unsere Schüler sind einmal ihrer Natur nach nicht alle gleich und der Examinator der sie nicht kennt, ist nicht befähigt, in den Schülern das was sie wissen und können zur Entwicklung und Anschauung zu bringen. Diese Möglichkeit muss dem Schüler gegeben werden, und dass ihm diese gegeben werde, sich in seiner Individualität darzustellen, das rechne ich für diejenige Gleichheit die ich verlange und die nach meiner Anschauung im Centralexamen nicht erreicht wird. Ferner dürfen wir uns nicht verhehlen dass die Lehrer an den einzelnen Schulen jeder seine eigene Methode hat, und wir wollen die Schulmänner insgesammt sagen lassen, jeder gewinnt seine Art lieb, und diese Individualität ist gewiss berechtigt. Der Mathematiker möchte sein eigenes math. Lehrbuch haben, weil er seine eigene Methode hat. Er fördert die Schüler viel mehr, als wenn er in eine aufgezwungene Methode eingezwängt wird. Es kann ein Schüler der auf seiner Anstalt ein guter Mathematiker ist, gleichwohl wenn er sich einmal in diese Weise hineingefunden hat, bei einem andern ungeschickt sich darstellen. Das ist nicht Gerechtigkeit der Beurteilung, sondern Ungerechtigkeit. Aehnlich ist es in der Geschichte. Auch die Herren Geschichtslehrer finden sich schwer darein, ein anderes Lehrbuch zu nehmen. Selbst in der Behandlung der alten Sprachen hat jeder Lehrer seine eigene Methode. Dies ist ihm auch beim Centralexamen die einzig berechtigte, und was nicht hineinpasst, tritt ungünstig hervor. Dies ist das Eine das ich einzuwenden hatte. Andrerseits sind die Naturen der Schüler sehr verschieden. Dass die Befangenheit, von der der Hr. Thesensteller sprach, abgestreift werden werde, dem widerspricht meine eigene Erfahrung. Ich weiss dass im Ab.-Ex. Schüler die sehr tüchtig sind sich aus Befangenheit viel ungünstiger darstellen, als sonst wenn wirkliches Wissen und Können zur Erscheinung kam. Das sind nicht immer unsre schlechtesten Schüler, diese befangenen, die, wenn sie vor eine Prüfungscommission gestellt werden die ihnen fremd ist ungünstiger erscheinen, als sie sonst wären. Sodann die Zahlen bei diesem Centralexamen. Ich weiss nicht, wie viele hier zusammenkommen. Ich glaube etwa 60. Wie ist es möglich dass ich diese in 4 Tagen so durchprüfen kann, dass von jedem Einzelnen auch nur einigermassen zum Ausdruck kommt was er leisten kann? Ich sehe das nicht ein. Das Examen muss sehr rasch gehen, wenn Alle dazu kommen sollen. Der Eine der grössere Geistespräsenz hat, stellt sich günstiger, der Andere der längerer Zeit zur Ueberlegung bedarf darum ungünstiger dar. Weiter ist schon angeführt worden, dass ich nicht für gleichgiltig erachten kann dass der Schüler von Fremden examiniert werde. Jeder richtet sich eben nach der Lehrweise die er kennen gelernt hat, und in eine andere Examensform findet er sich nicht hinein. Es wurde vorhin angeführt, es können statt der 2 Termine auch 4 oder noch mehr sein. Die 2 werden am Ende der Semester gelegen haben, die 4 müssten in die einzelnen Semester hineinfallen. Dann werden die Pensen an den einzelnen Anstalten nicht abgeschlossen, folglich

Digitized by Google

muss gefordert werden was sie nicht gehabt haben. Ferner was die Gleichheit betrifft, so ist dafür bei der Ab.-Pr. in der Weise gesorgt dass ein königl. Commissär dabei ist der das Recht hat, mitzusprechen. Und er macht sehr häufig von diesem seinem Rechte Gebrauch, um so mehr, wenn er sieht dass ein Schlendrian eingerissen ist. Er übernimmt die Prüfung selbst. Er kann selbst die Thematen stellen, für eine ganze Provinz, wenn ihm die vorgeschlagenen nicht convenieren. Die Gleichheit in Bezug auf die Forderungen ist gerettet, wenn ich auch zugestehen muss dass, wenn einer dem ganzen Lande vorsteht, grössere Gleichheit erreicht werden kann. Die Universitätsprüfung wie wir sie in Preussen erfahren haben, war eigentlich wegen ihrer Leichtigkeit übel berüchtigt. Sie entgegnen, hier sind es keine Universitätsprof., sondern Gymn.-Lehrer, welche die Art und Weise aus eigener Praxis kennen. Dies gebe ich zu, aber nichts desto weniger bewegt sich eine solche Examenscommission in allgemeineren Forderungen, und die Prüfung ist daher nicht schwerer, sondern leichter. Ich meinerseits bin schon sehr lange Mitglied der Ab.-Pr.-Comm., habe unter neun Schulräten die Prüfung durchgemacht und unter allen die gerechteste, gleichmässigste und wohlwollendste Beurteilung gefunden. Auch ist es eben, was ich vorhin übersehen habe, eine Ungerechtigkeit, wenn man auf die Vergangenheit nicht Rücksicht nehmen kann. Ich komme darauf zurück dass in dieser Rücksichtnahme eine Gerechtigkeit liegt, die man der Individualität der einzelnen Schüler, — und wir sind eben Lehrer und haben es mit Individualitäten zu tun — schuldig ist. Es ist das nicht eine Ungerechtigkeit, die eine Ungleichheit herbeiführt, sondern eine Gerechtigkeit. Dabei gebe ich zu dass keineswegs das Examen auf allen Gymnasien gleich schwer ist, aber zu einer absoluten Gleichheit werden wir nie kommen können.

Schmid: Ich glaube, ehe ich dem Hrn. Antragsteller zur Erwiderung Raum lasse, Andern Gelegenheit geben zu müssen, sich auszusprechen.

Bender: Für die soeben vorgebrachten Einwendungen bin ich sehr dankbar, um so mehr, als ich ihre Berechtigung in gewissem Grade anerkenne und keine grössere Erfahrung habe. Wenn mir aber der Hr. Vorsitzende Raum geben würde, könnten wir nicht von der Stelle kommen. Die Hauptsache ist dass man die Meinungen austauscht. Zu einem endgiltigen Resultat werden wir doch nicht gelangen. So verzichte ich im Interesse des Fortschritts darauf.

Schmid: Ich möchte jetzt auch Andern vergönnen sich auszusprechen.

Lüttgert: Wie das Examen mir nach dem was wir heute gehört haben vor der Seele steht, so meine ich, sei zu wenig gedacht auf die sittliche Reife des Schülers. Dieser Standpunct, das sittliche Wesen des Schülerindividuums, kommt bei dem Centralexamen zu wenig zur Geltung.

Schmid: Nach altem Gebrauch wird ein Reifezeugnis nicht bloss intellectueller, sondern auch sittlicher Art aufgestellt, und das Lehrercollegium hat das Recht, sich darüber auszusprechen.

Lüttgert: Ich danke. Ich verzichte also darauf. Der Hr. Antragsteller hat aber davon gesprochen dass ein schlechter Schüler ein gutes Examen, ein guter ein schlechtes machen könne. Divide et impera hat er gehandelt. Ein schlechter Schüler darf gar nicht zugelassen werden, und damit ist dieses schon abgeschnitten.

Digitized by Google

Bender: Ich frage ob einer meiner württ. Collegen ein entschiedener Freund des jetzigen Ab.-Ex. ist.

Lamparter aus Stuttgart: Ich bin es, hauptsächlich aus den Gründen der Gleichheit im Sinne des Hrn. Adler. Wenn das Ab.-Ex. nicht in der rechten Weise gehandhabt wird, ist es zu verwerfen. Aber ich sehe nicht ein, warum das Ab.-Ex. so abgehalten werden muss dass berechtigte Einwendungen dagegen möglich wären. Es kann nach der uns gegebenen Instruction in einer Weise zu Ende geführt werden dass jede Einwendung ausgeschlossen ist.

Lüttgert: Es hat mich überrascht dass auf diese Frage nicht mehrere sich erhoben haben. Gestern auf dem Gang vom Bahnhof hat mir Einer der so viel ich sehe nicht anwesend ist in den wärmsten Worten seine Sympathie für das Ab.-Ex. ausgesprochen.

Biehl: Darauf wird es bei der Abstimmung ankommen.

Rector Ott aus Ehingen: Ich möchte das Wort ergreifen nur zu einer tatsächlichen Einwendung gegen eine hier vorgebrachte Aeusserung. Es hat sich gehandelt um unrichtige Thematen die gestellt werden können, worauf erwidert worden ist, dass einem solchen Uebelstand entgegengetreten werden könne von Seiten der Gymn.-Lehrer die beim Examen zusammenkommen. Hr. Lüttgert hat nun gefragt ob von sämmtlichen Gymnasien Lehrer einberufen worden seien. Darauf möchte ich antworten dass aus Ehingen, Rottweil, Ellwangen tatsächlich nicht aus jedem, sondern aus einem, höchstens zweien ein Professor beigezogen wurde. Und das ist beim Examen sehr misslich. Manche Misslichkeiten könnten resp. hätten können abgestellt, manchen Uebelständen abgeholfen werden können, wenn diese Einrichtung eine Besserung erlitten hätte.

Bender: Es handelt sich hier um ein kleines Misverständnis. Ich habe es nicht als Tatsache hingestellt dass alle Gymnasien vertreten sein müssen, sondern nur als notwendig um grössere Gleichheit herzustellen. Sachlich bin ich also einverstanden.

Schmid: Ein Hindernis steht dem entgegen. Es kann nicht überall angewendet werden, in einer preussischen Provinz z. B. nicht.

Ott: Ich hatte die Einrichtungen unserer Prüfungen und den tatsächlichen Bestand von früher im Auge.

Ortmann: Ich möchte eine kleine Bemerkung machen, in Betreff einer falschen Vorstellung über Norddeutschland. Es ist erwähnt worden dass wir einen schlechten gar nicht zulassen. Wir widerraten ihm, aber wenn er 2 Jahre in der Prima sass, hat er das Recht, und wir können es ihm nicht verwehren.

Lüttgert: Ich sprach bloss von einem Postulat.

Schmid: Sind wir nun einmal so weit dass Meinungsäusserungen über 1 und 2 möglich sind, so bitte ich diejenigen Herren welche für die alte Centralprüfung, wie sie in Württemberg bestand eintreten möchten, sich zu erheben. (Kleine Minderheit). Es enthielten sich vielleicht etliche, weil ihre Erfahrung in dieser Beziehung zu kurz ist.

Friderich aus Reutlingen: Ich glaube nicht dass wir in der Lage sind, uns über norddeutsche Angelegenheiten auszusprechen und abzustimmen, wo es sich ja bloss um württ. Einrichtungen handelt. Sie wieder aufzufrischen oder vollends sie zur Einführung in andere Staaten zu bringen ist nicht möglich. Es kann uns nicht einfallen, auf die Einrichtungen des

Digitized by Google

preussischen Staats einzuwirken. Preussen nach seiner Organisation kann nicht nachgeben und darauf eingehen. Es handelt sich darum ob wir die Ab.-Pr. beibehalten oder nicht. Und da glaube ich constatieren zu müssen dass die Stimmung der württ. Gymn.-Lehrer bei Weitem der grösseren Mehrzahl auf Zurückführung des alten Zustandes geht, (Geräusch an der Thüre) aus den Gründen, die der Hr. Thesensteller vorgebracht hat. Doch bin ich weit entfernt, einen bestimmten Antrag zu stellen, bloss die Tatsache möchte ich constatieren.

Kraz aus Stuttgart: Ich möchte nur die Bemerkung hinzufügen, warum wir eben diese frühere Einrichtung zurücksehnen. Ich kann nur im Namen des Stuttgarter Gymnasiums sprechen. Wir sind in Stuttgart in einer ungünstigen Lage dadurch dass wir wochenweise in unserem Unterricht (durch die vielen Examina) gestört sind. Nun kommt auch noch diese Ab.-Pr. dazu. So kommt es uns vor als ob ein unnötiger Aufwand von Kräften zu machen wäre. In jedem Gymnasium ist derselbe modus procedendi, und es wäre uns sehr erwünscht, wenn wir diese Last auf das Centralexamen abwälzen könnten, damit wir nicht geniert sind. Unser verehrter Rector wird mir das Zeugnis geben, wie wir zu leiden haben.

Schmid: Darüber dass wir mehr als Andere belastet sind ist kein Zweifel. In früheren Zeiten waren einfach 2 oder 3 Lehrer des Stuttg. Gymn. Mitglieder der Commission.

Müller (Ilfeld): Das Centralexamen bringt Gefahren mit sich für die Entwicklung des Gymn.-Wesens überhaupt. Wenn das Examen in derselben Schule ist, bildet sich ein mehr persönliches und familiäres Verhältnis. Ist das nicht wünschenswert? Das Ab.-Ex. ist eine Sache der Familie, ein feierlicher Schlussakt des Zusammenseins. Die Schüler wollen nicht ohne Sang und Klang fortgehen. Und dieser Tag soll ihnen besonders ausgezeichnet werden. An diesem Tage sollen besonders diese persönlichen Beziehungen gepflegt werden. Dass keine Ungerechtigkeiten vorkommen, dafür ist das Reglement da und der kön. Commissär und der Director. Dann wurde geäussert, es bilde sich bei jedem Lehrer ein bestimmter Lieblingsgegenstand. Wenn ein solches Centralexamen eingeführt ist und eine stehende Commission ernannt wird, ist die Gefahr dass ein bestimmter Stoff sich bildet und einzelne schablonenhaft verfahren noch grösser. Und wenn sich da nun ein so bestimmt abgegrenztes Gebiet ergibt, und das muss sein, wenn die Gefahr dass die Schüler nach dem gefragt werden was sie nicht wissen, beseitigt werden soll, so muss ein Mass in allen Gebieten festgestellt werden. Dadurch würde das individuelle Leben des Schülers und der Schule beeinträchtigt werden. Ich muss mich auf das Entschiedenste gegen diesen Zug der Centralisation und Schablone erklären. Das scheint mir die grösste Gefahr die in diesem Centralexamen liegt, abgesehen von allen praktischen Bedenken und der Ungerechtigkeit gegenüber den Schülern.

Schmid: Ich glaube es der allgemeinen Sitzung schuldig zu sein, die Sitzung für heute abzubrechen. Es wird nötig sein dass wir hier morgen fortfahren; denn es ist so Vieles geredet worden dem doch widersprochen werden muss, dass ich glaube, wir können so nicht aufhören.

Biehl: Zur Tagesordnung: Nach meiner Ansicht sollten wir das Heutige morgen fortsetzen und damit einige andere Fragen die im Zusammenhange stehen, verbinden. Bei uns in Oesterreich sind die Klagen über die Abiturientenprüfung sehr stark, und im

Digitized by Google

übrigen Deutschland ist dies auch der Fall dass die Schüler überbürdet werden. Für uns ist das eine Lebensfrage. (Das Uebrige ist wegen des Lärmens der Hinausgehenden unverständlich.)

Schmid: Zur morgigen Tagesordnung: H. Lattmann wird gebeten, morgen zuerst seinen Vortrag zu halten. Dann wollen wir in der Besprechung der Thesen fortfahren.

Dritte Sitzung.

Donnerstag den 28. September, Morgens 8 Uhr 15.

Schmid: Um die Zeit auszunützen, wollen wir den uns in Aussicht gestellten Vortrag des H. Lattmann (Clausthal)*) nicht länger aufschieben.

Lattmann: Wenn wir über deutsche Orthographie verhandeln, m. H., so ziemt es sich wol, auch hier das Andenken des Mannes zurückzurufen, dessen Tod sowol für die Wissenschaft überhaupt, als auch insbesondere für die praktische Frage der Reform unserer Rechtschreibung ein schwerer Verlust ist. Denn Rudolf von Raumer war gewissermaszen zum Führer derselben berufen, und er besasz zwei Eigenschaften, welche ihn dazu vorzüglich geeignet machten: einerseits den Mut zu einer eingreifenden Aenderung und Verbesserung, andrerseits eine grosze Behutsamkeit in der Ausführung. Es bleibt ihm das Verdienst, die Bahn bezeichnet zu haben, auf welcher allein jene Reform auf Erfolg rechnen kann. Die im Januar d. J. in Berlin zusammengetretene Conferenz hat dies bestätigt; ihre grosze Bedeutung besteht darin, dasz sie den Principienstreit im wesentlichen entschieden hat, so dasz es nicht mer zweifelhaft sein kann, in welcher Richtung die Reform zu verfolgen ist. Gleichwol hat das Resultat jener Conferenz auch bei den principiellen Anhängern nicht so allgemeinen Beifall gefunden, als man hätte erwarten sollen, hauptsächlich wol deshalb, weil dasselbe als ein fertiger „Abriss für Schulen“ erschien, welcher dem deutschen Volke octroyirt werden sollte. Wenn eine solche Meinung einmal geherrscht hat, so ist sie jetzt wol aufgegeben, und jener „Abriss“ vielmer als eine Vorlage für die öffentliche Verhandlung anzusehen. In dieser Voraussetzung habe ich denselben in einer kleinen Schrift („Die Regeln der neuen Orthographie vom Standpunkte der Schulpraxis aus betrachtet und gestaltet“) einer Kritik unterzogen und gleichsam einen Gegenentwurf beigefügt. Obgleich ich nun hier hauptsächlich nur einen Punkt zur weiteren Verfolgung empfelen will, so ist es zur Verständigung doch notwendig, meine Stellung zu jenem Conferenz-Abrisse kurz darzulegen.

Die Conferenz ist meiner Ansicht nach einerseits nicht weit genug gegangen, indem sie die Beseitigung der unnützen Denungszeichen nur bei **a o u** und deren Umlauten beschloss, dieselben aber bei **e** erhalten wollte, und zwar hauptsächlich aus Besorgnis

1) Ueber den Satz: „Für die auf phonetischer Grundlage herzustellende Einigung in der Rechtschreibung ist es insbesondere auch erforderlich die aus den Mundarten in das gebildete Hochdeutsch der einzelnen Teile Deutschlands eingedrungenen Verschiedenheiten der Phonetik vollständiger zu ermitteln und in angemessener Weise auszugleichen.“

Digitized by Google

vor zu starkem Anstosse. Duden („Zukunftsorthographie") hat bereits treffend nachgewiesen, dasz diese Besorgnis eine zu grosze ist, und ich stimme ihm bei; die volle Consequenz wird die Sache nicht erschweren sondern erleichtern. Ich behaupte das nicht etwa blosz theoretisch, sondern nach eigener praktischer Erfarung. Ich habe selbst versucht, nach der Orthographie der Conferenz zu schreiben; es erforderte viel Achtsamkeit und war von einem fortwärenden Gefüle der Unsicherheit begleitet; dagegen nach Duden zu schreiben, dazu bedurfte es nur eines Entschlusses, da die ausnamslose Beseitigung des Denungs-h keinen Zweifel übrig liesz; auch an die anfänglich allerdings recht befremdlichen Wortbilder gewönte ich mich ser bald.

Andrerseits ist die Conferenz zu weit gegangen, indem sie (zum Teil mit geringen Majoritäten) auch eine Reihe von Einzelheiten festgesetzt hat, welche ser controvers sind, die Reform nur erschweren und deshalb besser unentschieden geblieben wären. Man sollte sich auf die zwei Hauptpunkte beschränken: Entfernung der unnötigen Denungszeichen und Regulirung der S-laute, alles übrige der Zukunft überlassen.

Auch in dem zweiten Hauptpunkte (Schreibung der S-laute) ist die Darstellung der Conferenz deshalb eine verfelte, weil man zwei Seiten confundirt hat, welche streng auseinander gehalten werden müssen, nämlich die lautliche und die graphische. Nach unserm jetzigen Sprachgefüle haben wir zwei S-laute, den harten ß und den weichen ſ. Diese sind auf ganz gleiche Stufe mit den übrigen harten und weichen Consonanten zu stellen; es gilt insbesondere von dem weichen S-laute dieselbe Regel wie von den Mediä b, g, d, dasz er im Auslaute und im Inlaute vor Consonant der Aussprache nach verschärft wird, aber gleichwol in der Schrift erhalten bleibt. So gewinnen wir den groszen Vorteil, dasz über die S-laute lautlich ganz genau dieselbe Regel aufgestellt werden kann wie über die Mutä; es bedarf nur des Zusatzes, dasz ß nicht im Anlaute vorkommt. Dagegen ist für die Schriftform noch zu merken, dasz ſſ als Verdoppelung von ſ und ß gilt, dasz im Auslaute und in gewissen Fällen im Inlaute ſs statt ſ geschrieben wird, auch ſs statt ſſ; dasz die bisher übliche Vertretung des ſſ durch ß gänzlich zu verwerfen ist.

Neben diesen materiellen Mängeln ist meiner Meinung nach aber auch das formelle Princip der Darstellung der Regeln ein unglückliches. Der erste Raumersche Entwurf gründete die Regeln auf die Betonung. Dasz diese Grundlage eine unzweckmäszige sei, habe ich in dem erwänten Schriftchen näher nachgewiesen. Auch in der Conferenz ist dies bemerkt und von den Vertretern der Berliner Regeln die zweite Grundlage der „Stammsilbe" hinzugefügt. Aber auch dieser Begriff leidet an Schiefheit, und durch die Verschmelzung beider Ausgangspunkte ist die ganze Darstellung nur verwickelter geworden. Die einzig richtige Grundlage ist der Begriff des „Stammes". Auffälliger Weise hat man in fast sämmtlichen orthographischen Regeln diesen Begriff, wie es scheint, geflissentlich vermieden, vielleicht weil es als zu gelert erschien. Aber das Rationelle ist in der Regel auch das praktisch Angemessenste; und wenn das in anderen Fällen noch bestritten wird, so ist es im Deutschen jedenfalls one Bedenken; denn ich behaupte, dasz jeder Deutsche, welcher seine Muttersprache einigermaszen spricht, ein ser bestimmtes Bewusstsein von den Wortstämmen derselben hat. Und betrachtet man die Regelbücher näher, so findet man, dasz sie, obgleich sie im Principe sich um den „Stamm" herumzuschleichen suchen, dennoch alle Augenblicke an jenes Bewusstsein appelliren. Da ist

Digitized by Google

in dem Abrisse der Conferenz die Rede nicht nur von Stammsilben, sondern auch von „stammhaften ſ und ß", „zum Stamm gehörendem l", von „Bildungselementen, Ableitungssilben", ja schlieszlich von „ursprünglich deutschen Wörtern". Woher kennen denn die Schüler das alles? Etwa aus der Wortbildungslere ihrer Grammatik? Man hält es aber ja vielfach noch für eine Sünde, eine solche zu gebrauchen, und in der Volksschule felt sie wol allgemein. Ist es da nicht richtiger, diese notwendigen Voraussetzungen der Regeln der Rechtschreibung zur principiellen Grundlage zu machen und dieselben nach den beiden Kategorien zu gestalten: Nach welchen Regeln werden die Stümme geschrieben, und wie verhält sich deren Schreibung in der Flexion und der Wortbildung? Diesem Grundsatze gemäsz habe ich die Leren der Wortbildung, in so weit sie für die Orthographie von Bedeutung sind, in meine Darstellung hineingezogen, und glaube dieselbe dadurch nicht nur praktischer und fasslicher gestaltet, sondern in den sonst so äuszerlichen orthographischen Unterricht auch ein sprachbildendes Element hineingetragen zu haben.

Abgesehen von diesen Mängeln vermisse ich nun in dem Abriss der Conferenz noch die grundsätzlich durchgefürte Rücksicht auf einen Punkt, welchen ich hier besonders zur Sprache bringen wollte. Unsre deutsche Orthographie soll auf phonetischer Grundlage ruhen; — aber die Phonetik der verschiedenen Teile Deutschlands ist eine verschiedene. Es tritt dies auch in den zalreichen Regelbüchern hervor; sie widersprechen sich in einzelnen Stücken, und einige haben Regeln, welche in den anderen felen, also nicht für nötig erachtet sind; mit einem Worte, es spiegeln sich in ihnen unsre früheren Zustände, sie haben particularistischen Charakter, indem sie die Phonetik desjenigen Teils, für welchen sie zunächst bestimmt sind, als die maszgebende voraussetzen und um andere sich wenig bekümmern. Dem entgegen verlangen unsre jetzigen Verhältnisse ohne Zweifel eine „Reichsorthographie." Höchst erfreulich ist es, den Grundgedanken einer solchen in dem Abrisse der Conferenz schon treffend, ja mit einer gewissen nationalen Wärme ausgesprochen zu finden. § 19. Anm. 1. heiszt es: „Diese Regel vereinigt alle Deutschen zu einer gleichmäszigen Schreibung . ., obschon die Aussprache eine ser verschiedene ist." Ich glaube aber, dasz dieser Grundsatz nicht auf einen besonderen Fall zu beschränken, sondern noch weiter zu verfolgen ist. Es wird notwendig sein, die Verschiedenheiten der Phonetik vollständig zu ermitteln und zu berücksichtigen. Uebrigens muss ich sogleich einem Misverständnisse entgegen treten; es ist nicht etwa meine Absicht, den dialektischen Besonderheiten die Tür zu öffnen, denn darin werden wir alle einverstanden sein, dasz das gute Hochdeutsch möglichst dialektfrei sein soll. Aber gleichwol finden wir in demselben einige mundartliche Färbungen, welche sich, auch wenn man es wollte, nicht werden auswaschen lassen, und welche auch one Schaden bestehen bleiben können; — also die beliebten resp. misliebigen „berechtigten Eigentümlichkeiten." Es wird eben darauf ankommen, zu untersuchen, wie weit dieselben wirklich berechtigt sind, und in welcher Weise dann die Orthographie in diesen Fällen zu constituiren ist. Mir ist das Material hierfür nicht ausreichend bekannt; ich will nur einige Fälle anfüren, um näher zu zeigen, welches Verfaren ich im Sinne habe.

Zuerst kommt die Sache schon bei dem groszen Hauptpunkte, der Entfernung der Denungszeichen in Betracht. Ich habe oben die Bezeichnung der Denung bei i noch auszer Betracht gelassen. Man hat gesagt, die Consequenz erfordere, auch hier das

Digitized by Google

Denungszeichen e zu beseitigen. Allein diese Consequenz ist eine doctrinäre; das Denungszeichen bei i ist ein anderes als bei den übrigen Vocalen und verlangt deshalb eine besondere Betrachtung. Da tritt uns nun zunächst entgegen, dasz diese Bezeichnung der Denung fast ausnamslos durchgeführt und in ihrem Bestande nirgend erschüttert ist. Von den Ausnamen aber sind, wie ich in dem Schriftchen nachgewiesen habe, „wider, Lid, Biber“ zu beseitigen, und die übrigen sind wolbegründet und erklärlich. Man hat nicht „legel, Iesegrim“ geschrieben, um nicht zu consonantischer Aussprache des J zu verfüren; und aus demselben Grunde hat man in „ihn, ihm, ihr“ zu dem bei i ungewönlichen Denungszeichen gegriffen, da eine Bezeichnung der Denung hier doch erforderlich schien. Dagegen ist dieselbe bei „mir, dir, wir“ unterblieben, weil so häufig vorkommende Pronomina, sofern keine Verwechselungen möglich sind (wie bei „in, im und denen sich anschlieszend ir), die traditionelle Schreibweise naturgemäsz fester halten. Ich mache nebenbei darauf aufmerksam, wie einige der hart getadelten „Willkürlichkeiten“ unsrer Orthographie doch nicht so ganz grundlos oder wunderlich sind, als man meint. Darum sind denn auch diese ser verständlichen Ausnamen beizubehalten. — Für die Bewarung des ie spricht dann aber der zweite Grund, dasz dasselbe bekanntlich in vielen Fällen ursprünglich nicht Denungszeichen, sondern ein Diphthong ist, welcher in Süddeutschland meistens noch gesprochen wird, z. B. in gieng, giesze, schiebe, (liebe, schlief?). Wollte man also ie tilgen, so würde man gegen die wolberechtigte süddeutsche Phonetik verstoszen, wärend unter der Schreibung ie die Einigung auch bei Verschiedenheit der Aussprache gewonnen wird.

Mer Schwierigkeiten wird ein zweiter Punkt machen, nämlich die verschiedene Quantität der Vocale, namentlich vor S-laut. Darf ich Ihnen gleich ein par concrete Fälle vorlegen, welche zugleich zeigen, wie wenig uns zuweilen unsre Eigentümlichkeiten gegenseitig bekannt sind. Ein süddeutscher Recensent meiner kleinen deutschen Grammatik erklärte die Regeln über die Schreibung der S-laute für unklar und das Beispiel für langen Vocal vor sz „spaszen“ für falsch. Ich war frappirt durch diese Ausstellungen, bis ich mich erinnerte, dasz die Süddeutschen keinen Späsz verstehen — aber Späss. — In einer Gesellschaft von Professoren kam die Unterhaltung in Folge etymologischer Fragen auf „Rüss“. Ein aus Schwaben Gebürtiger fragte: „Was ist das?“ und nach der Erklärung —: „Ah so, „Rüsz“! So können also gelegentlich Nord- und Süddeutsche, welche one Zweifel hochdeutsch sprechen und schreiben, sich nicht verstehen. — Wie haben wir nun in solchen Fällen die Regeln einer einheitlichen Orthographie zu gestalten, welche auf die Phonetik gegründet werden sollen? Soll eine der beiden Aussprachen von Reichswegen approbirt und die andere geächtet werden? oder gibt es nicht vielmer einen änlichen Weg, wie bei ie, auf welchem Einheit in der Schrift und Freiheit in der Aussprache gewonnen wird? Das letztere wird abgeschnitten, wenn man in einem der beiden Wörter für ss entscheidet, da der Doppelconsonant ausnamslos kurzen Vocal verlangt. Dagegen hat die andere Regel, dasz vor einfachem Consonant langer Vocal steht, ihre Ausnamen; es sind die Wörtchen „ab, an, mit, bis, des“ u. s. w. Freilich ist bei diesen ein besonderer Grund dazu vorhanden; aber jedenfalls ist damit doch die Möglichkeit anerkannt, dasz unter Umständen der Vocal vor einfachem Consonant auch kurz gesprochen werden kann. Demgemäsz wird in jenen beiden Fällen dahin zu entscheiden sein, dasz sz zu schreiben sei; dann schreiben wir Norddeutschen „Spasz, spaszen“

Digitized by Google

nach unsrer Phonesis regelrecht, und die Süddeutschen haben die Schreibung des Wortes als Ausname anzufüren; umgekert wird „Rusz“ mit sz nach süddeutscher Phonetik regelrecht geschrieben und ist für die Norddeutschen als Ausname zu merken. Es wäre freilich noch ein anderer Ausweg möglich, nämlich dasz man zwei Schreibweisen neben einander gestattete, also „Spass oder Spasz, Russ oder Rusz“. Allein für die Praxis wäre damit nicht viel gewonnen, und die Einheit der Schreibung ziehe ich deshalb vor, weil dann in manchen Fällen auf eine successive Ausgleichung der Phonesis und Beseitigung der Ausnamen zu hoffen ist.

Aber es frägt sich, ob die Ausnamen dieser Art nicht am Ende gar zu zalreich werden. Denn die Süddeutschen kommen noch mit mereren solcher Eigentümlichkeiten. Sie sprechen auch „Rüszel, Schlosze“ mit langem Vocal; und da Sie in beiden Wörtern das historische Recht auf Ihrer Seite haben, so werden wir Ihnen in diesen Wörtern wol das sz concediren und diese Ausnamen auf uns nemen müssen; onedem schwankt das zweite Wort schon in norddeutscher Aussprache. Allein in den Württemberger Regeln wird auch verlangt „Flosze“ und „Schosz in allen Bedeutungen.“ Hier verläszt Sie das historische Recht; denn mhd. vloʒʒe, und zwar schôʒ gremium (worin wir übereinstimmen) aber schoʒ surculus und schoʒ vectigal. Noch mer Verlegenheit machen die Präterita mererer Verba. In Ihren Regeln heiszt es S. 13: sz steht nach langen einfachen Selbstlauten und nach den Doppellauten, z. B. beiszen, biszen, flieszen, floszen, flöszen (? Conjunct. od. = ligna flumine demittere?), genoszen, goszen, riszen, schoszen, schloszen .. sproszen (im Wörterverz.) Ich musz gestehen, dasz mir dies, da allgemeine Sprachkunde keine Erklärung bot, höchst befremdlich war. Ich wandte mich deshalb an einen in Schwaben lebenden Norddeutschen um Auskunft. Dieser antwortete: Wie die Schwaben jene Präterita sprechen, lässt sich eigentlich gar nicht sagen, denn — sie gebrauchen dieselben nicht. Sie sagen auch in hochdeutscher Conversation weder „der Hund bĭss“ noch „der Hund bīsz“, sondern „der Hund hat bissen“, „wir haben rissen, gossen, schossen“, „ich bin gangen, bin flossen.“ Es kann also nur davon die Rede sein, wie sie dieselben lesen oder dann sprechen, wenn sie sich, wie in Vorträgen, eines schriftmäszigen Hochdeutsch befleiszigen; dann sprechen sie allerdings lang. Sie sehen, m. H., hier verlässt Sie nicht nur das historische Recht, sondern auch der Boden Ihrer volkstümlichen Mundart. Hier kommen nicht die Schwaben überhaupt, sondern nur die schwäbischen Gelerten in Betracht; und da möchte der Anspruch wol ein gerechter sein, dass Sie, um keine unnötigen Ausnamen zu machen, Ihre nur in den höheren Regionen herrschende Phonetik ändern. Es wird das um so leichter angehen, da Sie ja in den Participien „gebissen, genossen“ u. s. w. die kurze Aussprache haben und, wenn Sie nur die schulmäszige Schreibung „biszen“ in „bissen“ ändern, die Aenderung der Aussprache ser bald folgen wird

Ein zweiter, weiter greifender Unterschied der Quantität des Vocals findet statt in Wörtern wie „Grab, Bad, Tag“, welche in Norddeutschland bekanntlich wie Grapp, Batt, Tach gesprochen werden, und zwar zum Teil mit historischem Rechte; aber wir haben eine Folgerung daraus dadurch schon aufgegeben, dasz wir in den Verlängerungen den Vocal denen und uns nun unter das Gesetz fügen müssen, dasz der Stammauslaut der Verlängerungen auch in den einfachen Stammformen erhalten wird. Diese Regel über die auslautenden Mediä aber der norddeutschen Phonetik zum Trotz den Schülern einzuprägen macht grosze Mühe. Da ist es nun interessant zu sehen, dasz diese für norddeutsche Schüler so wichtige und notwendige Regel nicht nur in den Württemberger,

Digitized by Google

sondern auch in den Leipziger Regeln gänzlich fehlt! Das ist aber nicht die einzige; auch der Unterschied von V und F im Anlaute wird in norddeutschen Regelbüchern nachdrücklich bemerkt und die betreffenden Wörter werden zum Auswendiglernen aufgezählt, auch die Leipziger halten das für nötig; in den Württemberger Regeln dagegen steht nur das eine Wort „Vlies."

Diese Bemerkungen werden es rechtfertigen, wenn ich unsre bisherigen orthographischen Regelbücher und zwar alle, die norddeutschen sowol als die süddeutschen, des Particularismus beschuldige. Diese Seite der Sache ist auch in der Berliner Conferenz noch nicht genügend berücksichtigt und konnte es deshalb wol nicht werden, weil sie auch litterarisch noch zu wenig beachtet ist. Ich möchte deshalb besonders die süddeutschen Collegen (wofern sie zustimmen) auffordern, von dieser Seite her an der Einigung unsrer Rechtschreibung eifriger mitzuarbeiten. Denn so wertvoll der Schritt der Preuszischen Unterrichtsverwaltung gewesen ist, so scheint die Sache doch deshalb ins Stocken zu geraten, weil, obgleich die Richtung der Reform im Principe als festgestellt angesehen werden kann, die Ausführung doch noch einer gröszeren Abklärung und Befestigung durch die öffentliche Discussion und die Litteratur bedarf. Von dieser Seite her muss den Regierungen erst ein noch sichererer Boden dargeboten werden.

Wenn dies aber geschehen sein wird, so möchte ich darauf hinweisen, dasz alsdann ein anderes Verfaren für die Einführung der Reform eingeschlagen werden muss, als geschehen ist. So entschieden ich die Reform für nötig halte, so entschieden würde ich mich doch dagegen erklären, wenn man etwa auf irgend einem Wege ein für ganz Deutschland einzuführendes Regelbuch schaffen wollte. Denn wenn auch die Leren der Orthographie wissenschaftlich auf Grundlage eines einheitlichen Ausgleichs der Phonetik zu constituiren sind, so ist doch vom pädagogischen Standpunkte zu fordern, dasz das Schulbuch in der Darstellung der betreffenden Stücke je von der besonderen Phonetik ausgeht, welche die Schüler von Haus mitbringen. Aber auch etwa ein Normalbuch, nach welchem sich die übrigen zu richten hätten, wird sich nicht herstellen lassen. Denn wer sollte es verfassen und autorisiren? Weder eine zu diesem Zwecke berufene Commission, noch der Reichstag wäre dazu competent, wie kürzlich auf dem Journalisten-Tage mit Recht ausgesprochen ist. Man wird überhaupt gänzlich davon absehen müssen, die Rechtschreibung in der Weise wie ein Reichsgesetz feststellen zu wollen. Es kommt vielmer nur darauf an, der Einheitlichkeit der Orthographie einen äusserlichen Halt darzubieten, an dem sie sich herausbildet und durch den sie geschützt wird, one an einer etwa erforderlichen künftigen Weiterbildung zu ser gehindert zu werden. Welches dieser Halt sein könnte, lässt sich vielleicht aus der Geschichte entnemen. Wer war es in dem Zeitalter der Reformation, der one irgend eine Vorschrift zu geben als Autorität für die allgemeine deutsche Rechtschreibung angeschen wurde? Bekanntlich die Kursächsische Kanzlei. Es käme darauf an, jetzt die Reichskanzlei in eine änliche Stellung zu bringen. Freilich würde auch dem Reichskanzler nicht die Competenz zuzugestehen sein, eine Orthographie nach seinem Belieben oder nach einseitiger Neigung festzustellen. Aber so wie nach dem langen Streite über die verschiedenen Principien, nach denen unsere Orthographie reformirt werden könnte, der Preuszische Unterrichtsminister im Stande war, eine Anzal von Autoritäten aus den verschiedenen Teilen Deutschlands und verschiedenartigen Stellungen zusammenzurufen, welche im allgemeinen dem

Digitized by Google

Raumerschen Principe zugetan waren und dessen Erfolg versprechende Anerkennung constatirten — (was wol für kein anderes in diesem Masze möglich gewesen wäre) — ebenso wird, sobald innerhalb dieser Richtung die noch bestehenden Schwankungen über das Masz der Durchführung derselben zu einer consistenteren Gestaltung gekommen sind, sich wiederum eine ähnliche Commission berufen, oder auch nur eine Anzal von Gutachten einziehen lassen (denn es handelt sich nur um die Frage, wie weit die Denungszeichen zu entfernen sind), wodurch der auf dieser Ban gewonnene Fortschritt der Einigung constatirt wird. Alsdann wird Niemand dem Reichskanzler — (deshalb sollte dieser jene Constatirung veranlassen) — die Competenz streitig machen, seiner Kanzlei — Niemand anders — aufzugeben, diese Rechtschreibung zu befolgen. Die Sache würde nicht one Einvernemen mit den Preuszischen Ministern geschehen, und diese dann ihre Kanzleien nach der Reichskanzlei sich zu richten anweisen. Weiter reicht die Competenz der Ministerien nicht, und das alte deutsche Grundrecht, dasz ein jeder schreibt wie es ihm beliebt bleibt wenigstens in der Theorie bestehen; die Presse möge drucken, die Journalisten mögen schreiben, wie sie wollen; ja selbst den Schulen sollte man keine Vorschriften machen, sondern — natürlich unter Aufrechterhaltung der Bestimmung, dasz an einer Anstalt auch nur ein und dieselbe Schreibung gelert werde — es ruhig den Lerern überlassen zu leren, wie sie es für zweckmäszig und angemessen halten. M. H., wer die Verhältnisse in Preuszen kennt, wird wissen, dasz in wenigen Jaren sämmtliche Preuszische Schulen die Orthographie der Reichskanzlei leren. Allein damit hätten wir im Grunde erst eine Preuszische Orthographie; es käme nun darauf an, dasz auch die Kanzleien der übrigen deutschen Staten sich anschlössen. Ich möchte nicht, dasz man sich, um dies herbeizuführen, auf den bloszen natürlichen Druck verliesze, welchen der Groszstat übt; man könnte sich sogar täuschen, da das Gebiet der Sprache denn doch ein zu unfassbares für die äuszerliche Macht ist. Sicherer und erenvoller wird man verfaren, wenn man darauf ausgeht, von vorn herein die Sache so anzulegen, dasz man bereitwillige Zustimmung aus der Ueberzeugung des Rechten gewinnt. Und gerade dazu ist es von Bedentung, dasz schon in der wissenschaftlichen Gestaltung der Orthographie alle Besonderheiten der Phonetik ihre gebürende Berücksichtigung und Ausgleichung finden.

Schmid: Ich spreche gewiss in Uebereinstimmung mit der ganzen Versammlung, wenn ich dem H. Lattmann für seinen Vortrag unsern innigsten Dank ausspreche. Er hat eine solche Fülle von Gedanken vor uns ausgeschüttet, dass ich sagen kann, wir alle bewegen von neuem in unserm Gemüte diese Fragen. Aber obgleich nun gerade in dieser Versammlung vorzugsweise berufene Männer sich befinden, die darüber zu sprechen geneigt sind — ich kann mir gut denken wie es meinen Collegen Kraz brennt darauf zu antworten — so dürfen wir doch in eine Debatte nicht eintreten, in Folge der gestrigen Bestimmung über die Tagesordnung. Wir haben die Fortsetzung der Debatte darauf gesetzt, und wir brauchen die Zeit ganz gewiss vollständig, wenn wir auch nur einige Spitzen der Thesen noch berühren wollen, die uns College Bender vorgelegt hat. Ich bitte Sie daher, in die Fortsetzung der Besprechung einzutreten.

Kraz: will im Protokoll bemerkt haben, dass er unfehlbar auf die Rede Lattmanns geantwortet hätte und nur durch das Abschneiden der Discussion darüber verhindert worden sei.

Schmid: Wir haben gestern von den einzelnen Thesen zunächst die ersten be-

Digitized by Google

sprochen. Es sind verschiedene Ansichten zum Ausdruck gekommen. Ich möchte nun den H. Referenten bitten, was übrig ist von dem sachlichen Gehalt von These 6 an zu besprechen. Vielleicht wird sich dann noch die Debatte auf die principiellen Fragen hinüberführen lassen, und ich bin dann bereit, da wir in keinem Fall zu einer Abstimmung gelangen können und dürfen, einen Abschluss herbeizuführen, indem ich Ihnen ein paar Sätze vorlege, in denen wir denke ich uns einigen werden.

Bender: Zuerst möchte ich Einiges auf das gestern am Schluss Vorgebrachte erwidern. Ich habe mir über das was von Andern gesprochen worden ist einige hieroglyphische Bemerkungen gemacht, die ich aber heute nicht mehr zu entziffern vermag. Es war die Rede davon, als ob der Vorschlag der Centralprüfung auf andere Länder übertragen werden solle und wir Württemberger sie dem preussischen Staat aufoctroyieren wollten. Davon konnte natürlich keine Rede sein. Mein Gedanke war, die Norddeutschen Herren mit unsrer Centralprüfung bekannt zu machen, bei ihnen eine Vorstellung zu erwecken, wie wir dazu kommen, die frühere Einrichtung zurückzuwünschen, damit eine Restauration ihnen nicht als Eigensinn und Verstocktheit aussähe. Es ist ferner der Gedanke ausgesprochen worden dass von sämmtlichen Gymnasien Vertreter zur Prüfungscommission einzuberufen nicht tunlich sei. Bei uns ist das anders, als bei Ihnen, wo 15—18 Gymnasien in einer Provinz sind. Was nun die Bemerkung des H. Dr. Müller betrifft, wenn meine Hieroglyphen Stich halten, dass Familiarität kein Fehler sei, so muss ich sagen, es kommt das auf die Definition von Familiarität an. Es hat sein Richtiges und sein Falsches. Es kann berechtigt sein, dass eine Intimität stattfindet, aber sie kann auch zu weit gehen.

Müller (Ilfeld): Dass es nicht ausartet, dagegen haben wir den Schulrat.

Bender: These 6. Ich weiss kaum, ob es hier nötig sein wird, mehr Worte zur Begründung zu sagen. Ein Lehrer kann möglicher Weise tüchtig sein, aber zum Examinator taugt er nicht. Es kommt hier die Temperamentsfrage in Betracht. Wenn ein Lehrer beim Examinieren dazwischen hineinfahren will und mit Ermahnungen aufrütteln, macht das oft mehr einen störenden und einschüchternden Eindruck. Man muss hier freilich die passenden Männer finden, und solche werden sich doch finden lassen. Man muss ja nicht beiziehen, wen man eben hat, ob passend oder nicht passend. Und das ist beim Abiturienten-Examen der Fall. Hier werden eben die Lehrer beigezogen, jeder in seinem Fach, ob er taugt oder nicht. Es zeigt sich hier oft die Unfähigkeit, sich in den richtigen modus hineinzufinden.

Müller: Es examiniren die Lehrer der Prima und Oberprima.

Bender: Wo das Gymnasium eine nicht allzu grosse Zahl von Lehrern hat, muss man sämmtliche beiziehen. Wir haben in unsrem Lehrercollegium fünf Hauptlehrer, und alle werden zum Abiturienten-Examen beigezogen. Ob diese alle gute Examinatoren sind, das ist sehr problematisch, glaube ich.

Schmid: Ich bitte die Herren, sich darüber aussprechen zu wollen.

Lüttgert: Es ist eine Bereicherung der norddeutschen Kenntnis, dass ein Obergymnasium ein so kleines Lehrercollegium hat. Demnach liesse sich aber dieser These mit Beziehung auf das jugendliche Alter eine Gegenthese gegenüberstellen, etwa: der unbekannte Examinator ist für dieses Alter ein relativ unbrauchbarer. Sie liesse sich stellen, und Sie wissen, was ich damit sagen will.

Digitized by Google

Schmid: Mir ziemt es nicht, in die Debatte einzugreifen.

Bender: Dass der unbekannte Examinator deswegen unbrauchbar sei, weil er, der die Schüler nicht kennt, einen einschüchternden Eindruck macht, das denke ich, wäre eine Unfähigkeit, die im Institut liegen würde.

Müller: Ich möchte fragen: Dient das Abiturienten-Examen denn nicht dazu, gute Examinatoren zu bilden, und sind es bloss die geborenen Examinatoren die zur Prüfung berufen werden?

Lattmannn: In Norddeutschland ist es den übrigen Lehrern erlaubt teilzunehmen, und jeder jüngere sucht durch wiederholte Besuche sich mit der Art und Weise bekannt zu machen. Dies schliesst nicht aus dass, wenn er eintritt, er das erste, zweite, dritte Mal es nicht zu handhaben weiss. Ebenso bei dem Director. Er wird aber durch Collegen, die längere Uebung haben, getragen und gestützt. Fällt einmal das Französische oder das Mündliche nicht ganz gelungen aus, so kann es doch später gelingen. Man muss zwei Jahre beschäftigt sein, um die nötige Gewandtheit zu bekommen. Der Herr College gibt dem Ausdruck, als ob die Herren in Süddeutschland von dem Standpunkt dieses jungen, neu eingetretenen Lehrers ausgiengen. Die längere Tradition bringt es dann mit den Jahren dahin, dass im Lehrercollegium eine sehr befähigte Commission ist.

Ein Mitglied: H. College Lattmann sagt, dass die jüngeren zuhören können. Dieser Tag wird als Festtag betrachtet, und da sind die Jüngeren vom Schulrat aus verpflichtet teilzunemen.

Schmid: Davon wussten wir nicht das Geringste. Wir haben keinerlei Oeffentlichkeit.

Lattmann: Diese Oeffentlichkeit ist auf das Lehrercollegium beschränkt, das für eine Reihe von Uebelständen ein Correctiv ist.

Lüttgert: Sie ist nicht auf das Lehrercollegium beschränkt. Es ist ausserdem in der Stadt eine Commission, die einen Commissarius sendet.

Schmid: Also Oeffentlichkeit in beschränktem Sinn.

Stimmen: Letztere nur für städtische Gymnasien (Stimme: bitte königliche). In Berlin ist es nicht Sitte. Magistratspersonen können nicht zugelassen werden, auch wenn die Schule aus städtischen Mitteln unterhalten wird.

Bender: Diese factische Bemerkung war mir sehr wertvoll. These 7. Diese These habe ich bloss einer gewissen Vollständigkeit wegen hereingenommen.

Schmid: Wollen Sie doch das Wort „Controle“ näher ausführen.

Bender: Roth verstand darunter, wenn Lehrer einberufen werden und im Namen der Behörde prüfen, so dient dies mehr dazu dass die Oberbehörde einen deutlicheren Einblick in den Unterrichtsgang bekomme und eine Visitation vermittelst des Examens eingeführt sei. Man will vielmehr bloss sehen ob die Schüler fähig sind.

Schmid: Die norddeutschen Collegen werden hier sagen, die Schulräte kommen ja und haben Gelegenheit dazu.

Bender: Das ist etwas das sich von selbst ergibt, aber nicht von vorn herein auszusprechen ist.

These 8. Es ist glaube ich bei uns die Ansicht ziemlich allgemein dass solche

Digitized by Google

Inconvenienzen vorhanden sind. Es handelt sich um die Sympathieen und Antipathieen, welche die Lehrer nun einmal für gewisse Schüler haben. Man hat einen Schüler gern, mag er auch kein ausgezeichneter sein, wenn er liebenswürdig und ordentlich ist. Man sucht bei schlechten Arbeiten ihm nachzuhelfen und geht unwillkürlich manchmal zu weit. Ebenso ist es andererseits mit der Antipathie. Notwendig ist dies da der Fall, wo die Lehrer mit den Schülern bekannt sind und Familiarität besteht. Dies kommt weniger vor, wenn die Examenscommission mit den einzelnen nicht so bekannt ist. Sie steht den Schülern objectiver und unparteiischer gegenüber, und wenn ein Lehrer dabei ist, der sie kennt, wird durch den Einfluss der anderen dies paralysiert werden. Durch Bitten, Besuche der Eltern und Verwandten wird man incommodiert, und Sie werden Alle schon erfahren haben, welch peinlichen Eindruck das macht. Man ist entschlossen, keinen Zugang zu gewähren. Aber wenn man bis aufs Blut geplagt wird und das unverschämte Geilen nicht aufhört, wird man irre geführt oder doch unangenehm berührt durch solche Anläufe. Und sehr leicht kann es vorkommen, dass ein Lehrer auf den moralischen Standpunkt nicht so Rücksicht nimmt und finanziell-ökonomischen Verhältnissen Rechnung trägt. Wenn ein Schüler aus finanziellen Gründen nicht länger auf dem Gymnasium bleiben könnte, wird man von den Besuchen der Mutter bestürmt? Solchen Einflüssen gegenüber ist der Lehrer doch Mensch, und der Humanste wird ein wenig influirt, ja gerade der Humane. Der Rigorist wird in Gefahr sein, gar zu weit zu gehen. Oft wird man auch einen schlechten Schüler sich möglichst bald vom Hals schaffen wollen. Dem Allem wird beim Centralexamen nicht ganz abgeholfen, aber die persönlichen Sympathieen sind dort weniger stark. Der Examinator ist fern von der Stätte, wo er bisher gestanden hat. Die Eltern laufen den zum Examen einberufenen nicht nach Stuttgart nach. Unter localen Inconvenienzen meinte ich diejenigen welche mit Ort und Stelle zusammenhängen.

Schmid: Gelegenheit zu Unterschleifen dachte ich mir.

Bender: Ob die stärker ist, fragt sich, weil ja, wie gestern erwähnt wurde, die Zahl beim Centralexamen eine grössere ist. In Tübingen sind es diesmal 23, in Stuttgart 27.

Schmid: Sie setzen die Fortdauer des einen Examens im Jahr voraus.

Bender: Man müsste eben da durch Custoden helfen. Es ist auch schon bei kleinen schwierig, die custodia sicher durchzuführen.

Lüttgert: Zugestanden ist von dem H. Referenten, dass hüben wie drüben es Inconvenienzen gibt. Das Examen ist eines von den vielen menschlichen Dingen, die mit Unvollkommenheiten bekleidet sind. Wenn er aber sagt: Homo sum, so erkläre ich gerade es für einen Vorzug dies zu sein, eben für das Examen. Alle diese Beispiele gegen unsre Institution in gegenteiligem Sinne auszuführen, würde zu zeitraubend sein. Ich glaube berechtigt zu sein, die einzelnen Inconvenienzen mindestens in gleichem Grade auf beiden Seiten zu suchen.

Müller: Gegen Sympathieen und Antipathieen ist der Schulrat da, der die ausgleichende Macht hat. Auch die Lehrer sind dagegen geschützt, falls sie sich fortreissen liessen.

Ein Mitglied: Dass Sympathieen und Antipathieen vorhanden sind, ist nicht zu leugnen beim Abiturienten-Examen und auch im andern, wie überhaupt im

Digitized by Google

Schulleben. Es hängt mit der guten Sitte zusammen, dass die Eltern mit den Lehrern ihrer Söhne im Verkehr sind. Aus meiner Erfahrung weiss ich es, ich empfange sehr viel Besuch auch bei der Uebergangsprüfung von einer zur anderen Klasse. Eine solche Besprechung mit den Eltern hat auch das Gute, dass man den Jüngling noch von anderen Seiten kennen lernt. Notizen können wir sehr wohl brauchen. In eminentem Masse finden diese Besuche vor dem Abiturienten-Examen statt. In allen Jahren werden wir namentlich von den Eltern zweifelhafter Schüler besucht. Und da hat uns eben, sonst möchte ich nichts hinzufügen, unsere staatliche Verpflichtung zu leiten.

Bender: Was die Controle durch den Schulrat betrifft, so habe ich vor diesem allen denkbaren Respect, schon weil ich die Einrichtung nicht näher kenne. Aber was diese persönlichen Sympathieen und Antipathieen betrifft, so wird sich das dem Auge notwendig entziehen. Sie sind im Hintergrund. Ueberdies wird jeder Lehrer, der sich solcher Sympathieen bewusst ist, dem Auge des Schulrats dies zu entziehen suchen, weil er wohl weiss, dass es nicht ganz in der Ordnung ist. Ob diese Controle den Schaden entfernen kann, will ich dahin gestellt sein lassen. Was andrerseits den Verkehr mit den Eltern betrifft, so tritt dieser nicht so sehr hervor. Bei uns macht man überhaupt weniger Besuche. Ich werde nur gefragt, wenn es hapert. Es ist für mich schon ein schlimmes Zeichen, wenn eines der Eltern kommt. Natürlich bei Examen, auch bei Promotionsexamen sind die Anläufe stark.

Lüttgert: In den 5 Jahren meines Directorats, in 10 Jahren überhaupt ist nicht ein Vater oder eine Mutter zu mir gekommen. Und um die Controle durch den Schulrat gebe ich nicht viel. Wer in seinem Gewissen nicht gebunden ist, wird auch durch den Schulrat nicht geniert. Aber es ist eine corona von Lehrern zugegen, und so wird, wer selbst nicht fest in seinem Gewissen ist, schon aus Anstand richtig handeln. Man muss Zeuge eines solchen Examens gewesen sein. Nachweisen lässt sich das nicht. Ich kann Ihnen aus persönlicher Erfahrung und Ueberzeugung sagen dass die Vorwürfe im Ganzen und Grossen nicht zutreffend sind.

Ein Mitglied: Ich möchte nur das Factum hinzufügen, dass die Besuche vor dem Abiturienten-Examen seltener sind als beim Uebergang von Tertia in Secunda. Bei uns Klassenlehrern sind die Besuche sehr zahlreich, weil man allerlei Verhältnisse mit den Eltern zu besprechen hat. Aber um eine Versetzung von der vorobersten in die oberste Klasse durchzuführen, erhalten wir wenig Besuche, weil die Jugend aus dem Alter hinaustritt, in dem andere für sie eintreten müssen.

Büchler: Sie haben nicht berührt, dass es in einem kleinen Städtchen vorkommen kann, dass die Eltern, die gut wissen, der Professor hat meinen Sohn streng geprüft, persönlichen Hass auf ihn werfen und ihn verfolgen. Ist der Vater ein einflussreicher Mann, so kann dem Lehrer der Aufenthalt im Städtchen sehr schwer gemacht werden. Beim Centralexamen kann er die Achseln schütteln.

Schmid: Wir wollen zu These 9 übergehen.

Bender: Darüber hat gestern schon College Kraz gesprochen. Wenn man einen beschränkten Raum hat und es eine grössere Zahl von Examinanden ist, man aber nicht weiss, wohin mit ihnen, so ist das ein localer Uebelstand. Es wird der Unterrichtsgang gestört durch dieses Examen. Wenn es nur die Oberprima berührt, man aber das rechte Local nicht hat, muss man die Unterprima entlassen.

Digitized by Google

Lüttgert: Ich möchte bloss berichtigen, das Examen zerfällt ja in schriftliches und mündliches. Das schriftliche währt 5 Tage. Die gesammte Prima wird schriftlich beschäftigt. Die Abiturienten sitzen nicht bei einander. Nur für die Mathematik machen wir eine Ausnahme. Dadurch wird der ganze Unterricht nicht gestört. Dann beim mündlichen haben wir höchstens bei den gewöhnlichen Anstalten sie einen ganzen Tag zu entlassen. Man mag doch nicht Mücken seigen und Kameele verschlucken. Es ist das nicht massgebend. Wir müssen doch manchen Tag frei geben. Wir machen alle katholischen Feiertage mit, und an dem einen Prüfungstag kann man sie schon mit Arbeiten beschäftigen.

Bender: Beschäftigen kann man sie schon, das Local hat man aber nicht dazu. Damit ist aber auch nicht viel geholfen, corrigieren muss man die Arbeiten nachher jedenfalls.

Müller: Die Lehrer wechseln mit der Aufsicht.

Bender: Es ist möglich da wo die Locale ausreichen. Wir müssen die Prüfung im Klassenzimmer der Prima halten.

Müller: Das ist ein localer Uebelstand.

Bender: Ich bitte H. Rector Baur, zu sagen, ob es möglich ist, ein anderes Local zu schaffen.

Schmid: M. H. Es ist Zeit, dass wir zu einem Abschluss kommen.

Lattmann: Lassen Sie mich ein Wort auf diese ganze Debatte hin aussprechen. Ich muss gestehen, ich bin verwundert, mir selbst ist die Einrichtung der preussischen Abiturientenprüfungen viel zu centralisiert. Wenn ich auf ältere Zeiten zurückgehe, — ich bin annectierter Preusse und in althannöverischen Traditionen aufgewachsen, bin aber sehr begeistert für das Reich — so muss ich bekennen, diese preussischen Einrichtungen sind mir ihrer Neigung zur Centralisation wegen zuwider. Dass die Thematen zu Aufsätzen den Schulräten eingeschickt werden müssen, ist mir und vielen hannöverischen Lehrern verletzend. Ebenso dass bei jedem Examen ein Schulrat anwesend ist, das ist mir nach meinem althannöverischen Gefühle verletzend. Für alle Eventualitäten ist der Director da, um als Vermittler aufzutreten. Früher in Hannover war es Sache des Directors des Gymnasiums, das Examen zu halten. Ueberhaupt ist das meine Sache, die Verantwortung trage ich. Ein Commissär, der gewählt wird, (Murren) — hat nicht das Gefühl der Verantwortlichkeit wie Director und Lehrer. Es hat mich im Sinne meines Standes unangenehm berührt, als ob so viele Schwache darunter wären, die solchen Einflüssen, wie sie vorgebracht wurden, nachgeben würden. Ich weiss nicht, ich meine, in unserem Stande müsse das Bewusstsein herrschen, dass Sachen die uns angehen auch nur uns angehen und wir die Verantwortung übernehmen (Vereinzelte Bravo).

Schmid: Ich dränge zum Schluss. Ich habe vorangeschickt, dass es zweckmässig sei, eine eingehende Schilderung beider Examen zu geben, des einen, wie es bei uns geherrscht hat und des andern, wie es auf unsern Boden verpflanzt worden ist. Es hätte dies vielleicht manche Gegenbemerkung zum voraus abgeschnitten. Allein die Art, wie die Frage behandelt wurde, hat im Wesentlichen auf dasselbe geführt. Es kamen ja doch die Standpuncte zur Besprechung, und es wird auch auf diese Art nicht so schlimm gewesen sein. Ich möchte einen Vorschlag machen, wie wir zum Abschluss kommen könnten. Bei der Beratung der Frage: ob Abiturientenexamen oder Centralprüfung?

Digitized by Google

sind die Ansichten sehr weit auseinander gegangen. Während namentlich die Norddeutschen sich durchgängig mit ihrer Prüfung einverstanden erklärten, spricht sich die überwiegende Mehrzahl — wenn es so ist — der württembergischen Gymnasiallehrer dahin aus, dass sie die Vorzüge des früheren Verfahrens den dem neueren anhaftenden Mängeln gegenüber für überwiegend ansehen und desshalb den Wunsch aussprechen, dass man in Württemberg zu der früheren Prüfungsmethode zurückkehren möge. Das sehe ich für das richtige Resultat an, wie es dem Sachverhalt entsprechen würde. Doch können wir es nicht auf die Abstimmung ankommen lassen. Es wäre das von beiden Seiten unberechtigt.

Baur: Ich glaube doch dass die Besprechung der beiden Standpuncte dahin geführt hat, uns mit der norddeutschen Einrichtung, dem Abiturientenexamen, einigermassen zu befreunden, und ich glaube, wir werden uns, wenn wir uns eingelebt haben, noch mehr damit befreunden.

Schmid: Ich für meine Person bin vollständig mit der Abiturientenprüfung einverstanden. Ich bin überzeugt, sie wird sich Bahn brechen, und glaube dass die Nachteile der alten Prüfungsart grösser waren als die der neuen.

Kraz: Ich möchte einige Worte hinzufügen. Es muss für das Stuttgarter Gymnasium Hilfe geschaffen werden. Wir leiden unter dieser Einrichtung, aber nicht wegen der ihr principiell anhängenden Eigenschaften, sondern besonderer Verhältnisse wegen. Meine Opposition gieng bloss von meiner Stuttgarter Erfahrung aus. Daher stimmte ich für die Centralprüfung.

Schmid: Das ist Sache des Stuttgarter Rectors, hier für Abhilfe zu wirken.

Kraz: Ich lege Wert darauf, dass die Behörde aus den Verhandlungen die Notwendigkeit der Abhilfe ersehe.

Kraut (aus Heilbronn): Ich bin bekehrter Gegner des Abiturientenexamens. Es ist Schade dass so wenig Württemberger da sind.

Schmid: So möchte ich vorschlagen, zu setzen: ein namhafter Teil.

Bender: Ich kann gerade nicht sagen, dass ich ein bekehrter Gegner des Abiturientenexamens sei. Aber ich darf eingestehen, als Verteidiger dieser Thesen habe ich vielleicht einen rigoristischeren Standpunct eingenommen als ich innerlich habe. Damit ist nicht gesagt, dass ich ein Freund der neuen Einrichtung sei, aber es war mir sehr wertvoll, Bemerkungen zu hören, aus denen ich sehr vieles zur Milderung meiner Opposition entnehmen konnte. Ich kann daher dem von H. R. Baur Gesagten beistimmen.

Baur: Ehe wir setzen: Bei einem namhaften Teil der württembergischen Gymnasiallehrer hat die Debatte den Erfolg gehabt, sich mit der Abiturientenprüfung mehr zu befreunden, glaube ich, muss das zuerst festgestellt werden.

Lattmann: Wir wollen von einer definitiven Entscheidung absehen und sagen: Bei einem Teil ist eine grössere Befreundung eingetreten.

Biehl: Ich will mich gegen keinerlei Abfassung erklären, da der Anlass württembergische Einrichtungen sind. Wenn hier abgestimmt wird, kann nach meiner Ansicht bloss so abgestimmt werden, dass Württemberger sich daran beteiligen. Die Debatte aber ist allgemein gewesen, die Württemberger sollen später in einer Versammlung abstimmen, unser Beschluss kann nur allgemeiner Natur sein.

Digitized by Google

Kraz: Es wird, scheints, vorausgesetzt dass sämmtliche Nichtwürttemberger für das Abiturientenexamen seien.

Schmid: Die norddeutschen Collegen haben sich durchgängig für ihre Einrichtung erklärt. Die Württemberger sind mehr beruhigt worden und haben sich mehr beruhigen können. Ich hoffe, wenn ich unsere Verhandlungen bis zur Berichterstattung zusammenfasse und formuliere, werden Sie mir nicht widersprechen.

Nun sage ich noch zum Schluss, M. H., Ihnen herzlichen Dank für Ihre rege Teilnahme und die Nachsicht die Sie mir gewährt haben.

Lüttgert: Ich spreche gewiss im Sinne Aller, wenn ich mir erlaube, unserem verehrten Praesidium die Gefühle des Dankes auszusprechen für die Umsicht und die Unparteilichkeit, mit welcher Herr Ob.-Stud.-Rat Schmid die Verhandlungen der paedagogischen Section geleitet und unsre Debatten zu einem guten Ende zu bringen verstanden hat. (Zustimmung.)

Digitized by Google

II. Die archäologische Section constituierte sich Montag den 25. September nach Schluss der allgemeinen Sitzung. Prof. Schwabe begrüsst die Versammelten, berichtet über die von ihm zur Bildung einer archäologischen Section getanen Schritte und empfiehlt zunächst gemeinsame Besichtigung der Olympia-Abgüsse. Durch das höchst dankenswerte Entgegenkommen des K. Museums zu Berlin habe er es ermöglichen können, den Teilnehmern unserer Versammlung Abgüsse (die ersten, nach den jüngst in Berlin ausgestellten) von den vier wichtigsten Olympia-Funden, der Nike des Päonios, der Atlas-Metope, einem Wagenlenker und einem Flussgott vor Augen zu stellen. Endlich schlägt er, da seine Verpflichtungen als zweiter Präsident der allgemeinen Versammlung es ihm nicht erlauben, sich den Sectionsversammlungen so zu widmen wie er wünsche, zum Vorstand der Section vor Herrn Prof. Bursian, als früheren Tübinger. Der Vorschlag fand einstimmige Annahme. Das Amt eines Schriftführers übernimmt Herr Gymnasialassistent H. Kleitner aus München.

Als Teilnehmer der archäologischen Section schrieben sich ein die Herren:

1. C. Bursian aus München.
2. J. Cäsar aus Marburg.
3. W. Christ aus München.
4. S. Eck aus Tübingen.
5. Egelhaaf aus Heilbronn.
6. G. Fehleisen aus Tübingen.
7. W. Gebhard aus Braunschweig.
8. H. Georgii aus Stuttgart.
9. F. Haug aus Constanz.
10. E. Herzog aus Tübingen.
11. W. Ihne aus Heidelberg.
12. Ilg aus Innsbruck.
13. H. Jacnicke.
14. Klaus aus Gmünd.
15. Th. Klett aus Tübingen.
16. H. Kleitner aus München.
17. Krafft aus Maulbronn.
18. H. Leibnitz aus Tübingen.
19. Merk aus Ehingen.
20. Planck aus Heilbronn.
21. C. Prien aus Lübeck.
22. A. Rapp aus Stuttgart.
23. Rheinhard aus Stuttgart.
24. J. Rieckher aus Heilbronn.
25. A. Riese aus Frankfurt a. M.
26. Schall aus Marbach.
27. L. Schwabe aus Tübingen.
28. B. Stark aus Heidelberg.
29. J. R. Tobler aus Zürich.
30. E. Wagner aus Karlsruhe.
31. P. Weizsäcker aus Hohenheim.
32. A. Winterlin aus Stuttgart.
33. E. Wizemann aus Esslingen.

Erste Sitzung.

Dinstag den 26. September 1876.

Morgens 7½ Uhr Zusammenkunft auf dem Schloss in dem grossen Saale der Bibliothek behufs Besichtigung der Olympia-Abgüsse. Prof. Bursian übernimmt die Erläuterung der Abgüsse.

Digitized by Google

Zweite Sitzung.

Mittwoch den 27. September 1876, Morgens 8 Uhr.

Prof. Stark aus Heidelberg hält folgenden Vortrag „zur Formenlehre der antiken Kunst".

Wer Gelegenheit durch eine Reihe von Jahren gehabt hat, Besucher einer öffentlichen Antiken- oder Gipsabgusssammlung zu geleiten und Rede und Antwort auf die rasch sich drängenden Fragen zu stehen, wird gewohnt sein, zuerst durch die historische Frage: Wer hat dies gemacht? In welchem Jahre ist jenes gearbeitet worden? einigermassen in Verlegenheit gesetzt zu werden. Er wird in den weitaus meisten Fällen den Namen des Meisters nicht nennen können, über den Zeitpunkt des Entstehens nur allgemein nach Jahrhunderten, ja nach Epochen Auskunft geben können.

Die zweite Frage folgt alsbald der ersten: Was bedeutet das? Welche Person ist da dargestellt? Befindet sich der Gefragte auch hierbei meist in einer etwas besseren Position; dennoch kann er oft genug nur den Kreis mythologischer Gestalten angeben, in den ein Denkmal hineingehört, nicht eine bestimmte Etikette sofort demselben anhängen; oft genug muss er über den Namen der historischen Person seine Unkenntniss bekennen.

Für viele Besucher ist mit diesen zwei Fragen das Hauptinteresse an den Kunstwerken erledigt, und doch beginnt nun erst die rechte Aufgabe des Periegeten und archäologischen Lehrers, einfach erst analytisch den dunkeln Gesammteindruck zu zerlegen in seine Elemente, diese für sich und im Vergleich mit den verwandten näher zu bestimmen und so allmählig zur geistigen Reconstruction des Ganzen fortzuschreiten, wobei dasselbe sofort inneres Leben gewinnt und aus einem todten Object zu einem lebendigen Organismus, zu dem Zeugniss eines künstlerischen Geistes und zugleich zu unserem inneren Besitze wird.

Auch in unserer Wissenschaft selbst hat die Frage früher nach dem Künstler und der Zeit, hat dann seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts die Frage nach dem Inhalt des Kunstwerkes, nach dem Dargestellten eine Hauptrolle gespielt; das Bedeutungsvolle, das Symbolische trat ganz in den Vordergrund, und wir Alle wissen, welche Irrwege eingeschlagen und breit getreten wurden.

Heutzutage hat man mit Recht unter dem Einflusse der exakten Naturwissenschaften wie der kritischen philologischen Methode, ich darf aber auch sagen in dem oft unbewussten Anschluss an die von Winckelmann aufgestellten und klar ausgesprochenen Grundsätze künstlerischer Darstellung überhaupt sich der Erforschung der Formenlehre der Kunst mehr zugewandt. Und für diese in ihrer Gesammtheit, in ihren Hauptfragen immer neu meine jüngern Fachgenossen zu interessieren, einiges weniger Beachtete herauszuheben ist der Zweck dieser Mitteilungen.

Die bildende Kunst spricht eine Sprache welche für jeden mit Augen und Tastsinn Begabten bis zu einem gewissen Grade verständlich und geläufig ist. So wenig aber derjenige, welcher nie Grammatik getrieben, nie über die Grundbegriffe derselben, über Nomen, Verbum, Genera, Casus, Modi, Tempora, Numeri, über den einfachen und zusammengesetzten Satz, über Haupt- und Nebensätze sich unterrichtet hat, auch nur im Stande ist, den einfachsten Text in seiner Muttersprache klar und bündig aus einander

Digitized by Google

zu legen und einem dieser Sprache nicht Kundigen zum Verständniss zu bringen vermag, so wenig weiss der gewöhnliche Beschauer mit einer antiken Statue oder einem Relief wissenschaftlich etwas anzufangen, ihr Wesen und ihren Wert — wenn er auch das dunkele Gefühl der Schönheit und selbst der Bedeutung hat, sich und Anderen klar zu machen. Auch hier gilt es, eine Formenlehre und eine Syntax, auch hier Genera und Modi, Casus und Flexionen als erste Gesichtspunkte kennen zu lernen.

Und ich sagte oben, nur bis zu einem gewissen Punkte ist dem mit gesunden Sinnen begabten Menschen ein Werk der bildenden Kunst in seiner Sprache verständlich. Auch hier tritt die Differenzierung sehr bestimmt und scharf ein nach der Nationalität, dem Klima, dem Kulturzustand, nach Material, Grösse, Standpunkt des Beschauers.

Diese Sprache der Kunst, speciell der antiken zu studieren, ihre festen bleibenden Erscheinungen im Einzelnen zu beobachten und ihre Gesetze auszusprechen, das ist eine Hauptaufgabe unserer heutigen Archäologie, und wir besitzen auch schon zerstreut eine Fülle wichtiger, nur zu vereinzelter Beobachtungen auf diesem Gebiete, die nur zu oft in der Einzelerklärung bei gelegentlichen Exeursionen verstreut und versteckt liegen.

Da ist es zunächst die von der Natur gegebene Form des einzelnen Objectes, in erster Linie des Menschen, dann aber auch der Organismen der Thierwelt, der Pflanzenwelt, endlich die festen Formen des Landschaftlichen, welche in der antiken Plastik — und wir wollen uns wesentlich auf das Relief, gleichsam die am meisten hellenische aller Darstellungsformen beschränken — in Betracht kommt. Wie ist der menschliche Körper aufgefasst in seiner Proportion und in seiner Erscheinung nach Linie, Fläche, Masse, wie hier Knochengerüst und Umkleidung, wie die Epidermis, wie die feinsten Organe des Menschen behandelt, wie das Exanthem gleichsam des Körpers in Haar, Bart, Nägel u. dgl., wie der Körper des Knaben, des Jünglings, des Mannes, die Abstufungen in der Entwickelung des Weibes geschieden? Nur durch aufmerksame Vergleichung des Gleichartigen kommen wir zu festen Anschauungen des Stilistischen. Und wie hat der antike Künstler neben dem Reiter das Ross, neben dem Weihenden das Opferthier, den Hund neben dem Jäger, wie hat er den Lorbeerbaum, die Olive, die Palme, den Baum des Waldes, wie die Blume in der Hand der Aphrodite, die Aehre, den Mohn bei Demeter charakteristisch und doch nur nebensächlich gezeichnet? Wie deutet er Felsboden, Meerestiefen, Berg und Tal, Hof und Haus, Heiligtum und Palast an?

Aber diese Menschen, diese Thiere sind belebt, sind in Bewegung oder können in Bewegung jeden Augenblick gesetzt werden; sie fallen nicht allein unter die Gesetze der Anatomie, sondern vor Allem der Physiologie. Wir haben nicht allein εἶδη, sondern vor Allem auch σχήματα. Die künstlerischen Motive bilden ein zweites grosses Gebiet der archäologischen Arbeit. Wie schreitet hier jener feierliche Tänzer mit der Kithara im Siegesgange zur Nike aus, wie hebt er die Füsse, wie die Hände, wie bewegen sich dort im gewaltigen Ausfall die Glieder des sog. Fechters nicht in einem einfachen sondern mehrfachen Motiv: Aufblick, Sichschützen, Zustossen? Wie kauert mit vor dem Knie gekreuzten Armen der ἀνιώμενος, der in seinem Gemüt gehemmte, behinderte Kriegsgott! Wie ist die Bewegung im Anheben, auf der ἀκμή, im Ablaufen gegeben? Und nun erst die ganze Mimik des Gesichtes und nicht etwa bloss in Momenten der Leidenschaft, nein der ruhigen Gedankenentwickelung, im behaglichen Sein, in freudigen Ge-

Digitized by Google

niessen muss und kann an der Antike studiert werden. Die Alten haben selbst in ihren Physiognomicis uns darin eine Fülle trefflichster Beobachtungen hinterlassen.

Wir gehen aber weiter — und gerade das Relief legt es uns nahe — nicht die vereinzelte Erscheinung ist für uns das Genügende und Ausreichende, oft wo sie allein in Statuen uns entgegentritt, haben wir doch nur einen Abschnitt, eine Abbreviatur aus einem grösseren Ganzen, einen Akkord gleichsam aus einer ganzen Melodie. Es gilt nun die Gruppe als solche aufzufassen; die Handlung ist ihr Inhalt im weitesten Sinne. Zunächst wird es uns klar an den grossen Conflicten des Kampfes im Ernst und in der freien Uebung des Spieles, unter Menschen oder unter Mensch und Thier, an der unbezwinglichen Macht der Liebe der Geschlechter, an den veredelten, unvergleichlich wahr erfassten Stimmungen und Bewegungen der Familiengruppe, weiter an den festen Ordnungen des politischen, militärischen, festlichen Lebens bei langen Zügen, geordneten Massen, aber auch in diesen Bereich fallen jene ruhigen, vornehmen, geistig angeregten Gesellschaftsbilder, welche wir im 16. Jahrhundert als sante conversazioni kennen und zu denen das Altertum die reichsten Analogien bietet.

Ueberall aber in der Durchbildung des einzelnen Organismus, in der Motivierung desselben, endlich am Augenscheinlichsten in der Gruppierung findet der Künstler seine sehr bestimmte, äussere Grenze am Rahmen, an der räumlichen Bedingtheit. Und hier wollen wir etwas näher verweilen, um diesen nur zu wenig beachteten Punkt in seiner grossen Bedeutung vor Augen zu legen. Wenn irgend, so ist es hier Aufgabe der Kunst das Notwendige, das Zwingende, das Gewaltsame in ein Freies, Spontanes, Natürliches umzuwandeln und so sich selbst Formen zu schaffen, die allerdings nicht ewig sind, nicht starr unveränderlich, aber wie eine zweite ideale Naturbedingung unter gleichen Culturverhältnissen immer wieder auftreten. Nicht ungestraft setzt sich der Künstler über sie hinaus, um zur sog. einfachen, freien Natur allein sich zu wenden, die doch selbst nie eine freie im wahren Sinne des Wortes ist.

Wir lernen diese Formen am Leichtesten und Anschaulichsten kennen an den Werken der Tektonik, des beweglichen Kunstgebildes. Am Gefäss, am Thronsitz, am Tisch, am Lager, am Sarg, an den Waffen, am Gewand, am Schmuck endlich treten früher die Formen auf, welche die Architektur später, grossartiger aber und spontaner entwickelt. Den Saum, den geschmückten Querstreifen, die ganze verzierte Fläche, den freiendenden Schmuck der Palmette, die Form der freihängenden Pelte, des Rundes, alles dies können wir hier früher und besser beobachten als am grossen Architekturwerke. Allmählig gehen dieselben Formen auch in der Verdoppelung, Verdreifachung, auch der Verquickung dahin über, und die alexandrinische Epoche ist, wenn irgend eine, lehrreich für diesen Fortgang. Ebenso ist die Darstellungsweise und Farbe zunächst allein, dann in Farbe und Form, endlich in Form allein genau zu beachten.

Das einfache, lang horizontal gestreckte Band, der Fries, bedingt eine dem Epos analoge Darstellungsweise, und nicht zufällig ist es dass der zur breiten, fliessenden Erzählung am Reichsten angelegte Ionier auch derjenige war, welcher dem Fries seine Entfaltung gegeben hat. Es ist etwas von der edelsten, gleichmässigen und doch so unendlich variablen Form des Hexameters in dem Verlaufe der Friesreliefdarstellung. Aber wie verschieden muss er sich gestalten je nachdem er um das Gebälk des ionischen Tempels sich herumzieht, oder in den Säulengang, an die Cellamauer des dorisch-attischen

Digitized by Google

Parthenon sich zurückzieht oder im Innern der hypäthralen Cella selbst eng beisammen und ganz anders beleuchtet erscheint! Und wieder welche Abstufung wird eintreten, wenn er den festen massiven Körper eines Pyrgos wie am Eingang der Akropolis oder am Untersatz eines Mausoleums bekrönt! Gerade da wo mehrere Friese an einem Architecturwerke auftreten, ist ihr verschiedener Charakter in der Natur des Raumes, in der Notwendigkeit der Abstufung, in der verschiedenen tiefen oder hohen Stellung des Beschauers zum Werke gegeben. Etwas Anderes ist es auch, wenn ein Fries sich wie am Parthenon in wunderbarem Rhythmus selbst nach den vier Seiten des Gebäudes gliedert, um doch in sich selbst gleichsam wieder abzulaufen oder, wenn dies durch die Cylinderform an Altären, Rundtempeln, starken Säulen in stetigster Weise geschieht, wenn es rechts und links sein Ende erreicht, hier mit den Andeutungen der Natur des Locals abschliesst, wo notwendig einer gedrängteren Abschliessung gleichsam darin ein Et cetera sich kundgibt, oder eine zuschauende Menge angedeutet wird. Und welche andere Formen des Frieses bedingen die Verticalstreifen des Pilasters, die Umrandungen der Thüren, endlich des Halbrundbogens oder des grossen offenen Rundes! Endlich haben wir den Friesschmuck von dem oberen oder unteren Ende der Säule zur mittleren Binde oder gar zu dem schraubenförmig geschlungenen Bande der römischen Triumphalsäulen zu verfolgen. Ueberall geht der bewegliche Festschmuck an Laubgehängen, an flatternden und umwundenen gestickten Bändern, an Metallrosetten u. dgl. dem plastischen Gebilde in Marmor vorauf.

Und nun im vollen Gegensatze dazu die einzelne Reliefplatte, in der Metope des dorischen Baues am Frühesten und Energischsten künstlerisch verwandt! Ist es nicht, als ob der knappe, kräftige, sententiös gedrängte Geist des Dorismus uns leibhaft entgegenträte? Im vollen Conflict erscheint hier männliche Kraft gegen Kraft gestellt, das weitere Ausleben und Fortschwingen der Handlung in Zuschauern, Helfenden, Teilnehmenden fehlt ganz, oder ist es nur die unmittelbar nötige Hilfe in der sich anschliessenden Göttin des Kampfes oder den helfenden Mächten des Ortes angedeutet. Der Metopenstil drängt wie nach vorn, das Relief quillt heraus, je enger der ihm seitwärts bemessene Raum ist. Es ist kein Anwachsen, Anschwellen und Abklingen der Handlung, sondern nur ein Ausschnitt aus einer Handlung, ein Kampf aus vielen Kämpfen.

Und nun wieder wie anders musste die schwebend nach unten geöffnete Tafel der Kalymmatienstücke sich plastisch gestalten! Hier geht Alles vom Centrum, dem Stern der erblühenden Blume aus und unwillkührlich entfaltet sich das Reliefbild nach allen Seiten gleichmässig: anmutige, schwebende, ausgleichende Figuren.

Sehr alt im Gebrauch ist die Einzeltafel, aufgestellt auf schmaler Basis als Anathem, als Dankbild für Rettung oder Sieg; älter war auch hier das farbige Bild als das Relief. Hier sollte ein einzelner Moment bedeutsamer Art verewigt werden, hier aber der Gottheit gegenüber drängt sich gern die zahlreiche Familie in Abbreviatur oder wohl gar die Corporation oder das Volk. Ein Stück Lyrik ist darin enthalten, ein kurzer Hymnus, ein Bittgebet, eine feinsinnige Grabinschrift. Nur was früher vereinzelt an heiliger Stätte geweiht wird, das fügt sich allmählig zahlreich in die Wand des Tempels ein, und so erwachsen allmählig die grossen wohlverteilten Reliefbilder an Schränken, zwischen Pilastern, besonders an den Thürfeldern. Wer kennt nicht jene fein empfundenen lyrischen Scenen der berühmten Relieftafeln aus St. Agnese, welche E. Braun veröffentlicht hat? Atmet hier nicht das Relief geradezu den Geist alexandrinischer Elegie aus?

Digitized by Google

Und weiter öffnet sich das grosse Dreieck des Tempelgiebels wie des kleinsten Abbildes im Grabstein für das grosse Reliefwerk oder in der Blütezeit griechischer Kunst für die analog gedachte abgelöste Giebelgruppe. Wenn irgend in der Plastik sehen wir die Raumumgränzung hier wie vorarbeitend der dramatischen Darstellung. Was uns dort in der Metope fehlt, ist hier naturgemäss: das Anschwellen, die ἀκμή und das Ausklingen der Handlung, haben wir es mit Haupt- und Nebenpersonen zu tun, ist es hier möglich in die grosse Handlung Nebenhandlungen, in die grosse Gruppe kleinere Gruppen einzugliedern. Aber die Dreiecksform erweicht sich auch zum Halbrund, zum sphärischen Dreieck, und all die kleinen Raumgebilde an römischen Triumphbogen und Gewölbrännen, die Zipfel und Zwickel sind gleichsam Abbreviaturen der Giebelform, denen die Plastik Leben und Interesse noch einzuhauchen weiss.

Noch haben wir von einer der interessantesten, besonders für die spätere griechisch-römische Kunst ausserordentlich bedeutsamen Kunstformen nicht gesprochen, der Rundform, dem Medaillon und den verwandten Erscheinungen wie der Peltenform. Ich darf für diese Entwicklung hinweisen auf eine eben von mir veröffentlichte Abhandlung in dem eben erscheinenden Hefte der Jahrbücher der Altertumsfreunde in den Rheinlanden, worin der Versuch einer Geschichte derselben durch das Altertum hindurch gegeben ist. In dem Rund lag von vorn herein für malerischen wie plastischen Schmuck der doppelte Weg entweder der concentrischen oder der strahlenförmigen Gliederung oder beider vereint. Beide Wege hat die älteste, vom assyrischen Orient beeinflusste griechische Kunst in Schild und Schale, im Tympanon befolgt. Die strenge, überwiegend dorische Kunstperiode, welche die Rundform ausserordentlich beschränkte, hat dagegen ihre horizontalen Bilder in die Schalen eingezeichnet und höchstens den unten bleibenden leeren Raum mit Ranken gefüllt. Am gewaltigen Schild der Parthenos tritt uns nun schon eine grossartigere, freiere Behandlung mit Ausnahme des Gorgoneion im Centrum entgegen: da steigen auf und ab die Gestalten im kühnen Kampfgewirr, da ruhen die Todten unten, da strecken und beugen sich dieselben einander zu in trefflicher Raumbenutzung. Noch weiter geht die Reliefbildung auf jenem Marmorschild der Sammlung Chigi zum Andenken an die Schlacht bei Arbela. Da tummeln sich die Reiter frei wie im gewaltigen Circus, und wie von selbst erblicken wir Alexander zum Mittelpunkt des Kampfes wie des Rundes gemacht.

Wir wollen hier unsere Betrachtungen schliessen, m. H., die nur den Zweck hatten, immer von Neuem auf das Studium der Kunstform in der Antike jüngere Fachgenossen hinzuweisen, die hier das anscheinend Aeusserlichste, die allgemeinen Raumformen für das Relief in einer Reihe von Bildern schon vorführten. Wir haben hier gesehen, welchen Einfluss dieselben auf die ganze Darstellungsweise üben mussten und geübt haben und wie wir hier volle Analogien zu den Dichtungsgattungen finden konnten. Es würde mir nicht schwer fallen, noch ganz speciell nachzuweisen dass ein innerer Zusammenhang selbst zwischen dem vorzugsweise gewählten idealen, mythologischen Inhalte und diesen Formen besteht. Eine weitere Aufforderung möchte ich an meine Fachgenossen richten, doch ja auf die antiken Teile der Einrahmung oben, unten, zur Seite zu achten und hierin Material und zwar sicheres allmählig zu sammeln für dies noch ganz im Argen liegende Gebiet.

Heutzutage ist in der modernsten Kunst wieder die Bedeutung des Rahmens für ein Bild voll anerkannt. Der Künstler bestimmt ihn selbst nach seinem Stilgefühl und

Digitized by Google

inneren Bedürfniss nach Grösse, Form und Farbe. Grosse Meister malen ihn sich selbst, ja sie lieben es wohl, fast spielend den Rahmen in das Bild selbst eingreifen zu lassen. Es liegt darin die vollste Anerkennung jenes Wechselverhältnisses, das wir oben durchsprachen: nur möchte ich sagen, es will heutzutage das malerische Werk voll seine Umgebung beherrschen, während eine strengere, ernstere Zeit das Bild in den gegebenen Raum hineinmalte. Jedenfalls bleibt die volle Wahrheit des Satzes des trefflichen französischen Aesthetikers bestehen: le tableau nait avec son cadre.

Der Vorsitzende drückt, da Niemand sich zu einer Entgegnung meldet, dem Herrn Redner die Anerkennung der von ihm aufgestellten Grundsätze seitens der Section aus, und knüpft daran den Wunsch, Hr. Prof. Stark möge baldmöglichst das von ihm in Aussicht gestellte Handbuch der Archäologie erscheinen lassen. Diesem Wunsche spendet die Section einstimmig Beifall.

Hierauf legt Prof. Herzog zwei Gegenstände vor, die von dem Vorstande des kgl. Museums vaterländischer Denkmale zu Stuttgart, Hrn. Prof. Dr. Haakh, zur Prüfung eingesandt waren, und verliest folgende Mitteilung desselben:

„Den verehrlichen Teilnehmern an der archäologischen Section legt der Unterzeichnete durch die gütige Vermittelung des Herrn Prof. Dr. Herzog zwei zu dem kgl. Museum vaterländischer Denkmale in Stuttgart gehörige, innerhalb Württembergs aufgefundene römische Altertümer zu Ansicht, beziehungsweise Prüfung vor:

1) Broncegewicht mit dem Kopfe des Laokoon. Dasselbe stammt aus der Sammlung des ehemaligen Calwer Altertumsvereins und wurde ohne Zweifel im Oberamtsbezirk Calw gefunden.

2) Fragment der in Terracotta hergestellten Matrize einer weiblichen Relieffigur, mit Abguss in Gips und mit dem Gipsmodell der restaurierten Figur.

Die Matrize stammt aus der römischen Niederlassung bei Cannstatt und wurde mit vielen andern römischen und germanischen Altertümern aus der Umgebung von Cannstatt, die der verewigte Hofrat Dr. v. Veiel daselbst gesammelt hatte, nach dessen Tode im Jahre 1875 gemäss einer testamentarischen Bestimmung des Sammlers dem kgl. Museum einverleibt.

Die Restauration der Figur wird dem Bildhauer Professor G. Bläser aus Berlin verdankt, der in der Veiel'schen Heilanstalt wiederholt als Patient verweilte und auch zu Cannstatt vor einigen Jahren starb.

In dem Wunsche des Unterzeichneten lag es, die beiden Gegenstände den Fachgenossen persönlich in Tübingen vorzulegen, allein sein derzeitiger Gesundheitszustand verbietet ihm den Besuch der Versammlung.

Für die Deutung des zweiten der obigen Gegenstände wird es sich zunächst um die Bestimmung des Attributes handeln, das die Figur auf der linken Schulter trägt. Von dem Restaurator, Bildhauer Bläser, wurde ein Füllhorn vorausgesetzt, und er fasste die Figur als Fortuna. Hiezu gaben ihm namentlich auch die Buchstaben OR (und T?) über dem Kopfe der Göttin Anlass. Allein vor den zwei (oder drei) Buchstaben fehlt das F, zu welchem ausreichender Raum auf der Fläche vorhanden gewesen wäre, und hievon abgesehen scheint

Digitized by Google

das Attribut kein Füllhorn, sondern ein korinthisches Capitell mit dem Anfang des Schaftes der Säule, dem allerdings die Cannelierung fehlt.

Welcher Göttin könnte das letztere Attribut zukommen, und welcher ein Name, zu dem die vorhandenen Buchstaben stimmen?

Einen Töpfernamen an dieser Stelle, über dem Haupte der Göttin, vorauszusetzen, dürfte wohl untunlich sein. Haakh."

Ueber Nr. 2 entspinnt sich zunächst eine lebhafte Debatte. Das Relief stellt eine kräftige weibliche Gestalt dar, die etwas auf der linken Schulter trägt.

Die Mehrzahl der Teilnehmer erkennt in dem Getragenen nicht mit Bläser ein Füllhorn, sondern mit Prof. Haakh ein korinthisches Säulencapitell.

Letztere Ansicht teilend bestreitet Gymnasialassistent Kleitner den antiken Charakter des Reliefs; er erkennt vielmehr darin den der Renaissancezeit geläufigen Typus der Stärke, eine weibliche Gestalt eine Säule auf der Schulter tragend: ein Typus, der auf einem Missverständnisse der Antike beruht; dort habe die Säule selbst als Symbol der Kraft, der tragenden Stärke gegolten; dieser Auffassung stehe die rohere der Renaissance entgegen; überdiess finde sich wohl im Altertum kein anderer Typus, der eine weibliche Gestalt, eine Säule quer über der Schulter tragend, darstelle.

Prof. Herzog äussert Bedenken gegen die Altertümlichkeit wegen der Beifügung einer Inschrift, da ja das Motiv aus der Darstellung selbst erkennbar sei, eine Inschrift also überflüssig erscheine.

Hierauf entgegnet Prof. Bursian, dass auf Terracottareliefs und sonst sich allerdings auch dann zuweilen Inschriften finden, wenn der Gegenstand durch die Darstellung vollständig erkennbar sei.

Dr. Gebhard nimmt Anstoss an der Form des ganzen Reliefs welche, von dem Restaurator gewiss richtig ergänzt, nicht dem Altertume sondern vielmehr der Renaissancezeit geläufig sei. Derselbe constatiert zugleich das Vorhandensein der Inschrift FORT, nachdem zuerst mit Prof. Haakh an dem Vorhandensein des ersten Buchstabens gezweifelt worden war.

Gymnasialdirector Haug findet weitere Kennzeichen modernen Ursprunges in der Form der Buchstaben der Inschrift.

So erklärt sich endlich die Section gegen den antiken Charakter des Reliefs.

Die Verhandlung wird unterbrochen durch die Vorlage zweier Photographien, welche Hr. Prof. Dr. Kautzsch aus Basel der Section zur Beurteilung empfiehlt.

Die eine Photographie stellt den Kopf eines bärtigen Mannes mit Diadem und einem Adler als Verzierung desselben dar, die andere einen mehrfach ergänzten männlichen Kopf. Der Ansicht des Besitzers der Originale, eines Geistlichen in Jerusalem, dass der erstere Kopf der des Hadrian sei, kann die Section nicht beistimmen; Prof. Bursian vermutet dass die Gegenstände der baktrischen Periode angehören.

Bei Besprechung des Bronzegewichtes Nr. 1 beanstandet Prof. Christ die antiken Gewichtstücken unzukömmliche Form; Prof. Schwabe betont, wie wenig überhaupt ein Laokoonkopf zu einem Gewichte passe, wie häufig aber gerade Laokoonnachahmungen aus der Renaissancezeit vorkommen.

Digitized by Google

Gymnasialassistent Kleitner findet das gebrauchte Motiv der Darstellung, Büste des Laokoon mit Schlangen, die das Haupt umzüngeln und gerade die Augen mit dem Bisse bedrohen, für hässlich und antikem Gefühle widersprechend.

Prof. Bursian entgegnet dass man es hier jedenfalls mit Handwerkerarbeit zu tun habe, wobei ein Verstoss gegen höheres Schönheitsgefühl wohl annehmbar sei.

Die Section spricht sich zum Schlusse der Debatte auch gegen den römischen Charakter des Bronzegewichtes aus.

Prof. Schwabe stellt der Section das Hauptstück des hiesigen Antikenkabinets, die vortreffliche sog. Tux'sche Bronzestatuette eines Wagenlenkers vor und macht darauf aufmerksam dass neuestens gefertigte, sehr gute Gipsabgüsse davon bei Modelleur Sigwart in Stuttgart (Legionskaserne) um zwei Mark zu haben seien; ausserdem legt Prof. Schwabe der Section die siebente Serie der Conze'schen Uebungsblätter vor und weist namentlich auf das letzte Blatt „Aufbau der Nordostecke des Parthenon" hin.

Dritte Sitzung.

Donnerstag den 28. September 1876, 8½ Uhr.

Prof. Stark legte einige Photographien von unedierten Bildwerken vor und begleitete sie mit kurzen Erläuterungen:

1. Eine wohlerhaltene Marmorfigur aus der Villa Wellen bei Trier, im Herbst 1875 bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues gefunden, dem Vernehmen nach für Berlin erworben, zur Publication in den „Jahrbüchern des Vereins der Rheinischen Altertumsfreunde" bestimmt, dessen Präsidium die Photographie verdankt wird. Sie ist 0,42^{m} hoch, Basislänge 0,28^{m}. Carrarischer Marmor von feiner Qualität, glänzend poliert, wie wir diese Glätte an erlesenen Werken der römischen Epoche kennen. Die Darstellung ist in ihrer Motivierung klar: ein jugendlicher Satyr sucht leise und doch entschieden vorwärts eilend eine vorauszusetzende, vorgehende weibliche Gestalt zu erhaschen, deren einer Fuss auf der Basis noch sichtbar ist. Die rechte Hand hält ein Pedum, die Nebris ist schräg übergehängt. Ein Baumstamm bildet den Rückhalt, dessen zwei Aeste nach oben über den verstümmelten Kopf hinausgehen. Die ganze aus einem grösseren Komos entnommene Composition eines insidians bacchae satyrus zeigt sich als eine zierliche, kleine Nachbildung eines trefflichen Originalwerkes, wie wir ja von Praxiteles' Hand berühmte Gruppen von Maenades, Thyiades, Caryatides, Sileni bezeugt sehen. Sie war entschieden bestimmt nur von vorn gesehen zu werden, musste an einem Hintergrund stehen. Die Frage muss sich erheben, ob wir eine ursprüngliche statuarische Composition oder die Verwendung eines bacchischen Reliefmotivs in statuarischer Weise zu sehen haben.

2. Fragment eines feinen Marmorreliefs, aus Rom stammend, im Besitze des Prof. Bergau in Nürnberg; davon ein Gipsabguss in der Sammlung zu Heidelberg. Eine nackte Jünglingsgestalt lehnt, wie in sich versunken, krampfhaft zusammengeknickt an einem nach unten sich verjüngenden Pfeiler, sichtlich Teil eines Tisches oder vielmehr Dreifusses. Zweifel an der Echtheit sind erhoben worden, die der Redner nach jahre-

Digitized by Google

langer Betrachtung nicht teilt. Unwahrscheinlich ist eine Fälschung eines ganz flachen Reliefs, fast mehr einer eingeschnittenen Umrisszeichnung, wie sie auf den sog. Marathonischen Vasen vorkommen, aber nicht in Rom. Man hat an Figuren zu erinnern, wie sie gemalt auf Lekythen vorkommen, als trauernde Freunde an einem Grabe, aber hier tritt noch ein tragischer Ausdruck und ein gewaltsames Zusammensinken hervor. Redner denkt an die Möglichkeit eines Orestes vor Iphigenia nahe dem Altar oder zu Delphi.

3. Eine in dem Barbakeion in Athen, in der Sammlung der archäologischen Gesellschaft befindliche Bronze aus einem an Bronzen reichen Grabe in Phthiotis (0,1^{m} hoch, 0,09^{m} unten breit). Eine jugendliche weibliche Gestalt sinkt schräg rechts hin, wird aber von einem starken männlichen Arme um den Gürtel gefasst; das wunderschöne, gelockte Köpfchen fällt seitwärts wie eine geknickte Blume. Unmittelbar werden wir hier auf die schöne Niobidengruppe hingewiesen einer von dem Bruder aufgehaltenen sinkenden Schwester. Das Ganze diente sichtlich als aufgenieteter Aufsatz auf ein Bronzekästchen. (Vgl. Stark, Nach dem griech. Orient S. 402.)

4. Zwei Marmorköpfe der Sammlung Erbach im Odenwalde, jugendlicher Alexander d. Gr. und ein mit Binde geschmückter jugendlicher Athlet. Der Redner wies kurz auf die Geschichte dieser interessanten, in nachhaltiger, durch Winckelmann geweckter Begeisterung für die Antike von dem Grafen Franz von Erbach-Erbach mit grossen Opfern gebildeten Sammlung hin und machte besonders auf die wichtige Sammlung von grossgriechischen Gefässen, Bronzen, von Marmorwerken aufmerksam, welche in den Wohnzimmern des jetzt regierenden Grafen sich befinden. Niemand anders als der grosse E. Q. Visconti war in den Jahren, ehe er nach Paris kam, der Ratgeber des jungen deutschen Fürsten. Der Alexanderkopf aus griechischem Marmor ist stilistisch einer der feinsten, ja vielleicht der feinste den wir kennen; nicht im Geiste des geistvollen Naturalismus eines Lysippos gebildet, sondern in dem zarten, seelenvollen, massvollen Stile der attischen Schule; wir wissen dass Leochares einen Alexander bildete gleich nach der Schlacht bei Chaeronea (Paus. V, 20, 9). Der Diadumenos ist in einem Anflug archaischer Strenge gebildet und weist in der Behandlung der Haarlocken ganz auf ein Bronzeideal. Die alte Unterschrift: Ἀθηνᾶς mag schon aus römischer Zeit sein, jedenfalls ist sie nicht dem Werke selbst ursprünglich zugehörig.

Ueber fast sämmtliche Gegenstände entspann sich eine mannigfach anregende und erfolgreiche Debatte. Bezüglich des unter Nr. 2 angeführten Marmorreliefs konnte sich die Section gewichtiger Zweifel an dem antiken Ursprung nicht erwehren.

Der Vorsitzende spricht den warmen Dank der Section dem Redner für seine belehrenden Mitteilungen aus.

Prof. Herzog legt der Section Photographien der Kapelle zu Belsen bei Tübingen vor. Ueber dem Portale derselben sind Widder- und Stierköpfe angebracht, sowie eine roh gearbeitete menschliche Figur; die Section gelangt durch längere Verhandlung zu der Ueberzeugung dass die Widder- und Stierköpfe antik seien. Prof. Herzog spricht sich speciell unter Vergleichung von Abbildungen bei Boissieu, inscriptions de Lyon dahin aus dass jene Stier- und Widderköpfe von Tauro- und Kriobolienaltären herstammen mögen. Betreffs der menschlichen Gestalt hegt die Section gleich Prof. Herzog Zweifel über deren antiken Ursprung, diese scheine vielmehr dem 10. oder 11. Jahrhundert anzugehören.

Digitized by Google

Prof. Bursian wirft nunmehr die Frage über das Vorkommen griechischer Vasenscherben in römischen Niederlassungen auf. Solche wurden gefunden auf dem Uetliberg bei Zürich und auf der Roseninsel im Starnberger See.

Die Erörterung dieser Frage veranlasst zur Aufstellung verschiedener Parallelen, welche etruskische Funde in Deutschland darbieten.

Dr. Gebhard wünscht dass das Erscheinen einer eingehenden Abhandlung über die Zusammensetzung der einzelnen Teile der Broncefiguren bei den Alten angeregt würde; mehrere bereits erschienene Werke über diesen Stoff werden erwähnt und besprochen.

Nachdem Prof. Stark dem Vorsitzenden der Section, Prof. Bursian, für die anregende Leitung, sodann den Professoren Schwabe und Herzog für die Beischaffung interessanten Materials den Dank der Section ausgesprochen, Hr. Prof. Bursian seinerseits für die Teilnahme dankend erwidert hat, bringt Prof. Caesar den Antrag an die Section, es möge für künftige Philologen-Versammlungen Vorsorge getroffen werden dass die Sitzungen der Sectionen der Zeit nach wo möglich überhaupt nicht, speciell aber die Sitzungen der archäologischen und kritisch-exegetischen Section in keinem Falle collidieren.

Die Section stimmt einhellig diesem Antrage bei.

Damit Schluss der Sitzungen.

Digitized by Google

III. Die kritisch-exegetische Section constituierte sich gleichfalls nach der ersten allgemeinen Sitzung, beschloss aber ihre erste Sitzung erst am Mittwoch den 27. September Morgens 8 Uhr zu halten, am Dinstag den 26. aber an der Erklärung der Gipsabgüsse aus Olympia sich zu beteiligen.

Bei dieser ersten Sitzung derselben waren 16 Mitglieder anwesend, nämlich:

1. Prof. Teuffel, Tübingen.
2. Dr. L. Jeep, Leipzig.
3. Prof. Dr. Jungmann, Leipzig.
4. Prof. C. Prien, Lübeck.
5. Dr. Flach, Tübingen.
6. W. Christ, München.
7. Prof. Dr. Eussner, Münnerstadt.
8. Prof. Dr. Martin Schanz, Würzburg.
9. Prof. Caesar, Marburg.
10. Dr. F. Ascherson, Berlin.
11. Prof. Dr. Jülg, Innsbruck.
12. Prof. Hertz, Breslau.
13. A. Hug, Zürich.
14. Prof. Oeri, Schaffhausen.
15. S. Teuffel, Gymn.-Vicar, Tübingen.
16. A. Riese, Prof. in Frankfurt a. M.

Prof. Teuffel eröffnet die Sitzung; er schlägt vor, die Section welche, trotzdem dass bei ihrem Gegenstande eine zu einem Ziele führende Debatte am ehesten möglich sei, bisher um ihre Existenz zu kämpfen hatte, nunmehr definitiv zu constituieren und für das nächste Mal Thesen, resp. Themata mitzubringen, damit der Bestand der Section sichergestellt sei. (Wird einstimmig angenommen.)

Prof. Teuffel tritt das Präsidium an Prof. Hertz ab. Zum Schriftführer wird Gymn.-Vicar S. Teuffel (Tübingen) bestellt.

Prof. Oeri (Schaffhausen) hält einen Vortrag über „Dialogresponsion bei Euripides".

Prof. Oeri: Im Jahre 1862 hat der leider verstorbene H. Hirzel in seiner Bonner Dissertation 'de Euripidis in componendis diverbiis arte' die sogenannten Responsionen bei Euripides ausführlich behandelt, und fünf Jahre später hat J. Czwalina hiezu ebenfalls in einer Bonner Dissertation 'de Euripidis studio aequabilitatis' eine Nachlese gehalten, beide den Begriff der Responsion dahin bestimmend dass dieselbe aus der symmetrischen Verteilung der Verse auf die verschiedenen Personen im Dialog und aus einem mehr oder weniger künstlichen Strophenbau in den Reden besteht. Beide sind aber auch in ein und derselben Tragödie und zwar der Hecuba auf Stellen gestossen wo grössere Verscomplexe in ihrer Verszahl einander entsprechen, und Czwalina ist dieser Erscheinung weiter nachgegangen und hat sie mit ferneren Beispielen aus den Heracliden, der Helena, der Medea, dem Orest, der Andromacha und der Electra belegt, nicht ohne freilich an vielen Stellen auch in den Scenenpartikeln symmetrische Versverteilung zu suchen. Aehnliche Responsionen grösserer Partien sind bekanntlich auch in verschiedenen sophokleischen Tragödien entdeckt worden; es dürfte wohl an der Zeit sein, die Sache einmal für das ganze griechische Drama einer eingehenden Betrachtung zu würdigen. Wenn ich mir erlaube heute vor Ihnen die respondierenden Scenen bei Euripides zu besprechen, so geschieht es weil ich bei einer leider nur kurzen, aber von Czwalina, dessen

Digitized by Google

Abhandlung mir anfangs nicht zur Hand war, unabhängig unternommenen Durchsicht der euripideischen Tragödien auf eine ziemlich grosse Anzahl von verhältnismässig sicheren Beispielen dieser Responsion glaube gestossen zu sein. Ich möchte Ihnen dieselben vorführen mit Einschluss derjenigen welche mir nachträglich durch Czwalina's Abhandlung bestätigt worden sind, und unter Ausschluss derer welche ich nicht auch gefunden habe. Angeregt hat mich zu dieser Untersuchung der Umstand dass mir mein erneutes Studium der aristophaneischen Responsionen einige sehr interessante Ergebnisse gehabt zu haben scheint; ich habe dieselben in meinem Programm 'novae in responsionem Aristophaneam animadversiones' (Schaffhausen bei C. Baader 1876) publiciert. —

Wenn ich von respondierenden Scenen rede, so verstehe ich unter Scenen bei Euripides wie bei Aristophanes Verscomplexe welche wegen der sich in ihnen vorfindenden Personencombination oder wegen des sie beherrschenden Gedankens eine Einheit gegenüber den vorangehenden und den folgenden Teilen der Tragödie bilden. Während aber bei Aristophanes weit überwiegend Dialoge andern Dialogen von gleicher Verszahl gegenüberstehen, spielen bei Euripides, dessen Liebhaberei gemäss, natürlich auch die langen Reden in der scenischen Responsion eine grosse Rolle; es handelt sich demnach um die Wiederholung der gleichen Verszahlen in Dialogen und Reden. Den Grund dieser Symmetrie weiss ich nicht anzugeben. Wir haben zunächst einfach die Erscheinung zu constatieren; dass diese befremdlich ist, wird kein vernünftiger Mensch leugnen; doch gelingt es vielleicht später einmal, sie zu erklären.

Und nun noch eine Vorbemerkung: nicht jede Tragödie muss scenische Responsionen enthalten haben; in den Bacchen, den Hiketiden, dem Ion und im Kyklops sind weder von mir, noch meines Wissens von Andern welche vorgefunden worden, einige andere enthalten nur wenige, nicht viele scheinen bis jetzt eine reichere Ausbeute zu gewähren. Wer nun den Responsionen nachgeht, der könnte leicht grosse Eroberungen machen, wenn er zugleich das Schwert des Athetetikers recht tapfer handhabte. Da das aber eine sehr zweischneidige Waffe ist, erlaube ich mir einstweilen nicht, für mich davon Gebrauch zu machen. Die Responsion ist vorläufig eine noch zu beweisende Sache, und das mahnt der Ueberlieferung gegenüber zur grössten Vorsicht. Selbstverständlich drängt sich freilich beinahe überall die Frage nach der Aechtheit einzelner Verse auf, und Niemand der sich mit der Responsion beschäftigt, wird dieselbe umgehen können. Da ist es denn ein Glück dass durch die bisherige Textkritik weitaus in den meisten Fällen ohne Rücksicht auf Responsion schon alle diejenigen Verse ausgeschieden sind, bei denen von Interpolation die Rede sein kann. Wenn je die Responsion bei der Kritik ein Wort mitzusprechen hat, wird es fast immer in conservativem Sinne geschehen. Ich werde Ihnen im Folgenden immer die Verse angeben, die ich nach Vorgang eines der Herausgeber für interpoliert halte, ohne mich auf Begründung meiner Ansicht einzulassen; manche Stelle wird freilich noch oft zu δεύτερα φροντίδες anregen.

Betrachten wir zunächst die einfachste Combination, diejenige wobei sich zwei Dialoge oder zwei Reden oder eine Rede und ein Dialog gegenüberstehen, so finden sich hierfür folgende Beispiele.

a) Für zwei Dialoge:

Orest 1554—1617 = 1618—1681. (Den von Nauck und Heiland gestrichenen V. 1598 und den von Nauck gestrichenen V. 1631 halte ich für ächt.) Diese Schluss-

Digitized by Google

scene des Stückes zerfällt genau in zwei Hälften von 64 Versen. In der ersten welche mit kürzeren Reden des Menelaos und Orestes beginnt, sich sodann stichomythisch fortsetzt und endlich bei auf's Höchste gesteigerter Leidenschaft der beiden Gegner mit geteilten Versen schliesst, droht Orestes dem Oheim, Hermione zu tödten und den Palast zu verbrennen; in dem zweiten, mit Orest's aufforderndem ἀλλ' εἶα beginnenden Teile soll von den Drohungen zu Taten übergegangen werden; Orest verlangt dass Pylades und Elektra Feuer anlegen, und Menelaos ruft die Argeier zu Hilfe: da erscheint Apollon und löst den Knoten.

Hercules furens 701—733 = 822—854. Die letzte Scene zwischen Amphitryon und Lykos und der davon allerdings durch eine ziemlich lange lyrische Partie geschiedene trimetrische Teil der Scene zwischen Iris und Lyssa enthalten je dreiunddreissig Verse.

Hecuba 953—985 = 986—1018. (Ich halte den von Nauck getilgten V. 953, sowie V. 970—975 welche Dindorf streicht, für echt.) Das Auftreten Polymestor's und seine Begrüssung mit Hecuba bis zur erfolgten Entlassung von Polymestor's Gefolge und bis zu dessen Aufforderung an Hecuba, ihr Begehren auszusprechen, ist in dreiunddreissig Versen enthalten, und ebenso viele hat die folgende, durch drei Verse Hecuba's eingeleitete Stichomythie. Die letzten vier Verse der Scene (1019—1022) worin Hecuba den König bestimmt, in das Zelt einzutreten, stehen ausserhalb der Responsion.[1])

b) Für zwei Reden:

Medea 465—521 = 522—578. (V. 468, welchen nach Brunck's Vorgange fast alle Herausgeber streichen, ist vielleicht ächt.) Die Rede der Medea und die Gegenrede des Iason enthalten, wenn wir V. 468 streichen, je vierundfünfzig Verse. Da nun aber der Chor die erste Rede mit zwei, die zweite mit drei Versen abschliesst und da, wie sich aus Stellen ergibt, wo Rede und Dialog mit einander respondieren, solche auf Reden folgende Verse des Chors, wenn sie nicht ganz deutlich auf das Nachfolgende hinweisen, für die Responsion der Rede beizuzählen sind, wäre es mir lieb, man könnte sich entschliessen, den genannten Vers noch für ächt zu halten, so dass dann die zwei Responsionspartien siebenundfünfzig Verse betrügen. Derselbe steht allerdings 1324 passender, ist aber auch hier durchaus nicht unmöglich, und warum sollte ein Kraftwort nicht in der gleichen Tragödie wiederholt werden können?

c) Für eine Rede und einen Dialog:

Helena 386—434 = 435—482. (Die Worte 388 ἡνίκ' ἔρανον εἰς θεοὺς πειστεῖς ἐποίεις sind von Nauck mit Recht gestrichen worden; der von Dindorf gestrichene V. 416 ist ächt.) Die Rede des Menelaos entspricht dem folgenden Gespräch mit der alten Thorwächterin mit achtundvierzig Versen. (Zu demselben Resultat kommt Czwalina S. 19. 20. Derselbe findet ferner noch dass das Gespräch in sich wiederum in zwei gleiche Hälften 435—458 = 459—482 zerfällt.)

1) Hierher gehört auch das folgende, mir kürzlich von meinem Freunde Karl Frey mitgeteilte Beispiel:

Elektra 487—584 = 596—693. Die beiden Scenen zwischen Elektra, Orest und dem alten Pädagogen, in deren erster die Erkenntniss der Geschwister stattfindet, während in der zweiten der Racheplan verabredet wird, enthalten je achtundneunzig Verse. V. 694—698 welche Elektra nach der Entfernung Orest's spricht, stehen ausserhalb der Responsion.

Digitized by Google

Alkestis 773—804 = 805—836. (V. 818—820 sind von Nauck und Kirchhoff mit Unrecht eingeklammert worden.) Auf die hier durch den Diener statt wie sonst durch den Chorführer mit zwei Versen abgeschlossene Rede worin Herakles zum frohen Lebensgenuss auffordert, folgt ein wie sie zweiunddreissig Verse enthaltendes Gespräch, in dem der Diener dem Heros den Tod der Königin erzählt.

Herakliden 983—1017 = 1018—1052. Auf die fünfunddreissig Verse enthaltende Rede des Eurystheus folgt ein gleich langer Dialog. Die Chorverse 1018. 1019 sind hier nicht Abschluss der Rede sondern Einleitung zu der folgenden Erörterung über das dem Eurysthens zu bereitende Schicksal.

Hippolytos 1391—1414 = 1415—1439. (V. 1419 ist von Valckenar mit Recht getilgt worden.) Die Interjectionen φεῦ und ἔα welche der sterbende Hippolytos ausstösst, leiten zwei respondierende Partien von je vierundzwanzig Versen ein, deren erste nach drei einleitenden Versen des Helden eine Stichomythie zwischen ihm, Artemis und Theseus enthält, während in der zweiten auf einen Einleitungsvers des nämlichen eine Rede der Göttin folgt.

Die respondierenden Partien enthalten beide Rede und Dialog zugleich:

Elektra 751—858 = 880—987. (V. 959—961. 963. 966 gehören dem Orestes, 962. 964. 965 der Elektra, hinter 965 wird von Nauck und Dindorf mit Unrecht eine Lücke angenommen; dagegen ist Kirchhoff's Umstellung von V. 965 und 966 richtig.) Nach vier einleitenden Versen des Chors (747—750) erscheint Elektra und erfährt in einer Scene von hundertundacht Versen den Tod Aegisth's durch den Boten. Die folgende Strophe des Chors und ihre Antistrophe umschliessen sodann sieben Trimeter, in denen die Königstochter ihren Jubel über die Tat ausspricht; die unmittelbar hierauf folgende Scene zwischen den Geschwistern mit der Rede Elektra's hat wieder hundertundacht Verse. Das Ganze gliedert sich also folgendermassen:

4: 108 Strophe 7: Antistr. 108.

Die eine Responsionspartie enthält eine einzige, die andere zwei Reden:

Orest 640—681 = 682—724. (Der von G. Hermann und Nauck angezweifelte V. 686 ist unecht.) Nachdem Tyndareos abgetreten ist (631) folgt auf ein kurzes distichisches Gespräch zwischen Orest und Menelaos eine Rede des erstern welche, die abschliessenden Verse des Chors inbegriffen, zweiundvierzig Verse enthält. Ebenso lang ist die folgende, aus einer längern Rede des Menelaos und einer kurzen Rede Orest's bestehende Partie. Die vier letzten Trimeter Orest's (725—728) welche die Ankunft des Pylades anzeigen, gehören nicht mehr hierher, sondern sie leiten die in trochäischen Tetrametern gehaltene Pyladesscene in ähnlicher Weise ein wie drei Trimeter 296—298 im Frieden des Aristophanes, die den trochäischen Tetrametern vorangehen.

Phönissen 469—527 = 528—587. (Es ist nur V. 558 unächt.) In der Scene zwischen den feindlichen Brüdern und der Mutter welche sie vergeblich zu versöhnen sucht, besteht, die Schlussverse des Chors inbegriffen, die Rede des Polyneikes aus dreissig, die des Eteokles aus neunundzwanzig Versen; mit beiden zusammen respondiert die Rede den Iokaste, welche neunundfünfzig Verse hat.[1])

1) Ich bin jetzt von dieser Ansicht zurückgekommen und glaube auch dass vor Allem die Reden der beiden Brüder mit einander respondieren müssen und dass Nauck und Dindorf mit Recht in V. 479

Digitized by Google

Zwei sich entsprechende Dialoge und zwei Redepartien folgen unmittelbar auf einander:

Iphigenia in Aulis 1098—1121 = 1122—1145; 1146—1210 = 1211—1275. (Der von Monk und Nauck gestrichene V. 1126 ist unächt, ächt dagegen die von Dindorf gestrichenen Partien 1178—1208, 1264—1275.) Das achtundvierzig Verse enthaltende Gespräch zwischen Klytämnestra und Agamemnon zerfällt, falls wir den Halbvers 1133 ἐχ' ἥcυχος mitzählen, in zwei gleiche Hälften deren Grenze durch das Wiederauftreten der Iphigenia bezeichnet wird. Darauf folgen zwei Partien zu fünfundsechzig Versen, wovon die erste aus einer Rede der Klytämnestra und zwei Schlussversen des Chors, die zweite aus Reden Iphigenia's und Agamemnon's besteht. Eigentümlicher Weise ist die erste dieser drei Reden dreimal, die zweite doppelt so gross als die dritte; wenn man nemlich die Schlussverse des Chors abrechnet, so hat die erste dreiundsechzig, die zweite zweiundvierzig, die dritte einundzwanzig Verse.

Von zwei sich entsprechenden Partien zerfällt die eine wieder in zwei gleiche Hälften: Alkestis 606—674 = 675—740; 675—707 = 708—740. (Nauck streicht mit Recht V. 637—639; V. 651. 652 dagegen werden von Kirchhoff und Nauck mit Unrecht angezweifelt.) Die Einleitung des Gesprächs zwischen Pheres und Admet und die Rede des letztern hat sechsundsechzig Verse, die Rede des Pheres dreiunddreissig und ebenfalls dreiunddreissig der folgende grösstenteils stichomythische Dialog.

Von zwei Responsionspartien zerfällt die eine symmetrisch in drei Teile: Iphigenia Taurica 902—988 = 989—1081; 989—1016 = 1056—1081. (Unächt sind der von Nauck getilgte V. 990, die von Dindorf getilgten V. 1010. 1011 und die von Nauck, Kirchhoff und Dindorf getilgten V. 1025. 1026. 1071.) Nachdem der Chor eine Monodie der Iphigenia mit zwei Versen abgeschlossen hat, gliedert sich die Scene folgendermassen: 87 : 25, 37, 25 : 7

87

Während in den ersten siebenundachtzig Versen Orest erst in stichomythischer Form, dann in zusammenhängender Rede der Schwester das Schicksal seines Hauses erzählt, wird im respondierenden Teil der Plan zur Rettung gefasst. Der letztere ist wiederum mesodisch componiert. In den ersten fünfundzwanzig Versen wird der Entschluss, in dem siebenunddreissig Verse enthaltenden mittlern Teil der Plan zur Rettung zwischen den Geschwistern gefasst; in dem mit dem ersten respondierenden letzten Teile nimmt Iphigenia dem Chor das Versprechen des Stillschweigens ab und entlässt den Bruder und

---

μολεῖν schreiben und V. 480 streichen. Da nun Kirchhoff und Dindorf mit Recht V. 372 als aus Alkestis 427 stammend streichen und da auch V. 428 von Nauck und Dindorf aus guten Gründen verworfen wird, so ergibt sich folgende Responsion: die Monodie (301—356) und die Trimeterrede der Iokaste (528—587), welche beide durch zwei Trimeter des Chors abgeschlossen werden, schliessen zwei Responsionspartien von je vierundachtzig Versen ein, nemlich eine Scene zwischen Polyneikes und Iokaste (357—442) und eine andere, woran auch Eteokles Teil hat (443—527). Letztere ist in sich wieder symmetrisch nach den Zahlen 26, 29, 29 gegliedert. Sind sodann, was doch auch Vieles für sich hat, die V. 555—557 ebenfalls auszuscheiden wie 558, so hat die Rede der Mutter vierundfünfzig Verse, ist also gerade so lang wie die Reden der Söhne zusammengenommen. Freilich muss dazu bemerkt werden dass diese Gleichheit durch die abschliessenden Chorverse gestört wird, welche sonst immer den Reden beizuzählen sind, deren aber hier den Reden der Söhne zusammen vier, der der Mutter nur zwei folgen.

Digitized by Google

seinen Freund in dem Tempel. Das Gebet an Artemis welches die Priesterin spricht, nachdem die übrigen Personen von der Bühne abgetreten sind (1082—1088), steht ausserhalb der Responsion.

Orest 1065—1154 = 1155—1245; 1065—1097 = 1098—1130. (Unächt ist jedenfalls der von Nauck getilgte V. 1245, ächt vielleicht aber die von demselben angezweifelten Verse 1145 und 1224.) Auf ein Gespräch zwischen Elektra und Orest, in welchem die Geschwister beschliessen sich zu tödten, folgt mit neunzig (oder neunundachtzig) Versen die Scene in welcher Pylades den Rat gibt, die Helena zu tödten und, durch die Interjection φεῦ getrennt, mit ebenso vielen diejenige, worin Orest neuen Lebensmut zeigt und Elektra rät, durch Gefangennehmung und Bedrohung der Hermione von Menelaos Freilassung zu ertrotzen. Die Pyladesscene ist in sich wieder nach den Zahlen 33. 33. 24 (23) gegliedert, indem Pylades zuerst darauf besteht, das Schicksal der Geschwister zu teilen, sodann angibt dass und wie man sich an Menelaos rächen solle, und endlich in einer vom Chor mit zwei Versen abgeschlossenen Rede die Tödtung der Helena rechtfertigt. Wenn V. 1145 ächt ist (die Annahme der Aechtheit wird durch den Umstand empfohlen dass die Rede des Pylades dann von 1131—1148 aus dreizeiligen Strophen bestünde), entspricht auch die Rede des Orestes (1155—1178) der des Freundes, nur dass sie nicht durch den Chor, sondern durch Elektra abgeschlossen wird.

Es sind ferner die beiden Parteien so gegliedert dass sich ihre Teile chiastisch (nach der Figur a b b a) entsprechen:

Troades 860—913 = 914—968; 860—883 = 945—968; 884—913 = 914—944. (V. 928 ist von Nauck und Dindorf mit Recht gestrichen.) Auf eine Rede des Menelaos von vierundzwanzig und einen Dialog zwischen ihm und Helena von dreissig Versen folgt eine vom Chor mit drei Versen abgeschlossene Rede der Helena, deren erster dreissig und deren zweiter vierundzwanzig Verse enthaltender Teil von einander durch die Interjection εἶεν geschieden sind.

Von vier Partien entsprechen einander die erste und dritte, die zweite und vierte: Hercules furens 1229—1310 = 1311—1393; 1229—1257 = 1311—1339; 1258—1310 = 1340—1393. (Unächt ist der von Nauck gestrichene V. 1366, ächt dagegen die von dem nämlichen getilgten Verse 1338, 1339; nach 1312 ist keine Lücke zu statuieren; die Stelle muss durch Emendation geheilt werden.) Nachdem Theseus eine Rede von fünfzehn Versen gehalten hat, folgen zwei Partien von je zweiundachtzig Versen, deren erste aus einem Gespräch zwischen Theseus und Herakles und einer Rede des letztern besteht, während die zweite nur zwei Reden, nemlich eine des Theseus und eine des Herakles enthält. Wenn man die drei Verse 1255—1257, worin Herakles ankündigt dass er jetzt die Gründe auseinandersetzen wolle wesshalb er nicht mehr leben könne, als Abschluss der vorhergehenden Stichomythie auffasst, so gliedert sich das Ganze genauer nach den Zahlen: 15; 29, 53; 29, 53.

Die nemliche Combination ist erweitert durch zwei gleiche Partien am Schluss (a b a b c c):

Hekuba 216—298 = 299—381; 216—250 = 299—333; 251—298 = 334—381; 382—412 = 413—443. (V. 279 ist von Nauck, 378 von Hirzel mit Recht angezweifelt, 441—443 dagegen sind nicht mit Dindorf zu streichen, sondern mit Hermann dem Chore

Digitized by Google

zuzuweisen.) In einem Gespräche von fünfunddreissig Versen teilt Odysseus der Hekuba mit dass Polyxena sterben müsse; es folgt eine Rede der Hekuba in siebenundvierzig, eine Entgegnung des Odysseus in fünfunddreissig Versen und nach einer kurzen Anrede der Hekuba an Polyxena eine längere Rede dieser letztern, zusammen wieder siebenundvierzig Verse. (Dasselbe findet auch Czwalina S. 20—23.) Der aus zweiundsechzig Versen bestehende Schluss der Scene endlich zerfällt wieder in zwei gleiche Hälften: in der ersten, ein Gespräch zwischen Hekuba, Odysseus und Polyxena enthaltenden, wird Hekuba's Widerstand gegen das Loos der Tochter gebrochen, die zweite, mit Polyxena's Wort τέλος δέχει δὴ τῶν ἐμῶν προσφθεγμάτων anhebende enthält den Abschied der Mutter und der Tochter.

Es stehen drei gleiche Teile neben einander:

Hekuba 1132—1186 = 1187—1239 = 1240—1292. (Unächt sind die von Dindorf gestrichenen Verse 1185, 1186.) Dass die Reden Polymestor's und Hekuba's, wenn man die Chorverse dazu rechnet, sich mit je dreiundfünfzig Versen entsprechen, haben bereits Dindorf und Hirzel bemerkt; mit Czwalina stimme ich darin überein dass es auch nicht dem Zufalle zuzuschreiben ist, wenn die Schlussscene dreiundfünfzig Verse hat.

Medea 663—708 = 709—758 = 764—813. (Mit Recht scheiden Kirchhoff und Wecklein V. 725—728, Nauck, Dindorf und Wecklein V. 778, 779, 782, 785 aus, mit Unrecht Nauck dagegen auch V. 786.) Auf die Stichomythie, worin Aegeus und Medea sich ihr Schicksal in sechsundvierzig Versen erzählen, folgt ein gleich langes Gespräch, in dem der erstere der letztern seinen Schutz zusagt, ebenso viele Verse hat sodann die auf ein kleines anapästisches System folgende Rede der Medea mit den drei Schlussversen des Chors; das kurze Gespräch zwischen Medea und dem Chor (814—823) steht ausserhalb der Responsion.

Ein Mittelglied ist von zwei nur halb so langen Seitengliedern umgeben (1. 2. 1):

Hippolytus (885—935 = 1038—1089; zusammen = 936—1037. (Den von Valckenar getilgten V. 1029 halte ich für ächt und ebenso den von Bergk getilgten V. 1049; 1050 dagegen scheint mir mit Recht von Nauck gestrichen zu sein.) Das Gespräch, worin Theseus dem Chore den Inhalt des Briefes und seinen Entschluss, den Sohn zu vernichten, mitteilt, und der unmittelbar darauf folgende Dialog zwischen Vater und Sohn haben zusammen einundfünfzig Verse, die beiden darauf folgenden Reden zusammen hundertundzwei; das folgende Gespräch der beiden wiederum einundfünfzig. Die zwölf Verse 1090—1101 welche Hippolytus allein auf der Bühne spricht, stehen ausserhalb der Responsion.

An ein Ganzes schliessen sich drei Hälften an (1. 1. 2. 1):

Phönissen 834—864 = 865—895 = 960—990; 834—895 = 896—959. (Unächt sind die von Kirchhoff und Nauck getilgten V. 912 und 946, ächt 990 und 991, wo jedenfalls anders als durch das immer missliche Streichen zweier Halbverse zu helfen ist; auch die von Kirchhoff nach V. 869 und 878 statuierten Lücken sind nicht anzunehmen.) Auf ein Gespräch zwischen Teiresias und Kreon folgt in ebenso vielen, nemlich einunddreissig Versen eine Rede des Teiresias und sodann ein doppelt so langer Dialog der beiden, welcher wieder mit einer Rede des Sohnes schliesst. Einunddreissig Verse hat sodann wieder das Gespräch zwischen Kreon und Menoikeus, welch letzterer, nachdem der Vater

Digitized by Google

990 abgegangen ist, die Scene mit einer Rede von achtundzwanzig Versen abschliesst. Von den zwei Chorversen 960, 961 ist es klar dass sie das Folgende einleiten, nicht die Rede des mit V. 959 abgehenden Teiresias abschliessen.

Iphigenia Taurica 658—724 = 725—792; 725—758 = 759—792 = 793—826. (Unächt sind die V. 682, 782 welche Dindorf und Nauck, 736 welchen Badham, Dindorf und Nauck streichen, und 811 welchen Nauck streicht.) Auf ein sechsundsechzig Verse enthaltendes Gespräch zwischen Orest und Pylades folgt mit neunundneunzig Versen die Erkennungsscene. Bei genauerem Zusehen zerfällt dieselbe in drei gleiche Teile, nemlich in einen vorbereitenden, worin Iphigenia das Vorhaben äussert, den Verwandten in Argos durch einen Brief von sich Nachricht zu geben, in einen zweiten, worin die Freunde erfahren, wer die Priesterin sei, und in einen Schlussteil, in dem der letzteren die Identität des einen Gefangenen mit ihrem Bruder bewiesen wird.

An einer einzigen Stelle im Euripides schliessen sich Strophe und Antistrophe den respondierenden Partien an, und zwar ist dies zugleich auch die einzige Stelle, worin das Strophenpaar durch Dialog- und Chorpartien getrennt ist; die Responsionszahl findet sich dreimal:

Hippolytus 311—361 = 616—668 = 680—731. Strophe 362—371 = Antistrophe 669—679. (Unächt sind die von Dindorf und Nauck getilgten V. 625 und 626 sowie der schon von Brunck getilgte V. 691.) Nachdem die Amme am Ende ihrer Rede 310 den verhängnissvollen Namen Hippolytos ausgesprochen und an Phädra's Schmerzensruf gemerkt hat dass der Stiefsohn die Ursache ihrer Krankheit sei, entspinnt sich zwischen Phädra, die bis dahin am Gespräche keinen Anteil genommen hat, und der Alten ein Dialog von einundfünfzig Versen, und auf diesen folgt die vom Chor gesungene Strophe. Nach einer langen Zwischenpartie sodann welche 1) die Scene worin Phädra sich von der Amme verführen lässt (372—524), 2) zwei Strophenpaare des Chores (525—564) und 3) die Scene in der Hippolytos auftritt (565—615) umfasst, kommt wiederum mit einundfünfzig Versen die grosse Rede des Hippolytos gegen die Weiber und darauf die von Phädra gesungene Antistrophe, und endlich hat der hierauf folgende Dialog der beiden Frauen wieder einundfünfzig Verse.

Und nun zum Schlusse noch etwas Bemerkenswertes: Dieselbe Verbindung von Responsionspartien mit lyrischen Teilen der Tragödie welche bloss im Hippolytos des Euripides vorkommt und ihr Analogon in einzelnen Responsionspartien des Aristophanes hat (wo jedoch die Strophen den respondierenden Dialogteilen meist vorangehen), findet sich zweimal in der Tragödie Rhesos.

Rhesos 85—130 = 149—194; Strophe 131—136 = Antistrophe 195—200. Auf eine Rede Hektor's und ein kurzes Gespräch desselben mit dem Chore folgt mit sechsundvierzig Versen ein Dialog Hektor's mit Aeneas und hierauf die Strophe; ein kleines Mittelglied bildet sodann die kurze Rede Hektor's mit den zwei Schlussversen des Aeneas (137—148), und dann kommt, nachdem der letztere abgetreten ist, die Dolonscene mit wiederum sechsundvierzig Versen und die Antistrophe des Chores.

Noch mehr erinnert an die Hippolytosresponsion wegen des weiten Auseinanderliegens von Strophe und Antistrophe das folgende Beispiel:

Rhesos 388—453 = 754—819; Strophe 454—466 = Antistrophe 820—832. Die erste der beiden Scenen zwischen Rhesos und Hektor enthält sechsundsechzig Verse,

Digitized by Google

und es folgt ihr die Strophe des Chors, ebenso viele Verse hat die von der Strophe durch zweihundertachtundachtzig Verse getrennte Scene zwischen Hektor und dem Wagenlenker, worauf die Antistrophe folgt.

Die Eigentümlichkeiten in der Responsion sind ein neues Argument gegen den euripideischen Ursprung des Rhesos, zugleich aber eine Warnung davor, die Entstehung dieser Tragödie zu spät anzusetzen, da, so viel wir wenigstens aus den letzten Stücken des Aristophanes schliessen können, im vierten Jahrhundert wohl schwerlich viele scenische Responsionen angewandt worden sind.

Ich schliesse diesen Vortrag mit dem Geständniss dass sich mir aus der Responsion grösserer Dialogpartien bis jetzt keine Anhaltspuncte für die Chronologie der euripideischen Tragödien zu ergeben scheinen, sowie dass aus der hie und da stattfindenden Wiederholung derselben Zahl (z. B. dreiunddreissig) einstweilen Nichts gefolgert werden kann.

Bei der hierüber eröffneten Discussion führt Prof. Prien aus, wie in den Dialogen des Platon und in den Tragödien der Stoff im Grossen gegliedert sei, so auch in die einzelnen Reden selbst. Der Grund der Gliederung sei das Bedürfniss des Vortrags, weil eine Person nicht allzu viel auf einmal sprechen kann. Die Pausen sind es also wodurch dem Publicum die Gliederung bemerkbar wird. Diese Pausen aber stehen in notwendigem Zusammenhang mit Ruhepuncten des Gedankens. In den Reden wird die Gliederung durch die Anreden bezeichnet, die Chorgesänge sind regelmässig trilogisch, in drei Teilen angelegt. Einzelne Stücke sind sehr ausgebildet responsorisch, andere dagegen weniger. Nun beweist aber das Gesetz des Lykurgos über die Aufführung der Stücke der drei grossen Tragiker dass schon in sehr früher Zeit Zusätze zu jenen Stücken gemacht worden waren. Besonders viel Veranlassung dazu gab die eristische Richtung des Euripides. Durch solche Zusätze wurde dann die Responsion verwischt.

Prof. Teuffel fragt ob nicht, da sich in den Bacchen keine Responsion finde, ein Entwicklungsgang sich nachweisen lasse, der mit dem Aufhören jeder Responsion ende.

Prof. Oeri verneint diese Möglichkeit, da die Iphigenien Responsion haben.

Prof. Christ: Die von Prien aufgestellte Ansicht in Betreff der Pausen sei sehr einleuchtend, aber mit der von Oeri angewandten Künstelei lasse sich Responsion selbst in den Stücken der Kaiserzeit nachweisen. Es sei unzulässig, Monolog- und Dialogpartien sich entsprechen zu lassen, wie Oeri tue. Uebrigens bezweifelt Christ, ob bei diesen Verhandlungen zu einem Resultat zu gelangen sei, da bei der Fülle der von Oeri vorgebrachten Beispiele es nicht möglich gewesen sei, im Einzelnen zu folgen. Oeri möge für das nächste Mal Thesen aufstellen. Dieser ist damit einverstanden.

Prof. Teuffel bemerkt dass es sich vor Allem um Aufstellung des Princips handle. Oeri zählt nur die Verse, während Christ auch die Qualität derselben berücksichtigt wissen will.

Prof. Oeri: Die Qualität komme mehr bei Aristophanes in Betracht.

Prof. Eussner: Oeri habe seine Zahlen auf etwas willkührliche Weise gewonnen, es lasse sich Gleichmässigkeit des Verfahrens vermissen. Oeri habe zwar nicht selbst das kritische Schwert geschwungen, dafür sei ihm aber von Nauck u. A. trefflich vorgearbeitet. Oeri habe dessen Verfahren getadelt, aber von seinen Resultaten Gebrauch gemacht. Zwar lasse sich eine gewisse Regelmässigkeit in den Zahlen nicht leugnen, aber mit dem Wiederkehren von Zahlen wie 31, 59 könne doch nichts Besonderes beab-

Digitized by Google

sichtigt sein. Eine Responsion wie die von Oeri aufgestellte könne dem Publicum nicht zum Bewusstsein kommen, wohl aber eine solche, wie sie Christ verlange.

Prof. Oeri gibt Mängel seiner Ausführung zu, verwahrt sich aber gegen den Vorwurf, als hätte er die Streichungen Nauck's nur nach seinem Bedürfniss benutzt. Uebrigens glaubt er bei anderer Gelegenheit für Aristophanes Plausibleres beibringen zu können.

Prof. Prien glaubt dass für die Responsion der Gedanke das Wesentliche sei, nicht die Verszahl an sich.

Prof. Teuffel möchte bei einer späteren Behandlung dieses Gegenstandes auch das Verfahren anderer Dichter, insbesondere der Elegiker (auch der römischen), mit in Betracht gezogen wissen, stösst jedoch von verschiedenen Seiten auf Widerspruch welche die Beschränkung auf Euripides vorziehen.

Prof. Riese beantragt für die nächstjährige Versammlung die Ernennung eines Referenten und Correferenten zur Behandlung der Frage.

Prof. Hertz wäre lieber für Niedersetzung einer Commission, für welche er Oeri, Prien und Christ vorschlägt.

Der Antrag Hertz's wird einstimmig angenommen, der Commission jedoch auf Vorschlag von Dr. Jeep (Leipzig) noch beigegeben Prof. Jungmann (Leipzig).

Dr. Jeep bittet für die kritisch-exegetische Section besonders auch unter den Gymnasiallehrern, welche sich meist der pädagogischen Section anschliessen, Propaganda zu machen. — Schluss der Sitzung 10 Uhr.

Zweite Sitzung.

Donnerstag den 28. September, Morgens 8 Uhr.

Das Präsidium führt Prof. Hertz (Breslau).

Als Nachtrag zu der vorigen Sitzung gibt Prof. Hug (Zürich) ein Beispiel von Responsion in der Prosa, Platon Sympos. p. 185ᵃ, wo sie zwar nicht pedantisch durchgeführt, aber ganz unverkennbar sei, mit deutlicher Ironie gegen die Manier des Sophistenschülers Pausanias. Doch will Hug die Responsion durch Streichung einiger ihm überflüssig scheinender Worte erhöhen, welche Teuffel nicht gern vermissen möchte; er gibt jedoch zu dass auch ohne diese Streichung die Responsion vorhanden sei.

Prof. Prien teilt mit dass er ganz ähnliche Responsion auch bei Thukydides gefunden habe und glaubt darin vielfach ein Kriterium für spätere Zusätze zu haben.

Dr. Flach (Tübingen) hält folgenden Vortrag über „Die beiden ältesten Hesiodhandschriften“[1]).

Dr. Flach: Wenn ich Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren, für einige Minuten auf zwei Hesiodhandschriften lenken will, so geschieht dies nicht allein, um den Beweis zu führen dass unsere Hesiodausgaben noch nicht Alles bieten, was durch diese Handschriften gewonnen werden kann, sondern vor allen Dingen, um zu zeigen dass einerseits auch

1) Die Anmerkungen zu dem Vortrag sind in dem bei Teubner erschienenen Separatabdruck wiedergegeben und deshalb hier fortgefallen.

Digitized by Google

bei Hesiodtexten sich eine systematische Textveränderung oder Entstellung vollzogen hat, andrerseits die Beurteilung des hesiodischen Dialekts nach Aufnahme mancher durch diese Handschriften beglaubigter Lesarten eine wesentlich andre wird, als bisher. Und ich glaube dass diese beiden Gesichtspunkte in einer Zeit, in welcher namentlich von einer Schule rastlos an der Erforschung der griechischen Dialekte gearbeitet wird, in welcher vor kurzem die Odysseeausgabe von August Nauck den Zwiespalt zwischen individueller Dialektkritik und handschriftlicher Ueberlieferung in den Gelehrtenkreisen von Neuem erregt hat, in welcher die bahnbrechenden Arbeiten von Wilhelm Hartel in allen Händen sind, und die mustergültige Arbeit von Hinrichs über Aeolismen in den homerischen Gedichten soeben erschienen ist, zur Entschuldigung meines Vortrags dienen werden. Steht es doch bei allen Kritikern auf diesem Gebiet fest dass die von Tage zu Tage mit grösseren Streitkräften unternommene Erforschung der homerischen und hesiodischen Sprache nicht wenig zur Erschliessung der ältesten griechischen Dialekte beitragen müssen.

Dass wir in den meisten unserer Hesiodhandschriften ausser den gewöhnlichen Corruptelen zahlreiche Verderbungen besitzen, welche auf ein principielles Verfahren der Abschreiber, aber auch der alexandrinischen Grammatiker zurückgehen, habe ich vor Kurzem in meiner Untersuchung über das dialektische Digamma Hesiod's zu zeigen versucht, und nachdem Karl Brugman in seiner Schrift über ein Problem der homerischen Textkritik mit grossem Scharfsinn gezeigt hat dass wir in unseren Homertexten eine Reihe von Textveränderungen besitzen, die einer Marotte oder Schrulle zu Lieb, wie Brugman sich ausdrückt, wegen einer falschen Hypothese, wie ich sagen möchte, geradezu von Aristarch, dem ersten Grammatiker, eingeführt worden sind, ist mir derselbe Umstand bei Hesiod noch deutlicher geworden. Zwar beschränkte sich die Forschung von Brugman auf die Verhältnisse der griechischen Pronomina, aber in der Vorrede und in einer Anmerkung deutet er noch verschiedene ähnlich betroffene Punkte, wie Accentverhältnisse, an, und es ist wohl anzunehmen dass andre Kritiker, seinen Spuren folgend, auch auf verwandten Gebieten dasselbe System nachweisen werden. In den hesiodischen Texten sind die deutlichsten Spuren einer principiellen Verderbung von ursprünglich digammiert gewesenen Wörtern zu finden, aber sie finden sich nicht allein da, sondern auch in Füllen, die vorzugsweise Aeolismen oder überhaupt dialektische Eigenheiten des Dichters betreffen. Freilich bin ich mir bewusst dass solche Spuren, die den heutigen Textkritiker von selbst zur Vermutung bringen dass im Grossen und Ganzen noch viel mehr gesündigt worden ist als die Handschriften verraten, und ihn unwillkührlich zu einer ausgedehnteren Conjecturalkritik zwingen, von den conservativeren Philologen als handschriftliche Zufälligkeiten angesehen werden, die zu einer eigenmächtigen Kritik noch nicht berechtigen, aber ich darf mich wohl darauf berufen dass selbst mein verehrter Lehrer Carl Lehrs, der zu dem conservativsten Standpunkt in dieser Frage die meiste Veranlassung hatte, niemals die Ansicht ausgesprochen hat dass der homerische Textkritiker sich bei den aristarchischen Lesarten unter allen Umständen beruhigen solle, wie noch neuerdings Arthur Ludwig mit Recht gegen die tendenziöse Darstellung von August Nauck bemerkt hat. Ich kämpfe aber noch weniger einen Kampf gegen das eingebildete Phantasma einer Aristarchomanie, weil unsre Hesiodscholien für die Einzelheiten der alexandrinischen Kritik zu wenig Belege bieten, so dass die Gegner dieses Ver-

Digitized by Google

fahrens kaum Gelegenheit erhalten, sich auf eine namhafte Autorität des Altertums zu stützen.

Diejenige Hesiodhandschrift, die älteste für Theogonie und Scutum, die den deutlichsten Einblick in jene Corruptionen gewährt die in den meisten andern Handschriften und in den bisherigen Ausgaben zu Tage treten, weil sie, bald allein, bald mit einigen secundären codices, statt ihrer eine ältere und echte Lesart bietet, die aber von den alexandrinischen Grammatikern oder geradezu von Aristarch nicht gebilligt war, ist der Med. XXXII, 16, den Bandini, Luigi Lanzi, Lennep und Kinkel dem XIII. Jahrh. zuweisen, Goettling dagegen dem XII., Ahrens nach Bethmann sogar dem XIV. oder XV., Ziegler dem XIV. Der codex, der ausser den hesiodischen Gedichten den Apollonios von Rhodos, den Theokrit und Nonnos enthält, gehörte einst dem Franciscus Philelphus, dem Schwiegersohn des Johannes Chrysoloras, der ihn 1423 in Constantinopel von der Frau des Chrysoloras gekauft und nach Italien gebracht hatte. Seltsamer Weise war der erste der ihn für die Hesiodkritik benutzte Luigi Lanzi, der seine Collation der Handschrift für die grosse Ausgabe der Werke und Tage i. J. 1773 besorgte und 1806 eine Nachcollation von dem zweiten Bibliothekar Bencini vornehmen liess. Lanzi erkannte zwar die Bedeutung des codex, indem er ihn neben dem Med. XXXI, 39, der allein die Werke und Tage enthält, für den wertvollsten erklärte, hat dieselbe aber für seine Ausgabe in keiner Weise verwertet. Auch Jacob von Lennep zählte den codex den besseren zu und hielt in seinen Noten mehrere Varianten, die er bietet, für sehr bemerkenswert, erkannte auch in diesem oder jenem Fall, da er zuerst digammatischen Einflüssen sorgfältiger nachspürte, das Motiv der Verderbung, ohne indessen seinen Text dadurch beeinflussen zu lassen. Während ferner Gaisford, Muetzell und Ranke denselben gar nicht erwähnen, da der von den drei Kritikern sogenannte cod. Mediceus mit unserer Handschrift nicht identisch ist, hat Goettling ihn selbst für Theogonie und Scutum seiner zweiten Ausgabe collationiert, ohne seine Lesarten für die Textkritik genügend zu benutzen. Der erste der diesem codex grössere Aufmerksamkeit geschenkt hat war Deiters in seiner Abhandlung über den hesiodischen Schild, der in einer Anmerkung bei Gelegenheit des verdorbenen Verses Scut. 301 namentlich die ihm mit andern Handschriften gemeinsamen Verderbnisse und die eigentümlichen selbständigen, aus metrischen Gründen veranlassten Veränderungen des Schreibers ans Tageslicht zog. Nachher wurde auch in der Ausgabe von Koechly-Kinkel von den guten Lesarten kein ausreichender Gebrauch gemacht. Zuletzt hat auch Alois Rzach in seiner Schrift über den Dialekt des Hesiodos an mehreren Stellen dieser Handschrift besonders Erwähnung getan, ohne jedoch ihren Lesarten an zweifelhaften Stellen principiell den Vorrang einzuräumen.

Wenige Beispiele werden genügen, Ihnen ein Bild jener alten Lesarten zu verschaffen. Theog. 15 hat unsre Handschrift allein ἠδὲ Ποσειδάωνα τεήοχον für die Vulgata ταιήοχον, und jene Lesart ist nach der Empfehlung G. Hermann's von Goettling in seiner 2. Ausgabe und von Schoemann aufgenommen worden, wozu jene Kritiker um so mehr berechtigt waren, da auch Pind. Ol. XIII, 81 die von Boeckh empfohlene und auch von Bergk aufgenommene Lesart τεαόχῳ für die Vulgata ταιαόχῳ am Besten beglaubigt ist, mithin wohl boeotischer Gebrauch nicht von der Hand zu weisen sein wird. Gegenüber der Tatsache nun dass schon Plutarch in den Werken und Tagen auf Boeotismen aufmerksam machte, und dass die alten Grammatiker einstimmig das constante Διώνυσος

Digitized by Google

boeotischem Einfluss zuschrieben, dürfte es kaum ratsam erscheinen, die Vulgata wieder einführen zu wollen oder sie, wie Alois Rzach es gethan, mit Hülfe des von Wilhelm Hartel aufgestellten Gesetzes über die Correption des diphthongischen Ausgangs αι vor vocalischem Aulaut zu vertheidigen. An einer zweiten Stelle Theog. 333 hat unsere Handschrift wieder allein die Dativform Φόρκυ von Φόρκυς, während die meisten andern Handschriften den gewöhnlichen Dativ Φόρκυι bieten. Das Ansehn dieser Lesart wird besonders dadurch erhöht dass im Etym. M. und von der Eudocia ausdrücklich drei Declinationen von Φόρκυς unterschieden werden, darunter die eine, zweifellos aeolische, Φόρκυς, Φόρκυ, Φόρκυ, Φόρκυν, und dass Constantinus Lascaris als Belegstelle für den Dativ Φόρκυ diesen Vers der Theogonie citiert, wobei es unwahrscheinlich ist dass Lascaris gerade den cod. Mediceus für sein Citat benutzt hat, wie es andrerseits schon von Muetzell wahrscheinlich gemacht ist dass die grammatische Notiz des Lascaris aus alter, alexandrinischer Gelehrsamkeit geschöpft sei, woraus auch Choeroboscus seine irrtümliche Regel über den Dativ υι entnommen hat. Auch an einer dritten Stelle Scut. 199 dürfte kaum zweifelhaft sein dass der Dichter gemessen hat ἔγχος ἔχουσ' ἐνὶ χειρὶ, χρυσείην τε τρυφαλείαν mit pindarischer Verkürzung des υ, wo allerdings das χρυσέην der Handschrift verbessert werden muss. χρυσέην aber mit langem υ und durch Synizese von εη zu erklären, ist, wie schon Goettling bemerkte, ein monstrum, das neuerdings wieder von Rzach eingeführt worden ist. Dagegen hat unser codex an allen drei Stellen, Theog. 487, 890 und 899 ἑὴν ἐσκάθετο νηδύν für ἐγκάθετο, das Koechly nur an der ersten Stelle aufgenommen hat, womit die eine der Stützen deren sich Ahrens in seinem Vortrag in Goettingen bedient hat, zur Entwicklung der Dorismen oder gar der delphischen Eigenheiten in der Theogonie, zusammenbrechen muss. Auch Rzach hätte diese Lesart genauer prüfen sollen, ehe er jenen dialektischen Gebrauch der Präposition ἐν für εἰς, der ja abgesehen von dem delphischen auch für den thessalischen und arkadischen Dialekt nachgewiesen ist, unbedingt dem Dichter der Theogonie zuschrieb. — Ich komme, meine Herren, zu einigen digammatischen Stellen, die in jüngeren Handschriften durch Veränderungen verdunkelt sind. Theog. 567 bietet der cod. Med. mit dem cod. Emm. (N bei Paley) die Lesart δάκεν δέ ἑ νειόθι θυμόν von Zeus gesagt, als er bei den Menschen das Feuer erblickte, während die meisten andern Handschriften δάκεν δ'ἄρα νειόθι θυμόν lesen. Die Lesart des Med. ist insofern von hoher Bedeutung, als sie erstens zeigt, in welcher Weise Grammatiker oder Abschreiber wegen einer metrischen Unbequemlichkeit den Vers geändert haben, zweitens für mich den sichern Nachweis liefert dass der folgende Vers 568, der ausser dem Objectsaccusativ Ζῆν' ὑψιβρεμέτην auch die Tautologie ἐχόλωσε δέ μιν φίλον ἦτορ enthält, erst nach Verunstaltung des ersten Verses von einem Abschreiber hinzugefügt worden ist. — Nicht minder wertvoll ist zweitens die allein in dieser Handschrift Theog. 798 erhaltene Lesart κακὸν δέ ἑ κῦμα καλύπτει für κακὸν δ'ἄρα κῦμα καλύπτει von der Bestrafung des meineidigen Gottes gesagt; während hier schon die Auslassung des Objects hätte Bedenken erregen sollen, vermutete das Richtige bereits Emil Scheer in seinen im Rh. Museum veröffentlichten Conjecturen. Noch in einem dritten Fall, Scut. 445, hat unser codex das allein richtige ἰδοῦσα ἔπεα für das elidierte ἰδοῦσ' ἔπεα, was Koechly mit Unrecht in den Text aufgenommen hat. — Ebenso bietet der cod. mit einigen secundären Handschriften Scut. 125 das zweifellos richtige ὃν οἱ ἔδωκε für die Lesart der jüngeren Handschriften ὃν ῥ'οἱ ἔδωκεν mit tendenziöser Einschiebung einer Flickpartikel.

Digitized by Google

Zwei Lesarten endlich des cod. Med. dürften noch von besonderem Interesse sein. Theog. 401 bietet er mit einigen jüngeren Handschriften ἥματα πάντα ἑοῦ μεταναίεται εἶναι für die vulgäre, aber zweifellos von Aristarch vorgezogene, Lesart ἑοὺς μεταναίεται εἶναι, wo Karl Brugman mit Recht jenen auch bei späteren Epikern vorkommenden Genetiv des Besitzes erkannt, aber für ἑοῦ das gewöhnliche ἕο vermuthet hat. Zweitens ist bisher gänzlich unberücksichtigt geblieben die Lesart, die allein im Stande ist, jenen verrufenen Vers Scut. 7 zu heilen: τῆς καὶ ἀπὸ κρῆθεν βλεφάρων τ' ἀπὸ κυανέων. Es ist hier nicht der Ort alle Ansichten über diese Stelle zu wiederholen; die beste Erklärung die Schneidewin und Doederlein gefunden haben und der auch Kühner und Alois Rzach beigetreten sind, suppliert eine Femininform ἡ βλέφαρος, die freilich durch die Bergk'sche Schreibung in dem zweiten Fragment des Ibycus κυανέοισιν ὑπὸ βλεφάροισιν statt der handschriftlich unverbürgten von Siebenkees κυανέηισιν ὑπὸ βλεφάροισιν sehr zweifelhaft wird, wie schon Ranke aus dem Mangel der grammatischen Citate geschlossen hat. Die Lesart κυανεάων aber ist vortrefflich bezeugt, durch Homerscholien, Apollonius, Eustathius, so dass es kaum einem Zweifel unterliegen kann dass dies die von den Alexandrinern d. h. also vermutlich die von Aristarch festgestellte Lesart war, der βλέφαρον als neutrum, κυανεάων auch als neutrum auffasste mit aus metrischen Gründen hinzugefügtem α, wie bei δωτῆρες ἑάων; ebenso nimmt die Paraphrase Beides als Neutrum. Nun ist aber heute durch die Ausführungen von Kühner und Rzach plausibel gemacht dass weder ἑάων noch κυανεάων der Genetiv eines neutrum sein könne, indem jener, mit Annäherung an die Erklärung Herodian's die erste Form von einem verschollenen ἕη = beneficium, dieser von ἕη oder ursprünglich ἕεη = bonum ableitete, womit tatsächlich die Autorität Aristarch's untergraben war. Jene Beiden aber statuierten einen Nominativ ἡ βλέφαρος, der, wenn er den alten Grammatikern bekannt gewesen wäre, von einem der vielen, die sich mit unsrer Stelle beschäftigten, hätte citiert werden müssen; ihre Erklärung schwebt also auch in der Luft. Wenn ich nun überzeugt bin dass die im cod. Med. erhaltene Lesart κυανεώντων, die mit leichter Aenderung zu dem auch von einigen sekundären Handschriften gebrachten κυανεόντων führt, eine ältere, vielleicht zenodotische Schreibung ist, so werde ich die Frage zu beantworten haben, wie Aristarch auf κυανεάων gekommen sei. Anzunehmen dass er κυανεάων conjiciert habe, wie er nach Karl Brugman an mehreren Stellen der homerischen Gedichte ἑῆος für das ursprüngliche und gut überlieferte ἑοῖο conjiciert hat, ist insofern misslich, als kein eigentlicher Grund zur Veränderung vorlag; und ein palaeographischer Irrtum durch Missverstehen einer Abbreviatur ist bei dem Mangel einer Minuskelschrift von der Hand zu weisen. So bleibt nur eine Erklärung übrig. Aristarch fand κυανεάων in einer guten Handschrift vor, in welcher der Schreiber durch das unmittelbar vorhergehende θηλυτεράων wegen des Gleichklangs irrtümlich κυανεάων geschrieben hatte, und da ihm diese Form besonders alt zu sein schien, ausserdem aber für seine Erklärung von ἑάων ein vortreffliches Analogon abgab, so setzte er sie in den Text, oder, wenn man ihm dies nicht zutrauen will, er empfahl sie in einer Bemerkung.

Entschieden älter als dieser codex ist diejenige Florentiner Handschrift, die allein die Werke und Tage enthält, der cod. Med. XXXI, 39, den Lanzi dem XII. oder XI., Gaisford nach seinem Gewährsmann und Kinkel dem XII. Jahrh. zuweisen, Bandini offenbar unrichtig dem XIII.; ich halte es für das Wahrscheinlichste dass er dem XI. Jahrh. an-

Digitized by Google

gehört. Auch dieser codex, obwohl er, wie Lanzi und Kinkel mit Recht bemerken, mit schneller und flüchtiger Hand geschrieben ist, und desshalb von zweiter Hand an manchen Stellen corrigiert worden ist, während andere Hände jüngere Lesarten eingetragen haben, hat sich im Ganzen von den tendenziösen Verderbungen der jüngeren Handschriften frei gehalten, so dass die Textkritik eine wesentliche Stütze an ihm findet, und besonders durch die Ausgabe Koechly-Kinkel's nach der vortrefflichen Collation von Kinkel in den meisten Fällen bereits gefunden hat. Ohne auf specielle Beispiele einzugehen, bemerke ich kurz dass der codex erstens namentlich erheblich weniger Flickpartikeln oder eingeschobene Präpositionen vor digammierten Wörtern hat welche die Ausgaben Trincavelli's, Lanzi's und Gaisford's entstellt haben, zweitens an mehreren Stellen von Plutarch oder Anderen athetierte Verse, bisweilen in Uebereinstimmung mit Stobaeus, nicht enthält, die aber dann in der Regel von jüngerer Hand an den Rand geschrieben sind.

Ich komme, meine Herren, zu den kritischen Consequenzen, die sich aus den mitgeteilten Notizen über die beiden Handschriften ergeben. Zunächst wenn es feststeht dass die alexandrinischen Grammatiker in Unkenntniss über einzelne sprachliche Erscheinungen oder in dem Bestreben, den Gesetzen der Analogie zu ihrem Recht zu verhelfen, systematische Textveränderungen angewandt haben, wie heute kaum noch zweifelhaft sein kann, obwohl die Sache bei Hesiod wegen der Dürftigkeit der Scholien nicht so evident zu erweisen ist, wie bei Homer, so ist, da ältere grammatische Zeugnisse sehr selten vorliegen, mit der Autorität eines Stobaeus oder gar eines Eustathius für die hesiodischen Lesarten, die man gewöhnlich anzuführen pflegt, verhältnissmässig wenig gewonnen. Denn im günstigsten Falle haben diese Autoren, wenn sie nicht nach einer Vulgärausgabe citieren oder das Citat aus einer solchen von einem andern Autor entnehmen, an zweifelhaften Stellen die alexandrinische Lesart vor Augen, und diese ist unter Umständen die tendenziös veränderte. Ich habe früher zu zeigen versucht dass Theog. 81 die Lesart ἀν' ἀγῶνα, welche die Scholien für ἀνὰ ἄστυ empfehlen, Theog. 82 γεινόμενόν τ' ἐείδωσι für das richtige, auch vom Scholiasten gelesene und zufällig auch von Stobaeus erhaltene γεινόμενόν τε ἴδωσι, vielleicht auch Oper. 696 τριηκόντων ἐτέων wie Stobaeus und Eustathius lesen (vorausgesetzt dass dies nicht ein Abschreiber gethan hat), für das in einigen jüngeren Handschriften erhaltene τριήκοντα ἐτέων zu jener Gattung von absichtlichen, aus Unkenntniss entstandenen Corruptelen gehören, wenn ich auch fern davon bin, Alles Aristarch zuzuschreiben; und eine strengere Prüfung wird noch mehr ähnliche Fälle aufzuspüren im Stande sein. Unsere Textkritik muss von diesem Umstand Gebrauch machen, wozu gewissermassen vom Standpunkt handschriftlicher Kritik noch mehr Berechtigung vorliegt, als bei Homer, da es nach der Untersuchung Brugman's dort meist die jüngeren und schlechteren Handschriften sind, welche an zweifelhaften Stellen die voraristarchische, d. h. die zenodotische Lesart bieten, bei Hesiod dagegen die jüngeren Handschriften allerdings zunächst von den Verunstaltungen der Abschreiber und der byzantinischen Recension, aber auch, wie wir annehmen müssen, von den Veränderungen der Grammatiker angefüllt sind, deren Lesarten nur dann geflissentlich nirgends aufgenommen sind, wenn sich schon, wie einige Male gegen Krates, in der ältesten Zeit, z. B. von Seiten des Didymos, Widerspruch dagegen erhoben hatte. Aber wie in der Homerkritik auch die ältesten Handschriften, z. B. der Laurentianus der Odyssee, an zweifelhaften Stellen dieser Art das Richtige haben, so bieten umgekehrt bei Hesiod die ältesten schon die veränderte Lesart,

Digitized by Google

namentlich der erste Mediceus, der einen sehr selbständigen Abschreiber gehabt hat, und einige jüngere die richtige, was die Entscheidung naturgemäss in solchen Fällen bedeutend erschweren muss. Nur das Eine vergesse man nicht dass wir mit solchen Schreibungen, wenn wir von den ursprünglichen consonantischen Initialen absehen, immer noch auf dem Boden alexandrinischer Kritik stehen, wenn nicht gerade aristarchischer, so doch wenigstens in den meisten Fällen zenodotischer, wobei uns das Ζηνόδοτος δὲ ἄγνοεῖ oder δι' ἄγνοιαν oder συγχεῖ der Scholien nicht in Verlegenheit bringen darf; nur hüte man sich, einen Text herzustellen, der zu keiner Zeit gesprochen oder geschrieben worden ist, z. B. kein Digamma zu schreiben und die vorhergehende ν paragogica dennoch zu streichen.

Eine zweite Consequenz ist folgende. Eine Erforschung des homerischen und hesiodischen Dialekts wird im Gegensatz zu dem Verfahren das bei allein inschriftlichem Material Gebrauch zu sein pflegt, ohne genaue Kenntniss der handschriftlichen Ueberlieferung und ohne gewissenhafte philologische Kritik nicht möglich sein, wesshalb Urteile, die ohne eine solche Vereinigung abgegeben werden, von höchst zweifelhaftem Wert erscheinen müssen. Bei dieser Kritik wird es sich aber von selbst ergeben dass einerseits die Uebereinstimmung aller jüngeren Handschriften gegenüber einer guten und sprachlich richtigen Lesart der ältesten nicht ins Gewicht fallen kann, andrerseits, wo sichere Spuren einer systematischen Verderbniss vorliegen, einer ausgedehnteren Conjecturalkritik freierer Spielraum gelassen werden muss; denn wo 30mal uns die Handschriften einen Fehler aufklären, brauchen wir sie zu den andern 30 Malen nicht mehr. Aus diesem Grunde haben nach meiner Ansicht J. Bekker und August Nauck mit vollem Recht jene überflüssigen Flickpartikel eingeschränkt. Eine andre Frage ist es ob wir den Versuch machen dürfen, über den alexandrinischen Text hinaus mit alleiniger Hülfe der linguistischen Resultate und der freieren Benutzung der Analogie den Text zu verändern; diese will ich heute nicht beantworten.

Wie oft durch jene einseitige Behandlung Irrtümer entstanden und verbreitet worden sind und wie wir dadurch noch bei beiden Dichtern keine befriedigende Ausgabe erhalten haben, ist bekannt. Auch hier will ich ein hesiodisches Beispiel statt vieler hersetzen, da ich nach Rzach's und meinen Ausführungen eine Widerlegung der Ansicht von Ahrens dass die Dorismen der Theogonie auf delphischen Dialekt zurückgehen, nicht wiederholen will. Es ist bekannt dass Hesiod oder der Verfasser der Verse Theog. 199—200 jene unzüchtige Etymologie der Liebesgöttin anbringt ἠδὲ φιλομμηδής, ὅτι μηδέων ἐξεφαάνθη (denn so lautet die einstimmige Ueberlieferung dieses Verses), die mit der homerischen Göttin und mit dem homerischen Attribut φιλομμειδής nichts zu thun hat. Schon Creuzer vermutete an dieser Stelle irgend ein Mysterium. Nun citiert unglücklicher Weise ein Homerscholion und ein später Grammatiker ἠδὲ φιλομμειδής, ὅτι μειδέων ἐξεφαάνθη, und die Aldina vom J. 1495 hat wenigstens μειδέων, worauf man sofort μειδέων für das richtige erklärt und nach jenem bekannten Gesetz der boeotischen Aussprache des η als boeotische Form aufgefasst hat. Ja der neueste Bearbeiter des hesiodischen Dialekts macht sogar aus der Chiffre a des Koechly'schen Apparats, welche die Aldina bedeutet, einen codex a und hält desshalb die Lesart für wohlbezeugt. Die Aldina aber ist nach der wahrscheinlichsten Vermutung von Muetzell abgedruckt nach dem cod. Par. 2772, der einst dem Veroneser Guarini gehörte, der ihn seinem Sohn Baptista Guarini hinterliess, demselben, welcher als Lehrer des Aldus an der Ausgabe vom Jahr 1495 den

Digitized by Google

Hauptanteil hatte, und dieser codex hat deutlich μηδέων. Die Autorität der Aldina, die offenbar einen typographischen Fehler enthält, kann daher ebenso wenig Beweiskraft haben, wie das Zeugniss eines Scholiasten oder eines späten Grammatikers. Ausserdem aber kommt hinzu, was die Dialektiker auch in Betracht ziehn müssen, dass die Verse 199—200 nicht nur unhesiodisch, sondern völlig kindisch sind, was Schoemann, Koechly, Nauck, neuerdings auch Gustav Andresen in seinem Buch über deutsche Volksetymologien richtig erkannt haben, so dass sie für Boeotismen oder Aeolismen Hesiod's nicht beweisend sein können.

Die Zeit fehlt mir, ähnliche Dinge zu einer Blumenlese auszuwählen. Desshalb betone ich noch einmal, meine Herren, dass, um sichere Resultate für die alte epische Sprache und Textkritik zu erzielen, heute sprachwissenschaftliche Kenntniss und handschriftliche Kritik Hand in Hand gehen müssen und dass jede Einseitigkeit im Vorgehen das Ziel verfehlen muss. Wie die nur ein kleines Gebiet berührenden Beobachtungen Brugman's gezeigt haben dass Aristarch nicht immer Glauben geschenkt werden darf und dass auch die Gesetze von Wilhelm Hartel über die consonantische Kraft des Digamma in den homerischen Gedichten trotz des seltenen Scharfsinns und der Umsicht dieses Kritikers zu eng angegeben worden sind, so wird eine aufmerksamere Prüfung hesiodischer Textesverhältnisse manche Annahme von Rzach modificieren, wobei nur zu bedauern bleibt dass dieser fleissige Forscher mit seiner lobenswerten Abhandlung über den hesiodischen Dialekt nicht gewartet hat, bis eine neue Hesiodausgabe auf neuer handschriftlicher Basis vorhanden ist.

Hoffen wir, meine Herren, dass auch bei diesen Problemen der Textkritik ruhiges und gewissenhaftes Forschen fern von Fanatismus und Dünkelhaftigkeit zum Ziele führen wird.

Eine Discussion knüpft sich daran nicht.

Prof. Riese (Frankfurt a. M.) hält einen Vortrag über „Hor. Od. I, 26", worin er die verschiedenen Einwendungen gegen das Gedicht, besonders in Betreff seiner Zusammenhanglosigkeit, durch die Annahme beseitigen will dass der angeredete Aelius Lamia selbst Dichter gewesen sei.

Diesen Ausführungen tritt Prof. Teuffel entgegen. Er hält das Gedicht für ein mittelmässiges und zugleich für eines der ältesten originalen, worauf auch die Teilung des vorletzten Verses (1 + 3, 3 + 2) hinweise. Der Sinn dieses Gelegenheitsgedichts, für dessen Adressaten Teuffel Quintus Lamia hält, sei: I. (negativ) ich kümmere mich nicht um Politik, sondern II. (positiv) lebe der Poesie, und zwar soll der Gegenstand meiner Muse mein Freund Lamia sein, als der Besingung besonders würdig. Lesbio bezeichne die Muse des Horaz.

Prof. Hug meint, durch die Erklärung Riese's werde der Zusammenhang zwischen nil sine te und necte etc. gestört. Auch bezieht er corona auf ein Gedicht des Horaz, nicht mit Riese auf eines des Lamia.

Prof. Hertz glaubt, Hug bringe vielmehr einen verderblichen Zusammenhang in die obigen Worte. Uebrigens findet er in dem Gedicht noch mehrere lucrezische Anspielungen.

Prof. Christ meint, necte werde vollständig erklärt durch das Gedicht auf Cen-

Digitized by Google

sorinus (IV, 8), wo Horaz ebenso carmina als dasjenige bezeichne, was er schenken könne, so dass er sicherlich unter dem Kranze seine Gedichte verstehe.

Prof. Hug findet dass Hertz und Riese die Worte sine te ganz ignoriert haben.

Schluss der Discussion über diesen Gegenstand.

Prof. Teuffel teilt mit dass Prof. Pressel in Ulm einige Blätter einer Handschrift des Valerius Maximus mit Scholien gefunden habe.

Unter allgemeiner Zustimmung wird beantragt dass auf der nächsten Versammlung dafür gesorgt werden soll dass die Collision mit der archäologischen Section vermieden werde, da das Handinhandgehen beider Disciplinen durchaus notwendig sei.

Auch soll in der ersten Sectionssitzung der nächsten Versammlung die Commission über die Responsion Bericht erstatten.

Schluss der Sitzung $9^3/_4$ Uhr.

Digitized by Google

IV. Verhandlungen der deutsch-romanischen Abteilung. Die erste Sitzung gilt ausschliesslich der Constituierung der Section. Zu Vorsitzenden werden gewählt Prof. Dr. A. v. Keller und Prof. Dr. Holland. Zu Schriftführern wurden bestellt: Dr. Bernhard Seuffert aus Würzburg, Dr. Reinold Kapff aus Leutkirch, Cand. Gustav Decker aus Alpirsbach, letzterer als Stenograph.

Dreissig Mitglieder haben sich in das Album eingezeichnet:

1. Geheimer Hofrat Dr. Bartsch aus Heidelberg.
2. Alfred Bauer aus Paris.
3. Prof. Dr. A. Birlinger aus Bonn.
4. Cand. Gustav Decker aus Alpirsbach.
5. Prof. Dr. H. Düntzer aus Köln.
6. Prof. Ehemann aus Hall.
7. Pfarrer Max Eifert aus Eningen.
8. Dr. P. Feit aus Lübeck.
9. Bibliothekar Dr. Herm. Fischer aus Stuttgart.
10. Prof. Dr. J. G. Fischer aus Stuttgart.
11. Prof. Dr. Georgii aus Stuttgart.
12. Präceptor Victor Gräter aus Murrhardt.
13. Prof. Dr. Holland aus Tübingen.
14. Biblioth. Adalbert Jeitteles aus Innsbruck.
15. Dr. Reinold Kapff aus Leutkirch.
16. Director Dr. Keck aus Husum.
17. Prof. Dr. A. v. Keller aus Tübingen.
18. Prof. Julius Klaiber aus Stuttgart.
19. Gymnasiallehrer J. Kräuter aus Saargemünd.
20. Prof. Dr. Adolf Laun aus Oldenburg.
21. Dr. F. Neumann aus Heidelberg.
22. Dr. Opitz aus Naumburg.
23. Prof. Dr. Sachs aus Brandenburg.
24. Dr. Wolfgang Schlüter aus Heidelberg.
25. Privatdoc. Dr. Erich Schmidt aus Würzburg.
26. Dr. J. Schwartz aus Stuttgart.
27. Dr. Bernhard Seuffert aus Würzburg.
28. Dr. Adolf Theobald aus Hamburg.
29. Privatdoc. Dr. F. Vogt aus Greifswald.
30. Dr. Wirz aus Zürich.

Zweite Sitzung.

Dienstag den 26. September, Morgens 8 Uhr.

Die zweite Sitzung eröffnete der Vorsitzer Prof. v. Keller mit einleitenden Worten dankbarer Bewillkommnung und fuhr fort: Es sind jetzt eben 30 Jahre, seit in Frankfurt am Main die erste Germanistenversammlung tagte, aus welcher später unsere jetzt an die Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner sich anlehnende deutsch-romanische Vereinigung hervorgegangen ist. Nur wenige werden noch unter uns sein die Jener ersten Versammlung angewohnt haben; die Anreger derselben, die Grimm, Uhland, Dahlmann sind längst dahingegangen.

Auch im letzten Jahre hat die deutsche Philologie wieder mehrere ihrer bedeutendsten Vertreter und Förderer verloren. Ohne auf eine ausführliche Darstellung und Würdigung ihrer Tätigkeit einzugehen, drängt es mich doch, hier ihre Namen zu nennen. Es wird dies genügen, um in Ihren Herzen ihr Bild und den Dank für ihr Wirken wachzurufen.

Digitized by Google

Am 19. Mai legte Friedrich Diez in Bonn sein müdes Haupt zur letzten Ruhe, Diez, der Begründer der romanischen Sprachforschung in Deutschland, der in stiller, rastloser Tätigkeit weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus gewirkt und Anerkennung gefunden hat.

Zwei Monate später, am 18. Juli, sollte die rheinische Universität in Bonn abermals ein herber Verlust treffen den Rheinland, ja das ganze deutsche Vaterland mitfühlte. Karl Simrock, der liebenswürdige, patriotische Dichter, der sinnige Erforscher und Nachbildner unserer alten Poesie, wurde unerwartet seiner noch immer rüstigen Tätigkeit entrissen, der wir für die Verbreitung des Verständnisses unserer altdeutschen Dichter in weiteren Kreisen mehr als irgend einem verdanken.

Nicht minder unerwartet hat der Tod am 30. August Rudolf von Raumer dahingerafft, den ersten umfassenden Geschichtschreiber der deutschen Sprachforschung, der in letzter Zeit besonders durch seine Bemühungen um eine besonnene Regelung der deutschen Schreibung sich Verdienste erworben hat, aber die Freude nicht erleben durfte, sein Werk zu einem festen Abschlusse gebracht zu sehen.

Gestatten Sie mir, diesen gefeierten Namen noch einen andern aus unserer engern württembergischen Heimat beizufügen, den Namen eines bescheidenen Mannes, der in unserer Nähe, in dem benachbarten Reutlingen, eine glückliche Musse zu ernsten Studien, insbesondere des deutschen Altertums und der deutschen Mythologie, verwendete, ich meine Dr. Theophil Rupp, der am 25. März, 70 Jahre alt, starb und wohl den Lesern der Germania in guter Erinnerung ist, wie er bei seinen persönlichen Freunden das dauernde Andenken eines durchaus wackern Mannes und eifrigen Forschers voll der liebenswürdigsten Bescheidenheit hinterlassen hat.

Wenn ich nun von Persönlichem zu Sachlichem übergehe, so habe ich zunächst die erfreuliche Mitteilung zu machen dass das mittelniederdeutsche Wörterbuch von Lübben und Schiller das sich unter die besondere Protection der deutsch-romanischen Abteilung der Philologenversammlung gestellt hat, rüstig fortgeschritten und bis zum 14. Hefte vollendet ist. Im Laufe des letzten Jahres habe ich vier neuerschienene Hefte dem kaiserlichen Reichskanzleramte vorzulegen gehabt und auf Anweisung desselben die von Seiner Majestät dem Kaiser bewilligte Unterstützung aus der Reichskasse erhalten und wie bisher zu gleichen Teilen an Herrn Dr. Lübben und an die Witwe Dr. Schillers übermittelt.

Von Schriften wurden der Section mitgeteilt:

1) Gotische Conjecturen von Prof. Dr. Peters in Leitmeritz.

2) Die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern und die Revision des Alphabets. Ein Vorschlag zur Vereinigung, vorgelegt vom Bureau des schweizerdeutschen Idiotikons.

3) Proben aus dem für das schweizerdeutsche Idiotikon gesammelten Material.

4) Bestimmungen über das Seminar für neuere Sprachen in Tübingen, angeordnet vom königl. Ministerium des Kirchen- und Schulwesens 18. October 1867.

5) Die Uhlandstiftung in Tübingen.

6) Der litterarische Verein in Stuttgart zu Herausgabe älterer Druck- und Handschriften und ausschliesslicher Verteilung derselben unter die Vereinsmitglieder.

Digitized by Google

7) Molière's Werke mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen herausgegeben von Dr. Adolf Laun, Professor. Berlin 1873.

Der zweite Vorsitzer, Prof. Holland, übergab sodann eine von ihm zur Begrüssung der Section eigens in Druck gegebene kleine Schrift, enthaltend einen in Uhland's Nachlasse vorgefundenen Wettgesang zwischen Uhland und Rückert.

Es folgte nun ein Vortrag von Dr. Bernhard Seuffert in Würzburg über den Maler Müller. Nach demselben befindet sich im Besitze der königl. Bibliothek in Berlin ein Teil der Papiere welche Müller bei seiner Romreise in Mannheim zurückgelassen hat. Es fehlen aus der dort hinterlegten Handschriftenmasse die Blätter welche Tieck bei der Herausgabe von Müller's Werken 1811 benützte. Das vorliegende enthält zumeist Bruchstücke und stark corrigierte Entwürfe.

Mehrere Handschriften lassen ersehen dass Müller mit seiner Braut Lottchen Körner einen Knaben zeugte, dass er sie darnach verliess und mit einem Julchen ein neues Liebesverhältniss anknüpfte. Seine leicht entzündbare Natur wird ferner durch drei Briefconcepte belegt. Sie enthalten Reiseberichte. Das eine spricht von einer Rheinreise und der Einkehr in Frankfurt bei Lenz und Goethe's Mutter 1777; das zweite von einem Ausflug in das pfälzische Gebirge; das dritte Fragment ist unbestimmbar.

Müller's knappe Lage in Mannheim 1777 wird bezeugt durch seinen Bericht über einen an ihm begangenen Diebstahl. Dabei werden als seine Freunde erwähnt der Theatermaler Klotz, der Regierungsrat Medicus und Christoph Kaufmann, der ihn im Januar 1777 mit sich in die Schweiz habe nehmen wollen.

Zwei Gutachten über Gründung und Einrichtung des Nationaltheaters und einer Theaterschule in Mannheim kennzeichnen Müller's geachtete Stellung am dortigen Hofe.

Reicher als für das Leben fliessen aus dem Berliner Material die Zeugnisse für seine Dichtung. Die Handschriften gehören zumeist der Zeit von 1776 bis 1778 an, also der Blütezeit und productivsten Periode des Dichters. Alle zeitüblichen Gattungen sind nicht weniger in dem Berliner Material vertreten als in den gedruckten Werken. Mit Oden im klopstockischen Geiste stehen Dichtungen im Anschlusse an Ossian zusammen. Von der wilden Sangweise dieser Richtungen geht Müller zur weicheren Liebesode über und betritt dann Gleim's und J. G. Jacobi's Bahnen. Von der anakreontischen Dichtung aus nähert er sich einerseits Wieland, andererseits der rein schäferlichen Poesie. Das Sentimentale kleidet Müller aber nicht so gut als das Naive. In den ungeschminkten, lebenswarmen Liedern ist er besonders glücklich. Das Volkslied ist sein Vorbild und seine Leistungen in der volkstümlichen Ballade bezeichnen den Höhepunct seines Vermögens. Nur wenige Versuche in didaktischer Dichtung liegen vor.

Weiterhin enthält das Berliner Material Bruchstücke zu Idyllen. Bei antiken und patriarchalischen Stoffen verrät sich die engste Anlehnung an Gessner, bei ersteren aber auch schon die Entfernung von demselben und der Anschluss an Shakspere. Wertvoll sind Bruchstücke zu deutschen Idyllen. Neben einigen satirischen Fragmenten weist ein Entwurf auch auf den Abweg zur Rohheit hin, zu dem die Wahl des Vorwurfs aus dem alltäglichen Landleben leicht führte. Die Bruchstücke zu Ulrich von Cossheim erweisen dass erst Tieck's Feder den romantischen Stil in diese Idylle hineingetragen hat.

Ferner finden sich dramatische Fragmente. Unter anderen der einzige Rest des Dramas Rina, umfangreiche Entwürfe zu dem nach König Lear bearbeiteten Heinrich IV.,

Digitized by Google

weniger zahlreiche zum Drama Ludwig der Strenge, das sich wohl an Göthe's Götz anlehnt. Zur Fausttragödie bietet das Material nur ein kurzes Bruchstück; die von Weinhold als zugehörig veröffentlichten Scenen sind selbständige Dichtungen.

Die Reste eines Lustspiels „der alte Obrist" sind im Stile der französischen Komödie gehalten. Müller's Tätigkeit als Operndichter wird einzig durch eine Exposition des Stoffes Alarich belegt.

Einzelne Blätter ergeben als Parallelstellen Müller's Autorschaft an der Recension von Mechel's La galerie de Dusseldorf, Rhein. Beitr. 1778. Eine Reihe kleiner Sätze, meist „Gedanken" überschrieben, enthält flüchtige Aufzeichnungen von Situationen und Ausdrücken aus dem Leben und der Lectüre zur Verwertung beim Schriftstellern.

Diess der gesammte Inhalt des reichen Materials. Es bietet wenig Genuss, desto mehr Einsicht in Müller's Art zu arbeiten. Die zahlreichen Nachbesserungen und wiederholten Ansätze zur Gestaltung einzelner Scenen beweisen die grosse Sorgfalt des Dichters, dessen Schriften so oberflächlich skizziert erscheinen. Auch wird ersichtlich dass Müller aus seinem Stoffe zuerst die tragische Situation zur Fixierung heraushob. Die Sprache zeigt sich hier noch regelloser und kräftiger als in den gedruckten Werken. So beruht der Wert des Berliner Materials nicht weniger in der Fülle der Beiträge zur Kenntniss der Arten und Stoffe die Maler Müller bearbeitet hat, als darin dass es in die ursprüngliche Gestalt seiner Dichtungen einweiht.

Dritte Sitzung.

Mittwoch den 27. September, Morgens 8 Uhr.

Prof. Dr. Sachs aus Brandenburg hielt einen Vortrag über die Frage „einer allgemeinen Lautbezeichnung für die Dialekte". Nachdem er kurz dargelegt, was von der in Rostock 1875 zur Beratung dieses Gegenstandes eingesetzten Commission geschehen, gab er eine gedrängte Uebersicht über die verschiedenen phonetischen Bestrebungen auf den Gebieten der romanischen, der englischen und der deutschen Sprache und ihre mehr oder weniger grosse Berechtigung durch die Form und Entwicklung derselben. Darauf besprach er kurz die hauptsächlichsten Werke über Lautphysiologie und phonetische Schreibung, besonders Lepsius „das allgemeine linguistische Alphabet", Berlin 1855, dessen drei Grundsätze: „1) Jeder einfache Laut darf nur durch ein einfaches Zeichen ausgedrückt werden; 2) verschiedene Laute dürfen nicht durch ein und dasselbe Zeichen ausgedrückt werden; 3) diejenigen Buchstaben welche in den wichtigsten europäischen Orthographien einen verschiedenen Wert haben, sind in einem allgemeinen Alphabet überhaupt nicht verwendbar", unbedingt massgebend für jeden weiteren phonetischen Versuch seien. Da es sich aber bei Lepsius um ein allgemeines Alphabet, besonders auch für orientalische Sprachen handelt, so besprach der Vortrag einzelne Modificationen desselben welche bei Zugrundelegung romanischer Lautverhältnisse nach der Ansicht des Vortragenden wünschenswert seien, um eine auf den bezeichneten Gebieten allseitig giltige und leicht verständliche Schreibung zu ermöglichen. Wenn dabei auch einzelne Vorschläge für Aenderung der Bezeichnung in der anerkannten Schriftsprache,

Digitized by Google

z. B. des Hochdeutschen, laut wurden, so wurde doch durchgehend der Standpunct festgehalten, nur für die noch nicht durch feststehende Schriftsprache fixierten Dialekte bestimmen zu wollen, so dass die in der pädagogischen Section erörterten Fragen mit der hier besprochenen, nur das streng wissenschaftliche Gebiet betonenden, keine Beziehung darboten. Auch gab der Vortragende nur eine Anzahl dem Urteile der Zuhörer unterbreiteter Vorschläge, ohne selbständig bestimmte Thesen aufstellen zu wollen, da die ganze Organisation der Commission ihn dazu nicht ermächtigt hatte, und schloss mit dem dringenden Wunsche, die so wichtige Frage in möglichst eingehender Discussion, wenn irgend tunlich, zu einem gedeihlichen Abschlusse zu bringen.

Diesem Vortrag folgte der eines andern Mitgliedes der Rostocker Commission, des Dr. A. Theobald aus Hamburg. An der sich hieran schliessenden lebhaften Debatte beteiligten sich ausser den beiden Genannten besonders Gymnasiallehrer Kräuter aus Saargemünd, Prof. v. Keller und Dr. Feit aus Lübeck.

Gymnasiallehrer Kräuter führte aus dass eine orthographische Einigung nicht möglich sei ohne vorherige sprachphysiologische. In lautlichen Dingen, sagte er, gehen vorläufig die Ansichten weit auseinander und sind die gröbsten Irrtümer verbreitet. An die Annahme einer neuen Schrift ist nicht zu denken, wir müssen die lateinische beibehalten. Die Art ihrer Verwendung muss ebenso wie die Wahl der nötigen Nebenzeichen auf festen Principien beruhen.

Der Forderung: „Kein Buchstabe darf zur Bezeichnung eines Lautes verwendet werden, wenn er in einer germanischen oder romanischen Orthographie eine andere Bedeutung hat“ kann nicht genügt werden, und diejenigen welche sie aufgestellt haben, verstossen selbst vielfach dagegen; z. B. die Bezeichnung des tönenden S-Lautes durch Z verträgt sich weder mit der deutschen Orthographie, wo Z = ts, noch mit der italiänischen, wo Z = ts und ds, noch mit der spanischen, wo Z = engl. th.

Je grösser die Aufgabe, desto schwerer die Lösung. Vergessen wir nicht über kosmopolitischen Schwärmereien unsere nächsten Interessen! Darum ist von der neuhochdeutschen Orthographie auszugehen und der Grundsatz aufzustellen:

I. Für jeden Einzellaut wird diejenige Schreibung welche demselben in der neuhochdeutschen Orthographie gewöhnlich zukommt immer beibehalten, wenn sie nicht (wie sch, ch, ng) mit den Grundgesetzen einer wissenschaftlichen Orthographie im Widerspruch steht.

Um zu vermeiden dass die Druckereien eine Menge neuer Typen müssen schneiden lassen, was die Anwendung der neuen Orthographie erschweren würde, ist jeder Laut welcher bei der vorhin vorgeschlagenen Zeichenverteilung leer ausgeht (z. B. die Mittelstufen zwischen i und e, zwischen o und a, zwischen e und ä u. s. w.) womöglich durch den Buchstaben des nächstverwandten Lautes darzustellen mit Hinzufügung eines nach bestimmtem Prinzip gewählten Nebenzeichens. Im Anschluss an Rumpelt und an den Bearbeiter der elsässischen Grammatik schlage ich Folgendes vor:

II. Wenn sich ein Laut für welchen die neuhochdeutsche Orthographie kein besonderes Zeichen besitzt von einem der Laute denen nach Grundsatz I ein Buchstabe zugeteilt worden bloss dadurch unterscheidet dass er seinen Verschluss oder seine Verengung in der Mundhöhle etwas weiter hinten hat, so erhält er den Buchstaben des letzteren mit beigefügtem ` (Gravis).

Digitized by Google

So bezeichnet also ì einen Laut, dessen Mundhöhlenverengung etwas weiter nach hinten liegt als bei dem i in Bibel, schrieb u. s. w. Die Vocalzeichen die sich aus I und II ergeben, sind:

u ù o ò à a ä̀ ä è e ì i
ö̀
ö
ǜ
ü

Die allermeisten der nötigen Verbindungen mit ` sind in jeder Druckerei vorhanden. Die hier vorgeschlagene Verwendung des ` ist also nicht bloss streng systematisch, folglich auch leicht erlernbar, sondern auch möglichst wenig kostspielig, trotzdem dass sie sehr viel leistet.

Am Notwendigsten ist ausserdem ein Nebenzeichen für die Prosodie, nicht aber für die Betonung, denn diese ist in allen Mundarten wesentlich ganz dieselbe, während jene die auffallendsten Verschiedenheiten zeigt. Wir brauchen bloss die Länge zu bezeichnen; jeder Buchstabe der kein Längenzeichen hat erweist sich schon dadurch allein als ein kurz zu sprechender. Die Länge, nicht die Kürze, wird ausdrücklich bezeichnet, weil kurze Laute häufiger vorkommen als lange. Sowohl ˆ als ¯ ist unbequem; in der so oft nötigen Verbindung mit ` gebrauchen die Druckereien weder ˆ noch ¯ über irgend einem Buchstaben, während hingegen ´ und ˆ (d. h. in Verbindung mit `) über den meisten Vocalzeichen üblich sind. Im Anschluss an die Orthographie des Altnordischen, des Tschechischen, des Magyarischen, des Altirischen und vieler lateinischer Inschriften schlage ich vor:

III. Die Länge wird mit ´ (Acut) bezeichnet.

Mit diesen drei Grundsätzen genügt man den meisten der dringendsten Anforderungen an eine wissenschaftliche Dialektschreibung vollkommen, ohne viele neue Typen nötig zu machen. Im Uebrigen verweise ich auf meine Bemerkungen über mundartliche Orthographie, welche demnächst in Frommann's deutschen Mundarten, Bd. 7, erscheinen werden.

Die Sitzung wurde um ½11 Uhr geschlossen, um die Teilnahme an der allgemeinen Versammlung zu ermöglichen.

Vierte Sitzung.

Donnerstag den 28. September, Morgens 9 Uhr.

Zuerst wurde für die nächste Versammlung in Wiesbaden zum ersten Vorsitzer der Prof. Dr. Creizenach in Frankfurt a. M., zum zweiten Dr. Max Rieger in Darmstadt gewählt.

Der Vorsitzer gibt sodann Kenntniss von begrüssenden Schreiben der Professoren Bechstein in Rostock und Frauer in Stuttgart, welche bedauern, nicht persönlich sich an den Verhandlungen beteiligen zu können.

Digitized by Google

Sodann wird die Tags zuvor abgebrochene Verhandlung über die Vereinbarung einer phonetischen Schreibweise für Dialektforschung wieder aufgenommen und auf den Antrag des Vorsitzers beschlossen, für die nächste Versammlung in Wiesbaden den Gegenstand zu weiterer Verhandlung und womöglich zum Abschlusse dadurch vorzubereiten dass bestimmt formulierte Anträge gedruckt und verteilt werden. Diese Anträge sollen womöglich etwa bis zum 1. Juni den Commissionsmitgliedern gedruckt vorliegen. Sodann wurde für angemessen erachtet, die in Rostock gewählte; nur aus norddeutschen Mitgliedern zusammengesetzte Commission durch süddeutsche zu ergänzen. Unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Holland wird nun zur Ergänzung der Commission gewählt Dr. K. Frommann in Nürnberg und Prof. Dr. v. Keller in Tübingen. Ferner wird zum Vorsitzer dieser Commission Prof. Dr. Sachs in Brandenburg bestimmt.

Darauf wurde die Versammlung mit einigen Abschiedsworten des ersten Vorsitzers geschlossen.

Die Angelegenheit des schweizerischen Idiotikons, welche zwei Mal auf der Tagesordnung gestanden hatte, konnte nicht zur Verhandlung kommen, weil die erwarteten Vertreter der Sache aus der Schweiz nicht erschienen waren.

Digitized by Google

V. Verhandlungen der orientalischen Section.

Erste Sitzung.

Montag den 25. September, 12 Uhr.

Nach Schluss der allgemeinen Sitzung constituiert sich die Section unter dem Vorsitz des in Rostock gewählten Präsidenten Prof. Dr. R. v. Roth. Die Anzahl der eingezeichneten Mitglieder beträgt 50. Der Präsident eröffnet die Sitzung durch eine Gedächtnissrede auf Julius von Mohl († 4. Januar 1876), die in der Z. d. D. M. G. erscheinen wird (s. Schwäbischer Merkur vom 28. Sept., Nr. 230). Zum Vicepräsidenten wird Prof. Socin, zu Secretären Dr. Zimmer und Prof. Dr. von Orelli ernannt. Verlesen wird der Kassenbericht der D. M. G. und die Rechnung justificiert. Prof. Dr. Kautzsch macht sodann Mitteilung über die bevorstehende Gründung eines deutschen Vereins für Palästinaforschung. An der Spitze des Unternehmens stehen ausser Prof. Dr. Kautzsch die Herren Prof. Dr. Socin und Dr. Zimmermann in Basel. Das bezügliche Programm wird von dem Letzteren dem Präsidenten übergeben und verlesen; er spricht die Absicht aus, eine Vierteljahrsschrift als Organ des zu gründenden Vereins herauszugeben. Um Unterstützung des Vorhabens wird gebeten. Es wird hierauf die zweite Sitzung auf den 26., Morgens 8½ Uhr anberaumt und die Tagesordnung für dieselbe festgesetzt.

Zweite Sitzung.

Dienstag den 26. September, Morgens 8½ Uhr.

Vor Eröffnung der Sitzung wird durch den Vorsitzenden Prof. Dr. v. Roth die aus Kaschmir erlangte Handschrift des Atharva-Veda vorgezeigt. Sodann folgen Verhandlungen über Geschäftsangelegenheiten der deutschen morgenländischen Gesellschaft (Secretariatsbericht, Redactionsbericht, Bibliotheksbericht).

Herr Prof. Dr. Gildemeister (Bonn) fragt an, was der Vorstand betreffend den in Innsbruck über die Bekanntmachung der moabitischen Altertümer gefassten Beschluss bei der jetzigen veränderten Sachlage zu tun gedenke. Prof. Dr. Schlottmann (Halle) erinnert daran durch welche Entwicklung dieser Angelegenheit man zu jenem Beschlusse gekommen sei und stellt seinerseits ein Werk über diesen Gegenstand in Aussicht, welches auch den Hergang streng wissenschaftlich darlegen wird. Er erklärt sich bereit, dasselbe eventuell ohne den Namen der Gesellschaft zu publicieren, wie er dies schon im Februar

Digitized by Google

dieses Jahres gegen den Vorstand ausgesprochen habe; jedenfalls soll die Gesellschaft keine finanziellen Verluste davon haben. Eine bestimmte Frist lasse sich nicht setzen und habe auch nicht im Innsbrucker Beschluss gelegen.

Prof. Dr. Gildemeister macht darauf aufmerksam dass für den Ankauf der genannten Altertümer die D. M. G. öffentlich verantwortlich gemacht worden sei. Er hält es daher für angezeigt, folgenden Antrag zu stellen: „Die Generalversammlung der D. M. G. wolle sich, um irrigen Vorstellungen über die Organisation der Gesellschaft zu begegnen, dahin aussprechen dass Gutachten über wissenschaftliche und insbesondere streitige Fragen, welche der geschäftsführende Vorstand erteilt, gemäss der dem letztern in den Statuten gegebenen Stellung nicht als Meinungsausdruck der Gesellschaft gelten können". Prof. Schlottmann hält den Antrag eigentlich für unnötig, weil der Inhalt selbstverständlich; es habe ihm bei jenem Gutachten lediglich daran gelegen, sein persönliches Urteil durch dasjenige einiger anderen competenten Gelehrten bestätigt zu sehen. Doch ist er, falls man eine derartige Erklärung für nötig findet, mit dem Antrag von Prof. Dr. Gildemeister ganz einverstanden. Es wird derselbe nach Befürwortung seitens der Herren Prof. Dr. v. Gutschmid und Dr. Nöldeke einstimmig angenommen.

Prof. Dr. Gildemeister beantragt ferner: „Die Versammlung wolle beschliessen dass bei Verhandlung von Streitfragen in der Zeitschrift dem einen Teil nicht ohne Einwilligung des andern gestattet sei, in demselben Hefte zu erwidern", was er mit Hinweis auf einen in obiger Sache vorgekommenen Fall begründet. Prof. Schlottmann entgegnet, es seien frühere Fälle dieser Art ohne Anstoss geduldet worden; auch gehöre es nach allgemeinem litterarischen Usus zu den Rechten eines Mitherausgebers, Zusätze zu eingelieferten Artikeln hinzuzufügen. Ueberdies sei rasche Antwort in manchen Fällen wünschbar. Der Antrag Gildemeister wird von den Professoren Dr. Loth und Kautzsch unterstützt; Letzterer wünscht dringend einen principiellen Entscheid über die Competenzen der Mitglieder des Vorstandes und der Redaction. Er bestreitet die Richtigkeit der Parallele, die man zwischen der Z. d. D. M. G. und anderen Zeitschriften gezogen, deren Redactoren ihre Eigentümer sind. Nachdem Prof. Dr. Socin den Antrag befürwortet, wird derselbe fast einstimmig angenommen.

Dritte Sitzung.

Mittwoch den 27. September, Morgens $8\frac{1}{2}$ Uhr.

Vor Eröffnung der Sitzung macht das Präsidium einige Mitteilungen: Vorgewiesen werden Dictionaire Hindustani-Français von de Tassy; ferner ein Brief von Prof. Dr. Bollensen, welcher über den Stand der Veröffentlichung seines seit drei Jahren an die Redaction der Z. d. D. M. G. abgeschickten Manuscriptes (Mālavika) anfragt; weiterhin eine Zusendung von Prof. Merx (Heidelberg) über eine Nabatäische Inschrift. — Hierauf suchte Prof. Dr. v. Roth an der Hand des Vishṇupa-Y. die grosse Verdorbenheit der Zendtexte zu zeigen. Prof. Schlottmann spricht Namens der Versammlung dem Verfasser der orientalischen Begrüssungsschrift Prof. Dr. v. Roth seinen warmen Dank aus und kündigt einige daran zu knüpfende Bemerkungen für nächste Sitzung an.

Digitized by Google

Der ganze übrige Teil der Sitzung war Verhandlungen über geschäftliche Angelegenheiten der D. M. G. gewidmet sowie dem wissenschaftlichen Jahresbericht für 1876, vorgetragen von Prof. Dr. Gosche (Halle). Auf Grundlage einer stenographischen Nachschrift wird derselbe in der Z. d. D. M. G. erscheinen.

Vierte Sitzung.

Donnerstag den 28. September, Morgens 8½ Uhr.

Prof. Dr. Schlottmann knüpft verschiedene Bemerkungen an die orientalische Festschrift und stellt einige Fragen über die Zoroastrische Religion, welche Prof. Dr. v. Roth beantwortet. — Nach Erledigung einer geschäftlichen Angelegenheit ergreift Prof. Dr. Nöldeke (Strassburg) das Wort, um über die projectierte Ausgabe des Tabari zu sprechen; er charakterisiert einige Teile des umfangreichen Werkes näher.

Sodann legt Prof. Thorbecke (Heidelberg) im Namen von Prof. Merx die Nabatäische Inschrift vor; Prof. Wright (Cambridge) teilt mit dass dieselbe schon vor mehreren Jahren von ihm nach Leipzig gesandt sei.

Demnächst berichtet Prof. Dr. Socin über seine wissenschaftliche Reise nach Mossul und in die nördlich dieser Stadt gelegene Gegend und die Stämme derselben. Im Anschluss an eine Bemerkung Prof. Dr. Socin's macht Prof. Dr. Nöldeke Mitteilungen über den Judendialekt in der Nähe von Urmia.

Prof. Dr. v. Roth erinnert wieder an Anschaffung der Zendtypen.

Prof. Dr. Dieterici (Berlin) berichtet über die von ihm beabsichtigte Bearbeitung der arabischen Philosophen.

Zum Vorsitzenden der nächsten Versammlung in Wiesbaden wird Prof. Dr. Gildemeister in Bonn gewählt. Hierauf Schluss der Versammlung durch den Vicepräsidenten Prof. Dr. Socin.

Digitized by Google

VI. Sitzungsbericht der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section.

Erste Sitzung.

Dienstag den 26. September, 8—9 Uhr.

Der Einführende, Prof. Dr. Hauck (Tübingen), bewillkommnet die versammelten Mitglieder und spricht seiner Freude über das Zustandekommen der Section aus, welches gerade in gegenwärtiger Zeit — wo in den Gymnasien Mathematik und Naturwissenschaften von Jahr zu Jahr mehr Boden gewinnen, wo andererseits in den Realschulen das humanistische Bildungselement sich mehr und mehr Geltung verschaffe — von besonderer Wichtigkeit sei. — Er ersucht die Anwesenden, sich in die aufgelegte Mitgliederliste einzuzeichnen. — Es zeichneten sich an diesem und den folgenden Tagen folgende Herren ein:

1. Prof. Dr. Hauck, Tübingen.
2. A. v. Soden, Professoratsverweser, Tübingen.
3. R. Reiff, stud. math., Berlin.
4. Prof. Ludwig Majer, Stuttgart.
5. Prof. Bernhard, Hall.
6. E. Berg, Professoratsverweser, Tübingen.
7. A. Schöttle, stud. rer. nat., Tübingen.
8. Fr. Schrägle, Reallehrer, Tübingen.
9. Präceptor Fausel, Tübingen.
10. Oberreallehrer Baisch, Tübingen.
11. Präceptor Gräter, Murrhardt.
12. Prof. Dr. J. G. Fischer, Stuttgart.
13. Prof. C. Reuschle, Polytechnicum Stuttgart.
14. Cand. phil. Hartmann, Herbrechtingen.
15. Prof. Barthelmess, Stuttgart.
16. Dr. J. Schwartz, Stuttgart.
17. Prof. Frey, Gmünd.
18. Oberlehrer Utz, Tübingen.

Es erfolgte nunmehr die Constituierung der Section. Zum Vorsitzenden wurde gewählt Prof. Hauck (Tübingen), zu dessen Stellvertreter Prof. Majer (Stuttgart), zum Secretär stud. Schöttle (Tübingen).

Nach der Tagesordnung, welche in einer schon am vorhergehenden Tage stattgehabten Vorbesprechung provisorisch festgestellt worden war, folgte ein Vortrag von Prof. Hauck über: „Die Stellung der neueren Geometrie zur euklidischen Geometrie und über die Aufnahme der ersteren in den Lehrplan der zehnclassigen Realschulen und Realgymnasien“[1]).

Prof. Hauck: Meine Herren! Es sind drei Sterne erster Grösse welche zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts für die constructive Geometrie eine neue Aera geschaffen haben: Poncelet, Möbius und Steiner. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts lag die constructive Geometrie in den Fesseln in die sie der starre Schematismus des euklidischen Systems geschlagen hatte; sie war seit dem Zeitalter

1) Da die Mitglieder der Section ausschliesslich württembergische Schulmänner waren, so bezogen sich die Vorträge und Verhandlungen vorzüglich auf württembergische Verhältnisse.

Digitized by Google

Euklid's auch nicht einen Zoll breit vorwärts gekommen, trotzdem dass eine Masse von Problemen die ihrer Erledigung harrten zum Weiterarbeiten aufforderte. Im euklidischen System waren die den Alten bekannten geometrischen Wahrheiten zu einem Bau zusammengefügt worden, der zwar durch die Harmonie und Consequenz seines Stils die höchste Bewunderung erregen musste, der aber mit einer Abgeschlossenheit in sich selbst aufgeführt war, dass eine Erweiterung des Baus nach aussen in keiner Weise möglich schien. Um vorwärts zu kommen, musste ein neues Gebäude aufgeführt werden, in dessen Disposition jener Fehler des euklidischen Systems vermieden war. Und dieses neue Gebäude wurde eben durch Poncelet, Möbius und Steiner errichtet, es ist die sogenannte neuere oder projectivische Geometrie.

Wollen wir die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale und Eigentümlichkeiten der neueren Geometrie kurz charakterisieren, so können wir für's Erste sagen, die neuere Geometrie sei eine Erweiterung der älteren. — Das Wesen aller geometrischen Untersuchung lässt sich auf die Betrachtung von Figuren zurückführen die in einer gewissen Verwandtschaftsbeziehung zu einander stehen. Von diesen Verwandtschaftsbeziehungen beschränkt sich die antike Geometrie auf nur drei: die Verwandtschaft der Congruenz, der Gleichheit und der Aehnlichkeit. In der Tat besteht die Taktik der euklidischen Geometrie beim Aufstellen von neuen Lehrsätzen oder Lösen von Aufgaben im Wesentlichen in der Vergleichung von gleichen Winkeln, gleichen oder proportionierten Strecken, congruenten, flächengleichen oder ähnlichen Figuren. — Die neuere Geometrie fügt zu diesen drei Verwandtschaften noch zwei weitere hinzu: die Verwandtschaft der Affinität und der Collineation.

Sie fasst jedoch — und das ist das zweite Unterscheidungsmerkmal — diese geometrischen Verwandtschaften weit tiefer und allgemeiner auf, indem sie nicht bloss starre Figuren die aus einer bestimmten Anzahl von Linien fest zusammengefügt sind zum Gegenstand ihrer Betrachtungen macht, sondern ganze geometrische Systeme behandelt, in welchen die momentan in's Auge gefassten Punkte und Linien ihre Lage nach Belieben ändern können. — Nehmen wir z. B. zwei parallele Ebenen und projicieren sämmtliche Punkte der einen Ebene parallel mit einer gegebenen Richtung auf die andere, so erhalten wir auf der andern Ebene ein System von Punkten das dem System der ersten Ebene in allen Teilen congruent ist, wir erhalten zwei „congruente ebene Systeme". Ebenso erhalten wir zwei ähnliche ebene Systeme, wenn wir die Punkte einer Ebene auf eine ihr parallele Ebene von einem ausserhalb liegenden Punkt aus projicieren. Wir erhalten zwei affine Systeme, wenn die zwei Ebenen sich schneiden und wir die Punkte der einen durch Parallelprojection auf die andere beziehen. Bei einer bestimmten Richtung der parallelen Projectionsstrahlen gegen die zwei Ebenen haben wir den Specialfall der Affingleichheit (Flächengleichheit). Nehmen wir endlich die zwei Ebenen wieder sich schneidend, wenden aber statt Parallelprojection Centralprojection an, so erhalten wir die Verwandtschaft der Collineation — die allgemeinste Verwandtschaft, welche die vier vorhergehenden als specielle Fälle in sich schliesst.

Der Fortschritt gegen die alte Anschauungsweise besteht wesentlich darin dass die Starrheit der Figuren aufgehoben und dafür die Beweglichkeit der Raumelemente eingeführt wurde. Man betrachtete jetzt die räumlichen Formen in stetigem Uebergang in einander und gewann dadurch einen Einblick in „den Zusammenhang geometrischer

Digitized by Google

Gestalten in allem Wechsel und in aller Veränderlichkeit ihrer sinnlich vorstellbaren Lage". Damit erlangte die geometrische Speculation die Leichtigkeit, Freiheit und Allgemeinheit, die ihr früher abgieng. Die euklidische Geometrie ist bei Behandlung eines bestimmten Problems genötigt, für jede andere Lage der gegebenen Stücke eine gesonderte Untersuchung anzustellen, weil die Figuren welche ihrer Betrachtung zu Grunde liegen vermöge ihrer Starrheit eine Ausdehnung auf andere Verhältnisse bezüglich der Lage nicht zulassen. Um ein simples Beispiel zu erwähnen, so sind die Sätze von der Gleichheit der Peripheriewinkel auf gleichem Bogen, vom Tangentensehnenwinkel und von der Summe der Gegenwinkel im Kreisviereck für die euklidische Geometrie drei verschiedene, an verschiedenen Figuren gesondert zu beweisende Sätze. Die neuere Geometrie dagegen vereinigt alle drei Sätze in einen einzigen, indem sie den Scheitel des Winkels auf der Peripherie des Kreises sich bewegen und die eine Lage in die andere stetig übergehen lässt. — Ein solches Entstehenlassen des einen Satzes aus einem andern kennt die euklidische Geometrie nicht. „Es fehlt ihr das Mittel der Bewegung der Raumelemente welche die Uebergänge der räumlichen Formen in einander und somit die Mannichfaltigkeit in der Einheit der räumlichen Gestalten aufweist. Es fehlt ihr jene lebendige Auffassung die in den räumlichen Gestalten wie in der Natur ein ewiges Werden und nicht bloss ein starres Sein erkennt."

Damit hängt nun weiter auf's Engste zusammen dass die neuere Geometrie in ihrer allgemeinen Auffassung der Probleme eine ganze Reihe allgemeiner Principien schafft die sie zu den fruchtbarsten Methoden verwertet, während die antike Geometrie aller allgemeinen Principien und Methoden bar ist. Durch ihre einseitige Hinneigung zum Speciellen, durch ihre enge Begrenzung der Begriffe macht sie für jede Aufgabe wieder ein besonderes Raisonnement notwendig. Höchstens kann man von einer Aufgabe mittelst Analogie auf die andere schliessen; der Name einer Methode kann höchstens auf die Lehre von den geometrischen Oertern angewendet werden, die aber in ihrer Zahl und in der Möglichkeit ihrer Anwendung sehr beschränkt sind[1]). So kommt es dass die Lösungen der antiken Geometrie mehr oder weniger den Charakter von Kunststücken, von geschickt gelösten Rebusen haben, die zwar in ihrer bunten Mannichfaltigkeit eigentümliche Reize besitzen, die aber für die Gesammtwissenschaft ohne nachhaltigen Wert sind; wie denn auch die tausend und aber tausend Aufgaben die im Lauf der Zeiten im Anschluss an die euklidische Geometrie gestellt und gelöst wurden, nicht im Stande waren, diese Wissenschaft einen Schritt vorwärts zu bringen. Eben dieser Umstand ist die Ursache von der Abgeschlossenheit in sich selbst, in der sich das euklidische System bis heute erhielt, und die Quelle von jenem Vorurteil welches in demselben ein unerreichtes und für jeden Versuch eines Weiterbaues unerreichbares Ideal erblickte.

Fügt man hierzu noch die bizarre antike Lehrmethode welche in ihrem apodiktischen Vordemonstrieren abgeschlossener Resultate mit nachfolgenden Beweisen die leitende Idee bei einer Untersuchung nicht hervortreten lässt und daher jeden systematischen Denkprocess hemmt: so dürfen wir uns nicht wundern dass jenes gewaltige Ansehen, in

1) Die Methode der algebraischen Behandlung geometrischer Aufgaben mit nachheriger constructiver Deutung des Resultats kann als moderne Methode hier nicht in Betracht kommen. Sie wurde erst von Newton (Arithm. univers.) eingeführt.

Digitized by Google

dem Euklid gestanden war, eine bedeutende Erschütterung erlitt, als im Jahre 1637 Descartes seine analytische Geometrie bekannt machte. Die Analysis leistet, was Allgemeinheit der Methode anbelangt, das Höchste; und so konnte es nicht fehlen dass sie — als sie sich des Gebietes der Geometrie bemächtigte — glänzende Erfolge erzielte. Freilich gelangte man im Taumel der Begeisterung bald zum entgegengesetzten Extrem. Rein geometrische Untersuchungen wurden verpönt; einfache, direct klare geometrische Resultate wurden nachträglich in das mystische Gewand von Formeln gekleidet, Euklid galt als überwundener Standpunkt. — Diesem Treiben machte Monge ein Ende, der zuerst wieder die constructive Geometrie zu Ehren brachte. Man kehrte zu ihr zurück — aber mit geläutertem Urteil; jetzt hatte man erkannt was dem euklidischen System fehlte, jetzt war die Zeit reif für neue Ideen, für allgemeine Principien auf constructiv-geometrischem Gebiete. Jetzt war die Zeit reif für das Auftreten Poncelet's, welcher in der Untersuchung der projectivischen Eigenschaften der Figuren — d. h. derjenigen Eigenschaften welche sich bei der Centralprojection von der ursprünglichen Figur auf die Projectionsfigur übertragen — die erste rein constructive allgemeine Methode zur Aufdeckung geometrischer Wahrheiten lieferte und zwar gleich eine Methode die an Fruchtbarkeit nichts zu wünschen übrig liess und sich ebenbürtig neben die analytische Methode stellen konnte. — Unabhängig von ihm machten zur selben Zeit in Deutschland Möbius und Steiner ihre Entdeckungen über die projectivischen Eigenschaften der Figuren. Insbesondere wurde Steiner für die neuere Geometrie das was Euklid für die antike Geometrie ist. In seiner „systematischen Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander" hat er ein System aufgebaut das nach Form und Inhalt mustergiltig ist und für alle Zeiten bleiben wird. Hören wir was Steiner selbst über dieses System sagt. Er schreibt in der Vorrede:

„Das vorliegende Werk enthält die Endresultate mehrjähriger Forschungen nach solchen räumlichen Fundamentaleigenschaften die den Keim aller Sätze, Porismen und Aufgaben der Geometrie, womit uns die ältere und neuere Zeit so freigebig beschenkt hat, in sich enthalten. Für dieses Heer von auseinander gerissenen Eigentümlichkeiten musste sich ein leitender Faden und eine gemeinsame Wurzel auffinden lassen, von wo aus eine umfassende und klare Uebersicht der Sätze gewonnen, ein freierer Blick in das Besondere eines jeden und seiner Stellung zu den übrigen geworfen werden kann. Wenn Jemand alle bis jetzt bekannt gewordenen Sätze und Aufgaben nach den bisher üblichen Vorschriften zu beweisen und zu lösen sich vornehmen wollte, so wäre dazu viel Zeit und Mühe erforderlich, und am Ende hätte man doch nur eine Sammlung von auseinander liegenden, wenn auch sehr scharfsinnigen Kunststücken, aber kein organisch zusammenhängendes Ganze zu Stande gebracht. Gegenwärtige Schrift hat es versucht, den Organismus aufzudecken, durch welchen die verschiedenartigsten Erscheinungen in der Raumwelt mit einander verbunden sind. Es gibt eine geringe Zahl von ganz einfachen Fundamentalbeziehungen worin sich der Schematismus ausspricht, nach welchem sich die übrige Masse von Sätzen folgerecht und ohne alle Schwierigkeit entwickelt. Durch gehörige Aneignung der wenigen Grundbeziehungen macht man sich zum Herrn des ganzen Gegenstandes; es tritt Ordnung in das Chaos ein, und man sieht wie alle Teile naturgemäss in einander greifen, in schönster Ordnung sich in Reihen stellen und verwandte zu wohlbegrenzten Gruppen sich vereinigen. Man gelangt auf diese Weise gleichsam in

Digitized by Google

den Besitz der Elemente von welchen die Natur ausgeht, um mit möglichster Sparsamkeit und auf die einfachste Weise den Figuren unzählig viele Eigenschaften verleihen zu können. Hierbei macht weder die synthetische, noch die analytische Methode den Kern der Sache aus, der darin besteht dass die Abhängigkeit der Gestalten von einander und die Art und Weise aufgedeckt wird, wie ihre Eigenschaften von den einfacheren Figuren zu den zusammengesetzteren sich fortpflanzen. Dieser Zusammenhang und Uebergang ist die eigentliche Quelle aller übrigen vereinzelten Aussagen der Geometrie. Eigenschaften der Figuren, von deren Vorhandensein man sich sonst durch künstliche Beweise überzeugen musste, und die, wenn sie gefunden waren, als etwas Wunderbares dastanden, zeigen sich nun als notwendige Folgen der anscheinbarsten Eigenschaften der aufgefundenen Grundelemente, und jene sind a priori durch diese gesetzt. ..."

Es hat sich noch nie ein Kritiker gefunden der gewagt hätte, diese Worte für übertrieben zu erklären.

Und nun, meine Herren! Dieses unsterbliche Werk ist im Jahre 1832 geschrieben worden — und sein Inhalt wird von uns Lehrern noch immer den Schülern vorenthalten. Immer und immer wieder begegnet man dem Vorurteil, die euklidische Geometrie habe ihre „pädagogische Kraft" durch Jahrhunderte bewährt, es sei also kein Grund vorhanden, mit einer andern Methode Experimente anzustellen. — Ich frage: Wird ein System, das die Sätze vor den Augen des Schülers entstehen lässt und ihm in jedem Stadium der Betrachtung den ferner einzuschlagenden Weg so klar vorzeichnet dass er zur Selbsttätigkeit angespornt sich gewissermassen als zweiten Entdecker der Sätze fühlt, nicht eine viel gewaltigere pädagogische Kraft besitzen, als eine Zusammenstellung von abgeschlossenen Resultaten, bei der die leitende Idee gewaltsam verwischt ist und die nur eine receptive Tätigkeit des Schülers anregt? Wird ein System das dem Schüler die Punkte und Linien im Raum in stetiger Aenderung der gegenseitigen Lage vor Augen führt, nicht ein ganz anderes Raumanschauungsvermögen erzeugen, nicht eine ungleich grössere Energie des Denkens wachrufen, als die Betrachtung von starren Raumgebilden die aus einigen ein für alle mal fest zusammengeleimten Linien bestehen? Wird der Reiz den jenes System auf den jugendlichen Geist ausübt nicht in demselben Masse grösser sein in dem die lebende Natur ihn mehr zu fesseln weiss als die todte?

Im Gegensatz hierzu stösst man freilich leider nur zu häufig auf den sonderbaren Einwurf[1]), jene oben von mir als Kunststücke bezeichneten Lösungen von constructiven Aufgaben seien besser geeignet, den Scharfsinn der Schüler zu üben, als allgemeine Methoden, deren Anwendung nur mechanische Arbeit erfordere und die daher nur mechanische Köpfe erzeugen. — Ich möchte den Menschen sehen der durch das Studium der neueren Geometrie ein mechanischer Kopf geworden wäre. Bis jetzt hat noch kein solches Wunderkind existiert. Durch den Einblick in eine allgemeine Methode, durch die Ergründung ihres innern Wesens und der Grenzen ihrer Anwendbarkeit, durch die Anleitung, die Probleme von allgemeinen Gesichtspunkten aufzufassen, durch die Möglich-

1) Ich verweise über diesen Punkt auf meinen Aufsatz „Zur Frage über das geometrische und analytische Princip beim trigonometrischen Unterricht", in der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, VIII. Jahrg., Heft 1. Dieser Aufsatz ist gleichzeitig mit dem gegenwärtigen Vortrag entstanden und dient demselben in mehrfacher Beziehung als Ergänzung. In gegenwärtigem Vortrag finden sich verschiedene Gedanken aus jenem Aufsatz wiederholt.

Digitized by Google

keit, Einblicke in die geistigen Werkstätten der Heroen der Wissenschaft zu erhalten, wird der Schüler ganz gewiss geistig höher gehoben, er lernt kühner und grösser denken, er lernt vor Allem systematisch denken, seine Liebe und seine Achtung vor der Wissenschaft, deren Jünger er sich nennt, wird mit jedem neuen Problem das er in Angriff nimmt grösser — in ganz anderem Masse, als wenn man ihn mit Kunststücken unterhält die zwar auf seinen leicht erregbaren Ehrgeiz einen gewissen Reiz ausüben, die aber den Stempel der Gleichgiltigkeit und Ueberflüssigkeit an der Stirn tragen — mit Kunststücken die zu ihrer Lösung zwar eine gewisse Energie des Denkens und einen gewissen Aufwand von Combinationsgabe erfordern, wobei aber das Denken kein systematisches ist, sondern mehr oder weniger auf glücklichen Einfällen beruht, in ähnlicher Weise wie etwa bei der Lösung eines Rebuses oder einer Schachaufgabe.

Ich möchte übrigens bezüglich des oben genannten Einwurfs noch weiter gehen und mich geradezu gegen jene weit verbreitete Ansicht auflehnen, die Mathematik werde in unseren Schulen hauptsächlich desshalb gelehrt, weil kein anderes Fach so gut geeignet sei den Verstand zu üben und „den Kopf auszuputzen“ als sie. — So wenig das Schmiedehandwerk zum Zweck der Kräftigung des Armes ausgeübt wird, so wenig hat der Unterricht in der Mathematik die Ausbildung der Gehirnfunctionen zum Zweck. Die Mathematik ist vielmehr zunächst um ihrer selbst willen da. Das „Kopfausputzen“ besorgt sie nebenbei ganz von selbst, ohne dass wir erst dafür zu sorgen brauchten. Daher darf die Rücksicht auf die grössere oder geringere „pädagogische Kraft“ niemals bei der Beurteilung einer Methode oder einer Disciplin die Richtschnur bilden. Sonst müsste überhaupt alles Einfache, Schöne und Naturgemässe aus dem Unterricht verbannt werden.

Ich glaube durch das Bisherige nachgewiesen zu haben 1) dass die neuere Geometrie ein nicht bloss berechtigtes, sondern ein notwendiges Glied in der Reihe der mathematischen Disciplinen bildet, 2) dass von pädagogischem Standpunkte aus ihre Aufnahme als Lehrgegenstand höchst fruchtbringend und wünschenswert erscheint. — Ich komme zum dritten Punkt: sie ist nicht bloss wünschenswert, sondern sie ist unumgänglich notwendig, und zwar mit Rücksicht auf die vielfachen Anwendungen die sie in anderen mathematischen und verwandten Disciplinen gefunden hat.

Das Wesen der gesammten Mathematik (und zwar der reinen wie der angewandten) gründet sich auf den Begriff der Function. Dieser Begriff macht aber die stetige Bewegung der Elemente, auf die sich die Betrachtung bezieht, unerlässlich. Ein directer Anknüpfungspunkt der übrigen Teile der reinen und angewandten Mathematik an die Geometrie ergab sich daher erst mit der neueren Geometrie; und wie sehr diese es vermocht hat, sich in anderen Disciplinen Geltung zu verschaffen, das mögen die wenigen folgenden Beispiele beweisen.

Die descriptive Geometrie hat erst durch die neuere Geometrie ihren Ausbau erfahren. Erst durch sie wurde z. B. eine descriptive Theorie der Curven und Flächen ermöglicht, während früher die Resultate von der analytischen Geometrie entlehnt werden mussten. Descriptive Geometrie ohne neuere Geometrie ist heutzutage gar nicht denkbar, mag man nun die descriptive Geometrie ein Stück neuerer Geometrie nennen oder die neuere Geometrie als descriptive Geometrie im weitesten Sinne des Wortes bezeichnen. — Ich komme auf diesen Gegenstand nachher ausführlicher zu sprechen.

Die analytische Geometrie die früher stets als Promachos für die Geometrie

Digitized by Google

in's Treffen gegangen war und die constructive Geometrie an langem Stricke hinter sich her gezogen hatte, hat diesmal von der neueren Geometrie gelernt; sie hat ihre ganze Taktik geändert, indem sie in ihrer gegenwärtigen eleganten Operationsweise einfach die Methoden der neueren Geometrie in ihre Formelsprache übersetzt hat. Die neuere Geometrie hat es vermocht, die analytische Geometrie eine Zeit lang in die zweite Reihe zu drängen. Erst dadurch dass die analytische Geometrie die Methode der neueren Geometrie vollständig adoptierte, gelang es ihr, ihre frühere Stellung wieder einzunehmen.

Die Mechanik ist durch die neuere Geometrie um eine Reihe der fruchtbarsten Methoden bereichert worden. Auf ihrer Grundlage hat Cullmann seine graphische Statik aufgebaut und damit eine Methode geschaffen die an Einfachheit, Uebersichtlichkeit und Sicherheit der Resultate alle seitherigen analytischen Methoden weit hinter sich lässt. Dadurch ist die neuere Geometrie für den Techniker geradezu unentbehrlich geworden.

Auch in die praktische Geometrie ist die neuere Geometrie bereits eingeführt worden durch C. W. Baur in Stuttgart.

Endlich sei noch die Physik erwähnt, in deren einzelnen Teilen die neuere Geometrie die mannigfaltigsten Verwertungen gefunden hat. Ich erinnere z. B. nur an die Arbeiten von Möbius über Dioptrik.

Nachdem nunmehr bezüglich der Notwendigkeit der Aufnahme der neueren Geometrie unter die Unterrichtsfächer unserer Realschulen und Realgymnasien das Dass nachgewiesen ist, handelt es sich weiter um das Wie und Wo im Lehrplan.

Man hat seit längerer Zeit die Manier, einzelne Sätze aus der neueren Geometrie der euklidischen Geometrie als Anhang hinzuzufügen, und glaubt damit das Bedürfniss befriedigt. Es gehören hierher z. B. die Sätze von der harmonischen Teilung, von den Transversalen, vom Aehnlichkeitspunkt, von der Potenzlinie, von Pol und Polare u. A. Während diese Sätze im System der neueren Geometrie sich fast spielend von selbst ergeben, müssen sie dann — herausgerissen aus dem System — mit eigenen Beweisen im Geiste der euklidischen Geometrie versehen werden. Damit haben sie aber aufgehört, der neueren Geometrie anzugehören. Der Grundcharakter der neueren Geometrie besteht ja — wie oben ausgeführt wurde — nicht im Stoff, sondern in der Methode. Sobald man also einen ihr entnommenen Stoff nach antiker Methode behandelt, so ist es keine neuere Geometrie mehr, sondern antike. Und in der Tat waren auch die genannten Sätze alle schon den Alten bekannt, sie finden sich alle ohne Ausnahme schon bei Pappus. Wo bleibt da die Berechtigung auf den Namen „neuere Geometrie“? Es kommt mir das genau ebenso vor, wie wenn man aus einer gothischen Kirche Bausteine herausnehmen, dieselben zu einem Bau in romanischem Stil verwenden und diesen Bau dann als gothisch ausgeben würde.

Ich gehe jedoch noch weiter und erkläre dieses Verfahren in gewissem Sinne sogar für gefährlich. Schliesst man den Geometrie-Unterricht mit jenen Sätzen ab, ohne später noch die eigentliche neuere Geometrie hinzuzufügen, so schadet es am Ende nicht viel, wiewohl ich auch den Nutzen nicht allzu hoch anschlage. Der eigentliche Wert und das innere Wesen der Sätze kommt bei dieser Behandlung nicht entfernt zur Geltung. Immerhin aber finden dieselben z. B. in der Gergonne'schen Lösung des Taktionsproblems, welche gewöhnlich den Schlussstein der Betrachtung bildet, eine interessante

Digitized by Google

und pikante Anwendung. Nur belüge man dann sich selbst und die Schüler nicht mit der Behauptung, das sei neuere Geometrie. Es ist mir wiederholt vorgekommen dass Studierende allen Ernstes versicherten, sie brauchen neuere Geometrie nicht zu hören, sie hätten dieselbe schon auf der Schule absolviert. — Anders gestaltet sich jedoch die Sache, wenn der Schüler in einem späteren Cursus in die eigentliche neuere Geometrie eingeführt werden soll. In diesem Fall halte ich das besprochene Verfahren geradezu für einen pädagogischen Fehler. Werden jene Sätze welche die Fundamentalsätze der neueren Geometrie bilden an den Schluss der euklidischen Geometrie gesetzt, so gewinnen sie dadurch den Charakter des Höchsten und Schwierigsten im ganzen Verlauf des Geometrie-Unterrichts; sie sind es auch zum Teil, weil man ihnen die natürlichen Beweise, durch welche sie sich spielend ergeben, nimmt und sie mit verzwickten künstlichen Beweisen versieht die ihrem ganzen Charakter widersprechen. Die Folge davon ist dass sich bei dem Schüler eine falsche Vorstellung von dem Wesen der eigentlichen neueren Geometrie festsetzt und dass er mit einem Vorurteil, mit einem geheimen Grausen an das Studium derselben herantritt.

Ich muss mich jedoch sofort gegen ein Missverständniss verwahren. Ferne sei es von mir, Anschauungen und Sätze der neueren Geometrie aus dem Unterricht der Elementargeometrie überhaupt ausschliessen zu wollen. Ich spreche nur gegen jenes Anhängen an den Schluss, nicht aber gegen ein Einstreuen und systematisches Verweben. Letzteres halte ich sogar für unumgänglich notwendig. Um z. B. gleich die harmonische Teilung zu nennen, so gehört dieselbe nicht in einen Anhang, sondern mitten in's System hinein. Schon bei Besprechung des Begriffs der Teilung wäre zu sagen dass man eine Strecke nicht bloss in zwei additive Teile, sondern auch in zwei subtractive Teile teilen kann. Damit gibt sich dann die harmonische Teilung von selbst und kann Weiteres über dieselbe (z. B. die Besprechung des so überaus wichtigen geometrischen Ortes eines Punktes der von zwei festen Punkten ein gegebenes Abstandsverhältniss hat) bei Gelegenheit des Medianensatzes hinzugefügt werden. — Ferner glaube ich dass die Einführung des Aehnlichkeitspunktes direct mit der Betrachtung ähnlicher Figuren verknüpft werden sollte. — Ebenso würde es mir sehr passend erscheinen, wenn schon beim ersten Unterricht in der Geometrie der unendlich ferne Punkt einer Geraden eingeführt würde. Ich glaube dass dieser Begriff den Schülern gar nicht frühe genug beigebracht werden kann und halte ihn für sehr leicht dem Verständniss (auch des Anfängers) zugänglich, da man den Parallelismus zweier Geraden so überaus anschaulich aus der Convergenz und Divergenz durch Bewegung hervorgehen lassen kann. — Freilich wird hierbei die Beweglichkeit der geometrischen Gebilde, das stetige Uebergehen der einen Lage in eine andere zu Hilfe genommen — ein Mittel das dem reinen euklidischen System fremd ist. Eben dieser Punkt aber ist, wie wir gesehen haben, als der wunde Fleck zu bezeichnen, an dem das euklidische System krankt. Die vielen Mängel die dasselbe bezüglich der Gesammtanordnung des Stoffes, der Verkettung der Details, der Schärfe der Begriffsbestimmungen, der Strenge der Begründungen, der Zweckmässigkeit der Darstellungsweise u. s. w. aufweist, lassen sich in letzter Instanz auf jene Starrheit und Unbeweglichkeit zurückführen[1]).

1) Vergl. hierüber den vortrefflichen Aufsatz von J. C. V. Hoffmann: „Die Principien des ersten Buches von Euklid's Elementen". Zeitschr. f. math. u. naturw. Unterr. III. S. 114—143.

Digitized by Google

Eben desshalb glaube ich aber auch dass jene Mängel sehr wohl gehoben werden könnten durch Adoptierung der Anschauungen der neueren Geometrie. Ein Reformieren und stilgerechtes Umbauen des euklidischen Systems im Geiste der neueren Geometrie scheint mir nicht bloss möglich und wünschenswert, sondern dringend notwendig. — Mit Vergnügen kann auch constatiert werden dass sich in neueren Lehrbüchern der Geometrie mehr und mehr das Bestreben geltend macht, diesem Bedürfniss gerecht zu werden. Ich erwähne z. B. als sehr bemerkenswerte Arbeit in diesem Sinne das Lehrbuch der ebenen Geometrie von Dr. Hubert Müller in Metz[1]). Auch begrüsse ich die Bemühungen Dr. H. Müller's, bei diesen Reformbestrebungen weitere Kreise in's Interesse zu ziehen und ein Zusammenwirken sämmtlicher Mathematiker in dieser Richtung zu erzielen, mit grosser Freude.

Freilich kann man im Reformieren und Umbauen auch zu weit gehen. — Bekanntlich hat schon Leibnitz auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, den Zusammenhang zwischen den Beziehungen der Lage und der Grösse in der Geometrie zu ermitteln, er forderte eine neue Darstellung der Geometrie, in welcher die metrischen Beziehungen der räumlichen Gebilde aus der Lage abzuleiten wären. Er kam jedoch in der Durchführung dieses Gedankens nicht über geringe Anfänge hinaus. Durch die neuere Geometrie wurde später in der Tat ein Zusammenhang zwischen den Lagen- und den metrischen Beziehungen aufgedeckt, es wurden die projectivischen Eigenschaften der Figuren erkannt; damit wurde aber nicht etwa die alte euklidische Metrik aus den Lagenverhältnissen abgeleitet, sondern es wurde gewissermassen eine ganz neue Metrik geschaffen; die Kluft zwischen der neueren und der antiken Geometrie wurde immer grösser, die Aussicht auf Realisierung des Leibnitz'schen Projectes wurde in immer weitere Ferne gerückt. — Es fehlte nun in jüngster Zeit nicht an Versuchen, den Gedanken dennoch zu verwirklichen, und zwar dadurch dass eine Amalgamierung der euklidischen Metrik mit der projectivischen Metrik versucht wurde. Ich will mir kein Urteil darüber erlauben, ob es nicht möglich sein wird, auf diesem Wege das Problem in befriedigender Weise zu lösen; der Anfang dazu ist jedenfalls gemacht, wenn er auch nicht als in jeder Hinsicht befriedigend bezeichnet werden kann.

Einer der interessantesten und geistreichsten Versuche in der genannten Richtung ist derjenige von Dr. Friedrich Kruse in Berlin[2]). Kruse teilt sein ganzes Lehrgebäude in fünf Hauptstücke, betitelt: Congruenz, Affingleichheit, Affinität, Aehnlichkeit, Collineation, und definiert nun z. B.: „Zwei Gebilde sind congruent, wenn sie perspectivisch auf einem Parallelstrahlenbüschel so liegen können dass ihre entsprechenden Strecken an entsprechenden Punkten mit den Strahlen gleiche Winkel bilden". Von dieser der Geometrie der Lage entnommenen Definition aus ergeben sich dann die Congruenzsätze von Dreiecken höchst einfach, und damit steht man schon mitten in der euklidischen Geometrie. — Ferner wird definiert[3]): „Zwei Gebilde heissen affingleich, wenn sie auf einem Parallelstrahlenbüschel so liegen können dass die perspectivisch entsprechenden Geraden auf demselben Strahle, welcher die „Axe der Affingleichheit" genannt wird,

1) Leipzig, B. G. Teubner. 1874.
2) Kruse, Elemente der Geometrie. Berlin, Weidmann. 1875.
3) Der folgende Passus wurde an der Tafel illustriert.

Digitized by Google

einander schneiden." Von dieser Definition aus gelangt man zuerst auf die Proportionenlehre und mit ihrer Hilfe auf den Satz dass zwei Dreiecke oder Parallelogramme mit gleichen Grundlinien und Höhen affingleich sind; welchem Satze sich der euklidische Beweis von der Flächengleichheit zweier solcher Parallelogramme oder Dreiecke anschliesst. Nachdem dann im weiteren Verlauf die Bedingungen für die Affingleichheit zweier Dreiecke mittelst des Dreiecksschnittsverhältnisses (Menelaos-Satz) hergeleitet sind, folgt der Satz: „Zwei affingleiche Dreiecke haben gleiche Flächen", welcher Satz schliesslich für zwei affingleiche N-Ecke verallgemeinert wird. Eingeschaltet in diese Betrachtung ist der pythagoräische Lehrsatz als Specialfall des Satzes von Pappus, welcher auf natürlichem Wege aus dem Vorangegangenen fliesst. — Aehnlich ist die Behandlung der übrigen Verwandtschaften. Zwei Gebilde werden als ähnlich definiert, wenn sie perspectivisch und so auf einem Strahlenbüschel liegen können dass ihre entsprechenden Strecken parallel sind; u. s. w.

Man erkennt aus dem Gesagten dass das Kruse'sche System in der Tat den Zusammenhang zwischen den Beziehungen der Lage und der Grössen aufdeckt. Fragt man aber, welche positiven Vorteile jeder der zwei Disciplinen aus dieser Verschmelzung erwachsen, so erheben sich namentlich von pädagogischem Standpunkt gewichtige Bedenken gegen das System. Sie haben beide, namentlich aber die neuere Geometrie, an Einfachheit und Evidenz verloren. Man erkennt sofort dass die Kruse'schen Definitionen der einzelnen Verwandtschaften mit den zu Anfang des Vortrags aufgestellten Definitionen identisch sind, sobald man die zwei Ebenen, deren Punkte durch Projection auf einander bezogen wurden, durch Parallelverschiebung oder durch Drehung um ihre Schnittlinie zur Coincidenz bringt. Während aber nun die geometrischen Verwandtschaften zweier ebener Systeme bei getrennten Ebenen so überaus klar und einleuchtend sind, so verlieren sie ihre Evidenz, sobald man von der collinearen Lage in einer und derselben Ebene ausgeht; die Achse der Collineation, der Affinität oder der Affingleichheit hat dann ihre natürliche Bedeutung als Schnittlinie der zwei Ebenen verloren, und die ganze Definition gewinnt den Charakter des Willkürlichen und Zufälligen. Die höchst einfachen, durch die unmittelbare Anschauung klaren euklid'schen Sätze über Congruenz, Aehnlichkeit, Flächengleichheit u. s. w. von solchen (im Auge des Schülers) willkürlichen Definitionen aus herzuleiten, erscheint mir bedenklich. Die neuere Geometrie ferner hat bei der Verschmelzung nicht nur nichts gewonnen, sondern dadurch dass dabei ihr Hauptoperationsmittel, das Projicieren, das doch den eigentlichen Kern ihres Wesens ausmacht, vollständig in den Hintergrund tritt, sehr viel verloren. Vergleicht man die Art und Weise, wie einerseits in Steiner's „systematischer Entwicklung", andererseits in Kruse's Elementen die Sätze sich aus einander entwickeln, so steht das Steiner'sche System weit über dem Kruse'schen. Meine Ansicht ist dass eine Verschmelzung zweier Disciplinen nur dann gerechtfertigt erscheint, wenn dabei beide Teile gewinnen. Erwächst aber für einen Teil oder gar für beide durch die Verschmelzung ein Schaden, so ist sie zu verwerfen. Ich muss dem Kruse'schen Werke alle Anerkennung zollen, es ist mit ausserordentlichem combinatorischen Geschick und feinem organisatorischen Geschmack zusammengefügt, und ich kann das Studium des hochinteressanten Buches nicht warm genug empfehlen; auch glaube ich dass die genannten Mängel sich mehr oder weniger leicht beseitigen lassen könnten, dass wir einen ersten Versuch vor uns haben der alle

Digitized by Google

Bedingungen einer fruchtbaren Entwicklung in sich trägt. Allein vorerst hat dieser Verschmelzungsversuch weniger den Charakter einer Neigungsverbindung als einer Kuppelung. Jedenfalls könnte die Adoptierung des Systems in der Schule keinen Ersatz für die Einführung der neueren Geometrie als solche bieten.

Ob der Leibnitz'sche Gedanke überhaupt einer befriedigenden Lösung fähig ist, oder ob er nicht die „Kreuzung zweier Gattungen" erstrebt, deren Resultat im günstigsten Fall eine „widerwärtige Bastardbildung" wäre, ist eine Frage, die ich dahingestellt lasse.

Kehren wir zu unserem eigentlichen Thema zurück! Wir haben uns überzeugt dass die Aufnahme der neueren Geometrie in den Lehrplan unserer höheren Schulen nicht bloss wünschenswert, sondern notwendig ist. Sie der euklidischen Geometrie als Anhängsel beizufügen genügt nicht; sie mit der euklidischen Geometrie zu verschmelzen, geht nicht oder ist wenigstens bis jetzt noch nicht in befriedigender Weise gelungen. Es bleibt also nur die Frage: an welcher Stelle des seitherigen Lehrplans sie einschalten?

Die Antwort auf diese Frage ist im Vorangehenden schon halb und halb gegeben. Ein oberster pädagogischer Grundsatz scheint mir zu sein dass eine Disciplin ihrem innersten Wesen entsprechend den Schülern vorgeführt werden muss; der natürlichste Weg ist immer der beste. Man wird also von der Projection ausgehen; und zwar wird man nach dem andern Grundsatz dass eine gute Methode vom Leichteren zum Schwereren fortschreitet, von der leichteren Parallelprojection zur weniger einfachen Centralprojection fortschreiten. Mit anderen Worten: man wird die neuere Geometrie an die descriptive Geometrie anschliessen.

Die neuere Geometrie ist auf dem Boden der descriptiven Geometrie entstanden, sie ist Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein. Bei dieser Liierung wird also von „Kreuzung" und „Bastardbildung" nicht gesprochen werden können. Vielmehr sind diese zwei Disciplinen so recht eigentlich von der Natur für einander geschaffen, sie sind so sehr auf einander angewiesen dass keine ohne die andere eine gedeihliche Existenz fristen kann.

Was zuerst die descriptive Geometrie anlangt, so ist dieselbe — so wie sie aus der Hand Monge's hervorgegangen ist — zwar ein äusserst wertvolles Mittel, räumliche Gebilde darzustellen, nicht aber ist sie ein Operationsmittel zur Entdeckung neuer Wahrheiten. Diess wird sie erst durch Beiziehung der neueren Geometrie. Für sich allein war sie nicht einmal im Stande, ihr eigenes Gebiet selbst aufzubauen; sie war z. B. nicht im Stande, die Theorie der Flächen zweiter Ordnung selbständig zu entwickeln, sondern sie war genötigt, diese Theorie von der analytischen Geometrie zu entlehnen. Es macht aber gewiss auf Jeden der auf Reinheit der Stilgattung etwas hält einen höchst unbefriedigenden Eindruck, wenn er mitten in einem rein graphisch angelegten Werke Formeln der analytischen Geometrie erblickt. — Ich bin gewiss kein Feind der Analysis, ich bin keiner von denen die das Heiligtum der reinen Geometrie verunreinigt glauben durch eine Berührung mit der Analysis; ich weiss sie im Gegenteil sehr wohl zu schätzen und nehme absolut keinen Anstand ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen wo es notwendig oder auch nur nützlich ist. Wo es aber nicht notwendig ist, wo man eine ebenso gute, ja noch bessere Methode besitzt die zugleich stilgemäss ist und sich in ihrer Unvermeidlichkeit gewissermassen selbst aufdrängt — warum diese nicht jener fremdartigen Methode

Digitized by Google

vorziehen, welche den harmonischen Stil des Gebäudes nur verunstaltet? — Die descriptive Geometrie kann also durch die Liierung mit der neueren Geometrie nur gewinnen. Andererseits ist die einfache und zweckmässige Darstellungsweise der descriptiven Geometrie für die neuere Geometrie ein mächtiges Hilfsmittel das ihre kühnen Operationen wesentlich erleichtert und ihre Resultate sofort in gangbare Münze umsetzt und für den praktischen Bedarf verwertet.

So sehen wir wie jede dieser zwei Disciplinen einerseits aus der andern Gewinn zieht, andererseits ihr helfend unter die Arme greift. Ja ich möchte sagen: mir ist descriptive Geometrie ohne neuere Geometrie oder neuere Geometrie ohne descriptive Geometrie gar nicht denkbar.

Gleichzeitig ist damit die Frage beantwortet: Für welche Anstalten ist die Einführung der neueren Geometrie als Lehrgegenstand zu verlangen? Antwort: Für diejenigen deren Lehrplan einen vollständigen Curs der descriptiven Geometrie aufweist, d. h. für die zehnclassigen Realschulen und Realgymnasien.

Der neue Lehrcurs würde dann der Reihe nach etwa folgende Kapitel behandeln: 1) Descriptive Geometrie nach Monge mit blosser Anwendung von Punkt, Gerade und Ebene, 2) Centralperspective, 3) geometrische Verwandtschaften, 4) Theorie und Darstellung der krummen Linien und Flächen.

Dieser Lehrgang hat den Vorzug dass dabei jede der zwei in Rede stehenden Disciplinen aus der andern Vorteil zieht, ohne dass eine von ihrer Eigenartigkeit etwas vergibt. Bei Disciplinen die in solch originaler Vollkommenheit aus der Hand ihrer Schöpfer hervorgegangen sind, wie die descriptive Geometrie aus der Hand Monge's und die neuere Geometrie aus der Hand Steiner's, ist es wohl berechtigt, auf die Erhaltung der Raçenreinheit (man gestatte das Wort) Bedacht zu nehmen.

Der angegebene Lehrgang ist analog mit demjenigen, wie ihn Fiedler für Hochschulen fixiert hat und wie er in dessen classischem Lehrbuch der descriptiven Geometrie[1]) durchgeführt ist. Letzteres kann dem Lehrer nicht warm genug empfohlen werden, es wird ihm auf diesem weiten Gebiet eine ganze Bibliothek ersetzen.

Schliesslich noch die Bemerkung dass es an Zeit zur Ausführung des genannten Lehrplans nicht mangelt. Da in der descriptiven Geometrie die Theorie der Curven und Flächen zweiter Ordnung ohnedem behandelt werden müsste und da ferner der analytischen Geometrie aus der gleichzeitigen Behandlung der neueren Geometrie nicht unbedeutende Kürzungen erwachsen würden, so würde sich Alles in Allem genommen nur ein geringer Mehrbedarf an Zeit ergeben, und dieser könnte von der für die ebene Geometrie vorgesehenen Zeit weggenommen werden, da für sie die oben besprochenen Anhängsel von Sätzen der neueren Geometrie wegfallen. Ueberhaupt bin ich der Meinung, es dürfte die für die ebene Geometrie vorgesehene und häufig für wertlose Constructionskunststücke verschwendete Zeit füglich etwas beschränkt und für Stereometrie und descriptive Geometrie verwendet werden.

Nach Schluss des Vortrags wird Zeit und Tagesordnung für die nächste Sitzung festgestellt.

1) Leipzig, B. G. Teubner. 1875. 2. Aufl. — Das Fiedler'sche Lehrbuch setzt einen vorangegangenen elementaren Cursus der descriptiven Geometrie voraus und beginnt daher erst mit Nummer 2.

Digitized by Google

Zweite Sitzung.

Mittwoch den 27. September, 8—10 Uhr.

Die Tagesordnung enthielt drei Beratungsgegenstände.

I. Debatte über den Vortrag der ersten Sitzung.

Prof. Hauck fasst den Inhalt seines Vortrags in folgende drei Sätze zusammen:

1) Es ist mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand sowohl der Mathematik als der technischen Wissenschaften dringendes Bedürfniss dass die neuere Geometrie in den Lehrplan der zehnclassigen Realschulen und Realgymnasien aufgenommen werde.

2) Die Herübernahme von einzelnen Sätzen der neueren Geometrie als Anhängsel an die euklidische Geometrie kann dieses Bedürfniss nicht befriedigen. Andererseits müssen die in jüngster Zeit gemachten Versuche einer Verschmelzung der Geometrie der Lage und der Geometrie des Masses als ihren Zweck nicht in befriedigender Weise erreichend bezeichnet werden. Dagegen ist die Reformierung der euklidischen Geometrie im Sinne der neueren Geometrie ein dringendes Bedürfniss.

3) Die naturgemässeste Stelle für die Einschaltung der neueren Geometrie in den Lehrplan der höheren Lehranstalten ist im Anschluss an die descriptive Geometrie, und zwar zwischen dem ersten und zweiten Teil derselben nach der landläufigen Einteilung.

Satz 1 erhält sofort die Zustimmung der Versammlung. — Bei Satz 2 referiert Prof. Hauck über die bezüglich der Reformierung der euklidischen Geometrie in der jüngsten Zeit stattgehabten Bestrebungen. Namentlich weist er auf die Bemühungen von Dr. H. Müller in dieser Richtung hin (siehe Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht VII, S. 45, ferner VI, S. 278. 428. 457). Die hieran sich anknüpfende Debatte, an der sich namentlich die Herren Prof. Bernhard (Hall), Prof. C. Reuschle (Polytechnicum Stuttgart), Prof. Majer (Stuttgart), Oberlehrer Utz (Tübingen), Oberreallehrer Baisch (Tübingen), stud. Reiff (Berlin) beteiligen, führt rasch zu einer Klärung und Uebereinstimmung der Ansichten (siehe Resolution 1). — Bei Satz 3 berührt Prof. C. Reuschle die in der ersten Sitzung der pädagogischen Section besprochene Ueberbürdung der höheren Lehranstalten mit Lehrstoff und wirft — obwohl principiell mit der Einführung der neueren Geometrie einverstanden — die Frage auf, ob die notwendige Zeit hiezu sich werde finden lassen. — Prof. Majer constatiert dass in jener Sitzung nur von humanistischen Gymnasien die Rede gewesen und dass ausdrücklich hervorgehoben worden sei, der Mathematik könne kein Vorwurf zu grosser Ansprüche gemacht werden. — In der weiteren Debatte kommt die Ansicht zur Geltung dass man bei Einführung der neueren Geometrie sowohl nach rückwärts als vorwärts Zeit gewinne, indem sowohl der euklidischen Geometrie als der analytischen und descriptiven Geometrie dadurch die Möglichkeit von Kürzungen erwachse. — Schliesslich werden folgende von Prof. Majer vorgeschlagenen Resolutionen einstimmig angenommen:

1) Im Unterricht der Elementargeometrie an Realschulen und Gymnasien bleibt die euklidische Geometrie dem System nach bestehen, wird aber im Geiste

Digitized by Google

der neueren Geometrie reformiert. — Die Section begrüsst mit grosser Freude die von Dr. H. Müller in dieser Richtung eingeleiteten Schritte.

2) Die Einführung der neueren Geometrie ist notwendig in den zehnclassigen Realschulen und Realgymnasien, und sie findet ihren Platz zwischen dem I. und II. Teil der descriptiven Geometrie (nach Monge).

II. Besprechung über die Frage: Welche Massnahmen sind geeignet, um bei den Lehrern der Mathematik und Naturwissenschaft ein grösseres Interesse für die math.-naturw. Section der Philologenversammlung und der pädagogisch-didaktischen Section der Naturforscherversammlung wach zu rufen? Sollen diese Sectionen fernerhin festgehalten oder soll ein anderer Modus gefunden werden, um eine fruchtbare Vereinigung der genannten Lehrer zu erzielen?

Der Vorsitzende referiert über die Schwierigkeiten auf die er bei seinen Bemühungen für das Zustandekommen der Section gestossen sei. Dieselben liegen einerseits in einer gewissen Antipathie zwischen den Mathematiklehrern und den Lehrern der alten Sprachen, andererseits in einer zu späten Inangriffnahme der Vorbereitungsgeschäfte. Er referiert ferner über die in der Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht in dieser Richtung gemachten Vorschläge, namentlich über die von ihr zur Beantwortung vorgelegten Fragen (siehe VII, S. 426), über das von Prof. J. C. V. Hoffmann in Anregung gebrachte Project eines Mathematiklehrercongresses (siehe ob. Zeitschrift VI, S. 457) und über den in Cassel constituierten deutschen Realschulmännerverein. — Der Vorsitzende spricht seine persönliche Ansicht dahin aus dass das Fallenlassen einer bestehenden Einrichtung ihm nicht geeignet scheine, ehe die in Vorschlag gebrachten neuen Einrichtungen sich bewährt haben, dass er eine Reorganisation der bestehenden Einrichtungen wohl für möglich, jedenfalls des Versuchs wert erachte, dass er endlich den Hoffmann'schen Vorschlag für geeignet halte, das ganze Interesse der Mathematiklehrerwelt auf sich zu lenken. Er schlage der Versammlung folgende drei Resolutionen vor:

1) Die oben genannten Sectionen müssen unter allen Umständen festgehalten werden.

2) Unmittelbar nach Schluss einer der erwähnten Versammlungen soll der Vorsitzende der Section sich an das Präsidium der nächstjährigen Versammlung wenden mit der Bitte, sofort den Herrn zu bezeichnen, der in der nächstjährigen Versammlung die Section eröffnen wird. Dieser Herr hat sodann durch persönliche Bemühungen oder durch Vermittlung einer pädagogischen Zeitschrift für Referenten über brennende Tagesfragen zu sorgen. Namentlich sind gleich zu Anfang des Jahres zwei Referenten zu suchen, welche der Section einen kurzen Ueberblick über die im Verlauf des Jahres erschienenen Novitäten und über die wichtigsten in Zeitschriften erörterten Fragen geben, so weit sie sich 1) auf Mathematik, 2) auf Naturwissenschaften in dem Umfang des Lehrplans unserer höheren Lehranstalten beziehen. — Die von dem Einführenden entworfene provisorische Tagesordnung für die Sectionssitzungen muss in den wichtigsten pädagogischen Zeitschriften mindestens zwei Monate vor Eröffnung der Versammlung und womöglich zweimal veröffentlicht werden.

Digitized by Google

3) Die Section stimmt dem von der Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht in Anregung gebrachten Project eines Mathematiklehrercongresses zu, spricht sich aber entschieden gegen die Ausschliessung der Universitätslehrer hievon aus.

Von diesen drei Resolutionen wird Nr. 1 sofort ohne Debatte angenommen. — Bei Nr. 2 erheben sich bezüglich der praktischen Ausführbarkeit einige Zweifel, welche aber durch die Bemerkung beigelegt werden dass die Ansässigkeit des Einführenden am Orte der Versammlung keineswegs notwendig, höchstens seine Landes- (Provinz-) Angehörigkeit wünschenswert sei, ferner dass derselbe auf die Unterstützung des Vorsitzenden der Section im vorhergegangenen Jahre mit Sicherheit rechnen könne. — Ueber Punkt 3 entspinnt sich eine lebhafte Debatte, an der sich namentlich die Herren Prof. Reuschle, Prof. Majer, Prof. Bernhard, stud. Reiff, Prof. Hauck beteiligen. — Hauck kann nicht begreifen wie die Teilnahme der Universitätslehrer „der Sache schädlich sein" könne (siehe Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht, VI, S. 458). Gerade bei dem wichtigen Thema der Reformierung der euklidischen Geometrie, welches eine der ersten Aufgaben des Congresses bilden werde, sei ihre Mitwirkung unerlässlich; hier handle es sich weniger um pädagogische Erfahrung als um wissenschaftliche Tüchtigkeit; zur Erledigung dieser Frage sei das „auf der Höhe der Wissenschaft stehen" unerlässlich. Es sei nicht zu leugnen dass manche Universitätslehrer geringes Interesse an derartigen Fragen haben, diese kommen jedoch gar nicht in Betracht, da sie sich selbst ausschliessen; ihnen stehen dagegen andere gegenüber, deren Mithilfe von der grössten Wichtigkeit sei, er erinnere z. B. nur an den Namen Frischauf. — Majer würde eine grundsätzliche Ausschliessung der Universitätslehrer bedauern, wünscht aber dass der Charakter des Congresses als Versammlung von Schulmännern gewahrt bleibe, dass namentlich die Einleitung desselben durch Lehrer höherer Lehranstalten geschehe und dass die Universitätslehrer eingeladen werden. — Hauck weist auf das Beispiel der Philologenversammlung hin, wo noch nie ein Conflict zwischen Universitätslehrern und Schulmännern entstanden sei; hier bilden die letzteren das Gros der Versammlung, und das Wort der ersteren werde mit der gebührenden Achtung und Dankbarkeit aufgenommen. Die fruchtbaren Resultate der Philologenversammlungen für die classische Philologie seien wesentlich dieser glücklichen Combination zu danken. — Reuschle hält einen Mathematiklehrercongress ohne Universitätslehrer für undenkbar. Schon die Rücksicht darauf dass der höhere Unterricht an den vorangehenden anknüpfen und dieser den ersteren vorbereiten müsse, erheische ein Zusammenwirken der Lehrer beider Kategorien. — Es erhebt sich schliesslich eine Debatte über die Fassung der Resolution, entweder: „Die Section fordert entschieden die Mitwirkung der Universitätslehrer", oder: „Die Section erklärt sich entschieden gegen die Ausschliessung der Universitätslehrer". Schliesslich erhält die letztere Fassung die Mehrzahl der Stimmen.

III. Thesen von Prof. Hauck über den Unterricht in mathematischer Geographie und Meteorologie.

1) Der Unterricht in mathematischer Geographie ist — falls der Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften und der Lehrer der physikalischen und politischen Geographie nicht eine und dieselbe Persönlichkeit ist — in die Hände des ersteren Lehrers zu legen.

Digitized by Google

2) Der naturgemässe Gang des Unterrichts ist: mit der Betrachtung der Erscheinungen vom geocentrischen Standpunkt aus zu beginnen und an diese die Erklärung der Erscheinungen vom heliocentrischen Standpunkt aus anzuschliessen. Der umgekehrte Weg oder eine Vermengung beider Wege ist zu verwerfen. — Als drittes Kapitel ist Mechanik des Himmels und Astrophysik hinzuzufügen.

3) Der Unterricht in mathemathischer Geographie ist in die Prima zu verlegen, und zwar nach Absolvierung der Mechanik, Optik und Wärmelehre.

4) Die Meteorologie muss beim Unterricht in der Physik eine bevorzugte Berücksichtigung erfahren und ist nach dem neuesten Stand dieser Wissenschaft zu behandeln. Namentlich sind die Schüler anzuleiten, selbst Beobachtungen anzustellen und aus den Beobachtungen und den täglichen telegraphischen Witterungsberichten Schlüsse zu ziehen.

Zu These 1 bemerkt der Thesensteller dass sie den Wünschen beider Teile entgegenkomme. Zu These 2 bemerkt Prof. Bernhard, der historische Weg sei der beste. Beide Thesen werden angenommen. Ueber These 3 entspinnt sich eine lebhafte Debatte, an der sich die Herren Prof. C. Reuschle, Prof. Majer, Prof. Bernhard, Oberlehrer Utz, Oberreallehrer Baisch, Prof. Frey (Gmünd) und der Thesensteller beteiligen. — Der Thesensteller ist der Ansicht dass im elementaren Geographie-Unterricht nur soviel von der Einteilung der Erdkugel gebracht werden solle als zum Verständniss der physikalischen und politischen Geographie absolut notwendig sei, also: Meridiane und Parallelkreise nebst Zoneneinteilung; dass aber z. B. die Erklärung warum der Zoneneinteilung gerade 23½ Grade zu Grunde liegen, zu unterdrücken sei, da hiezu schon ein bedeutendes Quantum von Raumanschauungsvermögen und mathematischen Vorbegriffen gehöre, da ferner hiebei eine Verwirrung der Begriffe sehr leicht eintreten und eine vorgefasste Abneigung der Schüler gegen den späteren systematischen Unterricht Platz greifen könne. — Bernhard und Utz halten die genaue Begründung der Zoneneinteilung schon im Elementarunterricht für absolut notwendig und halten das Verständniss dieses Gegenstandes nicht für zu schwierig. — Majer verlangt schon in den unteren Klassen eine Einleitung in die Kenntniss der Beobachtungstatsachen; ein solcher vorbereitender Unterricht könne dem späteren systematischen Unterricht nur förderlich sein. — Der Thesensteller weist auf die Notwendigkeit einer consequenten Unterscheidung zwischen „Himmelsgewölbe“ (mit Horizontal- und Verticalkreisen) und „Sternkugel“ (mit Parallelkreisen und Stundenkreisen) hin und verlangt die vorherige Bekanntmachung der Schüler mit dem Begriff des Coordinatensystems; denn nur dadurch dass die Begriffe Abscisse und Ordinate geläufig seien und die verschiedenen Kugeln scharf auseinander gehalten werden, könne der Verwirrung in den Köpfen der Schüler zwischen geographischer Länge und Breite, Azimuth und Höhe, Rectascension und Declination vorgebeugt werden. Hiezu seien aber mathematische Vorkenntnisse notwendig, die sich in unteren Klassen nicht finden. Höchstens stimme er noch für die Vorführung des Himmelsgewölbes im Elementarunterricht, nicht aber für die der Sternkugel. Für den systematischen Unterricht wolle er gerade nicht an der Prima festhalten, jedenfalls aber müsse Stereometrie und Trigonometrie absolviert sein. — Reuschle will die Erscheinungstatsachen in ihrem ganzen Umfang in den Elementarunterricht hereingezogen wissen, der Unterricht könne durch eine geschickte Benützung von Sternglobus oder Armillarsphäre sehr leichtfasslich gegeben werden. Auch er ver-

Digitized by Google

lange einen systematischen Unterricht in den höheren Klassen, allein die mathematische Geographie ganz auf die letzteren zu beschränken, verbiete die Rücksicht auf die grosse Anzahl von Schülern, die mit dem 16. Jahre die Anstalt verlassen. — Frey schliesst sich dieser Ansicht an. — Schliesslich einigt sich die Section auf folgende Fassung der These:

> Der systematische Unterricht in mathematischer Geographie findet seine Stelle im Lehrplan nach Absolvierung von Stereometrie und Trigonometrie, Mechanik, Optik und Wärmelehre. Jedoch muss ein elementarer Unterricht vorangehen, in welchem die Schüler mit den wichtigsten Erscheinungen vertraut gemacht werden.

Zu These 4 weist der Thesensteller auf das Lehrbuch von Mohn hin. Die These wird ohne Debatte angenommen.

Nach Feststellung der Tagesordnung für die nächste Sitzung erfolgt der Schluss der Sitzung.

Dritte Sitzung.

Donnerstag den 28. September, 8—9½ Uhr.

Als Nachträge zu den Besprechungen der zweiten Sitzung setzt der Vorsitzende folgende Schriften in Circulation: H. Müller, Leitfaden der ebenen Geometrie. Leipzig 1875. Kruse, Elemente der Geometrie. Berlin 1875. Frischauf, Elemente der absoluten Geometrie. Leipzig 1876. Mohn, Grundzüge der Meteorologie, deutsche Originalausgabe von Neumayer. Berlin 1875. — Ueber Lehrbücher für neuere Geometrie befragt empfiehlt er zum Selbststudium: Steiner, Gretschel, Hankel, als Repetitionsbuch in der Hand des Schülers: Zech. — Der Vorsitzende verliest ferner das Programm des allgemeinen deutschen Realschulmännervereins und schlägt für die die Angelegenheiten der Section betreffenden Bekanntmachungen als Organ die Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht vor. Die Versammlung stimmt zu.

Die ursprünglich in Aussicht genommene Beratung über die geeignetste Vorbildung der Candidaten des realistischen Lehramts muss wegen erfolgter Erkrankung und Abreise des Referenten Prof. Dr. J. G. Fischer (Stuttgart) von der Tagesordnung gestrichen werden.

Es folgte ein Vortrag von Prof. C. Reuschle (Polytechnicum Stuttgart) über „den die imaginären Zahlen und die Determinantentheorie betreffenden Unterricht".

Prof. Reuschle: Meine Herren! Hat uns unser geehrtes Präsidium in der ersten unserer Sectionssitzungen auf das Gebiet der Synthesis geführt, so will ich heute in unserer letzten Sitzung mit Ihnen das Gebiet der Analysis betreten. Aus dem reichen Schatz der Analysis griff ich zwei Punkte heraus, nemlich die Theorie der imaginären Zahlen und die Determinantentheorie im elementaren Unterricht erster und zweiter Stufe; letztere, weil ich deren Einführung an den zehnklassigen Realanstalten und Realgymnasien für ein dringendes Bedürfniss halte, wobei ich vorzugsweise unser

Digitized by Google

engeres Vaterland (Württemberg) im Auge habe, da ja in Bayern und wohl auch in anderen Teilen Deutschlands schon seit einiger Zeit diese Theorie Eingang in die Schulen gefunden; erstere, weil ich dieses von Jahr zu Jahr wichtiger werdende Gebiet der Analysis in den meisten Schulen, Lehr- und Uebungsbüchern für zu stiefmütterlich behandelt halte und weil auf demselben manche Incorrectheiten, Irrtümer und Unzulänglichkeiten anzutreffen sind.

Wir beginnen mit den imaginären Zahlen. Vor Allem möchte ich auf eine scharfe Definition derselben (damit man in Schulbüchern z. B. nicht mehr lesen müsse imaginäre oder „unmögliche" Zahlen) und auf eine rationelle Begründung der Rechnung mit denselben dringen, indem dabei immer an dem Princip von der Erhaltung der formalen Gesetze festgehalten wird, auf Grund dessen auch schon die Einführung der negativen, der gebrochenen und der irrationalen Zahlen vorzunehmen ist. In Beziehung auf die quadratischen Gleichungen habe ich am Polytechnicum die Erfahrung gemacht dass die Schüler der Realschulen nur selten genau zwischen den drei Fällen — 2 reelle getrennte, 2 zusammenfallende, 2 imaginäre Wurzeln — zu unterscheiden wissen. Es scheint mir dass die Algebralehrer hierüber meistens viel zu rasch weggehen, auch gibt es Schulbücher welche sich begnügen zu sagen, eine quadratische Gleichung hat zwei Wurzeln, ohne auf die drei Fälle einzugehen. Ich erlaube mir daher vorzuschlagen, den Begriff der Discriminante (d. h. diejenige Coefficientenverbindung welche = 0 gesetzt die Bedingung einer Doppelwurzel liefert) schon bei den quadratischen Gleichungen vorzubringen, damit der Schüler mit dem neuen Begriff auch die principielle Wichtigkeit der drei Fälle erkennen lernt. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch darauf hinweisen dass schon bei den quadratischen Gleichungen der Satz vom Zusammenhang der Wurzeln mit den Coefficienten häufig leider zu wenig hervorgehoben wird, ferner möchte ich mit Rücksicht auf diesen Satz und mit Rücksicht auf die Discriminante die Unzweckmässigkeit der Normalform

$$ax^2 + bx = c \text{ anstatt } ax^2 + bx + c = 0 \text{ (resp. } ax^2 + 2bx + c = 0)$$

betonen.

Im Unterricht der bei uns sogenannten „niedern Analysis" ist nach der Definition der imaginären Zahlen wesentlich auf die Gaussische geometrische Darstellung derselben einzugehen, auf Grund dieser ist dann die Normalform $x + iy$ und die kanonische Form $r(\cos\varphi + i\sin\varphi)$ der complexen Zahlen einzuführen (der Name Moivre'sche Form für die letztere ist zu verbannen). Auf die kanonische Form gestützt kann dann in bekannter Weise die elementare Theorie der imaginären Zahlen aufgebaut werden, wobei dann auch die Benennung Moivre'scher Satz für

$$[r(\cos\varphi + i\sin\varphi)]\,[r'(\cos\varphi' + i\sin\varphi')] = rr'\,[\cos(\varphi+\varphi') + i\sin(\varphi+\varphi')]$$

wegfallen muss, denn dieser Satz ist zuerst von Euler in dieser Form aufgestellt worden, und Moivre hat eigentlich gar keine Verdienste an diesem Satz. Dieser und die übrigen hieher gehörigen Sätze, deren letzter und allgemeinster ist:

$$[r(\cos\varphi + i\sin\varphi)]^{\frac{m}{n}} = r^{\frac{m}{n}}\left[\cos\left(\frac{m}{n}\varphi + \frac{2\kappa\pi}{n}\right) + i\sin\left(\frac{m}{n}\varphi + \frac{2\kappa\pi}{n}\right)\right]$$

(wobei wesentlich auch die n-Deutigkeit der n^{ten} Wurzel abgehandelt werden muss) werden einfach nach ihrem Inhalt benannt als Sätze von der Multiplication, Potenzierung

Digitized by Google

u. s. w. complexer Ausdrücke, wie es überhaupt viel zweckmässiger sein dürfte, derartige elementare Fundamentalsätze nach ihrem Inhalt und nicht nach ihrem Urheber zu benennen. So würde ich z. B. entschieden die allgemeine Einführung der Benennung Satz von der Coefficientenvergleichung gegenüber der Benennung Descart'scher Satz bevorzugen. Selbstverständlich werden immerhin einige derartige Namen wie Taylor'scher Satz, Fourier'sche Reihe, Bernoulli'sche Zahlen u. s. w. stehen bleiben.

Was die cubischen Gleichungen (Normalform $x^3 + 3ax + 2b = 0$ und nicht $x^3 = px + q$) betrifft, so ist nach Entwicklung der Cardanischen Formel wiederum die Discussion auf Grund der Discriminante in den Vordergrund zu stellen. Es ist zu zeigen dass den casus irreducibilis algebraisch aufzulösen unmöglich ist („unmöglich" und nicht „bis jetzt noch nicht gelungen", wie es in manchen Schulbüchern heisst; der Name casus irreducibilis stammt von den Mathematikern des 16. Jahrhunderts her, denen überhaupt gar keine Lösung bekannt war), dass es nur mit Hilfe der kanonischen Form der complexen Zahlen gelingt, die Cardanische Formel in diesem Fall ihres imaginären Deckmantels zu entkleiden; und zwar ist die Auflösung dieses Falls entschieden auf die eben angedeutete Weise und nicht durch Vergleichung der cubischen Gleichung mit der Trisectionsgleichung vorzunehmen, weil so allein das wahre Wesen dieses Falls deutlich zu Tage tritt. Selbst wenn man die cubischen Gleichungen im ersten elementaren Unterricht der Trigonometrie (wie auf den humanistischen Gymnasien, die ja keine niedere Analysis in den Lehrplan aufnehmen) vorbringen will, lohnt es sich entschieden, kurz auf die kanonische Form einzugehen und auf Grund dieser den casus irreducibilis zu behandeln. (Dr. C. G. Reuschle, der in seinem Lehrbuch der Trigonometrie die Lösung durch Vergleichung mit der Trisectionsgleichung vornimmt, war nach Abfassung seines Lehrbuches mit mir vollständig in dieser Sache einverstanden.)

Indem ich nun zum zweiten Punkt meines Vortrags, die Determinantentheorie betreffend, übergehe, wiederhole ich nochmals dass ich es für dringend geboten erachte, die Determinanten als obligaten Unterrichtsstoff zunächst in das Gebiet der niedern Analysis an den zehnclassigen Realschulen und Realgymnasien aufzunehmen. Die Gründe hiefür sind:

1) Die Determinanten sind ein notwendiges Handwerkzeug des heutigen Mathematikers.

2) Sie bieten eine reiche Fülle von interessanten und lehrreichen Uebungen und Anwendungen in der Analysis und in der analytischen Geometrie.

3) Kann ich entschieden constatieren dass die Schüler stets eine grosse Freude an den Determinanten zeigen und dass dieser Lehrstoff äusserst anregend für dieselben ist.

4) Bringen dieselben Klarheit und gewandte Handhabung in den Operationen hervor die sich an die Begriffe: Elimination, Wertesystem, Simultaneität, Homogeneität knüpfen, und die Klärung in diesen Begriffen wirkt erleichternd auf das Verständniss der analytischen Geometrie.

Immerhin könnte die Theorie der Determinanten schon im elementaren Unterricht der Algebra bei Gelegenheit der Elimination angebahnt werden. Wenn man dem Schüler sagt: Der gemeinschaftliche Nenner $(ab' - a'b)$ in den Werten die man für x und y erhält bei Auflösung der zwei Gleichungen

Digitized by Google

$$ax + by = c$$
$$a'x + b'y = c'$$

heisst die Determinante des Systems der zwei Gleichungen, so wird er mit dem Namen zugleich die Wichtigkeit dieses Umstandes sich einprägen. Bei den quadratischen Gleichungen kann man dann auch zeigen dass die Discriminante eine Determinante ist u. dergl. mehr.

In dem eigentlichen Determinantenunterricht würde ich der Methode welche die Determinanten auf Grund der Elimination einführt gegenüber der auf Combinatorik beruhenden Methode unter allen Umständen den Vorzug geben, ganz abgesehen davon ob die oben erwähnte Anbahnung im elementaren Unterricht vorangegangen ist oder nicht. Denn bei ersterer Methode sieht der Schüler in die Sache hinein: die Methode ist genetisch; bei letzterer aber kommen die Determinanten so zu sagen hereingeschneit: die Methode ist apodictisch. Ich gebe überhaupt in der Mathematik der genetisch-heuristischen Methode gegenüber der synthetisch-apodictischen Methode (euklidische Lehrsatz-Beweis-Methode) den Vorzug, womit natürlich nicht gesagt sein soll, die letztere ganz zu verbannen, denn dadurch würde die Theorie gar zu weitläufig; auch wäre es wohl schwerlich durchführbar: im Gegenteil eine zweckmässige Combinierung beider Methoden wird stets am Fruchtbringendsten sein, und dürfte sich dieselbe auch für die euklidische Geometrie bewähren. Für die Determinantentheorie bringt die genetische Methode zugleich auch noch den Vorteil dass mit der Entwicklung der Determinanten zugleich eine Reihe von Anwendungen in der Analysis von selbst gegeben ist.

Ist dann der Begriff der Determinante als Eliminationsresultat eines simultanen Systems homogener linearer Gleichungen gewonnen und ihr Wert entwickelt, so folgt selbstverständlich eine von den Gleichungen unabhängige Definition, woran sich die Sätze über die Determinanten sowie Uebungen im Umformen und Ausrechnen von Determinanten reihen.

Die Anwendungen der Determinanten in der Analysis dürften sich im Unterricht der niedern Analysis auf die folgenden beschränken:

1) Die Bedingung der Simultaneität eines Systems linearer homogener Gleichungen wird ausgedrückt durch das Verschwinden der Determinante des Systems und umgekehrt.

2) Die Unbekannten eines solchen Systems verhalten sich wie die Unterdeterminanten der Determinante.

3) Auflösung eines Systems linearer nicht homogener Gleichungen.

4) Die Bedingung der Simultaneität zweier Gleichungen m^{ten} und n^{ten} Grades mit einer Unbekannten wird ausgedrückt durch das Verschwinden der Resultante, d. h. des Eliminationsresultats der Unbekannten, und ist damit zugleich die Bedingung einer beiden Gleichungen gemeinschaftlichen Wurzel gegeben (nebst Umkehrung des Satzes).

5) Das Eliminationsresultat von y aus zwei Gleichungen m^{ten} und n^{ten} Grades in x und y ist gegeben durch das Verschwinden der Resultante der zwei nach Potenzen von y geordneten Gleichungen (woran sich der Satz von den $m.n$ Wertepaaren zweier solcher Gleichungen reiht).

6) Die Discriminante, d. h. die Bedingung einer Doppelwurzel einer Gleichung n^{ten} Grades $f(x) = 0$ ist gegeben durch das Verschwinden der Resultante von $f(x) = 0$ und $f'(x) = 0$ (oder einfacher durch das Verschwinden der Resultante von

Digitized by Google

$$\left(\frac{\partial f}{\partial x}\right)_{z=1} = 0 \text{ und } \left(\frac{\partial f}{\partial z}\right)_{z=1} = 0$$

nachdem die Gleichung $f(x) = 0$ durch die Substitution von $\frac{x}{z}$ an Stelle von x homogen gemacht worden).

Zu Nr. 3 möchte ich noch bemerken dass die Berechnung für Zahlenbeispiele nach folgendem Schematismus am Einfachsten und zugleich Sichersten ausgeführt wird.

Ich wähle das Beispiel dreier linearer Gleichungen mit 3 Unbekannten:

$$\begin{aligned} a_1x + b_1y + c_1z &= k_1 \\ a_2x + b_2y + c_2z &= k_2 \\ a_3x + b_3y + c_3z &= k_3 \end{aligned}$$

Es ist bekanntlich:

$$x = \frac{k_1A_1 + k_2A_2 + k_3A_3}{a_1A_1 + a_2A_2 + a_3A_3} \text{ u. s. w.}$$

wo $A_1\ A_2\ A_3\ \ldots\ .$ die Unterdeterminanten der Determinante der Gleichungen sind.

Für das Beispiel:

$$\begin{aligned} 7x - 5y + 3z &= 6 \\ 5x + 2y - 4z &= -3 \\ 11x - 6y + 6z &= 17 \end{aligned}$$

hat man das Schema:

$$\left|\begin{matrix} 7 & -5 & 3 \\ 5 & 2 & -4 \\ 11 & -6 & 6 \end{matrix}\right| \begin{matrix} A_1 = -12 \\ A_2 = 12 \\ A_3 = 14 \end{matrix} \quad x = \frac{6(-12) - 3.12 + 17.14}{7(-12) + 5.12 + 11.14} = \frac{130}{130} = 1$$

$$\left|\begin{matrix} -5 & 3 & 7 \\ 2 & -4 & 5 \\ -6 & 6 & 11 \end{matrix}\right| \begin{matrix} B_1 = -74 \\ B_2 = 9 \\ B_3 = 43 \end{matrix} \quad y = \frac{6(-74) - 3.9 + 17.43}{(-5)(-74) + 2.9 - 6.43} = \frac{260}{130} = 2$$

$$\left|\begin{matrix} 3 & 7 & -5 \\ -4 & 5 & 2 \\ 6 & 11 & -6 \end{matrix}\right| \begin{matrix} C_1 = -52 \\ C_2 = -13 \\ C_3 = 39 \end{matrix} \quad z = \frac{6(-52) - 3(-13) + 17.39}{3(-52) - 4(-13) + 6.39} = \frac{390}{130} = 3$$

Man beginnt mit der Berechnung der Unterdeterminanten (welche beiläufig gesagt im Falle grosser Zahlen leicht mit der Rechenmaschine berechnet werden könnten), berechnet alsdann die drei Nenner, deren Uebereinstimmung eine Probe für die Richtigkeit der Unterdeterminanten liefert, schliesslich die drei Zähler und damit x, y und z.

Zu Nr. 4 bemerke ich dass die verschiedenen Methoden von Euler, Bezout und Cayley dadurch dass man die nach denselben erhaltenen Resultanten in einander überführt, zweckmässige und instructive Beispiele für die Determinantenumformung liefern.

Für Nr. 6 ist Kenntniss der Elemente der Differentialrechnung erforderlich. Ich nehme aber keinen Anstand, diese in den Kreis der niedern Analysis hereinzuziehen und würde daher gern die Benennung „niedere" Analysis fallen lassen, dieselbe mit der höheren Analysis kurzweg unter dem Namen Analysis zusammenfassend, und diese etwa folgendermassen einteilen:

Digitized by Google

I. Vorbereitende Kapitel zur Theorie der Gleichungen.

1) Theorie der imaginären Zahlen auf Grund des Princips von der Erhaltung der formalen Gesetze sammt den binomischen Gleichungen (insofern diese nichts Anderes als die n-Werte von $\sqrt[n]{1}$ und $\sqrt[n]{-1}$ geben).

2) Kettenbrüche sammt den diophantischen Gleichungen.

3) Combinatorik sammt binomischem Lehrsatz für positive und ganze Exponenten und Wahrscheinlichkeitsrechnung.

4) Arithmetische Reihen (Differenzenrechnung) sammt Interpolationstheorie.

5) Functionsbegriff; Differentialquotient; Ableitung der elementaren Functionen; partielle Ableitung; Euler'scher Satz über homogene Functionen.

II. Theorie der Gleichungen sammt Determinanten und Eliminationstheorie.

III. Die unendlichen Reihen (sammt der binomischen Reihe) und die Theorie der elementaren transcendenten Functionen sammt dem noch nicht Erledigten aus dem Gebiet der Differentialrechnung.

IV. Integralrechnung.

Dem ersten Kapitel unter I mag etwa eine systematische Entwicklung der drei directen und der vier indirecten Operationen der Analysis wiederum auf Grund des mehrfach erwähnten Princips von der Erhaltung der formalen Gesetze vorangehen.

Auf die einzelnen Kapitel unter II, III und IV brauche ich hier wohl nicht näher einzugehen. Ich bemerke nur noch dass mit einer derartigen Einteilung der Analysis im Gegensatz zu einer scharfen Trennung von niederer und höherer Analysis zwei Vorteile verbunden sind; nemlich 1) kann bei dieser Behandlung die Theorie der Gleichungen auf einmal abgehandelt werden; 2) wird der Schüler früher mit den Elementen der Differentialrechnung bekannt, was wiederum von doppeltem Nutzen ist, insofern diese einmal leichter zu erfassen sind als Vieles aus der Theorie der Gleichungen, das andere Mal in dem analytisch-geometrischen Unterricht verwertet werden können.

Zum Schluss möchte ich mir erlauben der Versammlung folgende Thesen vorzuschlagen:

1. These: Der Theorie der imaginären Zahlen ist sowohl im elementaren Unterricht der allgemeinen Arithmetik als im höheren Unterricht der Analysis mehr Rechnung zu tragen als es gewöhnlich in unseren Schulen geschieht.

2. These: Der casus irreducibilis der cubischen Gleichungen ist im Unterricht der niederen Analysis notwendig auf Grund der Cardanischen Formel mit Hilfe der kanonischen Form $r(\cos\varphi + i\sin\varphi)$ der complexen Zahlen zu behandeln und nicht auf Grund der Trisectionsgleichung, da so allein das wahre Wesen dieses Falles zu Tage tritt.

3. These: Die Elemente der Determinantentheorie sind notwendig in den Bereich der (niedern) Analysis einzuführen.

Ueber diese Thesen entspinnt sich eine kurze Debatte. Prof. Majer schlägt vor, im Anschluss an den Vortrag zu These 3 den Zusatz zu fügen: .... „und schon beim elementaren Unterricht der Algebra vorzubereiten". — Prof. Hauck schliesst sich den Ansichten des Redners bezüglich der Behandlung der Determinanten im Unterricht vollkommen an. Die Determinanten dürfen dem Schüler nicht als etwas künstlich Gemachtes

Digitized by Google

und willkürlich Eingeführtes vorkommen, sondern der Schüler müsse dahin geleitet werden dass ihm selbst das wiederholte Auftreten eines und desselben Ausdrucks bei den verschiedensten Aufgaben auffalle und dass er selbst auf den Gedanken komme, behufs Erleichterung der Rechnung Symbole für diese Ausdrücke einzuführen. Wäre dies immer geschehen, so wäre es wohl nicht möglich gewesen dass er (Hauck) kürzlich das Wort „Determinantenschwindel" habe hören müssen. — Schliesslich werden die Thesen mit dem Zusatz von Majer einstimmig angenommen.

Hierauf schliesst der Vorsitzende die diesjährigen Sitzungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section, indem er seiner Freude darüber Ausdruck gibt dass die Section nicht bloss überhaupt zu Stande gekommen sei, sondern dass sie auch mit Befriedigung auf eine fruchtbare Tätigkeit zurückblicken könne.

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER

ZWEIUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

WIESBADEN

VOM 26. SEPTEMBER BIS 29. SEPTEMBER 1877.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1878.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Verzeichniss der Mitglieder	1—8
Festschriften	9
Erste allgemeine Sitzung	10—24
Eröffnungsrede des Präsidenten Gymnasialdirector Dr. *Pühler* (Wiesbaden)	10—18
Begrüssungen durch die Herren Regierungs-Präsident v. *Wurmb* (Wiesbaden), Bürgermeister *Coulin* (Wiesbaden), Präsident Prof. Dr. *Usener* (Bonn)	19—20
Vortrag des Prof. Dr. *Ernst Curtius* (Berlin) über die Ausgrabungen von Olympia (Auszug)	20—24
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten *Pühler*	24
Zweite allgemeine Sitzung	25—42
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten *Usener*	25
Vortrag des Prof. Dr. *Steinthal* (Berlin) über die Arten und Formen der Interpretation	25—35
Vortrag des Prof. Dr. v. *Wilamowitz-Möllendorff* (Greifswald) über die Entstehung der griechischen Schriftsprachen	36—41
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten	41
Rede des Rectors Prof. Dr. *Eckstein* (Leipzig) „In Fr. Ritschelii memoriam" (Kurzer Bericht)	41—42
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten	42
Dritte allgemeine Sitzung	43—70
Vortrag des Gymnasialdirectors Dr. *Jäger* (Cöln) über die Regulussage	43—51
Daran geknüpfte Erörterungen	51—52
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten *Pühler*	52—53
Wahl des Ortes der nächsten Versammlung (Gera) und des Präsidenten Gymn.-Dir. Dr. *Grumme*	53—54
Vortrag des Dir. Prof. Dr. *Genthe* (Corbach) über die Bewaffnung eines römischen Legionars	54—60
Vortrag des Privatdocenten Dr. *Leo* (Bonn) über die Entstehung des delisch-attischen Bundes	60—70
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten	70
Vierte allgemeine Sitzung	70—87
Vortrag des Gymnasial-Oberlehrers Dr. *Brieger* (Halle) über das wahre und falsche Ideal der Uebersetzung antiker Dichter	70—84
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten *Usener*	84
Berichte über die Verhandlungen der Sectionen	84—85
Schlusswort des Präsidenten *Usener*. Dankworte des Prof. Dr. *Cäsar* (Marburg)	85—86
Verhandlungen der pädagogischen Section	88—101
Erste Sitzung	88
Zweite Sitzung	88—95
Thesen des Dir. *Spangenberg* (Wiesbaden) über den Unterricht in der neuesten Geschichte auf höheren Lehranstalten	88—92
Verhandlungen darüber	92—95
Dritte Sitzung	96—98
Fortsetzung der Verhandlungen über die Thesen Spangenbergs	96—97
Verhandlungen über die Thesen *Ecksteins* betreffend den lateinischen Elementarunterricht	98
Vierte Sitzung	98—101
Fortsetzung der Verhandlungen über die Thesen Ecksteins	98—101
Verhandlungen der archäologischen Section	102—115
Erste Sitzung	102
Zweite Sitzung	102—108
Verhandlungen über die in der Plenarsitzung von Prof. Dr. *Curtius* vorgezeigten Sculpturen und Photographien	102—105
Vortrag des Prof. *Curtius* über die Topographie des alten Athen	105—107
Vorzeigung verschiedener Gegenstände	107—108
Dritte Sitzung	108—113
Vortrag des Prof. Dr. *Hagen* (Bern) über Aventicum	108—110
Verhandlungen darüber	110
Vorlegung und Besprechung von farbigen Copien pompejanischer Wandgemälde durch Prof. Dr. *Robert* (Berlin)	110—111
Vortrag des Prof. Dr. *Stark* (Heidelberg) über den Apollo von Speier	111—113

Digitized by Google

Seite

Vierte Sitzung . . . . . 113—115
Verhandlungen über verschiedene im Alterthumsmuseum zur Prüfung vorgelegte Gegenstände . . . . . 113—115
Verhandlungen der germanistisch-romanistischen Section. . . . . . 116—136
Erste Sitzung . . . . . 116—125
Thesen zur einheitlichen Orthographie der Dialekte von Prof. Dr. *Sachs* (Brandenburg) 116—118
Thesen für die Schreibung der deutschen Dialekte von Prof. Dr. *Michaelis* (Berlin) 118—120
Grundsätze und Forderungen für die Bestimmung der Schriftzeichen für mundartliche Forschung von Dr. *Theobald* (Hamburg) . . . . . 120—125
Zweite Sitzung . . . . . 125—130
Nekrolog auf Grein von Prof. Dr. *Wülcker* (Leipzig) . . . . . 125—129
Vortrag des Prof. *Sachs* über Diez und seine Verdienste um die Wissenschaft . 129—130
Dritte Sitzung . . . . . 130—135
Verhandlungen über die in der ersten Sitzung vorgelegten Thesen . . . . . 130—132
Mittheilung des Prof. Dr. *Creizenach* (Frankfurt a. M.) über Goethe 132
Vortrag des Prof. Dr. *Schmidt* (Strassburg) über den handschriftlichen Nachlass des Karlsruher Prinzenerziehers und Hofraths Ring . . . . . 132—133
Vortrag des Dir. Dr. *Schauenburg* (Crefeld) über ein altes Manuscript . . . . . 133—134
Vortrag des Prof. *Creizenach* über die Nebeneinanderstellung des Jüdischen und Christlichen in den Kunstwerken des späteren Mittelalters 134
Vortrag des Hofraths Prof. Dr. *Urlichs* (Würzburg) über das Manuscript eines Gedichtes von Lenz . . . . . 134—135
Vierte Sitzung . . . . . 135—136
Berathung üb. d. Fortsetzung d. Frommannschen Zeitschr. „die deutschen Mundarten“ 135
Vortrag des Prof. *Creizenach* über Philipp Wackernagel und Ludwig Ettmüller . 135—136
Mittheilungen des Prof. Dr. *Lucae* (Marburg) aus seinen Parzivalstudien 136
Verhandlungen der kritisch-exegetischen Section . . . . . 137—167
Erste Sitzung . . . . . 137—138
Einleitende Worte von Prof. Dr. *Usener* 137
Zweite Sitzung . . . . . 138—140
Vortrag des Gymn.-Dir. Dr. *Classen* (Hamburg) über Dionysius Thrax . . . . 138—139
Verhandlungen darüber . . . . . 139—140
Dritte Sitzung . . . . . 140—141
Fortsetzung der Verhandlungen über Dionysius Thrax . . . . . 140—142
Vortrag des Prof. Dr. *Kiessling* (Greifswald) über Hor. carm. I, 20 142
Thesen über die scenische Responsion bei den griechischen Tragikern und Aristophanes von Prof. Dr. *Oeri* (Schaffhausen), Prof. Dr. *Christ* (München), Prof. Dr. *Prien* (Lübeck) . . . . . 142—144
Vortrag darüber von Prof. Dr. *Prien* . . . . . 144—151
Vortrag darüber von Prof. Dr. *Oeri* . . . . . 152—159
Vortrag darüber von Prof. Dr. *Christ* . . . . . 159—161
Verhandlungen darüber 161
Vierte Sitzung . . . . . 162—167
Vortrag des Privatdoc. Dr. *Flach* (Tübingen) über das Violarium der Kaiserin Eudokia 162
Verhandlungen darüber . . . . . 162—163
Fortsetzung der Verhandlungen über die Responsion . . . . . 163—166
Vortrag des Oberlehrers *Meyer* (Herford) über Caesar b. g. I, 20 . . . . . 166—167
Vortrag des Prof. Dr. *Linker* (Prag) über Hor. carm. I, 34 167
Verhandlungen der orientalischen Section (Protokoll-Auszug) . . . . . 168—170
Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section . . . . . 171—196
Erste Sitzung 171
Zweite Sitzung . . . . . 172—185
Verhandlungen des Prof. Dr. *Günther* (Ansbach) über die pädagogisch verwerthbaren mathematischen Errungenschaften der Neuzeit . . . . . 172—179
Vortrag des Prof. Dr. *Cantor* (Heidelberg) über die Lösung der Gleichung $x^y = y^x$ 179—180
Vortrag des Rectors Prof. *Unverzagt* (Wiesbaden) über die Ziele des mathematischen Unterrichts in der Realschule I. O. . . . . 180—185
Dritte Sitzung . . . . . 185—189
Verhandlungen über den Vortrag des Prof. Unverzagt . . . . . 185—189
Vierte Sitzung . . . . . 189—196
Vortrag des Oberlehrers *Henrich* (Wiesbaden) über die Temperaturbeobachtungen im Bohrloche zu Sperenberg und die daraus gezogenen Schlüsse . . . . . 189—194
Vortrag des Prof. *Unverzagt* über Quaternionen . . . . . 194—196

Digitized by Google

Verzeichniss der Mitglieder.

Präsidium.

1. Pähler, Dr., Gymnasial-Director. Wiesbaden.
2. Usener, Dr., Professor. Bonn.

Secretariat.

3. Adam, Dr., Gymnasiallehrer. Wiesbaden.
4. Budde, Dr., Realschul-Oberlehrer. Duisburg.
5. Gebhard, Gymnasial-Oberlehrer. Elberfeld.
6. Flach, Dr., Privatdocent. Tübingen.

Vorsitzende der Sectionen.

7. Classen, Dr., Gymnasial-Director a. D.. Hamburg. (Kritisch-exegetische Section.)
8. Creizenach, Dr., Professor am Gymnasium. Frankfurt a. M. (German.-roman. Section.)
9. Eckstein, Dr., Prof., Rector der Thomasschule. Leipzig. (Pädagogische Section.)
10. Gildemeister, Dr., Professor. Bonn. (Orientalische Section.)
11. Unverzagt, Prof., Rector der höheren Bürgerschule. Wiesbaden. (Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.)
12. Urlichs, Dr., Prof. u. Hofrath. Würzburg. (Archäologische Section.)

Mitglieder.

13. Altenburg, W., Lehrer an der Bürgersch. Enpen.
14. Ammann, A., G.-Oberlehrer. Wiesbaden.
15. Andresen, Universitätsprofessor. Bonn.
16. Anhalt, Dr., Gymnasiallehrer. Bernburg.
17. Antell, H. F., Dr. med. Finnland.
18. Arnold, Wilh., Gymn.-Oberl. Dresden.
19. Aschersон, Dr., Univ.-Bibl.-Custos. Berlin.
20. Aulber, Reallehrer. Erbach a. Rh.
21. Averdunk, Oberlehrer. Duisburg.
22. Back, Gymn.-Dir. Birkenfeld.
23. Baer, Seligmann, Dr., Lehrer. Biebrich.
24. Baer, Simon Leop., Buchhändler. Frankfurt a. M.
25. Baerwald, Realschuldir. Frankfurt a. M.
26. Baenmlein, Literat. Wiesbaden.
27. Baier, Chr., Dr., Gymn.-L. Elberfeld.
28. Bajohr, Lehrer. Ilfeld.
29. Ballheimer, Dr., Gymn.-L. Hamburg.
30. Bars, Dir. der höheren Töchterschule. Siegen.
31. Bauermeister, Director. Ribnitz i. M.
32. Banmbach, Dr. phil., Realschullehrer. Duisburg.
33. Bayer, Regierungs- und Schulrath. Wiesbaden.
34. Le Bean, Dr. phil. Heidelberg.
35. van Bebber, Heinr., Oberlehrer. Andernach.
36. Bechstein, Reinhold, Univ.-Prof. Rostock.
37. Beck, Ludwig, Dr. Biebrich.
38. Beck, Dr., Prof., G.-L. Mainz.
39. Beckel, Wilh., Hôtelbesitzer. Wiesbaden.
40. Becker, A., Dr., Gymn.- u. Realschuldir. Worms.
41. Becker, C., ord. Lehrer a. d. Realsch. I. O. Worms.
42. Becker, Reinhold, Dr., Gymn.-L. Coblenz.
43. Becker, W., Oberlehrer. Weilburg.
44. Becker, Oberschulrath. Darmstadt.
45. Beckermann, W., Lehrer. Solingen.
46. Beckmann, E., Reallehrer. Olpe (Westfalen).
47. Behaghel, W., Dr., Gymn.-Prof. Heidelberg.
48. Bender, Professor. Tübingen.
49. Benfey, Theodor, Dr., Univ.-Prof. Göttingen.
50. Benrath, Herm., Rect. a. d. h. Bürgersch. Düren.
51. Berblinger, Dr., Oberlehrer. Rendsburg.

Digitized by Google

52. Berch, G.-L. Frankfurt a. M.
53. Bergmann, Fritz, Buchhändler. Wiesbaden.
54. Berlé, Ferd., Dr., Banquier. Wiesbaden.
55. Berlit, Bruno, Gymn.-Lehrer. Hersfeld.
56. Bernhardt, Gymn.-Dir. Weilburg.
57. Bigge, H., Gymn.-Dir. Köln.
58. Bindewald, Reallehrer. Giessen.
59. Birck, Dr., Realschullehrer. Mülheim a. Rh.
60. Bockhoff, B., Dr., R.-L. Köln.
61. Bode, Dr., Oberlehrer. Mülheim a. Rh.
62. v. Bodenstedt, F., Prof. Wiesbaden.
63. Böckel, E., Dr., Gymn.-Prof. Carlsruhe.
64. Böhme, Dr., Prof. Pforta.
65. Böning, Dr. phil., Gymn.-Oberl. Crefeld.
66. Börner, H., Dr., O.-L. a. d. Realsch. I. O. Ruhrort.
67. Bogen, Gymn.-Dir. Düren.
68. Bohnemann, ord. Lehrer. Köln.
69. Bohren, E., Dr., o. Lehr. a. d. Realsch. I. O. Köln.
70. Bone, Dr., Gymn.-Lehrer. Köln.
71. Bossler, Karl, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.
72. Brandscheid, Fr., Gymn.-Conrect. Hadamar.
73. Brandstäter, Dr., Prof. a. städt. Gymn. Danzig.
74. Brandt, S., Dr., Privatdoc. d. Philol. Heidelberg.
75. Braun, Anselm, Dr., Gymn.-L. Dillenburg.
76. Braun, Wilh., Dr., Oberlehrer. Wesel.
77. Brentano, E., Dr. phil., Lehrer a. Progymn. Frankfurt a. M.
78. Brieger, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Halle a. S.
79. Brockerhoff, F., O.-L. a. d. h. Bürgersch. Rheydt.
80. Brockes, Dr., Gymn.-L. Düsseldorf.
81. Brockmann, Gymn.-Oberl. Cleve.
82. Broicher, Dr., Oberlehrer. Bonn.
83. Brück, Dr., Rechtsanwalt. Wiesbaden.
84. Brüggemann, Jos., Dr., Real-L. Mülheim a. R.
85. Brüll, Joh., Gymn.-L. Aachen.
86. Brüll, Dr., Reallehrer. Frankfurt.
87. Brugman, Karl, Dr. phil., Privatdoc. Leipzig.
88. Brugman, Oskar, Dr. phil., Oberlehrer am Nicolai-Gymn. Leipzig.
89. Brusis, Dr., Realschul-Oberl. Bonn.
90. Buchenau, Dr., Gymn.-Oberl. Marburg.
91. Buchrucker, ordentl. Lehrer. Sobernheim.
92. Budde, C., Lic., Privatdoc. d. Theologie. Bonn.
93. Bücheler, Dr., Univ.-Prof. Bonn.
94. Bühler, G., Dr., Educations-Inspector. N. D. Bombay (Ostindien).
95. Bümming, G., Reallehrer. Remscheid.
96. Bürger, Dr., Apotheker. Wiesbaden.
97. Büsgen, A., Kgl. Bauführer. Wiesbaden.
98. Büsgen, Dr., Gymn.-Oberl. Wiesbaden.
99. Buffum, W., Arnold, Rentner. Boston.
100. Buhlmann, stud. phil. Wiesbaden.
101. Bulmerincq, A., Prof., Dr. jur. Wiesbaden.
102. Burgartz, Rector. Wipperfürth.
103. Burkart, F., Dr., Institutsvorsteher. Biebrich.
104. Busch, Progymnasial-Rector. St. Wendel.
105. Buschmann, Dr., Gymn.-Qberl. Trier.
106. Buys, Carl, Dr., Oberlehrer. Trier.
107. Caesar, Julius, Dr., Professor. Marburg.
108. Caesar, stud. jur. & hist. Detmold.
109. Cantor, Univ.-Prof. Heidelberg.
110. Capelle, E., Lehrer. Oberhausen.
111. Carstanjen, M., Polytechn. Wiesbaden-Zürich.
112. Caspers, Dr., Gymnasial-Oberlehrer. Hagenau.
113. Castendyck, W., Realschullehrer. Elberfeld.
114. Christ, Dr., Univ.-Prof. München.
115. Christians, Reallehrer. Solingen.
116. Chun, A., Rector. Diez a. L.
117. Ciala, Oberlehrer. Neuwied.
118. Clausen, H., Dr., Prof. a. Realgymn. Mannheim.
119. Clemm, Wilhelm, Dr., Prof. Giessen.
120. v. Cohausen, Oberst a. D. u. Conservator. Wiesbaden.
121. Colombel, Oberlehrer. Hadamar.
122. Conrad, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Düren.
123. Conzen, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.
124. Cornill, Carl, Dr. phil. Marburg.
125. Coulin, Bürgermeister. Wiesbaden.
126. Craemer, Dr., Oberlehrer. Barmen.
127. Cramer, Realschuldirector. Mülheim a. Rh.
128. Crecelius, Dr., Progymn.-L. Elberfeld.
129. Creizenach, W., Dr. phil., Assistent a. d. Kgl. Universitäts-Bibliothek. Breslau.
130. Cuers, Dr., Reallehrer. Elberfeld.
131. Curschmann, Dr., Gymn.-L. Giessen.
132. Curtius, Ernst, Dr., Prof. Berlin.
133. Daub, A., Stud. philol. Neckargemünd.
134. D'Avis, Dr., Gymn.-L. Coblenz.
135. Decku, Joseph, Gymn.-Elementarl. Hadamar.
136. Deussen, Dr., Oberlehrer. Essen.
137. Deutschmann, Progymn.-L. Brühl.
138. Dickmann, J., Dr., Gymn.-L. Crefeld.
139. Diderich, Wilh., Dr., Gymn.-L. Aachen.
140. Diehl, Dr., Oberlehrer. Kempen.
141. Dillmann, A., Real-Oberlehrer. Wiesbaden.
142. Dilthey, C., Dr., Prof. Göttingen.
143. Ditges, Phil. Joh., Gymn.-Dir. Köln.
144. Doerkes, Progymn.-L. Boppard.
145. Doerr, Otto, Probecandidat. Cassel.
146. Dörr, Franz, Cand. phil. Marburg.
147. Dörr, V., Stud. math. Kirberg.
148. Dötsch, Peter, Progymn.-Rector. Malmedy.
149. Dormann, Steinhauermeister. Wiesbaden.
150. van Dornick, Gymn.-L. Düren.
151. Drescher, Alexander, Dr., Gymn.-L. Mainz.
152. Dresler, Reallehrer. Diez.
153. Dronke, Ad., Realschul-Director. Trier.
154. Duden, Dr., Gymn.-Dir. Hersfeld.
155. Dünbier, Progymn.-Oberlehrer. Malmedy.
156. Düntzer, Dr. Prof., Bibliothekar. Köln.
157. Ebbecke, H., Buchhändler. Wiesbaden.
158. Eberhard, A., Dr., Prof., Gymn.-Dir. Duisburg.
159. Eberhard, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Köln.
160. Egelhaaf, Dr., Prof. Heilbronn.
161. Ehlinger, Jos., Oberl. a. Progymn. Boppard.
162. Endert, Gymn.-L. Detmold.

Digitized by Google

163. Engel, Gymn.-L. Elberfeld.
164. Esau, Gymn.-L. Corbach.
165. Esser, Dr., Regier.- u. Schulrath. Wiesbaden.
166. Evers, M., Gymn.-L. Elberfeld.
167. Evers, Dr., Oberlehrer. Crefeld.
168. Ewald, Rudolf, Gymn.-L. Gotha.

169 Fasterding, G., Reallehrer. Oberhausen.
170. Fehrs, Dr., Oberlehrer. Wetzlar.
171. Felgner, Gustav, Gymn.-L. Gotha.
172. Fell, Dr., Gymn.-L. Köln.
173. Fellinger, H., Hülfslehrer. Moers.
174. Firnhaber, C. G., Dr., Geh. Reg.-Rath a. D. Wiesbaden.
175. Fischer, Carl, Dr., Gymn.-Oberl. Attendorn.
176. Fischer, Wilh., Dr., Rector. Lennep.
177. Fischer, Oberlehrer. Moers.
178. Flach, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Wiesbaden.
179. Flasch, Dr., Docent. Würzburg.
180. Fleckeisen, A., Dr., Conrector u. Prof. Dresden.
181. Fleischer, G. L., Dr., Prof. d. morgenländ. Sprachen. Leipzig.
182. Fliedner, C., Dr., Oberl. a. d. Musterschule. Frankfurt.
183. Fliedner, Dr., Gymn.-Prorector. Hanau.
184. Flöck, Dr., Gymn.-L. Bonn.
185. Förster, E., R.-L. Essen.
186. Forbach, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.
187. Fränkel, Dr. phil. Wiesbaden.
188. Franke, Progymn.-L. Boppard.
189. Frankenbach, Dr., Rector. Hattingen.
190. Franz, Gymn.-L. Cassel.
191. Fraune, Reallehrer. Mayen.
192. Frenkel, E., Dr., Gymn.-L. Halle a. S.
193. Fresenius, Heinrich, Dr., Docent am chem. Laboratorium zu Wiesbaden.
194. Fresenius, R., Dr., Geh. Hofrath u. Prof. Wiesbaden.
195. Freudenberg, Kapellmeister. Wiesbaden.
196. Freyer, Prof. Ilfeld.
197. Frickhöffer, H., Dompredigter. Bremen.
198. Friderich, Carl, Dr. phil., Rector d. Lyceums zu Reutlingen.
199. Fries, H., Realschullehrer. Elberfeld.
200. Fries, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Barmen.
201. Friedrich, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.
202. Fritsch, Adolph, Dr., Oberlehrer. Hamburg.
203. Fritsch, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Trier.
204. Fritze, Aug., Gymn.-L. Marburg.
205. Frost, Dr., Reallehrer. Michelstadt.
206. Fürth, Aug., Gymn.-L. Jülich.
207. Fuss, Gymn.-Oberlehrer. Bedburg.

208. Gantrelle, Prof. Gent.
209. Gaquoin, Gr., Gymn.-L. Giessen.
210. Gecks, L., Buchhändler. Wiesbaden.
211. Geisenheyner, L., Gymn.-L. Kreuznach.
212. Gelzer, Dr., Prof. Heidelberg.
213. Genssler, G., Gymn.-L. Prüm.
214. Genthe, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Corbach.
215. Genther, Ludwig, Gymn.-L. Wittenberg.
216. Gering, Hugo, Dr., Privatdocent. Halle a. S.
217. Germann, Karl, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.
218. Gestewitz, Ad., K. K. Hof- und Verlagsbuchh. Wiesbaden.
219. Giers, Ant., Dr., Oberlehrer. Bonn.
220. Giesen, Dr., Oberlehrer. Bonn.
221. Gilbert, Gust., Gymn.-L. Gotha.
222. v. Gimborn, E., Gymn.-L. Sigmaringen.
223. Glaser, C., Kaufmann. Wiesbaden.
224. Glaser, Dr., Real-L. Giessen.
225. Glaser, Dr., Gymn.-L. Wetzlar.
226. Glücklich, Literat. Wiesbaden.
227. Goebel, Karl, Dr. phil., Gymn.-L. Strassburg.
228. Goebel, Dr., Gymn.-Dir. Fulda.
229. Freiherr v. Goeler, Dr. Baden-Baden.
230. de Goeje, M. J., Prof. Leiden.
231. Goepel, C., Gymn.-L. Wiesbaden.
232. Goeschen, Dr., Assessor. Wiesbaden.
233. Götz, Rector. Neuwied.
234. Götze, Dr., Staats-Archivar. Idstein.
235. Gottbrecht, Gymn.-L. Hamm.
236. Graeber, Fr., Gymn.-L. Moers.
237. Graevell, Paul, stud. phil. Berlin.
238. Grafe, W., Reallehrer. Körne bei Dortmund.
239. Graff, H., Dr., Gymn.-Dir. St. Petersburg.
240. Grantoff, P., Dr., Gymn.-L. Minden.
241. Greef, A., Dr., Gymn.-L. Göttingen.
242. Greger, Dr., Gymn.-L. Zerbst.
243. Grein, Dr., Gymn.-L. M.-Gladbach.
244. Grimm, J., Dr., Prof. Wiesbaden.
245. Grimm, Julius, stud. phil. Wiesbaden.
246. Grisebach, Hans, Architekt. Wiesbaden.
247. Grochowski, C., Kgl. Gewerbeschullehrer. Saarbrücken.
248. Groos, Anton, Realschullehrer. Bonn.
249. Gropius, Gymn.-L. Weilburg.
250. Gross, Dr., Gymn.-L. Kempen.
251. Grossmann, Assessor. Wiesbaden.
252. Grotefend, H., Dr., Stadtarchivar. Frankf. a. M.
253. Grotemeyer, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Kempen.
254. Grube, F., Dr. phil., Gymn.-L. Schleswig.
255. Günther, S., Dr., Prof. d. Math. u. Phys. Ansbach.
256. Gutsche, O., Dr. phil., Gymn.-L. Barmen.
257. Gygas, Dr., Arzt. Wiesbaden.

258. Haas, P., Rector. Limburg a. L.
259. Haeffner, Alexander, Lieutenant. Colmar.
260. Haeffner, Gustav, Badhausbes. Wiesbaden.
261. Hänisch, B., Dr., Gymn.-Oberlehrer. Wetzlar.
262. Hagen, C., Dr., Reallehrer. Crefeld.
263. Hagen, H., Dr., Prof. a. d. Univ. Bern.
264. Hainebach, F., Gymnasiallehramts-Accessist. Giessen.
265. Hainebach, Prof. Giessen.
266. Hall, Reallehrer. Wattenscheid.
267. Harrass, Dr., Oberlehrer. Coblenz.
268. Hartmann, Gfr., Cand. philol. Wiesbaden.
269. Hartmann, Gymn.-L. Heilbronn.

Digitized by Google

270. Hartwig, Dr., Oberlehrer. Cassel.
271. Hassbach, Dr., R.-L. Köln.
272. Hebgen, Lehrer. Biebrich.
273. Heicks, Th., Gymn.-Oberlehrer. Köln.
274. Heidenreich, Paul, Dr., Realschnll. Elberfeld.
275. Heideprim, Realschullehrer. Frankfurt a. M.
276. Heilermann, Dr., Realschuldirector. Essen.
277. v. Heinemann, Gymn.-Dir. Wolfenbüttel.
278. Heinz, J., Gymn.-L. Sigmaringen.
279. Heinzerling, J., Realschullehrer. Siegen.
280. Heller, Herm., Dr. phil., Oberlehrer. Berlin.
281. Hemmerling, Oberlehrer. Köln.
282. Henemann, Dr., ord. R.-L. Frankfurt a. M.
283. van Hengel, Dr., Gymn.-Oberl. Emmerich.
284. Hengstenberg, Dr., Rector. Solingen.
285. Hennes, Dr., Gymn.-L. Bonn.
286. Hennings, P. D. Ch., Prof. Dr., Oberl. Husum.
287. Henrich, Adolf, Dr., Gymn.-L. Emmerich.
288. Henrich, F., Oberlehrer. Wiesbaden.
289. Hensel, C., Buchhändler. Wiesbaden.
290. Hentze, C., Dr., Gymn.-Oberlehrer. Göttingen.
291. Hermes, Dr., Gymn.-L. Moers.
292. Hermes, Dr., Gym.-L. Prüm.
293. ten Hermsen, Gymn.-L. St. Wendel.
294. Herrlich, S., Dr. phil., Gymn.-L. Berlin.
295. Herrmann, Lehrer a. d. h. Bürgersch. Lennep.
296. Herwig, Dr., Realschul-Dir. a. D. Wiesbaden.
297. Heskamp, Dr., Rector. Xanten.
298. Hessel, Carl, Dr., Rector der höh. Töchterschule u. d. Lehrerinnen-Bildungsanstalt. Coblenz.
299. Hetzel, Oberlehrer. Dillenburg.
300. Heuser, Prorector der Realschule I. O. Cassel.
301. Hey'l, F., Curdirector. Wiesbaden.
302. Heynacher, Dr. phil., Ilfeld.
303. Hildenbrandt, E., Dr., Inst.-Dirig. St. Goarshausen.
304. Hilgers, Dr., Prof., Dir. d. Realsch. Aachen.
305. Hillebrand, Gymn.-Oberl. Hadamar.
306. Hiller, Ed., Dr., Prof. Halle.
307. Himly, K., Dolmetscher. Halberstadt.
308. Himmler, Literat. Wiesbaden.
309. Höffling, Dr., Rector. Dülken.
310. Hölscher, Aug., Prof. Münster i. W.
311. Hölscher, Rentner. St. Franzisco.
312. Hölscher, Dr., Gymn.-Prof. Herford.
313. Hönick, Ernst, Rentner. Wiesbaden.
314. Höpfner, Dr., Prov.-Schulrath. Coblenz.
315. Hoernle, Dr., Prof. Calcutta.
316. Hoerter, G., Dr., Gymn.-L. Barmen.
317. Holländer, Dr., Reallehrer. Essen.
318. Holland, Dr., Prof. Tübingen.
319. Hollenberg, Joh., Oberlehrer. Moers.
320. Holzweissig, Fr., Dr., Oberlehrer. Bielefeld.
321. Hommel, Fr., Dr., Ass. a. d. Staatsbibl. München.
322. Hottenrott, Oberlehrer. Köln.
323. van Hout, Dr., Oberlehrer. Bonn.
324. Hübner, Dr., Gymn.-L. Wesel.
325. Humpert, Dr., Oberlehrer. Bonn.
326. Handius, Dr. phil. Jena.
327. Jacobi, H., Dr., Prof. Münster i. W.
328. Jaeckel, Pfarrer. Hohensolms.
329. Jaeger, Dr., Dir. d. Fried.-Wilh.-Gymn. Köln.
330. v. Jan, Dr., Oberlehrer. Saargemünd.
331. Jancovius, M., Dr., Oberlehrer. Dresden.
332. Jansen, Jos., Reallehrer. Crefeld.
333. Jessen, Julius, Gymn.-L. Hamburg.
334. Johnson, Dr., Oberlehrer. Plauen.
335. Ihne, Dr. Prof. Heidelberg.
336. Imhoof-Blumer, Dr. phil. Winterthur.
337. Imme, Dr., Gymn.-L. Cleve.
338. Ising, Aug., Lehrer. Oberhausen.
339. Istel, Christ., Kaufmann. Wiesbaden.
340. Kaiser, W., Oberlehrer. Elberfeld.
341. Kaiser, Dr., Oberlehrer. Remscheid.
342. v. Kampen, Dr., Gymn.-L. Gotha.
343. Karrass, Dr., Realschul.-L. Elberfeld.
344. Kautsch, Dr., Univ.-Prof. Basel.
345. Kegel, Gymn.-L. Dillenburg.
346. Kelchner, E., Dr., Bibliothekar. Frankfurt a. M.
347. Kemper, W., Gymn.-L. Münster.
348. Kerber, Gymn.-L. Neuwied.
349. Kern, H., Prof. Leiden.
350. Kernich, C., Philologe. Wiesbaden.
351. Kersten, W., Dr., Seminardirector. Hamburg.
352. Kessler, Gymn.-L. Kempen.
353. Kenlen, Dr., Gymn.-L. Coblenz.
354. Kienitz, O., Dr., Prof. a. Gymn. Carlsruhe.
355. Kiesel, Dr., Gymn.-Dir. Düsseldorf.
356. Kieserling, Dr., Realschuldirigent u. Schulinspector. Hachenburg.
357. Kiessling, Ad., Dr., Prof. Greifswald.
358. Kirschbaum, Dr., Prof. u. Museumsinspector. Wiesbaden.
359. Klaas, Ad., Dr., Generalsecretär des Vereins Nass. Land- u. Forstwirthe. Wiesbaden.
360. Klaas, H., Reallehrer. Duisburg.
361. Klanke, August, Oberlehrer. Duisburg.
362. Klappert, W., Rentner. Wiesbaden.
363. Klancke, P., Oberlehrer. Landsberg a. W.
364. Klein, Karl, Dr., Institnts-Vorsteher. Mainz.
365. Kleine, Gymn.-Dir. Wesel.
366. Kleissner, Otto, Dr., Reallehrer. Essen.
367. Klingelhöffer, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.
368. Klingenburg, J., Reallehrer. Lennep.
369. Kloppe, Dr., Reallehrer. Nordhausen.
370. v. Knapp, Dr., Progymn.-L. Dentz bei Köln.
371. Kniepen, Herm., Gymn.-L. Neuss.
372. Knipfler, Gymn.-L. Düsseldorf.
373. Knoke, Oberlehrer. Bernburg.
374. v. Knorr, Progymn.-L. Rheinbach.
375. Knott, Dr., Real-Oberlehrer. Mülheim a. Rh.
376. Knnth, Dr., Realschnllehrer. Iserlohn.
377. Kobbe, Ferd., Kaufmann. Wiesbaden.
378. Koch, August, Kaufmann. Wiesbaden.
379. Koch, G., Dr. med. Wiesbaden.
380. Koch, K., Dr. phil., Oberlehrer. Braunschweig.
381. Koch, Gymn.-L. Aachen.

Digitized by Google

382. Koch, Dr., Prof. Gimma.
383. Kochler, Karl, Literat. Wiesbaden.
384. Köhler, J., Dr., Gymn.-Director. Emmerich.
385. Köhler, Reinhold, Dr., Bibliothekar. Weimar.
386. Köhler, Gymn.-L. Kassel.
387. Köhler, Dr., Gymn.-L. Zerbst.
388. König, Dr., Gymn.-L. Göttingen.
389. Koester, Dr., ord. Lehrer. Iserlohn.
390. Kohl, O., Dr., Oberlehrer. Kreuznach.
391. Kolbe, F., Dr., Gymn.-Oberlehrer. Stade.
392. Kopf, Prof. Baden-Baden.
393. Kortegarn, Dr., Realschuldirector. Bonn.
394. Kossut, Dr. phil. Prag.
395. Kownatzky, Reallehrer. Düren.
396. Kraemer, Fr., Realschullehrer. Bonn.
397. Kramer, K., Wiesbaden.
398. Kräuter, J. F., Gymn.-L. Saargemünd.
399. Krafft, Ephorus. Maulbronn.
400. Krause, Fr., Prorector. Wiesbaden.
401. Krebs, Lic., Dr., Realgymn.-L. Wiesbaden.
402. Kreis, Institutsvorsteher. Wiesbaden.
403. Kretzschmann, Gymn.-L. Soberusheim.
404. Kreutzer, Ed., Zeichenl. u. Maler. Wiesbaden.
405. Kröger, Paul, Prof. Königsberg i. Pr.
406. Krnse, Rector d. höh. Bürgerschule. Mayen.
407. Krumm, Dr., Oberl. der Realschule. Crefeld.
408. Krummacher, Dr., Realschullehrer. Elberfeld.
409. Kühn, Dr., Real-G.-L. Wiesbaden.
410. Künkler, Heinr., Dr., Institutsvorst. Biebrich.
411. Küster, Wilh., stud. phil. Wiesbaden.
412. Kufal, W., Institutslehrer. St. Goarshausen.
413. Kuhl, Progymn.-L. Andernach.
414. Kuhl, Dr., Progymn.-Rector. Jülich.
415. Kuhlmey, Oberlehrer. Wiesbaden.
416. Kuhn, Dr., Prof. München.
417. Kutscher, Emil, Reallehrer. Goslar.

418. Lade, K. Th., Prof. a. D. Wiesbaden.
419. v. Langenbeck, B., Geh. Obermedicinal-Rath, Generalarzt und Professor. Berlin.
420. Lauer, Wilh., Dr. phil., Gymn.-L. Wetzlar.
421. Lautz, Th., Lehrer. Wiesbaden.
422. Leber, P., Dr., Gymn.-L. Bonn.
423. Lefarth, Dr., ordentl. Lehrer. Aachen.
424. Lefmann, Dr., Prof. Heidelberg.
425. v. Lehmann, Gymn.-L. Kreuznach.
426. Lehmann, B., Dr., Real-L. Frankfurt a. M.
427. Leimbach, Dr., Director. Goslar.
428. Lemkes, Dr., Reallehrer. Köln.
429. Lenz, Max, Dr., Privatdocent. Marburg.
430. Leo, Friedrich, Dr., Privatdocent. Bonn.
431. Leskien, Dr., Prof. Leipzig.
432. v. Leutsch, E., Dr., Prof. a. Hofr. Göttingen.
433. Leutz, Ludwig, Prof. a. Gymn. Carlsruhe.
434. Lieck, Dr., Realschul-Oberlehrer. Aachen.
435. Liesegang, Dr., Gymn.-Dir. Cleve.
436. Limbarth, Chr., Buchhändler. Wiesbaden.
437. Linker, Gustav, Dr. phil., Univ.-Prof. Prag.
438. Linsenbarth, Oskar, Gymn.-L. Kreuznach.
439. Litter, J., Gymn.-L. Bedburg.
440. Lohmann, Consistorialrath. Wiesbaden.
441. Lohmeyer, Dr., Realschul.-L. Elberfeld.
442. Lohr, Fr., Dr., Gymnasiallehrer. Wiesbaden.
443. Looser, Gust., Dr., Reallehrer. Essen.
444. Lorscheid, Dr., Prof., Rector. Eupen.
445. Loth, Dr., Prof. Leipzig.
446. Löhbach, Rudolf, Dr., Gymn.-Dir. Mainz.
447. Lucae, Carl, Dr., Prof. Marburg.
448. Lücken, Dr., Oberl. a. d. Ritterakad. Bedburg.
449. Lüngen, Wilh., Dr., Reallehrer. Düren.
450. Lüthgen, Dr., Lehrer an der Bürgerschule. Oberhausen.
451. Lütjohann, Dr., Gymn.-Lehrer und Privatdocent. Greifswald.
452. Lummerzheim, H., Gymn.-Oberl. St. Wendel.

453. Mahr, Dr., Geh. San.-Rath. Wiesbaden.
454. Majer, Ludwig, Prof. Stuttgart.
455. Maler, Dr., Professor. Heidelberg.
456. Mangelsdorf, Dr., Gymn.-Prof. Carlsruhe.
457. Manns, Peter, G. L. Emmerich.
458. Manns, Gymnasialhilfslehrer. Cassel.
459. Manns, Gymn.-L. Herfeld.
460. Martens, Dr., Gymnasiallehrer. Elberfeld.
461. Martin, Gymnasiallehrer. Wesel.
462. Martius, Goetz, Dr. phil. Godesberg.
463. Mathi, Hilfslehrer. Wiesbaden.
464. Matthias, E., Dr., Gymnasiallehrer. Barmen.
465. Matthiessen, Dr. phil., Oberl. Husum.
466. Matthiessen, E. A., Kaufmann. Wiesbaden.
467. Maué, Herm., Dr., Lehrer. Frankfurt a. M.
468. Maul, H., Dr., Reallehrer. Offenbach.
469. Maur, Anton, Gymn.-Oberlehrer. Düren.
470. Maurer, Theodor, Dr., Gymn.-Lehrer. Mainz.
471. May, H., Rector. Frankfurt a. M.
472. Meister, Prof., Gymn.-Oberl. Hadamar.
473. Menge, Carl, Gymnasiallehrer. Köln.
474. Mestwerdt, G., Dr., G.-L. Cleve.
475. Menrer, Dr., R.-L. Aachen.
476. Meyer, Ad., Dr., Gymn.-Dir. Parchim i. M.
477. Meyer, Dr., Gymn.-L. Jülich.
478. Meyer, Dr., Oberlehrer. Essen.
479. Meyer, Friedrich, Dr., Gymn.-L. Göttingen.
480. Meyer, Gustav, Dr., Univ.-Prof. Graz.
481. Meyer, Gymn.-Oberl. Herford.
482. Meyer, H., Gymnasiallehrer. Coblenz.
483. Milner, Ernst, Gymn.-L. Kreuznach.
484. Milz, Dr., Prof., Gymn.-Oberl. Aachen.
485. Möhring, Wilh., Gymn.-Oberl. Kreuznach.
486. Mönch, H. H., Progymn.-L. Boppard.
487. Mohr, Eduard, Kaufmann. Wiesbaden.
488. Müller, Carl, Volontär an der Univ.-Bibl. Würzburg.
489. Müller, F., Gutsbesitzer. Wiesbaden.
490. Müller, F. H., Oberlehrer. Ilfeld.
491. Müller, Gottlieb, Realschul-L. Elberfeld.
492. Müller, Gottlieb, Gymn.-L. Barmen.
493. Müller, Hermann, Gymn.-L. Sigmaringen.

Digitized by Google

494. Müller, Jos., Gymnasial-Religionsl. Köln.
495. Müller, J. P., Dr., Oberlehrer der Gewerbeschule. Remscheid.
496. Müller, R., Dr., Gymn.-Oberl. Wiesbaden.
497. Müller, Wilh., Progymn.-L. Boppard.
498. Müller, Gymnasial-Director. Flensburg.
499. Müller, Oberlehrer. Elberfeld.
500. Münch, Dr., Realschul.-Dir. Ruhrort.
501. Münscher, Fr., Gymn.-Dir. Marburg.

502. Neubauer, C., Dr., Chemiker, Prof. Wiesbaden.
503. Neuendorf, Dr., Real-Oberl. Düren.
504. Neuendorff, H., Badhausbes. Wiesbaden.
505. Neuendorff, W., Badhausbes. Wiesbaden.
506. Neumann, Dr., Realschul-L. Frankfurt a. M.
507. Neumann, K., Dr., Gymn.-Oberl. Barmen.
508. Niedner, Jul., Verlagsbuchh. Wiesbaden.

509. Odernheimer, Geh. Bergrath. Wiesbaden.
510. Oeri, Dr., Gymnasiallehrer. Schaffhausen.
511. Oncken, Dr., Prof. Giessen.
512. Opel, Carl, Reallehrer. Friedberg.
513. Opitz, Regierungsrath. Wiesbaden.
514. Opitz, Dr., Oberlehrer. Naumburg.
515. Ortmann, Dr., Professor. Schleusingen.
516. Osterwald, Prof., G.-Dir. Mühlhausen i. Th.
517. Otto, Fr., Oberlehrer am Gymn. Wiesbaden.
518. Otto, Cl., Dr., Gymnasiallehrer. Köln.
519. Oxé, Oberlehrer. Kreuznach.

520. Päpke, Gymn.-L. Lüneburg.
521. Pagenstecher, A., Dr., Sanitätsr. Wiesbaden.
522. Paltzer, Gymn.-L. Bonn.
523. Pansch, B., Gymn.-L. Rendsburg.
524. Pertz, C. A., Gymn.-Dir. Wetzlar.
525. Petri, Herm., Gymn.-Dir. Höxter a. d. W.
526. Petry, Dr., Realschuldirector. Remscheid.
527. Pesch, Gymn.-L. Coblenz.
528. Peter, Dr., Professor, Rector. Meissen.
529. Peters, Dr., Gymn.-Director. Hadamar.
530. Philippi, Dr., Professor. Rostock.
531. Pitsch, Gymn.-L. Barmen.
532. Plasberg, A., Dr., Progymn.-Rect. Soberneim.
533. Plattner, Philipp, wissenschaftlicher Hilfslehrer. Wiesbaden.
534. Plönnis, Lehrer an der höheren Bürgerschule. Limburg a. L.
535. Pohl, Dr., Progymn.-Rector. Linz a. Rh.
536. Polack, Rect. d. Bürgersch. a. D. Wiesbaden.
537. Praetorius, Dr., Gymn.-Oberl. Cassel.
538. Prast, Dr., Oberlehrer. Barmen.
539. Pratje, Dr., Gymn.-L. Sobernheim.
540. Prien, Carl, Dr., Gymn.-Professor. Lübeck.
541. Probst, H., Dr., Prov.-Schulr. Münster i. W.
542. Prym, E., Dr., Univ.-Prof. Bonn.
543. Pulch, Paul, stud. phil. Wiesbaden.
544. Pulch, Philipp, Lehrer. Wiesbaden.
545. Pullig, Realschullehrer. Bonn.
546. Püttgen, Gymn.-L. Cassel.

547. Quosseck, Reallehrer. Crefeld.

548. von Raczek, F. W., Dr., Prov.-Schulr. Coblenz.
549. Radke, Dr., Literat. Wiesbaden.
550. Ramsperger, Präceptor. Tübingen.
551. Rau, Fr., Progymnasiallehrer. Jülich.
552. Rauch, Wilh., wissenschaftl. Hilfslehrer. Wiesbaden.
553. Rausch, Dr., Gymn.-L. Giessen.
554. Räsch, Pfarrer. Langenbrand.
555. Redslob, Dr., Prof. a. acad. Mus. Hamburg.
556. Rehmann, Dr., Gymn.-L. Moers.
557. Reifferscheid, Al., Dr., Prof. d. deutsch. Phil. Greifswald.
558. Reimer, Hans, Buchhändler. Berlin.
559. Reinhard, Professor. Stuttgart.
560. Reinhardt, Karl, Dr. phil., G.-L. Bielefeld.
561. Reinhardt, Gymn.-L. Neu-Brandenburg.
562. Reinke, L., Dr., Gntsbes. Langförden.
563. Reinsch, Oberlehrer. Nordhausen.
564. Reinstorff, Dr., Prof. Hamburg.
565. Renner, Dr., Gymn.-L. Göttingen.
566. Renvers, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Münstereifel.
567. Reuschle, C., Prof. Stuttgart.
568. Reuter, Dr., Ober-Med.-Rath. Wiesbaden.
569. Rettig, Reallehrer. Köln.
570. Rhode, A., Gymn.-Dir. Wittenberg a. E.
571. Ribbeck, Otto, Dr., Univ.-Prof. Leipzig.
572. Richter, Gustav, Dr., Gymn.-Dir. Jena.
573. Richter, Dr., Oberlehrer. Wesel.
574. Richter, J., Reallehrer. Solingen.
575. Rieckher, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Heilbronn.
576. Riegel, Reallehrer. Mayen.
577. Riehm, Eduard, Dr. Prof. Halle a. S.
578. Riese, Al., Dr., Professor Frankfurt a. M.
579. Robert, Carl, Dr. phil., a.-o. Prof. d. Archäologie. Berlin.
580. Rodenbach, Reallehrer. Crefeld.
581. Roderich, F. W., Religionslehrer. Prüm.
582. Rodrian, Ed., Buchhändler. Wiesbaden.
583. Rohrmann, Dr., Reallehrer. Harburg a. E.
584. Rosbach, Dr., Gymn.-L. Neuss.
585. Rossbach, Arth., Buchhändler. Leipzig.
586. Roth, Rud., Dr., Univ.-Prof. Tübingen.
587. Roth, Wilhelm, Buchhändler. Wiesbaden.
588. Rothstein, J. W., Dr., cand. theol. ev. Bonn.
589. Roudolf, Dr., Prof., Oberlehrer. Neuss.
590. Rovenhagen, L., Oberlehrer. Aachen.
591. Röhr, Realschullehrer. Köln.
592. Röll, Dr., Lehrer. Darmstadt.
593. Rösen, Dr., Rector. Oberhausen.
594. Rudio, Ferdinand, stud. phil. Wiesbaden.
595. Rullmann, W., Dr., Literat. Wiesbaden.
596. Rumpf, H., Dr., Prof. a. Gymn. Frankfurt a. M.
597. Ruppel, O., Cand. prob. a. K. R.-Gymn. Wiesb.

598. Sachs, Dr., Prof. Brandenburg.
599. Saemann, Oskar, Dr., Arzt. Wiesbaden.
600. Saltzmann, Fr., Gymn.-L. Cleve.
601. Salzer, Prof., Director. Heidelberg.
602. Sauer, Dr., Gymn.-L. Stendal.

Digitized by Google

603. Sauerwein, Dr., Director. Neu-Brandenburg.
604. Savelsberg, Dr., Prof., Oberlehrer. Aachen.
605. Schacht, Dr., Realschul-Dir. Elberfeld.
606. Schader, Dr., Gymn.-L. Hamburg.
607. Schaefer, Heinr., Dr. phil., L. an der höh. Bürgerschule. Diez a. L.
608. Schaefer, Dr., Rect. d. Realsch. zu Biebrich.
609. Schaefer, Dr., Kreis-Schulinsp. Marburg.
610. Schäfer, A. Th., Badhausbes. Wiesbaden.
611. Schäfer, Dr., Gymn.-L. Bonn.
612. Schanz, Martin, Dr., Prof. Würzburg.
613. Schauenburg, E., Dr., Realschuldir. Crefeld.
614. Scheeffer, Eugen, Realschull. Elberfeld.
615. Schellen, H., Dr., Realschul-Dir. Köln.
616. Scherling, Friedr., Gymn.-L. Gotha.
617. Schiller, Herm., Dr., Gymn.-Dir. u. Prof. an der Universität. Giessen.
618. Schimmelpfeng, Dr., Prof., G.-Dir. Ilfeld.
619. Schirmer, Heinr., Rentner. Wiesbaden.
620. Schlüter, Dr., Oberlehrer. Coblenz.
621. Schmeding, Dr., Prof., Oberl. Duisburg.
622. Schmidt, Aug., Real-Gymn.-L. Wiesbaden.
623. Schmidt, Erich, Dr., Prof. Strassburg.
624. Schmidt, F., Real-Gymn.-Oberl. Wiesbaden.
625. Schmidt, Ferd., Dr., Lehrer. Wiesbaden.
626. Schmidt, Dr., Progymn.-Rector. Trarbach.
627. Schmidtborn, Dr., Real-Gymn.-L. Wiesbaden.
628. Schmitt, A., Dr. phil., Buchhändler. Leipzig.
629. Schmitt, H., Lehrer. Wiesbaden.
630. Schmitt, Herm., Lehramtsprakt. Karlsruhe.
631. Schmitt, Johann, Progymn.-L. St. Wendel.
632. Schmitter, Gymn.-L. Köln.
633. Schmitz, W., Dr., Gymn.-Dir. Köln.
634. Schneider, H., Dr., Prof., Dir. des Progymn. Pforzheim.
635. Schnell, Gymn.-L. Neuwied.
636. Schnitzler, Dr., Gymn.-L. Köln.
637. Schöll, Fritz, Dr., Prof. Heidelberg.
638. Schöll, Rudolf, Dr., Prof. Strassburg.
639. Schön, Realschuldir. Oppenheim.
640. Scholz, Dr., Gymn.-L. Wiesbaden.
641. Scholz, Dr., Oberlehrer. Ilfeld.
642. Schrader, Dr., Geh. Regierungsr. Königsberg.
643. Schrammen, Lehrer, Köln.
644. Schroeter, Dr., Gymn.-L. Wesel.
645. Schubach, Dr., Religionslehrer. Coblenz.
646. Schürmann, Dr., Gymn.-Dir. Kempen.
647. Schütz, L., Oberlehrer. Burg-Steinfurt.
648. Schultess, Dr., Oberl. a. prot. G. Strassburg.
649. Schultz, Ferd., Dr., Geh. Reg.- u. Prov.-Schulrath. Münster.
650. Schulze, Realschullehrer. Barmen.
651. Schumacher, Dr., Gymn.-L. Köln.
652. Schumacher, Gymn.-L. Hamm.
653. Schugt, Dr., Realschul.-L. Essen.
654. Schupp, Gust., Kaufmann. Wiesbaden.
655. Schwabe, Carl, Real-Oberl. Crefeld.
656. Schwarz, Oskar, Fabrikbesitzer. Dessau.
657. Schwarz, Dr., Oberlehrer. Siegen.
658. Schweikert, Dr., Rector. Andernach.
659. Schwenger, Dr., Gymn.-Dir. Aachen.
660. Schwering, Carl, Dr., Oberlehrer. Brilon.
661. Schwörbel, B., Progymn.-Rector. Deutz.
662. Seibel, Elem.-L. Lennep.
663. Sempinski, Oberlehrer. Münstereifel.
664. Sénéchaute, P., Dr., Gymn.-Oberl. Düren.
665. Sieberger, Dr., Real-Oberl. Aachen.
666. Siebert, Dr., Reallehrer. Wiesbaden.
667. Siegers, J., Gymn.-L. Malmedy.
668. Spamer, R., stud. philol. Wiesbaden.
669. Spangenberg, Fr., Dir. d. Realgymn. Wiesb.
670. Spiegelthal, L., Generalconsul z. D. Wiesb.
671. Spiess, Bernh., Dr., Gymn.-L. Wiesbaden.
672. Spiess, Prof., Gymn.-Dir., Dillenburg.
673. Sprenger, Dr., Gymn.-L. Göttingen.
674. Socin, A., Dr., Professor. Tübingen.
675. Sonntag, Oberlehrer. Duisburg.
676. Stadtmüller, Prof. Heidelberg.
677. Stamm, Adolf, stud. phil. Wiesbaden.
678. Stark, Dr., Prof. Heidelberg.
679. Steeg, Dr., Oberl. der Realschule. Trier.
680. Steiger, Dr., Gymn.-L. Hersfeld.
681. Stein, Oberlehrer. Köln.
682. Steinbart, Dr., Realschuldir. Duisburg.
683. Steinthal, Dr., Univ.-Prof. Berlin.
684. Stelkens, Gymn.-L. Crefeld.
685. Steugel, Dr., Prof. Marburg.
686. Stephan, Constantin, ord. L. a. d. höheren Bürgerschule. Wiesbaden.
687. Steubing, A., Dr. phil., Lehrer am Institut Hofmann. St. Goarshausen.
688. Stiepel, Oberlehrer. Lennep.
689. Stigell, J., Dr., Prof. am Gymn. Mainz.
690. Stoepler, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.
691. Stoll, H. W., Gymn.-Prof. Weilburg.
692. Stoltz, Gr., Gymn.-L. Rheydt.
693. v. Strauss und Torney, Dr. jur., Polizeidir. Wiesbaden.
694. Studemund, Dr., Prof. Strassburg i. Els.
695. Suchier, Dr., Gymn.-Oberl. Rinteln.
696. Terwelp, Dr., Gymn.-L. Andernach.
697. Teuffel, Sigmund, Dr. phil. Tübingen.
698. Theis, Dr., Gymn.-L. St. Hubert.
699. Thiele, Dr., Oberlehrer. Bochum.
700. Thilo, G., Dr. Heidelberg.
701. Thomae, H. Dr., cand. phil. Wiesbaden.
702. Thorbecke, Dr., Gymn.-L. Detmold.
703. Thorbecke, H., Prof. Heidelberg.
704. Trieber, Dr., Gymn.-L. Frankfurt a. M.
705. Triemel, Ludw., Gymn.-L. Kreuznach.
706. Tücking, Dr., Gymn.-Director. Neuss.
707. Uebert, Dr., Oberlehrer. Crefeld.
708. Uhle, Heinr., Dr., Gymn.-L. Dresden.
709. Uhlig, Dr., Gymn.-Dir. Heidelberg.
710. Uihlein, F., Rector d. höheren Bürgerschule. Geisenheim.

Digitized by Google

711. Unger, G. T., Dr., Univ.-Prof. Würzburg.
712. Unger, J., Dr. phil., Gymn.-L. Bonn.
713. Ungermann, Dr., Progymn.-Rect. Rheinbach.

714. Valentin, Veit, Dr., Lehrer. Frankfurt a. M.
715. Vayhinger, Prof. a. Realgymn. Stuttgart.
716. Veil, G., Dr., Gymn.-L. Ulm.
717. Venediger, Dr., Gymn.-L. Halle a. S.
718. Verner, Karl, Dr., Custos an der Univ.-Bibl. Halle.
719. Victor, Wilh., Dr., Realschull. Düsseldorf.
720. Vietor, A., stud. phil. Berlin.
721. Vilmar, Oberlehrer. Cassel.
722. Vogt, Gideon, Dr., Gymn.-Dir. Cassel.
723. Vogt, Edmund, Dr., Gymn.-Dir. Essen.
724. Voiss, Dr., Gymn.-L. Düren.
725. Volkmann, Dr., Gymn.-Dir. Elberfeld.
726. Vollmer, Ad., Dr. phil., Lehrer. Düren.

727. Wachendorf, Dr., Gymn.-Oberl. Neuss.
728. Wackermann, Dr., Reallehrer. Biedenkopf.
729. Wagner, A., Gymn.-Hilfslehrer. Wiesbaden.
730. Wagner, Carl, Gymn.-L. Cassel.
731. Wagner, C., Dr., Gymn.-L. Bremen.
732. vorm Walde, Dr., Progymn.-Rect. Siegburg.
733. Waldeyer, Dr., Gymn.-Dir. Bonn.
734. Wallenfels, A., ordentl. Lehrer. Wiesbaden.
735. Walther, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.
736. Wartenberg, Reallehrer. Eupen.
737. Warth, Praeceptor. Böblingen.
738. Weber, B. C., Inspector. Weimar.
739. Wedewer, H., Religionslehrer. Wiesbaden.
740. Weidemann, Pfarrer u. Reall. Bockenheim.
741. Weidemann, Oberlehrer. Cleve.
742. Weidenbusch, H., Dr. Wiesbaden.
743. Weidlich, Dr., Prof. Maulbronn.
744. Weidner, Dr., Gymn.-Dir. Darmstadt.
745. Weiffenbach, Dr., Real.-L. Frankfurt a. M.
746. Weiland, L., Dr., a.-o. Prof. Giessen.
747. Weinand, Dr. theol., Gymn.-L. Neuss.
748. Weismann, H., Dr., Dir. Frankfurt a. M.
749. Weismann, Karl, Gymn.-Dir. Coburg.
750. Weldert, C., Rector u. Schulinsp. Wiesbaden.
751. Welpmann, Karl, Realschull. Lippstadt.
752. Welter, F. J., Real-L. Essen.
753. Wendt, Dr., Gymn.-Dir. und Ober-Schulrath. Karlsruhe.
754. Wendt, Real-L. Lennep.
755. Wenzel, H., stud. phil. Mainz.
756. Werle, J., L. a. d. höheren Bürgersch. Oberlahnstein.
757. Werle, Wilh., stud. phil. Wiesbaden.
758. Werminghoff, Hôtelbes. Wiesbaden.
759. Werneke, Dr., Gymn.-Dir. Montabaur.
760. Werr, Dr., Gymn.-L. Düren.

761. Wesener, Dr., Gymn.-Oberl. Colmar.
762. Wesener, Dr., Gymn.-L. Wiesbaden.
763. Wetzel, Dr., Oberl. Barmen.
764. Weyrauch, F., Rentner. Wiesbaden.
765. Widmann, S., Dr. phil., Gymn.-L. Wiesbaden.
766. Wiedel, Herm., Dr. phil., Realschul-L. Köln.
767. Wiederhold, Dr., Reallehrer. Alzey.
768. Wiegand, G., Rector. Bockenheim.
769. Wiel, Dr., Gymn.-Dir. Bedburg.
770. Wiel, Dr., Gymn.-L. Köln.
771. Wiese, Gustav, W. F., Lehrer. Wiesbaden.
772. Wieseler, Friedrich, Dr., Prof. Göttingen.
773. Wieseler, K., Dr., ord. Prof. u. Consistorialrath. Greifswald.
774. v. Wilamowitz-Möllendorff, Ulrich, Dr., Prof. Greifswald.
775. Wilke, Oberlehrer. Hamm.
776. Wilken, Dr., Gymn.-Dir. Meppen.
777. Willert, Progymn.-L. Malmedy.
778. Windhaus, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.
779. Winkelaesser, Gymn.-L. Detmold.
780. Wirz, Hans, Rector d. Realgymn. Zürich.
781. Wissing, Th., Gymn.-L. Prüm.
782. Wissmann, Ed., Kreisgerichtsr. Wiesbaden.
783. Witte, Dr. phil., Lehrer. Wiesbaden.
784. Witten, Friedr., Gymn.-L. Erfurt.
785. Wittenhaus, Dr., Rector. Rheydt.
786. Prinz zu Wittgenstein, H. Wiesbaden.
787. Wittich, Dr., Oberlehrer. Cassel.
788. Wittmann, Dr., Gymn.-L. Giessen.
789. Wizemann, Dr., Gymn.-L. Heilbronn.
790. Woll, Gymn.-L. Weilburg.
791. Wolff, Lieut., Reallehrer. St. Goarshausen.
792. Wollmann, Dr., Oberlehrer. Köln.
793. Wollseiffen, Dr., Gymn.-Dir. Crefeld.
794. Wolter, C., Gymn.-L. Sobernheim.
795. Worbs, Dr., Gymn.-Oberl. Coblenz.
796. Wngk, Heinrich, Realschullehrer. Elberfeld.
797. v. Wurmb, Regierungs-Präs. Wiesbaden.
798. Wülcker, Ernst, Dr., Archivsecr. Weimar.
799. Wülcker, R., Dr., Prof. a. d. Univ. Leipzig.

800. v. Zabern, Carl, Rentner. Wiesbaden.
801. Zacher, Dr., Privatdocent. Halle a. S.
802. Zahn, Dr., Gymn.-Dir. Moers.
803. Zeck, Dr., R.-L. Köln.
804. Zickendrath, W., Gymn.-L. a. D. Wiesbaden.
805. Ziemssen, Dr., Arzt. Wiesbaden.
806. Zoeller, M., Dr., Oberlehrer am Gymn. Mühlhausen i. E.
807. Zurborg, Dr., Gymn.-L. Zerbst.
808. Zuschlag, C., Dr., Gymn.-Oberl. Cassel.
809. Zülch, G., ord. L. a. d. höh. Bürgerschule. Oberlahnstein.
810. Zülch, Gymn.-L. Cassel.

Digitized by Google

Festschriften.

Dieselben wurden entweder bei Empfangnahme der Mitgliedkarte oder in den Sectionen, soweit der Vorrath reichte, an die Mitglieder vertheilt.

Usener, H., Dr., Prof. (Bonn) *Festschrift zur Begrüssung der XXXII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Wiesbaden.* Anecdoton Holderi. Ein Beitrag zur Geschichte Roms in ostgothischer Zeit. 79 S. Druck der Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn. 1877. [In den Verlag von B. G. Teubner übergegangen und von diesem zu beziehen.]

Otto, Gymnasialoberlehrer (Wiesbaden) *Geschichte der Stadt Wiesbaden.* Festschrift zur Begrüssung der XXXII. Versammlung etc. 179 S. mit einem historischen Plane der Stadt. Wiesbaden, bei Jul. Niedner. 1877.

Festschrift der XXXII. Versammlung etc. zur Begrüssung dargebracht von dem Verein der Alterthumsfreunde im Rheinlande, enthaltend eine Abhandlung von Prof. Dr. Stark (Heidelberg) über den Apollo von Speier und von Gymnasiallehrer Dr. Bone (Köln) über ein antikes Freskomedaillon. 31 S. nebst 2 Abbildungen. Bonn, bei Georgi 1877.

Hey'l, Cardir. (Wiesbaden) *Wiesbadener Fremdenführer.* Der 32. Versammlung etc. als Erinnerungsgabe gewidmet von dem Curverein der Stadt Wiesbaden. Neunte Aufl. 1877. 223 S. nebst 2 Karten.

Adam, Dr. Gymnasiallehrer (Wiesbaden) *Die älteste Odyssee in ihrem Verhältnisse zur Redaction des Onomakritus und der Odyssee-Ausgabe Zenodots.* Zur Begrüssung etc. 90 S. Wiesbaden, bei Niedner 1877.

Reuter, Dr., Obermedicinalrath (Wiesbaden) *Zur Geschichte des römischen Wiesbadens.* Römische Wasserleitungen in Wiesbaden und seiner Umgebung. 69 S. Mit 7 Tafeln und einem Plan. Wiesbaden. Roth. 1877. (Festschrift des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung zu Wiesbaden.)

Schmidtborn, Dr., Realgymnasiallehrer (Wiesbaden) *Darlegung und Prüfung der Kantschen Kritik des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes.* Zur Begrüssung etc. Wiesbaden, bei C. Ritter. 1877. 32 S.

Witte, Dr., Lehrer der höh. Töchterschule (Wiesbaden), *Bemerkungen über das neuangelsächsische Pronomen.* Der Germanistischen Section der XXXII. Versammlung etc. gewidmet. 26. S. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. 1877.

Festlieder zum 32. deutschen Philologentage. 29 S. Wiesbaden 1877.

Ausserdem waren dem Präsidium noch folgende Schriften behufs Vertheilung an die Mitglieder zur Verfügung gestellt:

v. Wedekind, *Dichtungen des Claudius Claudianus, übersetzt von Freiherr v. W.* Darmstadt, bei Jonghaus. 1868. 381 S. (30 Ex.)

Linker, *Quaestiones Horatianae.* Prag 1877. 25 S. 4° (30 Ex.)

Michaelis, *Zeitschrift für Stenographie und Orthographie.* XXV. 1877. Nr. 3. (40 Ex.)

Bericht über die Delegirtenversammlung des allgemeinen deutschen Realschulmännervereins zu Berlin. (150 Ex.)

I. Jahresbericht des allgemeinen deutschen Realschulmännervereins. Duisburg, bei Mendelssohn. 1877. (200 Ex.)

Die erste gesellige Vereinigung und gegenseitige Begrüssung der angekommenen Philologen und Schulmänner fand am Dienstag den 26. September Abends von 7 Uhr ab in den Räumen des Casinos statt, wobei der Wiesbadener Männergesangverein die Freundlichkeit hatte, die festliche Stimmung durch Vortrag einiger Lieder zu erhöhen.

Auf Veranlassung des Präsidiums zeichneten sich die Mitglieder schon an diesem Abende in die aufgelegten Sectionslisten ein.

Digitized by Google

Erste allgemeine Sitzung.

Mittwoch, 26. September. 9¼ Uhr.

Der Präsident, Gymnasialdirector Dr. Pähler, eröffnete die Versammlung etwa mit folgenden Worten:

Hochgeehrte Versammlung! Als ich im Herbste des vorigen Jahres von einer Ferienreise heimkehrend die telegraphische Meldung vorfand, dass in Tübingen Wiesbaden zum Sitz der 32. Philologenversammlung erwählt, sowie dass mir das Präsidium mit dem Rechte der Cooptation eines Collegen übertragen sei, trat das Gefühl der Freude über die hohe Auszeichnung, die unserer Stadt und mir persönlich zu Theil geworden, anfänglich zurück vor dem Staunen über die ganz unerwartete Wahl und vor der Empfindung der Beklommenheit wegen der Grösse und Schwierigkeit einer Aufgabe, zu deren befriedigender Lösung meine Kräfte, wie ich mir wohl bewusst, nicht ausreichend waren. Ich sagte mir, dass man dies ehrenvolle Amt in die Hand einer würdigeren und geeigneteren Persönlichkeit hätte legen können, zumal da ich voraussah, dass dienstliche Pflichten, die mir in den letzten Jahren kaum eine freie Stunde zu wissenschaftlichen Arbeiten gelassen hatten, es mir schwerlich gestatten würden, den an mich herantretenden Obliegenheiten mich völlig hinzugeben. Indess die Entscheidung war getroffen, die Tübinger Versammlung bereits geschlossen, so nahm ich denn, obgleich mit schwerem Herzen dankend an. Das Zagen, das mich beherrschte, wich erst dann grösserem Muthe, als es mir gelungen war, in dem Herrn Prof. Dr. Usener, einem mit allen hiesigen Verhältnissen genau bekannten Sohne unseres nassauischen Landes, einen akademischen Lehrer zu gewinnen, der sich bereit erklärte, in das Präsidium einzutreten und die Sorge vorzugsweise für die innere Organisation, für die Auswahl der Vorträge zu übernehmen. Zu der Befriedigung, die mir dies bot, trat hinzu, dass Se. Maj. der Kaiser und König die Genehmigung zur Abhaltung der Versammlung Allerhöchst ertheilte und zur Bestreitung der Kosten eine namhafte Beihilfe huldvollst gewährte. Auch die Stadt Wiesbaden, ihre Vertreter und Beamten kamen mir in freundlicher Weise entgegen. So ging ich frisch ans Werk, unterstützt von einem wackeren Comité, welchem ich für den Eifer, mit dem es sich jeder Mühe unterzogen hat, aufrichtig dankbar bin. Insbesondere aber muss ich gleich heute einem Manne den wärmsten Dank abstatten, der mir von Anfang an mit seinem Rathe zur Seite gestanden und aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung als thätiges Mitglied vieler früheren Versammlungen manchen trefflichen Wink gegeben hat, dem Herrn Geh. Regierungsrath Dr. Firnhaber in Wiesbaden. Endlich bin ich Herrn Dir. Prof. Dr. Eckstein aus Leipzig zur Erkenntlichkeit verpflichtet, dass er, seit einigen Wochen zur Kur sich hier aufhaltend, auf meine Bitte an den letzten Berathungen des Comités eifrig Theil genommen hat.

Digitized by Google

Dieser allseitigen Hilfe verdanke ich es, wenn ich glaube heute die Hoffnung aussprechen zu dürfen, dass es Ihnen bei uns gefallen werde, und dass in diesen Tagen an der Stätte der heissen Quellen mit einem reichen wissenschaftlichen Leben ein ungetrübter rheinischer Frohsinn sich vereinen werde.

Und so heisse ich Sie denn herzlich willkommen, die Sie hier erschienen sind von den Ufern des Pregels und der Eider bis zu den Quellen des Rheines, von Nord und Süd und Ost und West, so weit die deutsche Zunge klingt, ja über die Grenzen der vaterländischen Gaue weit hinaus. Sie sind zu uns geeilt nicht als Sieche oder Leidende, um durch die aquae mattiacae leiblich zu genesen, sondern gesund an Körper und wohlgemuth, um durch gemeinsame Arbeit neue geistige Frische, neue Lust zu fernerem Streben und Schaffen im Dienste der Wissenschaft und der Schule zu gewinnen. Quod deus bene vertat!

Ich begrüsse zunächst die hier anwesenden Lehrer der deutschen Hochschulen.

Es ist auf einem der früheren Congresse ausgesprochen worden, dass auf diesen Versammlungen das Verhältniss der akademischen Docenten zu den Lehrern der Gymnasien und Realschulen im wesentlichen das des Gebenden zum Empfangenden sei. Und in der That ermöglicht ja Ihnen, meine Herren, eine glückliche Lebensstellung, die Wissenschaft in ihrem vollen Umfange zu beherrschen, zur Erweiterung und Vertiefung derselben beizutragen, und so zu wirken für den Fortschritt der Menschheit. Dem praktischen Schulmanne dagegen ist es durchweg weniger vergönnt, sich eine so umfassende Gelehrsamkeit anzueignen und litterarisch in gleichem Grade thätig zu sein, da sein Amt als Lehrer und Erzieher der Jugend den besten Theil seiner Kraft in Anspruch nimmt. Gerade darum aber ist für denselben der Verkehr mit Ihnen so werthvoll, der ihn von neuem anregt, sich von den inzwischen gemachten Fortschritten der Wissenschaft in Kenntniss zu erhalten und sie, soweit als thunlich, für seinen Unterricht zu verwerthen.

Wie wichtig und nothwendig es aber dem Schulmanne ist, fort und fort durch das Bad im Jungbrunnen der Wissenschaft sich zu erfrischen und zu erneuen, bedarf für den keines Nachweises, der sich der Erkenntniss nicht verschliesst, dass dem Lehrer leicht eine grosse Gefahr droht, welche wächst, je älter er wird, die Gefahr der geistigen Verknöcherung und allmählicher Erstarrung seiner Unterrichtsweise zu schablonenhafter, mechanischer Thätigkeit.

Andererseits jedoch wird auch Ihnen der lebendige Gedankenaustausch mit den Männern der Schule nicht unwillkommen sein. Da Sie nicht bloss Gelehrte und Forscher sind, sondern Ihnen auch die hohe Aufgabe obliegt, die zukünftigen Lehrer der Jugend zu bilden, so ruht in Ihrer Hand indirect die Zukunft unserer höheren Lehranstalten. Daher werden Sie über die Forderungen, welche die Schule an die wissenschaftliche Ausbildung ihrer Lehrer stellt, gern mit den Männern verhandeln, die im unmittelbaren Verkehr mit dem heranwachsenden Geschlechte stehen und immerwährend zu beobachten im Stande sind, worauf es beim Unterricht der Jugend besonders ankommt. Freilich erwartet die Schule nicht etwa, dass die akademischen Lehrer in ihren Vorlesungen vorzugsweise den späteren pädagogischen Beruf der zu ihren Füssen sitzenden Zuhörer ins Auge fassen. Die Universität führt den zukünftigen Schulmann lediglich ein in die Wissenschaft seines Faches, und die Methode derselben ist nur aus dem Princip der Wissenschaft selbst zu bestimmen. Steht es somit dem Schulmann keineswegs zu, dem Universitätslehrer Rathschläge zu ertheilen, wie er die Wissenschaft lehren soll, so wird doch bei der un-

Digitized by Google

leugbaren Thatsache, dass manche junge Männer während ihrer akademischen Studien, ohne an die Aufgaben des gewählten Berufes zu denken, allzu einseitig ihre Hauptkraft auf ein mitunter sehr eng begrenztes und von dem Mittelpunkte ihrer späteren amtlichen Thätigkeit weit abliegendes Gebiet beschränken oder andere verhängnissvolle Missgriffe machen, so wird, sage ich, eine Verständigung zwischen Universität und Schule über die in dieses Gebiet einschlagenden Fragen gewiss beiden Theilen in hohem Grade erwünscht sein.

Schon aus dem Grunde kann eine Vereinigung, die zu Besprechungen dieser Art die beste Gelegenheit gibt, eine fruchtbringende und segensreiche genannt werden. Und in Wahrheit ist der Verein, der vor nunmehr 40 Jahren in den Tagen der Säkularfeier der Universität Göttingen gestiftet wurde, unter glückverheissenden Auspicien ins Leben getreten; — wie konnte es anders sein? — es waren die Auspicien eines Alexander v. Humboldt.

Möge denn auch dieses Mal aus dem Bunde, der die Träger der Wissenschaft und die Männer der Schule auf dem Boden des alten Mattiacum vereint, nach beiden Seiten hin reichlicher Segen erwachsen!

Ich begrüsse sodann die versammelten Schulmänner und freue mich insbesondere, dass die Lehrer der Realschulen, die sich lange Zeit von den Philologentagen ganz fern gehalten oder nur in geringer Zahl daran betheiligt haben, unserer Einladung so zahlreich gefolgt sind. Ich rufe denselben ein herzliches Salvete! zu und hoffe, dass zwischen ihnen und den Vertretern der gymnasialen Richtung ein auf gemeinsamer Arbeit, gemeinsamer Festesfreude sich aufbauender freundschaftlicher Verkehr in unserer Stadt sich entwickeln werde. Es ist ja wahr, — wozu nützte es die Thatsache zu verschweigen? — dass der Kampf bezüglich der Gestaltung unseres Schulwesens entbrannt ist und der Gegensatz zwischen den Männern der Realschule und den Verfechtern der gymnasialen Bildung sich hin und wieder sehr scharf ausgeprägt hat. Allein in dieser glänzenden Panegyris möge der Streit um die grösseren oder geringeren Berechtigungen dieser oder jener Anstalt ruhen und für alle ein neutraler Boden geschaffen sein; unsere wissenschaftlichen Debatten aber seien durchdrungen von dem Geiste des Friedens und der gegenseitigen Achtung und mögen geführt werden mit möglichst leidenschaftsloser, nur die Sache verfolgender Objectivität. Lassen Sie uns, meine Herren, alle dessen gedenken, dass wir hier versammelt sind nicht etwa als Realschulmänner und Gymnasiallehrer, sondern als Jünger der Philologie nach ihren verschiedenen Zweigen oder der Mathematik und Naturwissenschaft, namentlich aber als deutsche Schulmänner! Und als solche wissen wir, dass wir ein und dieselbe Pflicht haben, die Pflicht, die Jugend zu erziehen zu regem geistigen Streben, zu Gottesfurcht und guter Sitte, auf dass ein Geschlecht gross werde, das da sei geistig wie sittlich gesund, treu und gehorsam der Obrigkeit und dem Gesetze, voll Liebe zu Fürst und Vaterland, zu Kaiser und Reich, ein Geschlecht, das in den Stunden der Gefahr für die heiligsten Güter der Nation Gut und Blut zu opfern bereit sei. Bleiben wir uns der gemeinsamen Aufgabe bewusst, so ist damit die Grundstimmung gegeben, die uns in diesen festlichen Tagen beherrschen soll, die vielleicht dazu beitragen kann, dass die streitenden Parteien sich näher rücken, und über die Kluft, die sie trennt, die feindlichen Brüder versöhnt die Hand sich reichen. Wie dem auch sei, — zu dem Wunsche, dass Eintracht und Friede unter uns weilen mögen, glaube ich um so mehr

Digitized by Google

berechtigt zu sein, als in Wiesbaden die sämmtlichen höheren Lehranstalten zu einander in den besten Beziehungen, ihre Lehrer im herzlichsten Einvernehmen, in echt collegialischem Verhältnisse stehen.

Wenn ich mir nun erlaube, noch für einige weitere Augenblicke Ihre Geduld und Nachsicht in Anspruch zu nehmen, so geschieht das, weil der alte Brauch es erheischt, der Eröffnung der Versammlung einige Betrachtungen allgemeinerer Art vorauszuschicken. Man wird es begreiflich finden, wenn der Schulmann den Gegenstand dazu aus dem Gebiete wählt, das er beherrscht, der Schule. Ich habe mir vorgenommen, ein paar Worte zu sprechen über den Zweck der classischen Studien auf dem Gymnasium und die rechte Art, sie zu betreiben, nicht als ob ich glaubte, den reichen Stoff bei der kurz bemessenen Zeit erschöpfend behandeln zu können, — ich will nur einige Andeutungen über Punkte geben, die zu berühren und in Bezug auf welche wenigstens ein persönliches Bekenntniss abzulegen mir ein wahres Herzensbedürfniss ist. Ebenso wenig sind es neue Gedanken, die ich Ihnen vorführen werde, — wie wäre das möglich bei einer so oft, so eingehend, von so hervorragenden Denkern erörterten Frage, zumal vor Wissenden, vor Männern, die zum grossen Theile das Studium der classischen Sprachen zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben? — Allein das Thema steht, denke ich, in enger Beziehung zu den Zielen, welche die Stifter dieser Vereinigungen im Auge hatten, und alte Wahrheiten, die leider immer noch nicht hinlänglich beherzigt sind, lassen sich nicht oft genug wiederholen. Bieten doch die Zeitverhältnisse wahrlich Grund genug, in dieser Frage offen Stellung zu nehmen.

In unseren Tagen erschallt der Ruf nach Reformen der höheren Schule überhaupt und des Gymnasiums insbesondere so lebhaft, dass man fast erinnert wird an die Flut reformatorischer Projecte, die das sturmbewegte Jahr 1848 erzeugt hat, freilich glücklicher Weise mit einem Unterschiede. Wenn damals diejenigen, welche die gänzliche Umgestaltung des Gymnasiums selbst ohne jede Rücksicht auf seine historische Entwicklung forderten, auch unter den Fachmännern lauten Beifall fanden, wenn ganze Lehrerversammlungen wiederholt und entschieden sich für die Reform aussprachen, wenn die Stimmen gesunder Reaction sich kaum geltend zu machen versuchten oder doch wirkungslos verhallten, so ist das heute wesentlich anders. Ich glaube, man wird mir nicht widersprechen, wenn ich behaupte, dass die gegenwärtige Organisation der Gymnasien von der Mehrheit der an ihnen wirkenden Lehrer zwar als verbesserungsfähig, vielleicht auch in diesem oder jenem Punkte als verbesserungsbedürftig, dahingegen im grossen und ganzen als durchaus zweckmässig erachtet wird. Indess wenn auch die zahlreichen Pläne der radikalen Reformer in massgebenden Kreisen bisher verhältnissmässig nur geringen Anklang gefunden haben, so wird es doch, wie ich glaube, gerade im jetzigen Zeitpunkte gut sein, ausdrücklich hervorzuheben, dass die bessernde Hand nur im Anschluss an das geschichtlich Gewordene angelegt werden darf, und dass wir an den Grundlagen der bestehenden Organisation nicht gerüttelt wissen wollen. Vor allem wird sich das deutsche Gymnasium eine Schädigung des vortrefflichen Einheitspunktes, den es in dem Studium der classischen Sprachen besitzt, und insbesondere eine Beeinträchtigung des Faches, welches man nicht mit Unrecht das eine Auge des Gymnasiums genannt hat, des Griechischen, nicht gefallen lassen.

Und weshalb halten wir mit solcher Zähigkeit an einem Unterrichtsgegenstande

Digitized by Google

fest, dessen Zeit, wie manche meinen, längst vorüber ist? Stemmen wir uns dadurch nicht gegen die Forderungen unseres nationalen Lebens, des Zeitgeistes? Gegen die gesunden Forderungen derselben mit nichten. Wir verkennen ja keineswegs den Bildungswerth, den andere Fächer in sich tragen, und ihre Bedeutung für das Leben, wir bestreiten deren Berechtigung im Lehrplane der höheren Schulen nicht, aber wir wollen echte Traditionen nicht aufgeben, indem wir darauf hinweisen, dass die bildende Kraft der Antike bei weitem nicht erschöpft sei, und dass für diejenigen Kreise der Gesellschaft, die aus dem Gymnasium hervorzugehen pflegen, das Studium des Lateinischen und Griechischen nach wie vor von hohem bleibenden Werthe ist.

Was zunächst die formal bildende Kraft gründlicher Beschäftigung mit den alten Sprachen anlangt, so ist dieselbe so häufig erwiesen worden, dass man mir ein γλαῦκ' Ἀθήναζε entgegenrufen könnte, wollte ich die zwar oft bekämpften aber bisher nicht widerlegten Gründe ausführlicher entwickeln und zeigen, wie das Erlernen des Lateinischen und Griechischen den Geist des Jünglings in eine heilsame Zucht nimmt, ihn zur selbstständigen Arbeit, zum Denken zwingt und für alle Anstrengungen schult und vorbereitet. Zwar wird das Studium der Grammatik jeder Sprache, wenn es nach strenger Methode, in Verbindung mit mannigfaltigen schriftlichen und mündlichen Exercitien, sowie unter angemessener Benutzung des aus der Lectüre für die Sprachkenntniss zu ziehenden Gewinnes betrieben wird, die Lernfähigkeit des Schülers fördern und entwickeln, aber die altclassischen Sprachen nehmen die bevorzugte Stellung im Lehrplane des Gymnasiums schon um der vorzüglichen Eigenschaften willen, die ihren grammatischen Bau auszeichnen, mit vollem Rechte ein. Die Klarheit und Schärfe der Formen, die wunderbare Fülle und der Wohlklang aller Endungen, der Reichthum und die strenge Gesetzmässigkeit der syntaktischen Verbindungen werden das Lateinische und Griechische stets als besonders geeignete Sprachen erscheinen lassen, an denen der Knabe Verstand und Willen erprobe, dass er die geistige Elasticität und Gewandtheit erringe, wodurch er zu jeder wissenschaftlichen Thätigkeit sich befähigt. Freilich kann und wird die Schule, wenn sie durch sprachliche Bildung wahre und gediegene Geistesbildung wirken soll, die Schreib- und Redeübungen, wie überhaupt die Mittel, deren sie zur Erreichung ihres Zieles bedarf, mögen sie auch von oberflächlichen Beurtheilern noch so sehr geschmäht werden, niemals opfern.

Mit der formalen Seite vereint sich die materiale, die auf gleiche Wichtigkeit wie die erstere Anspruch machen darf, obschon man sie vielfach jener nachgesetzt oder zu wenig berücksichtigt hat.

Der geistige Gehalt des classischen Alterthums hat auf die Gestaltung unserer modernen Cultur einen hoch bedeutenden Einfluss ausgeübt, und sowie der Geist der Alten Jahrhunderte lang unendlich belebend auf unsere Bildung eingewirkt hat, so können wir auch heute noch aus ihm als einem nie versiegenden Borne in Kunst und Wissenschaft die reichsten Anregungen schöpfen. An der griechischen Kunst haben wir die Linien des Ebenmasses und der Schönheit geschaut, und ob sie im Stande ist, in immer neuen Vorbildern uns den Begriff des Schönen vor Augen zu führen, das mag ein Blick auf jene wundervollen Sculpturen darthun, die ein Mann der deutschen Wissenschaft vor kurzem dem Grabe, dem Staube und Moder der Vergangenheit entrissen hat. (Redner zeigt auf die im Saale aufgestellten Köpfe aus Olympia.) Unsere deutsche Litteratur hat

Digitized by Google

sich aus tiefem Verfall emporgearbeitet an der Litteratur des Alterthums. Die Meisterwerke unserer grössten Dichter sind durchtränkt von griechischer Schönheit, ja mitunter ist gerade das Edelste und Beste, was sie geschaffen haben, nicht völlig zu begreifen ohne das Verständniss der hellenischen Muster. Dass aber auch jetzt noch, nachdem wir Mustergiltiges in unserer eigenen Litteratur besitzen, jene Wirkungen fortdauern müssen, wird jedem einleuchten, der ein Auge dafür hat, wie in der Gegenwart so manches litterarische Erzeugniss erscheint, dem das Mass fehlt, das vom classischen Alterthum zu lernen ist.

Wenn das Gymnasium somit seine Zöglinge in eine herrliche Welt einführen, sie mit den vollendetsten Schöpfungen des hellenischen und römischen Geistes vertraut machen, ihnen die Quellen ewiger Schöne, Einfachheit und Erhabenheit erschliessen soll, auf dass sie die Begeisterung für das Ideale aus ihnen in vollen Zügen trinken, so ist ihm damit eine grosse und würdige Aufgabe gestellt, aber auch eine schwere. Um sie zu lösen, kommt es auf die Art der Behandlung vor allem an. Freilich die pedantische, trockene Behandlung der Classiker, die immer nur den Buchstaben kennt, nie den Gehalt beachtet, kann die Jugend nicht gewinnen. Gewiss wird der Schüler den Sinn einer Schriftstelle und ihren Zusammenhang mit dem Vorhergehenden und Folgenden nur dann richtig erfassen, wenn ihm der Satz nach seiner Structur und seinen einzelnen Gliedern völlig klar geworden, gewiss ist genaue Kenntniss der Grammatik dem von nöthen, der die Classiker begreifen will, allein der Lehrer darf nicht Mittel und Zweck verwechselnd über der Form den lebendigen Gedankeninhalt vergessen. Wer einen griechischen Dichter, um mich einmal darauf zu beschränken, lediglich zum Gegenstande einer einseitig grammatischen Exegese macht, versündigt sich an seinem Amte, versündigt sich an der Jugend. Es ist durchaus verfehlt, die Schöpfungen eines unsterblichen Sängers unter Vernachlässigung der Gedankenverbindung ausschliesslich oder vornehmlich als einen Stoff zu grammatischen Repetitionen oder zu synonymischen, stilistischen, kritischen Excursen zu benutzen. Einen Homer, einen Sophocles soll der Schüler nicht lesen, um an ihnen die Grammatik zu erlernen. Er soll die unvergleichliche Schönheit des Homerischen Epos nach Inhalt, Anordnung und Darstellung mit dem Verstand und Gemüth erfassen, es soll ihm die grossartige Vollendung der dramatischen Kunst des Sophokles zum Bewusstsein, die Entwicklung der Handlung, die Zeichnung der Charaktere in seinen Tragödien zum vollen Verständniss gebracht werden, er soll Geist und Herz liebevoll versenken in jene ideenreichen Chorgesänge, in denen der Dichter zur Besonnenheit mahnt und auffordert, Reinheit in Wort und That zu bewahren und treu zu leben den νόμοι ὑψίποδες, οὐρανίαν δι' αἰθέρα τεκνωθέντες, ὧν Ὄλυμπος πατὴρ μόνος, — kurz, es soll der Schüler zu möglichst klarer Erkenntniss und richtiger Würdigung des poetischen Kunstwerkes, seiner einzelnen Theile und des sie umfassenden und durchdringenden einheitlichen Gedankens geführt werden.

Damit aber dies Ziel erreicht werde, muss es für immer vorbei sein mit jener Art der Erklärung, die dem Jüngling die Lust an dem Schriftsteller verdirbt. Das kann nicht scharf genug betont werden. Denn wie oft und wie nachdrücklich auch von trefflichen Schulmännern vor der vorhin gezeichneten Unsitte gewarnt worden ist, derjenige, welcher unsere Gymnasien aus eigener Beobachtung kennt, wird mir darin Recht geben, dass jene geschmacklose Behandlung der Classiker leider noch immer viel zu viel Vertreter hat.

Gerade daraus oder doch vorzugsweise daraus erklärt es sich, dass so manche Schüler, nachdem sie das Zeugniss der Reife erworben, die classischen Studien wie eine

Digitized by Google

schwere Last abwerfen und die Schriftsteller zum Trödler bringen, für die sie nicht warm geworden sind. Und doch muss es erstrebt werden und es lässt sich erzielen, dass die Jugend aus der Prima des Gymnasiums scheide erfüllt von Liebe zum Alterthum, einer Liebe, die keineswegs der nationalen Gesinnung Abbruch thut, keineswegs eine Verkennung dessen nach sich zieht, worin der grosse, eigenthümliche Werth des deutschen Geistes besteht. Wenn der Lehrer das Herz der Jugend für die Herrlichkeit der antiken Ideen zu gewinnen weiss, — und das geschieht nicht durch tönende Ausrufe der Bewunderung, durch überschwängliche Lobreden, sondern durch tief in die Sachen eindringende Darlegungen des Lehrers, durch geschicktes Heranziehen der eigenen Thätigkeit der Schüler — so werden die Stunden der Lectüre nicht bloss Stunden ernster Arbeit, sondern auch Stunden edlen geistigen Genusses, und mit Freuden wird der gereifte Mann an sie als an weihevolle Augenblicke zurückdenken, in denen er die Hochschätzung hellenischer Idealität eingesogen hat, die ihm als bleibender Besitz ins Leben hinaus gefolgt ist.

Ich sagte vorhin, es sei eine schwere Aufgabe, die dem Lehrer der classischen Sprachen gestellt sei. Will er ihr gewachsen sein, so muss er sich schon während der akademischen Studien darauf vorbereiten. Er werde ein tüchtiger Philolog, ein gründlicher Kenner des grammatischen Baues der alten Sprachen, er beschäftige sich mit Sprachvergleichung, so weit er ihrer für seinen zukünftigen Beruf bedarf, er lerne Kritik üben, die ja stets die Grundlage aller Exegese bleiben muss, freilich nur jene besonnene Kritik, die auf fester Basis ruht, nicht diejenige, welche die eigene Subjectivität auf den Leuchter stellt und mit Willkür unzweifelhafte Ueberlieferung und sichere Thatsachen umwirft, er berücksichtige alle Seiten der philologischen Wissenschaft, vergesse jedoch niemals, wo der Schwerpunkt seiner späteren Wirksamkeit liegt; deshalb bilde er den ästhetischen Sinn, deshalb nähre er seine Seele von dem Marke des classischen Alterthums, dass auch ihm etwas vom Spiritus Graiae Camenae daraus erfliesse und er nachher vor seine Schüler trete als ein Mann voll warmer, hingebender Liebe zum Idealen. Wenn er dann beim Unterricht seine ganze Persönlichkeit, seine ganze Kraft einsetzt, so wird er im Stande sein, der Jugend mitzutheilen von dem, wovon er selbst erfüllt ist, und Geist und Begeisterung zu wecken.

Ich schliesse mit dem Ausdruck der Hoffnung, dass auch unsere diesjährige Versammlung für die beste Art der Betreibung der classischen Studien neue Anregungen geben und überhaupt zur Förderung der wahren Bildung der Jugend das Ihrige beitragen werde, und erkläre damit die 32. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet.

Lassen Sie uns nun, hochverehrte Anwesende, der Pflicht gedenken, das Gedächtniss der im verflossenen Jahre geschiedenen Fach- und Berufsgenossen zu ehren. Der Tod hat seit der letzten Versammlung eine reiche Ernte gehalten unter den Philologen und Schulmännern, und manchen herben Verlust haben wir zu beklagen. Gestorben sind — aus der grossen Zahl verdienter Männer kann ich nur einige nennen —: Bonnel, Ettmüller, Giseke, Höck, Pertz, Richter, Rühle, Schmid, Phil. Wackernagel, Witzschel, Zumpt, — Brockhaus, Gerlach, Köchly, Ritschl.

Was alle diese Männer als Gelehrte oder als Bildner der Jugend geleistet haben, des näheren auseinanderzusetzen, gestattet mir leider die Zeit nicht; nur über die vier zuletzt genannten kann ich mir ein paar Worte nicht versagen.

Digitized by Google

Hermann Brockhaus, geboren zu Amsterdam am 28. Januar 1806, gestorben am 5. Januar 1877 zu Leipzig, war einer der ersten, die in Deutschland das Studium des Sanskrit zu ihrer Lebensaufgabe machten. Ein feiner Sprachkenner hat er sich als Herausgeber und Uebersetzer indischer Literaturwerke verdient gemacht und durch seine Vorlesungen als Professor in Leipzig die sprachwissenschaftlichen Studien erheblich gefördert. Von 1853—1864 redigirte er die Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Franz Dorotheus Gerlach, geboren am 18. Juli 1793 zu Wolfsbehringen im Gothaischen, gestorben Ende Oktober 1876 als Professor in Basel. Er war ein fleissiger Arbeiter und tüchtiger Gelehrter, der sich durch seine Ausgaben des Sallust, der Germania des Tacitus und verschiedene philologisch-historische Schriften einen geachteten Namen gemacht hat. Auch sei nicht unbemerkt gelassen, dass er den Philologentagen namentlich in früheren Jahren als thätiges Mitglied regelmässig beigewohnt und sehr häufig Vorträge gehalten hat. Er präsidirte der zehnten Versammlung.

Herm. Aug. Theodor Köchly, geboren am 5. August 1815 zu Leipzig, starb zu Triest am 3. December 1876. Als Docent hat er namentlich in Heidelberg, wohin er 1864 gerufen wurde, mit grossem Erfolge gewirkt; litterarisch ist er vor allem auf dem Gebiete der griechischen Epiker und des alten Kriegswesens thätig gewesen. Er war Präsident der vierundzwanzigsten Philologenversammlung.

Der schmerzlichste Verlust aber, den die Philologie in den letzten Jahren hat verzeichnen müssen, ist der Tod Friedrich Ritschl's, der, am 6. April 1806 in Gross-Vargula bei Erfurt geboren, am 9. November 1876 zu Leipzig starb.

Das Leben und die Bedeutung des Mannes für die Wissenschaft wird Ihnen, meine Herren, ein Würdigerer als ich morgen in längerem Vortrage darlegen. Ich unterlasse es daher, von den hohen Verdiensten zu reden, die sich Ritschl erworben hat um die Kritik der alten Klassiker, um die historische Behandlung der Grammatik der lateinischen Sprache und um die lateinische Epigraphik, ich schweige von seiner epochemachenden Plautus-Ausgabe, von dem grossartigen Prachtwerke der *Priscae latinitatis monumenta epigraphica* und überhaupt von den Leistungen, durch die der geniale Forscher sich für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Wissenschaft errungen hat.

Allein über ihn als akademischen Lehrer drängt mich das Herz, wenige Worte dankbarer Erinnerung zu sprechen. Als ich im Herbste 1859 in Bonn immatrikulirt war und zum ersten Male in den Hörsaal trat, in welchem Ritschl seine Vorlesungen zu halten pflegte, fand ich ein sehr zahlreiches Auditorium in erwartungsvoller Spannung. In dem voraufgegangenen Sommersemester hatte Ritschl krankheitshalber nicht lesen können, jetzt hatte er wieder angekündigt und zwar über Aeschylus Septem ad Thebas; man hoffte, er werde erscheinen. Jedoch er blieb ungewöhnlich lange aus, und schon flüsterte man: er kommt doch nicht. Da wurde er von einem Diener auf den Armen hereingetragen, ein Bild des Elendes und körperlichen Leidens. Tiefe Bewegung ergriff die Versammlung, und lautlos erhoben sich alle von den Sitzen. Und als dann der sichtlich von Schmerzen gequälte Mann mit Mühe auf den Katheder gelangt war und mit einfachen Worten für die Aufmerksamkeit gedankt hatte, begann er mit der Lebhaftigkeit und Frische, die ihm eigen war, seinen geistvollen Vortrag. Die Stunde wird mir stets unvergesslich sein. Ja er war ein mit seltenen Gaben ausgestatteter Lehrer, der durch die anregende Kraft seiner Methode, durch die Gründlichkeit und den erstaunlichen Scharf-

Digitized by Google

sinn in der Behandlung wissenschaftlicher Probleme seine Zuhörer zu fördern in ausgezeichneter Weise verstand. Er ist geschieden — aber er hat in einer Reihe trefflicher akademischer Docenten eine Schule hinterlassen, die im Geiste des grossen Meisters wirkt und auch in Zukunft darin wirken möge für und für.

Und so bitte ich Sie denn, sein Andenken und das Andenken der übrigen Todten durch Erheben von Ihren Sitzen zu ehren. (Die Versammlung erhebt sich.)

Unsere nächste Aufgabe ist jetzt die Bildung des Bureaus. Das Präsidium erlaubt sich Ihnen zu Sekretären der Versammlung folgende Herren vorzuschlagen:

Gymnasiallehrer Dr. Adam (Wiesbaden),
Realschul-Oberlehrer Dr. Budde (Duisburg),
Gymnasial-Oberlehrer Gebhard (Elberfeld),
Privatdocent Dr. Flach (Tübingen).

Ich frage die Versammlung, ob sie mit diesem Vorschlage einverstanden ist. — Da kein Widerspruch erfolgt, so betrachte ich die Wahl als vollzogen und ersuche die Herren Sekretäre, die für sie reservirten Plätze am Präsidialtische einzunehmen. (Geschieht.)

Ich habe sodann eine Anzahl von eingelaufenen Schreiben mitzutheilen, zunächst einen Erlass Seiner Excellenz des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 3. Juli c., nach welchem des Kaisers und Königs Majestät mittelst Allerhöchster Ordre vom 18. Juni c. dem Vereine deutscher Philologen und Schulmänner die Erlaubniss, seine diesjährige Versammlung in Wiesbaden halten zu dürfen ertheilt und zur Bestreitung der Kosten eine Beihülfe von 3000 Mark zu bewilligen geruht haben.

Sodann ein Schreiben desselben Herrn Ministers vom 24. August 1877, welches wie folgt lautet:

Indem ich Euer Hochwohlgeboren für die gefällige Uebersendung des Programms der XXXII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner sowie für die Einladung zur Theilnahme an derselben meinen verbindlichsten Dank ausspreche, bedauere ich, der letzteren keine Folge geben zu können, da amtliche Geschäfte mich daran verhindern. Mögen die Ergebnisse der Berathungen der Versammlung für die deutsche Wissenschaft und die deutsche Schule förderlich sein und somit dem gesammten Vaterlande zum Segen gereichen.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
In Vertretung
gez. Sydow.

An den Präsidenten der XXXII. Versammlung
Deutscher Philologen und Schulmänner
Herrn Gymnasialdirector Dr. Paehler
Hochwohlgeboren
in Wiesbaden.

Der Herr Oberpräsident unserer Provinz, Freiherr von Ende, spricht in einem Schreiben vom 19. September c. seinen Dank für die an ihn ergangene Einladung aus und bedauert, dass dienstliche Rücksichten ihn verhindern, an der Versammlung Theil zu nehmen.

Ebenso haben die Herren Geheimen Regierungsräthe Dr. Bonitz und Dr. Stauder zu Berlin in Briefen vom 21. und 23. August ihrem Bedauern darüber, dass es ihnen

Digitized by Google

nicht möglich sei zu erscheinen, und den herzlichsten Wünschen für den Verlauf der Versammlung freundlichen Ausdruck geliehen.

Endlich verliest der Präsident ein Schreiben der Intendantur des Königlichen Theaters, nach welchem des Kaisers und Königs Majestät mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 22. August c. die Veranstaltung einer Festvorstellung mit freiem Eintritt für die Theilnehmer der Philologenversammlung Allergnädigst zu genehmigen geruht haben.

Präsident Paehler: Ich ersuche nunmehr den Herrn Regierungs-Präsidenten von Wurmb das Wort zu ergreifen.

Reg.-Präsident v. Wurmb (Wiesbaden): Meine Herren! Namens der Königlich Preussischen Regierung begrüsse ich die Versammlung und heisse alle Anwesenden herzlich willkommen. Die Königliche Staatsregierung bringt den hingebenden Bestrebungen der deutschen Philologen und Schulmänner, die Bildung zu vertiefen und in immer weitere Schichten unseres Volkes zu tragen, die wärmste Anerkennung entgegen.

Wenn man von der deutschen Nation mit Recht rühmen kann, dass sie in Bezug auf Gründlichkeit und Gediegenheit nicht minder wie auf allgemeine Verbreitung der Bildung viele Völker übertrifft, keinem nachsteht, so verdankt sie das zum grossen Theile Ihrer rastlosen Arbeit. Die Königliche Regierung ist daher hocherfreut, dass in diesem Jahre einer preussischen Stadt die Ehre zu Theil wird, eine Versammlung aufzunehmen, die aus so hervorragenden Männern der Wissenschaft und der Schule besteht und deren Thätigkeit dem Vaterlande von so bedeutendem Nutzen ist. Wir wissen und erkennen es dankbar an, wie reiche Früchte für die Wissenschaft sowie für den Unterricht und die Erziehung der Jugend aus den früheren Congressen erwachsen sind. Mögen die Verhandlungen dieser zweiunddreissigsten Versammlung nicht minder segenbringend sein! (Allseitiges Bravo, die Versammlung erhebt sich).

Präsident Paehler: Da Sie, meine Herren, Ihrem Danke für diese freundliche Begrüssung bereits einen so lebhaften Ausdruck geliehen haben, so bedarf es meiner Worte zu dem Zwecke nicht mehr, und ertheile ich jetzt dem Herrn Bürgermeister Coulin das Wort.

Bürgermeister Coulin: Im Auftrage der Stadt Wiesbaden begrüsse ich Sie, meine Herren, und versichere Sie der lebhaftesten Sympathien der hiesigen Einwohnerschaft, welche die ihr gewordene Auszeichnung zu würdigen weiss, dass eine so grossartige Versammlung in ihren Mauern sich vereint hat. Wir danken Ihnen dafür, dass Sie unsere Stadt zum Sitze Ihrer diesjährigen Zusammenkunft sich erwählt und uns dadurch hohe Festesfreude bereitet haben. Wir hoffen und wünschen, dass es uns gelingen werde, Ihnen nach Ihren geistigen Anstrengungen ausgleichende Erholung für das Gemüth zu bieten und Ihnen den Aufenthalt in unserer auf altclassischem Grunde stehenden Bäderstadt so angenehm als möglich zu machen. Meine Herren, die Stadt Wiesbaden heisst Sie herzlich willkommen. (Bravo).

Präsident Paehler: Herr Prof. Usener, mein verehrter College im Präsidium, wünscht das Wort zu ergreifen.

Präsident Usener: Erlauben Sie, meine Herren, dass auch ich Sie begrüsse und Ihnen ein herzliches Willkommen biete. Wir haben vorhin die Todten geehrt. Gestatten Sie mir, Ihnen ein Wort der Römer zuzurufen: Vivorum meminerimus. Ich rechne auf Ihre Zustimmung, wenn ich mir den Vorschlag erlaube, die Versammlung wolle einem

Digitized by Google

ehrwürdigen Greise, der neben Böckh und G. Hermann, beider Bestrebungen in sich vereinigend, um die Philologie sich hochverdient gemacht hat, dem Meister der Alterthumswissenschaft, Professor Schömann in Greifswald, ein Zeichen der Anerkennung und Verehrung geben. Lassen Sie uns an denselben, ihm zur Freude, uns zur Ehre, ein begrüssendes Glückwunschtelegramm senden, für welches ich folgende Fassung empfehle: „Die hier tagende XXXII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner sendet ihrem hochverdienten Altmeister verehrungsvollen Gruss.“ (Allseitiges Bravo.)

Präsident Paehler: Sie haben durch den Beifall bereits Ihre Zustimmung zu erkennen gegeben, und erkläre ich daher den Vorschlag des Herrn Prof. Usener für angenommen. Ich bitte jetzt den Herrn Prof. Dr. Curtius uns den in Aussicht gestellten Vortrag zu halten.

Prof. Dr. Ernst Curtius (Berlin), durch die lebhaftesten Beifallsbezeugungen empfangen, machte in freier Rede über **die Ausgrabungen von Olympia** Mittheilungen, deren wesentlicher Inhalt sich so zusammenfassen lässt:*)

Der Herbst ist die Zeit der Ernte, und es ist eine schöne Volkssitte im deutschen Lande, dass, wenn der Jahresertrag von den Feldern und Weinbergen eingebracht wird, man sich desselben in festlicher Gemeinschaft mit Nachbarn und Freunden freut. Wir haben von den Feldern des Alpheios so eben die zweite Ernte heimgebracht. Als daher das verehrte Präsidium mich aufforderte, der Philologenversammlung darüber einen Vortrag zu halten, bin ich gerne gefolgt. Denn es lockte mich sehr, hier im schönen Rheinlande, auf dessen Hochschule ich selbst in das Verständniss des Alterthums eingeführt worden bin, mit meinen Freunden und Fachgenossen mich des Gewonnenen zu freuen und mit ihnen ein Erntefest zu feiern.

Am 23. September 1876 hat die zweite Ausgrabung begonnen**), die Zahl der Arbeiter, welche diesmal nur aus den umliegenden Dörfern genommen wurden, ist bis auf 260 gesteigert worden. Sie arbeiteten in drei Gruppen unter drei Aufsehern, die von dem Directorium ernannt sind; ein vierter steht im Dienst der königl. griech. Regierung, deren Commissar Dr. Dimitriadis ist, ein in Deutschland gebildeter Philolog, dessen Charakter und ernsten Eifer wir nicht genug rühmen können. Bis Ende 1876 wurde die Ostseite des Tempels bis auf 50^{m} freigelegt und die Westfront bis 35^{m}. Man fand hier den ersten wohlerhaltenen Frauenkopf, welcher der glückliche Vorbote weiterer Entdeckungen war. Von Ende Januar bis Mitte März wurde die reichste Ernte gehalten. Im Osten kamen die Viergespanne, Sterope, Pelops zum Vorschein: der vermeintliche Poseidontorso vervollständigte sich als Zeus; in der sogenannten Hestia wurde Hippodameia erkannt; der ganze Giebel füllte und ordnete sich. Von dem Westgiebel kam eine Reihe wohlerhaltener Köpfe und Gruppen zu Tage. Endlich wurde die byzantinische Kirche ausgegraben, die auf den Grundmauern eines alten tempelartigen Gebäudes steht und zugleich über die ältesten christlichen Zeiten des Alpheiosthales wichtigen Aufschluss gibt. Nach Osten wurden drei Gräben gezogen, 2 nach Norden, 1 nach Nordost, um

*) Leider waren die Stenographen nicht im Stande, den Worten des Redners zu folgen, so dass nur eine kurze Inhaltsangabe des 1½ständigen Vortrages hier mitgetheilt werden kann, der durch Vorzeigen von Sculpturen, Zeichnungen und Photographien erläutert wurde.

**) Unter der archäologischen Leitung von Dr. Gustav Hirschfeld, dem auf seinen Wunsch Dr. Weil beigegeben wurde, unter der technischen Leitung von Herrn Böttticher, dem um Neujahr Baumeister Streichert folgte, und Herrn Steinbrecht.

Digitized by Google

mit den andern Heiligthümern Fühlung zu erlangen. Der Graben, der nach dem Pelopion gerichtet war, führte zum Heraion, einem der wichtigsten altdorischen Heiligthümer der Halbinsel, dessen Ueberreste sehr gut erhalten sind; erkannt wurde es an der Hermesstatue des Praxiteles, welche Pausanias im Heraion erwähnt. Der Parallelgraben führte zu dem halbkreisförmigen Prachtbau des Herodes Atticus, bei dem man 14 kolossale Marmorstatuen fand; der dritte Graben zu dem Fundamente der Schatzhäuser am Kronion. Die Situationspläne zeigen Ihnen den Stand der Ausgrabungen am Ende der ersten Campagne und den Fortschritt derselben bis Anfang Juni 1877, da die Sonnenhitze im Alpheiosthale den Arbeiten der zweiten Periode ein Ziel setzt. Nach zwei 7 bis 8monatlichen Arbeitsperioden haben wir also ausser der Nike, dem Hermes, den römischen Statuen, den drei Metopen, den vielen, bemalten Terrakotten, den mehr als 100 Inschriften nicht weniger als 19 Sculpturen des Paionios und 14 des Alkamenes gefunden, lauter ansehnliche Marmorstücke, die sich noch immer mehr ergänzen und vervollständigen werden. Denn bei der Güte des Materials sind die Bildwerke beim Fall wenig zersplittert und die Zusammenfügung gelingt darum sehr wohl. Die Stücke der Ostseite sind fast sämmtlich als Baumaterial benutzt worden, die der Westseite sind mehr an ihrer Fallstätte gefunden.

Eine abschliessende Beurtheilung des Gefundenen wäre voreilig; man kann nur Beobachtungen und Studien geben.

Tempelgiebelwerke haben ein hervorragendes Interesse. In ihnen erkennen wir die höchsten Leistungen hellenischer Kunst; hier gehen Architektur und Sculptur am einträchtigsten zusammen, hier ist Freiheit und Zucht am glücklichsten vereint, hier haben wir den Vortheil, dass die Anordnung der Figuren durch das Mass gegeben wird. In Olympia aber haben wir das besondere Glück, dass wir die Zeit kennen sowie die Meister, dass wir Beschreibungen derselben aus dem Alterthum haben und darauf bezügliche Inschriften. Für die wichtige und schwierige Frage nach der Autorität des Pausanias sind die olympischen Ausgrabungen von entscheidender Bedeutung.

An beiden Giebeln ist die Ungleichheit der Arbeit in technischer und stilistischer Beziehung merkwürdig. Auch das Material ist verschiedenartig. Man unterscheidet nicht nur verschiedene Hände, sondern auch verschiedene Schulen. Für Darstellung des Nackten waren die Kräfte geübter; in der Gewandung sind die senkrechten Falten so wie die straff gezogenen gut, die gepressten Gewandmassen roh gearbeitet. Die Rückseiten sind meistens vernachlässigt; einzelne Theile sind nur in Relief gearbeitet. In beiden Giebeln kehren gewisse typische Stellungen wieder, sitzende, knieende, kauernde, liegende Gestalten. Die Haare sind nur als Masse angedeutet. In Attika machte man andere Ansprüche und hatte andere Kräfte zur Verfügung als in Olympia, wo die künstlerische Ausstattung des Tempelgebäudes den fremden Meistern in Akkord gegeben war.

Im Ostgiebel herrschte strenge Symmetrie, weil man an den Ostfronten grössere Ruhe forderte. Dazu kam die Alterthümlichkeit des Baues, der priesterliche Einfluss und das gegebene Thema, die ἄμιλλα μέλλουσα. Das gespannte Harren auf beiden Seiten war sehr wirkungsvoll dargestellt. Es war keine monotone Anreihung einzelner Parallelfiguren, sondern drei Gruppen: die Zeusgruppe, die Gruppen um die Pferde und die Eckfiguren. Zeus bildet kein starres Centrum, wie wir nach Pausanias annehmen mussten, sondern lebendig, jugendlich, vertraulich steht er da wie unter Seinesgleichen, ohne Blitz und Scepter, die beiden Paare zur Seite, die nebst den Viergespannen mit voller Sicherheit

Digitized by Google

gruppirt werden können, wie es auf dem Blatte in der Grösse von $^1/_{10}$ veranschaulicht wird. Die Viergespanne waren ohne Wagen dargestellt. Vor den Leibern der Pferde (die naturtreuer dargestellt zu sein scheinen als auf dem Parthenon) sassen die Wagenlenker, der eine hält deutlich den Zügel in der erhobenen Hand. Das Nähere kann erst durch praktische Versuche der Aufstellung ins Reine gebracht werden. Die zwei sitzenden, sinnenden Männer fasse ich, bis ich eines Besseren belehrt bin, als Seher; dann folgen 2 Parallelfiguren, sitzend, den aufgestützten Fuss umfassend; ein Knabe und ein langbekleidetes Mädchen. Ob sie und wie sie zu den beiden Flussgöttern gehören, ist noch zweifelhaft. Wir haben 10 Figuren rechts vom Zeus, 10 links. 21 führt auch Pausanias an. Er zählt richtig, deutet aber falsch.

Die Westgiebelfiguren waren vielleicht zahlreicher; sie sind bewegter, ihre Stellungen unberechenbarer, es liegt keine so genaue Beschreibung vor, die Auffindung ist noch nicht so vollständig; daher ist ihre Gruppirung noch unmöglich. Kämpfe, wie sie in den Metopenbildern des Parthenon vorliegen, sind hier in den Zusammenhang einer grossen Giebelcomposition gebracht. Wir haben lose Gruppenfiguren (vorkämpfende Lapithen, den axtschwingenden Theseus) und geschlossene aus einem Stein gearbeitete Gruppen. Diese Gruppen sind entweder der Art, dass die von den Kentauren Geraubten sich widerstandslos ergeben (so die umklammerte, ermattet den Kopf senkende Frau und der vom Kentaurenarm umschlossene Knabe), oder es sind Gruppen des Conflicts, antispastische Gruppen (eine Frau, welche beide Arme gegen den Kopf des trunkenen Kentauren stemmt, und eine zweite, die sich nach links von dem rechtshin stürzenden frei zu machen sucht). Wir sehen ein grosses Drama vor uns mit Haupt- und Nebenpersonen, eine Fülle der mannigfaltigsten Motive (sinnliche Rohheit halbthierischer Unholde, Bedrängniss, heroische Anstrengung, schmerzliches Verzagen edler Frauen, muthiges Vorkämpfen ihrer Männer, gemeine Angst ihrer Dienerinnen, gleichgültige Neugier zuschauender Personen), welcher eine Reihe von Köpfen entspricht, wie sie in dieser Anzahl und Erhaltung aus der Perikleischen Zeit noch niemals beisammen gewesen sind. Zum ersten Male können wir nun über das, was damals in Gesichtsbildung geleistet wurde, eingehende Studien machen und uns die kunstgeschichtliche Stellung des Alkamenes klarer machen. Der kolossale Götterkopf, in welchem wir nur einen Apollon erkennen können, zeigt eine herbe, alterthümliche Strenge; die Köpfe der Heroenfrauen eine regelmässige Schönheit, welche der Künstler durch keinen Affect hat trüben wollen, der Nymphenkopf volle Naivetät. Bei den Physiognomien der Sklavinnen und der trunkenen Kentauren erkennen wir vollen Naturalismus und lebendige Charakteristik, so dass die Köpfe drei verschiedenen Epochen anzugehören scheinen und uns die rasche Entwickelung der Plastik in der Perikleischen Zeit in ganz neuer Weise veranschaulichen. Die Augen sind hoch gewölbt, von starken Lidern eingefasst, meist länglich gebildet. Es herrscht kein leerer Schematismus; an demselben Kopfe ist das eine Auge verschieden von dem andern, eine Seite von der andern. Am Munde ist das Vortreten der Unterlippe charakteristisch. Männliche und weibliche Köpfe sind nicht immer genau zu unterscheiden.

Eine merkwürdige Uebereinstimmung hat sich zwischen Ost- und Westgiebel herausgestellt. Rathgeber hat in seiner gelehrten Arbeit über Olympia schon die Meinung aufgestellt, es möchte wohl auch im Westgiebel ein Gott die Mitte eingenommen haben. Welcker wies sie zurück, weil Pausanias denselben gewiss nicht übergangen haben würde,

Digitized by Google

und wer stimmte nicht Welcker hierin bei? Nun stand aber doch, wenn nicht alles täuscht, ein Gott im Centrum, und bei Pausanias liegt entweder eine Ungenauigkeit oder ein Irrthum vor. Es ist keiner der geringsten Vortheile, welchen die Ausgrabungen von Olympia der Alterthumswissenschaft gewähren, dass wir hier zum ersten Male Gelegenheit haben, die Glaubwürdigkeit des Periegeten nach sicheren Kennzeichen zu beurtheilen sowohl in Beziehung auf Inschriften wie auf Bildwerke. Bei letzteren wird nicht zu verkennen sein, dass das wahre Verständniss der grossen Compositionen klassischer Zeit zu Pausanias Zeit sehr verdunkelt und entstellt war. Er nennt als Mittelfigur Peirithoos und scheint, um seine Stelle zu rechtfertigen, seine Abstammung von Zeus hervorzuheben. Wir erkennen aber die für Geschichte der Tempelgiebelcompositionen wichtige Thatsache, dass man aus künstlerischen Rücksichten wie aus religiösem Bedürfniss im Centrum die persönliche Gegenwart einer den Ausschlag gebenden Gottheit verlangte.

So sind zwei Meister der klassischen Kunst wieder lebendig geworden, beide an grossen Originalwerken zu studiren. Der Eine — Paionios —, der uns bis dahin völlig unbekannt war, aus zwei ganz verschiedenartigen Schöpfungen, dem Tempelgiebel, in welchem er sich strengen Normen unterordnete, und der Nike, in welcher er ein Bravourstück kühnster Marmortechnik zur Schau stellte. Der Andere, Alkamenes, war uns als einer der hervorragendsten Zeitgenossen des Pheidias bekannt. Nach dem, was wir von seiner Aphrodite u. A. wussten, konnten wir geneigt sein, ihm einen gewissen weichlichen Charakter zuzuschreiben. Nun erkennen wir in ihm einen Mann von Mark und Kraft, einen Mann von äschyleischem Geist, von erfindungsreicher Kühnheit; wir sehen ihn in seinem Zusammenhang mit der strengen Kunst der alten Zeit und als den Bahnbrecher einer jüngeren Periode, wie sie im phigalischen Fries sich abspiegelt. Für die Kunst nach der Zeit des peloponnesischen Kriegs ist das erste wohlerhaltene Originalwerk des Praxiteles von grösstem Interesse; es zeigt auffallende Uebereinstimmung mit der Gruppe von Eirene und Plutos, die mit Recht dem Vater des Praxiteles zugeschrieben wird.

Soviel in kurzer Andeutung über die kunstgeschichtliche Ausbeute der zweiten olympischen Ausgrabungsperiode.

Hier haben einmal die Philologen Gelegenheit, sich mit dem ganzen Volke über die Fortschritte ihrer Wissenschaft herzlich zu freuen, und dafür dankbar zu sein, dass ein so schwieriges und kostspieliges Werk nicht misslungen ist, wie es ja auch hätte der Fall sein können, oder kärgliche Ausbeute gegeben hat, sondern eine reiche Ernte, deren Verwerthung für die lebendige Kenntniss hellenischer Geschichte noch für Jahrzehnte alle Forscher beschäftigen wird.

Heute betreten die jungen Männer, denen die Leitung der Arbeit an Ort und Stelle übertragen ist, den griechischen Boden*); am ersten October werden die Arbeiten zum dritten Male beginnen, um vor der Ostfront die mittelalterlichen Gebäude aufzuräumen, in welchen voraussichtlich noch Trümmer von Bildwerken vermauert sind, um von der Westfronte die fehlenden Stücke zu suchen, endlich die Umgegend des Heraion so wie die Abhänge des Kronion weiter auszubeuten.

Wünschen wir ihnen von Herzen Glück zu ihrer in vielen Beziehungen schweren Arbeit im Dienste der Wissenschaft, sprechen wir auch den Männern des Reichstags

*) Dr. G. Treu und Dr. Weil als Archäologen; Baumeister Bohn und Dörpfeld als Techniker.

Digitized by Google

unsern Dank aus, dass sie ohne alle Parteispaltung dies Werk als ein edles Nationalwerk erkannt und gefördert haben, unsern Dank dem Kronprinzen des Deutschen Reiches, der es kräftig in die Hand genommen hat, und endlich Sr. Maj. dem Kaiser, der auch diesen Friedenslorbeer Seiner Regierung nicht gering achtet, sondern mit persönlichem Antheil das deutsche Werk in Olympia begleitet. (Stürmischer Beifall.)

Präsident Paehler: Meine Herren! Der verehrte Redner hat bei allem Dank, den er verdienter Massen gespendet, doch den Mann nicht erwähnt, welchem der Dank für den Beginn und die Förderung dieses nationalen Werkes vor allen anderen gebührt; in edler Bescheidenheit hat er vergessen, dass er selbst es ist, dessen Bemühungen hauptsächlich die Erfolge zuzuschreiben sind, von denen das grossartige Unternehmen bis jetzt begleitet ward. Ich glaube, es ist Pflicht der Versammlung, offen anzuerkennen, dass Ernst Curtius um die Ehre des deutschen Namens sich wohl verdient gemacht hat, und ich ersuche Sie alle, zum Zeichen der Zustimmung von Ihren Sitzen sich zu erheben. (Allseitiges Bravo; die Versammlung erhebt sich.)

Der Präsident erklärt darauf, zu einer Discussion über den Vortrag reiche heute die Zeit nicht aus; auch werde dieselbe besser in die Sitzung der archäologischen Section verlegt, in welcher Herr Curtius auf etwaige Fragen bezüglich des Gegenstandes nähere Auskunft zu ertheilen bereit sei. Die Versammlung ist damit einverstanden.

Hiernach macht der Präsident mehrere geschäftliche Mittheilungen (bezüglich des Festmahles, der Festfahrt nach dem Niederwalde, sowie des Ausfluges nach der Saalburg), bittet um die Ermächtigung, dass eine der bisherigen Sitte gemäss aus den anwesenden Präsidenten der früheren Philologentage, dem gegenwärtigen Präsidium und den von ihm zu cooptirenden Persönlichkeiten bestehende Commission über die Wahl des Ortes für den nächsten Congress das προβούλευμα fasse und fordert, nachdem die Versammlung ihre Einwilligung gegeben, die betreffenden Herren auf, sich am folgenden Tage zu bestimmter Stunde in der Halle auf dem Neroberge zu einer Berathung zusammenzufinden.

Nachdem er sodann bekannt gemacht, dass die Sectionen nach kurzer Pause in den ihnen zugewiesenen Lokalen sich constituiren würden, theilt er die Tagesordnung für die zweite allgemeine Sitzung mit und erklärt die erste Sitzung für geschlossen. (12 Uhr.)

Nach Constituirung der Sectionen fand um 2 Uhr das Festessen im grossen Saale des Kurhauses statt, an welchem ca. 600 Personen theilnahmen. Den Toast auf Seine Majestät den Kaiser und König brachte Präsident Paehler aus, Regierungspräsident v. Wurmb brachte ein Hoch den deutschen Philologen, Präsident Usener Seiner Excellenz dem Herrn Cultusminister Dr. Falk, Bürgermeister Coulin der deutschen Wissenschaft, Director Eckstein der Stadt Wiesbaden, Director Spangenberg den deutschen Frauen.

Der Herr Minister antwortete auf das ihm telegraphisch übermittelte Hoch mit folgender Depesche:

Herzlichen Dank der Versammlung! Möge auch diesmal Ihre Arbeit den von Ihnen gepflegten theuren Gütern zum Gedeihen gereichen! Falk.

Am Abend wohnten die Festgenossen der Festvorstellung im Königlichen Schauspielhause bei (Figaros Hochzeit).

Digitized by Google

Zweite allgemeine Sitzung.

Donnerstag, den 27. September, Morgens 11 Uhr.

Präsident Usener eröffnet die Sitzung mit einer Reihe geschäftlicher Mittheilungen und gibt dann dem Professor Dr. Steinthal (Berlin) das Wort zu einem Vortrage über **„Die Arten und Formen der Interpretation“**.

Prof. Steinthal: Bei allen den mannichfaltigen Fragen um das Wesen, die Aufgaben und die Methode der Philologie liegt es daran, die thatsächlich vorliegenden Leistungen und herrschenden Bestrebungen der Philologen aller Orte und Jahrhunderte in allgemeinen Begriffen zu erfassen. Durch den Gewinn dieser Begriffe (das wird man zugestehen müssen) wird die philologische Tüchtigkeit noch nicht erworben; aber wohl wird sie durch dieselben gelenkt und geklärt und dadurch auch erhöht. Die grössten Philologen haben sich um solche begriffliche Bestimmungen bemüht, und zwar, was wohl bemerkenswerth ist, namentlich dann, wenn sie gefürchteten oder schon erwachten Widerspruch zu dämpfen suchten, wie z. B. Lachmann in seiner Praefatio ad N. T. (und wer wird Lachmann philosophisch dialektischer Gelüste zeihen?), oder wenn sie Lobreden auf verstorbene Meister hielten, deren Werth sie messen wollten. Gerade so werden auch die strengen Formen der Logik bei Angriffen und bei Vertheidigungen, kurz da, wo man die grösste Sicherheit und Unwidersprechlichkeit erstrebt, mit Vorliebe in Anwendung gebracht.

Hieran knüpft sich aber ein noch umfassenderer Gesichtspunkt. Wenn man so oft den philosophischen Bemühungen die Unbeständigkeit ihrer Ergebnisse als besonders klaren Beweis ihrer principiellen und darum ausnahmslosen Ungesundheit vorgeworfen hat, so wird gerade aus unserem Falle klar, dass sich in dem vermeintlichen Wechsel und Umschlagen der philosophischen Principien nur der Fortschritt der menschlichen Entwicklung abspiegelt; denn in den verschiedenen Definitionen der Philologie liegt die ganze Geschichte der Philologie nach ihren Grundzügen angedeutet.

Die Methodologie der Philologie nun insbesondere kann nichts anderes sein, als die möglich schärfste und vollständigste Analyse der philologischen Operationen, welche unsere besten Philologen geübt haben. Ob eine solche Disciplin, die Analyse des philologischen Geistes in seiner Thätigkeit, noch abgesehen von ihrem Nutzen, rein an sich allgemein wichtig und wissenschaftlich anziehend ist, das darf der nicht fragen, dem kein Zweifel besteht, dass es Aufgabe der Wissenschaft ist, jeden Wurm und jeden Pilz zu analysiren, und das wird auch der nicht fragen, der es für unzweifelhafte Aufgabe hält, jedes anakreontische Liedchen und jede Schand-Inschrift von Pompeji zu analysiren.

Wer nun jemals ernstlich an die Bearbeitung der Methodologie der Philologie gegangen ist, wird wohl eben so wie ich das Ziel dieser Disciplin bis zur Verzweiflung schwierig gefunden haben; denn nicht nur erscheinen die Momente, welche in den philologischen Operationen wirksam sind, nicht so gering an Anzahl, sondern sie sind auch so innig in einander geschlungen, dass sie nur sehr schwer dem Blicke Stand halten, der sie isoliren und jedes in seiner besonderen Natur erfassen möchte, um ihr Zusammen-

Digitized by Google

wirken zu begreifen. Daher ist mir auch das mühselige Ringen, das sich bei Schleiermacher zeigt, der doch auf beiden Gebieten, auf dem der Philosophie wie auf dem der Philologie, eine erste Stelle einnimmt, nur zu erklärlich.

Die Ansicht, die ich Ihnen hier vorzutragen die Ehre habe, ist mir aus der Prüfung von Ast, Schleiermacher und Böckh erwachsen. In kurzer Zeit wird Böckhs Encyclopädie und Methodologie der Philologie erscheinen. Durch die Güte des Herausgebers, des Herrn Prof. Bratuscheck, und der Teubner'schen Verlagshandlung besitze ich die Aushängebogen des Buches bis auf den geringen Theil, der heute noch fehlt. Ueber dieses Grundwerk eines Philologen aus dem Geschlechte der Scaliger ein dürres oder auch in Lobeserhebungen sich ergehendes Urtheil auszusprechen schiene mir nicht angemessen. Ich muss aber auch die Gewohnheit, meine Ansichten so darzulegen, wie sie mir aus der Kritik hervorgegangen sind, an dieser Stelle fallen lassen. Denn in solcher kritischen Darstellungsweise glaube ich zwar erstlich meine Dankbarkeit gegen hervorragende Männer am geeignetsten kund zu geben und zweitens die eigentlichen Motive meines Denkens und die Berechtigung meiner Ansicht dem prüfenden Hörer und Leser so am deutlichsten vorzulegen; aber die blosse Charakterisirung des Böckh'schen Werkes, ja auch nur die kritische Vorführung seiner Ansicht über die Interpretation würde die mir zugemessene Zeit überschreiten. Gehen wir also unmittelbar an unsre Aufgabe.

Philologie ohne Interpretation scheint kaum möglich; mit ihr ist sie ohne weiteres gegeben. So lange wir nur die stummen Erzeugnisse eines Volkes betrachten, so lange z. B. nur die Bauwerke, die Steinbilder, die Malereien, die Geräthschaften der Aegypter oder der Babylonier und Assyrer angeschaut wurden, so lange waren auch jene Völker nur Gegenstand der Anthropologie und Ethnologie, der politischen und der Kunstgeschichte, aber noch nicht der Philologie. Erst seitdem man angefangen hat, die Hieroglyphen, die Keilinschriften zu interpretiren, gibt es eine ägyptische, eine babylonisch-assyrische Philologie. Indem wir das Schriftzeichen beleben, den Sprachlaut wieder erwecken, die verklungene Rede wieder begeisten, gewinnen auch die stummen Zeugen des verschollenen Volkslebens ihren λόγος wieder. So schafft die neu gelungene Interpretation ein neues philologisches Gebiet.

Demgemäss können wir uns auch den classischen Philologen in der Zeit des Wiedererwachens vorstellen, wie ihm zunächst nur eine Menge von Schriftwerken vorlag, die er zu interpretiren hatte. Interpretation war also die erste philologische Function und anfänglich auch die einzige.

Die Kritik gesellte sich bald dazu. Wie man aber auch das Wesen der Kritik bestimmen mag, immer wird sie sei es in Begleitung, sei es in Vorbereitung der Interpretation erscheinen. Wie grosse Genialität der Kritiker auch bethätigen mag, wie schwierig die von ihm überwundenen Hindernisse, wie überraschend und staunenswerth seine Leistungen sein mögen, immer bleibt die Kritik ihrem Begriffe nach im Dienste der Interpretation. Ferner ist leicht zu bemerken, wie die Interpretation ihre Begründung in der Sache, nämlich in der Natur der geschichtlichen Entwicklung der Völker findet, und wir können uns die Geschichte der Menschheit, den Begriff der Humanität nicht denken ohne diese wissenschaftliche Function. Die philologische Kritik dagegen hat ihre Nothwendigkeit nicht in der Natur der Sache, sondern in der Schwäche des Menschen, in der Unsicherheit der Tradition. Die Wichtigkeit der Erkenntniss, dass eine Schrift nicht von dem

Digitized by Google

durch die Ueberlieferung bezeichneten Verfasser, sondern von diesem oder jenem andern Schriftsteller rühre, oder dass an dieser Stelle einer Schrift nicht so wie überliefert gelesen werden dürfe, sondern so wie die Kritik das Ursprüngliche herstelle — die Wichtigkeit solcher Erkenntnisse kann nicht geleugnet werden; aber sie besteht bloss darin, dass nun erst richtig interpretirt werden kann.

Interpretation und Kritik erschöpfen aber die philologische Thätigkeit noch nicht. Denn wenn man auch nicht zugestehen will, dass die Philologie, wie Böckh sie nimmt (und ich stimme ihm bei), in dem weitesten Sinne als Geschichte des menschlichen Geistes schlechthin zu fassen sei, so würde doch die Behauptung, Interpretation und Kritik bilden die vollständige Thätigkeit des Philologen, nur dann zutreffend sein, wenn man den Begriff der Philologie dahin beschränken wollte, dass damit nur das verständnissvolle Lesen der Schriftwerke benannt würde. Dann wäre ja aber die Philologie vielleicht die Beschäftigung des εὐδαίμων, nur ohne Ergebniss, und also keine Wissenschaft. Sie hätte das werthvollste Object, an dem sie geübt wird, aber keinen Inhalt, den sie erzeugte. Eine Wissenschaft aber muss doch eigenthümliche Werke hervorbringen, die ihr einen Inhalt geben, in dem sie ihren Werth hat. Nehmen wir also die Philologie in dem engsten Sinne, der wenigstens möglich ist, ohne ihr den Charakter einer vollen Wissenschaft zu nehmen, so müssen wir zur Interpretation und Kritik als den philologischen Functionen wenigstens noch Grammatik und Litteraturgeschichte als die eigenthümlichen philologischen Werke hinzudenken. Dann aber erweisen sich jene beiden Functionen augenblicklich als nicht ausreichend, um die Erzeugnisse der Philologie herzustellen. Wenigstens sehe ich nicht ein, wie die Wirkung und Leistungsfähigkeit der Interpretation und Kritik darüber hinausreichen solle, dass man ein Werk der classischen Litteratur nach dem andern liest, dass man womöglich auf's tiefste in jedes Werk eindringt — Grammatik und Litteraturgeschichte wird dadurch nicht geschaffen. Ohne diese Disciplinen ist aber die Interpretation und Kritik sogar unmöglich; die philologische Beschäftigung als solche ist ohne die philologischen Werke undenkbar: welche Function erzeugt also diese Werke? Sicher ist freilich auch, dass Grammatik und Litteraturgeschichte nicht ohne Interpretation und Kritik geschaffen werden können; nur werden sie nicht lediglich aus diesen Functionen erwachsen.

Halten wir also fest, dass Functionen und Werke der Philologen sich einander bedingen, so scheint mir, müsse noch eine besondere, dritte philologische Function angenommen werden, durch welche die philologischen Werke, Grammatik und Litteraturgeschichte, und welche Disciplinen man sonst noch zur Philologie in ihrem weiteren Sinne zählen mag, erst geschaffen, aus Bausteinen, welche durch Interpretation und Kritik gewonnen sind, errichtet werden. Und diese Function mag Construction heissen.

So hätten wir durch eine, wie ich meine, eben so einfache als einleuchtende Betrachtung den Satz gewonnen: dass die Methodenlehre der Philologie drei Abschnitte habe: Methode der Interpretation, Methode der Kritik, Methode der Construction der philologischen Disciplinen.

Für unsern gegenwärtigen Zweck aber, die Richtungen, und also die Formen und Weisen, also kurz die Arten der Interpretation zu bestimmen, ist dieser Satz insofern wichtig, als wir uns nun davor zu hüten haben werden, der Interpretation eine Aufgabe zu stellen, welche sie nicht lösen kann, welche vielmehr der Construction obliegt. Um

Digitized by Google

dieser Verwirrung zu entgehen, begrenzen wir die Wirksamkeit der Interpretation dahin, dass ihr Object allemal nur ein Redewerk ist, während die Gesammtheit von Werken oder ein Complex homogener Werke, als ein solcher in sich geschlossener Kreis, der Construction anheimfällt. Die Interpretation geht nicht über das einzelne Werk hinaus. Sie mag dabei Rücksicht nehmen auf andre Werke und Kreise von Werken, wie überhaupt die Construction von ihr vorausgesetzt wird: es lässt sich keine Schrift interpretiren, wenn man nicht beachtet, in welchen Kreis sie gehört; aber die Bildung dieses Kreises ist Sache der Construction. Man darf z. B. nie vergessen, dass man ein Drama oder ein Epos interpretirt, den Aeschylus oder Sophokles; aber der Kreis von Dramen oder von Epen, der Charakter dieses oder jenes Dichters wird durch die Construction gestaltet.

Ist hiermit das Object der Interpretation bestimmt, so sagen wir weiter: ihr Ziel ist Verstehen; den Weg aber zum Verständniss, oder die Operation, durch welche das Verständniss erwirkt wird, nennen wir Interpretation oder Deutung. Wir interpretiren oder deuten, um zu verstehen. Verständniss ist zunächst das Ziel; ist dieses Ziel erreicht, so ist das Verständniss ein Ergebniss geworden, unser erworbener Besitz; Deutung ist die Thätigkeit, durch welche wir uns in den Besitz des Verständnisses setzen.

Verstehen schlechthin ist allgemein menschlich, wie sprechen und mittheilen; Verständniss schlechthin ist ein mit dem Begriffe der Sprache nothwendig gesetzter Wechselbegriff. In jedem Augenblicke wird innerhalb der Menschheit unzählig vieles verstanden, sowohl einfache Natur- und Bedürfnissrede, Noth- und Umgangssprache, als die künstlerische Rede eines Gedichts oder eines Volksvertreters. — Von diesem gemeinen Verstehen unterscheidet sich das philologische vor allem durch die künstliche Herbeiführung aller der Bedingungen, unter denen allein das Verständniss möglich ist. Dies muss ein wenig entwickelt werden.

Das gemeine Verstehen geschieht unmittelbar und ist lediglich in dem psychologischen Processe enthalten, dass gehörte Sprachlaute oder gesehene Schriftzeichen im Hörenden oder Lesenden dieselben Gedanken erregen, durch welche sie im Sprechenden oder Schreibenden veranlasst waren. Dieser Process mag gar nicht einfach sein, und ihn zu erklären mag die Psychologie immerhin viel Mühe haben; aber er ist mit dem Leben schlechthin gegeben: wer vollsinnig und gesunden Geistes ist und in menschlicher Gesellschaft lebt, der versteht auch. Das gemeine Verständniss ist freilich nicht bedingungslos; aber die Bedingungen sind unmittelbar durch die menschliche Organisation und das gesellige Leben gegeben. Die Formel für solches Verständniss kann darum einfach angesetzt werden: ein Gedankeninhalt P veranlasst im Redenden eine Lautreihe L, und diese Lautreihe L erregt im Hörenden wiederum jenen Gedankeninhalt P. Also $P = L$ und $L = P$.

Anders das philologische Verstehen. Hier müssen die nicht unmittelbar gegebenen Bedingungen des Verständnisses künstlich herbeigeschafft werden; es ist ein vermitteltes Verstehen. Das gemeine unmittelbare Verstehen ist ein Ereigniss; das philologisch vermittelte ist eine That. Dem Philologen ist streng genommen zunächst nur ein Laut gegeben, und der Geist, der ihn geäussert hat, ist unbekannt; also $x = L$ und folglich $L = x$. Vorausgesetzt wird nun, dass x ein Moment P im Geiste des Philologen sei, wie es in dem des Autors war, oder dass es wenigstens im Geiste des Philologen ein solches Moment P werden könne; und darauf wird die Forderung gegründet, der Philo-

Digitized by Google

loge solle dem x das P substituiren. Das ist eine Rechnung, eine freie wissenschaftliche Thätigkeit, eben Interpretation oder Deutung.

Diese Substitution des P statt des x ist nicht möglich durch eine Analyse des L, denn L ist eben nur x, ein Fragezeichen, eine Null; sondern eine Synthesis, eine mehr oder weniger verzweigte, thut noth: das gesuchte P kann nur durch Vergleichung und Deduction gefunden werden. Daher ergibt sich aus dem ersten, eben dargelegten Unterschied zwischen gemeinem und philologischem Verstehen, der in der Vermittlung liegt, sogleich der andere, dass das gemeine Verstehen nur die einzelne Mittheilung erfasst, das philologische dagegen das Mitgetheilte als ein Einzelnes in seinem allseitigen Zusammenhange mit den allgemeinen Mächten, welche das Bewusstsein constituiren, wissenschaftlich erkennt. Es wird z. B. ein Wort nur dann philologisch verstanden, wenn es auf einen Stamm zurückgeführt wird, der das Allgemeine zu unzähligen einzelnen Wörtern bildet, und auf eine grammatische Bildungsweise, welche in noch höherem Sinne das Allgemeine bildet, in welchem die gegebene Wortform entstanden ist. Darin liegt eben zunächst die Vermittlung des philologischen Verstehens, dass das einzelne gehörte oder gelesene Wort auf Stamm und Formungsregel zurückgeführt wird.

So ergibt sich aber auch ohne weiteres noch ein dritter Unterschied. Indem der Philologe bemüht ist, sich die Bedingungen zum Verständniss künstlich herbeizuschaffen, kann er nur dadurch zum Ziele gelangen, dass er sich die Bedingungen klar macht, unter denen sowohl das P als auch das L, der Gedankeninhalt und die Sprachform, im Bewusstsein des Redenden erzeugt sind. Das liegt im Wesen des Verstehens. Soll im Bewusstsein des Philologen die Gleichung $L = P$ entstehen, so ist dies streng genommen nur dadurch möglich, dass er die primitivere Gleichung $P = L$ herstellt, d. h. den Process, der im Geiste des Autors stattgefunden hat, in seinem Geiste wiederholt.

Aus diesen Unterschieden wird weiter klar, dass im philologischen Verstehen weit mehr liegt als im gemeinen; während nämlich dieses bloss das enthält, was eben in der Mittheilung lag, trägt der Philologe in sein Verständniss nicht nur den mitgetheilten Inhalt hinein, sondern er hat daneben zugleich die ganze Erkenntniss, die er durch seine Synthesen gewonnen hat. Sein Verständniss ist eine mehr oder weniger reiche deductive Erkenntniss. — Aus gleichem Grunde aber liegt im philologischen, im erkennenden Verstehen auch mehr als in der Rede an sich, und der Philologe versteht den Redner und Dichter besser als dieser sich selbst und besser als ihn die Zeitgenossen schlechthin verstanden haben: denn er macht klar bewusst, was in jenem nur unmittelbar und thatsächlich vorlag.

Soviel über Interpretation überhaupt. Kommen wir nun zu ihren verschiedenen Formen oder Richtungen.

Die Kenntniss der Schrift vorausgesetzt, ist dasjenige, was für den Philologen als Gegebenes gilt, eine Reihe von Lauten. Diese aber haben einen Sinn; sie deuten auf Geist. Den Sinn aufdecken, auf den der Laut deutet, heisst den Laut deuten. Man muss also nicht fragen, was gedeutet werde, der Laut oder der Sinn? Sie werden mit einem Schlage beide gedeutet, indem der Sinn zum Laute gefunden wird.

Die Interpretation beginnt also damit, den Sinn des Wortes, weiter den des Satzes und dann die Verbindung der Sätze zu bestimmen: und so ist die erste Form der Interpretation, welche die Grundlage für alle weitere philologische Operation bietet, die

Digitized by Google

grammatische Interpretation. So heisst sie, weil sie den geschriebenen Sprachlaut deutet, d. h. den Sinn der Rede entziffert, insoweit er im Worte an sich liegt, in den Sprachelementen.

Der Sinn liegt aber in der That nur zum Theil im Worte an sich. Wir verschweigen beim Reden sehr viel, und zwar sehr Wesentliches, was doch hinzugedacht werden muss, wenn es verstanden werden soll. Wir sprechen immer aus bestimmten Lagen und Verhältnissen, äusseren und inneren, heraus, und erst durch die Beziehung des Gesagten auf diese realen Verhältnisse erhält die Rede ihren concreten Sinn. Das an sich immer nur abstracte Wort wird erst dadurch erfüllt, dass es auf die concreten Anschauungen und Begriffe von Dingen und Sachen bezogen oder gedeutet wird. Jede Mittheilung ist eine Hindeutung des Redenden auf gewisse Punkte der körperlichen oder geistigen Umgebung, von welcher Hindeutung das Wort nur einen abstracten Theil enthält. Die Kenntniss der natürlichen und menschlichen Lebensverhältnisse, in denen der Redner und ebenso der zeitgenössische unmittelbare Hörer athmet und denkt und fühlt, muss vom Philologen künstlich zum Verständniss herangebracht werden. Denn nur insofern sie mittelbar oder unmittelbar vorhanden ist, kann das Verständniss gelingen; und wo sie fehlt, muss Missverständniss eintreten. Dies kann durch philologische Fehler, aber auch ebensowohl durch manche Anekdote aus dem Leben verdeutlicht werden. Ich erinnere der Kürze halber nur an den Soldatenburschen, von dem Reuter erzählt: er sollte die Besuchsfahrt seines Officiers neben dem Kutscher mitmachen und bei den betreffenden Herrschaften die Karten abgeben. Er hatte dazu bei der Abfahrt den Befehl erhalten, die Karten einzustecken. Diesem Befehle kam der Bursche pünktlich nach und reichte bei den Besuchen den Herrschaften bald die grüne Dame, bald Schellensieben u. s. w. ab. Wer dem armen Burschen die wirkliche Aufklärung hätte geben wollen, hätte ihm zu den Worten seines Officiers, deren grammatisches Verständniss er hatte, eine Sacherklärung, die interpretatio rerum, geben müssen.

Bei dieser zweiten, der sachlichen Interpretation, erklärt man die Rede durch den gesammten Kreis von objectiven und subjectiven Elementen des Nationalgeistes, also aus den Anschauungen und Begriffen, aus den Vorstellungsweisen, Ansichten, Meinungen und Urtheilen, wie sie sich aus umgebenden Naturgegenständen und Naturverhältnissen und auch aus geschichtlichen Ereignissen, aus Einrichtungen und Sitten, Zuständen und Beschäftigungen im Volksgeiste gebildet haben. Solche Interpretation können die naivsten Schriftsteller am wenigsten entbehren, z. B. Homer. Ohne homerische Alterthümer, homerische Theologie und Ethik wird Ilias und Odyssee nicht verstanden. Ueber „guten Morgen“ mag die grammatische Interpretation viel zu sagen wissen — dies Wort bliebe unverstanden, wenn nicht die sachliche Interpretation lehrte, dass es nach üblicher Sitte eine Grussformel ist. Die reflectirteren Autoren aber wimmeln von absichtlichen Anspielungen auf Personen, Ereignisse, Denkweisen; sie bedienen sich vielfach der Termini und der Schlagwörter. Das ganze Werk verdankt seine Entstehung oft einer geschichtlichen oder gerichtlichen Veranlassung, einem Ereignisse oder einer Sitte: dies alles muss man kennen, um ein Werk zu verstehen.

Die Interpretatio rerum soll nicht antiquarische und historische Kenntnisse entwickeln und darstellen: denn das ist Aufgabe der Construction; aber sie hat aus der gewonnenen Kenntniss des Lebens der antiken Völker die vorliegende Stelle eines Schrift-

Digitized by Google

werks zu deuten: gerade wie die Interpretatio verborum nicht Etymologie und Grammatik construiren, sondern aus diesen und aus dem Sprachgebrauch den Sinn des vorliegenden Wortes und Satzes finden soll.

Die grammatische Interpretation wird durch die sachliche ergänzt; sie bedarf aber einer weitern Ergänzung. Sie erklärt das Wort und dessen syntaktische Fügung aus dem allgemeinen Sprachbewusstsein des Volkes, und sie sucht auch den Zusammenhang der Sätze auf; aber das kann sie doch nur, insoweit die Sätze durch Conjunctionen und sprachliche Mittel überhaupt verbunden sind. Sie muss auch ohne solche sprachliche Stützen den Zusammenhang erfassen, weil sie sonst den Sinn der Sätze an sich und der einzelnen Worte nicht finden könnte. Abgeschlossen aber wird diese Bemühung, die sich auf das Ganze richtet, erst durch eine eigenthümliche Form der Interpretation, die stilistische. Wie die Grammatik durch die Stilistik ergänzt wird, so die grammatische durch die stilistische Interpretation. Ihr liegt es ob, den Grundgedanken, die Tendenz des Ganzen, die Einheit des Redewerks darzulegen, und wie sich der Hauptgedanke entweder wie ein rother Faden durch alle Einzelheiten hindurchzieht, oder wie er sich zerlegt und gliedert, sich entwickelt. Ihr Object ist also die Composition des Redewerkes. Wenn die grammatische Interpretation den Sinn in seinem Zusammenhange erfasst, so betrachtet die stilistische das Ganze in seiner Gliederung; jene mag inductiv heissen, dann wäre diese deductiv. Sie erst macht aus Tendenz und Composition jeden Gedanken und den Bau jedes Satzes, die Wortstellung und selbst die Anwendung gerade dieses einzelnen Wortes begreiflich. Sie erklärt auch die Wahl des Metrums oder des Rhythmus.

So haben wir drei Interpretationsweisen gefunden. Man hat auch von einer logischen Interpretation gesprochen. Ich wüsste nicht, welche Aufgabe einer solchen nach der gegebenen Auffassung der grammatischen und der stilistischen Deutung noch zufallen könnte. Wollte man aber eine dieser beiden oder beide zusammengenommen logisch nennen, so wäre das wohl nicht richtig: denn nicht jeder Zusammenhang, wie sehr auch begründet, ist darum logisch, wie so oft in der Poesie.

Mit den drei besprochenen Interpretationsweisen aber deuten wir bloss das Vorliegende ohne jede über dasselbe hinausgehende Rücksicht; deuten es zwar nach seinem Inhalte und seiner Form, deuten es mit allem, was in und an ihm ist, aber lediglich aus drei allgemeinen geistigen Mächten, nämlich aus dem nationalen Sprachgeist, aus dem nationalen praktischen und theoretischen Leben und, was für die Darstellung besonders zu erwägen ist, aus den nationalen Kunstformen, ohne jedoch etwaige besondere Modificationen zu beachten. Auch dies aber ist für das volle und treue Verständniss unentbehrlich. Um eine Rede wahrhaft und vollkommen zu verstehen, muss man auch beachten, wer da spricht: denn duo cum dicunt idem, non est idem. Das Redewerk verlangt also nach jenen drei Interpretationen aus dem allgemeinen Geiste oder dem Gemeingeiste viertens auch eine individuelle Interpretation, d. h. Deutung aus der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers. Der Grundgedanke, der Zusammenhang der einzelnen Theile, der Fortgang der Gedanken wird oft nur verstanden, und selbst das einzelne Wort nur dann richtig erfasst, wenn die eigenthümliche Denk- und Darstellungsweise des Schriftstellers beachtet wird.

Demnach ist natürlich sowohl die grammatische als auch die stilistische Interpretation von der individuellen häufig beeinflusst; diese dürfen das Wort nicht immer so

Digitized by Google

fassen, wie es im allgemeinen Volksbewusstsein liegt, sondern zuweilen so, wie der Schriftsteller es individuell gestempelt hat, und müssen beachten, wie die allgemein herrschende Compositionsform individuell umgestaltet ist. Darum aber versteht es sich auch von selbst, dass die individuelle Interpretationsweise gar nicht als eine für sich bestehende Art gedacht werden kann, dass sie nur die drei erst genannten Arten begleitet und modificirt, dass sie also immer nur als individuell-grammatisch oder individuell-stilistisch oder individuell-sachlich geübt werden kann. Ich sage: auch individuell-sachlich: denn wie der Sprachschatz nicht allen Individuen in gleichem Masse zu Gebote steht, so verfügt ja der Schriftsteller noch weniger über den ganzen Schatz von Anschauungen und Begriffen, von Kenntnissen und Urtheilen des Volksgeistes. Dies zu beachten ist namentlich für die Interpretation des Dramas wichtig, bei welchem eine doppelte Individualität zur Erscheinung kommen kann, in der des Dichters auch die der dramatischen Person. Der Charakter einer Rolle aber wird kaum so sehr durch das Wort als durch den Kreis seiner Anschauungen und seine Art, die Dinge anzuschauen, gezeichnet: denn die Anschauungsweise ist das primäre; das Wort ergibt sich erst aus dieser. Dies gilt aber ganz allgemein; wir verstehen die Rede des Demosthenes nicht ohne seine Stellung zu Philipp, und diese nicht ohne Kenntniss seines sittlichen Charakters, seiner Sympathien und Antipathien. Durch Lebensstellung und Charakter wird aber auch Stil und Wort bedingt.

Ja, auf diesem Gebiete, dem Gebiete, welches der sachlichen Interpretation anheimfällt, geschieht es sogar am leichtesten, dass sich ein Schriftsteller dem Geiste seines Volkes widersetzt, dass er sich einen Kreis von Gefühlen und Urtheilen individuell ausbildet, wie wenn z. B. ein Hellene kosmopolitische Ansichten hegt.

Nach dieser Rücksicht auf die Individualität des Autors dürfen wir eine andre nicht lange vermissen, welche in der Natur des philologischen Objects liegt. Der Geist ist geschichtlich, und so verbindet sich die historische Rücksicht mit den vorher genannten vier Formen der Interpretation als eine fünfte Interpretationsweise, die historische. Wir mögen aus dem Gemeingeiste oder einem individuellen Geiste sprachlich, sachlich oder stilistisch interpretiren, immer muss uns gegenwärtig sein: zu welcher Zeit, also unter welcher historischen Beschränkung ist dieser und jener Satz geschrieben? Das Wort und die syntaktische Fügung hatten nicht zu allen Zeiten die gleiche Bedeutung; die Sitten und nationalen Vorstellungsweisen, die politische und die sociale Lage, die Formen der privaten Beschäftigung und Lebenseinrichtung, die Masse, die Kriegführung, die Religion, die Wissenschaft und die Künste, also auch die stilistischen Formen, alles, alles ist dem historischen Wandel unterworfen, und auch das Individuum hat seine Entwicklung. Der junge Plato ist noch nicht der alte; der alte ist nicht mehr der junge. Ja, noch mehr, die ganze Erscheinungsweise von Individualitäten, ich meine diese Weise oder Lebensform des allgemeinen Geistes, sich im Auftreten individueller Geister zu bethätigen, hat eine Geschichte: denn nicht jedes Volk und nicht jede Zeit hat Raum für die Thätigkeit individueller Geister; und sind solche vorhanden, so hat die Individualität nicht überall und immer dieselbe Macht und Bedeutung. Athen und Rom, Athen und Sparta unterscheiden sich hier wesentlich.

Wir haben jetzt drei Interpretationsarten kennen gelernt: die grammatische, sachliche und stilistische, deren jede auf ein andres objectives Moment der Rede gerichtet ist;

Digitized by Google

und diese drei Arten oder Richtungen der Deutung werden sowohl mit Rücksicht auf die Individualität des Schriftstellers als mit Rücksicht auf die geschichtlichen Verhältnisse des Volkes und auch des Autors gepflegt. Mit all dem kommen wir nicht über die Auffassung des Gegebenen hinaus. Allerdings wird dieses Verstehen vollständig und ein erkennendes sein; kann aber wohl, dies wäre die Frage, der Philologe noch höher steigen? Die deutsche Philologie hat längst die Antwort hierauf gegeben, und zwar in bejahendem Sinne: der Philologe soll das erkennende Verstehen noch zum begreifenden vertiefen. Dies geschieht durch die causale Betrachtung des Redewerkes, welche eine sechste Interpretationsweise ergibt: die psychologische.

Das Redewerk soll nicht bloss aufgenommen und genossen, auch analytisch charakterisirt werden, sondern auch die Genesis desselben soll begriffen, der Schöpfungsact selbst als solcher, der innere Hergang, in welchem das Bild erwuchs, soll durch die psychologische Deutung verstanden werden. Es soll, nach einem Schleiermacherschen Ausdrucke, das Werk und jeder einzelne Gedanke und die Reihung und Verkettung der Gedanken desselben als „ein hervorbrechender Lebensmoment“ begriffen werden. Es gilt einen Blick in die geistige Werkstätte. Erst hierdurch wird erfüllt, dass nicht bloss $L = P$, sondern auch $P = L$ gesetzt wird.

Die psychologische Interpretation setzt nicht nur voraus, dass die früher genannten Weisen ihr Amt schon bis auf einen hohen Grad vollzogen haben; sondern sie ist auch nur in Verbindung mit ihnen allen möglich. So erscheint sie zwar unselbständig; aber sie bringt erst alle zu ihrer vollen Feinheit. Sie soll in die Mechanik des schriftstellerischen Geistes eindringen, indem sie alle an der Schöpfung eines Werkes betheiligten praktischen wie theoretischen, materiellen wie formalen Momente, des Gemeingeistes wie des individuellen Geistes aufzählt, mögen sie in der Zeit des Autors herrschend oder ihm aus der Vergangenheit überliefert gewesen sein; und dann soll sie diese mannichfaltigen Momente in ihrer gegenseitigen Bewegung und in ihrem Zusammenarbeiten betrachten, wie sie sich stärken durch Harmonie, sich schwächen durch Widerspruch, sich zu vollster Klarheit und Macht heben durch den Gegensatz, in den sie sich stellen: wobei es von besonderer Wichtigkeit ist, zu beachten, ob der Autor in einer Zeit des Aufstrebens oder der Reife oder des Verfalls lebte. Das soll aber die psychologische Interpretation nur zum Behufe des bestmöglichen Verstehens: denn ich verstehe am besten, was und wie etwas ist, wenn ich begreife, warum es so ist. Eben darum hat sie keinen besonderen Ort ihres Wirkens; beim durchgebildeten Philologen ist sie allgegenwärtig, und wo immer er das Höchste leistet, sei es in irgend einer Art der Deutung, in irgend einer Construction philologischen Wissens oder in irgend einer Form der Kritik: immer ist sie es, welche dem Unternehmen den eminent wissenschaftlichen Charakter verleiht.

In welchem Masse ein Autor den Schatz der nationalen Sprache an Wörtern und Fügungen beherrschte, muss doch wohl der Philolog erforschen. Leistet er dies in der individuellen Interpretation? Ich meine, er leiste dies allerdings, aber nur dann, wenn sich zur individuellen die psychologische Interpretation fügt. Denn zunächst wird nur erkannt, wie viel Wörter und Fügungen ein Autor vielleicht verwendet, und wie viele er liegen lässt, wie viele er dagegen neu schafft. So weit reicht die einfache Observation. Sie mag noch weiter beachten, wie scharf begrenzt oder wie überschwankend oder auch zu eng der Ausdruck ist, wie fein die Synonyma unterschieden sind. Aber die Observation

Digitized by Google

muss doch wohl psychologisch werden, wenn weiter gefragt wird, warum hat er neue Wörter gebildet, alten Wörtern neue Bedeutungen gegeben? Entbehrte die nationale Sprache des Ausdrucks für des Autors neuen Gedanken? Wenn dies, warum griff er zu seiner Befriedigung gerade nach diesen Mitteln? wenn aber nicht, welchen Werth haben seine Neuschöpfungen? Um dies zu bestimmen, muss erwogen werden, wie sich des Verfassers Gedankenreichthum zum nationalen Sprachschatz verhielt. War er so reich an Begriffen? und waren diese so neu? und sind seine neuen Gebilde dem nationalen Geiste angemessen? Erst nach alle dem lässt sich sagen, wie er die Sprache beherrscht habe. — Dieselben und ähnliche Fragen kehren wieder in Bezug auf die Darstellung, die Composition. Beherrschte ein Autor die Formen der litterarischen Gattung, in der er schrieb? schreitet er in den gewohnten Geleisen einher, oder hat er sich neue Bahnen geebnet? Hat er neue Stoffe zur Bearbeitung ergriffen, und inwiefern hat er dabei den nationalen Gesichtskreis erschöpft oder gar erweitert? Wie verhält sich die Welt- und Lebensanschauung, die er bekundet, zur nationalen? Ist dies beantwortet, so handelt es sich weiter darum, seine Stärke und seine Schwäche aus dem Blicke des Autors zu erklären, aus der Weite und dem Umfang, aus der Schärfe und Eindringlichkeit oder Stumpfheit und Oberflächlichkeit des Blickes und aus der Eigenthümlichkeit des überblickten Kreises von Objecten, d. h. aus der Richtung des Blickes, ob er mehr in das eigene Innere oder nach aussen, mehr auf Menschen oder mehr auf Sachen, mehr auf Charaktere und Thaten oder auf Ereignisse und Schicksale gelenkt war. Daraus lässt sich dann Inhalt und Form seiner Erkenntnisse und Beurtheilungen, lassen sich seine Sympathien und Antipathien begreifen, lässt sich begreifen, welche Einflüsse ihm befruchtend zuströmen, und welche an ihm unbeachtet und erfolglos vorbeirauschen oder von ihm abprallen mussten. Nicht immer besteht ja zwischen den Momenten, welche das Individuum und sein Werk constituiren, diejenige Harmonie, welche wahrhaft Classisches, Vollendetes hervorbringt; sehr oft sind Auffassungsfähigkeit und Gestaltungskraft nicht in günstigem Verhältniss, und eben so oft stehen Object, Tendenz, Stilform, Nationalsprache, Metrum unter sich oder mit dem geistigen Charakter des Autors in Discrepanz. Dadurch entstehen Hemmungen und Schädigungen des auszuführenden Werkes, wie andererseits durch den Einklang wesentliche Förderungen und Bereicherungen herbeigeführt werden. So begreift sich denn auch hier die Leichtigkeit des Fortgangs, die sachgemässe Entwicklung, voll Grazie im Vorschreiten, dort die Abgerissenheit, das Ringen mit Inhalt oder Form oder beidem; hier die Objectivität, d. h. das Aufgehen der Persönlichkeit in der Sache, dort die Subjectivität. Da zeigt sich denn auch die Macht der Gemüthsstimmung, etwa die Ironie, in welcher der eine mit der Sache, der andere mit seiner Person spielt; die Heiterkeit und die Schwermuth, die Milde und die Bitterkeit; das Einschmeicheln, womit der Leser geführt wird, ohne es zu merken, oder das gewaltige Ergreifen, von dem er unwiderstehlich hingerissen wird. Das Gemüth erklärt den Stil; aber es verlangt auch selbst eine Erklärung: das muss doch wohl psychologische Deutung heissen.

Nur noch ein ganz allgemeiner Punkt mag erwähnt werden. Im Bewusstsein jedes Autors kann die zweckmässige Composition leicht in Widerstreit gerathen mit der rein mechanisch-zufälligen Association, unter deren Mechanismus der Geist immer bleibt: dies ist der Kampf der Freiheit des Geistes mit seiner Unfreiheit. Der Reflexion, welche Gedanken sucht, sich aber dabei in bestimmter Richtung bewegt, und dabei auch der

Digitized by Google

Logik folgen will, und dann auch noch innerhalb der Compositionsformen gebannt ist, fügt sich der seelische Mechanismus, in welchem Zufall und Gewohnheit eine solche Macht üben, nicht immer derartig, dass er ihr alles darböte, was sie braucht, und gerade nur das, ohne Beimischung: wodurch sie von ihrer gewollten Richtung ganz abgelenkt werden kann.

Vielleicht zeigt sich hier am klarsten der Unterschied zwischen der psychologischen und den übrigen Interpretationsformen, nämlich wo sie in Widerstreit gerathen. Die stilistische und die individuelle Deutung fordern, dass man aus dem Grundgedanken den logischen Accent bestimme, den das Wort, der Satz und der Complex von Sätzen trägt, d. h. den Grad der Wichtigkeit, der jedem für das Ganze zukommt: was Haupt-, was Nebensache ist; was Ausschmückung und Beispiel, was wirkliche und eigentliche Darlegung. Wir würden aber hierbei durch die rein sachgemässe, logische Interpretation zuweilen in Verlegenheit gerathen. Wir sehen klar, wie ein grosser Geist auf diesen Satz fällt, und wie nebensächlich jener ist; im Bewusstsein des Autors aber hat sich das Verhältniss durch irgend einen mechanischen Einfluss verschoben. Das Nebensächliche hat eine Macht gewonnen, die ihm nicht zukommt, und dadurch ein wichtiger Satz seine Bedeutung verloren. So nimmt denn natürlich der Gedankengang eine Wendung, die nach einfacher Interpretation unverständlich wird, und die nur durch psychologische Deutung aufgeklärt wird.

So lehrt die psychologische Betrachtung begreifen, warum ein vielleicht sehr begabter Dichter den Kranz in diesem Falle, aber nicht in jenem erreicht hat. Indem wir aber so die Genesis des Werkes begreifen, verstehen wir erst den Schriftsteller auch genetisch und erst damit vollständig. Allerdings muss sich der Philologe auch zuweilen auf die geistige Pathologie verstehen.

Nach dieser Darlegung der Interpretationsrichtungen wird wohl das vollkommen gerechtfertigt sein, was ich oben über das Verhältniss des philologischen Verstehens zum gemeinen bemerkt habe, und inwiefern in jenem unendlich mehr liegt als in diesem. Das Wichtigste aber scheint mir nun Folgendes zu sein. Das gemeine Verstehen kann richtig sein: so nennen wir es, wenn es die Meinung des Redenden erfasst. Niemals aber kann das gemeine Verständniss wahr heissen. Denn wenn auch eine Wahrheit mitgetheilt wird, so kann auch sie nur richtig verstanden werden; und das Unwahre wird genau eben so richtig verstanden. — Das philologische Verständniss dagegen erhebt sich von der einfachen Auffassung eines Mitgetheilten zur Erkenntniss und zum Begreifen einer geistigen Thatsache. Solch ein genetisches Begreifen einer Rede kann an sich, ohne Rücksicht auf den Werth der verstandenen Rede, wahr und tief, kann eine erhebende Erkenntniss sein, gerade so wie der Werth einer naturwissenschaftlichen Erkenntniss unabhängig ist von dem Werthe des erkannten Wesens. Das philologische Verständniss hat, noch abgesehen von seinem Object, auch an sich einen werthvollen Inhalt. Wo der Philologe seine Aufgabe völlig gelöst hat, da ist sein Verständniss nicht nur kein blosses Ereigniss, und nicht nur eine That; sondern da ist es eine Schöpfung. (Bravo.)

Präsident Usener: Mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit schlage ich vor, von einer Discussion über den Vortrag abzusehen, damit es möglich bleibt, auch die anderen auf der Tagesordnung stehenden Vorträge zu hören. (Die Versammlung stimmt zu.) Ich ertheile jetzt Herrn Prof. v. Wilamowitz-Möllendorff das Wort.

Digitized by Google

Prof. Dr. v. Wilamowitz-Möllendorff (Greifswald) führt in seiner Rede **„Ueber die Entstehung der griechischen Schriftsprachen"** etwa Folgendes aus:*)

Die Anschauungen, welche ich in Betreff der Fragen, wann, wo und wie sind die griechischen Schriftsprachen entstanden, vortragen werde, mögen wohl Manchem neu und befremdlich erscheinen; gleichwohl meine ich nicht neue Gedanken auszusprechen. Ich will vielmehr die Quellen nennen, die Jedem offen stehen, aus denen nur nicht Jeder schöpfen mag: ich kann allerhöchstens das Verdienst beanspruchen, hie und da einen angesponnenen Gedanken zu Ende gedacht zu haben und natürlich überall auf das urkundliche Beweismaterial zurückgegangen zu sein. Dass wir die Frage nach der Entstehung der griechischen Schriftsprachen überhaupt stellen, verdanken wir einem ganz ausgezeichneten und viel zu wenig berücksichtigten Vortrage von H. L. Ahrens auf der Göttinger Philologenversammlung (über die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik. Verhandlungen Bd. XIII). Ahrens zuerst hat die Sprache jedes einzelnen Lyrikers, jeder einzelnen Gattung der Lyrik darauf hin untersucht, in wie weit sie den heimischen, in wie weit sie überhaupt einen Dialekt zeigen, der je irgendwo gesprochen worden; fast überall musste die Antwort verneinend ausfallen. Dies war der richtige Anfang; allein einmal waren nur die Sprachen etwa zweier Jahrhunderte, des siebenten und sechsten vor Christo untersucht, während das Leben der griechischen Sprache dieselben Erscheinungen mindestens durch ein Jahrtausend zeigt. Sodann erfordern heute Ahrens' Resultate mannigfache Berichtigung, nicht durch seine Schuld (im Gegentheil, es ist bewundernswerth, wie sicheren Takt er bewiesen hat), vielmehr lediglich wegen der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit des Materials, mit dem er arbeiten musste. Das Material mit der schärfsten Methode gesichtet und die folgenschweren Schlüsse, die sich daraus unmittelbar ergeben, gezogen zu haben, ist das Verdienst meines hochverehrten Lehrers A. Kirchhoff. Was sich aus einer Combination seiner verschiedentlich über einzelne Punkte geäusserten Ansichten ergibt, habe ich als eine zweite Quelle der Darstellung zu bezeichnen, welche ich im Folgenden gebe, ohne alte und neue Kunde zu scheiden, geschweige denn zu polemisiren.

Kirchhoff hat uns vor allem eins gelehrt, nur zu vertrauen auf die gleichzeitigen Steinschriften, wenn es gilt die wirklich gesprochene Rede kennen zu lernen. Viel tiefer als man ahnen konnte, hat die sonst so vielfach rühmenswerthe grammatische Behandlung im Alterthum hineingeschnitten in das Fleisch der ächten Sprache, und die Gedichte des Alkman und der Korinna, ja ganze Litteraturgattungen, wie die ionische Prosa, liegen uns nur in dem modernisirten oder noch schlimmer archaisirten Gewande vor, das ihnen zum geringeren Theile die Schreiber, zum grösseren die antiken Philologen überzuwerfen für gut befunden haben.

Man redet so viel von einer griechischen Sprache; ob es die überhaupt gegeben hat, will ich hier nicht untersuchen, jedenfalls doch wohl nicht eher, als es ein griechisches Volk gab. Und zur Erkenntniss davon sind die Griechen erst verhältnissmässig spät gekommen, zum mindesten später als es griechische Staaten, griechische Sprachen und griechische Litteraturen gab. In Kleinasien, wo Aeoler, Ionier, Dorer neben einander sassen,

*) Der Vortrag ist von Prof. Wilamowitz nachträglich aus dem Gedächtniss niedergeschrieben worden, doch bemerkt er dazu: „Da ich frei gesprochen und mir nur ein dürftiges Stenogramm vorliegt, so kann das Folgende nur auf bedingte Wahrheit, olov ἂν γένοιτο, Anspruch machen."

Digitized by Google

ist die Genealogie von Hellen und seinen Söhnen erdacht und geglaubt worden; auf dem Festlande hatte sie keinen Sinn. Aber wie jung sie ist, zeigt sie recht dadurch, dass sie eben erst in Asien entstanden ist; und das Gedicht, in welchem sie zuerst auftritt (die hesiodischen Eöen), ist entstanden, ich weiss freilich nicht wann, aber sicherlich erst als das ionische Epos schon im Verblühen war. Die Ionier also hatten schon Sprache und Litteratur, ehe sie sich als Griechen kannten. Redeten nun ihre Dichter in ihrer Sprache? Nicht im entferntesten. Vielmehr gibt es nur eine kleine Landschaft, wo sich der Prozess der Bildung einer Schriftsprache ganz organisch vollzogen hat, wo die Dichter einmal begonnen und dann fortgefahren haben zu singen wie sie auch redeten. Es ist die Aeolis, Lesbos und sein asiatisches Colonialland, das Land, wo die Nachkommen Agamemnons auf dem Throne von Mytilene und Kyme sassen, das Volk, das um die Ebne des Skamandros und die Burgen der Dardaner und Phryger am Ida schwere Kämpfe schlug. Die Thatsache, dass das Ionische der homerischen Gesänge durchsetzt ist mit Aeolismen, und je älter die Bestandtheile sind, desto stärker, die Thatsache, dass der Dichter der Theogonie und der Erga, Hesiodos, aus Kyme stammt, und dass sich dem entsprechend zwar nirgend ein Boeotismus dagegen massenhafte Aeolismen bei ihm finden, die Thatsache, dass die ältesten ionischen Gesänge nicht ionischen, sondern aeolischen Helden gelten und nicht auf ionischem, sondern auf aeolischem Boden spielen, hat mit Nothwendigkeit zu der folgenschweren Annahme geführt, die man eine Vermuthung eigentlich gar nicht nennen darf, dass das Epos aus Lesbos stammt. Als der ionische Stamm mächtiger wird und von Chios und Kolophon hinübergreift, Erythrai in einer Zeit, von der keine historische Kunde vorliegt, Smyrna in historischer Zeit erobert, da erobert er auch das Epos. Allein so lang es bestand, in Formen wie αὐερύσας ἀμύμων εὖαδεν und wie vielem Gleichen hat es seines Ursprunges Zeugniss bewahrt. Seine Sprache ist nirgend geredet worden; es ist die erste Kunstsprache der Griechen, und nachdem sie einmal geschaffen ist, bedient man sich ihrer in Cypern und in Troizen, in Rhodos wie selbst in Mytilene. Aus dem Epos stammt, und im Epischen, nur leise durch den Ortsdialekt wider Willen der Dichter beeinflusst, hält sich die Elegie, und so gilt auch für sie das Gleiche. Dieselbe Kunstsprache wendet der Ionier Mimnermos, der Athener Solon, der Megarer Theognis, der Lakone Tyrtaios an. Dagegen folgt die andere Gattung recitativer und nur uneigentlich so genannter Lyrik, der Iambus, mehr dem Ortsidiom, so weit man das bei einer auf die Ionier beschränkten Gattung sagen kann: denn wenigstens die einschneidendsten Unterschiede der ionischen Mundarten sind ausgeglichen. Die elegisch-iambische Poesie ist nie untergegangen, sie bildet schliesslich die Grundlage der sg. alexandrinischen Dichtung. — Doch das sind Probleme, zum Streifen zu schwierig, zum Lösen zu langwierig. Nur auf eins möchte ich bei der Elegie hinweisen. In ununterbrochener Reihe sehen wir sie und den Iambus (nie ein nicht recitatives Mass) angewandt auf den Grabsteinen seit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts. Hier ist es äusserst bezeichnend, wie zuerst überall die Volkssprache allein gilt, wie, als das Volk gebildeter wird, homerische Reminiscenzen, hie und da auch aus andern Dichtern, in Attika z. B. aus Anakreon, auftreten: erst um die Neige des vierten Jahrhunderts aber dringt jener eigentlich elegische Dialekt, die Kunstsprache, auch in die Schichten des Volkes, denen die Grabepigramme entstammen. Von da ab theilt das Epigramm der Steine die Geschichte der Kunstdichtung, für welche es der lauterste Zeuge bis in die römische Zeit bleibt.

Digitized by Google

Auch in der eigentlichen, der gesungenen Lyrik ist nur ein Idiom in alter Zeit zur Kunstsprache ausgebildet, und wieder ist es das aeolische. Wohl kennen wir nur aus dem Anfange des sechsten Jahrhunderts Dichter von Angesicht zu Angesicht. Aber wie damals der λέςβιος ἀοιδος πέρροχος ἐν ἀλλοδάποισιν war, so erweist Sprache und Metrik des Alkman gleichermassen, dass mehr als 100 Jahre zuvor an dem Hauptsitze damaliger Bildung unter den Festlandshellenen, in Sparta, Aeoler die lakonische Lyrik gegründet hatten. Als die Eingebornen selbst Hand anlegten, entstand eine Kunstsprache vergleichbar der epischen. In beiden ist der lesbische Zusatz, dort geringer, hier stärker; die Masse namentlich des Vocabelschatzes gibt der einheimische Dialekt, dort der ionische der asiatischen Nordstädte, hier der lakonische. Allein es heisst vorsichtig sein; Alkmans Gedichte liegen in schmählicher Entstellung vor, und originale Denkmäler gestatten eine scharfe Scheidung des lakonischen vom peloponnesischen für jene Zeit noch nicht. Nur soviel lässt sich sicher sagen, dass die mit dem Aeolischen vereinigte Sprache ein peloponnesischer oder ein norddorischer Dialekt und dass es nicht der argivische war. Mit dem Eintreten der übrigen grossen Dichter, vor allem der Chalkidier Stesichoros und Ibykos, und der nach den Folgen zu urtheilen hochbedeutenden Wirksamkeit des Arion, der Aeolisches frisch hinzuführt, wird dann ein immer weiterer Kreis von Aufgaben dieser Poesie erschlossen: am Ende des sechsten Jahrhunderts ist jene grossartige dorische Poesie erstanden, welche der Inselionier Simonides und der thebanische Aegide Pindaros in wesentlich gleichen Formen üben; in einer Sprache, die scheinbar so aus allen Dialekten gemischt ist, dass man begreift, wie der gute Eustathius sie schliesslich für κοινή erklärt. Es ist gewiss ein denkwürdiges Factum, dass man aus des boeotischen Lyrikers Werken etwaige Boeotismen, falls sie es wirklich sind, herauszucorrigiren hat, wie dasselbe bei dem boeotischen Epiker der Fall wäre, wenn seine Sprache irgend welche Boeotismen zeigte.

Aber am Ende des sechsten Jahrhunderts ist noch eine andere Dichtungsgattung entstanden, weit höher und herrlicher als die chorische Lyrik: die attische Tragödie. Aus dem Dithyrambus stammen ihre Chöre, Pratinas von Sikyon gehört unter ihre ältesten Meister: dem entspricht die älteste Sprache der Chöre, bei Aischylos und noch bei Euripides. Sophokles tritt mehr heraus aus der genetischen Entwickelung, er hat Ionismen und Vulgarismen, welche die Andern vermeiden. Für den Dialog aber griff man, wie natürlich, nach dem recitativischen Masse, dem Trochaeus und Iambus, und man folgte hier denselben Gesetzen, die für diese Dichtungsart galten: die von den Joniern überkommene iambische Kunstsprache ward bis auf geringe formale mehr als lexicale Unterschiede zur Volkssprache abgetönt; so hatte es schon Solon gehalten. Aber freilich das Drama wuchs zu einer nationalen Poesie von einer Kraft und Schöne, wie sie bisher unerhört war; es ward auch in der Sprache immer nationaler. Und wo alte und neue Grammatiker zumeist von Dorismen fabeln, da haben die Dichter nur, wie es zu allen Zeiten der Dichter Recht und Sitte war, hineingegriffen in die Vergangenheit der eigenen Volkssprache und, der tragischen Würde entsprechend, vollere ältere Formen statt der abgeschliffenen des täglichen Lebens gewählt. Fast zwei Menschenalter nach der Tragödie fand dann das tägliche Leben selbst auch seinen vollsten und reinsten Ausdruck in der attischen Komödie: dem entspricht ihre Sprache; nicht anders war es bei der sicilischen Volksposse gewesen, die nach kurzer Blüthe verfiel, eben als die attische Komödie begann.

Das fünfte Jahrhundert brachte endlich auch dem griechischen Volke eine Prosa.

Digitized by Google

Am Ende des sechsten war der milesische Dialekt durch grosse Schriftsteller verschiedener Gebiete zum Range einer Kunstsprache erhoben, deren wir in den folgenden Jahrzehnten und noch bis zum Ende des fünften Jahrhunderts ebensowohl ionische wie mytilenaeische, syrakusische, rheginische Schriftsteller sich bedienen sehen. Dann ändert sich das; es schreiben nur noch Ionier ionisch; wer an die ganze gebildete Welt appellirt, wes Stammes er auch sei, Syrakusaner, Arkader, Kyrenaeer, muss attisch schreiben. Wohl erklärte sich dies durch die unvergleichliche Grösse Athens. Aber hier tritt ein merkwürdiges Schwanken gerade an dem Centralpunkte hervor, der sog. Unterschied zwischen ἀρχαία und νέα Ἀτθίς, zwischen Thukydides und Platon. Dort πράσσω hier πράττω, dort ἦν hier ἐάν u. s. w. Da noch die Lehre galt, die wir bei Strabon ausgesprochen finden, die alte Atthis sei gleich der Ias gewesen, da war das leicht erklärt. Allein diese Vorstellung ist längst überwunden, πράττω und πράσσω sind gleichberechtigte Fortbildungen einer Grundform und schliessen sich gegenseitig aus. Wir müssen den Spruch vielmehr für sehr viele Fälle, ja z. B. für alle Trübungen von *a* zu *e*, geradezu umkehren, das Attische hat die ältere Form, die einst auch im Ionischen bestanden haben muss, bewahrt. Noch fremdartiger aber, als jenes Einmischen unattischer Formen bei Thukydides, wo die attischen schon bei Lysias stehen, muthet es uns an, dass wenig Jahre bevor Thukydides zu schreiben begann, ein Buch erscheint, das in den Sprachformen und in der ganzen Farbe der Rede zwar den gleichzeitigen Urkunden und der späteren, etwa lysianischen Sprache entspricht, der ἀρχαία Ἀτθὶς völlig fremd ist: das im Jahr 425—24 geschriebene Büchlein vom Staate der Athener. Und neben Antiphon haben wir Andokides, einen räthselhaften Stilisten, dem man gern aus dem Wege geht, da er weder recht der ἀρχαία noch der νέα zugehört, und den sich die Holländer darum kurzweg mit der Athetese vom Halse geschafft haben. Wir haben also zwei Strömungen, die eine national, die andere bewusst die eigene Sprache ändernd, wie wir jüngst das an den von Thukydides copirten und nun wieder ans Licht tretenden Actenstücken mit Händen haben greifen können. Und die Schrift vom Staate der Athener, die sich genau datiren lässt, schliesst zum Glück die Ausrede aus, dass man etwa zuerst nach der Sprache des tragischen Dialoges (warum auch nicht vielmehr des komischen) gegriffen habe, dann allmählich zu der lebendigen Rede des Lebens übergegangen sei. Nein, wer so zuerst schrieb, der sprach auch ἦν und πράσσω, wer Thukydides und Antiphon so schreiben lehrte, war derselbe, der ihnen auch die stilistischen und rhetorischen Wege gewiesen hatte, der Mann, der zuerst als Ausländer und nachweislich eher als jene Athener Athenisch schrieb, der Chalkidier Gorgias von Leontinoi. Die Rückkehr zum reinen Attisch ist denn auch entsprechend mit einem Bruche des gorgianischen Stiles verbunden.

Das vierte Jahrhundert sieht als letzte der griechischen Kunstsprachen die attische Prosa den höchsten Gipfel der Vollendung ersteigen, der menschlicher Rede gesetzt scheint. Die Zeit verbeut mir, die Geschicke der griechischen Sprache weiter zu verfolgen. Auch sind die Probleme, welche sich in den folgenden Jahrhunderten uns entgegenstellen, zum grossen Theile anderer Art und modernem Gefühle minder fremdartig. Denn seitdem die griechische Litteratur auf allen Gebieten ihren Höhepunkt erreicht hat — τὴν ἑαυτοῦ φύσιν εἶχεν — vollziehen sich ihre Geschicke in den Phasen, die wir auch an dem Leben anderer Litteraturen und anderer Kunstgebiete beobachten; am vollständigsten an der Geschichte der bildenden Künste in den letzten Jahrhunderten, welche

Digitized by Google

die angemessenen Namen für diese Stilperioden an die Hand geben. Auf die goldene Zeit der Blüthe folgt der Barokstil und allmählich das Rococo. Drei volle Jahrhunderte braucht es, bis der Saft in dem kräftigen Baume der griechischen Kunst ganz vertrocknet ist. In demselben Momente, wo die cäsarische Weltmonarchie alle Ströme hellenischer und italischer Cultur in ein Bette leitet, kommt die griechische Kunst auf allen Gebieten zu der Erkenntniss, dass ihre Kreise erfüllt sind, das einzige, das ihr bleibt, die Nachahmung ist. Der Classicismus und die Romantik regieren; schliesslich kommt das Nichts.

Doch auch diese lange und meist unerfreuliche Reihe von Jahrhunderten ermangelt gerade auf sprachlichem Gebiete nicht ganz ähnlicher Züge, wie wir sie in der frühesten Zeit beobachtet haben, da die Kunstsprachen sich bildeten. Denn eins ist gleich geblieben: noch immer schreiben die Schriftsteller eine andere Sprache, als sie an der Mutterbrust gelernt haben; ja die Kluft zwischen gesprochener und geschriebener Rede erweitert sich nur. Und wieder lehren uns, namentlich vor dem Auftreten jüdischer und christlicher Litteratur, die Steine allein, wie die Sprache fortlebte oder vielmehr abstarb. Wenn wir zur Zeit des Polybios in Arkadien τᾶ ταῦ ταῖ τᾶν, in Elis ἀγῶνες ἀγώνων ἀγώνοις ἀγῶνες decliniren hören, so staunen wir zunächst über die grässliche Verwilderung; aber bald begreifen wir sie als die naturgemässe Folge davon, dass die Schrift der Gebildeten keine Fühlung mehr hatte mit der Rede des Volkes. Diese Dialekte der Bauern aber sind es, von denen das Mittel- und Neugriechische ihren Ausgang genommen haben. Und mancher von uns, wenn er im ersten Jahrhundert nach Christo einen bocotischen Hirten hören könnte, dürfte sich wohl verwundern, ihn ähnlicher einem heutigen Boeoter denn dem Plutarchos reden zu hören. Eins dieser Volksidiome ist ja dann im Orient auch zum Range einer Schriftsprache erhoben worden und hat die Welt erobert, die sog. κοινή. Und wohl ist es eine merkwürdige Sprache. Denn ganz gedankenlos ist die Annahme, dass die κοινή corrumpirtes Attisch sei. Noch in den byzantinischen Volksbüchern springen uns Ionismen aller Art entgegen, und sie fehlen nirgend: oder wären λῃΐζεσθαι und ἤεσαν und τιθεῖ und die ψίλωσις aus Athen gekommen? Ionier waren die Colonisten des Orients; sie schufen die κοινή, eine Revanche dafür, dass Athens Litteratur die ältere ionische Entwickelung durchbrochen hatte.

Ich habe es versucht, in grossen Zügen die Anschauung zu skizziren, die mir eine nothwendige Folge scheint, wenn man die ermittelten Thatsachen im rechten Sinne betrachtet. Aber auf diesen rechten Sinn kommt es mir allerdings noch bei weitem mehr an als auf die Ergebnisse. Blicken wir zurück, wie man noch am Anfange unseres Jahrhunderts sich die angebliche Dialektmischung zurechtlegte und wie wir es heute thun, so liegt darin ein gut Theil der Geschichte unserer Wissenschaft; erfreulich ist das Ergebniss wohl für die Wissenschaft, minder für den heutigen klarsehenden Arbeiter. Gottfried Hermanns congenialer Natur ersehien es selbstverständlich, dass die Dichter, die ihrer Sprache so Adaequates geschaffen haben, sich eben auch diese Sprachformen in freiem künstlerischen Belieben gesetzt oder gewählt hätten, und ihrem freien künstlerischen Belieben stand es natürlich dann auch frei, die selbstgesetzten Schranken zu durchbrechen. Es kam dann eine Anschauung auf, welche die Entwickelung der griechischen Litteratur, ja des griechischen Volks überhaupt, als den Typus eines organischen Wachsthums ansah, wo die Stile, die Gattungen, die Volksstämme sich in einer nach aprioristischen Sätzen praestabilirten Ordnung abzulösen hatten. Für diese Auffassung

Digitized by Google

war kein Problem unlöslich: die entsprechende Lücke im System wies jeder einzelnen Erscheinung ihren Platz an. Heute stellen wir die Vorfrage urkundlicher Untersuchung an jedem Punkte. Heute glauben wir nichts, ehe wir es nicht voll beweisen können, wir glauben an keine Form, ehe wir nicht wissen, dass sie so und nicht anders lautete. Und wenn wir dies Wissen uns nicht verschaffen können, so haben wir keinen Mantel, der gefällig die Lücke decke, so verschmähen wir sie mit dem billigen Mörtel einer provisorischen Wahrheit zu verstreichen. Bei Archilochos ist mehrfach in dem Pronominalstamm ὅπου ὅπως das attisch-homerische π, in einem längeren Bruchstücke das achäisch-ionische κ überliefert. Man hat bald für das eine, bald für das andere entschieden. Es wäre eben so wissenschaftlich gewesen, darum zu würfeln. Jetzt liegt ein Stein von Thasos vor; jetzt wissen wir, Archilochos schrieb π. Kaum wird ein Urtheilsfähiger leugnen, dass der Wissenschaft diese reinliche Rechnung fromme, aber für den einzelnen Forscher war es eine frohere Aufgabe, wenn er mit G. Hermann bloss das einzelne Ohr zu befragen brauchte, oder mit Ottfried Müller die grammatischen Minutien leichten Herzens überspringen durfte. Wir Philologen von heute haben eine andere, eine weit bescheidenere Stellung, denn da J. J. Scaliger die ganze Welt der Wissenschaft umspannte, oder die unbeschreibliche Herrlichkeit der griechischen Kunst sich Winckelmann und G. Hermann erschloss; den heutigen Philologen mag man definiren als den vir bonus discendi peritus, dem vor der Wucht des zu Lernenden das freudige Gefühl des Wissens und des Könnens erstirbt, dem mancher Tag des Suchens nicht bloss mit dem Geständniss schliesst, dass er das Gesuchte noch nicht gefunden habe, sondern dass es sich überhaupt noch nicht finden lasse. Doch wir können nicht über unsern Schatten springen, wir müssen den Weg gehen, den die Wissenschaft uns und unserer Zeit gestellt hat, und lassen wir uns der Mühe nicht verdriessen, so blüht eine Blume wohl auch hie und da an unserem Wege. (Lebhafter Beifall.)

Auf den Vorschlag des Präsidenten lehnt die Versammlung eine Debatte auch über diesen Vortrag ab. Sodann erledigt der Präsident einige geschäftliche Angelegenheiten und theilt mit, dass von dem verehrungswürdigen Greise, dem die Versammlung am gestrigen Tage einen telegraphischen Gruss gesendet habe, eine Antwort eingelaufen sei, welche gewiss jeder mit wehmüthiger Rührung vernehmen werde:

„Tausend Dank für den freundlichen Gruss von dem alten, lebensmüden
Schömann."

Darauf ergreift Rektor Prof. Dr. Eckstein (Leipzig) das Wort zu einer lateinischen Rede **„In Fr. Ritschelii memoriam"**. Nachdem der Redner daran erinnert, dass von den im letzten Jahre Verstorbenen Ritschl, Gerlach und Köchly zu den Präsidenten von Philologenversammlungen gehört haben, ja Ritschl einer der Mitbegründer gewesen sei, bezeichnet er denselben als den veritatis sectatorem integerrimum. Er sei nicht G. Hermanns Schüler gewesen; denn in Leipzig habe er als flotter Corpsbursch der Lusaten gelebt und noch in späteren Jahren sei die Erinnerung an diese Zeit ihm lieb und theuer gewesen. Da sich das Corpsleben mit den Studien nicht vereinen wollte, ging Ritschl nach Halle, wo Reisig eben das alte Halle Fr. A. Wolfs wieder herstellte und viele strebsame Jünglinge um sich vereinte. Wehmüthig gedenkt Redner, dass von allen damaligen Schülern, denen Reisig nicht bloss die Wahrheit mittheilte, sondern den Weg zeigte, auf dem man sie finde, nur er selbst, Kiessling und

Digitized by Google

Büchner noch übrig seien. Docent, dann Professor in Halle, Breslau, Bonn und zuletzt in Leipzig, habe Ritschl den Mittelpunkt seines Wirkens in Bonn gefunden; hier habe er eine Schule gegründet, deren Jünger auf vielen Lehrstühlen des deutschen Vaterlandes jetzt wirkten, deren Förderung auch nach dem Ablauf ihrer Studienjahre durch Rath und That, in Wissenschaft und Leben ihm Herzensangelegenheit gewesen sei. Seine ersten litterarischen Versuche seien durch seine Armuth veranlasst worden und längst vergessen; besser gestellt habe er sich den Studien zugewandt, durch welche er sich unvergängliche Verdienste erworben, dem Plautus, der Erforschung der altlateinischen Sprache; auch habe er die Berliner Akademie veranlasst, die Herausgabe der lateinischen Inschriften an die Herren Mommsen und Henzen zu übertragen. Man habe seine einseitig kritische Richtung wohl getadelt; aber er habe durch seine Leistungen auf diesem Felde erst die Möglichkeit einer wahren Interpretation gegeben. Bis in seine letzten Tage hinein, auch als ihm eine schmerzliche Krankheit die Nachtruhe raubte, sei er unermüdlich thätig gewesen, und immer mit der Frische und Schärfe eines Lessing. Ritschl zähle zu den grössten Philologen aller Zeiten, mit keinem in seiner Eigenart zu vergleichen, nur sich selbst ähnlich, nicht ohne Fehler, aber durch weit mehr Vorzüge geschmückt, wie durch feurigen Eifer nach Erkenntniss, die ausgezeichnete Forschergabe, den reinen und edlen Drang nach Wahrheit. Freilich habe er auch seine Gegner gehabt und seinerseits eine scharfe Feder führen können, doch schmälere das seinen Ruhm nicht. Der Redner schliesst mit der Bitte an die Versammlung, sie möge ihm nicht zürnen, dass er aus dem Stegreife rede; er habe sein Concept verloren, aber trotzdem die Pflicht der Pietät gegen den ihm von Jugend an verbundenen, zuletzt noch in Leipzig wieder nahe gerückten Freund nicht unterlassen zu dürfen geglaubt. (Anhaltender stürmischer Beifall folgte dem Vortrage.)

Präsident Usener macht die Tagesordnung sowohl für die nächsten Sectionssitzungen als auch für die bevorstehende allgemeine Sitzung bekannt und schliesst 1 Uhr 10 Min. die Verhandlungen.

Nachmittags 2½ Uhr besichtigte ein Theil der Versammlung, namentlich Mitglieder der archäologischen Section, die Reste der von den Römern etwa 275 n. Chr. in Wiesbaden errichteten sog. „Heidenmauer", wobei Gymnasialoberlehrer Otto (Wiesbaden) einige Erläuterungen über Alter, Zweck, Bauart u. s. w. gab. Darauf folgte ein gemeinsamer Spaziergang auf den Neroberg. Am Abend vereinte der von der Stadt Wiesbaden gespendete Festtrunk alle Mitglieder im grossen Saale des Kurhauses.

Digitized by Google

Dritte allgemeine Sitzung.

Freitag, den 28. September, Morgens 11 Uhr.

Nachdem Präsident Paehler die Sitzung eröffnet hat, hält Gymnasialdirector Dr. Jäger (Cöln) folgenden Vortrag **„über die Reguluslegende“.***)

Hochzuverehrende Versammlung! Wir haben unsere Arbeiten unter dem Eindruck eines Vortrages begonnen, der in einer man darf wohl sagen ergreifenden Weise darlegte, mit welchem Eifer und welchem Erfolg die Wissenschaft bemüht ist, neue Objecte des Erkennens an das Tageslicht zu fördern: vergönne die Nachsicht dieser Versammlung, auch von einer anderen, bescheideneren Art wissenschaftlicher Thätigkeit eine Probe zu geben — jener gleich nothwendigen, wenngleich in der Regel nicht gleich lohnenden, welche darin besteht, das oft Besprochene, Altbekannte, längst Untersuchte immer

*) Der Vortragende hatte seine Resultate in folgende Sätze zusammengefasst, die gedruckt zur Vertheilung kamen:

1) Die Ermittelung des Thatbestands in Beziehung auf die Sendung des Regulus nach Rom, die bekannte Scene im Senat und die Art seines Todes ist von entscheidender Wichtigkeit für die Würdigung des ganzen Charakters des ersten punischen Krieges.

2) Diese Ermittlung ist möglich, wenn die Quellen methodischer, als bis jetzt geschehen, untersucht werden.

3) Den ältesten Bericht enthält Diodor fr. 19 des 24sten Buchs: derselbe geht auf Philinos von Agrigent (wahrscheinlich zwischen 241—218 v. Chr.) zurück.

4) Der 2te ist Polybios Buch I. Sein Schweigen beweist, neben anderen Indicien, dass man bis 146 v. Chr. in den regierenden Kreisen Roms an ein gewaltsames Ende des Regulus nicht geglaubt hat: dass er über die Sendung nach Rom schweigt, beweist nichts gegen dieselbe.

5) Vielmehr ist diese und die Scene im Senat ein unzweifelhaftes historisches Factum. Der classische Zeuge dafür ist C. Sempronius Tuditanus, Consul 129 v. Chr., Fragment bei Gellius, N. A. VII, 4: welches Fragment den Schlüssel zu dem ganzen Hergang enthält:

Quod satis celebre est de Atilio Regulo id nuperrime legimus scriptum in Tuditani libris: Regulum captum ad ea quae in senatu Romae dixit suadens ne captivi cum Carthaginiensibus permutarentur, id quoque addidisse

venenum sibi Carthaginienses dedisse, non praesentarium, sed eiusmodi, quod mortem in diem proferret, eo consilio, ut viveret quidem tantisper quoad fieret permutatio, post autem grassante sensim veneno contabesceret. Eundem Regulum Tubero (c. 50 v. Chr.) in historiis redisse Carthaginem novisque exemplorum modis excruciatum a Poenis dicit. — — Tuditanus autem somno diu prohibitum atque ita vita privatum refert,

idque ubi Romae cognitum est, nobilissimos Poenorum captivos liberis Reguli a senatu deditos et ab his in armario muricibus praefixo destitutos eademque insomnia cruciatos interisse.

6) Jene Scene im Senat fällt in die 2te Hälfte des Jahres 250 v. Chr., und es ist möglich, mit grosser Wahrscheinlichkeit den Differenzpunkt anzugeben, an welchem die Auswechslungs- resp. Friedensunterhandlung scheiterte.

7) Regulus ist frühestens Ende 250, spätestens Anfang 247 in Karthago eines natürlichen Todes gestorben.

8) Die Quellen nach Tuditanus liefern den Indicienbeweis für die Scene im Senat, sind aber im Uebrigen für die Frage von untergeordnetem Werth.

[Inzwischen hat der Vortragende denselben Gegenstand specieller behandelt in der Beilage zum Osterprogramm (1878) des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln: „M. Atilius Regulus. Ein Beitrag zur Geschichte des Völkerrechts.“ Red.]

Digitized by Google

wieder, Stein um Stein, umzuwenden, abzusuchen, ob nicht doch dieses oder jenes Moment den Vorgängern entgangen oder von ihnen unrichtig verwendet, unrichtig beurtheilt, überschätzt, unterschätzt worden ist. Es ist jenes wohlbekannte historische Problem, welches ich der Kürze wegen die Reguluslegende nennen will, von dem ich diese Versammlung unterhalten möchte — eine cause célèbre schon von alten Zeiten her.

In der That sind die Schicksale des M. Atilius Regulus, Consul 267 und 256 v. Chr. — des ersten Römers, der mit einem Heere den Boden eines fremden Erdtheils betrat, nach einem beispiellos raschen Erfolg der feindlichen Stadt den Fuss auf den Nacken setzte und nach einem ebenso beispiellosen Glücksumschlag als ihr Kriegsgefangener starb — diese Schicksale sind so ausserordentlicher Art, dass wir uns ebensowenig darüber wundern dürfen, dass wir eine sehr reiche, wie darüber, dass wir eine durch Sagen, Anekdoten und rhetorisches Floskelwerk sehr getrübte Tradition über diesen Mann besitzen. Die Versuche, diesen Nebel von Sagen, Anekdoten und Redefloskeln zu lichten, haben verhältnissmässig frühe mit dem französischen Gelehrten Jacob Paulmier gegen Ende des 17. Jahrhunderts angesetzt: in einem runden Dutzend Dissertationen und Programmen in verschiedenen Sprachen ist der Gegenstand bis auf die neueste Zeit monographisch behandelt worden: jede etwas ausführlichere, auf selbständigen Werth Anspruch machende Darstellung des Ganzen der römischen Geschichte widmet ihm eine längere oder kürzere Besprechung: und doch kann ich nicht finden, dass diese Untersuchungen oder Besprechungen über ein sehr summarisches und eklektisches Verfahren hinausgelangt wären. Eine methodische, dass ich so sage, streng juristische Revision dieses berühmten Prozesses bleibt noch anzustellen.

Aber welches tiefere wissenschaftliche Interesse hat denn diese ganze Sache? Es ist an und für sich doch für uns gleichgültig, ob ein Mann, der vor 2000 Jahren das Missgeschick hatte, in feindliche Kriegsgefangenschaft zu gerathen, mit dem Kopfe oben oder unten gekreuzigt worden oder sonstwie gestorben ist. Allerdings. Nicht gleichgültig aber ist für uns die Frage, welches bei dem ersten Zusammenstoss der beiden grossen Stadtrepubliken die Anschauung vom Kriege, — in welcher Weise bei diesen Staaten, deren jeder eine sehr ausgeprägte Volksindividualität vertrat, das Völkerrecht entwickelt war. Niebuhr bestimmt gelegentlich den Unterschied der modernen und der antiken Anschauung vom Kriege dahin: dass nach moderner Anschauung im Kriege die Genien der Staaten miteinander kämpfen, nach antiker aber der Krieg immer auch Feindseligkeit der einzelnen Individuen des einen kriegführenden Staates gegen alle Individuen des andern sei. Er scheint mir damit sehr glücklich den Unterschied der barbarischen und der humanen Anschauung vom Kriege — soweit das Wort human beim Kriege überhaupt anwendbar ist — zu bezeichnen: doch möchte ich nicht so unbedingt hier Alterthum und Neuzeit sich gegenüberstellen. Denn es sind in neuerer Zeit Kriege nach jener barbarischen Anschauung geführt worden, wie etwa der Krieg der Spanier gegen Napoleon I.; und es hat Kriege im Alterthum gegeben, bei welchen die humane Anschauung überwog. Ein solcher war, glaube ich, im Gegensatz zum zweiten und dritten, der erste punische: er kann aber seinem Gesammtcharakter nach nicht richtig gewürdigt werden, ehe diese Regulusfrage nicht erledigt ist — erledigt in dem Sinne, wie der Mann, dessen Arbeitsweise uns gestern so beredt geschildert worden ist (Ritschl), die Dinge zu erledigen pflegte.

Dass unsere Tradition, als Ganzes genommen, die breiten Spuren der Einwirkung

Digitized by Google

der um 100 v. Chr. aufgekommenen römischen Rhetorenschulen trügt, wie Mommsen hervorhebt, springt in die Augen: es fragt sich nur, ob wir Berichte haben, welche vor dieser Einwirkung verfasst sind und überhaupt auf eine Zeit zurückgehen, in welcher die Wirklichkeit der Dinge noch einigermassen in der Erinnerung lebte, also etwa bis auf 2, 3 Menschenalter nach den Ereignissen. Solcher Berichte haben wir drei: die Fragmente vom 23ten und 24ten Buche des Diodor; das erste Buch des Polybios; das Fragment des C. Sempronius Tuditanus, Consul 129 v. Chr. bei Aulus Gellius N. A. VII, 4.

Von dem ersten, den Fragmenten des Diodor, ist dies erst zu erweisen. Dieser Theil des Diodor'schen Werkes, das hat schon Niebuhr gesehen, geht auf Philinos von Agrigent zurück, dessen Werk wir uns etwa zwischen 241 und 218 geschrieben denken dürfen: genau wird es nicht zu ermitteln sein, doch nennt Polybios sein Werk neben Fabius Pictor als wichtigste Darstellung des grossen Kampfes, und es ist wohl nicht zu gewagt zu vermuthen, dass diese beiden Darstellungen, die karthagerfreundliche und die römerfreundliche, nicht ohne eine gewisse Beziehung zu einander gestanden haben — vielleicht eine die andere hervorgerufen hat. Zweimal wird Philinos — und er allein — in diesen Fragmenten citirt: die karthagerfreundliche Stimmung, welche durch diese Fragmente geht, passt völlig zu dem, was wir bei Polyb. I, 14. 15 über diesen Schriftsteller lesen: und wenn gerade an den Stellen, wo beide, Polybios und die Fragmente, über Regulus sprechen, eine Uebereinstimmung in der Wahl der Ausdrücke herrscht, die schlechterdings nicht zufällig sein kann, so glaube ich den streng philologischen Beweis führen zu können, dass diese Uebereinstimmung nicht etwa daher rührt, dass Diodor aus Polybios geschöpft hätte, sondern daher, dass beide dieselbe Quelle vor sich hatten: und diese Quelle kann keine andere sein, als Philinos von Agrigent. Man pflegt, seitdem Niebuhr über diesen Schriftsteller sein abfälliges Urtheil kundgegeben, denselben meist bei Seite liegen zu lassen, und man läuft dadurch Gefahr, die sehr werthvollen Notizen, welche die Diodorischen Fragmente über den ersten punischen Krieg geben, nicht nach Gebühr zu würdigen: wir müssen deshalb in diesem Zusammenhange eine kurze Ehrenrettung des Mannes versuchen. Niebuhr, allzusehr gewöhnt mit Hypothesen zu operiren, liest häufig in die Quelle viel mehr hinein als sie einer unbefangenen Betrachtung ergibt. Wenn er sagt, dass Philinos diese Geschichte in einem gegen die Römer höchst feindseligen Sinn geschrieben habe, so steht davon bei Polybios I, 14. 15, der ausführlichsten Stelle, die wir über Philinos haben, nichts. Polybios nennt ihn und Fabius Pictor als diejenigen, welche am sachkundigsten (ἐμπειρότατα) über diesen Krieg geschrieben hätten: er glaube keineswegs, sagt er, dass sie wissentlich die Unwahrheit gesagt hätten: nur sei ihnen begegnet, was den Liebenden wohl begegne: dem Philinos erscheine alles, was die Karthager gethan, verständig, schön, mannhaft — was die Römer, als das Gegentheil davon, und bei Fabius sei es für seinen römischen Standpunkt ebenso. Er benutzt sie demnach auch, insbesondere den Philinos, als ernsthafte Geschichtschreiber: die Irrthümer, welche er an zwei Stellen dem Philinos nachweist — mit breiter Selbstgefälligkeit nach seiner Weise — sind von der Art, wie sie auch guten und sorgfältigen Schriftstellern begegnen können: im wesentlichen spricht er von jenen beiden nicht anders, als wir etwa von Livius, von Thiers und Macaulay sprechen.

Und so ist denn auch der Bericht Diod. Fr. 19 des 24sten Buches, der sich auf unsere Angelegenheit bezieht, und der aus Philinos geschöpft das älteste Dokument ist,

Digitized by Google

das wir in der Sache haben, durchaus verständig und auch keineswegs, wie wir sehen werden, „höchst feindselig gegen die Römer“. Die römische Regierung hat der Gattin des Regulus einige vornehme karthagische Gefangene übergeben als Geiseln für anständige Behandlung des Consulars: dieser ist so eben in karthagischer Haft gestorben, die Wittwe glaubt, aus Mangel an genügender Pflege, δι' ἀμέλειαν, und ihre beiden Geiseln Bodostor und Hamilcar werden nun durch ihre Söhne misshandelt, so dass der erstere in Folge der Misshandlungen stirbt: die Sache aber kommt durch Sclaven den Tribunen zu Ohren: und nun schreiten die Beamten (οἱ ἄρχοντες) ein gegen die Atilier, weil sie die Ehre Roms compromittirt, ὡς καταισχύνουσι τὴν Ῥώμην: sie setzen den Hamilcar in Freiheit und schicken die Asche des Bodostor dessen Verwandten nach Karthago. Dies alles ist vollkommen verständlich, und schon Paulmier hat mit richtigem Tact den Werth dieses Berichtes erkannt. Er ist auch nicht gehässig gegen „die Römer“. Denn die Atilier, nicht „die Römer“, haben die Ehre Roms compromittirt, wie denn Einzelne, welche aus Motiven des Hasses und der Rachsucht sich an Wehrlosen vergreifen, überall gefunden werden; die Tribunen aber, das heisst das officielle Rom schreitet gegen das Verfahren ein, welches die Staatsehre blossgestellt hat. Der Bericht hat nur einen Fehler: er ist ein Torso, dem der Kopf fehlt. Ueber die Sendung des Regulus und die Scene im Senat gibt er nichts: wir können nur constatiren, dass er nicht im Widerspruch mit diesen Ereignissen steht.

Das zweite Document der Zeit nach ist Polybios Buch I. Die Abfassung seines Werkes fällt etwa um 146 v. Chr., also 100 Jahre nach Regulus' Consulat. Polybios nun berichtet das Schicksal des Regulus ausführlich bis zu dessen Gefangennahme übereinstimmend mit Diodor und auch aus derselben Quelle wie dieser — aus Philinos*): er schweigt aber sowohl über dessen Tod, wie über die Sendung nach Rom und die Scene im Senate. Was beweist nun dieses Schweigen? Ich antworte: es beweist alles gegen einen gewaltsamen Tod des Regulus, nichts gegen dessen Sendung nach Rom.

Das erstere, das Schweigen des Polybios über Regulus' Tod, beweist, dass man in den regierenden Kreisen von Rom, mit denen er verkehrte, nicht an ein gewaltsames Ende des Regulus geglaubt hat, dass er also über diesen Tod nichts Besonderes zu sagen hatte, und diesen Theil der Frage können wir im wesentlichen gleich hier erledigen. Der gewaltsame Tod hätte Sinn im Jahre 255 als rasche Gewaltthat einer fanatisch aufgeregten Bevölkerung oder einer von einer solchen Bevölkerung eingeschüchterten Regierung; aber unsere Berichte setzen diesen Tod einstimmig später, — nach der ins Jahr 250 fallenden Sendung nach Rom. Er ist an sich im höchsten Grade unwahrscheinlich, denn die Römer hatten ja vornehme Karthager in Menge in Händen, an denen sie Repressalien nehmen konnten, sie ergriffen ein sehr wirksames Mittel den Consular sicher zu stellen, indem sie gleich für das folgende Jahr einen Atilier zum Consul wählten; bei keiner der folgenden Friedensunterhandlungen ist von einem gewaltsamen Tode des Regulus die Rede. Hamilkar beruft sich im Jahre 241 ganz ruhig dem Consul Lutatius gegenüber auf das Beispiel des Regulus als Beweis, dass man den Bogen nicht zu straff spannen dürfe, wie dieser im Jahre 256 gethan, was unmöglich gewesen wäre, wenn die karthagische Regierung in Bezug auf Regulus ein schlechtes Gewissen gehabt hätte. Begnügen wir uns einstweilen

*) Dies nachzuweisen behält Verf. sich für eine andere Gelegenheit vor. [S. das angef. Progr. p. 5.]

Digitized by Google

damit, wir werden den Beweis noch in den weiteren Stadien unserer Untersuchung vervollständigen können: den meisten neueren Schriftstellern genügt — ganz richtig — schon das Schweigen des Polybios.

Polybios' Schweigen über die Friedensgesandtschaft dagegen beweist gegen dieses Ereigniss nichts. Eine Erwähnung dieser Sendung, welche keinen Erfolg und keinen Einfluss auf den Gang des Krieges gehabt hat, war für ihn nach der ganzen Anlage des ersten Buches seiner Geschichte völlig überflüssig. Dreimal betont er in dem entscheidenden Kapitel I, 13, 1. 7. 10, dass er diesen Krieg summarisch — κεφαλαιωδῶς, ἐπὶ βραχὺ καὶ κεφαλαιωδῶς, ἐπὶ κεφαλαίων ψαύοντες erzähle. Und so erwähnt er denn überhaupt keine Friedensunterhandlung und keine Gefangenenauswechslung, während wir doch wissen, dass solche stattgefunden haben, — wie es denn auch eine ganz einfache Unmöglichkeit wäre, dass zwei Staaten, wie das damalige Rom und das damalige Karthago, zwischen denen bis zum Jahre 264 v. Chr. ein sehr leidliches Verhältniss bestanden hatte, 23 Jahre mit einander Krieg geführt haben sollten, ohne dass in dieser langen Zeit auch nur der Versuch gemacht worden wäre, den Frieden wiederherzustellen, der denn doch auch im Alterthum als der normale und wünschenswerthe Zustand galt. Am 16. October 1813 wird der österreichische General Meerfeldt von den Franzosen gefangen, Napoleon lässt ihn frei und schickt ihn in der Nacht vom 16. auf den 17. mit Friedensanträgen an seinen Kaiser: ohne Wirkung: würden wir denn ein argumentum ex silentio daraus machen können, wenn ein Historiker — wie Ranke oder Schlosser —, der auf 80 Oktavseiten den Krieg von 1813—15 erzählt, diese für den weiteren Gang des Krieges völlig bedeutungslose Episode unerwähnt liesse? Mommsen sagt nun: die Friedensgesandtschaft sei schlecht bezeugt — dies ist falsch, wir haben für die Sendung nach Rom und die Scene im Senat einen Zeugen, den man, wo nicht im juristischen, so doch im historischen Sinn einen classischen nennen kann, nur ist dieser Zeuge nicht Polybios.

Wir haben nämlich noch einen dritten Bericht, welcher vor der Entwicklung der römischen Schulrhetorik liegt: das Fragment aus den Annalen des C. Sempronius Tuditanus, Consul 129 v. Chr., das uns Gellius aufbewahrt hat. Er ist der erste, welcher die Sendung nach Rom und die Scene im Senat erwähnt, sein Fragment enthält aber überhaupt den Schlüssel der ganzen Reguluslegende, und es ist deshalb auffallend, dass man dieses Document in der Regel bei Besprechung der Sache links liegen lässt oder nur sehr nebenbei berücksichtigt.

Ich habe mir erlaubt, die Stelle Ihnen gedruckt vorzulegen, sie ist in dreifacher Beziehung bemerkenswerth.

Zunächst bringt sie die Scene im Senat zuerst und in ganz einfacher Form, wie etwas Selbstverständliches, Allbekanntes: Regulum captum ad ea quae in senatu Romae dixit suadens ne captivi cum Carthaginiensibus permutarentur — —. Es ist auch etwas sehr Einfaches und nichts Absonderliches, was er erzählt, wenn man die Wirklichkeit der Dinge ins Auge fasst und von den späteren Schildereien absieht. Es ist das 14. Kriegsjahr. Die Römer haben endlich, bei Panormos, den entscheidenden Sieg gewonnen, der sie zu Herren von Sicilien macht: nur die älteste und stärkste ihrer Besitzungen, Lilybäum, halten die Karthager noch. Dass man, wenn je, in diesem Augenblicke in Karthago an Frieden dachte und auch einige Ursache hatte vorauszusetzen, dass die Römer, welche in den letzten Jahren ihrerseits schwere Verluste erlitten hatten, zu Unterhandlungen über einen

Digitized by Google

billigen Frieden geneigt sein würden, ehe sie zu der schweren Aufgabe der Eroberung der überaus festen Stellung Lilybäum-Drepana — sie blieb bekanntlich unerobert — schritten, das wäre von vornherein selbst ohne Zeugniss anzunehmen. In diesen Zeitpunkt nun — nach der Schlacht bei Panormos — setzen unsere Quellen mit Ausnahme des gedankenlosen Appian die Sendung. Diese Sendung bezieht sich zunächst auf Gefangenenauswechslung, mit welcher naturgemäss eine Einleitung zur Friedensunterhandlung gegeben ist, die natürlich den letzten und wesentlichen Zweck bildet. Ihren Gesandten gaben sie den gewichtigsten ihrer Kriegsgefangenen, den Regulus, bei — auf Ehrenwort, wie die Cannenser Kriegsgefangenen im Jahre 216 v. Chr. —, man verhandelt im Senat über die Auswechslung, welche den Frieden präjudicirt: dass dabei die Basis der Unterhandlungen über einen eventuellen Frieden auch schon mitspielt, liegt in der Natur der Sache, und um die ganze Lage klar zu stellen, muss ich schon auch den Differenzpunkt verrathen, an welchem die Unterhandlung scheiterte, er ist so klar gegeben, dass kein Scharfsinn dazu gehört, ihn zu finden. Die Karthager — das ist mir so gewiss, als wäre ich dabei gewesen — boten die Abtretung von Sicilien mit Ausnahme von Lilybäum. Die Mehrheit des Senats aber verlangte den Verzicht auf die ganze Insel einschliesslich Lilybäums. Dieser Meinung war auch Regulus: er blieb, ächtrömisch, auf dem Standpunkte, auf welchem er 256 als Sieger bei den damaligen Friedensunterhandlungen gestanden hatte, und der, wie hinzugefügt werden mag, auch bei dem Frieden des Catulus 241 massgebend war. Aus diesem Grunde widerrieth er die Gefangenenauswechslung, d. h. das Eintreten in Friedensunterhandlungen auf karthagischer Basis. Die Mehrheit des Senats beschloss in diesem Sinne, und dass er seinem Ehrenwort, seinem iusiurandum getreu, nach Karthago zurückkehrte, versteht sich von selbst.

Ich weiss in der That nicht, was daran unwahrscheinlich sein soll. Diese einfache Sache erwähnt in einfachen Worten ein Mann, der überall als ein ernsthafter Geschichtschreiber — er hat u. a. 3 oder 13 libri magistratuum geschrieben, was eine sehr ernsthafte Arbeit war — erwähnt wird; ein Mann, dem — denn er war 145 Quästor, 132 Prätor, 129 Consul — die Senatsacten offen lagen, ohne welche er beiläufig seine libri magistratuum gar nicht hätte schreiben können — ein Mann endlich, dessen Familie, die Sempronii Tuditani, seit mehr als einem Jahrhundert zu den regierenden Geschlechtern gehörte, wie denn einer derselben der Amtsvorgänger des Regulus in dessen erstem Consulate war —, er berichtet sie zu einer Zeit, wo ganz abgesehen von allen Senatsprotokollen im Senat Männer genug sassen, deren Grossväter Zeitgenossen und persönliche Bekannte des Regulus waren. Dass ein Mann dieser Art eine Scene der Art wie die vom Jahre 250, die im Senate spielte, hätte erfinden sollen oder ohne weiteres kritiklos hätte nacherzählen sollen, ist genau ebenso unmöglich, wie es unmöglich wäre, dass die berühmte Scene, welche am 7. April 1778 im englischen Oberhause spielte, wo der todtkranke Earl Chatham gegen die Anerkennung der Unabhängigkeit der amerikanischen Colonien sprach und 14 Tage später starb, von Earl Stanhope erfunden sein könnte, der sie im 6. Bande seiner englischen Geschichte (p. 140 f. ed. Tauchnitz) erzählt. Ich kann mich auch einfacher ausdrücken: ständen jene Worte des Tuditanus bei Polybios, so wäre die Sache um kein Haar besser bezeugt, denn Polybios hatte keine andere Quellen als Tuditanus, im Gegentheil, über diese Sache — die Thatsache, dass Regulus nach seiner Gefangennehmung noch einmal in Rom war als Geführte einer karthagischen Ge-

Digitized by Google

sandtschaft und bei der Verhandlung im Senat irgendwie sich gegen Aufnahme von Friedensunterhandlungen aussprach — über diese Sache musste, wer selbst den parlamentarischen Kreisen Roms angehörte, am besten unterrichtet sein.

Der zweite Theil des Fragments bezieht sich auf Regulus' Tod. Er bietet einen bemerkenswerthen Unterschied gegen die späteren Berichte. Die späteren Berichte lassen den Regulus zu Tode martern zur Strafe für sein Auftreten in Rom, und sie brauchen wüthende Elephanten und eiserne Nägel u. s. w.; Tuditanus lässt ihn den Keim des Todes, das schleichende Gift, schon nach Rom mitbringen und ihn dann an Schlaflosigkeit sterben oder durch Schlaflosigkeit getödtet werden. Schleichendes Gift und Schlaflosigkeit! Jede tödtliche Krankheit ist ein schleichendes Gift und Schlaflosigkeit ein gewöhnliches Symptom solcher Krankheit. Ziehen Sie hier den dünnen Schleier des Gerüchtes, das sich an jeden Tod eines namhaften Mannes unter aussergewöhnlichen Umständen anhängt, weg, so haben Sie die nackte Thatsache vor sich — Regulus ist bald nach seiner Rückkehr von Rom in Karthago gestorben. Die Zeit können wir ziemlich genau bestimmen. Die Scene im Senat fällt in die zweite Hälfte des Jahres 250, bei Livius Epit. 19 steht eine commutatio captivorum cum Poenis verzeichnet, und die Stellung dieser Notiz zeigt, dass sie identisch ist mit der von Zonaras VIII. 16 unter den Consuln von 247 erwähnten: bei dieser Auswechslung wird Regulus nicht mehr genannt, er ist mithin frühestens spät im Jahre 250, spätestens früh im Jahre 247, wahrscheinlich im Jahre 249 gestorben. Dass die commutatio captivorum cum Poenis so bald nach seinem Tode erfolgte, beweist zum Ueberfluss, dass die römische Regierung von einem gewaltsamen Tode nichts wusste.

Der dritte Theil des Berichts ist insofern sehr werthvoll, als er eine römische Bestätigung jenes ältesten Berichts von der Misshandlung karthagischer Geiseln durch die Atilier enthält, den Diodor aus dem Karthagerfreund Philinos schöpfte. Dieser letztere aber ist verständiger, von festeren Umrissen, der Wirklichkeit der Dinge gemässer, als der des Tuditanus, und er ist, beiläufig, für Rom ehrenvoller als der verschwommene und verworrene des römischen Senators.

Man könnte mir nun einwenden: es ist unmethodisch, einem Schriftsteller, der b und c in entstellter, unhistorischer Gestalt bringt, a zu glauben. Dieser Einwurf trifft aber nicht. Man könnte mit gleichem Rechte sagen: einem Schriftsteller, der sagt, dass Karl XII. vor dem belagerten Frederikshald meuchlings erschossen wurde, was erweislich falsch ist, darf man auch nicht glauben, dass er Frederikshald belagert hat. Die Sache liegt einfach so: bei a (Scene im Senat 'quae in senatu dixit suadens ne captivi cum Carthaginiensibus permutarentur') sagt Tuditanus, was man im römischen Senat und was somit auch er wusste; bei b (schleichendes Gift und Schlaflosigkeit) sagt er, was ein vielleicht früh aufgekommenes, nach dem zweiten und dritten punischen Kriege gern geglaubtes Gerücht erzählte; bei c (Tödtung der Geiseln) erzählt er in vager Form eine in der Erinnerung halb verblasste Thatsache. Beides aber, c und b, setzt die Sendung nach Rom und die Scene im Senat als Thatsache voraus, während für Erfindung der Friedenssendung und Senatsscene jedes Motiv fehlt, und darin, darin allein liegt — von gewissen Einzelnotizen abgesehen — für uns der historische Werth der nachtuditanischen Quellen, denen noch ein Wort gewidmet werden mag. Diese Quellen, deren Reihe Aelius Tubero, ein Zeitgenosse Ciceros, für uns beginnt, haben eine gewisse Wichtigkeit für die Geschichte der Historiographie, vielleicht auch eine gewisse psychologische Wichtigkeit: man kann

Digitized by Google

an ihrer Hand studiren, wie ein Gerücht sich zur Sage verdichtete, die Sage dann den Schein wirklicher Geschichte annimmt; für unsere Frage haben sie nur insofern Bedeutung, als sie dem positiven Zeugniss des Tuditanus den Indicienbeweis hinzugesellen. Sie setzen sämmtlich die Scene im Senate voraus, die ganze Geschichte, ja selbst der erste Keim der Geschichte von einem gewaltsamen Tode des Regulus ist völlig unerklärlich, ohne Sinn, wenn diese Scene nicht als Basis, als Kern, um welchen der Nebel der Anekdoten sich legte, gegeben ist. Starb Regulus nach 5 Jahren in karthagischer Gefangenschaft, ohne dass die unter seiner Mitwirkung oder seinem Beisein gescheiterte Friedensunterhandlung hüben und drüben eine gereizte Stimmung erzeugte, so hätte ein Gerücht von einem gewaltsamen Tode gar keinen Boden gehabt, so aber, wo sein natürlicher Tod bald nach dieser Scene erfolgte, ist nichts erklärlicher, als dass in Rom das Gerücht entstand, dass die Karthager der Natur wohl etwas werden nachgeholfen haben.

Beachten wir übrigens noch Eins: die beiden ältesten Berichte, Diodor und Polybios, widmen beide dem Schicksale des Regulus eine ernste moralische Betrachtung, aber sie fassen ihn und sein Geschick im Geiste der alten Tragödie — als Beispiel, wie der Ueberhebung im Glück, der Hybris, die furchtbare Katastrophe folgte, welche den übermüthigen Sieger von gestern heute zum mitleidswürdigen Gefangenen des Feindes macht, hier aber machen sie Halt. Die Späteren dagegen setzen mit ihren Reflexionen und Ausschreitungen erst da an, wo jene Halt machen. Für das Tragische im ganzen Schicksal des Regulus haben sie keinen Sinn, sie suchen das Rührende, die platte Moral, die Effecte, die rhetorischen Floskeln, wo jene alten und ächten Historiker vom Pathos des Gegenstandes selbst ergriffen sind. Es war der Zweck meiner Untersuchung, der Sie mit so viel Nachsicht gefolgt sind, auf jene Bahn der wirklichen Geschichte zurückzulenken. Unser Ergebniss ist erfreulicher Art:

es stellt, was die beiden Völker betrifft, fest, dass der Bericht bei Diodor alt und glaubhaft ist und mithin zwar einige Römer sich schmählich vergassen, die römische Regierung aber sofort rasch und entschieden ihre staatliche Ehre wahrte;

desgleichen, dass die karthagische Regierung nicht, wie späterer Hass ihr andichtete, an einem wehrlosen Gefangenen, ihrem einstigen Besieger, frevelte;

dass beide Völker mithin den Krieg als civilisirte Staaten, nicht als Barbaren führten;

was aber den Regulus betrifft, so befreit es uns von dem Romanhelden der Rhetorik, gibt uns dafür aber den strengen, stolzen römischen Mann der wirklichen Geschichte zurück. Gewiss, manches in der überlieferten Geschichte ist zu schön, um wahr sein zu können, zuweilen aber ist denn doch auch das Schöne wirklich geschehen. Ein Mann ist hier, der — schon in seinem zweiten Consulat, also in höherem Alter — die höchste Stufe des Ruhmes ersteigt: Sieger zu Wasser und zu Lande ist er auf dem Punkte, seinem Lande im 8ten Jahre des Krieges den ehrenvollen Frieden zu geben, den dasselbe erst im 23ten wirklich finden sollte: aber ein Glücksumschlag, beispiellos wie der vorhergehende Erfolg, macht ihn zum Gefangenen des Feindes, dem er den billigen Frieden verweigert hat. Nach 5 Jahren zeigt sich ihm die Aussicht, in seiner Vaterstadt den Rest seiner Tage zu verleben, aber der Preis, den die Karthager für den Frieden bieten, ist zu niedrig und er selbst, ein römischer Staatsmann, muss diesen Frieden widerrathen und damit sein eigenes Schicksal besiegeln. Er muss es, muss der staatlichen Nothwendigkeit sich bequemen, er kann nicht anders; aber in dieser harten Welt ist es oftmals Ruhm genug, dass man

Digitized by Google

kann, was man muss; so kehrt er zurück und stirbt, der Sieger von Eknomos und Adis, der Eroberer von Clupea und Tunes, in karthagischer Kriegsgefangenschaft — ich denke doch, dass dieses Bild eines Helden der wirklichen Geschichte — eines Helden dieser harten, rauhen, unerbittlichen wirklichen Welt — nicht ganz unwürdig ist, neben jenen Heroenbildern aus einer idealen Welt, die uns Meister Curtius erklärt hat, vor dieser Versammlung aufgestellt zu werden. (Lebhafter Beifall.)

Präsident: Wünscht einer der Herren das Wort zu ergreifen zu dem ebengehörten Vortrage? — Herr Prof. Ihne hat das Wort.

Prof. Dr. Ihne (Heidelberg): Ich bin mit den Ausführungen des Vortragenden nicht einverstanden. Ich betrachte die Erzählung von der Gesandtschaft des Regulus und die von seinem Martertod als in innerlichem Zusammenhang stehend. Die erstere ist die Motivirung der zweiten. Man musste einen Grund anführen dafür, dass die Karthager einen römischen Gefangenen so grausam behandelt hatten; denn ihre Sitte war das nicht. Im Gegentheil wurden in der Regel die Gefangenen ausgetauscht oder losgekauft, wie manche Beispiele beweisen.

Der angeführte Grund nun für die Tödtung des Regulus war das angeblich treulose Verfahren desselben. Er hatte übernommen, so wurde erzählt, in Rom für den Frieden zu sprechen, und rieth trotzdem zum Krieg. Diese Gesandtschaft also steht und fällt mit der ganzen Erzählung. Halten wir nun wie der Vortragende den letzteren Theil derselben für erfunden, so muss auch der erstere verworfen werden. — Ausserdem aber ist dieser Theil der Erzählung auch an und für sich unwahrscheinlich, da eine Friedensgesandtschaft unter der Führung eines gefangenen Feindes in der römischen Geschichte sonst nicht vorkommt und ganz undenkbar ist. — Wenn der Vortragende meint, die Scene im Senat hätte nicht erfunden werden können, so ist eine solche Ansicht durch zahlreiche Beispiele widerlegt. Die Eitelkeit der römischen Familien kannte keine Grenzen, und wie die Valerier, Cornelier und andere nachweisbar Heldenthaten der Ihrigen rein erfunden haben, so haben es sicher auch die Atilier sich angelegen sein lassen, erstens den Martertod des Regulus und dann als die Motivirung dazu dessen Friedensgesandtschaft zu erfinden. Das erstere thaten sie, um sich zu rechtfertigen wegen der unerhört grausamen Behandlung der zwei gefangenen Karthager, die ihrer Bewahrung übergeben waren, und die sie so schmählich marterten, dass der Senat einschreiten musste. Diese That war eine That der Rache dafür, dass Regulus gefangen war und in der Gefangenschaft starb. Aus diesen beiden Thatsachen also, dem Tode des Regulus und der Marterung der karthagischen Gefangenen durch die Atilier entsprangen die Erzählungen von Regulus, die im Laufe der Zeit ein Hauptthema für den nationalen Stolz wurden und für uns die Verkleinerungs- und Verläumdungssucht documentiren, wodurch sich die Römer stets ihren Feinden gegenüber auszeichneten.

Jäger erwidert: Von einer Führung der Friedensgesandtschaft durch Regulus ist nicht die Rede: die Sache hat eine ganz genaue Analogie an der bekannten Delegation der Kriegsgefangenen nach der Schlacht bei Cannae unter Beigebung eines vornehmen Karthagers. Bei Tuditanus ist ferner die Friedensgesandtschaft ganz und gar nicht das Motiv des Martertodes, da ja Regulus (bei Tuditanus) schon das schleichende Gift in sich hat. Mit der willkürlichen resp. hypothetischen Annahme von Annalisten- und Familienfälschungen beweist man zu viel und mithin nichts; übrigens lenkt Ihne auf

Digitized by Google

eine Vermischung der verschiedenen Quellen zurück, während mein Standpunkt der ist, die verschiedenen Quellen vor allem nach der Zeit — frühere, spätere — zu scheiden und dadurch Resultate zu gewinnen.

Gymnasial-Director Prof. Dr. Weidner (Darmstadt): Prof. Ihne ist zu weit gegangen, wenn er alle römischen Annalisten ohne Unterschied kurzweg für unglaubwürdige Zeugen erklärt; die Nachrichten der Annalisten sind allerdings nicht selten falsch, wie am besten Nissen gezeigt hat, aber sie müssen eben in jedem einzelnen Fall kritisch geprüft werden.

Jägers Vortrag hat das Verdienst, dass er zuerst eine Quellenanalyse versucht und die beliebte Schlussfolgerung ex silentio Polybii zurückgewiesen hat. Denn wollte man ihr Raum geben, so könnte man ebenso gut ex silentio Polybii schliessen, dass er die Regulussage in ihren Anfängen gekannt hat, aber ihr nicht entgegen treten wollte, weil die Gesandtschaft des Regulus für den Verlauf des Krieges nicht von Einfluss war. Polybius schrieb etwa ums Jahr 140 und bewegte sich im Kreise der vornehmsten römischen Familien. Tuditanus war 129 Consul. Er hat die Regulussage jedenfalls nicht zuerst erfunden, sondern vorgefunden. Also musste sie 10—15 Jahre vorher auch Polybius in Rom kennen gelernt haben. Und wenn er nicht gegen sie auftritt, so ist er weder ein Zeuge dafür noch dagegen. Im Einzelnen ist noch nicht alles aufgeklärt, und vielleicht auch manche Combination Jägers zu unsicher. Mir scheint die Gesandtschaft des Regulus sicher zu sein, unsicher aber ist es, ob er von den Karthagern oder den römischen Gefangenen abgeordnet worden ist. Für die letztere Ansicht sprechen die späteren Quellen, wie z. B. Horatius.

Präsident Pachler: Meine Herren! Da die Ansichten sich noch so scharf einander entgegenstehen, so wird sich diese schon so viel behandelte Frage heute schwerlich zum Abschlusse bringen lassen. Ich empfehle Ihnen daher, dass wir von einer weiteren Debatte absehen und die streitenden Herren bitten, auf dem gewöhnlichen Wege wissenschaftlicher Discussion die Differenz zum Austrag zu bringen. (Zustimmung.)

Jedenfalls hat der Vortrag des Herrn Director Jäger das Verdienst, dass er zu erneuter Prüfung der Sache anregt, und glaube ich, in Ihrer aller Sinne zu handeln, wenn ich ihm dafür den Dank der Versammlung ausspreche. (Zustimmung.)

Der Präsident macht darauf mehrere Anordnungen bekannt, die mit Bezug auf die Ausflüge nach dem Niederwalde und der Saalburg getroffen seien, und fährt fort:

Ich möchte mir noch eine Bemerkung hinsichtlich eines Gegenstandes erlauben, der zu Klagen Veranlassung gegeben hat. Die Festschriften sind uns leider ausgegangen, so dass wir die Wünsche mancher Herren, die etwas später eingetroffen sind, nach dieser Richtung hin zu unserem Bedauern nicht haben befriedigen können. Wir hatten in dem Mitte August d. J. in ca. 2500 Exemplaren versandten Circulare alle, welche hierherzugehen beabsichtigten, ganz dringend gebeten, uns baldigst davon Anzeige zu machen, da es für uns aus manchen Gründen von grosser Wichtigkeit war, wenigstens annähernd berechnen zu können, wieviel Theilnehmer wir zu erwarten hätten.

Unserem Wunsche ist von einem Drittel der Erschienenen freundlichst entsprochen worden. Ich kann es nicht unterlassen, diesen Herren für die liebenswürdige Berücksichtigung unserer Bitte eine ganz besondere Anerkennung und den herzlichsten Dank Namens des Präsidiums hierdurch auszusprechen. Die anderen Herren aber, die uns durch

Digitized by Google

ihr Erscheinen eine freudige Ueberraschung bereitet haben, ermahne ich — es im nächsten Jahre besser zu machen. (Heiterkeit.)

Unter diesen Umständen wird es erklärlich scheinen, dass wir uns in unseren Berechnungen getäuscht haben. Wir zählten auf 400 bis 500 Mitglieder, und die Versammlung umfasst deren über 800. So ist es gekommen, dass von allen Festschriften mit Ausnahme der in sehr starker Auflage gedruckten Usenerschen Schrift der Vorrath erschöpft ist, und hofft das Präsidium deshalb auf gütige Entschuldigung. Von Ottos Geschichte der Stadt Wiesbaden und Hey'ls Fremdenführer ist es uns möglich gewesen, noch je 100 Exemplare zu beschaffen, die sowohl im Anmelde- wie im Auskunfts-Bureau heute Morgen zur Vertheilung gelangen. (Bravo.)

Gestern Nachmittag hat die in der ersten Sitzung ernannte Commission über die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung eine Berathung gehalten, zu der sich freilich nicht alle Mitglieder eingefunden hatten.

Ich ersuche Herrn Rector Prof. Eckstein über das Resultat der Besprechung kurzen Bericht zu erstatten.

Eckstein: Für die Berichterstattung über die Wahl des nächsten Versammlungsortes, welche mir übertragen ist, bin ich besser ausgerüstet als für die oratiuncula in memoriam Ritschelii.

Es war nothwendig, vorher die Ermittelungen anzustellen, obgleich wir die Vernachlässigung derselben bei der Wahl Wiesbadens nicht zu beklagen gehabt haben. Das Präsidium hatte sich in Weimar, Lübeck und Oldenburg bereits vergeblich bemüht und beehrte mich mit dem Auftrage, weitere Verhandlungen anzuknüpfen. An eine preussische Stadt konnte nicht gedacht werden, um die preiswürdige Liberalität der preussischen Staatsregierung nicht wieder in Anspruch zu nehmen, an eine südlich gelegene eben so wenig, weil Innsbruck und Tübingen, an eine nördliche nicht, weil Rostock vorangegangen. Das Augenmerk war auf die Mitte Deutschlands zu richten, und ich richtete meine Anfrage an Dessau. Das Ergebniss der Verhandlungen war, dass die Sache dort unausführbar sei, weil es an geräumigen Localitäten für die Hauptversammlung und Diners fehle und weil die Stadt nur einer mässigen Zahl von Besuchern Unterkommen zu bieten vermöge. Von Bremen aus telegraphirte Freund Hertzberg „Völlig unmöglich. Näheres brieflich" und begründete diese lapidare Negation mit sachlichen und persönlichen Verhältnissen. Da er behauptet, dass die Inscenirung und Leitung einer solchen Versammlung sein Tod sein würde, musste von solcher Herzlosigkeit gegen den wackern Mann, dem wir recht langes Leben wünschen, abgestanden werden. Glücklicher war ich mit einer Anfrage bei dem Ober-Bürgermeister Fischer in Gera; sein Telegramm: „Wenn Unterkommen nicht zu schwierig, herzlich Willkommen!"; ein freundlicher Brief gab weitere Aufschlüsse, die nur vor allzugrossen Erwartungen warnen. Nach den glänzenden Leistungen dieser Stadt werden wir auch die kleineren Verhältnisse gern hinnehmen, zumal Versammlungen in solchen Orten immer viel Reiz gehabt haben. Gera liegt höchst anmuthig im Elsterthale, von waldigen Bergen umgeben, das Schloss über der gewerbthätigen, lebhaften Stadt, die überdies ein blühendes Schulwesen hat. Von allen Seiten ist der Ort durch Eisenbahnen leicht zu erreichen, und sollten Wohnungen fehlen, so ist Jena nahe genug, um Aushilfe zu bieten. Von dort werden auch die Vorsitzenden für die Sectionen genommen werden können. So bleibt mir nichts übrig, als im Auftrage der

Digitized by Google

Commission Ihnen Gera als nächsten Versammlungsort vorzuschlagen. In das Präsidium einzutreten hat sich Herr Gymnasialdirector Dr. Grumme gern bereit erklärt, wünscht aber den ersten Platz einem der Herren Professoren von Jena übertragen zu sehen. Die Commission ist der Ansicht, Ihnen die Wahl des Dr. Grumme zum Präsidenten vorzuschlagen, diesem die Wahl eines zweiten Präsidenten freizustellen und die Vereinbarung über den Platz den beiden Herrn zu überlassen.

Präsident: Wünscht Jemand zu diesem Vorschlage das Wort zu ergreifen?

Da dies nicht der Fall ist, so frage ich die Versammlung, ob sie die Wahl von Gera und den Antrag bezüglich der Ernennung des Präsidenten billigt. Diejenigen Herren, die dagegen sind, wollen sich erheben! — der Vorschlag ist einstimmig angenommen.

Hierauf hält Gymnasialdirector Prof. Dr. Genthe (Corbach) über das vom römisch-germanischen Museum zu Mainz durch die Freundlichkeit des Directors Lindenschmit ausgestellte Modell der vollständigen **Bewaffnung eines römischen Legionars** den folgenden Vortrag:

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn ich es unternehme, die hier ausgestellten Modelle römischer Kriegswaffen, welche aus den Werkstätten des römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz hervorgegangen sind, mit einigen Bemerkungen zu erläutern, so kann ich das zunächst nicht thun, ohne mit Trauer des Mannes zu gedenken, an dessen Stelle mir diese Aufgabe geworden ist. Koechly hatte diese Modelle Ihnen zu erläutern schon versprochen, als eben die ersten Versuche zur Herstellung derselben gemacht wurden. Er hat es im Fortgang der Arbeit nicht an einsichtigem Rath, nicht an wohlwollender Ermuthigung (denn die Schwierigkeiten waren grösser als man meinen sollte), er hat es auch nicht an eifrigem, ungeduldigem Drängen fehlen lassen, wie er ja alles mit jugendlichem Feuer anzufassen pflegte. Wenn ihn gestern Eckstein in seiner Gedächtnissrede auf Ritschl als vir rerum novarum cupidissimus bezeichnet hat, so wollen wir das in Erinnerung an die pädagogischen Thesen von 1849 und an so manche stürmische Debatte, welche durch dieselben hervorgerufen ist, gelten lassen, aber bei allen denen, welche den Heimgegangenen näher gekannt, welche seine lebensvollen Vorträge auf den grossen Philologenversammlungen oder in den engeren Vereinigungen der mittelrheinischen Gymnasiallehrer gehört haben, darf ich wohl auf Zustimmung rechnen, wenn ich ihn auch als vir antiquitatis studiorum amantissimus bezeichne. Sein Wort in Betreff der Erläuterung dieser Modelle einzulösen hat ihn der Tod gehindert. Da ich die Ehre gehabt habe noch zwei Jahre mit ihm im auswärtigen Vorstande des römisch-germanischen Centralmuseums zu sein, so fiel mir gewissermassen als Erbschaft die Pflicht zu diese Erläuterung zu übernehmen. Ich unterziehe mich der Erfüllung dieser Ehrenpflicht um so bereitwilliger, als der Gegenstand mit meinen eigenen Studien und Forschungen auf das engste zusammenhängt. Ehe ich die Erläuterung selbst vornehme, will ich nicht verfehlen, dem Präsidium der Versammlung besonderen Dank dafür auszusprechen, dass es dieser Demonstration einen Platz in den Verhandlungen des Plenums eingeräumt hat. In der That sind ja mehrere Sectionen, in welchen dieser Vortrag füglich hätte gehalten werden können, fast in gleicher Weise bei dem Gegenstande desselben interessirt; die archäologische Section, weil die ausgestellten Modelle die Summe aller bisher gewonnenen Erkenntniss hinsichtlich der betreffenden römischen Waffenstücke in sich verkörpern; die pädagogische, da für

Digitized by Google

Anschauungsunterricht hier ein Hilfsmittel ersten Ranges vorliegt; die exegetisch-kritische Section endlich insofern, als diese Modelle der zweiten Seite der Erklärung alter Schriftsteller das reale Element in geklärtester Gestalt bringen, so dass es möglich ist, in die von Professor Steinthal gestern besprochene Formel $P = L$ statt vieler bisher unbestimmter oder unrichtiger Anschauungen von militärischen Rüstungsgegenständen bestimmte richtige und zugleich lebensvollste Anschauungen einzusetzen. Vielleicht kann die Anordnung des Präsidiums auch noch durch das grosse und allgemeine Interesse veranlasst gelten, welches gegenwärtig weit über die Kreise der eigentlichen Fachmänner hinaus für eine lebensvolle Erfassung der Vergangenheit besteht, und insofern darf ich Sie alle, die Sie in diesem weiten Saale versammelt sind, als Interessenten des Gegenstandes betrachten und begrüssen.

An den ausgestellten Modellen wird dem Sachkenner sofort in manchen Punkten ein Widerspruch mit den herkömmlichen Vorstellungen und Abbildungen von römischen Kriegswaffen auffallen. Was bisher bildlich veranschaulicht oder mit Worten beschrieben worden ist, beruhte seit dem noch heute oft ohne Namensnennung benutzten und popularisirten Werke von Justus Lipsius de militia Romana auf den bekannten Bildwerken an den Siegessäulen des Traianus und Antoninus sowie den Triumphbögen des Titus, Septimius Severus und Constantinus (an dem bekanntlich auch Stücke aus traianischer Zeit befindlich sind) und endlich, mehr als man meinen sollte, auf den Miniaturen des Vaticanischen Vergilius. Diese Darstellungen an den gewaltigen Siegesdenkmälern römischer Kaiser hat man erst in neuester Zeit aufmerksam mit den originalen Fundstücken zu vergleichen begonnen, welche in den zahlreichen römischen Castellen und Niederlassungen auf deutschem, englischem und französischem Boden zu Tage gekommen sind, nicht in Gräbern, wie ich gleich bemerken will, da dem römischen Krieger nicht wie dem germanischen Waffen als Beigabe mit in das Grab gegeben wurden. Der Unterschied, der sich bei dieser Vergleichung herausstellte, war so gross, dass man manche jener Funde, obwohl sie inmitten unzweifelhaft römischer Mauern und Wälle und dicht neben anderen unzweifelhaft römischen Gegenständen gemacht waren, gradezu als unrömisch anzusehen geneigt war. Man dachte an Waffen von germanischen und keltischen Hilfsvölkern. Aber die gefundenen zeigten unzweifelhaft römische Technik und in ihrer genauen Uebereinstimmung sichtlich fabrikmässige Herstellung. Und wie seltsam erschien es, dass neben Werkzeugen, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen, neben Ziegeln und Grabsteinen echter Legionarsoldaten nur Waffenstücke von Auxiliaren gefunden sein sollten! Grade die Grabsteine gaben schliesslich den Ausschlag. Man sah aus den sichtlich genau gearbeiteten Darstellungen auf ihnen, dass man es wirklich mit echten Legionarwaffen zu thun hatte und dass also die Verschiedenheit von den auf den Triumphbögen und Siegessäulen Roms dargestellten eine andere Erklärung fordere. Ich finde eine ausreichende Erklärung in folgender Erwägung. Jene Säulen und Bögen sind Monumentalbauten, deren Bilderschmuck, so wenig er auch ein ideal künstlerischer sein sollte, doch immerhin gewissen künstlerischen Forderungen sich fügen musste. Sie waren bestimmt, inmitten einer mit Kunstwerken und künstlerischem Schmuck reich ausgestatteten Umgebung zu wirken und dem Auge eines dafür mit Verständniss und Empfänglichkeit ausgestatteten grossstädtischen Publikums zu genügen. Die Entwürfe, Zeichnungen und Modelle dazu gingen sicherlich von namhaften Künstlern aus, wenn auch die Ausführung dem geschulten Personale einer Bau-

Digitized by Google

hütte, um mittelalterlich zu reden, anvertraut werden konnte und nicht den Meissel eines Künstlers verlangte. In der Composition sind gewisse künstlerische Impulse unverkennbar. Es kommen Marschordnungen, Stellungen, Bewegungen vor, die durch die Natur kriegsmässiger Waffenführung an sich verworfen werden müssen, die aber sich durch ihre optische Wirkung als nothwendig herausstellten. Auch die äussere Beschaffenheit jener grossartigen Siegesdenkmäler machte gewisse Forderungen geltend. Hoch emporsteigend — die Trajanssäule ist 117 Fuss hoch — zeigten sie ihre Bildwerke dem Auge des Beschauers nicht in der Horizontale oder einer mässigen Erhebung, sondern in einem so spitzen Winkel, dass die optische Wirkung wesentlich beeinflusst wurde. An der Trajanssäule nimmt deswegen selbst die Breite der Reliefstreifen nach oben hin entsprechend zu. Um in solchen Höhen noch angemessen zu wirken, durfte mancher Bewaffnungsgegenstand nicht einfach realistisch wiedergegeben werden. Das Pilum z. B. würde getreu nachgebildet nicht als eine todtbringende Waffe, sondern das schmale, lange Klingencisen würde als blosser Strich erschienen sein. Mit dem Pilum marschirende Kriegerreihen konnten in solchen Höhen als drohende Vertreter römischer Waffenmacht nur dann den gewünschten Eindruck machen, wenn die Klingen stark ins Auge fielen. Man verzichtete daher principiell auf die Darstellung des Pilums und gab den Kriegern eine Lanze mit breiterer Klinge. — In gleicher Weise war der Helm mit seinem Wangen- und Nackenschirme zwar eine vorzügliche Schutzwaffe, aber für die künstlerische Darstellung marschirender oder kämpfender Soldaten, in deren Gesichtszügen wechselnde Charakteristik ausgedrückt und namentlich der Gegensatz zu Barbaren hervorgehoben werden sollte, ganz ungeeignet. Man gab daher den Soldaten einen halbkugelförmigen Helm mit zwei Finger breitem und der Form des Hinterkopfes sich anschmiegendem Nackenschirme und dem einem aufgeschlagenen Visir gleichenden Stirnschutz. Derselbe war höchst kleidsam und liess das Gesicht völlig frei, so dass der gewünschten Charakterisirung der Soldaten völlig Rechnung getragen werden konnte. — Auch das Legionarschwert war nicht dazu angethan, in naturgetreuer Copie verwendet zu werden, wenn es sich darum handelte, Kampfscenen darzustellen. Dazu war die Klinge dicht am Griffe zu breit und der Knauf am Griffe selbst zu plump; fast kugelförmig würden diese ober- und unterhalb der führenden Faust erschienen sein. Man nahm deshalb eine modificirte Form, welche sich zum Theil den durch die griechische Plastik begründeten Traditionen anschloss.

Zu solchen Darstellungen auf den monumentalen Kriegsbildern der Säulen und Bögen bilden nun die auf Grabsteinen römischer Soldaten einen erheblichen Gegensatz. Man hat diesen bescheidenen Sculpturen, die in Deutschland, Frankreich und England in ziemlicher Zahl erhalten sind, wie gesagt, erst in neuester Zeit mehr Aufmerksamkeit zugewendet. Sie sind für unsere Kenntniss alles Details der Ausrüstung und Bewaffnung römischer Soldaten die wichtigste Quelle. Es herrscht völlig realistische Behandlung unter Ausschluss jeder idealisirenden oder ästhetischen Rücksicht. Peinlich treue Wiedergabe der Natur wird in allem und jedem erstrebt. Man sieht, diese Darstellungen waren nicht bestimmt in reich geschmückten städtischen Anlagen und von verwöhnten Augen gesehen zu werden. Für Soldaten und ein Garnisonpublikum waren sie bestimmt. Die Auftraggebenden wie die übrigen Interessenten verlangten die minutiöseste Wiedergabe alles dessen, worauf im Dienste und im Soldatenleben Werth gelegt wurde. Vollständigkeit der Ausrüstung, probemässiges Sitzen der einzelnen Gegenstände, genaue Angabe der

Digitized by Google

Decorationen wurde in erster Linie gefordert. Ein Fehler darin, wenn auch nur in der Zahl der Knöpfe oder Ringe oder Niete, in der Anordnung eines Gehänges, der Haltung einer Waffe forderte die Kritik des Soldatenpublikums heraus, die Schusterkritik, wie sie an dem Gemälde des Apelles geübt ward. Wie auf den noch in meiner Jugend verbreiteten Bilderbogen vom reichen Bauer Troll, der sich und sein Weib Marein und seine Töchter abconterfeien lässt, nichts von dem fehlen sollte, worauf in der Bauernwirthschaft Werth gelegt wurde, so wollten jene Soldaten alles auf dem Steine vollständig sehen, was in ihren Augen Wichtigkeit hatte. Wie sehr dabei jede andere Rücksicht zurücktrat, zeigt an einem ergötzlichen Beispiele jener Grabstein eines Reiters, auf welchem die Phaleren, da sie an ihrer eigentlichen Stelle nicht deutlich und vollständig genug angebracht waren, von dem Steinmetz eigens noch einmal unterhalb des Pferdes angebracht worden sind.

Mit den so peinlich naturgetreuen Darstellungen von Waffenstücken auf diesen Grabsteinen stimmen nun die in den römischen Castellen und Niederlassungen gefundenen Waffen in allen wesentlichen Punkten überein. Wo diese Uebereinstimmung vorliegt, haben wir für alle antiquarischen Untersuchungen über römische Bewaffnung den sichersten Boden.

Was Sie, hochgeehrte Anwesende, hier sehen, ist bis auf drei Stücke originalen Fundstücken nachgebildet. Nur nach Anleitung der Grabsteine sind angefertigt der Mantel, die Lorica und die Tunica. Der Stoff dieser Ausrüstungsgegenstände war zu vergänglich. Keiner der aus wahrscheinlich filzähnlichem Wollenstoffe gefertigten Kriegsmäntel hat sich erhalten. Für den hier ausgestellten wird daher nur hinsichtlich der Grösse und Anordnung Treue in Anspruch genommen. Das Vorbild gaben mehrere Mainzer Grabsteine. — Auch von der Lorica hat sich kein vollständiges Exemplar erhalten, wenn auch die grössere Dauerhaftigkeit des Leders u. a. auch eine Anzahl wohlerhaltener römischer Soldatenschuhe hat auf uns gelangen lassen, an denen wir z. B. die Art des Zweckenbeschlages der Sohlen aufs beste ersehen können. Die hier ausgestellte Lorica ist der wohl erhaltenen Zeichnung auf dem Denkstein eines Signifer der 5. Cohorte der Asturen (Museum in Bonn) nachgebildet. Auf den Verschluss derselben mit einer Reihe von beinernen Knöpfen mache ich besonders aufmerksam. Solche Knöpfe haben sich u. a. in Mainz oft und in grösserer Zahl und in verschiedenen Grössen gefunden. Ihre Verwendung zum Verschlusse der Lorica ist aus Lederresten, in denen sie noch sassen, von Lindenschmit mit Sicherheit festgestellt. — Drittens also die Tunica aus weissem Wollenzeuge. Von ihr gilt dasselbe, was oben beim Sagum betont ist. Faser und Farbe des Stoffes kann nicht verbürgt werden, sondern nur Grösse, Schnitt und Sitz, für welche Grabsteine der Sammlung in Kreuznach von dem Gräberfelde bei Bingerbrück die erforderliche Anleitung gaben. Beachten Sie dabei die rechts und links nach den Hüften gezogenen Bogenfalten, die wir, weil sie auf den Grabsteinen mit grosser Regelmässigkeit dargestellt sind, als ordonnanzmässige Anordnung zu betrachten haben. In allen solchen Dingen waren die Römer durchaus Vorläufer echten Commisdienstes mit seinem Fum-Fum, wie es in der Kunstsprache der Caserne bei uns heisst.

Alle übrigen Ausrüstungsgegenstände und Waffenstücke, welche Sie hier sehen, beruhen auf unmittelbarer Nachbildung resp. Abformung von Originalen. Zuerst der eiserne, mit Bronzebeschlägen versehene Helm. Das Original desselben ward in dem

Digitized by Google

Castell von Niederbieber gefunden und befindet sich jetzt in der fürstlichen Sammlung zu Neuwied. Die Kopf und Hals deckenden Schirme, welche diese Bildung des Helmes in so auffälliger Weise von der auf den stadtrömischen Siegesmonumenten verwendeten Helmform unterscheiden, sind in ganz gleicher Weise auch auf Grabsteinen sichtbar. Zur Vergleichung lasse ich einige Lithographien solcher Grabsteine in der Versammlung circuliren; dieselben können auch der Besprechung der folgenden Waffenstücke dienen. — Der räumlichen Anordnung folgend nenne ich Ihnen nun weiter die bronzene Fibula auf der Schulter, nach einem Mainzer Originale angefertigt; sie ist stärker als die an bürgerlicher Kleidung gewöhnlich verwendeten, so dass sie zugleich eine Verstärkung der Panzerung bildete; im Uebrigen zeigt sie nichts Bemerkenswerthes. — Der Clipeus ist in allen einzelnen Theilen als Umbo, Fulmen und Randbeschlägen nach Details des Mainzer Museums, die dort auf dem Kästricht gefunden sind, hergestellt. Zu beachten ist im Vergleich zu bisher verbreiteten Vorstellungen, dass derselbe völlig flach ist. Es ergab sich das mit Sicherheit aus der Beschaffenheit der Randschienen und des Fulmen, welche keinerlei Krümmung oder Wölbung zeigten. — Dagegen ist die Wölbung des Scutums unzweifelhaft; der Umbo des hier ausgestellten Modells ist eine galvanoplastische Copie des bekannten Buckels in der Sammlung des Rev. Greenwell zu Durham in England. — Ich komme zu dem überaus stattlichen Schwerte. Zur Herstellung dieses Modells sind verwendet worden eine gut erhaltene Klinge des Mainzer Museums, dazu die Scheide des gegenwärtig dem British Museum angehörigen Schwertes, welches in den archäologischen Kreisen unter dem Namen des Tiberiusschwertes bekannt ist, aber nicht eine Waffe des Kaisers, sondern eine gewöhnliche Legionarwaffe gewesen ist, allerdings eine stattlichere und geschmücktere als das Faschinenmesser unseres heutigen Fussvolkes. Der hier ausgestellte Griff ist nach einem Holzgriffe aus der römischen Waffenbeute des Nydamer Bootes (Museum zu Kiel) angefertigt. Das Mainzer Museum liefert das Schwert auch mit einem andern Griffe aus Buchsbaumholz, der nach einem Originale aus Elfenbein (Museum in Mainz) hergestellt ist. Bei diesen Griffen ist besonders auffällig, weil den bisher verbreiteten Ansichten stark widersprechend, die mächtige Ausladung des Griffes über dem Klingenansatz, sowie die starke Bildung des Knaufes. Jene Ausladung, unten fast tellerförmig, nach oben kegelförmig sich bis zur Griffstärke verjüngend, gibt ein äusserst solides Stichblatt ab; der dicke und breite Knauf sicherte ebenso die Faust von oben her und hinderte andrerseits auch das Entgleiten des Schwertes bei heftigem Kampfe. Ich will dabei nicht unterlassen darauf hinzuweisen, dass diese Bildung des Griffes als eine Aufnahme oder Fortsetzung der Bildung erscheint, welche aus Funden in Etrurien und Hallstadt (vgl. auch die von Gentzkow und Retzow in Mecklenburg) als etruskische bekannt geworden ist. Da nun auch, um das hier gleich vorweg zu nehmen, in etruskischen Gräbern gefundene Lanzenklingen im wesentlichen alle Eigenheiten des römischen Pilums zeigen, so ergibt sich zu dem schon von den Alten selbst bemerkten und daher bekannten samnitischen Einfluss auf die Art der schweren römischen Legionarrüstung noch eine interessante Parallele etruskischen Einflusses auf die Gestaltung der beiden wichtigsten Trutzwaffen des Legionarsoldaten. — Der stilvolle Pugio ist in Klinge und Scheide Copie eines Originales im Museum zu Speyer; der Griff ist nach einer sehr gut erhaltenen Skulptur auf dem Grabsteine des Flavoleius (Museum zu Mainz) geformt, da sich kein Original erhalten hat. — Schwert und Dolch hängen, ersteres rechts, letzterer links an einem

Digitized by Google

breiten Doppelgürtel (balteus), deren Anordnung nach Grabsteinen vom Gräberfelde bei Bingerbrück (Sammlung in Kreuznach) getroffen ist. Die bronzenen Beschlagplättchen der Gürtel, welche dieselben zu einem ebenso prächtigen Ausrüstungsgegenstand wie trefflichen Schutzmittel für Magengrube und Leib machen, sind nach Originalen geformt.

Es bleibt nun noch das Pilum übrig. Wenn ich an die verschiedenen Constructionen desselben und den leidenschaftlichen Eifer denke, mit welchem dieselben vertheidigt sind, bin ich stark in Versuchung, die Worte 'pila minantia pilis' des Lucanus zu citiren, den in kritischer Gestalt zu liefern ich mich der gelehrten Welt gegenüber noch immer als verpflichtet erachte, nachdem das 'nonum prematur in annum' nun schon zweimal verstrichen ist. Rüstow hatte in neuerer Zeit zuerst eine Construction des Pilums gegeben und durch Abbildung in seinem Buche über Heerwesen und Kriegführung Cäsars besonders in schulmännischen Kreisen heimisch gemacht. Gegen die Richtigheit derselben bin ich zuerst, soviel ich weiss, aufgetreten. Ich that es bei Gelegenheit einer Besprechung des Werkes des inzwischen verstorbenen Generals von Peucker über germanisches Kriegswesen der Urzeit. Ein glücklicher Zufall liess damals (1863) grade die ersten authentischen Pilumklingen in den Rheinlanden zu Tage kommen, und Fleckeisen verabsäumte es bei seiner bekannten Umsicht und Sorgfalt als Redacteur der Jahrbücher für Philologie nicht, meinem Hinweise auf die Thatsache, dass wir für Kenntniss der weltgeschichtlichen römischen Kriegswaffe nur auf Sculpturen angewiesen seien, in einer Anmerkung die Notiz dieser wichtigen Funde hinzuzufügen. — Was mich gegen Rüstows Construction einnahm, waren sehr praktische Erwägungen. Ein in natürlicher Grösse ausgeführtes Modell derselben ergab keine handliche, wenn auch wuchtige Kriegswaffe, sondern einen Pallisadenpfahl mit langer eiserner Spitze. Man mag mit Kopp, der noch immer dieses Unding von sein sollender Waffe festhält, die übertriebensten Vorstellungen von den gestählten Muskeln römischer Soldaten haben, so hat doch schliesslich alles seine Grenze. Wenn ein von Haus aus kräftiger deutscher Mann, der 26 Jahre hindurch geturnt hat, der in allen Waffenübungen gründlich zu Hause und im Gerwurf auf keinem Männerturnplatze übertroffen ist, mit dem Rüstowschen Pilum nicht weiter als auf 12 Schritte einen sichern Wurf auszuführen vermochte, so wird das auch wohl als Maximalgrenze dessen gelten müssen, was von römischen Soldaten erwartet werden konnte. — Ich will mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit Sie nicht mit Einzelnheiten des Pilumstreites weiter ermüden. Dem Richtigen sehr nah kam der französische Gelehrte Quicherat. Was an dessen Annahmen und Constructionen noch zu berichtigen war, hat Lindenschmit umsichtig erledigt. Den Gewinn seiner Untersuchungen sehen Sie in den beiden hier ausgestellten Pilen vor sich. Des einen Schäftung, welche als der ältere Typus gelten kann, stützt sich auf die bekannte Beschreibung des Pilums bei Polybius und die damit übereinstimmende Darstellung auf dem Denksteine des Valerius Crispus im Wiesbadener Museum. Der Knauf mit seiner turnierlanzenähnlichen Verjüngung zeigt deutlich, wie man die Benennung des Wirthschaftsgeräthes (Pilum-Stampfe) auf diese Wurfwaffe übertragen konnte. An dem anderen Pilum, welches den jüngeren Typus vertritt, fehlt der Knauf. Der Schaft ist gleichförmig stark. Die Klinge ist nach einem gut erhaltenen Exemplare gebildet, welches in dem Taunuscastell Hofheim gefunden worden ist und sich jetzt hier im Wiesbadener Museum befindet.

Diese gesammten Modelle, hochverehrte Anwesende, sind auf besondere Veranlassung

Digitized by Google

der deutschen Reichsverwaltung hergestellt, welche die Unterstützung aus Reichsmitteln, die das Römisch-Germanische Centralmuseum bezieht, mit an die Verpflichtung geknüpft hat, zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke auch solche Veranschaulichungsmittel herzustellen. Es wird daher an alle Universitäten und höhere Lehranstalten in nächster Zeit von der Museumsverwaltung ein geschäftliches Circular versendet werden, welches ein Verzeichniss der Gegenstände enthält, welche zum Selbstkostenpreise vom Museum zu beziehen sind. Die Sachen sind theurer, als man meinen sollte, aber eben deswegen sei das Unternehmen Ihrer freundwilligen Unterstützung bestens empfohlen. In Nürnberg beim Jubiläum des Germanischen Nationalmuseums haben die hier ausgestellten Modelle bereits allgemeinen Beifall gefunden. Ein Theil derselben hat auch dem Bundeskanzleramte und dem Reichstage vorgelegen, und es ist Ihnen vielleicht von Interesse und zugleich noch eine Empfehlung der Modelle, wenn ich Ihnen mittheile, dass auch der grösste Stratege unseres Jahrhunderts, Feldmarschall v. Moltke, sich anerkennend über die Kriegstüchtigkeit dieser Waffen ausgesprochen hat. (Lebhaftes Bravo.)

Präsident Paehler: Vielleicht möchte von den Anwesenden der eine oder andere zu dem eben gehörten Vortrage, für den Sie, meine Herren, Ihren Dank schon selbst zu erkennen gegeben haben, eine Frage an den Herrn Collegen Genthe zu stellen geneigt sein. Es wird sich aber meines Ermessens empfehlen, dies bis nach Schluss der Sitzung zu verschieben, da wir dann noch Zeit gewinnen für den Vortrag **„Ueber die Entstehung des delisch-attischen Bundes“**, zu welchem ich jetzt Herrn Dr. Leo das Wort ertheile.

Privatdocent Dr. Leo (Bonn) führt nach einigen einleitenden Bemerkungen Folgendes aus: Adolf Kirchhoff hat im 11. Bande des Hermes durch eine einfache und schlagende Erwägung die für unsere Kenntniss von der Entwickelung des attischen Reiches überaus wichtige Thatsache festgestellt, dass die Eintheilung des delisch-attischen Bundesgebietes in Verwaltungsbezirke eine unmittelbar nach Stiftung des Bundes getroffene Massregel war und dass die Bildung der einzelnen Bezirke successiv nach Massgabe der fortschreitenden Erweiterung des Bundesgebietes erfolgt ist. Aus den erhaltenen Quotenlisten musste man das Gegentheil folgern. Diese nämlich zählen in den ersten Jahren nach Einsetzung der attischen Polias als Bundesgöttin die Städte in bunter und offenbar zufälliger Reihenfolge auf: in derselben vielleicht, in welcher sich die Abgeordneten bei den Schatzmeistern des Bundes eingefunden hatten, um ihre Zahlungen zu leisten. Erst im 12. Jahre der Tributquoten (Ol. 84, 2), nachdem sich allmählich das Streben nach geographischer Gliederung bemerklich gemacht hat, erscheinen die fünf Rubriken des ionischen, hellespontischen, thrakischen, karischen und Inseltributs; diese Rubriken gelten, bis nach Ausgang des Samischen Krieges das ionische mit dem karischen Gebiet aus dem von Löschcke (de titulis aliquot atticis quaestiones historicae. Bonnae 1876) nachgewiesenen Grunde zu einem Verwaltungsbezirk vereinigt werden. Dass dies späte Auftreten der Bezirke in den Listen nicht auf eine erst gleichzeitig damit erfolgte Eintheilung des Bundesgebiets zu deuten ist, beweist die Zugehörigkeit der ganz von karischem Gebiet umschlossenen Insel Nisyros zum ionischen Bezirk; während gleicherweise Lemnos und Imbros nicht zum thrakischen oder hellespontischen, sondern zum Inselbezirk, die Euboea vorgelagerten Inseln Ikos, Skiathos, Peparethos nicht zum Inselbezirk, sondern zum thrakischen gehören. Daraus geht hervor, dass der ionische Bezirk vor dem karischen und der Inselbezirk sicher nicht zugleich mit dem thrakischen, d. h. dass er vor demselben

Digitized by Google

eingerichtet wurde; unmittelbar ergibt sich, dass der thrakische erst nach den Unternehmungen Kimons an der thrakischen Küste, der karische erst nach der Schlacht am Eurymedon zum Bunde gekommen ist: mithin sind die Quartiere vor den ältesten uns bekannten Unternehmungen des Bundes, und zwar zu Anfang nur das hellespontische, ionische und Inselquartier eingerichtet worden.

Diese Folgerungen Kirchhoffs sind unwidersprechlich; sie geben uns die erste sichere Grundlage für unsere Kenntniss von den Anfängen des Bundes und seiner Geschichte in der überlieferungslosen Zeit. Die nächste sich erhebende Frage ist die nach der Anzahl der Städte, welche dem Bunde bei seiner Bildung sich anschlossen; mit andern Worten die Frage, ob jene drei Kreise von vornherein die später in den Tributlisten erscheinende Ausdehnung besassen. Kirchhoff gibt dies für den hellespontischen und Inselbezirk zu; für den ionischen sucht er die Ansicht zu begründen, dass dieser bis zur Schlacht am Eurymedon nur aus den der kleinasiatischen Küste vorliegenden Inseln Lesbos, Chios, Samos mit Amorgos, Ikaros und wahrscheinlich Nisyros bestanden habe.

Die Wichtigkeit der Frage leuchtet ein. Es handelt sich darum zu wissen, ob die hellenischen Pflanzstädte der mysischen und lydischen Küste noch etwa 15 Jahre nach siegreicher Beendigung des grossen Kampfes in den Händen der Perser gelassen wurden, oder ob dieselben schon lange vor Unterwerfung des karisch-lykischen Küstenlandes freie Glieder des delischen Bundes waren. In den bisherigen Darstellungen, deutschen wie englischen, herrscht begreiflicherweise Unklarheit über diese Verhältnisse; um so nothwendiger ist es, zu der sehr klaren Erörterung Kirchhoffs Stellung zu nehmen. Dies wird nur geschehen können, indem wir die überlieferten Daten einer nochmaligen Prüfung unterziehen.

Um einer zweiten Erhebung des ionischen Küstenlandes vorzubeugen, hatten sich nach der Schlacht bei Salamis die Ueberreste der persischen Flotte auf Samos festgesetzt (Herod. VIII, 130). Dass die Griechen, welche sie unbehelligt aus dem Saronischen Busen hatten entkommen lassen, ihnen nach Kleinasien folgen würden, vermutheten sie keineswegs. Und die Peloponnesier waren in der That weit entfernt von solchen Absichten. Dagegen hatte Themistokles den Athenern, deren Gedanken er seit mehr als einem Jahrzehnt auf das ägäische Meer als den Boden zur Bildung einer attischen Macht gelenkt hatte, gleich nach der Schlacht einen Zug gegen den Hellespont und Ionien für das nächste Frühjahr in Aussicht gestellt. Dazu aber das Haupt des Bundes zu bewegen bedurfte es stärkerer Ueberredungsmittel. So ergriffen denn die Ionier, d. h. nach herodotischem Sprachgebrauch die ionisch-äolischen Küstenstädte mit den vorliegenden Inseln, mit oder ohne Einwirkung der Athener, die Initiative. Männer aus Chios, Ἰώνων ἄγγελοι (Herod. VIII, 132), gingen zuerst nach Sparta, dann im Frühjahr 479 zur Flotte nach Aegina, um die Hellenen zur Befreiung Ioniens aufzufordern. Mit Mühe brachten sie die Flotte bis Delos; von da aber wollte Leotychides nicht weiter, denn ihm und seinen Landsleuten schien damals noch Samos so weit entfernt wie die Säulen des Herakles (Herod. a. O.); nach Monaten, wohl erst im September, erschienen abermals Gesandte, diesmal von Samos, welche den Abfall aller Ionier bei Erscheinen der hellenischen Flotte in Aussicht stellten. Leotychides liess sie als Bundesgenossen Treue und Eidschwur leisten, dann vertraute er sich ihrer Führung, und so segelten die Griechen nach Samos (Her. IX, 90. 91), während die Perser sich auf das Festland zurückgezogen hatten.

Digitized by Google

Vor der Schlacht lässt dann Leotychides noch besonders die sämmtlichen Ionier durch einen Herold zum Abfall auffordern. Während des Kampfes gehen in der That zuerst die Samier, dann οἱ ἄλλοι Ἴωνες, von denen speciell die Milesier genannt werden, zu den Griechen über. „Und so“ sagt Herodot (IX, 104) „fiel Ionien zum zweitenmale von den Persern ab.“

Dass Ephoros, dessen Bericht im Auszuge bei Diodor vorliegt, die Aeoler (aus Localpatriotismus, wie Kirchhoff erkannt hat,) noch besonders nennt, thut nichts zur Sache (Diod. XI, 36, 5); schon nach Herodots Erzählung steht es fest, dass in der Schlacht bei Mykale die ionischen und äolischen Küsten- und Inselstädte von den Persern abfielen. Und zwar ergibt sich aus dem Ausdrucke des Herodot sowohl wie aus der Nachricht, dass sich die Trümmer des persischen Heeres sofort nach Sardes zurückzogen, besonders aber aus den folgenden Ereignissen, dass die Städte selbst durch Vertreibung der persischen oder persisch gesinnten Machthaber sich der von den Truppen begonnenen Freiheitsbewegung anschlossen.

Als nun die Perser zu Wasser und zu Lande geschlagen und die Ionier zu den Griechen übergetreten waren, da wurde es den Peloponnesiern klar, wie unbequem und gefährlich die Folgen dieser Umwandlung des Vertheidigungs- in einen Angriffs- und Befreiungskrieg zu werden drohten. Die nächste Verpflichtung war, die abgefallenen Städte in den bei Beginn des Krieges unter spartanischer Führung geschlossenen panhellenischen Bund aufzunehmen; aber jetzt das Bundesgebiet bis über die kleinasiatische Küste auszudehnen, erschien den Peloponnesiern begreiflicherweise als ein unmögliches Beginnen. Sie fanden eine für die damalige spartanische Politik sehr bezeichnende Auskunft. „Nach der Schlacht“ erzählt Herodot (IX, 106) „landeten die Hellenen in Samos und beriethen — nicht etwa über die Aufnahme in den Bund, sondern — über die Umsiedelung der Ionier und über die Orte im eignen Lande, an denen sie wieder angesiedelt werden sollten. Denn es schien ihnen unthunlich fortwährend als Wache vor der ionischen Küste zu liegen; ohne diesen Schutz aber waren die Ionier der Rache der Perser hoffnungslos ausgesetzt. Deshalb hatten die Führer der Peloponnesier vor, die hellenischen Völkerschaften, die es mit den Persern gehalten hatten, aus ihren Hafenplätzen zu vertreiben und den Ioniern das Land zur Bewohnung zu geben. Da aber erklärten sich die Athener sowohl gegen die Umsiedelung der Ionier, als auch überhaupt dagegen, mit den Peloponnesiern über das Schicksal ihrer eigenen Colonien zu berathen. Dem heftigen Widerstande der Athener gaben die Peloponnesier nach und nahmen so die Samier, Chier und Lesbier und die andern Inseln, welche mit den Hellenen gekämpft hatten, in die Bundesgenossenschaft auf, nachdem sie sich auf Treue und Eidschwur verpflichtet hatten, im Bunde bleiben und nicht abfallen zu wollen. Darauf segelten sie gegen den Hellespont, um die Brücken abzubrechen.“

Diese Darstellung Herodots ist natürlich unbedingt glaubwürdig. Alle Einzelheiten, der Plan der Peloponnesier, das Scheitern desselben an dem Einspruch der Athener, der Compromiss demzufolge nur die Inseln in den Bund aufgenommen werden, all dies steht auch widersprechenden Nachrichten gegenüber, die alsbald ihre Erledigung finden werden, fest. Freilich bedeuten die samischen Beschlüsse nichts Geringeres als die völlige Preisgebung der ionischen Küste von Seiten des Bundes, die Preisgebung nach einem entscheidenden Siege über Heer und Flotte der Barbaren, nachdem die Auffor-

Digitized by Google

derung zum Abfall von den hellenischen Führern selbst geschehen war, nachdem, was mehr ist, die ionischen Städte auf das Andringen der Athener in ihren Wohnsitzen verblieben waren.

Dass im Widerspruch hiermit Diodor nach Ephoros erzählt (XI, 37, 1), Leotychides und Xanthippos hätten die Aeoler und Ionier zu Bundesgenossen gemacht, dann hätten, sie sie überredet nach Europa umzusiedeln, die Aeoler und Ionier wären auch schon bereit dazu gewesen, als die Athener ihre Meinung geändert und ihnen gesagt hätten, wenn auch keiner der Hellenen ihnen beistehe, so würden sie, die Athener, als ihre Stammesgenossen ihnen beistehen, und darauf hätten die Ionier beschlossen in Asien zu bleiben — diese Darstellung des Ephoros kann uns nicht irre machen; erstens ist, wie Kirchhoff bemerkt, der Vorgang hier in unmöglicher Weise dargestellt — denn wie konnte man den Joniern noch nach ihrer Aufnahme in den Bund die Umsiedelung zumuthen? — und zweitens ist der ganze Bericht des Ephoros als eine Verquickung der herodotischen und der gleich anzuführenden thukydideischen Erzählung, versetzt mit den gewöhnlichen Willkürlichkeiten des Isokrateers, ohne Mühe nachzuweisen.

Nun folgt aber daraus, dass die Erzählung Herodots wahr ist, nicht mit Nothwendigkeit, dass sie auch vollständig sei. Und es ist in der That nicht zu verkennen, dass in dem Berichte von den Verhandlungen auf Samos eine wesentliche Lücke besteht. Wir begreifen es, dass die Peloponnesier, nachdem ihnen der geschickt angelegte Plan, durch Wiederverpflanzung der Ionier ins Mutterland die Nordgrenze gegen den Feind zu sichern, der peloponnesischen Symmachie seetüchtige Glieder zu gewinnen und so der Abhängigkeit von der athenischen Flotte ein Ende zu machen, nachdem ihnen dieser Plan durch den Einspruch der Athener misslungen war, nun auch den Athenern ihre Colonien und die Colonien den Athenern überliessen. Dass aber die Athener, die doch gesehen hatten, dass hier um die eigentliche Lebensfrage ihres Staates verhandelt wurde, sich mit dem engherzigen Beschluss der Peloponnesier sollten zufrieden gegeben und ihre von ihnen selbst als solche beanspruchten Schutzbefohlenen noch 15 Jahre sollten in der Macht der Perser gelassen haben, das ist nimmermehr zu glauben. Wenn hier also die einfache Betrachtung der Verhältnisse einen wichtigen Umstand vermissen lässt, so wird uns die Richtigkeit dieses Urtheils bei den zunächst folgenden Ereignissen durch Thukydides bestätigt.

Nach den Verhandlungen auf Samos begeben sich die Hellenen an den Hellespont, um die Brücken abzubrechen. Als sie aber fanden, dass ihnen diese Arbeit vorweggenommen war, schien es, wie Herodot berichtet (IX, 114), den Peloponnesiern unter Leotychides gut, nach Hause zu segeln. Die Athener aber setzten von Abydos nach der Chersonnes über und belagerten Sestos.

Es würde an und für sich nicht befremden, wenn die Athener allein im Hellespont geblieben wären, um sich der noch vor kurzem von attischen Dynasten beherrschten und ihnen politisch wie commerciell überaus wichtigen Landstrecke zu bemächtigen (vgl. Kirchhoff Abh. Berl. Akad. 1873 S. 24). Wir erfahren aber durch Thukydides, dass die Athener nicht allein vor Sestos lagen. Dieser nämlich erzählt (1, 89), dass nach der Schlacht bei Mykale der Flottenführer Leotychides mit den peloponnesischen Bundesgenossen nach Hause zog, οἱ δὲ Ἀθηναῖοι καὶ οἱ ἀπὸ Ἰωνίας καὶ Ἑλλησπόντου ξύμμαχοι ἤδη ἀφεστηκότες ἀπὸ βασιλέως ὑπομείναντες Σηστὸν ἐπολιόρκουν Μήδων ἐχόν-

Digitized by Google

των, καὶ ἐπιχειμάσαντες εἶλον αὐτήν — καὶ μετὰ τοῦτο ἀπέπλευσαν ἐξ Ἑλλησπόντου ὡς ἕκαστοι κατὰ πόλεις.

Die vom Könige abgefallenen Ionier und Hellespontier belagerten also mit den Athenern zusammen Sestos. Dass Diodor (XI, 37, 4) die Ionier und νησιῶται nennt, darf auf sich beruhen, denn Ephoros hat die ganze Stelle aus Thukydides abgeschrieben und diesen zugleich dahin missverstanden, dass er die Peloponnesier gleich von Samos nach Hause segeln lässt. Unter den Ioniern bei Thukydides in erster Linie die von Samos und Chios zu verstehen, wie Kirchhoff will (p. 9), verbietet der Zusatz ἤδη ἀφεστηκότες ἀπὸ βασιλέως: denn wir wissen aus Herodot, dass alle Ionier vom Könige abgefallen waren. Unter den bei Mykale abgefallenen Contingenten der hellespontischen Städte befanden sich gewiss auch die von Sestos und den andern chersonnesischen Orten. Die Athener haben also, da die ionischen Städte in unmittelbarer Folge der Schlacht sich selbst befreiten und das ionische Küstenland von den persischen Truppen verlassen wurde, mit den nicht in den Bund aufgenommenen Ioniern und Hellespontiern die Befreiung der noch in persischer Macht befindlichen Städte am Hellespont unternommen, d. h. sie haben gethan, was die Peloponnesier sich von vornherein zu thun geweigert hatten, sie haben als Schutzmacht der hellenischen Küstenstädte gehandelt.

Wir sind nun im Stande, den Bericht Herodots von den Vorgängen auf Samos dahin zu ergänzen, dass die Athener nicht nur dem Leotychides entgegentraten, sondern gleichzeitig auch mit den ionischen Städten unterhandelten und dieselben veranlassten, unter dem Schutze Athens in ihren Wohnsitzen zu verbleiben. Dass dieses Uebereinkommen durch Verträge schon damals bekräftigt wurde, müsste man freilich aus Thukydides' Worten καὶ οἱ ἀπ' Ἰωνίας καὶ Ἑλλησπόντου ξύμμαχοι ἤδη ἀφεστηκότες ἀπὸ βασιλέως schliessen; es ist aber eine durchaus richtige Bemerkung von Wilamowitz (Herm. XII, 338), dass ξύμμαχοι in diesem Satze interpolirt ist; es ist aus dem im selben Satze vorhergehenden Λεωτυχίδης — ἔχων τοὺς ἀπὸ Πελοποννήσου ξυμμάχους entnommen. Auch war vielleicht ein Vertrag zwischen Athen und den ionischen Städten, die als Gründungen der Kodrossöhne zu Athen in einem bestimmten, wenn auch fingirten, staatsrechtlichen Verhältniss standen, nicht unter allen Umständen erforderlich. Die ionischen Städte haben sich also, weil Athen ihnen den von der hellenischen Symmachie verweigerten Schutz zusagte, dem Umsiedelungsplan widersetzt und waren somit der That nach schon jetzt Bundesgenossen Athens. Xanthippos handelte ganz im Geiste des Themistokles und that den eigentlich entscheidenden Schritt für die Zukunft seiner Vaterstadt.

Es mag hier daran erinnert werden, dass auch Diodor nach Ephoros berichtet, die Ionier und Aeoler seien im Vertrauen auf den ihnen von Athen zugesagten Schutz in ihren Wohnsitzen verblieben. Als Zeugniss kann dies, wie oben bemerkt worden, nicht betrachtet werden; aber auch kaum als Gegenargument: Ephoros hat eben, wie wir, seine Schlüsse aus Herodot und Thukydides gezogen.

In den folgenden Ereignissen und der eigentlichen Stiftung des attischen Bundes findet die hiermit begründete Annahme ihre Bestätigung. Denn nicht nur an der Belagerung von Sestos — einem Unternehmen übrigens, das man unter diesem Gesichtspunkte nicht mit Kirchhoff als ein verfrühtes wird betrachten dürfen, obschon es den definitiven Besitz der Chersonnes noch nicht herbeiführte — auch an den zunächst

Digitized by Google

folgenden Unternehmungen gegen die Perser nahmen die nicht zum hellenischen Bunde gehörigen asiatischen Städte Theil.

In einem der nächsten Jahre setzt Pausanias mit 20 Schiffen der Peloponnesier und 30 der Athener (Ephoros, der auch dies nachlässig aus Thukydides ausschreibt, gibt den Peloponnesiern 50 Schiffe, d. h. die Gesammtzahl, und überdies den Athenern ihre 30 Schiffe) den Angriffskrieg gegen die Perser fort. Ausserdem nahmen am Zuge Theil τῶν ἄλλων ξυμμάχων πλῆθος (Thuk. I, 94); das sind also die vor und nach der Schlacht zum Bunde getretenen Inseln ionischer und dorischer Zunge. Dass sich aber auch, später wenigstens, andre Contingente bei der Flotte befanden, erfahren wir im Verlauf der Expedition. Pausanias unterwirft den grössten Theil von Kypros, dann zieht er in die hellespontischen Gewässer — von Unternehmungen an der anatolischen Küste wird nichts berichtet — und belagert Byzanz. Hier kommt die Rebellion gegen den spartanischen Feldherrn zum Ausbruch; denn, so berichtet Thukydides, „wegen der rauhen Behandlung, die sie von Pausanias erfuhren, waren sowohl die andern Hellenen als auch besonders die Ionier und die eben erst vom Könige Befreiten (οἱ Ἴωνες καὶ ὅσοι ἀπὸ βασιλέως νεωστὶ ἠλευθέρωντο) aufgebracht; sie gingen zu den Athenern und forderten sie auf als Stammesgenossen ihre Führung zu übernehmen und sie gegen etwaige Zwangsmittel des Pausanias zu vertheidigen. Die Athener nahmen den Vorschlag an und erboten sich sie zu beschützen, das Uebrige aber nach ihrem Ermessen einzurichten.“ Inzwischen wird Pausanias abberufen, und die Contingente mit Ausnahme des peloponnesischen begeben sich unter athenische Führung.

Hier nun unter Ἴωνες nur die Inseln ionischer Zunge zu verstehen lässt weder der Sprachgebrauch des Thukydides noch der Zusammenhang zu; auch Thukydides bezeichnet durch Ἴωνες stets in erster Linie die Ionier des Festlandes, von denen er meist die νησιῶται getrennt aufführt; um so weniger aber konnte er hier unter Ἴωνες ohne nähere Bezeichnung allein die Inselionier verstehen, als er einige Capitel vorher die ἀπὸ Ἰωνίας ἤδη ἀφεστηκότες ἀπὸ βασιλέως mit den Athenern hatte gegen Sestos ziehen lassen: der Leser kann hier nicht an andere Ionier als an die dort genannten denken. Unter den „soeben vom Könige Befreiten“ aber können nach Lage der Sache, da von Kypros aus bekannten Gründen keine Rede sein kann, nur Anwohner des Hellesponts und der Propontis verstanden werden. Daraus folgt nun zunächst, dass Städte, welche noch nicht im hellenischen Bunde sein konnten, sich unter dem Commando des Pausanias bei der Flotte befanden. Dasselbe gilt ohne Zweifel auch von den ionisch-äolischen Küstenstädten, die sich als Schutzbefohlene der Athener eingestellt hatten, unter spartanischem Befehl also nur so lange standen, als die Athener sich demselben unterwarfen. Die eigentliche Meuterei war auf Seiten der wirklich zum hellenischen Bunde gehörigen Inseln; daher treten denn auch die Lesbier, Chier und Samier bei Plutarch (Arist. 27) namentlich auf. Nachdem aber diese vom Oberbefehl der Spartaner sich formell losgesagt hatten, stand thatsächlich die vor Byzanz versammelte Flotte mit Ausnahme der Peloponnesier und der Kykladen dorischer Zunge unter dem Befehl der attischen Strategen. Da ferner entweder die einzelnen Befehlshaber Instruction von Hause besassen oder ihr Vorgehen in den Städten selbst allgemeine Billigung fand, konnte das Verhältniss kurz darauf durch Verträge zu einem dauernden gemacht werden.

Damit theilte sich der panhellenische Bund, welcher freilich dem Namen nach

Digitized by Google

noch bis in den Anfang der 80. Olympiade mit Athen als Mitglied bestand, in der That in zwei Sonderbünde: den peloponnesischen, welcher auch bisher immer fortexistirt hatte, und den delischen, welcher vor Byzanz unter athenischer Führung gebildet wurde. Zu dem letzteren gehörten also bei seiner Stiftung:

1. Die Kykladen ionischer Zunge, die schon vor der Schlacht bei Mykale dem allgemeinen Bunde angehört hatten.

2. Lesbos, Chios, Samos mit Amorgos und eine Reihe anderer Inseln, die wahrscheinlich nach der Schlacht bei Mykale in den Bund aufgenommen wurden, darunter Nisyros, Lemnos, Imbros und Ikaros, nach Kirchhoffs überzeugender Erörterung.

3. Die ionischen und äolischen Küstenstädte von Sigeion bis Teichiussa.

4. Die schon befreiten Städte am Hellespont und der Propontis.

Diese Städte wurden in drei Verwaltungsbezirke eingetheilt, den ionischen, hellespontischen und Inselbezirk. Nach den Unternehmungen Kimons an der thrakischen Küste trat der thrakische, nach der Schlacht am Eurymedon der karische Bezirk hinzu.

Aus der litterarischen Ueberlieferung geht somit die ursprüngliche Zugehörigkeit der ionisch-äolischen Küstenstädte zum delischen Bunde hervor, obgleich dieselben zur panhellenischen Symmachie noch nicht zugelassen waren. Die für diese Anschauung sprechenden negativen Gründe sollen nicht ins Feld geführt werden. Der wichtigste derselben wäre, dass von der Schlacht bei Mykale bis zu der am Eurymedon, den Feldzug des Pausanias eingeschlossen, nichts von hellenischen Unternehmungen an der mysisch-lydischen Küste berichtet wird; auch nichts von persischen Unterwerfungsversuchen; während doch als Grund für die Umsiedelung vorgebracht worden war, dass ohne beständigen Schutz die ionischen Städte der Rache der Perser hoffnungslos ausgesetzt wären. Auch soll kein Gewicht darauf gelegt werden, dass Themistokles bei Diodor (XI, 41, 4) vor dem Hafenbau von den ionischen Küstenstädten als befreiten im Gegensatz zu den andern Hellenen in Asien spricht — denn was von diesen Dingen Herodot und Thukydides nicht sagen, das pflegt auch Ephoros nicht zu wissen —; aber wenigstens zwei Momente, welche zur positiven Bestätigung der entwickelten Ansicht dienen, bietet die monumentale Ueberlieferung.

Zunächst die Zusammensetzung des ionischen Kreises, welcher, wie die Lage der Insel Nisyros inmitten des späteren karischen zeigt, zu den erstgebildeten gehört haben muss. Aus welchen Gliedern bestand dieser ionische Bezirk? nach Kirchhoff „lediglich aus den vorliegenden Inseln.“ Nun beruht es auf Annahme, dass Samos mit Amorgos, Chios und Lesbos zum ionischen Bezirk gehörten; denn ihrer Stellung gemäss erscheinen sie nicht in den Tributlisten. Sobald man einen ionischen Bezirk bildete, der aus Küstenstädten vorwiegend bestand, ist es allerdings wahrscheinlich, dass diese Inseln zu jenem wären geschlagen worden: wie es denn in der That auch wohl geschehen ist; wenn aber diese Voraussetzung nicht eintraf, so ist die grössere Wahrscheinlichkeit dafür, dass man auch diese Inseln in den Inselbezirk eingeschlossen hätte; wie es ja mit Lemnos und Imbros geschehen ist, weil ein thrakischer Bezirk noch nicht gebildet werden konnte. Die einzigen sicheren Glieder des vorausgesetzten ionischen Quartiers sind Nisyros und etwa Ikaros; von beiden gilt das eben Gesagte in höherem Grade, wie ja Nisyros in der That im 28. oder 29. Jahre unter dem Inseltribut erscheint (CIA I, 257 v. 19). Es

Digitized by Google

ist also auch von dieser Seite nicht wahrscheinlich, dass die genannten Inseln zum delischen Bunde gehörten, ehe demselben auch die Küstenstädte beigetreten waren.

Das Zweite ist die eigenthümliche Zutheilung der in der Troas befindlichen Bundesstädte zu den hier aneinanderstossenden beiden Verwaltungsbezirken. Von den an der westlichen und südlichen Küste vom Eingang des Hellespont bis zum Ida und am Skamandros angesiedelten ionischen Städten erscheinen die ersteren (Sigeion Lamponeia Neandreia Kebrene) im hellespontischen, die südlichen (Hessos Gargara Astyra) im ionischen Tribut. Für diese Absonderung des südlichen Landstrichs wird sich schwerlich der entscheidende Grund noch finden lassen; nur auf den ersten Anblick könnte man dafür anführen, dass Antandros, eine lesbische Besitzung, zwischen Gargara und Astyra an der Küste lag; denn Rhoiteion, ebenfalls ein lesbischer Ort, lag im hellespontischen Quartier und nicht minder als tributzahlende Stadt Sigeion, welches auch früher den Lesbiern, dann den Athenern gehört hatte. Da aber die hellespontischen Städte unbestritten von vornherein Glieder des Bundes waren, so lässt sich soviel mit Bestimmtheit sagen, dass der Südrand der Troas nur dann von der übrigen Landschaft getrennt werden konnte, wenn man schon damals einen festländischen ionischen Bezirk bildete. Mit andern Worten: die Tributlisten lehren, dass der ionische Bezirk nicht zu Anfang bloss aus den Inseln bestand; wenn das aber zugegeben ist, so wird sich die ursprüngliche Mitgliedschaft auch der übrigen, Chios und Samos gegenüberliegenden Bundesstädte nicht mehr in Abrede stellen lassen.

Dem so ermittelten Resultat scheinen zwei aus der Zeit vor der Schlacht am Eurymedon berichtete Ereignisse entgegenzustehen, deren eines Kirchhoff (p. 6) für positiv beweisend hält, während er das andere nicht erwähnt, wahrscheinlich weil es ihm, und mit Recht wie sich herausstellen wird, unerheblich dünkte. Das erste ist die Flucht des Themistokles nach Ephesos. „Als unmittelbar vor der Schlacht am Eurymedon, während die athenische Flotte vor Naxos lag, der von seinen Landsleuten geächtete Themistokles nach Asien flüchtete, schiffte er sich zu Pydna auf einem Kauffahrer ein, der nach Ionien unter Segel ging, und landete nach Thukydides' Bericht in Ephesos (I, 137), um später von da sich an den persischen Hof zu begeben; er würde es nicht haben wagen dürfen, Ephesisches Gebiet zu betreten, wenn die Stadt damals schon zum attischen Bunde gehört hätte, ja von vornherein eine Landung an irgend einem Punkte der ionischen Küste gar nicht in Aussicht genommen haben, wenn dieselbe wirklich Bundesgebiet gewesen wäre." Dazu ist Folgendes zu bemerken: Als Themistokles in Argos, Kerkyra und Thessalien keine bleibende Aufnahme finden konnte, war er genöthigt nach Asien zu gehen. Es ist nun kaum fraglich, ob damals schon der persische Boden für ihn sicherer war als der hellenische; gewiss liegt der sagenhaft ausgeschmückten Ueberlieferung bei Plutarch (Them. 24) die Thatsache zu Grunde, dass ihn nur der königliche Schutz vor dem ihm von den Persern bestimmten Schicksal bewahrte. Dagegen durfte er in den griechischen Städten nicht nur auf Gesinnungsgenossen rechnen, sondern stand auch mit denselben gewiss seit lange in Verbindung, wie sein Aufenthalt in Argos und die später geglückte Rettung seiner Güter, die doch durch Bundesgebiet nach Asien geschafft werden mussten, zeigt (Thuk. I, 137. Plut. Them. 24. 25). Dass es nun in allen oder den meisten Städten des asiatischen Bundesgebiets damals und später noch mederfreundliche Parteien gab, ist nicht nur litterarisch mit Sicherheit nachzuweisen —

Digitized by Google

und grade für Ephesos gibt es mehrere darauf bezügliche Andeutungen —, sondern ergibt sich auch aus dem Vertrage mit den Erythräern, welcher kurz nach der Schlacht am Eurymedon geschlossen sein muss. Hier finden wir in dem Eide, welchen die erythräischen Senatoren schwören müssen, die mit Sicherheit gelesene Stelle (CIA I 9, 25) οὐδὲ τῶν φυτόντων δέξομαι οὐδὲ ἕνα, οὔτ' αὐτὸς ἐγὼ οὔτ' ἄλλῳ πείσομαι, τῶν ἐς Μῆδους φευγόντων, ἄνευ τῆς γνώμης τῆς Ἀθηναίων καὶ τοῦ δήμου. Es gehörte also zu den häufig vorkommenden Ereignissen, dass Hochverräthern, wirklichen oder unschuldig verurtheilten, in ionischen Bundesstädten Vorschub geleistet wurde. Dass dasselbe mit Themistokles geschah, erfahren wir ausdrücklich durch Plutarch: wie es sich mit Kyme und Aigai verhält, wohin er sich nach der Landung gewendet haben soll, bleibe dahingestellt; aber sein Aufenthalt in Ionien wurde aufs äusserste geheim gehalten (Plut. ὑπὸ πάντων ἀγνοούμενος πλὴν τοῦ ξένου Νικογένους), er verkehrte nur mit vornehmen und perserfreundlichen Männern, welche ihn verbargen (Νικογένους ὃς Αἰολέων πλείστην οὐσίαν ἐκέκτητο καὶ τοῖς ἄνω δυνατοῖς γνώριμος ὑπῆρχε), und diese beförderten ihn auf persisches Gebiet (Thuk. καὶ μετὰ τῶν κάτω Περσῶν τινος πορευθεὶς ἄνω). Es liegt also hier ein Vorgang vor, welcher auch bei der Annahme, dass Ephesos damals schon Bundesstadt gewesen sei, seine ausreichende Erklärung findet.

Die zweite, von Kirchhoff, obgleich sie seine Auffassung zu bestätigen scheint, nicht berücksichtigte Ueberlieferung ist eine bei jüngeren Schriftstellern vielfach auftretende Nachricht von der Zerstörung des didymäischen Heiligthums der Milesier, dann auch sämmtlicher kleinasiatischen Tempel ausser dem ephesischen Artemision durch Xerxes. Der Gegenstand ist in letzter Zeit besonders zwischen Brunn und Urlichs hin und her besprochen worden, da er für die Baugeschichte des Didymaion und Artemision in Betracht kommt (vgl. Brunn Künstlergesch. II 382 ff. Ber. d. bair. Akad. 1871 p. 522 ff. Kunst bei Homer Abh. d. 1. Kl. Bd. XI, Urlichs Rhein. Mus. X p. 1 ff. Skopas p. 228 ff. Anfänge der griech. Künstlergesch. Progr. Würzburg 1871). Der grösste Theil dieser inhaltlich gleichen Erzählungen geht auf einen Geschichtsschreiber Alexanders und zwar, wie aus Strabon XVII p. 814 hervorgeht, auf Kallisthenes zurück. Sicher gilt dies von Plutarch (de sera num. vind. p. 557 B), Curtius (VII, 23, 28), Strabon und, doch durch einen Schriftsteller περὶ προνοίας hindurchgegangen (Aelian frg. 54 Herch.), von Suidas unter Βραγχίδαι. Alle diese berichten nämlich die Zerstörung der kleinen von Xerxes angelegten Branchidenstadt in Sogdiana durch Alexander, der dadurch den von den Vorfahren der Branchiden an Milet begangenen Verrath zu rächen dachte. Ausserdem aber gab es auch eine milesische Localtradition über die durch Xerxes erfolgte Zerstörung des Didymaion und Wegführung des Apollobildes (diese tritt bei Pausanias auf: VIII, 46, 3) und schliesslich eine erweiterte Tradition, derzufolge Xerxes sämmtliche Heiligthümer ausser dem ephesischen zerstört haben sollte: dies erzählt an einer anderen Stelle Strabon (XIV, p. 634) und aus diesem Solin (40, 2). Es leuchtet ein, dass die ionischen Städte, wenn Xerxes ungestört so gründlich Rache an ihnen nehmen konnte — und dies könnte selbstverständlich nur nach der Schlacht bei Mykale geschehen sein — nicht schon damals unter dem Schutze Athens oder in Symmachie mit ihm und seinen Bundesgenossen gestanden haben; vielmehr würde dies ein Beweis dafür sein, dass die ionischen Städte nach der Schlacht bei Mykale wirklich der Rache der Perser schutzlos überlassen worden seien. Zunächst aber werden wir uns von vornherein bedenken, dem Kallisthenes Dinge

Digitized by Google

zu glauben, von denen die zeitgenössischen Historiker nichts wissen: bei Herodot aber ziehen die Ueberreste des persischen Heeres nach der Schlacht bei Mykale ins Innere, nach Sardes, und von weiteren Unternehmungen an der ionischen Küste hören wir, wie oben bemerkt, kein Wort. Sodann aber wissen wir, dass unter Dareios, nach dem Aufstande der Ionier, dasselbe geschehen ist, was hier von Xerxes erzählt wird. Und in der That ist es durch Analyse der Zeugnisse und Vergleichung derselben mit Herodots Nachrichten über die wirkliche Zerstörung der Heiligthümer (VI, 19; 32) mit Leichtigkeit nachzuweisen, dass hier eine grosse, in Milet heimisch gewordene Verwechslung zwischen dem ionischen Aufstande unter Dareios und dem mehr im Gedächtniss der Menschen gebliebenen Abfall der Ionier bei Mykale vorliegt.

Hiermit sind alle Instanzen für und wider die ursprüngliche Zugehörigkeit des ionischen und äolischen Küstenlandes zum delisch-attischen Bunde erledigt. Doch müssen wir schliesslich auf einen bisher mit Absicht übergangenen Punkt eingehen, die mit der Organisirung des Bundes zusammenhängenden angeblichen 460 Talente des Aristides. Durch Ephoros nämlich, auf den die Nachrichten bei Diodor, Plutarch und Nepos zurückgehen, erfahren wir, dass Aristides die Bundesstädte nach Bildung der Symmachie vereidigt und abgeschätzt habe und dass die Gesammtsumme des von ihm festgesetzten Tributs 460 Talente betragen habe. Die 460 Talente nennt auch Thukydides als Summe des ersten ansgeschriebenen Tributs und auch die Thätigkeit des Aristides, wenigstens für die Städte der Chalkidike, bestätigt die Friedensurkunde bei Thukydides V, 18: ferner ist die Thätigkeit des Aristides bei der ersten Ordnung des Bundes schon durch Timokreon v. Rhodos bezeugt; aber die Identificirung der 460 Talente mit dem φόρος des Aristides rührt nicht von Thukydides her. Wenn es nun richtig wäre, dass die Bündner von Anfang an 460 Talente zahlten, so müsste nicht nur das asiatische, sondern auch das thrakische Küstenland von Anfang an zum Bunde gehört haben: dies muss man Kirchhoffs Berechnungen, durch welche er die höchstmöglichen Beträge der Tributsummen in den verschiedenen Phasen des Bundes nachzuweisen sucht, unbedingt zugeben. Indessen beruhen die 460 Talente des Aristides auf unmöglichen Voraussetzungen; wir wissen zwar nicht, wie viele Bundesstädte von vornherein Tribut leisteten oder Schiffe stellten, da Thukydides in dem die Entstehungs- und erste Entwicklungsgeschichte des Bundes skizzirenden Kapitel I, 96 nur sagt ἔταξαν ἃς τε ἐδει παρέχειν τῶν πόλεων χρήματα πρὸς τὸν βάρβαρον καὶ ἃς ναῦς (das heisse einstweilen: sie setzten fest, welche von den Städten Geld zahlen und welche Schiffe stellen sollten). Aber wir wissen, dass die ganze erste Entwicklung des Bundes sich darum dreht, dass eine Stadt nach der andern ihre Flotte abschafft und statt der Schiffe Geldzahlungen leistet: es muss also ein grosser und wahrscheinlich der grösste Theil von vornherein nicht Tribut gezahlt haben. An eine mit der Höhe des in unsern Listen erscheinenden Tributs auch nur von ferne zu vergleichende Summe kann also für jene Zeit nicht gedacht werden. Es ist nun aber die Leistung in Schiffen oder Geld damals im Wege des Vertrages und doch wohl im Namen Ἀθηναίων καὶ τῶν ξυμμάχων abgeschlossen worden, d. h. οἱ ξύμμαχοι ἐτάξαντο τὸν φόρον. Von einem φόρος ταχθείς aber kann erst nach Abfall vom Bunde und Wiederunterwerfung gesprochen werden; das erste der Bundesglieder, welches, nachdem es schon die Schiffleistung in Geldzahlung umgewandelt hatte, παρὰ τὸ καθεστηκὸς ἐδουλώθη — wider die Verträge unterworfen wurde — war Naxos; dies geschah nicht zu lange vor der Schlacht am Eurymedon.

Digitized by Google

Danach aber, wie Thukydides erzählt, traf die übrigen Städte dasselbe Loos, eine nach der andern. Mit all diesen schloss Athen den Unterwerfungsvertrag in seinem Namen und bestimmte den Tribut selbst: das wissen wir jetzt aus der Eidesurkunde der Chalkidier, in welcher zu lesen steht: καὶ τὸν φόρον ὑποτελῶ Ἀθηναίοισιν ὃν ἂν πείθω Ἀθηναίους (ebenso CIA II, 92 v. 10). Wenn also Thukydides sagt: ἦν δ' ὁ πρῶτος φόρος ταχθεὶς τετρακόσια τάλαντα καὶ ἑξήκοντα, so meint er die von den Athenern nicht durch Vertrag, sondern durch einen legislativen Act nach geschehener Unterwerfung der Bundesglieder, mit andern Worten nach Umwandlung des Staatenbundes in ein attisches Reich, zum ersten Male festgesetzte Tributsumme. Da dies erst geraume Zeit nach der Schlacht am Eurymedon geschehen sein kann, so darf von Aristides hierbei keine Rede sein: die leicht erklärliche Combination des Ephoros aufgedeckt zu haben, ist Kirchhoffs grosses Verdienst. Doch hat Aristides, wie aus der Friedensurkunde von 421 hervorgeht, den durch Kimon hinzuerworbenen thrakischen Bezirk noch im Namen des Bundes vereidigt.

Bei dieser Erklärung des πρῶτος φόρος ταχθείς ist die oben angegebene Auffassung des vorhergehenden Satzes ἔταξαν ἃς τε ἔδει παρέχειν τῶν πόλεων χρήματα πρὸς τὸν βάρβαρον καὶ ἃς ναῦς vorausgesetzt. Grammatisch lässt sich auch die von Kirchhoff vorgezogene 'sie schützten die einen wie die andern ab' rechtfertigen; aber kaum stilistisch. Wenigstens war, wenn dieser Gedanke gewollt war, die Zweideutigkeit etwa durch folgende Wortstellung zu vermeiden: ἔταξαν τῶν πόλεων ἃς τε ἔδει u. s. w. Die Einsetzung der Hellenotamien verbleibt demnach jener ersten Periode. Wie dem aber auch sei, die durch Ephoros' irrthümliche Combination in die Welt gesetzte verkehrte Anschauung über die eigentliche Macht- und Blüthezeit des hellenischen Volkes wird nach Kirchhoffs Entdeckung den Blick der Philologen nicht fernerhin zu trüben vermögen. (Lebhaftes Bravo.)

Der Präsident spricht dem Redner für den Vortrag den Dank der Versammlung aus und schliesst nach einigen geschäftlichen Mittheilungen um 1 Uhr 30 Min. die Sitzung.

Der Nachmittag dieses Tages war den letzten Sectionssitzungen und dem Besuche des Museums (unter Leitung des Conservators Oberst a. D. v. Cohausen) gewidmet.

Am Abende fand ein Gartenfest im Kurparke (Doppelconcert und Feuerwerk) und zugleich ein Festball in den Sälen des Kurhauses statt.

Vierte allgemeine Sitzung.

Sonnabend, den 29. September, Morgens 8¼ Uhr.

Nachdem die Sitzung durch den Präsidenten Usener eröffnet ist, erhält Gymnasialoberlehrer Dr. Brieger (Halle) das Wort zu einem Vortrage **„über das wahre und falsche Ideal der Uebersetzung antiker Dichter“.***)

*) Von den nachfolgenden Ausführungen sind in der Sitzung wegen der Kürze der dem Redner zugemessenen Zeit einzelne Theile nicht zum Vortrag gekommen.

Digitized by Google

Hochgeehrte Anwesende! Seit einem vollen Jahrhundert haben wir Deutschen uns gerühmt, dass wir allein unter allen Nationen im Stande seien antike Dichter in einer Nachbildung ihrer Metra und mit jener anschmiegenden Treue zu übersetzen, welche in einer gereimten Wiedergabe nicht möglich ist. Von Zeit zu Zeit haben sich allerdings Männer gefunden, welche an einer reinen Wirkung der Nachgestaltung — wie wir kurz sagen können — verzweifelten und eine gereimte Umgestaltung versuchten oder empfahlen; Niemand aber hat dies mit grösserem Erfolge gethan als vor zehn Jahren Rudolf Westphal. Dieser berühmte Kenner der antiken Metrik trat mit der Behauptung auf, wir könnten nicht nur diejenigen Metra nicht nachbilden, in welchen betonte Längen in Doppelkürzen aufgelöst und das Prinzip der Synkope in antiker Weise zur Anwendung gebracht würde, sondern auch für die andern hätten wir Modernen, so wie wir sie in unsere Sprache übertrügen, keinen Sinn. Nun geschah das Unglaubliche. Feinsinnige und hochgebildete Philologen, welche bis dahin Klopstocksche und Platensche Oden mit hohem Genusse gelesen und ihre Seele mit Wohlgefühl auf der Rhythmenfluth schöner deutscher Hexameter gewiegt hatten, stimmten jenem um hundert Jahre zu spät kommenden Urtheile bei.

Westphals gereimte Catullübersetzung fand Liebhaber, trotzdem der Uebersetzer für die Formen der gereimten Lyrik nicht das geringste Verständniss zeigte und unter anderem „Vivamus mea Lesbia atque amemus" in jenen schweren und pomphaften trochäischen Tetrametern wiedergab, welche in Platens „Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder" von so grosser Wirkung sind. Seitdem haben wir es erlebt, dass römische Elegien in Alexandrinern übersetzt wurden, eine verspätete Huldigung für die Manen Gottscheds.

Ich möchte nicht so verstanden werden, als ob ich freie gereimte Nachbildungen antiker Poesie an und für sich verwürfe; nur dann erhebe ich Einspruch, wenn man sie für Uebersetzungen ausgeben und die Nachgestaltung durch sie verdrängen will. Woher aber der Versuch, uns nach einer vier volle Menschenalter umfassenden Uebung zur Aufgebung einer Kunst verleiten zu wollen, welche sich für unsere Geisteskultur so bedeutsam, so fruchtbar-erwiesen, so tiefe Spuren in unserer nationalen Poesie hinterlassen hat, — woher der Versuch und — woher der Erfolg, welchen er theilweise gehabt hat? Die Schuld haben wir vor allem bei den Uebersetzern selbst zu suchen. Frühzeitig haben bedeutende Meister der Uebersetzungskunst falsche Wege eingeschlagen, auf welchen sie beim Weiterschreiten sich immer mehr vom Ziel entfernten, und sie haben dies gethan, gelockt von dem Irrlicht eines Ideals, welches einen Widerspruch in sich trägt und aus einem Irrthum entstanden ist.

Von diesem falschen Ideal will ich zuerst sprechen.

Als Johann Heinrich Voss zuerst am Ende der siebziger Jahre die Odyssee übersetzte, schloss er sich dem Wortlaute des Originals schon enger an, als frühere Uebersetzer gewagt hatten: aber da er mit treuem Forscherfleisse vergrabene Schätze unserer Muttersprache in Fülle gehoben hatte und sein Sprachgefühl noch lebendig war, so konnte er auch in grösserer Nähe des Urtextes noch deutsch bleiben. So wirkte die Odyssee in Vossens natürlicher, kräftiger, lebensvoller, von schöner Wärme durchströmter Sprache gewaltig auf unser Volk, und die künstlerische Leistung der Uebersetzung erwies sich zugleich als eine That, eine Eroberertat. Aber so reiches Lob dem Werke auch gespendet wurde, der redliche Meister selbst war nicht befriedigt; er arbeitete rastlos

Digitized by Google

weiter. Zwölf Jahre nach der ersten erschien die zweite Gestalt der Odyssee, ein Jahr vor der Ilias. Unzweifelhaft hatte Voss Vieles jetzt richtiger verstanden, treuer und auch poetischer wiedergegeben, manches Wort und manche Wendung wahrhaft klassisch für alle Folgezeit ausgeprägt. Aber da das Hauptstreben des Meisters dahinging, grössere Worttreue und grössere, dem Urbilde sich anschmiegende metrische Kunst zu erreichen, ein Streben, das erst in zweiter Linie stehen darf, so war der falsche Weg schon betreten. Gleich das Proömium der Odyssee weist eine Anzahl von Flecken und Härten auf, welche der ersten Gestalt der Uebersetzung fremd sind. Wir lesen unter anderem: „Der — auch so viel im Meer der krünkenden Leiden erduldet, strebend zugleich für die eigene Seel' und der Freunde Zurückkunft", und weiter „dennoch nicht die Freund' errettet' er", und nun gar, in spielender Nachahmung des ἰέμενός περ „eifrig bemüht zwar", was alles undeutsch und schon deshalb auch unpoetisch ist.

Und wie nahm Deutschland zur Zeit der höchsten Blüthe seiner Sprache und Litteratur das vergewaltigte Deutsch Vossens auf? Wie es scheint, überwiegend ablehnend. Nicht nur der alte Wieland protestirte, nein, zuerst auch August Wilh. Schlegel, der später die Vossische Manier sehr bequem und angenehm fand; ja, was weniger bekannt sein dürfte, Schiller liess — in einem Brief an Körner sagt er es — nur die erste Odyssee gelten, und Knebel spricht sich in einem Brief an Goethe (1799) über die Vossischen „Zerrüttungen unserer Sprache" scharf und beinahe bitter aus. Diese Urtheile sind vollkommen begründet, hätten aber Voss nicht zur Umkehr bewogen, selbst wenn sie ihm alle zu Ohren gekommen wären.

In den Uebersetzungen römischer Dichter wird seine Sprache oft ganz undeutsch: trotz mancher einzelnen Schönheiten erhalten wir wahre Zerrbilder. So heisst es in der 1798 erschienenen Auswahl aus Ovids Metamorphosen unter anderem von der Medea:

> Als sie lange gerungen und nicht mit Vernunft der Bethörung
> Obzusiegen vermocht: Umsonst ach! kämpfst du, Medea,
> Irgend ein Gott, sagt jene, bestürmt. Ja wahrlich, das ist es,
> Oder gewiss was Aehnliches dem, was Liebe genannt wird.
> Warum scheinen mir doch zu hart die Befehle des Vaters?
> Aber sie sind auch hart! Warum doch fürcht' ich das Unglück
> Dess, den ich eben gesehn? Woher so bange Besorgniss?
> Schütte sie aus jungfräulicher Brust, die empfangene Flamme. —
> Wenn du kannst, Elende! Ja könnt' ich es, richtiger wär' ich.

Hier ist kein Hauch Ovidischer Anmuth und Leichtigkeit, fast alles ist hart, gezwungen, unpoetisch. Und woher kommt das? Der alte Dichter geht, wie ihm die Beine gewachsen sind, mit kräftigem und elastischem Gange, wie Achills Schatten über die Asphodeloswiese. Der Uebersetzer, der kürzere Beine hat, d. h. eine weniger gelenkige Sprache, will dem Voranschreitenden nicht nur folgen, nein, er will auch seine Füsse genau in die Spuren setzen, welche jener getreten hat. Da muss er denn übermässig ausschreiten, manchmal sogar einen Sprung machen. Ist es ein Wunder, wenn der Wandel des Nachtreters ohne Anmuth, ohne Adel ist, ja wenn er lächerlich und widerwärtig wird?

Dieses Nachtreten als Princip klar ausgesprochen zu haben ist übrigens das allerdings etwas bedenkliche Verdienst Fr. August Wolfs. Er fordert geradezu, der Uebersetzer, wenigstens der des Homer, denn um diesen handelt es sich zunächst, solle dieselben Füsse, Gliederungen und Einschnitte sorgfältig wiedergeben oder der alte Silben-

Digitized by Google

tanz solle silbenweise nachgetanzt werden. So lesen wir denn in jenen berüchtigten hundert Musterversen, „aber Odysseus sehnte sich nur Rauchwolken vom Land' aufwirbeln zu sehen" — wo, um den Rhythmus von ἱέμενος καὶ κάπνον ἀποθρώσκοντα ἰδέσθαι wiederzugeben, die abscheulichen Rauchwolken eingeführt sind, und das ebenso abscheuliche „aufwirbeln" der vermeinten Wörtlichkeit zu Liebe gesagt ist.

Das falsche Ideal ist fertig. Dem Leser soll in der Uebersetzung ein möglichst vollkommener, d. h. allseitiger Ersatz für das Original geboten werden: er soll, ohne Griechisch und Lateinisch zu verstehen, doch die Dichtung einigermassen griechisch und lateinisch lesen, indem ihm die Uebersetzung in Rhythmen, Gliederungen, Constructionen und Wortstellungen die Eigenthümlichkeiten des fremdsprachlichen Urbildes wiedergiebt. Dabei, ja dadurch soll die volle dichterische Wirkung des Urgesanges hervorgebracht werden. Das kann aber nur hie und da zufällig bei einem einzelnen Verse erreicht werden. Denn was in der einen Sprache dem Dichter aus dem Wesen derselben heraus entgegen gewachsen und entgegen geblüht ist, das kann einer andern oft nur mit härtester Verletzung ihrer Eigenart, ja durch grausame Misshandlung abgezwungen werden, wobei alle Freiheit, Natürlichkeit und Anmuth, d. h. alle Poesie verloren geht. Sklavisch nachtreten und zugleich poetisch nachgestalten ist gerade so gut möglich, wie

Grossmuth und Arglist zu verbinden
Und sich mit heissen Jugendtrieben
Nach einem Plane zu verlieben.

Je mehr bei dem Altmeister Voss selbst die Kunst zur Manier entartete, desto bequemer wurde die Nachahmung: so fehlte es nicht an Zunftgenossen und Concurrenten, welche mehr oder minder handwerksmässig arbeiteten und die Vossische Schule noch mehr in Verruf brachten. Sie liessen „die Grazien, umfasst von Nymphen, im Wechseltritte mit Anmuth den Fussboden schlagen" und machten das Uebersetzerdeutsch zu einem Gegenstande des Grauens für alle Menschen von unverbildetem Geschmack. Aber neben ihnen traten auch berufene Uebersetzer auf, wie Fr. Jacobs, welcher sich an den grössten aller älteren Uebersetzer, an Herder, anschliesst, Knebel, Wilh. von Humboldt, in jüngerer Zeit Döderlein, Theodor Heyse, Otto Gruppe, vor allem Droysen, Donner und, in den letzten Jahren, Wilhelm Jordan, besonders als Uebersetzer der Odyssee, und Emanuel Geibel, welcher uns ein in doppeltem Sinne klassisches Liederbuch geschenkt hat. Den zuerst genannten begegnet freilich zuweilen, was man mit rursus in antiquas referuntur relligiones ausdrücken kann. Döderlein ist in der Praxis lange nicht so frei, wie in der Theorie, Heyse entgeht in den grösseren Gedichten Catulls dem Vossianismus keineswegs überall, und Gruppe, dessen eigene Uebersetzungen nicht des Flusses und der Wärme, wohl aber oft der Farbe entbehren, kritisirt die Leistungen anderer nicht selten von einem Standpunkte, welcher dem der Vossianer bedenklich nahe kommt.

Gestatten Sie mir nun, verehrte Anwesende, Ihnen in Kürze die Hauptpunkte zu bezeichnen, durch welche ich, wesentlich in Uebereinstimmung mit den von mir gerühmten Uebersetzern, aber vielleicht consequenter und schärfer, das wahre Ideal der Uebersetzungskunst bestimmt glaube.

Wenn auch ein Genie unter Umständen bei unzureichender philologischer Bildung schöner und wirksamer und im letzten Grunde richtiger übersetzen mag als ein gelehrter

Digitized by Google

Pedant, so muss doch im allgemeinen genaues sprachliches und sachliches Verständniss des Originals als die unerlässliche Bedingung einer erspriesslichen Uebersetzerthätigkeit angesehen werden. Dazu gehört Kenntniss, ja Nachempfindung des Seelenlebens der Alten und lebendige Anschauung der Natur- und der Culturwelt, in welcher sie lebten.

Dann aber muss der Uebersetzer genau wissen, was er will und kann. Wer nicht recht klar darüber ist, für wen er übersetzt, ob für philologische Kritiker oder fürs Publikum, der wird keinen sicheren Schritt auf seiner Bahn thun können. Und da muss denn hier noch einmal darauf hingewiesen werden, dass die Uebersetzung nicht dazu da ist, nicht dazu da sein kann, das Original von allen Seiten, auch von der rein sprachlichen kennen zu lehren. Wer ein antikes Dichterwerk so kennen lernen will, der muss eben die Sprache erlernen. Nicht verdrängen will die Uebersetzung das Urgedicht, sondern es zunächst und vor allem für diejenigen so weit als möglich ersetzen, welchen jenes nicht zugänglich ist. Ersatz für ein poetisches Werk gibt aber nur ein poetisches Werk.

Was ist Poesie? Dürfen wir nicht sagen, sie sei die durch den Adel der Form über das Gemeine emporgehobene, die gottgegebene und deshalb vollgenügende Sprache einer lebhaft bewegten und doch gehaltenen Seele und einer kräftig und farbenreich anschauenden Phantasie? Von dieser Seite ist also an die Uebersetzung die ideale Forderung zu stellen, dass sie in schöner, reiner und edler, sich in freier Liebe anschmiegender Sprache all das Seelen- und Gestaltenleben ausdrücke, welches das Original uns offenbart. Ich nannte diese Forderung ideal, denn voll und ganz kann sie ja selten oder nie verwirklicht werden: Spuren „menschlicher Bedürftigkeit", Stellen, wo man statt der lebendurchpulsten Epidermis des Götterleibes des schweren Meisselschlages Streifen am spröden Marmor sieht, bleiben ja oft genug zurück. Aber das Ganze muss doch zuletzt rein und schön wirken, und das kann es nur durch seine Sprache. Wird es von dieser verrathen, so ist es verloren. Uebersetzer, welche gegen dieses höchste Gebot sündigen, gleichen jenen Seeräubern, welche Fürstenkinder stehlen, sie ihres reichen Gewandes berauben und übersetzen über das Meer in ein ungastliches Land, wo dann die Edelgeborenen mitleidweckend umherirren, geflickte Lumpenkönige von Euripideischer Mache.

Nun verliert aber diejenige Sprache, welche sich durchaus den Eigenthümlichkeiten einer anderen, ja wesentlich anders gearteten Sprache anbequemt, nothwendiger Weise jede Freiheit, jede Anmuth, jede Schönheit. Sie kann bis zum Kauderwälsch entarten, wo dann die Uebersetzung gerade entgegengesetzt wirkt wie das Original, d. h. unpoetisch, ja, wenn man so sagen dürfte, antipoetisch. Wie hebt es uns empor, wie trägt es uns kühneren Fluges dahin, wenn wir lesen:

Ne forte credas interitura quae
longe sonantem natus ad Aufidum
non ante volgatas per artes
verba cano socianda chordis,

und wie stürzen wir aus allen Himmeln, wenn wir lesen:

Glaub' etwa nicht, dass Worte vergehn, die ich,
Entsprosst am weithin rauschenden Aufidus,
Durch Künste, nie vordem erkundet,
Rede, vereinigungswerth den Saiten!

Digitized by Google

Natürlich soll nicht geleugnet werden, dass der Uebersetzung, wenigstens der einer schwungvolleren, ja erhabenen Poesie eine leicht antike Färbung gar wohl anstehen kann, eine solche nämlich, wie sie uns auch in deutschen Originalgedichten von klassischem Gepräge anmuthend berührt. Aber diese Färbung wird nicht sowohl durch ein mechanisches Wiedergeben sprachlicher Einzelheiten erreicht, als sie in dem Wurf und Guss des Ganzen liegt. Der Uebersetzer wird, wenn er das Colorit erreichen will, oft nicht umhin können, sich ziemlich weit von dem Wortlaute des Urtextes zu entfernen, denn was in der einen Sprache poetisch ist, dessen sogenannte wörtliche Wiedergabe in der andern ist nicht selten unmöglich, weil durch sie etwas Unverständliches oder doch völlig Sprachwidriges, Verzerrtes, Hässliches oder Albernes entstünde. So ist die wörtliche Uebersetzung von talibus ille modis ora indignantia solvit „in solchen Weisen löste jener die entrüsteten Munde", d. h. „zu folgenden Worten öffnete jener den zürnenden Mund", sicherlich von Niemand je versucht worden. Aber auch das ist unerträglich, wenn ein ausgezeichneter Gelehrter das edle ἐγὼ γάρ, ἴστω Ζεὺς ὁ πάνθ' ὁρῶν ἀεί wörtlich durch das platte „denn ich, es wisse Zeus, der alles immer sieht", wiedergibt.

Eine besondere Schwierigkeit entsteht bei Dichtern, die schon für ihre Zeitgenossen ein alterthümliches Colorit hatten, also vor allem bei Lucrez. Ich wurde einst von einem feinsinnigen Beurtheiler getadelt, weil ich simulacra modis pallentia miris, eine Ennianische Reminiscenz, übersetzt hatte mit „Schattengestalten, die bleich sei'n über die Massen". Wohl mit Recht: „wundersam bleich" hätte ausgereicht und hätte edel geklungen, während jenes zopfig ist. Die beste Schule für den Uebersetzer des Lucrez ist immer Goethes Poesie, der ja auch Lucrezisch gedichtet hat. Die alterthümliche Färbung kommt bei einer solchen Schulung von selbst, aber nur als ein zarter Ueberhauch.

Eine andere Schwierigkeit liegt in der egestas der lateinischen Sprache, über welche Lucrez mit Recht klagt. Hier kann und darf ihn die Uebersetzung nicht abspiegeln. Oder wäre es nicht lächerlich, wenn wir, statt „zarte Pflanzen" mit ihm, der kein Wort für Pflanze hat, „zarte Dinge" sagen wollten? Hie und da wird, in rein philosophischen Partien, die Sprache ein wenig abstracter werden müssen, nämlich um so viel, als unsere allgemeine gebildete Sprache von Philosophie durchzogen und durchtränkt ist; aber ja nicht mehr, damit nicht der Schein entsteht, als habe der Dichter nach Hegel gelebt.

In dem Beweise für die Existenz der Atome, welcher aus der Existenz der kleinsten Theile geführt wird, sagt der römische Dichter, diese Theile agmine condenso naturam corporis explent, der Uebersetzer darf und muss ihn sagen lassen „sie bilden des Körpers Vollheit und Einheit." Der Römer lässt diese Theilchen haerere unde queant nulla ratione revelli, der Uebersetzer lässt sie an einem Ganzen hangen, und die solida simplicitas der Atome ist ihm „lückenlose Stoffeseinheit".

Die ganze Stelle dürfte etwa so übersetzt werden — das gewählte Versmass will ich nachher rechtfertigen. Die Ergänzung rührt von Munro her:

Wenn, wie du gestehn musst, bei sichtbaren Körpern
Das eine äusserste Spitze bildet,
Mit dem für das Auge der Körper aufhört,
So muss es von jenen Körpern auch,
Die unsere Sinne nicht mehr schauen,

Digitized by Google

Eine alleräusserste Spitze geben.
Diese besteht — wie wär' es anders? —
Ohne Theile, und steht durchaus
Als Allerkleinstes in der Natur da,
Und niemals hat sie für sich bestanden,
Noch kann sie künftig so bestehen,
Da sie selbst nur Theil eines Andern ist —
Letzter Theil — und mit ihr zusammen
Andre und andre ähnliche Theile,
Eins am andern, in drangem Zuge
Des Körpers Vollheit und Einheit bilden.
Da diese Theilchen nun nimmermehr
Für sich bestehen können, so müssen
Durchaus an einem Ganzen sie hangen,
Von welchem sie nichts losreissen kann.
Also es gibt Ursprungskörper
Von lückenloser Stoffeseinheit,
Die aus den allerkleinsten Theilen
Drangvoll eng zusammenhangen,
Nicht durch ein Zusammenkommen jener
Gebildet, nein, vielmehr gewaltig
Durch uranfängliche Stoffeseinheit.

Bei allen Dichtern bedarf die Uebersetzung, wenn in dem modernen Hörer die lebendige Anschauung, die warme Empfindung entstehn soll, welche der Dichter in der Seele seiner Volksgenossen durch den Zaubersehlag seines Wortes hervorrief, nicht selten eines Zusatzes, welcher nach der Seite der Versinnliehung hin ergänzt. Wenn der Athener νεώς, der Römer templum oder aedes in dichterischer Stimmung aussprach oder hörte — Hören ist ein inneres Nachsprechen —, so erschien seinem innern Auge mehr oder minder hell und farbig das Bild jenes prangenden Säulenhauses, dessen rhythmische Marmorglieder in südlichem Lichte leuchten, in dessen gleich Adlerflügeln ausgespanntem Giebelfelde eine Gruppe leichtgefärbter Marmorgestalten sich von dem dunkelblauen Hintergrund ebenso schimmernd abhebt, wie der Giebel selbst vom Aetherblau, und will der Uebersetzer auch nur eine entfernt ähnliche Wirkung auf die Mehrzahl seiner Leser machen, so muss er durch einen Pinselstrich mehr ihrer Phantasie zu Hülfe kommen, sonst entsteht jene Farblosigkeit, welche den Tertianer bei Ovid und uns Erwachsene beim Lesen der meisten Uebersetzungen erkältend berührt. Ob für Tempel „Säulenhaus", „Säulentempel" „der Tempel ragende Pracht", „Marmortempel" oder was sonst gesetzt wird, das hängt natürlich von der Beschaffenheit der Stelle ab. — Nicht anders ist es mit den Namen der Götter, welche bei modernen Dichtern, nach Hölderlins Geständniss, oft nur das Lied zieren. Wie anders bei Römern und Griechen! In ihrer Phantasie waren die Götter lebensvolle Gestalten, wie sie dieselben in Erz und Marmor täglich vor Augen hatten. Wer jenen majestätischen Meergott in der grossen Rotunde des vaticanischen Museums zu betrachten das Glück gehabt hat, der kann wenigstens ahnen, was der gebildete Römer, der von Jugend auf diese Züge voll ernster seliger Erhabenheit geschaut, empfand, wenn er las Neptunus — summa placidum caput extulit unda. Der Uebersetzer muss hier einen verdeutlichenden Zusatz wagen, wenn er den Eindruck nicht verfehlen will, wie das Voss mit seinem, ja auch an sich so unglücklichen „friedsamen" Haupte thut. Dieselbe Stelle gibt

Digitized by Google

auch ein Beispiel dafür, wie die veränderte Anschauung eine Ergänzung nothwendig machen kann. Wenn moderne Erklärer nicht gesehen zu haben scheinen, dass Neptun nur insofern graviter commotus ist, als er das Element personificirt, wie soll das der nicht philologische Leser bei einer wörtlichen Uebersetzung ahnen? Dagegen wird die ganze Stelle seiner Phantasie und seinem Gefühl anschaulich und verständlich, wenn wir etwa so übersetzen:

> Unterdessen vernimmt es Neptun, wie mit dumpfem Gedonner
> Wild das Gewog durcheinander sich wälzt, wie die Stürme befreit sind
> Und wie die Flut aufstrudelt, die sonst an dem untersten Grund ruht,
> Und es erhebt, er selbst stark fluthend bewegt, aus der höchsten
> Welle Tumult majestätisch der Gott sein ruhiges Antlitz,
> Ueber die Fläche zu schaun.

Aehnlich wird an Stellen zu ergänzen oder zu umschreiben sein, wo der Dichter kurz sein konnte, weil ihm die Anschauung seiner Zeitgenossen entgegen kam. Kein antiker Leser der Metamorphosen konnte es missverstehen, wenn es von dem thronenden Jupiter heisst:

> Ergo ubi marmoreo superi sedere recessu,
> Celsior ipse loco sceptroque innixus eburno
> Terrificam capitis concussit terque quaterque
> Caesariem, cum qua terram, mare, sidera movit.

Selbst wenn die beiden letzten Verse nicht deutlich auf den Zeus des Phidias hinwiesen, so war dieser doch durch zahlreiche Nachbildungen allen immer gegenwärtig, und so sah hier jeder den thronenden Götterkönig, wie er die Linke hoch am langen Herrscherstabe hielt. Der moderne Leser dagegen missversteht, wenn er Voss oder Neuffer liest, die Attitüde vollkommen. Das verhindere ich aber, wenn ich sie so wiedergebe:

> Schon sass dort der Unsterblichen Schaar in der marmornen Halle,
> Ueber der Schaar ragt thronend er selbst; hoch liegt an dem langen
> Elfenbeinernen Herrscherstab seine Linke, und dreimal,
> Viermal schüttelt des Haupts furchtbares Gelock der Gewalt'ge
> Und mit dem Haar erschüttert zugleich Meer, Erd' er und Sterne.

Otto Gruppe tadelt es, wenn Erklärungen in die Uebersetzung aufgenommen würden. Ich möchte aber meinen, dass solche nothwendige Erklärungen, welche sich mit einem Wort abmachen lassen und vor allem nur durch Vergleichung des Originals als Zusätze erkennbar sind, der dichterischen Wirkung förderlicher sind, als Noten unter dem Texte. Ein so äusserlich vermitteltes Verständniss beeinträchtigt den poetischen Genuss.

Es ist aber noch nicht genug, dass der Eindruck im allgemeinen ein poetischer sei; nein, es bedarf eines ausgeprägten Charakters, wie ihn Vossens erste Odyssee und jetzt in noch viel höherem Grade die Jordansche hat, wie er auch Knebels Lucrez und andern trefflichen Leistungen der nachvossischen Uebersetzerkunst nicht abzustreiten ist. In späteren Arbeiten oder Bearbeitungen hat Voss allmählich eine Schablone angenommen: der Stil des Epos wird stark verunreinigt durch Ausdrücke und Wendungen, welche höchstens in der Ode statthaft sind. So lesen wir von Rossen, welche dem treibenden Schwunge der Geissel hinstürzen, von einem Helden, der dem Schlaf entfährt u. s. w.

Aber die Erfüllung aller dieser einzelnen Forderungen reicht noch nicht aus, um

Digitized by Google

einer Uebersetzung die höchste und reinste Wirkung zu verbürgen. Alle Poesie enthält ein Moment des Undefinirbaren, Unfassbaren, für den Verstand nicht zu Rechtfertigenden. So wird auch eine wahrhaft poetische Uebersetzung sich in ihren Abweichungen vom Texte nur bis zu einer gewissen Grenze verstandesmässig begründen lassen, aber gerade auf dem, was nur dem Gefühle fassbar darüber hinausliegt, beruht ihre Macht über das Gemüth. Donners Aeschylus besitzt diesen poetischen Duft im höchsten Grade, nicht viel weniger auch sein Sophokles. Bei der Böckhschen Umarbeitung der Antigone hat er sich gänzlich verloren. Bei Geibel ist er überall, wo nicht die Enge der Strophe die Gedanken über Gebühr zusammenpresst.

In der Uebersetzung der sermonischen Dichtungen und im allgemeinen auch in der komischen Poesie wird man natürlich keinen hohen Schwung und Adel erstreben, dafür tritt aber hier eine andere Schwierigkeit hervor. Denn nirgends erweist sich die Kluft, welche die verschiedenen Nationen und die verschiedenen Zeitalter trennt, grösser als hier, und nirgends bleiben mehr sachliche Vorbedingungen für das Verständniss und die von ihm abhängende Wirkung unerfüllt. Modernisirt man nun aber stark und ersetzt gar die Anspielungen auf antike Verhältnisse durch solche, deren Gegenstände unserer Zeit und Welt angehören, so entsteht, da das Alterthum doch nicht ganz hinauszubringen ist, ein sonderbares Zwitterding. Auf diesen Irrweg gerieth Droysen anfangs, wusste aber bald so glücklich den Mittelweg zu finden und zu halten, dass seine Aristophanesübersetzung sich als Ganzes wohl kaum je wird übertreffen lassen. Aehnliches erstrebte Döderlein für Horaz' Satiren, ging aber nicht kühn genug vor. Hertz dagegen kommt in dem Wenigen, was er übersetzt hat, dem Ideal, wie es mir vorschwebt, recht nahe. Er würde ihm noch näher gekommen sein, wenn er sich nicht wie Voss und fast alle nachvossischen Uebersetzer durch die Forderung hätte einengen lassen, die Verszahl des Originals nicht zu überschreiten. Diese Forderung hat bei aller nichtstrophischen Poesie gar keinen Sinn. Natürlich gibt es überall, auch in den dialogischen Partien des Dramas, im Epos und der Satire Fälle, wo es nothwendig oder wesentlich ist, dass ein Gedanke das Mass eines Verses oder einer bestimmten Verszahl nicht überschreitet: dies gilt besonders von Reden und Sentenzen. Aber in der gewöhnlichen epischen Erzählung, in breiter angelegten dialogischen Partien, im bequemen Gange des sermo fehlt jeder Grund, weshalb der Uebersetzer die Verszahl beibehalten müsste. Dass ein bestimmter Gedanke, ein Stück Rede oder Erzählung gerade eine bestimmte Verszahl bildet, das hängt ja meistens von nichts anderem ab, als von der Natur des sprachlichen Materials, mit welchem der Dichter arbeitet.

Die ersten Verse der Metamorphosen besagen etwa dies: „Erregung des Geistes reisst mich hin von den Gestalten zu singen, welche in neue Körpergebilde verwandelt sind. Ihr Götter, deren Werk ja auch diese Verwandlungen sind, verleiht meinem Unternehmen günstigen Fahrwind (oder: fördert es mit günstigem Hauch) und führt meinen Gesang vom Uranfange der Welt bis zu meinem Zeitalter herab, in nie abreissender Darstellung." Die lateinischen Worte, in welchen der Dichter diese Gedanken ausspricht, füllen vier Hexameter, nicht weil Ovid etwa die kürzesten Wörter und knappsten Constructionen ausgewählt hätte, sondern weil der sermo latinus mit seinem Material hier diese Kürze von selbst ergab. Jene deutschen Worte dagegen entsprechen, obgleich jede Breite vermieden ist, etwa sechs Hexametern; ihren Inhalt kann man allenfalls in

Digitized by Google

fünf zusammendrängen, in vier aber nun und nimmermehr, ohne dass sehr Werthvolles geopfert wird, Zwang und Härte entsteht und von der Poesie nur eine hässliche Mumie übrig bleibt. Etwas opfert freilich der Uebersetzer immer, denn er kann nicht gleich in den ersten zwei Worten den Inhalt des Werkes andeuten, wie Ovid mit dem In nova, um dann in den folgenden zu sagen, dass ihn ein innerer Drang dazu hinreisse, diesen Gegenstand zu behandeln, und so wird hier, wie im Prooemium der Aeneide, jede Uebersetzung Stückwerk bleiben. Aber wenigstens erträglich werden Sie vielleicht folgende Verdeutschung finden:

Mächtig reisst es mich fort, von jenen Gestalten zu singen,
Die sich in andere Bildung verkehrt. Ihr, Götter, vollbrachtet
Diese Verwandlungen auch; drum fördert mit günstigem Hauche
Hold mein Werk und führt von dem Uranfange der Dinge
Bis zu dem Heute das Lied in nie abreissendem Faden.

Aus Horaz' Episteln gebe ich zwei noch kürzere Proben. Der Anfang von I, 14 lautet bekanntlich Vilice silvarum et mihi me reddentis agelli. Hier wirft Döderlein das silvarum einfach über Bord, weil er sonst mit einem Verse nicht auskommt; damit geht ja aber eine feine Pointe verloren, denn Horaz deutet hier, natürlich nicht für den vilicus, auf die Beschaffenheit seines Landgütchens hin, welches aus viel Wald und wenig Ackerboden bestand. Statt also die „Wälder" fortzulassen, müssen sie als Wort vielmehr noch durch einen Zusatz von leicht sarkastischem Charakter hervorgehoben werden, und dann braucht man anderthalb Verse. Also vielleicht so:

Vogt meiner sämmtlichen Wälder und jenes Aeckerchens, welches
Mich mir selber versöhnt.

Das Original ist freilich feiner, aber wer eine um fast zwei Jahrtausende entlegene Vorzeit den Menschen der Gegenwart nahe bringen will, der muss zuweilen ein wenig nach Art der Decorationsmaler malen. Denn Verständlichkeit ist dasjenige, worauf er um keinen Preis verzichten kann.

Bei der strophischen Poesie liegt die Sache meist anders. Es ist nur ausnahmsweise möglich, ohne Gewaltsamkeit aus zwei Strophen drei oder aus drei vier zu machen. In der Enge des für den antiken Dichter bequemen Rahmens aber scheitert oft auch Geibels Kunst an der Unmöglichkeit, trotzdem ihre Grenzen fast mit denen der Kunst an sich zusammenfallen. So ist civium ardor prava iubentium mit „Gesetzbruch heischende Pöbelwuth" nicht schön übersetzt, so heisst es am Schlusse der Ode an Julus Antonius:

Auf der Stirn die Sichelgestalt des Mondes,
Wenn er feurig schwebet im dritten Aufgang,
Trägt's als schneeweiss schimmerndes Mal gezeichnet,
Uebrigens goldbraun,

was gleichfalls nicht schön, ja nicht einmal deutsch ist. Nicht viel günstiger als bei den Melikern liegt die Sache bei den Elegikern, doch haben hier Geibel und Gruppe oft fast Vollendetes geleistet.

Eine solche Uebersetzung, wie ich ihr Ideal hier zu skizziren versuche, eine in Freiheit treue, poetische, charaktervolle und doch den modernen Leser unmittelbar ansprechende ist nun aber keineswegs bei jeder Behandlung des Metrums möglich. Es

Digitized by Google

gibt Uebersetzer, welche sich im Metrischen überaus strenge Gesetze auflegen oder auflegen lassen, die ihnen gleich Fussfesseln jede freie und edle Bewegung unmöglich machen. Zum Glück beruhen diese Gesetze grossentheils auf einem vollkommenen Missverständniss der Natur des deutschen Verses, einer Natur, von der ja auch die Nachbildung antiker Versmasse nicht abfallen darf.

Gestatten Sie mir, hochverehrte Anwesende, in äusserster Kürze das Grundprinzip der neuhochdeutschen Metrik in seiner Anwendung auf antike Versmasse darzulegen. Sehen Sie die Kette von Sätzen, in welcher ich das thue, als eine Reihe von Thesen an, welche ich zu vertheidigen bereit bin — hic et ubique.

Der deutsche Wortton ist seiner Natur nach dem Ictus des antiken Verses wesentlich gleich, ausser wo der letztere auf Doppelkürzen fällt.

Wo mehrere Tonsilben unmittelbar zusammenkommen, ordnet sich in der Regel die eine der andern unter und der schwächere Wortton verliert dann meistens den Ictuscharakter.

Aus den beiden ersten Sätzen ergibt sich die Folgerung, dass die Tonsilben, respective die Silben mit dem stärkeren Tone die Hebungen des deutschen Verses bilden, die schwächeren Tonsilben und die tonlosen die Senkungen. Beide zusammen ergeben in ihrem gesetzmässigen Wechsel den Rhythmus.

Der gereimte Vers kann für gewisse Mängel des Rhythmus eben durch seinen Reim entschädigen. Bei dem reimlosen Verse gibt es keinen Ersatz. In ihm muss folglich der Rhythmus, auf dem der Vers ja allein beruht, streng durchgeführt werden.

Tonverschiebungen sind also unstatthaft. Ein Hexameter, welcher anfängt mit „Von Nusstrauben beschwert“ hat den Ictus auf der zweiten Silbe des ersten Fusses, hebt also aufsteigend oder iambisch an und ist folglich falsch.

Ferner folgt aus dem bisher Entwickelten, dass genügend starke Arsen ausreichen, um durch ihren Tactschlag den Vers als solchen aufrecht zu halten. Ein Vers wie

Klopstock hat viele Trochä'n statt Spondeen in seinem Messias

ist immer noch ein deutscher Hexameter, was Platens

Roms Ursprung, Aufschwung und Verfall und verfeinerte Staatskunst

nicht ist.

Nun haben wir unser Ohr aber gewöhnt — meinetwegen auch verwöhnt, wie Wilhelm Jordan meint — nicht überall damit zufrieden zu sein, wenn die Thesissilben schwächer betont sind als die Arsissilben. Vor allem in der Senkung des Anapäst, des Dactylus und des Choriambus berührt uns ein stärkerer Nebenton als eine Härte. Solche Härten zu vermeiden ist für die betreffenden Versarten das zweite, dem ersten nicht gleichstehende Gesetz. Wo dies Gesetz übertreten wird, bringt es den Vers der Prosa um einen Schritt näher. Wo das aber dem Charakter der Dichtungsart entspricht, also vor allem im Hexameter der Satire, ist es kein Fehler, sondern eher ein Vorzug. Gestatten Sie mir eine Probe zu geben.

Wem eines anderen Loos beglückt scheint, dem ist sein eignes
Schicksal natürlich verhasst: aus Unverstand bürden dann beide
Höchst unbillig die Schuld dem ganz unschuldigen Ort auf.

Digitized by Google

Aber das Herz ist schuld, das nie sich selber entfliehn mag.
Du hast einst als Lakai nach dem Lande stets heimlich getrachtet,
Nun, da du Vogt bist, lockt dich die Stadt und Schauspiel und Bäder.

Nicht nur in der Satire, sondern überall dürfen Senkungen, welche zwei Kürzen entsprechen, durch gewisse zweisilbige Wörter gebildet werden, welche nur eine ganz mechanische Prosodie ein für alle mal zu Trochäen stempeln konnte. Es sind dies die zweisilbigen Proklitiken und Enklitiken, d. h. einige Pronomina, Adverbia und fast alle Präpositionen, natürlich nur dort, wo sie wirklich proklitisch oder enklitisch sind. Also: du aber, Mann gegen Mann, übergehen, eine That, was mit Eine That prosodisch gleichzustellen von argem Mangel an Gehör zeigt. Die richtige Verwendung dieser Wörter erleichtert den Bau der Versarten, welche Doppelkürzen enthalten, um ein bedeutendes und ist also dem Uebersetzer höchst förderlich.

Unerträglich aber ist es, wenn solche Wörter als spondeenvertretende Trochäen gebraucht werden, während sonst der Trochäus statt des Spondeus nicht absolut zu verpönen und in der That noch von Niemand vermieden ist.

Ein drittes Gesetz fordert für die antiken Metren im Deutschen, vor allem für die längeren, eine strenge Gliederung durch Einschnitte. Diese müssen fürs Ohr da sein, nicht, wie oft bei Platen, nur fürs Auge. Findet man doch bei ihm Hexameter wie

Jene gewaltigen, die du so mörderisch, einem Polyp gleich.

Eine unüberwindliche Schwierigkeit haben sich viele Uebersetzer völlig unmotivirter Weise geschaffen, indem sie die Eigenthümlichkeiten im Deutschen nachzubilden unternahmen, welche das betreffende Versmass bei dem Originaldichter hat. Allerdings ist Vergil in schwereren Versen zu übersetzen als Ovid; Homer im allgemeinen mit mehr weiblichen Cäsuren als beide, aber das findet sich wesentlich von selbst, wenn der Uebersetzer nur den Stil des Dichters, soweit es im Deutschen möglich ist, wiedergibt. Pathos und Prägnanz sprechen vielfach in zusammengesetzten Wörtern, welche tändelnde Leichtigkeit meistens vermeidet; Naivetät, wie Homer sie von seinem Uebersetzer fordert, führt durch das Material der ihr entsprechenden Sprache zu einem Uebergewichte dreisilbiger Füsse und zugleich zu zahlreichen weiblichen Cäsuren.

Soll aber nicht an einzelnen, besonders charakteristischen Stellen die metrische Eigenthümlichkeit und ebenso die Lautmalerei des Originals nachgebildet werden? Gewiss, wo sie charakteristisch, wo sie in der Nachbildung ohne grosse Opfer möglich und endlich, wo sie in ihr — wirksam ist. So bei der Schilderung des Sturms im ersten Buche der Aeneide, wo natürlich die deutschen Verse doch immer etwas daktylenreicher ausfallen müssen als die lateinischen sind.

Talia iactanti stridens aquilone procella
Vela adversa ferit fluctusque ad sidera tollit:

Also klagt er — da fährt mit Gezisch ihm ein Stoss des Orkanes
Jach ins Segel von vorn und empört zu den Sternen die Wogen.

Franguntur remi, tum prora avertit et undis
Dat latus, insequitur cumulo praeruptus aquae mons,

wo die letzten Worte in der Uebersetzung gleichsam auseinandergerollt werden müssen:

Digitized by Google

Fort kracht Ruder und Riem, dann dreht sich der Schnabel, dem Fluthprall
Gibt die Flanken er preis, und ein Fluthschwall kommt, einem Berg gleich,
Steil aufbäumend, heran.

hi summo in fluctu pendent, his unda dehiscens
terram inter fluctus aperit: furit aestus harenis:

Hier schweben die einen der Schiffer
Hoch auf dem Kamme der Flut, dort zeigt das Gewog, auseinander
Klaffend, zwischen den Wassern den Grund; wild brandet's im Sande.

Die Mittel, welche die Uebersetzung anwendet, sind, wie jener Sprung „auseinanderklaffend", etwas drastischer als die des Originals, aber gerade dadurch dürften sie seiner Wirkung näher kommen, als sonst möglich wäre.

Weniger nachzumalen sind jene einzig schönen Verse im dreizehnten Buche der Odyssee, mit welchen vielleicht einst der alte Gesang von den Irrfahrten des Odysseus endete.

Friedlicher Schlummer bedeckte dem herrlichen Helden die Augen,
Unerwecklich und süss, ganz ähnlich dem ewigen Schlafe.
Und wie auf ebnem Gefild vier Hengste vor rollendem Wagen
Alle zugleich anspringen, von sausender Geissel getrieben,
Hinten sich hoch aufwerfend, und so durchstürmen die Laufbahn,
Also hob sich das Hinterverdeck und es folgte dem Steuer
Abendlich glühend die Woge des laut aufrauschenden Meeres.
So flog schneidig der Kiel durch unabsehliche Wellen,
Welcher den herrlichen Mann heimführte, den kühnen, den klugen.
Er, der früher so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Streitend mit Männern im Kampf und ringend mit schrecklichen Wogen,
Schlief nun ruhig und sanft, unsägliche Leiden vergessend.

Aber lassen sich alle antiken Dichter im Versmasse des Originals übersetzen? Oder — um die Frage zu beschränken und dadurch die Beantwortung zu erleichtern — ist das auch nur bei allen Epikern und Didaktikern möglich? Die Naivetät der Sprache, welche Homer von seinem Uebersetzer fordert, die machtvoll beredte, aber ganz unrhetorische Diction des Lucrez, sie machen den Zwang, welchen der Hexameter auferlegt, mindestens zwei Drittel aller Sätze mit einer betonten Silbe anzufangen, fast unerträglich. Nicht anders wäre es mit den Satirikern, wenn der Uebersetzer hier nicht mit der grössten Freiheit verfahren und mindestens die Hälfte der Satzanfänge in das Innere der Verse verlegen dürfte. Jordan vermindert, um zu den Epikern zurückzukehren, in seiner Odyssee die Schwierigkeit zum Theil durch die Art, wie er die homerischen Uebergänge modificirt, indem er z. B. ὡς ἔφατο mit „darauf" übersetzt, ein bedenkliches Verfahren.

Es ist also allerdings angemessen, zu fragen, ob es keinen deutschen Vers gibt, der den Hexameter ersetzen kann. Dass der fünffüssige Jambus, sowohl der gewöhnliche als der Blankvers, dazu ungeeignet ist, darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Gereimte Verse können gar nicht in Betracht kommen. Ich habe mich, wie Sie gesehen, für den Vierhebungsvers, natürlich ohne Allitteration, entschieden, einen Vers, welchen ich dankbar den Jordanschen nennen möchte, obschon ich seinen Ursprung nicht mit Jordan in dem epischen Verse der alten Germanen, sondern eher in Goethes freien Rhythmen finde.

Digitized by Google

Dieser Vers steht dem Hexameter darin nach, dass er nicht so lang dahinrollt, er übertrifft ihn aber an proteischer Verwandlungsfähigkeit.

Vor allem von der letzteren Eigenschaft, welche ja für den Uebersetzer unschätzbar ist, mögen Ihnen ein paar Proben aus einer noch nicht vollendeten Uebersetzung des Gedichtes vom Wesen der Dinge eine Vorstellung geben:

I 60 ff. Schmachvoll rings in allen Landen
Lag im Staub das Menschenleben,
Niedergedrückt von der Religion,
Die aus Wettergewölk ihr furchtbar Haupt
Herabschaun liess und ohne Rast
Mit des Anblicks Graun die Sterblichen schreckte.
Da fasste zuerst ein Grieche sich Muth,
Hob trotzig empor den sterblichen Blick
Zu dem Schreckensgespenst und trat ihm zuerst
Aug' in Aug' entgegen zum Kampf.
Kein Volksgerede von rächenden Göttern, (erklärende Uebersetzung von fama deum)
Kein zuckender Blitz, kein grollend Dröhnen
Des Wetterhimmels brach sein Wollen:
Nur feuriger rafft' er die volle Kraft
Seines Geistes zusammen, voll Verlangen
Aufzusprengen, als erster der Menschen,
Des Thors der Natur festschliessende Riegel.
So brach seines Geistes lebendige Kraft
Sich im Siege die Bahn und er drang mit Gewalt
In die Weiten hinaus und mit forschendem Sinn
Das unendliche All der Entdecker durchmass.
Siegreich kehrt er und bringt uns Kunde
Von jeglichen Werdens Beding und Gesetz,
Und er lehrt, wie das Mass der wirkenden Kräfte
Für ein jedes bestimmt und jeder Gewalt
Im Tiefsten gegründet ein Markstein steht.
So liegt denn jetzt, die uns niedergetreten,
Die Religion selbst unter den Füssen;
Wir ragen im Siege zum Himmel empor.

Ueberwiegt hier, dem sozusagen kriegerischen Geiste der Stelle entsprechend, der anapästische Charakter, so werden Sie in der Schilderung der Wirkungen des Sturmes mannigfaltigere, noch lebhaftere Rhythmen finden.

I 270 ff. Des wehenden Windes
Rasche Gewalt wühlt auf das Meer,
Dreiruderern kehrt sie nach oben den Kiel (ingentisque ruit naves)
Und sie hetzt das Gewölk durch den Himmel dahin,
Und es jagt oft eine Windsbraut durch die Feldflur mit Gesaus
Und bedeckt sie mit gewalt'gen entwurzelten Bäumen,
Und mit wälderzerbrechendem wüthendem Wehn
Peitscht sie die obersten Höhn des Gebirgs.

Wieder anders gestaltet sich rhythmisch die prachtvolle Versinnlichung der Unendlichkeit des Raumes.

Digitized by Google

I 1002 ff. So weit thut sie sich auf, die Weite,
So bodenlos des Raumes Abgrund,
Dass sie die blendenden Blitze nimmer
Durchmessen können mit ihrem Flug,
Wenn sie auch Ewigkeiten hindurch
Ihre Flammen zögen;
Ja, sie vermöchten durch längsten Lauf
Auch nicht zu kürzen jene Strecke,
Welche noch zu durchlaufen bliebe.
So endlos rings, so grenzenlos
Oeffnet sich von allen Seiten,
Oeffnet sich nach allen Seiten
Jedem Fluge freie Bahn.

Rhythmische Formen jeder Art dürften Ihnen in der folgenden Stelle begegnen.

II 68 ff. Alles sehn seine Masse wir ändern,
Erkennen, wie in dem langem Zeitlauf
Alles fliesst und dieser Fluss
Die Vorzeit fortrückt aus unserm Sehkreis,
Während die Summe doch unversehrt bleibt,
Deshalb, weil die Ursprungskörper,
Welche einem Körper entschweben,
Diesen vermindern, dem dagegen,
Zu welchem sie kommen, Wachsthum verleihn;
Jenen lassen sie greisenhaft siechen,
Diesen in fröhlicher Jugend erblühn.
Aber auch hier — bleiben sie nicht.
So erneut sich die Summe der Dinge
Immerdar, es leben auf Borg
Unter einander die Sterblichen alle,
Zunehmen die einen Geschlechter,
Andere schwinden allmählich dahin;
Die Generationen beseelter Wesen
Wechseln in Kürze und reichen wie Läufer
Einer dem andern des Lebens Fackel.

Ich schliesse mit der Bemerkung, dass natürlich auch diese Uebersetzung nach den Grundsätzen durchgeführt wird, welche ich Ihnen, den erleuchtetsten und berufensten Richtern, zu entwickeln die Ehre gehabt habe. (Beifall.)

Präsident Usener spricht dem Redner für seinen Vortrag den Dank der Versammlung aus, macht verschiedene Bemerkungen geschäftlicher Art, theilt mit, dass nach einem Telegramme des Gymnasial-Directors Dr. Grumme in Gera die Nachricht von der Erwählung dieser Stadt zum Sitze der nächsten Versammlung „mit Dank entgegengenommen“ sei, und ersucht sodann die Vorsitzenden der Sectionen über die Thätigkeit derselben zu berichten.

Diese Berichte werden erstattet durch Rector Prof. Dr. Eckstein (Leipzig) für die pädagogische, Professor Dr. Kuhn (München) in Vertretung des durch Heiserkeit verhinderten Prof. Dr. Gildemeister (Bonn) für die orientalische, Prof. Dr. Creizenach (Frankfurt) für die germanistisch-romanistische, Hofrath Prof. Dr. Urlichs (Würzburg) für die archäologische,

Digitized by Google

Director Dr. Classen (Hamburg) für die kritisch-exegetische und Rector Prof. Unverzagt (Wiesbaden) für die mathemathisch-naturwissenschaftliche Section.

Hierauf nimmt Präsident Usener das Wort zu einer abschliessenden Ansprache an die Versammlung, deren Inhalt etwa folgender war:

Wir stehen am Schluss unserer Verhandlungen. Und mir liegt noch die willkommene Pflicht ob, im Namen des Comités den Anwesenden für ihre reiche und rege Betheiligung, im Namen der Versammlung den Sprechern der allgemeinen und Sections-Sitzungen für die fördernde Anregung, die sie gespendet, den herzlichsten Dank auszusprechen. Man wird es mir zu gut halten, wenn ich dabei auch einer persönlichen Empfindung Raum gebe, der Freude darüber, in diese Danksagung gleichzeitig einen hochverehrten Lehrer und jüngere Männer, die sich meine Schüler nennen, einschliessen zu können. In den Vorträgen, deren wir uns an dieser Stätte gemeinsam erfreut, hat sich die Bewegung der heutigen philologischen Wissenschaft abgespiegelt, die sich vertieft in harte, entsagungsvolle Arbeit, der auch das Kleinste nicht gering scheint, um zur Lösung allgemein wichtiger historischer Probleme sich zu erheben. Wer die Augen rückwärts wendet, um in dem, was aufgehört hat zu sein und dem Wandel nicht mehr unterworfen ist, das Bleibende der Menschennatur und ihre Gesetze zu erkennen, wird je heller und weiter schauen, je tiefer er in den Schacht hinabführt. Das gilt von aller historischen Forschung, es gilt auch von der classischen Philologie, deren Gebiet wohl der abgerundetste und vollendetste, aber doch nur ein Theil ist der Geschichte. Für die Methode ihrer Forschung, die Interpretation, sind die Grundzüge uns hier von kundiger Hand entworfen worden. Indess, wie viele Seiten geistiger Thätigkeit auch philologische Interpretation in Anspruch nehmen und in wie viele einzelne Operationen sie sich zerlegen lassen mag, der Philologe wird und darf sich die Ueberzeugung nicht nehmen lassen, dass wie das A und Ω seiner ganzen Thätigkeit die Exegese ist, so auch alle Exegese beschlossen liegt im sprachlichen Verständniss. Wort und Begriff, Inhalt und Form sind untrennbar. Wer das Wort hat, besitzt den Schlüssel zum Gedanken; und der tastende Versuch, vormals Gedachtes nachzudenken, erwartet Bewährung oder Berichtigung vom Wort. Es fehlt unserer Zeit nicht ganz an solchen, welche diese einfache Wahrheit verkennen und den eigenen Mangel für die Bildung der kommenden Generationen verhängnissvoll zu machen drohen. Das Gymnasium wird genau in dem Masse, als es solide Sprachkenntniss fördert, seine Schüler zu vollerem Verständniss der antiken Meisterwerke und zu begeisternder Freude an denselben hinführen. Wenn die Schule der bewährten Hilfsmittel, durch welche grammatische Sicherheit befestigt und erhalten wird, sich entschlagen wollte, wenn sie träumen sollte, ohne Arbeit zum Genuss leiten zu können, würde sie an der geistigen und sittlichen Gesundheit ihrer Pflegebefohlenen sich unheilvoll vergehen. Unter deutschen Philologen habe ich die Missdeutung nicht zu besorgen, als solle diese Betonung grammatischer Exegese einer einseitigen formalistischen Betreibung philologischer Studien Vorschub leisten. Einer der allergrössten Meister sachlicher Forschung, ein Mann zugleich, der sein Griechisch sich aus eigner Kraft erarbeitet und wie in Prosa so in Versen mit Meisterschaft handhabte, dem die entlegensten Worte und Wendungen der lateinischen Sprache in seltener Weise lebendig waren, Joseph Justus Scaliger, bricht in vertrautem Gespräch in die einfachen und inhaltschweren Worte aus 'utinam essem bonus grammaticus'. Und die deutsche Philologie hat seit Gesner, Winckelmann, Heyne,

Digitized by Google

Wolf stets ihren Ruhm in der gemeinsamen Pflege von Form und Inhalt gefunden. Nur Vereinzelte sind dazu gekommen, vor lauter Methode den Dingen selbst gleichgültig gegenüberzustehen und nicht zu merken, dass zwei Mühlsteine, die sich reiben ohne Korn, nur Staub erzeugen können. Möge unsere philologische Wissenschaft das gesunde Korn, das ihr aus unversieglichen Speichern zuströmt, auch ferner zu wahrer Geistesnahrung verarbeiten, möge sie gleich sehr als Fackelträgerin geschichtlicher Erkenntniss wie als Erzieherin der heranwachsenden Geschlechter immer wirkungsvoller sich bewähren.

Mit diesen Worten erklärt derselbe die XXXII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen und bringt das übliche Hoch aus auf die bevorstehende XXXIII. Versammlung zu Gera.

Professor Dr. Cäsar (Marburg): Meine Herren! Wir dürfen diese schönen Räume nicht verlassen, ohne den Empfindungen des Dankes Ausdruck zu geben, welche uns beim Scheiden erfüllen. Wenn ich der Aufforderung als Organ dafür aufzutreten Folge leiste, so sehe ich mich dazu veranlasst als einer der wenigen Ueberlebenden, welche vor nunmehr 40 Jahren bei der Begründung der Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner bei Gelegenheit des Jubiläums der Universität Göttingen betheiligt waren, sowie durch den Umstand, dass ich einer der Vertreter philologischer Wissenschaft an derjenigen Hochschule bin, welche zu dem diesmaligen Sitze der Versammlung als officielle Provinzial-Universität in näherer Beziehung steht. Unser Dank gebührt zunächst Sr. Majestät dem Kaiser und König Wilhelm, den ich bei diesem Anlass lieber den Friedfertigen als den Siegreichen, einen wahren Friedensfürsten nennen möchte, für den Schutz, den er wie allen wissenschaftlichen Bestrebungen so auch den unsrigen zu Theil werden lässt, und die Huld, die er dieser Versammlung insbesondere erwiesen hat; er gilt den Behörden des Staates und der Stadt Wiesbaden, den Vereinen, welche in so zuvorkommender und liberaler Weise den Zwecken unserer Zusammenkunft förderlich gewesen sind, sowie allen hiesigen Einwohnern und Einwohnerinnen, die zu dem Wahren und Guten, das wir erstreben, das Schöne gefügt; er gilt — the last not least — den beiden Präsidenten der Versammlung und allen denen, die denselben mit Rath und That unterstützend zur Seite gestanden. Ich fordere Sie auf, meine Herren, Ihre Uebereinstimmung hiermit durch Aufstehen von den Sitzen zu erkennen zu geben. (Die Versammelten erheben sich.)

Zuletzt bringt Rector Eckstein ein Hoch aus auf die gastliche Stadt Wiesbaden, in welches alle Anwesenden einstimmen. ($10^{3}/_{4}$ Uhr.)

Nach Schluss der Sitzung wurde eine Festfahrt auf dem Rheine zum Niederwalde unternommen. Morgens um $11^{1}/_{2}$ Uhr führte ein Extrazug der Rheinbahn die Theilnehmer (etwa 1000 Herren und Damen) nach Biebrich-Mosbach. In Biebrich nahmen drei bereit stehende Dampfer die Festgenossen auf, welche nach der Landung in Assmannshausen die Wanderung auf den Berg begannen. An dem Punkte, wo das im Bau begriffene Nationaldenkmal sich erheben soll, fand eine kleine patriotische Feierlichkeit statt, da das für die Ausführung des Denkmals thätige Comité durch ein Mitglied, Herrn Gutsbesitzer Dilthey von Rüdesheim, die ankommenden Philologen und Schulmänner mit einer warmen Begrüssung überraschte. Der Rückweg wurde nach Rüdesheim angetreten. Dort

Digitized by Google

trennten sich nach einer letzten geselligen Vereinigung beim Abgang der Abendzüge die meisten Mitglieder.

Nur 80 bis 100 Theilnehmer fanden sich noch am Sonntag den 30. September zusammen, um einen gemeinsamen Ausflug zu der bei Homburg v. d. H. gelegenen Saalburg zu unternehmen. Bei der Ankunft in Homburg wurden dieselben am Bahnhofe von Mitgliedern des dortigen Geschichts- und Alterthums-Vereins, insbesondere dem Vorsitzenden, Herrn Hauptmann Freiherrn von Wangenheim, in liebenswürdigster Weise empfangen und an Ort und Stelle geführt. Der die Conservirungsarbeiten des römischen Castrums leitende Herr Oberst v. Cohausen (Wiesbaden) erläuterte bei dem Rundgang durch das Castell dessen einzelne Verhältnisse, Umfang, Theile, Besatzung u. s. w.; auch der benachbarte Pfahlgraben, das Gräberhaus etc. wurden besucht und einige Soldatengräber neu aufgedeckt. Nach Homburg zurückgekehrt besichtigte man noch unter Leitung des Herrn Baumeister Jacobi (Homburg) das Saalburgmuseum.

Nach einem gemeinsamen Mahle traten die Theilnehmer die Heimfahrt an.

Digitized by Google

Verhandlungen der Sectionen.

I. Pädagogische Section.

Erste Sitzung.

Die pädagogische Section, zu welcher sich 273 Mitglieder eingeschrieben hatten, constituirte sich am ersten Tage der Versammlung nach der allgemeinen Sitzung. Zum ersten Präsidenten wurde auf den Vorschlag des Directors Spangenberg (Wiesbaden) Rector Prof. Eckstein (Leipzig), zum zweiten Director Spangenberg, zu Secretären der Oberlehrer Schmidt (Wiesbaden), sowie die Gymnasiallehrer Dr. Adam (Wiesbaden), Dr. Kohl (Kreuznach) und Dr. Heller (Berlin) gewählt. — Für den nächsten Tag wurden auf Antrag Ecksteins die Thesen Spangenbergs über den Unterricht in der neuesten Geschichte auf höheren Lehranstalten auf die Tagesordnung gesetzt, in zweiter Linie sollten die Thesen von Eckstein über lateinischen Elementarunterricht zur Besprechung kommen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 27. September. Morgens 8 Uhr.

Prof. Eckstein erledigte zunächst einige geschäftliche Sachen und ertheilte dann dem Director Spangenberg das Wort zur Begründung seiner Thesen.

Spangenberg: Es dünkt mir Hauptzweck der Sectionen und vornehmlich dieser, dass die einzelnen Erfahrungen, welche die Schulen in ihren besonderen Kreisen machen, hier zum Ausdruck kommen, und dass aus diesen einzelnen Erfahrungen eine Summe gezogen wird, die man als Gesammtansicht einer Versammlung, welche so viel hervorragende Autoritäten in sich schliesst, ansehen darf. Es ist mir hauptsächlich darum zu thun, dass wir etwas Bestimmtes fixiren, nicht etwa nur Ansichten aussprechen, sondern von der Majorität der Versammlung angenommene Thesen in die Welt schicken, welche vielleicht (und das ist die Hauptsache) für die gesetzgebenden Behörden massgebend sein dürften. Es kann nicht meine Absicht sein, mich über Zweck und Methode des Geschichtsunterrichts auf höheren Lehranstalten überhaupt zu verbreiten; die Ansichten darüber sind jetzt durch die zahlreichen darüber geführten Verhandlungen und die üppig wuchernde darauf bezügliche Litteratur so weit geklärt, dass man sagen kann: „es bestehen an den meisten höheren Lehranstalten wohl in Bezug auf Vertheilung des Lehrstoffs auf die einzelnen Classen und die Behandlungsweise desselben auf den verschiedenen Stufen gleiche Grundsätze, nach denen verfahren wird.“ Nur über eine Frage ist noch keine

Digitized by Google

Einigung erzielt, über eine Frage, die sich selbstverständlich mit jedem Jahrzehnt erneuern muss, nämlich diejenige, bis zu welchem Zeitpunkte die neueste Geschichte in der Schule gelehrt werden soll. Die Ansicht, dass die neueste Geschichte bis in die unmittelbare Gegenwart hinein in die Schule getragen werde, erscheint vielen noch ketzerisch, wenn auch manche Gegner derselben unter dem Eindruck der welterschütternden Ereignisse von 1870 und 71 anderen Sinnes geworden sind. Man hat als Hauptgrund dagegen den Umstand geltend gemacht, dass man in die neueste Geschichte noch keinen klaren Einblick habe, dass man noch nicht hoch genug stehe, um dieselbe völlig zu überschauen. Dann sagt man: „Wir dürfen die Jugend nicht in die Politik und die Tagesfragen hineinführen", ein Satz, welcher die Abneigung, die gegen die Behandlung der neuesten Geschichte lange Zeit in den gesetzgebenden Kreisen herrschte, ausspricht. So kam es, dass man z. B., soweit wenigstens meine Erfahrung reicht, in Kurhessen lange Zeit die Geschichte nur bis zum Jahre 1789 lehrte. Es schien in den Zeiten, wo Metternich für die Ruhe Europas sorgte, nicht geeignet, den Schülern das Gift der französischen Revolution zu reichen, obwohl man daran sehr unklug that, indem man nicht bedachte, dass gerade an der Geschichte dieser Zeit sich ebenso leicht conservative Anschauungen in den Schülern erzichen lassen, wie sie falsch vorgetragen andrerseits allerdings verderblich wirken kann. Wir Primaner sahen es als etwas ganz Besonderes an, als uns unser hochgeachteter Geschichtslehrer im Widerspruch mit der uns bekannten Tradition am Schlusse des Primacursus wenigstens eine Uebersicht über die Zeit von 1789—1815 und somit ein kostbares Viaticum auf die Universität gab.

Allmählich ging man von der rigorösen Ansicht, dass man bei dem Jahre 1789 stehen bleiben müsse, ab und sah ein, dass man die französische Revolution mit in Kauf nehmen müsse, um den Schülern die erhebenden Thaten von 1813—15 nicht vorzuenthalten. Doch hier glaubte man lange Zeit den für die Schule heilsamen Abschluss gefunden zu haben, und selbst dasjenige Lehrbuch, welches ich persönlich für das beste von allen halte, ohne deswegen grosse Vorzüge anderer Lehrbücher verkennen zu wollen, nämlich das Herbstsche Buch, schloss in seinen früheren Ausgaben mit dem Jahre 1815 ab. — Und in der That ist nicht zu leugnen, dass es selbst für erfahrene Geschichtslehrer eine sehr schwierige Aufgabe war, die folgende Zeit in ein System zu bringen und von bestimmten Gesichtspunkten aus fruchtbar für die Jugend zu behandeln. Ungeschickte Lehrer konnten hier sehr leicht zu Missgriffen geführt werden. — Worauf sollte der Blick derselben hingelenkt werden? Auf die politische Misère des Bundestags, die Demagogenverfolgungen, das Treiben der Turner und Studenten, das Wartburgfest, das Hambacher Fest, das Frankfurter Attentat etc.? Alles dies musste als Maulwurfsarbeit unter dem festaufgerichteten Gebäude des Metternichschen Systems erscheinen. — Es kam die grosse Sturmflut des Jahres 1848. Da ward es anders. Auch die Schule hielt es für nöthig, mit der Gegenwart Fühlung zu behalten, und vielen Lehrern dünkte es damals zweckmässig, ja nothwendig, in den Geschichtsstunden durch Betrachtung der Zeit von 1815—48 den Schülern das Verständniss für das bedeutungsvolle Jahr 1848 zu erschliessen. Einer der tüchtigsten Directoren (er ist unter uns) hat mir die interessante Mittheilung gemacht, dass er im Jahre 1848 regelmässig eine sog. Zeitungsstunde mit seinen Schülern gehalten und ihnen die Fäden der politischen Entwicklung auseinandergelegt habe.

Es kam die Zeit der Reaction, und die Kolophoniumsdünste der romantischen

Digitized by Google

Politiker lagerten sich über Deutschland, — vielen die Brust beengend. Nun wurde wiederum die frühere Ansicht die herrschende; wie man gern das Jahr 1848 bis zur Unleserlichkeit aus der Geschichte ausgestrichen hätte, so musste dasselbe sammt dem unheilvollen Ei, aus dem es gekrochen war, aus der Schule hinaus. Man schloss wieder mit dem Jahre 1815 ab.

Mit der Abblassung der romantischen Politiker und vollends mit dem Jahre 1866 musste es anders werden. Die Weltgeschichte, welche in diesem Jahre ein so gewaltiges Wort für die zukünftige Gestaltung Deutschlands gesprochen hatte, und in den Jahren 1870 und 71 die Erfüllung der Verheissung brachte, liess auch die Anforderungen an den Geschichtsunterricht in ein neues Stadium treten. Jetzt übersehen wir die neue Zeit klar; der Ariadnefaden, der uns vor 1866 fehlte, ist jetzt gefunden, und der alte Satz, hinter dem sich vielfach nur engherzige Anschauungen versteckten, dass wir noch keinen rechten Ueberblick über die neueste Geschichte hätten, uns dieselbe noch nicht objectiv genug gegenüberstellen könnten, hat vollends seit 1871 nicht mehr die geringste Berechtigung.

Es handelt sich also um die zweite Frage, nämlich diejenige, ob die neueste Zeit ein für die Jugend geeigneter Bildungsstoff sei. Und diese Frage muss ich mit einem lauten „Ja“ beantworten. Man komme mir nicht damit, dass man die Jugend nicht in die Politik der Zeit einführen dürfe. Tagespolitik soll allerdings nicht in der Schule getrieben werden, aber das Verständniss für dieselbe sollen doch die Schüler durch die Geschichtsbehandlung bekommen. Jetzt ist auch unter der Jugend das Zeitunglesen etwas so Allgemeines geworden, in allen gebildeten Familien wird so viel über die Zeitentwicklung gesprochen, dass es fast lächerlich erscheint, wenn die Schule damit zurückhalten, wenn sie sich mit vornehmer Zurückhaltung zuknöpfen wollte. Ich gehe aber noch einen Schritt weiter und sage: Die Schule darf ihre Zöglinge in dieser Beziehung nicht den Zufälligkeiten überlassen, sie muss vielmehr gar häufig der Tagespresse und manchen bedauerlichen häuslichen Einwirkungen gegenüber rectificiren. — Wie manches Gift wird der Jugend durch die Presse und das Haus gereicht? Ist es nicht heilige Pflicht der Schule, hier zu heilen, soll sie nicht z. B. einer schamlosen Winkelpresse, die sich erfrecht, die erhebende Feier auf dem Niederwalde mit ihrem Geifer zu besudeln, mit würdigem Ernste entgegentreten?

Aber auch abgesehen davon halte ich es für einen Raub und Frevel an den Schülern, wenn man ihnen die Kenntniss der grossen Neuzeit vorenthalten wollte. Wir müssen die Schüler in diese Zeit einführen und ihnen durch die richtige Behandlung der vorhergehenden Thatsachen das Verständniss dafür aufschliessen. — Man wird mir vielleicht einwenden, und es ist bereits von einer Seite geschehen, die ich ausserordentlich hoch schätze: „In einer Zeit, wo soviel über Ueberbürdung der Schüler geklagt wird, will man noch einen neuen Stoff in die Schule bringen. Woher soll die Zeit dazu genommen werden?“ Ich entgegne getrost: „Die Schule hat die Zeit dazu, wenn man haushälterisch damit umgeht.“ Wie viel wird in dieser Beziehung theils aus Mangel an Erfahrung, theils aus Vorliebe für besondere Stoffe gesündigt. Ich habe in meiner langen Amtsthätigkeit gar manche interessante Erfahrungen in dieser Richtung gemacht. So kann ich von einem Lehrer erzählen, der gewiss nicht zu den schlechten gehörte, aber es doch mit seinem Beruf vereinbar fand, seine Secundaner ein volles halbes Jahr mit byzantinischer Kaisergeschichte zu füttern und zwar aus keinem andern Grunde, als weil

Digitized by Google

dies damals sein Lieblingsstudium war. Wie hätte diese Zeit anders und besser verwendet werden können! Und wollten wir jedem einzelnen Geschichtslehrer in seine Werkstätte schauen, bei wie vielen würden wir ein unnützes Vergeuden der kostbaren Zeit entdecken. Wie es eben viele gibt, die mit dem Gelde nicht umgehen können, so auch viele, denen es gerade so mit der Zeit geht. Werfen Sie so manchen unnützen Plunder weg, so erübrigen Sie ganz gewiss die für die Behandlung der Jahre 1815—71 nöthige Zeit. — Und endlich, dächte ich, sollte der letzte geschichtliche Blick des abgehenden Primaners nicht auf dem Jahre 1815, auf der Gestaltung des unerquicklichen Bundestags, sondern auf den Thaten von 1870—1871 weilen. Alle höheren Lehranstalten, meine Herren, denen es darum zu thun ist, ihre Schüler zu treuer Anhänglichkeit an Kaiser und Reich zu erziehen, müssen die neueste Geschichte bis zum Frankfurter Frieden in ihren Lehrplan aufnehmen, und mein innigster Wunsch wäre es, dass, wenn Sie meine erste These, wie ich zuversichtlich hoffe, annehmen, die Verwirklichung derselben nicht mehr dem Ermessen der einzelnen Schulen überlassen bleibe, sondern von oben her durch die gesetzgebenden Behörden als geltende Ordnung vorgeschrieben werde.

Hierauf verlas Spangenberg seine Thesen, die wir nun in der von ihm vorgeschlagenen und in der von der Versammlung angenommenen Form wiedergeben:

Ursprüngliche Fassung.	Von der Versammlung angenommene Fassung.
1) Die Aufnahme der neuesten Geschichte von 1815—1871 in den Lehrplan der höheren Lehranstalten ist fortan geboten.	Unverändert.
2) Sie muss sowohl am Schlusse des Tertiacursus, als auch am Schlusse des Primacursus behandelt werden.	Unverändert.
3) Auf beiden Stufen muss die nationale Seite betont werden.	Unverändert.
4) In der Obertertia soll sie nur als Epilog zum Jahre 1815 in allgemeinster Uebersicht am Faden der deutschen Einheitsbestrebungen hingeführt werden.	. . . . . in allgemeinster Uebersicht der Thatsachen gegeben werden.
5) In Prima soll sie ebensowenig nur deutsche, bezw. preussische, als Geschichte der einzelnen Staaten sein, sondern sie muss aus der Geschichte aller europäischen Völker diejenigen Thatsachen, welche die jetzige Gestalt Europas herbeigeführt haben, auswählen und unter bestimmten Gesichtspunkten zusammenfassen.	In Prima muss die neueste Geschichte unter dem europäischen Gesichtspunkte, nicht ausschliesslich als deutsche, wie in Tertia, behandelt werden. Dass die vaterländische Geschichte dabei vorzugsweise berücksichtigt werden muss, ist für deutsche Schüler selbstverständlich.
6) Die Herbstsche Behandlung ist zu knapp, die Jägersche gibt zu viel.	Vom Thesensteller zurückgezogen.

Digitized by Google

7) Die für die neueste Geschichte erforderliche Zeit kann nur durch Verkürzung des Mittelalters gewonnen werden.	. . . . . fortgesetzte Sichtung und erhebliche Verminderung des bisher überlieferten Lehrstoffes gewonnen werden.
8) Der Jägersche Vorschlag, in der Unterprima die Geschichte bis zum Jahre 1648 zu führen, hat keine Bedenken.	Abgeworfen.

Director Dr. Jäger (Köln) hatte zuerst um das Wort gebeten, um sich über die Thesen überhaupt auszusprechen.

Jäger: Ich werde mich an das Gesetz binden nicht länger als 10 Minuten zu sprechen. Ich habe zunächst zu sagen, dass ich im wesentlichen mit sämmtlichen Thesen übereinstimme.

Was These 1 betrifft, so bin ich damit sehr einverstanden darin, dass 1871 und nicht die Gegenwart als Endpunkt angenommen wird. Was vor 1871 liegt, können wir mit Ruhe betrachten, nicht aber, was über diesen Termin hinausgeht; denn die Aufgabe der Schule kann nicht darin bestehen, in die unmittelbaren Tagesfragen einzuführen. Mit These 2 bin ich ganz einverstanden, ebenso mit These 3; nur möchte ich darauf hinweisen, dass man mit dem Worte „national“ etwas behutsamer umgehen möge, als dies häufig zu geschehen pflegt. In These 4 stosse ich mich an dem unbestimmten Ausdruck „Epilog“. Um für Tertia die Geschichte in fruchtbarer, natürlicher Weise zu behandeln, empfiehlt es sich, dass man am Schlusse des Tertiacursus die „politische Geographie“ des deutschen Reichs zur Basis macht und dann die Geschichte als Geschichte der deutschen Einheit von 1815—1871 darauf baut. Dann macht sich die Sache ungezwungen, und wir vermeiden auch das Phraseologische. These 5 enthält einen sehr fruchtbaren Gedanken; es wird nur darauf ankommen, was unter den „bestimmten Gesichtspunkten“ verstanden ist. Etwa die Verfassungsgeschichte? Ich würde Bedenken dagegen haben müssen, und so lange die schwere Aufgabe nicht gelöst ist, den vertheilten Stoff schulmässig in einem Lehrbuch zu gruppiren, so lange muss es schliesslich dabei bleiben, dass man die Geschichte der einzelnen Staaten nebeneinander herführt. Mit These 6 bin ich ganz einverstanden, besonders mit dem Tadel, dass ich zu viel gäbe. Nur möchte ich darauf hinweisen, dass dieser Gegenstand noch wenig schulmässig behandelt worden ist. Meine eigene Erfahrung sagt mir, dass das Wenigste, was man braucht, um einen Abriss durchzumachen, sechs Wochen sind. Der Abriss ist hauptsächlich für den Lehrer bestimmt, für den die Darstellung sicherlich nicht zu viel gibt. Ich denke vielmehr, dass sie vielen Lehrern willkommen ist, da sie den noch unverarbeiteten Stoff hier zusammengedrängt finden, den sie sich sonst aus einzelnen Büchern mit Schwierigkeiten zusammensuchen müssen, und ihnen die Gruppirung desselben gewiss erleichtert ist. Ich habe fünf Jahre gerungen, ehe ich mit dem Abriss hervorgetreten bin. Mit These 7 und 8 bin ich ganz einverstanden. These 7 könnte man vielleicht auch so ausdrücken: Die Zeit für die Geschichte von 1815—1871 muss dadurch herausgebracht werden, dass man in der Behandlung der einzelnen Theile ungleichmässig verfährt. Dabei wird hauptsächlich doch das Mittelalter die Kosten tragen müssen. Es ist dies die am schwersten verständliche Periode, bei welcher man vorsichtig auswählen muss. These 8 wird sich dann

Digitized by Google

von selbst erledigen. Nur möchte ich hinzufügen: „Man darf die Schüler nicht mit Quellenlectüre belästigen, auch nicht mit allzulangen Wiederholungen der alten Geschichte.“

Spangenberg: Ich will mich nur gegen Missdeutung des Ausdrucks „national“ verwahren. Ich muss offen sagen, dass ich die Verwahrung des Herrn Jäger erwartet habe, da derselbe sie schon in seinen kürzlich erschienenen Bemerkungen über den geschichtlichen Unterricht ausgesprochen hat; ich versichere aber, dass ich keinen Missbrauch mit dem Worte treibe; ich verstehe nichts anderes darunter, als dass unsern Schülern beständig zum Bewusstsein gebracht werde, dass sie Deutsche sind und einem deutschen Reiche angehören. Das ist angesichts so mancher Erscheinungen in unserer Zeit sehr nöthig. In dem Schülerkatechismus unserer höheren Schulen muss auf der ersten Seite der Satz stehen: „Ich liebe Kaiser und Reich, ich glaube an die Kraft des Reiches und hoffe auf seine Dauer.“

Geh. Regierungsrath Dr. Schrader (Königsberg): Auch ich bin im ganzen mit den Thesen einverstanden und möchte mir nur einzelne Bemerkungen im Anschluss an Director Jäger erlauben. Die These 1 lässt den Schluss zu, als sei die neueste Geschichte bis jetzt noch gar nicht in der Schule beachtet worden. Ich darf sagen, dass sie in vielen Schulen nicht bloss bis 1815, sondern schon bis in die neueste Zeit behandelt wird und nicht mehr eingeführt zu werden braucht. Allerdings muss 1871 der äusserste Termin sein. Wenn ich die Geschichte darüber hinaus vorzutragen hätte, so wüsste ich in der That nicht, wie ich mich dabei verhalten sollte. Was These 7 und 8 betrifft, nämlich die Frage, wie die Zeit für die neueste Zeit gewonnen werden soll, so bin ich mit Jäger darin einverstanden, dass es durch ungleichmässige Behandlung der einzelnen Theile geschehen muss. Der dreissigjährige Krieg wird häufig viel zu ausführlich vorgetragen. Die Hauptperioden sind genug. Auch kann gerade am Ende dieses Krieges kein ein Classenziel abschliessender Einschnitt gemacht werden, weil die vom Jahre 1555 an beginnende Ausbildung der Fürstensouveränität hier in voller Entwicklung ist. Die Thesen 3 und 5 müssen einander interpretiren. Die Zeit von 1815—48 ist auch jetzt noch wenig klar; darum muss in der neuesten Geschichte doch stets auf unser Vaterland Bezug genommen werden, und in diesem Sinne fürchte ich mich auch nicht vor dem Ausdruck „national“. Mit These 8 bin ich nicht einverstanden.

Auch Director Bärwald (Frankfurt a. M.) erklärt sich im allgemeinen einverstanden.

Hierauf wird die These 1 einstimmig von der Versammlung angenommen, und die Discussion wendet sich zu These 2.

Spangenberg: Ueber den zweiten Theil von These 2 herrscht unstreitig dasselbe Einverständniss, wie über These 1. Anders steht es vielleicht mit dem ersten Theil derselben. Man wird mir entgegnen, es sei die ganze fragliche Zeit für die Tertia noch nicht verständlich. Am besten urtheilt man in solchen Dingen aus der eigenen Erfahrung, und die meinige sagt mir das Gegentheil. So verwendete ich vor einigen Tagen eine Vertretungsstunde in Obertertia zu Betrachtungen über die neueste Geschichte. Ich fing mit dem Jahre 1870 an und ging rückwärts bis zum Jahre 1848. Indem ich meinen Vortrag vielfach durch Zwischenfragen unterbrach, fand ich, dass in der genannten Classe vollkommen ausreichendes Verständniss für die neueste Geschichte vorhanden war. Die Schüler meldeten sich vielfach zum Wort und wussten vom Parlament in der Paulskirche, vom Krieg in Schleswig-Holstein, von der dem König Friedrich Wilhelm IV. angebotenen

Digitized by Google

Kaiserkrone, vom Wiener Aufstand, von der Erschiessung Robert Blums zu erzählen, und ich war höchst erstaunt, als mir sogar Hannibal Fischer genannt wurde. — Ich könnte noch viel hiervon sagen, will aber nur constatiren, dass die Schüler der Obertertia recht wohl im Stande sind, die neuesten Ereignisse zu begreifen. Es kommt eben nur darauf an, dass sich der Lehrer nicht in der Auswahl des Stoffes vergreift.

Oberlehrer Dr. Hartwig (Cassel): Wir können dem Vorredner gratuliren, dass er eine so vortreffliche Tertia hat, die für die neuesten Zeitereignisse so viel Verständniss zeigt. Wir in Cassel haben in der Regel weniger Verständniss dafür gefunden. Vielleicht mag es in Wiesbaden so stehen, weil es der Paulskirche näher ist als Cassel: Mir scheint es das Richtigste, auf dieser Stufe nur die Ereignisse von 1866 und 1870 besonders zu berücksichtigen.

Spangenberg: Ich bin weit entfernt davon zu meinen, dass man in Tertia die ganze politische Misère von 1815—1848 bringen soll; aber ein gewisser Faden muss gegeben werden. Das Jahr 1848 weist auf die frühere Zeit zurück und muss aus dieser erklärt werden. Und wie von 1815—48, so muss von da bis 1870 der Faden der Einheitsbestrebungen festgehalten werden, und man kann nicht etwa nur Einzelnes herausreissen. Indem ich übrigens dem Vorredner für sein Compliment danke, muss ich nur noch bemerken, dass meine Obertertianer auch Königgrätz kannten, und dies liegt doch nicht in der Nähe von Wiesbaden.

Professor Hölscher (Herford): Ich habe den Geschichtsunterricht in den höheren Classen immer nur bis 1815 geführt; seit 1870 habe ich die neueste Zeit hinzugenommen. Von 1815 bis 1864 ist manches für den Schüler unverständlich und geht über seinen Standpunkt hinaus. Wollten wir ihn hier einführen, so müssten wir ihm ein Bild vor die Seele stellen, das ihn nur mit Missmuth erfüllen könnte. Es ist deshalb zweckmässig, die Zeit von 1815—64 in einer Stunde durchzumachen, was recht bequem geht, und von da an alles ausführlicher zu behandeln.

Jäger: Der Ausdruck „Epilog" ist nicht correct. Wir haben in der Tertia einen zweijährigen Cursus, und es entsteht die Frage: Wie vertheilt man den Stoff? Das Pensum ist Geschichte und Geographie. Am besten verfährt man also: Man nimmt zuerst die physische Geographie von Deutschland, dann die Geschichte bis 1648, darauf vollendet man in den drei ersten Vierteln des zweiten Jahres die Geschichte bis 1815. Dann geht man zur politischen Geographie von Deutschland über und schliesst daran eine Uebersicht über die politische Entwicklung seit 1815. Hierzu genügen etwa vier Stunden, da es sich nur um Einprägung der Hauptthatsachen handeln darf ohne weitere Reflexionen.

Director Dr. Genthe (Corbach): Es geht nicht an, dass man, wie Hölscher vorschlägt, die neueste Geschichte bis 1864 in einer Stunde abfertigt. Für die These selbst möchte ich mich aussprechen, weil wir dadurch concentrische Kreise erhalten, und eine Abrundung erscheint in der That als höchst wünschenswerth.

Rector Götz (Neuwied): Es ist mir sehr erfreulich, dass kein Widerspruch gegen den Vorschlag geäussert worden ist, die neueste Geschichte am Ende des Tertiacursus durchzunehmen. Was ich mir auszusprechen erlauben will, ist die Nothwendigkeit, dass ein solcher Unterricht vorkomme. Diese Nothwendigkeit geht daraus hervor, dass ein grosser Theil unserer Schüler früher (häufig schon mit dem Schlusse des Tertiacursus) abgeht, und für die nationale Erziehung dieser wollen wir doch auch gesorgt sehen. —

Digitized by Google

Oberschulrath Dr. Wendt (Karlsruhe) unterbrechend: Ich möchte als allgemeinen Grundsatz aussprechen: „Die Militärberechtigung kann hier keine Berücksichtigung finden.“

Götz: Die Thatsache ist aber da, und so müssen wir sie auch berücksichtigen. Ob dafür eine Berechtigung vorhanden ist, das will ich unerörtert lassen.

Provinzialschulrath Dr. Probst (Münster): Die Sache ist noch zu sehr im Fluss, als dass sich jetzt schon bestimmte Normen über die Behandlung dieses Theils der Geschichte feststellen liessen. Lassen wir nur erst ein Jahr darüber hingehen, dann werden schon Bücher erscheinen, und erst auf diese Weise kann etwas Mustergültiges geschaffen werden. Wie bisher geschehen, muss ich auch die 4. These mit in die Debatte ziehen. Dieselbe kann, wie auch These 3, gestrichen werden.

Eckstein: Mit der 2. These sind wir wohl alle einverstanden. Aber bei der 4. These scheint eine bestimmte Fassung wünschenswerth, namentlich in Beziehung auf den Ausdruck „Epilog“. Uebrigens möchte ich bemerken, dass die Einheitsbestrebungen von den deutschen Fürsten ausgingen. Vielleicht liesse sich These 4 so geben: „In der Obertertia soll die neueste Geschichte nur in allgemeinster Uebersicht der Thatsachen gegeben werden.“

Spangenberg: Ich verzichte auf die ursprüngliche Fassung meiner 4. These und schliesse mich dem Ecksteinschen Vorschlage an.

Bärwald: Mir sagt die ursprüngliche Fassung mehr zu, weil der Jägersche Vorschlag in Betreff der Anknüpfung an den geographischen Unterricht den Faden der deutschen Einheitsbestrebungen zu fordern scheint.

Jäger: Ich erkläre mich für die 3. These.

Spangenberg: Auch ich muss mich nochmals für Beibehaltung der 3. These aussprechen. Bei der Art und Weise, wie manche Lehrer den Geschichtsunterricht betreiben, scheint sie mir durchaus nothwendig zu sein. Ich spreche aus reicher Erfahrung in dieser Beziehung.

Wendt: Ich möchte These 4 gestrichen haben wegen des Ausdrucks „allgemeinste Uebersicht der Thatsachen“; denn auch ich verlange hier planmässige Ungleichheit der Behandlung. Dagegen wünsche ich These 3 beibehalten, damit man sich nicht gegen das Nationale zu wenden scheint.

Hartwig: Ich wünsche Abänderung der These 4 nach dem von mir gemachten Vorschlage in Betreff der Ereignisse von 1866 und 1870/71.

Director Kreissig (Frankfurt): Auf die Jugend wirkt nur die grosse nationale Action, das Schlimme vergisst sie leicht. Es kommt hier weniger auf Einzelbestimmungen an, als vielmehr darauf, dass die Versammlung davon Zeugniss ablegt, in welchem Sinne sie die Geschichte aufgefasst wissen will. (Beifall.)

Hierauf werden These 2 und 3 in der ursprünglichen Fassung angenommen. Bezüglich der These 4 wird zuerst der Hartwigsche Antrag abgelehnt, dann die Stellen „als Epilog zum J. 1815“ und „am Faden der deutschen Einheitsbestrebungen“ gestrichen, und somit die Eckstein-Spangenbergsche Fassung angenommen.

Hiermit wird nach einigen geschäftlichen Mittheilungen die Sectionssitzung geschlossen.

Digitized by Google

Dritte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Morgens 8 Uhr.

Es wird zuerst zur Tagesordnung beantragt, die These des Gymnasialoberlehrers Meyer aus Herford:

„Sind die Klagen über die geringen Leistungen der Gymnasien begründet, und eventuell welche Mittel sind geeignet, denselben abzuhelfen?“

eventuell in der Nachmittagssitzung nach Besprechung der Ecksteinschen Thesen zur Discussion zu bringen. Eine grosse Majorität erklärt sich für den Antrag. — Sodann wird in der Berathung der Spangenbergschen Thesen fortgefahren.

Spangenberg: Ich meine, dass wir über These 5 rasch hinweggehen können. Es kommt hauptsächlich darauf an, dass der einheitliche Faden nicht verloren wird, alles Uebrige ist Sache der Methode.

Jäger: Ich stosse mich an dem Ausdruck „bestimmte Gesichtspunkte“ als einem zu unbestimmten. Was für Gesichtspunkte sind gemeint? Der Stoff muss zunächst chronologisch, d. h. periodisch geordnet und dann muss mit ihm operirt werden.

Spangenberg: Ich verkenne durchaus nicht, dass der angegriffene Ausdruck unbestimmt ist. Ich bin mir auch trotz langen Ringens noch nicht klar, welche Gesichtspunkte zu nehmen sind. Aber die Ueberzeugung habe ich, dass es das Richtige ist, wenn man sagt: „Die Thatsachen müssen unter bestimmten Gesichtspunkten zusammengefasst werden.“ Meine Absicht bei dieser Stelle der These war, zur Auffindung solcher Gesichtspunkte Anregung zu geben, und es soll mich freuen, wenn ich aus der Versammlung selbst Winke bekomme, die ich bei dem ferneren Nachdenken über die Frage verwerthen kann.

Probst: Durch die These 3 ergiebt sich die Behandlungsweise der neuesten Geschichte in Prima von selbst.

Gymnasiallehrer Dr. Friedrich (Darmstadt): Ich muss mich gegen den Ausdruck „alle europäischen Völker“ wenden. Die Geschichte der ausserdeutschen Staaten darf nur insofern behandelt werden, als diese Staaten zur Entwicklung des deutschen Reiches beigetragen haben.

Jäger: Ich schlage folgende Fassung für These 5 vor: „In Prima muss die neueste Geschichte unter dem europäischen Gesichtspunkte, nicht ausschliesslich als deutsche, wie in Tertia, behandelt werden. Dass die vaterländische Geschichte dabei vorzugsweise berücksichtigt werden muss, ist für deutsche Schüler selbstverständlich.“

Geheimer Regierungsrath Dr. Schultz (Münster) schlägt hierauf im Anschluss an den Friedrichschen Vorschlag folgende Fassung vor: „In Prima soll die deutsche Geschichte den Mittelpunkt des Geschichtsunterrichts bilden, und aus der Geschichte der übrigen Staaten sollen nur diejenigen Momente zur näheren Erörterung kommen, welche für die Gestaltung der Geschichte Deutschlands mit von bestimmender Wirkung gewesen sind.“

Jäger: Es lässt sich der eben gemachte Vorschlag nicht mit der Art vereinigen, wie in Prima die Geschichte bis zu dem Jahre 1815 behandelt ist. So gut, wie bis dahin die europäische Geschichte zur Geltung gekommen ist, muss sie es auch für die neueste

Digitized by Google

Zeit. Ich wünsche abgesehen von dem Ausdruck „bestimmte Gesichtspunkte“ die Aufrechthaltung der These.

Hierauf wird These 5 in der Jägerschen Fassung angenommen.

Spangenberg: These 6 habe ich nur aufgestellt, um damit eine Directive für These 5 zu geben. Ich halte eine Discussion darüber nicht für angemessen und ziehe deshalb die These ganz zurück.

Die Versammlung erklärt sich damit einverstanden.

Spangenberg: Bezüglich der These 7 bin ich auf Widerspruch gefasst. Ich muss aber daran festhalten. Es lässt sich an keiner Periode der Geschichte so leicht und so viel kürzen als am Mittelalter, und bei vernünftiger Behandlung desselben wird ausserordentlich viel Zeit gespart. Ich kenne gar manchen Lehrer, der sich an wenig fruchtbringenden Thatsachen der genannten Zeit unverzeihlich lange aufgehalten hat. Die unnütz verschwendete Zeit würde völlig für die Behandlung der neuesten Geschichte ausgereicht haben. — Was am Mittelalter zu streichen ist, verlangen Sie, meine Herren, nicht von mir zu hören. Dies muss dem Takt des einzelnen Lehrers überlassen bleiben.

Director Dr. Münscher (Marburg): Ich kann mich nicht dafür erklären, dass gerade das Mittelalter, die glorreichste Zeit unseres Volkes, verkürzt werde.

Pr.-Schulrath Dr. Höpfner aus Coblenz: Das Mittelalter allein darf nicht die Kosten für die Berücksichtigung der neuesten Geschichte tragen. Auch an andern Perioden kann gespart werden. Ich will nicht auf Einzelnes eingehen, möchte aber doch hervorheben, dass oft die Reformationsgeschichte mit dem wesenlosesten Stoff überlastet wird. Ich schlage folgende Fassung der These vor: „Die für die neueste Geschichte erforderliche Zeit kann nur durch fortgesetzte Sichtung und erhebliche Verminderung des bisher überlieferten Lehrstoffs gewonnen werden.“

Auch Friedrich missbilligt die ursprüngliche Fassung der These.

Hierauf zieht Jäger seine in der vorigen Sitzung formulirte Fassung der These zu Gunsten des Höpfnerschen Vorschlags zurück, der nun, nachdem auch Spangenberg selbst sich dafür ausgesprochen hat, mit grosser Majorität angenommen wird.

Nachdem hierauf Spangenberg seine 8. These vertheidigt hat, schlägt Jäger vor, dieselbe als durch These 7 in ihrer neuen Fassung erledigt fallen zu lassen. Er ist der Ansicht, dass man in Folge derselben im ersten Jahre sehr leicht über die Reformation hinausgehen könne. — Spangenberg hält dagegen an seiner These fest und meint, man dürfe das „wieweit“ nicht der Willkür der einzelnen Lehrer überlassen. Man solle vorschreiben, dass der Lehrer zu Ende des ersten Jahres am Jahr 1648 angelangt sei. Geschichtslehrer, welche mit ihrer Zeit nicht haushälterisch umzugehen verständen, müssten durch eine Vorschrift gebunden sein. — Dieser Ansicht treten jedoch Director Dr. Löhbach (Mainz) und Schrader entgegen, worauf nach einem Schlussantrage von Director Dr. Steinbart (Duisburg) die These von der Versammlung abgeworfen wird.

Nunmehr geht die Versammlung unter dem Präsidium Spangenbergs zur Besprechung der Ecksteinschen Thesen über.*)

*) Bei der Unzulänglichkeit der Niederschriften aus der Sitzung habe ich mich auf einen kurzen Bericht beschränkt. Eckstein.

Digitized by Google

Eckstein schickt voraus, dass er auf den Wunsch des Präsidiums fünf etwas ketzerisch klingende Sätze aufgestellt habe, die kein in sich geschlossenes System der Behandlung des lateinischen Elementarunterrichts bilden sollen. Derselbe habe sich immer mehr von der alten Praxis entfernt, aus der manches Gute wieder aufzunehmen sehr erspriesslich sein werde. Einer Einleitung bedürfe es nicht; man werde sofort zu der ersten These übergehen können:

1. Der lateinische Elementarunterricht muss von der Menge der jetzt dabei verwendeten Bücher befreit werden.

Es komme ihm darauf an, ne pueri multitudine librorum onerentur. Da Steinbart den Satz so verstanden hat, als sollte überall dasselbe Buch eingeführt werden und deshalb weitere Aufklärung wünscht, so erklärt E., dass ihm jenes gar nicht habe in den Sinn kommen können, auch nicht einmal in Frankreich, dem Lande der straffsten Centralisation, zur Ausführung gekommen sei. Wohl aber sei es ein Uebelstand, dass unsere Sextaner sich oft mit vier Büchern, Grammatik, Vocabularium, Lesebuch und Uebungsbuch, abplagen müssten. Schulrath Probst fühlt sich dem Vorredner für diesen Grundsatz zu Dank verpflichtet; die Sexta dürfe nur ein Buch für diesen Unterricht haben, das Grammatik und Lesebuch verbinde. Geheimrath Schultz findet es bedenklich, wenn dann die Quinta bereits wieder ein neues Lehrbuch erhalte und verlangt deshalb schon von Sexta an den Gebrauch der Grammatik. Eckstein findet diese Ansicht bei dem verehrten Vorredner sehr erklärlich; er habe gar keine Veranlassung geben wollen auf die zweckmässige Einrichtung solcher Bücher einzugehen. Oberlehrer Dr. Wittich (Kassel) ist der Ansicht, dass es durchaus gerechtfertigt war, wenn man sich über die Ueberlastung der Schüler mit zu vielen Büchern aussprechen solle, auch darnach zu fragen, wie Abhilfe geschafft werden könne. Diese sei auch im Interesse der Verhütung von Unordnung sehr wünschenswerth; ein Lehrbuch für die unteren Klassen, welches Grammatik und Uebungsstoff vereinige, könne diesem Zwecke dienen. Dies Princip sei z. B. in Scheeles Vorschule, wenn auch nicht sehr glücklich zur Anwendung gebracht. Ein ähnliches, für Sexta und Quinta berechnetes Lehrbuch würde den Probstschen Wünschen entsprechen und das Schultzsche Bedenken beseitigen. Die erste These wird gegen eine geringe Minorität angenommen und damit die Vormittagssitzung geschlossen.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Nachmittags 4½ Uhr.

In der vierten Sitzung kam die Besprechung zu der zweiten These:

2. Das Uebersetzen aus dem Lateinischen verdient den Vorzug vor dem Uebersetzen in das Lateinische.

Der Antragsteller will die Uebungsbücher mit den einzelnen Sätzen beseitigen, die aus der Muttersprache in das Lateinische übersetzt werden. Sie sind eine leidige Erfindung der neueren Zeit und reichen bereits bis in die Quarta, können aber mit ihrem bunten, oft recht abstracten Inhalte, zu dem ohnehin das Verständniss in der Regel fehlt, nur zerstreuen. Es sollte wieder mehr mit dem Uebersetzen aus dem Lateinischen operirt werden, wie dies die alte Praxis war. Sie fing mit Dialogen an, später wählte man die biblische Geschichte in lateinischer Erzählung. Der erzählende Stoff sei der angemessenste.

Digitized by Google

wie die Franzosen und Süddeutschen den Lhomond, die Norddeutschen den kleinen Livius und Herodot haben; nur etwas Zusammenhängendes. Schrader verbindet mit der zweiten gleich die vierte These und entwickelt mit grosser Wärme, dass die Anschauung der Sprache verstärkt werden müsse. Dazu müsse man vom lateinischen Satze ausgehen, dann die Regeln zeigen und endlich zur Uebung aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen. Er befürwortet die zweite These entschieden. Schultz ist mit der These für Quinta einverstanden, aber für Sexta werde es Niemand fertig bringen. Für das Erlernen und die Einübung der Formen seien einzelne Sätze und die Uebersetzung aus dem Deutschen nothwendig. Die Einführung derselben in der Neuzeit rechtfertige sich dadurch, dass man früher das Latein nicht im neunten, sondern im zwölften Lebensjahre begann; die neunjährigen Knaben wüssten kaum die deutschen Formen recht. Dagegen bemerkt Eckstein, dass die alte lateinische Schule ihre Schüler als Alphabetarii aufgenommen und doch schon in der untersten Klasse mit Lectüre begonnen habe. Sturm habe für sie geeignete Briefe Ciceros ausgesucht und in der folgenden Klasse Terenz lesen lassen. Die Methodiker des 17. Jahrhunderts hätten an Terenz die Elementargrammatik eingeübt. Die Knaben seien viel jünger gewesen als unsere Sextaner. Grade diese Einzelsätze schädigten auch die Sicherheit in den Formen, über deren mangelhafte Kenntniss man allgemein und mit Recht klage. Oberlehrer Dr. Meyer (Parchim) befürwortet in längerer Rede die Annahme der These aus reicher Erfahrung auch bei dem Unterrichte in den neueren Sprachen. Director Dr. Kiesel (Düsseldorf) nimmt an dem Ausdrucke „Vorzug" Anstoss, weshalb Probst vorschlägt: „Auf das Uebersetzen — ist das Hauptgewicht zu legen". Steinbart meint, es werde schon bei den Einzelsätzen bleiben müssen, weil man kein Buch à la Eckstein schaffen könne. Auf die Bemerkung, dass der stufenmässige Fortschritt, den diese Sätze gewähren, sie empfehle, zumal die Schüler verwendeten, was sie so eben gelernt haben, erwidert der Antragsteller, dass dies gerade für seine Ansicht spreche. Als Uebungsbuch wolle er sie auch benutzen, aber nicht als Lesebuch und dann in ganz anderer Weise als es jetzt meist geschehe. Der Satz wird angenommen. Ebenso die dritte These:

3. Erzählungen sind geeigneter zu der ersten Lectüre als Gespräche.

Sie ist gegen die alte Praxis gerichtet, welche hie und da auch heute gepflegt wird. Kiesel empfiehlt zusammenhängende Erzählungen.

Bei der vierten These:

4. Die Uebersetzungen aus der Muttersprache sind mehr mündlich zu machen als schriftlich. Die bis jetzt dabei gebrauchten Hilfsbücher gehören nicht in die Hände der Schüler —

entspann sich eine lebhaftere Erörterung. Der Antragsteller bemerkte im voraus, dass sie wohl den meisten Widerspruch finden würde. Der Unterricht in der untersten Klasse liege meist in den Händen der jüngsten Lehrer, das sollte anders sein und war es auch früher, wo alte, erfahrene Schulmänner diesen Unterricht mit Vorliebe und grossem Erfolge ertheilten. Der Lehrer müsse sich die Mühe nehmen seine Uebungsbeispiele selbst zu bilden oder wenigstens nicht mit dem gedruckten Hilfsbuche vor seine Schüler treten. Das lebendige Wort wirke eindringlicher. Daher mehr mündliche Uebersetzungen in der Schule, die schriftlichen Hausarbeiten seltener. Das werde zu der viel begehrten Erleichterung der überbürdeten Jugend auch beitragen. Schultz ist mit dem „mehr" mündlich ganz einverstanden. Denn dergleichen Uebungen seien fördernder, wie er öfter hervor-

Digitized by Google

gehoben habe. Wenn dies übrigens dahin gedeutet werden sollte, dass die Extemporalien keinen Werth hätten, so müsse er Widerspruch erheben, denn die schriftlichen Uebungen seien unentbehrlich. Cicero sage mit Recht: stilus est optimus dicendi magister et artifex. In Bezug auf den zweiten Theil der These bezweifelt er, dass weder die älteren noch jüngeren Lehrer jederzeit Beispiele zur Hand haben können, die eben so gut sind, wie sie das Uebungsbuch gibt. Man möge setzen: „Dem Schüler selbst sind dabei Hilfsbücher möglichst wenig in die Hände zu geben". Meyer (Parchim) macht einen Unterschied zwischen Prüfungs- und Uebungs-Extemporalien. Am Ende des Vierteljahrs können jene zur Prüfung eintreten. Dabei vergisst er nicht das Missverhältniss zwischen den häuslichen Leistungen und denen in der Schule. Steinbart erklärt den ersten Theil der These für richtig, aber gegen den zweiten muss er sprechen. Kein Lehrer sei im Stande sofort Beispiele zu bilden. Ausserdem verliert man den Gewinn für die Orthographie, welche das Auge gewähre. Ueberdies sei das Ohr der empfindlichste Sinn, und der Schüler werde zu müde, wenn er nur mündlich beschäftigt werde. Er beantrage den zweiten Theil zu streichen oder durch eine mildere Fassung zu ersetzen. Wendt (Karlsruhe) meint, die schriftliche Leistung sei eine Consequenz des mündlichen Unterrichts, aber die Extemporalien würden zu einer Gottesgeissel. Wolle man sie schreiben lassen, so dürften die Forderungen nicht zu hoch gestellt werden; wenn nicht die meisten Schüler die Aufgabe richtig lieferten, so taugten sie nichts. Man solle die Schüler nichts schreiben lassen, was sie nicht ganz schön schreiben können. Auch er wünscht ein Buch mit zusammenhängenden Stücken möglichst früh. Jäger spricht sich wie die anderen Herren für den ersten Theil der These aus, in Betreff des zweiten stimmt er Steinbart bei. Bei Klassen von 50—60 Schülern werde der Unterricht ohne Buch sehr schwer; nicht ein Engel könne die Menge eine halbe Stunde aufmerksam erhalten. Durch allzuviele mündliche Uebungen könne man die Schüler auch allzu schlagfertig machen, und dann entstehe ein auffallender Unterschied zwischen mündlichen und schriftlichen Uebungen. Den Zweifel, dass unsere Lehrer nicht im Stande seien, selbst Beispiele zu bilden, weist Probst entschieden zurück. Eckstein fasst schliesslich die Erörterung zusammen. Mit dem ersten Theile der These seien die Herren allgemein einverstanden gewesen. Auf die Frage über den Werth der Extemporalien wolle er nicht eingehen; bei vielen Schülern würden es Schmieralien. Wenn Schultz an Ciceros Wort vom stilus erinnert habe, so scheine er nicht daran zu denken, dass Cicero an jener Stelle dem jungen Römer, der sich zum Redner bilde, und auch dem Redner selbst fleissiges Schreiben empfehle, nicht dem Anfänger. Den Werth, welcher für den Schüler aus dem Gebrauche der Uebungsbücher erwachse, halte er für sehr problematisch, zumal bei der Orthographie gar vieler solcher Bücher. Mehr würde die fleissige Benutzung der Wandtafel für das Wortbild nützen. Der Zweifel an der Befähigung der Lehrer habe ihm leid gethan; sollte wirklich die Benutzung solcher Uebungsbücher uns so weit heruntergebracht haben, dass die Schlagfertigkeit der Lehrer für Imitationen und Variationen bereits geschwunden sei? Klassen von 50—60 Schülern seien ein Missstand, den keine Schulbehörde dulden solle. Die Bevorzugung der schriftlichen Leistungen bei allen Prüfungen habe zu den gerügten Uebelständen geführt und zugleich die lebendige Theilnahme an der Lectüre beeinträchtigt. Der erste Theil der These wird einstimmig angenommen; für den zweiten Theil findet die Schultzsche Fassung eine zweifelhafte Majorität.

Digitized by Google

These 5. Mit dem Sprechen des Latein kann schon auf dieser Stufe begonnen werden — die eine Belebung des Unterrichts und Erhöhung des Interesses bezweckt, wird von der Majorität gebilligt.

Ausserdem waren für die pädagogische Section angemeldet: 1) ein Vortrag des Oberlehrers Dr. Meyer (Herford): „Sind die Klagen über die geringen Leistungen der Gymnasien begründet, und ev. welche Mittel sind geeignet denselben abzuhelfen?“ und 2) von Oberlehrer Dr. Holzweissig (Bielefeld) Thesen „über die Verwerthung der Resultate der vergleichenden Sprachforschung für die elementare Darstellung der griechischen Casussyntax“.*) Da der herankommende Abend eine Fortsetzung der Sitzung bedenklich erscheinen liess, wünschte Probst wenigstens die Ansichten des Dr. Meyer zu hören, wogegen Schrader erklärte, dass man keinen Nutzen aus dem Vortrage ziehen werde, wenn sich nicht eine Erörterung an denselben anschliesse. Inzwischen war doch eine kleine Majorität für das Anhören; die Versammlung musste aber darauf verzichten, weil Dr. Meyer gar nicht anwesend war. Geh. Rath Schrader sprach dem Präsidium den Dank aus, und Eckstein schloss die Verhandlungen unter freudiger Anerkennung der zahlreichen Betheiligung und des regen Interesses an den Sectionsverhandlungen.

*) 1. Ein wirkliches Verständniss der griechischen Casussyntax — namentlich der Grundbedeutung der griechischen Casus und ihres Verhältnisses zu den Präpositionen — ist ohne die Hilfe der Resultate der vergleichenden Sprachforschung nicht erreichbar.

2. Die vergleichende Sprachforschung hat zu sichern Resultaten geführt, so dass eine Darstellung der griechischen Casussyntax auf Grund derselben ermöglicht ist. Nach denselben ist der griechische Gen. den syntactischen Functionen nach
   1) eig. Gen. (entspr. lat. Gen.), mit eigentlichen Präpositionen verbunden;
   2) Woher-Casus (Stellvertr. des lat. Abl. sep., comp., causae, pretii); auch mit Präpositionen verbunden;

   der griech. Dativ
   1) eig. Dativ (entsp. lat. Dat.); nie mit Präpositionen verbunden;
   2) Wo-Casus (Stellvertr. des lat. Abl. loc. und temp.); auch mit Präpositionen verbunden;
   3) Casus des Mitverhältnisses zum Ausdruck
      a) der Begleitung mit und ohne Präpos. σύν
      b) der begleitenden Umstände mit und ohne Präpos.
      c) des Mittels, der mitwirkenden Ursache

      } wie im Lat. der Abl. mit und ohne cum.

3. Auch die elementare Darstellung der griech. Casussyntax muss auf dieser Grundlage aufgebaut werden; denn
   a) nur dadurch wird ein wirkliches Verständniss des Gebrauchs der griech. Casus ermöglicht;
   b) dadurch kann der grammatische Unterricht in erhöhtem Grade der formalen Bildung der Schüler dienen;
   c) dadurch wird die gedächtnissmässige Aneignung erleichtert.

4. Von Verwerthung der Resultate der vergleichenden Sprachforschung für die elementare Behandlung und Darstellung der griechischen Casussyntax kann nur in so weit die Rede sein, als dadurch die Erreichung der Aufgabe des grammatischen Unterrichts erleichtert wird. Der grammatische Unterricht selbst ist auf das Wesentlichste zu beschränken; seine Aufgabe ist, in das Verständniss der sprachlichen Thatsachen einzuführen, damit durch die Kenntniss der Sprache das Verständniss der klassischen Litteratur Griechenlands dem Schüler ermöglicht werde.

Digitized by Google

II. Archäologische Section.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 26. September.

Nachdem die Sitzung der Section, zu der 98 Mitglieder eingeschrieben waren, durch den Gymnasial-Oberlehrer Otto (Wiesbaden) eröffnet war, wurde Hofrath Prof. Dr. Urlichs (Würzburg) einstimmig zum Vorsitzenden erwählt. Zu Schriftführern der Section wurden Dr. Köhler (Cassel) und Dr. Widmann (Wiesbaden) vorgeschlagen und gewählt. Der Vorsitzende dankte Herrn Otto für seine Bemühungen, durch die er die Verhandlungen der Section vorbereitet habe. Hierauf wurden der Versammlung hundert Exemplare einer Begrüssungsschrift des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland (vgl. S. 9) durch Professor Dr. Stark (Heidelberg) überreicht, wobei derselbe jenen Verein der Huld der Philologenversammlung empfahl.

Wegen vorgerückter Zeit wurde nur noch die Tagesordnung für die nächste Sitzung festgestellt und darauf die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 27. September.

Die Sitzung begann um 8 Uhr mit einer Discussion über die in der Plenarsitzung von Prof. Dr. Ernst Curtius vorgezeigten Sculpturen und Photographien. Zuerst theilte derselbe auf Anfrage des Vorsitzenden mit, dass zu mehreren der aufgestellten Köpfe von den Giebelsculpturen des Alkamenes sich noch andere Körpertheile gefunden hätten, die aber noch nicht angefügt seien.

Director Dr. Albert Müller (Flensburg) fragt über eine Gruppe, an welcher mehrere Hände sichtbar sind.

Prof. Curtius erklärt diese: Der Kentaur hat die Frau umfasst; diese wehrt sich mit den Händen. Der rechte Vorderfuss des Kentauren schliesst sich wie eine Klammer um ihren Leib.

Prof. Kopf (Baden-Baden) wird gebeten über die einzelnen Köpfe einige technische Bemerkungen zu machen und theilt folgendes mit: Die Haare seien vom Künstler absichtlich nachlässig bearbeitet worden, um eine richtige Lichtwirkung hervorzurufen.

Digitized by Google

Bei grossen Massen zeige sich Fleisch und Haar durch den Unterschatten sehr deutlich. Der Kopf sei so schön, dass er des Phidias würdig sein könnte. An dem zweiten Kopfe zeuge namentlich die individuelle Bildung des Auges und Mundes von grossartiger Empfindung. Es sei wohl der beste der ganzen Sammlung. Der Künstler habe gestrebt der Natur besonders nahe zu kommen. Das Material hält Redner für pentelischen Marmor.

Oberst v. Cohausen (Wiesbaden) fragt, ob die Haarwulste nur Bosse seien.

Prof. Kopf zeigt, dass ihre Bildung schwieriger sei als die einzelner Haare. Die Frauenköpfe seien offenbar sorgfältiger gearbeitet als die Köpfe der Sklaven; doch seien hier die Haare herausgearbeitet. Je grösser ein Schatten sei, desto schwärzer erschienen die Haare. So sei der Bart des Kentauren oben weich gearbeitet was den Ton von weissgrau gebe. Vorn aber habe der Künstler scharf hineingehauen, um eine dunklere Färbung zu bewirken. Ueberhaupt sei bei den Alten das Streben nach malerischem Effect grösser gewesen als man meine. — Das Fleisch des Kentauren sei weich behandelt; das Fleisch am Knochen trete mit seltenem Verständniss hervor.

Director Dr. Classen (Hamburg) fragt, wie bei dem Giebelfelde des Paionios das πρό des Pausanias zu verstehen sei, ob im Sinne von vor einander oder in gleicher Richtung, und ob das Giebelfeld Raum biete für eine Figur vor den Pferden.

Prof. Curtius antwortet: Nach meiner Meinung haben die Pferde schräg gestanden, nicht parallel mit dem Tympanon. Dann wird der vordere Pferdeleib durch die davor sitzende Figur gekreuzt. Auf der zuletzt veröffentlichten Zeichnung wird das πρό des Pausanias so gedeutet, dass man den Wagenlenker vor die Pferdeköpfe setzt. Für einen Mann wie Myrtilos aber ist das ein sehr unvortheilhafter und unpassender Platz. Zwischen Sterope und seinem Gespann ist der Wagenlenker eingeklemmt. Die ἅρματα fehlten, was technisch ein Vortheil ist; es sind bloss die Pferde da. Der Wagenlenker kauerte neben den Pferden und hielt die Zügel in der Hand. Jedes der Pferde steht mit vier Hufen auf der Erde, und doch ist es kein todtes Dastehen. Die Köpfe sind z. Th. gut erhalten. Ein Pferd ist freie Sculptur, die anderen gehen in Relief über. Die grösste Schwierigkeit bleibt immer die richtige Aufstellung der beiden Hippokomen.

Dr. Flasch (Würzburg) weist auf den Gegensatz zwischen Giebelstatuen des Parthenon und denen von Olympia hin. Das Nackte ist am Parthenon sehr fest markirt. Die Haarbildung der Parthenonstatuen leitet zur Vermuthung, dass da ein freierer Stil vorhanden sei, denn da sehen wir die einzelnen Haare sehr ausgeführt. Was die Behandlung des Gewandes angeht, wer kennt nicht die scharf markirten Parthenongewänder? Dies alles finden wir bei dem Giebel des Paionios nicht. Wir sehen die Gewandung zwar ganz gut behandelt; allein der grosse, freie Schwung fehlt. An der Gewandung finden sich Verdrückungen und Unwahrheiten, und die Zusammenschiebung grösserer Massen ist nicht vorhanden. Redner weist auf eine Gewandfalte und zeigt, dass ihre Behandlung den Beschauer verletze. Er schliesst aus allem, dass der Künstler noch nicht recht fertig war, wie der Künstler des Parthenon. An dem Giebel sind entschieden zwei Behandlungen des Nackten zu unterscheiden. Das ist auffallend. (Redner ersucht hier Herrn Prof. Curtius Photographien aus dem Ostgiebel zur Verfügung zu stellen.) Bei Oenomaus sind z. B. die Fleischtheile sehr mager, während bei Zeus und beim Wagenlenker eine ausserordentliche Fülle der Fleischtheile hervortritt. Also ein Fortschritt am Giebel selbst! — Wie verhält sich nun Paionios zur Schule des Phidias? Brunn, dem

Digitized by Google

wir so viel verdanken, sagte, Paionios sei ein ganz anderer Meister, stamme aus der nordgriechischen Schule. Er hat sich dieselbe zusammengestellt, ohne Kenntniss von den letzten Funden gehabt zu haben. Wie verhält sich Alkamenes zu Paionios? Das ist es, was ich gestern und heute gelernt habe; ich sage: Paionios und Alkamenes stehen sich so nahe, dass Niemand ihre Werke hätte unterscheiden können, wenn man sie promiscue gefunden hätte. Man könnte höchstens sagen: „vielleicht an der Hand", aber nur „vielleicht". Bei den Nymphenfiguren findet sich z. B. ein Gewand, das ganz scharf auf der Kante herläuft. Bei Paionios schliesst sich die Kante in einer ganz kleinen Falte und fällt herunter, ohne dass grosse Massen gebildet werden. Es ist eine solche Eigenthümlichkeit, dass wir sagen müssten — wenn wir es nicht anders wüssten —: Ein Künstler hat dies gemacht. Die beiden Männer stehen sich so nahe, dass ich nicht mehr weiss, wie ich sie trennen soll. Mir scheint, wir dürfen sie in Betreff der Schule nicht mehr trennen.

Prof. Dr. Hagen (Bern) findet es auffallend, dass bei Pausanias der Flussgott Kladeos auf Seite des Pelops sei. Da Pelops Sieger sei, so sollte eigentlich der Hauptfluss, also der Alpheus, auf dessen Seite stehen. Jedenfalls könnten die beiden Flussgötter doch nicht sich direct gegenüber, also auf gleiche Stufe gestellt werden. Es fragt sich somit: Ist nicht vielleicht bei der Aufstellung ein Fehler gemacht worden, oder hat Pausanias falsch berichtet?

Prof. Curtius antwortet: Alpheios konnte auf der Seite des gegenwärtigen und auf der des zukünftigen Herrschers seine Stelle haben. Die Funde sprechen gegen Pausanias.

Prof. Stark machte darauf folgende Bemerkungen: Ich meine, es ist das schönste Vorrecht neuer Entdeckungen, dass sie zugleich neue Probleme schaffen. So hat uns der gestrige Vortrag des Herrn Prof. Curtius eine Fülle neuer Probleme gezeigt. In Bezug auf die künstlerische Seite, deren Erforschung eine längere Zeit erfordert, möchte ich nur bemerken, dass die Gewandung mir eine eingehende Vergleichung mit den Kunstwerken von Phigalia zu gestatten scheint. Bei denselben ist die Gewandung auch ganz anders behandelt, als am Parthenon. Ich spreche es als Wunsch aus, dass man den Fries zu Phigalia, der fast in demselben Jahre oder nur wenig Jahre später von der attischen Künstlercolonie im Peloponnes gebildet worden ist, im Zusammenhang mit den olympischen Giebelsculpturen betrachte. Uebrigens möchte ich auf zwei Punkte hinweisen: der erste betrifft den mittleren Kopf. Je mehr man sich mit Pausanias beschäftigt, um so bedenklicher erscheint es, ihn eines Irrthums zu zeihen, besonders wenn es sich um Dinge handelt, die von sacraler Bedeutung sind. Es ist vortrefflich, was der geehrte Herr Redner in Bezug auf die Verschiedenheit des östlichen und westlichen Giebels gesprochen hat; aber um so mehr wird es mir bedenklich, auf dem Westgiebel eines Zeustempels die Gestalt des Apollo in die Mitte zu stellen. Die Stellung auf der Westseite widerspricht dem Charakter des Apollo als des Sonnengottes. Pausanias beschreibt die mittlere Gestalt ausdrücklich als die des Peirithoos. Ich kann nicht leugnen: ich würde die Auffassung, den Apollo auf die westliche Seite gesetzt zu sehen, nicht gerne annehmen. Zweitens würde ich mich sehr freuen, Spuren aufzufinden dafür, dass der Apollocultus in Olympia so hervorragend war, um ihm eine solche Stellung an dem Tempel zu geben. Es ist ja nicht unmöglich, dass Apollo im Kampfe der Lapithen und Kentauren eine Rolle gespielt

Digitized by Google

hat. Aber die Dichtungen weisen ihm keine recht fassbare Rolle dabei zu. Ich glaube, dass diese Kentauromachie nicht bloss aus Liebhaberei der Attiker für ihre Darstellung hervorgegangen ist, sondern dass wir darin einen allgemein griechischen Mythos haben, der bekanntlich auch im Peloponnes, in Arkadien zu Hause war. Aber bis jetzt fehlt mir der Zusammenhang zwischen Apollo und Kentauromachie. Bezüglich der Auffassung des Apollokopfes frage ich: Sind Fragmente der ganzen Statue gefunden? (Antwort: Nein.) Der Kopf ist um ein Drittel grösser als der andere, aber nicht grösser als der des Kentauren. Es ist berechtigt, dass die mittlere Figur eines Giebels ein gewisses Gegengewicht gegen die andern hält. Der Kopf ist mir für Apollo nicht schön genug. Er hat z. B. ein unschönes Auge. Man soll sich ja hüten, ihn ohne weiteres für einen Apollokopf zu erklären. Peirithoos nimmt in dieser Sage eine besondere Stellung ein. Sollte er es trotz der anscheinenden Ruhe nicht sein können?

Auf diese Ausführungen erwiderte Prof. Curtius: Dass die dem Westgiebel zu Grunde liegende Sage ein Problem ist, erkenne ich gerne an. Der Kopf macht einen exceptionellen Eindruck. Die Grösse, die Würde und die Stellung in der Mitte sprechen gegen die Auffassung als Peirithoos. Wie sollte er so ruhig in der Mitte dastehen und seine Freunde allein kämpfen lassen, wenn es sich um seine Braut handelt?

Die Frage des Prof. Urlichs, ob es sicher sei, dass die Hestia in den Giebel gehöre, wird von Prof. Curtius bejaht. Derselbe weist zugleich hin auf die Ungleichheit in der Behandlung der Gewandung in demselben Giebelfelde. Attische und nichtattische Hände seien zu unterscheiden. Bei manchen Figuren ist die Gewandung trefflich gemacht; die senkrecht herunterfallenden Falten sind vorzüglich.

Da Niemand mehr in dieser Angelegenheit das Wort verlangt, so bittet der Vorsitzende, zum zweiten Gegenstand der Sitzung überzugehen; er ersucht also Herrn Prof. Curtius, seinen Vortrag über die Topographie des alten Athen zu halten.

Prof. Curtius: Meine Herren! Die Aufgabe, welche mir während des letzten in Griechenland verlebten Winters ausser Olympia oblag, war die erneute Beschäftigung mit der athenischen Topographie. Durch besondere Güte des Grafen Moltke hatte ich die Begleitung des Vermessungsinspektors im Gr. Generalstab, des Herrn Kaupert, durch den es endlich gelungen ist, von Athen und seiner Umgebung ein unbedingt zuverlässiges Bild herzustellen. Es liegen zwei Aufnahmen vor, eine im Massstab von 12,500, die andere im Massstab von 4000. Die erste ist bis jetzt nur in der Platte vorhanden, wird aber bis Ostern im Stich fertig sein. Heute kann ich nur das zweite Blatt vorzeigen. Es stellt in farbigem Steindruck die Südwestseite Athens dar, denjenigen Theil der Stadt, wo wir noch ganz auf dem Boden des Alterthums stehen, wo wir alle Spuren des Alterthums, die in die Felsen eingegraben sind, vor uns haben. Auf diese Felsspuren hat man lange Zeit gar kein Gewicht gelegt. Mir ist nun gerade diese Seite, die von Neu-Athen abgelegene und seit der Zeit der Perserkriege mehr unbewohnte, wo man noch heute die Einrichtung der Alten sieht, von jeher besonders anziehend gewesen. Deshalb ist mir auch dies Blatt so werth. Sie haben hier die Spuren der alten Ansiedelungen in ganzem Umfange vor Augen, und das Terrainbild ist um so wichtiger, da dies merkwürdige Felsgebirge durch Steinsprengung in fortwährender Zerstörung begriffen ist. Darum kam es darauf an, die Aufnahme zu beeilen. Bei denjenigen, welche in Athen heimisch sind, kann es keine Frage sein, dass hier Niederlassungen sehr früher Zeit zu erkennen

Digitized by Google

sind. Wir sehen deutliche Spuren von Strassen und Treppen, alte Hausplätze, grössere und kleinere, einzelne und zusammenliegende, Altarplätze, Gräber, die noch nicht aus der Stadt der Lebendigen ausgesondert waren; Versammlungsplätze, Sitze, Zisternen, Vorrathsräume; kurz Alles, was zu einem antiken Gemeindeleben gehört, finden wir hier beisammen. Darum also ist der vorliegende Plan eine neue Urkunde über das älteste Athen. Seitdem bin ich an verschiedenen Stellen der alten Welt, in Pergamon, Smyrna, Ephesos diesen alten Felsspuren nachgegangen. Ich habe versucht von diesen Felsanlagen genaue Darstellung zu geben und habe für meinen Atlas von Athen photographische Aufnahmen machen lassen, nach denen die in Lichtdruck vervielfältigten Zeichnungen gemacht sind. Bis jetzt hatte man nur Terrainkarten in grösserem und kleinerem Massstabe, sowie Grundrisse und Ansichten von Denkmälern. Es gibt aber eine Reihe sehr alterthümlicher Anlagen, von denen man keine Darstellung hatte, und es war nicht möglich, sich ausserhalb Athens eine Anschauung zu verschaffen von solchen Plätzen, deren Namen uns allen vom Gymnasium her eingeprägt sind und deren Anschauung dazu gehört, um in Athen heimisch zu sein, z. B. Kallirrhoe, Areopag, Pansgrotte, Apollogrotte. Ich habe also solche Bilder herstellen lassen. Hier haben Sie Ansichten von der sogenannten Felsenstadt, vom Nymphenhügel. Auf dem ersten Blatt sehen Sie in scharfen Umrissen die alten Hausplätze. Es ist unter Umständen schwierig, Hausplätze und alte Steinbrüche zu unterscheiden. Wo wir jedoch Plätze finden, bei denen einzelne Abtheilungen durch Querwände rechtwinkelig von einander getrennt sind, wo wir die Eingänge erkennen und einen Complex zusammengehöriger Räumlichkeiten, da haben wir es sicher mit Hausplätzen zu thun. Solche Hausräume sehen wir hier dargestellt. — Auf dem zweiten Blatt ist ein antiker Altarplatz mit Stufen und Estrade. Diesen photographisch aufgenommenen Ansichten entsprechen geometrische Grundrisse, welche in Holzschnitt dem Texte eingedruckt werden. — Ein drittes Bild zeigt Ihnen den Siebensesselplatz. Hier befindet man sich auf einer Terrasse, wo man das Meer schön überblickt; da sieht man erst, welch wundervolle Lage Athen hatte. Hier vor dem Nordwind geschützt, ist eine Reihe von sieben Sesseln, im gewachsenen Felsen ausgehauen, die natürlich erst ausgegraben werden mussten, da sie alle bis an den Rand verschüttet waren. Die nähere Bestimmung dieses monumentalen Sitzungsraumes ist schwer anzugeben. Neulich waren schon Stücke dieser Sessel weggebrochen. — Viertens sehen Sie, wie durch alte Steintreppen eine Terrasse von Wohnungen mit der andern verbunden wird. In den dabei befindlichen Nischen waren Götterbilder aufgestellt, die an den Wänden der Wohnungen zu stehen pflegten. — Dann habe ich auch versucht, solche Räume, die sich der Darstellung am meisten entziehen, darzustellen, nämlich das Innere von Felsgrotten. Von diesen ist keine wichtiger als die Grotte des Apollon und der Nymphen am Hymettos. Da haben Sie dieses Heiligthum, das merkwürdigste dieser Art aus dem ganzen Alterthum. Sie sehen Götterbilder. Escharen, Altäre, dann das Bild des Archedamos aus Thera, der sich selbst als Handwerksmann dargestellt hat in roher Weise, aber lebendig, mit Hammer und Meissel. — Redner zeigt noch die Abbildung eines alten Familiengrabes auf der Strasse nach Sunion und den mit Weihenischen angefüllten Fels bei dem Aphroditeheiligthum auf dem Wege nach Eleusis. — Auf einem weiteren Blatte sind Gräber und Felswohnungen abgebildet, die am Südabhang des Museion liegen. Hier haben Sie auch das Innere eines grossen mehrtheiligen Grabes. Das Grab ist ganz nach Art eines Wohnhauses gemacht, dessen

Digitized by Google

Holzdecke nachgebildet ist. Hier das herrlich gelegene Felsgrab neben der Kapelle des h. Demetrios, das ich auch zum Zwecke der Aufnahme erst habe ausgraben lassen. Endlich, meine Herren, hier ein Blatt mit den Ansichten wichtiger Plätze, die allen bekannt, aber den wenigsten anschaulich sind: 1) Ein Absturz des Museion, an dem wir sehen, wie Felsen mit Votivnischen durch Erdbeben zerspalten sind. 2) Der Areopag von der Akropolis aus gesehen. Unter diesen Felsen war das Heiligthum der Semnai, welches durch Felssturz verschüttet ist; ein Beweis, wie sich an gewissen Stellen der Boden verändert hat. 3) Die Kallirrhoe. Da schliesst das obere Ilissosthal ab. Ist der Ilissos wasserreich, so stürzt das Wasser noch heute von diesem Felsen herunter. In der Regel aber sickert es unter den Felsen durch. Sie sehen die Mündungen, aus denen einst das Wasser hervorsprudelte. 4) Die beiden Grotten, von welchen die eine die des Apollo, die andere die Pansgrotte ist. Die Mauer gehört zu der Bastion, welche die Klepsydra umschliesst. Vom Bau der Klepsydra liegt ein besonderer Plan vor.

Ausser den angeführten bildlichen Darstellungen wird der in Jahresfrist erscheinende Atlas die Karte von Athen und Umgebung im Massstab von 12,500, das südwestliche Athen im Massstab von 4000 und einen Plan von Alt-Athen enthalten, der in die Aufnahme der jetzigen Stadt hineingezeichnet ist, mit Angabe aller antiken Wege, die zum ersten Male auf das Genaueste verzeichnet sind. Das Hauptverdienst bei dieser wichtigen Arbeit gebührt dem Vermessungsinspector beim grossen Generalstab, Herrn Kaupert. Der Peiraieus ist auch neu aufgenommen durch Herrn Premierleutnant von Alten. Im nächsten Winter wird die Gegend am Hymettos aufgenommen. So schreitet die wissenschaftliche Ortskunde von Attika sicher vorwärts.

Der Vorsitzende, Prof. Urlichs, dankt dem Vortragenden Namens der Versammlung und zeigt darauf den Theil eines Kopfes aus dem Museum zu Würzburg. Dasselbe besitze eine bedeutende Menge von Trümmern und Splittern, die sämmtlich aus der Umgegend der Akropolis stammen, darunter auch jenes Stück. Es sei muthmasslich ein Stück von den Metopen des Parthenon. Wir sehen einen Kentaurenkopf mit eingeschnittenen Rändern an den Augen. Der Marmor stimmt mit dem übrigen überein. Die ganze Behandlung spricht dafür. Die Unterschiede in den Dimensionen sind täuschend. Die hohe Stirn scheint eines Phidias würdig. Man könnte sogar vielleicht den Hals finden, auf welchen dieser Kopf passte.

Prof. Dr. Hermann Hagen (Bern), dessen Vortrag über die Funde von Aventicum, dem heutigen Avenches, ursprünglich für eine spätere Sitzung angesetzt war, legt auf die Einladung des Präsidenten, um die noch übrige halbe Stunde der für die Sitzung zugemessenen Zeit auszufüllen, vorläufig eine Anzahl von Photographien und sonstigen Abbildungen von Fundgegenständen aus Avenches vor, indem er dieselben mit kurzen Erläuterungen begleitet. Wir können diese Fundgegenstände eintheilen erstens in solche, welche sich an Ort und Stelle vorfinden, wie z. B. Mauern, Thürme, sonstige architektonische Reste, und zweitens in solche, die jetzt im dortigen Museum aufbewahrt werden. Ausserdem jedoch haben wir noch eine dritte Klasse von solchen Stücken aufzustellen, die früher bekannt waren, aber seither verloren gegangen sind, z. B. mehrere Mosaikfussböden, darunter einen besonders werthvollen mit Darstellungen aus dem bakchischen Kreise, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Franzosen zerstört wurde, als diese ihre Pferde in der zum Schutze darüber errichteten Hütte unterbrachten. Eine

Digitized by Google

alte Abbildung von dieser an pompejanische Kunst erinnernden, auch dem Inhalt nach bedeutenden Mosaik befindet sich in dem unten zu erwähnenden Atlas des Architekten Ritter; dieselbe ist, jedoch nur zum Theil, nach dem Original (von Maler Aberli) angefertigt. Den grössten Theil kennen wir nur aus einem durch Ritter besorgten Kupferstich, den derselbe hinterdrein mit den Farben des Originals versehen hat, so dass wir wenigstens aus der Malerei dieser Figuren entnehmen können, welche Farbeneffecte das Ganze hervorbrachte. Der Redner geht nun die mitgebrachten Abbildungen von Fundgegenständen durch: zuerst eine kleine Photographie von Avenches selbst, dann das Bild einer zu einem Portikus gehörigen Säule (des sog. Cigogniers), ferner Photographien von Friesstücken, Köpfen, besonders eines Jupiterkopfes, weiter einen Satyr mit der vannus, einen Apis mit Amor, einen Apispriester, einen Schauspieler mit der Aufschrift DOVI, was man für die Anfangsbuchstaben von vier verschiedenen Worten zu halten hat; Vasen von Terracotta, eine andre von Marmor. Redner fügt hier bei, es seien viele Aschenkrüge gefunden worden, aber vollständige mit Asche u. s. w. nur in geringer Anzahl. Unter den Photographien befindet sich auch die einer solchen Todtenurne aus hellgrünem Glas, vollständig erhalten und mit den Resten von zwei kleinen Kindern angefüllt, welche vor wenigen Jahren beim Bau der Broye-Thalbahn in einer ausgemauerten Nische gefunden wurde, und dabei ein thönernes Saugnäpfchen für Kinder. Andere Blätter enthalten Darstellungen einer bronzenen Votivhand, eines Armes und Flügels eines Amor, einer sitzenden Figur, einer jungen Faunin u. s. w., namentlich auch einer grossbauchigen Urne, die aus Mauretanien stammte und mit etwa 80 wohlerhaltenen Datteln gefüllt war, von denen ein Exemplar vorgewiesen wurde. Nebenan war eine ähnliche Urne voll Oliven gefunden worden. — Ausser diesen Photographien, welche Redner der Güte des Herrn Pfarrer Vionnet von Etoy, Kanton Waadt, verdankt, legt derselbe der Section einen jetzt auf der Berner Stadtbibliothek befindlichen Atlas des Architekten Ritter vor. Derselbe war in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts von der Bernischen Regierung nach Avenches geschickt worden, um für Erhaltung der Antiquitäten zu sorgen; er hat einige Ausgrabungen veranstaltet und fertigte selbst Handzeichnungen, Aquarellen, Grundrisse u. s. w. von dortigen Bauten an, die deshalb von hohem Werth sind, weil viele dieser Gegenstände gegenwärtig entweder ganz oder theilweise zerstört sind.

Die Sitzung wurde geschlossen um 10 Uhr.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Morgens 8¼ Uhr.

Prof. Hagen hält den bereits gestern eingeleiteten Vortrag über Aventicum, nachdem er im Namen seiner Schweizer Collegen für den herzlichen Empfang gedankt hat, der ihnen von der deutschen Philologenversammlung zu Theil wurde. Er spricht zuerst über den Namen, der von dem Namen der Stadtgöttin Aventia abzuleiten sei, deren mehrmals auf Inschriften gedacht wird. Die Stadt wird darnach ursprünglich Aventia geheissen haben, wie sie noch bei Gottfried von Viterbo genannt wird, dagegen setzte sich der Name Aventicum, was vormals wohl das ganze Gebiet der Stadt bezeichnete, als officielle Benennung der Stadt selbst fest. Den Namen Aventiculum trägt sie dann

Digitized by Google

im 4. bis 5. Jahrhundert, nachdem sie durch Zerstörung auf einen kleinen Theil reducirt worden war. Namentlich macht Redner hier auf eine Zahl eigenthümlich klingender, räthselhafter Namen aufmerksam, welche bestimmte Theile des alten Stadtgebiets heute tragen und die zum Theil als Benennungen der alten Quartiere oder insulae zu betrachten sein dürften. Mit Zugrundelegung einiger Karten und Pläne, vor allem eines 5 Fuss hohen Planes der alten Stadt, welcher dem von Bursian seinen sorgfältigen — vom Vortragenden überall mit Dank benützten — Forschungen über Aventicum beigefügten nachgebildet ist, erläutert er dann die geographischen und topographischen Verhältnisse des heutigen Avenches (2 Stunden südlich von Murten gelegen) und des alten 1¼ Stunde im Umkreis haltenden Aventicum. Die Ansicht, dass Aventicum früher an den Murtener See angestossen habe, wird bestritten auf Grund von Resten alter Villenfundamente, welche zwischen der Stadt und dem See aufgefunden wurden. Dagegen führte ein Kanal vom See zur Stadt. Derselbe ist noch auf einem alten Plan aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu sehen; auch hat man Fundamente von Brückenübergängen in der auf jenem Plane angegebenen Richtung gefunden. — In Aventicum selbst sind alle grossen Bauten, von denen heute noch Reste vorhanden sind, auf die Flavier, speciell Vespasian zurückzuführen, was daraus erklärlich ist, dass Vespasians Vater Sabinus als Bankier in Aventicum gelebt und Vespasian selbst höchst wahrscheinlich seine Jugend dort zugebracht hat. Von Vespasian und Titus finden sich auch besonders viel Münzen in Helvetien. Möglicherweise ist auch eine Marmorinschrift auf Sabinus zurückzuführen.

Nach einem kurzen Ueberblick über die Geschichte der Stadt, der mit dem Bericht des Tacitus hist. I, 67 sq. begann und mit den burgundischen Zeiten schloss, ging Redner über zur Besprechung der noch erhaltenen Alterthümer, zunächst der baulichen. Die Ringmauer lässt sich noch ganz verfolgen. Sie hatte eine Dicke von 12 Fuss und eine Höhe von wahrscheinlich 25 Fuss. Auch ein Thurm ist noch vorhanden. Es waren aber im ganzen etwa 80 Thürme da, die in einer Entfernung von je 200—300 Fuss von einander standen. Die ganze Mauer war etwa 1¼ Stunde lang. Es hatte also die alte Stadt einen bedeutend grösseren Umfang als die jetzige, welche in wenigen Minuten durchmessen ist. Die Reste des alten Avenches sind jetzt theils angebaut, theils wüst. Das alte Strassennetz ist deutlich erkennbar, besonders zwei grosse sich rechtwinklig kreuzende Strassen, mit welchen die andern parallel gehen. Ausser Mauer und Thurm sind ein Amphitheater und ein gewöhnliches Theater noch in den Fundamenten erhalten. Allein die Mulde des Amphitheaters fasst 8000 Menschen, das Theater ca. 10000. Ferner steht noch eine 37 Fuss hohe Säule, Cigognier genannt, die von einem Porticus herrührt, und zwar einer schola, wie eine in der Nähe gefundene Inschrift zeigt. — Das heutige Avenches, in eine Ecke der Ringmauer geschmiegt, befindet sich wahrscheinlich an der Stelle der alten Akropolis, wo der Tempel der Göttin Aventia stand. Eine systematische Ausgrabung hat hier leider noch nicht stattgefunden, aber auch die Untersuchung der übrigen Quartiere der alten Stadt beschränkt sich lediglich auf gelegentliche Funde, die man beim Umackern der Felder machte, und hat sich selten auf eine grössere Tiefe als 2 Fuss erstreckt.

Darauf machte der Vortragende Mittheilungen über die litterarischen Denkmäler aus dem alten Aventicum, über die Inschriften, deren sich in Avenches selbst noch eine ziemlich grosse Zahl befindet. Andere sind jetzt ausserhalb Avenches aufgestellt, so einige in Münchenwyler, in Murten, dann der Leugenstein von Sitten und sämmtliche Amsol-

Digitized by Google

dinger Inschriften, welche jetzt theilweise nach Thun gebracht worden sind. Wenn auch diese Inschriften ziemlich weit von Aventicum gefunden worden sind, so sind sie dennoch mit Sicherheit noch als von dort stammend zu bezeichnen. Redner führte den Nachweis dieser Behauptung speciell hinsichtlich der Sittener Inschrift und derer von Amsoldingen ($1^1/_2$ Stunde von Thun, am Fusse des Stockhorns), erstens gestützt auf innere Gründe, wie den Inhalt der Inschriften, Namen, die sonst auf Avencher Inschriften häufig vorkommen u. s. w., zweitens aber mit Hülfe eines äusseren, durchschlagenden Grundes, nämlich der mineralogischen Bestimmung des Materials. Weder der Sittener Leugenstein, der eine Entfernung von 17 Leugen ($8^1/_2$ Stunden) von Aventicum angibt, ist aus dort einheimischem Gestein gehauen, noch der Amsoldinger Leugenstein, der 7 Leugen ($3^1/_2$ Stunden) von Aventicum aufgestellt gewesen zu sein behauptet, sammt den übrigen Amsoldinger Inschriften, Säulen und Kapitälen, ist aus Stockhorngestein gebildet, was die Einheimischen Mommsen gegenüber versichert hatten, sondern das Material für alle lieferte der sogenannte Néocomien oder gelblichweisse Juramarmor, welcher bei Neuenburg gebrochen wird und, was die Hauptsache ist, fast für sämmtliche Bauten und Inschriften von Avenches in Anwendung gekommen ist. Die Verschleppung wurde wahrscheinlich dadurch veranlasst, dass die im 8.—9. Jahrhundert gebaute Propstei von Amsoldingen mit dem früher in Avenches residirenden Bischof von Lausanne in Verbindung stand. — Zu den vier älteren Inschriften von Amsoldingen kam vor zwei Jahren eine fünfte*), welche bei der Neubestuhlung der dortigen Kirche zum Vorschein kam und jetzt im Garten des Herrn von Tscharner zu Amsoldingen aufgestellt ist. Dieser Inschriftenstein enthält folgende, bisher noch nirgends publicirte, trefflich erhaltene Grabschrift:

D· M·
POMP · HOSPITAE
FEMINAE SANC
TISSIMAE QVAE
VIXIT ANN·XXXII
GEMIN · VICTV⌟
LVS CONIVG N
COMPAR · F · C ·

Rücksichtlich der übrigen Amsoldinger Inschriften sowie der wissenschaftlichen Bereicherung, welche die Entfernung derselben aus der früher als Keller des Pfarrhauses dienenden, mit verfaulenden Kohlstrünken u. s. w. angefüllten Krypta für die richtige Lesung einzelner Worte zur Folge hatte, verwies schliesslich der Vortragende auf seine im Antiquarischen Anzeiger von Zürich seit 1874 erschienenen Mittheilungen.

Prof. Dr. Wieseler (Göttingen) weist auf die Schätze hin, welche in den schweizerischen Museen vorhanden sind. In Neuenburg und Yverdun befinde sich wenig, in Lausanne und besonders Genf viel. Besonders hebt er Mosaikfunde von Orbe hervor. Die schweizerischen Archäologen würden sich verdient machen, wenn sie mehr über diese Sache berichteten.

Prof. Dr. Robert (Berlin) legte farbige Copien einer Reihe pompejanischer Wandgemälde vor, die sich in dem Peristyl eines an der Stabianer Strasse gelegenen

*) Ueber eine seither gefundene sechste, welche — ebenfalls aus Juramarmor bestehend — einen Dendrophorus Augustalis nennt, vergl. Antiquar. Anzeiger 1878. H.

Digitized by Google

ansehnlichen Hauses befinden und Gruppen von tragischen und komischen Masken darstellen. Auf dem einen derselben lassen sich die Masken des Perseus, der Andromeda, des Kepheus und der Kassiopeia, sowie der Kopf des Meerungeheuers erkennen; es sind also die Masken einer bestimmten, den Andromedamythos behandelnden Tragödie, nach der Ansicht des Vortragenden der Andromeda des Euripides dargestellt. Somit sind auch die Masken der übrigen Bilder nicht willkürlich zusammengestellt, sondern bestimmten Tragödien und Comödien entnommen, die aber unter den uns erhaltenen oder dem Titel nach bekannten griechischen Stücken nachzuweisen bis jetzt nicht gelungen ist. Die Bilder werden in der Archäologischen Zeitung*) veröffentlicht und ausführlich besprochen werden.

Prof. Wieseler stimmt im allgemeinen mit den Auseinandersetzungen des Prof. Robert überein, macht nur auf das Scholion zu Lucians Philopseudes aufmerksam, wonach für Perseus und Andromeda nicht eine sondern zwei μηχαναί in Anwendung kommen.

Prof. Stark knüpft an die in der 1. Sectionssitzung überreichte Festschrift des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande an und unterwirft den darin besprochenen Fund, eine in Speyer entdeckte bronzene Apollostatue, einer eingehenden kunstgeschichtlichen Würdigung. Die vor etwa 8 Monaten gefundene Statuette ist für römische Funde der Rheingegend von ungewöhnlicher Grösse, 0,44 m., und von hervorragendem Interesse. Redner hat drei Photographien herstellen lassen, von denen zwei auf der die Festschrift begleitenden Tafel veröffentlicht sind, die dritte in Dreiviertelprofilstellung von der rechten Seite genommen auch der Section vorgelegt wird. Mit der Statuette ward ein kleiner Altar und ein Gefäss aus Stein entdeckt. Das Material der Statue könnte leicht die Ansicht einer Fälschung erwecken, die sofort aber jede nähere Betrachtung des Zustandes der Oberfläche sowie der genaue Fundbericht beseitigt. Marmorbilder weisen oft genug zurück auf ein Bronzeideal, nicht umgekehrt. Die bedeutendsten Apolloideale speciell weisen zunächst auf Bronze hin, man denke nur an den Apollo von Belvedere! Die Statue ist nackt. Gerade in der ältesten Götterbildung, wie sie in den Schulen von Samos, Kreta, den Kykladen zur Darstellung kam, erscheint Apollo nackt. Die völlige Nacktheit ist also nicht das Resultat langer künstlerischer Umwandlungen alter bekleideter Cultusbilder des Gottes, die vor sich gegangen sind unter dem Einfluss der Gymnastik und Athletik oder der rein künstlerischen Freude an nackter Schönheit, sie steht vielmehr sichtlich in enger Beziehung zu der mythologischen Bedeutung des Gottes, der hier in voller Klarheit als jugendlicher, alle Verhüllung abwerfender Lichtgott erscheint im Gegensatz z. B. zu dem im nächtlichen Zwielicht wandelnden Hermes. Wir können die kleinasiatische Küste, vielleicht Milet, geradezu als Ausgangspunkt nennen. Sowohl Bogen und Pfeile als auch die Leier oder die Chariten mit den Hauptinstrumenten der Musik erscheinen mit diesen Apollogestalten von Samos, Milet, Delos, Theben verbunden. — Einen interessanten Gegensatz zu dem nackten Apollo bildet der reichbekleidete Apollo. So der pythische von Delphi, welcher im langen Aermelchiton und feierlichen Mantel mit der grossen Kithara an der Spitze des Chores erscheint oder, ebenfalls bekleidet, reinigend, sühnend, weissagend mit Omphalos, Netzgewand, Schale und Lorbeerzweig seines Amtes waltet. Die bekannten Weihreliefs, Vasenbilder und Münzen geben dafür Beweis. Beide wesentlich verschiedene Grundmotive werden in der althellenischen Plastik auseinander gehalten

*) 1878. Taf. 3—5. Vergl. p. 13 ff.

Digitized by Google

und fortgebildet. Gerade die Meister, die unmittelbar vor und neben der Höhe Phidias'scher freier und erhabener Götterbildung stehen, ein Kanachos, Kalamis, Onatas, Myron haben das nackte Apolloideal mit Vorliebe in Erz behandelt. In Athen und in attischer Kunst haben der delische, ionische und der pythische Gott sich begegnet und mehr ausgeglichen. Diese Apollogestalten der eben genannten Meister, deren einzelne nach Rom versetzt wurden, sind die Originalschöpfungen für jene mannichfachen und interessanten Bronzen und auch Marmorwerke späterer griechischrömischer Zeit, die in den Körperverhältnissen, Körperbildung, Motivirung von Kopf, Armen und Füssen, in der gesammten Haltung sowie einem naiven Ausdruck den Hauch strenger Alterthümlichkeit an sich tragen.

Skopas und Praxiteles und ihre Schüler haben das Apolloideal umgebildet nach der Seite erhabenen Geistesschwunges, freudiger oder tiefernster Erregung. Sie haben Nacktheit und Bekleidung nun frei entsprechend dem künstlerischen Interesse benutzt, umgebildet, abgestuft, einander genähert. Der bogenschiessende Apollo, der Apollo mit der kleinen Leier, der Apollo mit Pfeil allein, sie erhalten wohl nur die leichte, bewegte Chlamys griechischer Jugend des Gymnasiums, und umgekehrt sinkt von der priesterlichen Gestalt des Apollo von Delphi das Gewand zum Theil nieder und wird das Himation mehr nur um den Leib gelegt oder über die Schultern geschlagen.

Der Redner ging hierauf über zur Beschreibung der aufgefundenen Statue und zeigte zunächst, dass die Haare regelmässig rechts und links nach hinten zurückgekämmt seien. Das in zwei Locken herabfallende Haar ist ein Charakteristicum des Gottes. Auch die Masse des Körpers zeigen, dass die Statuette dem älteren Typus angehöre. Die Schultern sind breit, der Unterleib tritt zurück. Hinsichtlich der Motivirung der Gestaltung ist die naive, einfache Form hervorzuheben. Die Motivirung ist ausserordentlich einfach. Die Füsse sind nicht übereinander geschlagen. Ferner ist das Gesicht ganz en face dargestellt. In jeder Beziehung ist der ältere Typus festgehalten. Der rechte Arm hat in der Hand das Plektron. Der linke setzt eine Stütze voraus, einen Gegenstand, worauf die Hand ruht. Darauf weisen auch massige Ansätze an der Hand.

Interessant ist es, dass die anscheinend nächste Parallele unserer Bronze in einem aus Rom stammenden Marmor der Sammlung Despuig auf der Insel Majorca sich vorfindet, welche die Inschrift trägt: 'Απολλώνιος ἐποίει. Redner liest hier Hübners Beschreibung dieses Marmorwerks vor (Antike Bildwerke in. Madrid. Berlin 1862. S. 297 f.). Letzterer findet in dem Stile desselben durchaus den Charakter der Bronzenachahmung. Keinesfalls ist dieser Apollonios der Meister dieser Marmorfigur, sondern seines Originals in Bronze, und zwar eines bekannten, welches schon durch das Imperfekt ἐποίει als der Zeit der griechischen Renaissance angehörig sich erweist. Wir kennen Apollonios als einen anerkannten Meister derselben durch Inschriften und durch die Nachricht, dass die Statue des Jupiter Capitolinus in Sullas Zeit von ihm herrührte. So liegt es nahe genug, in Rom ein Bronzeoriginal einer solchen Apollostatue von Apollonios' Hand vorauszusetzen, von dem die Speierer Bronze eine im Stoffe auch entsprechende, treue Nachbildung ist. Auf dem Boden von Rom aber war die Zahl ausgezeichneter griechischer Apollostatuen, besonders durch Augustus' Eifer in der Apolloverehrung, eine sehr grosse. In Rom haben wir die wesentlichen Vorbilder der statuarischen Götterbilder in den nordwestlichen Provinzen zu suchen. So sind auch wir für den Apollo von Speier zunächst nach Rom gewiesen. Dort in Rom war aber gerade jene Colonie attischer und süditalischer griechischer Meister

Digitized by Google

beschäftigt, wie Apollonios und andere, an den älteren Typus anschliessend, strengere, alterthümlich angehauchte Idealgestalten zu schaffen. Wir gewinnen somit in dem Apollo von Speier, abgesehen von dem Interesse für ein solches Zeugniss römischer Kunst in den Rheinlanden, eine wichtige Unterlage für die Erkenntniss der Erneuerung älterer Apollotypen in der griechisch-römischen Kunst.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Nachmittags 4½ Uhr.

Die vierte Sitzung fand statt im Museum, welches die Mitglieder der Section zuvor unter Führung des Conservators Oberst von Cohausen besichtigt hatten. Der Vorsitzende fragt, ob die von Herrn von Cohausen vorgelegten Gegenstände zur Besprechung kommen sollten.

Director Müller (Flensburg) ersucht Herrn v. Cohausen nähere Mittheilung über die Sonnenuhr zu machen, die sich im Museum befinde.

v. Cohausen verweist auf die Abhandlung im 12. Band der Annalen des Nass. Alterthumsvereins und zeigt dann einige Anticaglien vor, worunter auch einige Apollostatuetten, namentlich aber eine Junostatuette, die 1810 bei Castel gefunden wurde. (No. 6772 des Katalogs.) Die Inschrift, beginnend Iunoni reginae . . ., ist analog der einer andern Statue, deren Piedestal in Mainz ist. Weiter ist von der letzteren nichts erhalten.

Prof. Stark: Man sieht deutlich, dass in der Hand ein σκῆπτρον gewesen. Man hat an vierseitigen Altären vier Götter in solchen Bildern am Rhein sehr häufig dargestellt gefunden: Juno, Hercules, Minerva, Mercur. Diese erste Gestalt ist immer früher irrthümlich Vesta genannt gewesen. Es ist aber jedenfalls Juno mit Scepter und Schale. Die Darstellung der Vesta ist überhaupt selten.

v. Cohausen bemerkt, dass zwar die Inschrift, nicht aber diese vorgezeigte Figur veröffentlicht ist.

Prof. Stark: Die ganze Gestalt weist auf ein Junoideal hin.

Prof. Urlichs bringt eine andere Figur zur Besprechung (No. 6743).

Dr. Flasch erkennt an der Figur ein Löwenfell; eine Aegis sei nicht da. Die Figur stelle daher wohl Hercules dar, denn auch die Bewegung passe für denselben.

Prof. Stark hat die gleiche Ansicht.

Dr. Bone (Köln) zeigt eine andere, ihm gehörige Statuette, welche der ersteren sehr ähnlich ist.

Dr. Flasch fragt über eine Statuette, deren Fundort unsicher ist (No. 6741); griechischen Ursprungs könne sie nicht sein. Die ganze Musculatur sei zu weich, die Haltung zu akademisch. Die Figur müsste aus der besten Zeit stammen oder es sei hierin eine Fälschung zu erkennen.

v. Cohausen: Solche Gegenstände zum Theil aus dem Cinquecento, ursprünglich in Italien gesammelt, kamen vielfach ins hiesige Museum.

Prof. Urlichs hält eine andere Statue (No. 6746) für Hercules mit dem Apfel der Hesperiden.

Digitized by Google

Prof. Stark: Eine Apollostatue ist also nicht unter den Bronzen der Sammlung vorhanden.

Prof. Urlichs weist noch darauf hin, dass oft Juno regina und caelestis mit einander verwechselt seien. Im 3. Jahrhundert käme oft die Darstellung derselben vor.

v. Cohausen legt eine Anzahl Votivbilder vor, welche häufig vorkämen, immer in weissem Thon als courante Waare (No. 5415 u. ff.). Eins derselben, wie auch ein anderes, das kürzlich bei Boppard gefunden worden (No. 5441 u. Inv. 1878 No. 1611), stellt zwei Personen dar, die sich umarmen, so dass sie eine gemeinschaftliche Nase haben; es scheint ein Gelübde bei der Trennung für den Fall der Wiedervereinigung zu sein.

Prof. Stark: Im Sommer fanden wir in Heidelberg bei einem römischen Töpferofen Gruben mit solchen weissen Thonfragmenten. Darunter befand sich auch eine solche Umarmungsscene, offenbar von Amor und Psyche. Auch vorliegendes Bild stellt vielleicht Mann und Frau dar.

v. Cohausen: Das Bild mag wohl für alle Abschiede gedient haben.

Der Vorsitzende fordert Prof. Stark zu einer kurzen Notiz über die Heidelberger Funde auf und lenkt die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf eine merkwürdige Maske von grauweisslicher Terracotta (No. 5471).

v. Cohausen theilt mit, dass Prof. Benndorf in Wien im Begriff sei etwas über Masken zu publiciren und auch auf diese Bezug nehmen würde. Der Zweck der Maske ist unsicher. Die von Schliemann bei Mycenae gefundenen goldenen Masken werden einem Todteneultus zugewiesen, während andre offenbar als Visiere zu denten sind. Vorliegende ist im Castell auf dem Heidenberg bei Wiesbaden gefunden.

Prof. Urlichs hält sie für eine Maske aus einem Soldatentheater.

v. Cohausen weist darauf hin, dass an Stelle der Augen nur eine Pupille, auch der Mund nicht ganz offen sei.

Dr. Flasch glaubt, dass die Maske als Zierde etwa für die Wand eines Theatergebäudes bestimmt sei. Auch in Pompeji seien ähnliche, gleichfalls hohle Masken aufgefunden worden.

v. Cohausen erwähnt, dass auch kleine Masken zum Aufhängen an Bäumen in der Sammlung seien.

Dr. Flasch bezeichnet eine sitzende Figur als Bonus Eventus (No. 5420 u. 5421).

v. Cohausen: Dieselbe Figur komme öfters vor und sei in Inschriften als genius loci bezeichnet; sie stehe dann aufrecht und finde sich auch in Bronze.

Da auf eine Anfrage des Conservators v. Cohausen eine weitere Vorzeigung von Statuetten nicht verlangt wird, zeigt er kleine Gefässe von Thon (No. 5283—5296) und eines von Glas; letzteres (No. 2485) mit äusserst feiner Oeffnung am Ende des Ausgusses. Im Catalog sei dasselbe als guttus aufgeführt. Es ist aber unnützer Raum oberhalb der Mündung; die Form ist überhaupt zu dem Zweck des guttus zu unpraktisch. Von dieser Art sind ungefähr 10 Gefässe vorhanden.

Dr. Flasch: Das Gefäss scheint doch geeignet zur Aufnahme einer grossen Quantität Flüssigkeit, die in ganz kleinem Masse herausgegossen werden soll.

v. Cohausen bemerkt, dass sie auch als biberons, Nährflaschen für Säuglinge, angesehen werden, dafür aber wohl eben so unpraktisch waren.

Digitized by Google

Derselbe zeigt, um auf die Mannigfaltigkeit der römischen Keramik aufmerksam zu machen, verzierte römische Thongefässe, besonders eins (No. 5252) mit Blüttern, die aufgespritzt sind, ferner ein anderes schwarzes Gefüss (No. 5311). Ein drittes Gefüss von terra sigillata kann nur ein Tintenfass gewesen sein (No. 5245, 5249, 5250). Es ist ganz in der Art, wie man sie heute noch hat. In Darmstadt findet sich sogar eine echtrömische metallene Schreibfeder mit Spalt, wie bei unsern Stahlfedern. — Ein anderes Gefüss wird gezeigt, welches mit Glimmer vergoldet ist.

Prof. Stark fragt nach glacirten Gegenständen. Er glaubt, dass diese Art von Technik bloss in der Donaugegend bekannt sei.

v. Cohausen bringt ein solches glacirtes Gefüss von weissem Thon (No. 5266); ferner ein kleines Bronzefragment (Inv. 1878. No. 47), ein Pentagonal-Dodekaeder, welches er für das Fragment eines von zwölf Flächen begrenzten Würfels hält. Er zeigt hierzu eine Abhandlung von Lemans, dem Director der Sammlung in Leyden, wo sich gleichfalls solche räthselhafte Polygone befinden, vor. — Ferner ein Werkmesser für den Pferdehuf (No. 7790); ein gleiches sei in Mainz, und von Pompeji sei eine Abbildung eines solchen vorhanden; auch ein dazu gehöriger schön gearbeiteter Griff von Bronze wird vorgelegt (No. 7789). Hierbei bemerkt v. Cohausen, dass die Römer zwar die Hufe der Pferde beschnitten, nie aber mit Hufeisen und Nägeln beschlagen hätten. Darauf wird ein als verlängerte vierseitige Doppelpyramide gestaltetes Stück Eisen vorgezeigt (No. 5641—43). Im 14. Band der Annalen des Nassauischen Alterthumsvereins ist nachgewiesen, dass dies die Form war, in welcher in der antiken Welt das Eisen in den Handel kam.

Prof. Stark theilt mit: Auch unter den Heidelberger Funden sei ein derartiges Stück, ebenso sei eins in Donaueschingen und in Homburg gefunden worden. Man müsse das Gewicht bestimmen.

v. Cohausen hält die Form für sehr geeignet und praktisch, um daraus jeden Gegenstand zu schmieden. Alsdann zeigt derselbe eine eigenthümlich geformte spitze Eisenschaufel, einer colossalen Lanzenspitze vergleichbar. Ueber den Zweck derselben sei man im Unklaren.

Dr. Flasch meint, es sei ein Grabwerkzeug gewesen. Andere halten es für die Spitze eines Feldzeichens.

v. Cohausen: Es gibt zwar jetzt noch ein ähnliches Instrument zum Rasenstechen. Dieses ist aber zu spitz dazu. Das vorliegende gehört der Homburger Sammlung.

Schliesslich spricht Dr. Bone noch wenige Worte über ein Frescobild und über die Methode dergleichen Bilder loszulösen, und zeigt einige Bronzestatuetten aus seiner Sammlung, darunter die einer Venus, die halbbekleidet ist und einen Apfel in der Hand hält, und einen Anubis. Letzteren hält Dr. Bone selbst für gefälscht. Die anderen Herren stimmen ihm bei.

Der Vorsitzende schliesst hierauf die Sitzung.

Digitized by Google

III. Germanistisch-romanistische Section.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 26. September, Vormittags 11½ Uhr.

Die Versammlung constituirt sich unter dem Vorsitze des in Tübingen gewählten Präsidenten Prof. Dr. Creizenach (Frankfurt a. M.). Zum Vicepräsidenten wird gewählt Prof. Dr. Lucae (Marburg), zu Schriftführern Dr. Heinzerling (Siegen) und Dr. Witte (Wiesbaden). In das Album haben sich 57 Herren eingezeichnet.

Der Vorsitzende macht die geschäftliche Mittheilung, dass die Herausgabe des mittelniederdeutschen Wörterbuchs von Lübben und Schiller, für welche die Section eine Subvention von Seiten des deutschen Reiches erwirkt habe, auch in diesem Jahre erfreulichen Fortgang genommen, wie denn das 18. Heft bereits erschienen sei. Er legt dann einige Schriften vor, welche den Mitgliedern der Section zur Verfügung gestellt worden sind, und zwar:

I. Bemerkungen über das neuangelsächsische Pronomen von Dr. Witte (vgl. S. 9).

II. Einen vom Geh. Hofrath Prof. Dr. Bartsch in Tübingen gehaltenen Vortrag über Dante. Exemplare dieses Vortrags werden durch Prof. Dr. Holland (Tübingen) der Versammlung überbracht, welcher zugleich im Namen des Herrn Bartsch die Versammlung begrüsst und erklärt, derselbe bedaure sehr, dass es ihm nicht möglich sei, an den Sitzungen der Section Theil zu nehmen.

III. Thesen zur einheitlichen Orthographie der Dialekte. Im Auftrage der Germanistisch-romanistischen Section der Tübinger Philologenversammlung für weitere Berathung in Wiesbaden zusammengestellt von Prof. Dr. Sachs (Brandenburg):

„Nachdem in Tübingen zur Fortsetzung der in Rostock begonnenen Berathungen über eine einheitliche Orthographie für die Fixirung germanischer und romanischer Dialekte am 28. September 1876 eine Kommission ernannt war, deren Vorsitz mir übertragen wurde, erhielt ich am 15. Oktober ein Schreiben des Herrn Dr. Frommann, worin er seine Betheiligung an den Arbeiten der Kommission ablehnte, seine Zeitschrift jedoch bereitwilligst zur Verfügung stellte, und im November einen Brief des Herrn Dr. Nerger, der die Kommission durch mittel- und oberdeutsche Mitglieder zu ergänzen und möglichst schon gebräuchliche Zeichen anzuwenden vorschlug. Herr Kräuter in Saargemünd sandte mir dann im December eine sehr ausführliche Begründung seiner in Tübingen gemachten Vorschläge, denen er im 1. Bande der neuen Folge von „Die deutschen Mundarten“ 305—332, in Birlingers „Alemannia“ IV, 2 und im „Anzeiger für deutsches Alterthum“ 1. Februar 1877 noch weitergehende Besprechung gewidmet hat. Herr Dr. Theobald liess mir darauf ein Schreiben des Dr. Grabow in Lemgo zugehen, worin dieser seine im

Digitized by Google

„Archiv für neuere Sprachen LIV und LVII“ entwickelten Sätze weiter begründet; endlich schickte, nachdem der am 1. December 1876 begründete „Verein zur einführung einer einfachen deutschen schreibung“ in der ersten Nummer seiner Zeitschrift „Reform“ manche beherzigenswerthe Gesichtspunkte gebracht hatte, Professor von Keller am Ende März seine Thesen, ohne die ich nicht mit der von mir verlangten Aufstellung vorgehen wollte.

Thesen.

1. Gleiches ist möglichst gleich, Verschiedenes mit verschiedenen Zeichen zu schreiben.
2. Jeder einfache Laut muss durch ein einfaches Zeichen ausgedrückt werden, Lautfolgen werden in ihre Theile aufgelöst (z. B. ks, gs, ts, ds statt x, z).
3. Die lateinische Schrift dient als Grundlage, die Nebenzeichen müssen möglichst einfach sein; ein nicht besonders durch ein solches bezeichneter Buchstabe hat die Geltung, welche er für gewöhnlich im lateinischen Alphabete besitzt.
4. Zur Bezeichnung des weiter hinten in der Mundhöhle liegenden Verschlusses eines Lautes dient ' über dem Zeichen, welches ohne Zusatz den gleichen Laut als mehr nach vorn hin zu schliessen darstellt.
5. Statt ä, ö, ü wären, um die Häufung von Zeichen über den Buchstaben zu vermeiden, die dänischen Zeichen mit einem wagerechten Striche in dem a etc. zu empfehlen. Leider aber besitzt noch keine Druckerei dieselben in grösserer Zahl. Die „Reform Nr. 2“ schlägt dafür vor, a, o, u an der linken Seite in einer dem griechischen ε analogen Form abzuändern, was deutlicher wäre als die leicht ineinandergehenden æ und œ. Die zu wählenden Zeichen für diese 3 Laute treten dann in die Reihe der Vocale nach i, í, e, é, ihnen folgt ə (für das ganz tonlose e), u, ú, o, ó, a, á. Der Laut des Englischen etc. in talk wird á bezeichnet, wenn sich nicht dafür noch ein einfacheres Zeichen als geeignet empfehlen sollte.
6. Diphthonge werden durch ⁀ bezeichnet, und wenn ein Vokal darin besonders hervorzuheben ist, erhält er einen Accent, z. B. a͡u, á͡u, a͡ú.
7. Die Nasalirung wird durch e (die portugiesische Tilde) unter dem Vocale bezeichnet, wie ich es als Resultat ausführlicher Besprechungen mit meinem Verleger, Herrn Professor Langenscheidt, in meinem französisch-deutschen Wörterbuche adoptirt habe. [Andere Vorschläge sind η, welches vielleicht als Bezeichnung des englischen und hochdeutschen schwächeren Nasallautes zu brauchen wäre, oder das polnische ˛ unter der Linie.] Die Mouillirung wird durch y angegeben, das weniger leicht als j Zweideutigkeit in der Aussprache hervorruft und mit seinem Laut allgemeiner eine gleiche Geltung besitzt als j.
8. Offene Silben sind der Regel nach als lang, durch einen Consonanten geschlossene als kurz anzunehmen; ist eine geschlossene Silbe lang, so erhält sie einen Längestrich.
9. Eine betonte Silbe, welche nicht die erste Stammsilbe ist, erhält ein Accentzeichen; hat ein Wort Doppelton, so wird der Hauptton durch einen fetten Accent (oder Doppelaccent) vor dem andern ausgezeichnet.

Digitized by Google

10. Von den Consonantenzeichen fallen c, j, dessen deutscher Laut durch y ersetzt wird, während seine französische Aussprache in § 11 Ersatz findet, q, w (wenn nicht für das Englische zu belassen), z, sowie die Verbindungen ch, ph, th aus. Es bleiben b, d, f neben v für den tönenden oder gelinden Laut; g, eventuell g oder wie bei Steinthal γ für g in Wagen neben $\acute{g}$ für den Laut in König; h, k, l, m, n, p, r, ſ für den weichen, s für den scharfen S-Laut, t und die Zeichen für th (v. 11).
11. Der Laut des deutschen ich wird durch h, der von ach durch ʿh angedeutet [x verwirrt leichter, χ etc. sind fremden Systemen entlehnt]; das scharfe gutturale r durch ṙ, das deutsche sch durch $\acute{s}$ und das französische j durch ʿſ [die „Reform“ schlägt dafür ein verlängertes schräges s vor, das zu Verwechslungen Anlass geben könnte]. Für das englische gehauchte th wird das angelsächsische þ angewandt, neben welchem Steinthal noch das griechische ð für den weichern englischen Laut adoptirt hat.
12. Im übrigen ist möglichster Anschluss an Schmellers und Rapps Einrichtungen und Anordnungen, und genaue Prüfung des vorgeschlagenen Systems im weitesten Umfange und in Specialstudien für möglichst kleine dialektische Gebiete geboten, um an der Hand praktischer Erfahrungen das System noch in Einzelheiten zu erweitern und durchzuführen.“ (Sachs.)

IV. Thesen für die Schreibung der deutschen Dialekte, Abänderungsvorschläge zu Prof. Dr. Sachs' „Thesen zur einheitlichen Orthographie der Dialekte, im Auftrage der germanistisch-romanistischen Section der Tübinger Philologenversammlung für weitere Berathung in Wiesbaden zusammengestellt“, von G. Michaelis (Berlin).

1. „Die lateinische Cursivschrift dient als Grundlage; die Buchstaben derselben behalten im allgemeinen ihre gewöhnliche Geltung.

A. Vocale.

2. Für die dialektischen Nüancirungen der Vocale treten die Zeichen des Brückeschen Vocaldreiecks ein, welchem folgende Stellung und Ergänzung zu geben ist:

ö und *ü* bezeichnen die Umlaute von *o* und *u*, sofern keine hervortretende Hinneigung nach der i- oder u-Reihe hin stattfindet. Eventuell sind noch zwischen *e* und *i: iᶦ*, zwischen *o* und *u: uᵒ* und zwischen *ö* und *ü: üᵒ* einzureihen.

3. Das tonlose *e* wird durch ə bezeichnet.

Digitized by Google

4. Die Nasalirung eines Vocals wird durch ein untergesetztes ˛ [ev. ˛] bezeichnet, z. B. *ą*, *ę* . . . [ev. *ą*, *ę* . . .].
5. Die Diphthongen werden, wo ein Bedürfniss dazu vorliegt, durch ⌢ bezeichnet, z. B. *a͡u*. Wenn ein Vocal darin besonders hervortritt, erhält er einen Accent, z. B. *á͡u*, oder der nebenklingende Vocal erhält das Zeichen ˘, z. B. *aŭ*.
6. Der Vocal der betonten offenen Silbe gilt als lang, der durch einen Consonanten geschlossene als kurz. Ist der Vocal einer geschlossenen Silbe lang, so erhält er das Längenzeichen ¯ [ev. ˏ], z. B. *kamɔn*, *kām* [ev. *kàm*]. Ist der Vocal einer offenen Silbe kurz, so erhält er das Zeichen ˘, z. B. *nă*.

B. Consonanten.

7. Zur Bezeichnung einer gegen die gewöhnliche weiter nach vorn oder weiter nach hinten erfolgenden Articulation dient, soweit ein Bedürfniss ihrer Unterscheidung auftritt und besondere Buchstaben für dieselben noch fehlen, im ersteren Falle ein oben nach links gesetztes ˊ, im zweiten Falle ein oben nach rechts gesetztes ˋ. So bezeichnet z. B. im Gegensatz zu dem gewöhnlichen alveolaren *n*: *n̂* ein dentales *n*, *n̂* ein kakuminales *n*.
r ist der labiale, *r* der alveolare, *r̂* der velare und *ǫ* der laryngale Zitterlaut
8. Der vordere palatale Nasal ist *ŋ*, z. B. *gorin̂*, der hintere *ŋ̂*, z. B. *baŋ̂o*.
9. Das deutsche *w* bleibt unverändert, ebenso das romanische *v*. Engl. *w* ist *v̂*.
10. Der weiche interdentale Reibelaut ist *ð*, der scharfe þ [ev. Θ], z. B. engl. *ðat*, *þorn* [ev. *Θorn*].
11. a) Der weiche alveolare Reibelaut ist *ſ*, der scharfe *s*, z. B. *ſehen*, *leſen*, *kuſſeln*, *las*, *kuss*, *solitüde*.
Der mehr vorgeschobene scharfe dentale (marginale) Reibelaut ist *ſ̱* = mhd. Spirans *z*; in Ermangelung des Zeichens nach §. 7 *s̱* z. B. *fuſ̱* (resp. *fus̱*).
b) Der weiche kakuminale Reibelaut (franz. *j*) ist *ſ̌*, der scharfe *š* z. B. *raſ̌* = franz. *raye*, *raš* = *rafch*.
c) Wenn es nöthig sein sollte, dorsal gebildete Dentallaute von den apikal gebildeten zu unterscheiden, so könnte ⌢ als Zeichen des Dorsalismus eintreten: *t͡*, *s͡*, *d͡*, *l͡*.

Anmerk. Das dringendste Bedürfniss für die Fortbildung alles auf der Grundlage des lateinischen Alphabetes beruhenden Schriftwesens ist die Vereinbarung selbständiger Buchstaben für die Laute *ſ̌* und *s̱*.

12. Der vordere palatale Reibelaut ist *χ* [ev. *x*], der hintere *χ́* [ev. *x́*], z. B. *iχ* [ev. *ix*], *aχ́* [ev. *ax́*].
13. *x* und *z* werden aufgelöst in ihre Elemente *ks*, resp. *gſ*, und *ts*, resp. *dſ*.
14. Die Mouillirung eines Consonanten wird durch angefügtes *j* bezeichnet, z. B. *bataljon*, *Bolonja*.

C. Accente.

15. Eine betonte Silbe, welche nicht die erste Stammsilbe ist, erhält das Accentzeichen ´. Erfordert das Wort mehrere Accente, so tritt ´ für den stärksten, ` für die schwächeren ein [ev. ″ und ′].

Digitized by Google

Motive.

Um Dialekte mit allen ihren Eigenthümlichkeiten für wissenschaftliche Zwecke darzustellen, bedarf es weiter gehender Mittel, als die gewöhnliche Schrift anzuwenden vermag.

Für die dialektischen Nüancirungen der Vocale reichen Sachs' Vorschläge nicht aus, während die vorgeschlagenen in Verbindung mit den Quantitätszeichen wohl für alle Dialekte ausreichen dürften.

Neben dem Zeichen für die zurückgeschobenere Articulation ist, so lange wir das Alphabet nicht durch neue Grundzeichen vermehren, auch ein Zeichen für die vorgeschobenere Articulation nothwendig. Die ganze Abtheilung der dentalen Laute, im Gegensatz zu den alveolaren, bleibt sonst unbezeichnet, so namentlich der Laut der Spirans *z*, wie er für das Alt- und Mittelhochdeutsche in neuerer Zeit nachgewiesen ist. (Vgl. Herrigs Archiv 32, 129 ff. — Paul und Braune, Beiträge I, 169, 530.) Auch für die Unterscheidung der labialen und palatalen Laute scheint das Zeichen der vorgeschobeneren Articulation zweckmässig.

Das Zeichen ´ scheint mir vor dem von Kräuter vorgeschlagenen ' den Vorzug zu haben, dass es nicht ein älteres in seiner Bedeutung allgemein anerkanntes Zeichen umdeutet, sondern zu dem neuen Zwecke auch ein neues Mittel verwendet.

Für das schon von Pitman und Al. J. Ellis eingeführte Zeichen des palatalen Nasals ist aus typographischen Gründen, übereinstimmend mit Kräuter (die deutschen Mundarten VII, 310), vorläufig das ihm sehr nahe stehende griechische *η* angewandt.

Das Zeichen *β* ist nicht, wie dies oft behauptet wird, ein aus der Entwickelung unseres lateinischen Alphabetes herausfallendes, sondern es ist schon bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, zugleich mit der lateinischen Cursivschrift aus *ſs* entwickelt und seitdem als ein integrirender Theil der lateinischen Cursivschrift festgehalten, hat dann für uns die Bedeutung des zuerst von Philipp v. Zesen in seiner Unterscheidung vom alveolaren *s* erkannten dentalen Lautes angenommen, und ist endlich durch das immer weitere Durchdringen der sog. Heysesehen Regel zu einem wesentlichen Fundamente unserer Schriftentwickelung geworden, welches nur durch die unzweckmässige Wiederauflösung in *ſs* eine neue zeitweise Verdunkelung erlitten hat. (Vgl. die Ergebnisse der orth. Conferenz S. 78 ff.)

Die Bezeichnung der Mouillirung durch *j* scheint der Entwickelung dieser Laute besser zu entsprechen als die durch y. Sollte man Verwechslungen mit *j* in der Bedeutung von ĭ befürchten, so liesse sich dafür vielleicht ȷ (unpunktirtes *j*) anwenden.

Die von Sachs vorgeschlagene Unterscheidung des stärkeren Accentes von dem schwächeren durch das fettere Zeichen würde theoretisch durchaus gerechtfertigt sein, für die Praxis scheint aber doch eine Unterscheidung in der Form der Accente den Vorzug zu verdienen.

Eventuell liesse sich der stärkere Accent durch ″ bezeichnen.

Das Längenzeichen ¯ hat den Vorzug vor ˌ, dass es sich leichter noch mit einem Accente verbinden lässt." (Michaelis.)

V. Grundsätze und Forderungen für die Bestimmung der Schriftzeichen für mundartliche Forschung. Als Ergänzung zu den im Auftrage der germanistisch-roma-

Digitized by Google

nistischen Section der Tübinger Philologenversammlung für die Versammlung zu Wiesbaden zusammengestellten Thesen des Prof. Dr. Sachs (Brandenburg) und denen des Prof. Dr. v. Keller (Tübingen) und des Prof. Dr. Michaelis (Berlin), von Adolf Theobald, Dr. phil. (Hamburg).

„Die nachstehenden Sätze beruhen, abgesehen von der Benutzung der einschlägigen sprachgeschichtlichen und lautphysiologischen Werke, auf den in der germanistisch-romanistischen Section der Philologenversammlungen in Rostock im Herbst 1875 und in Tübingen im Herbst 1876, sowie auf den Jahresversammlungen des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Hamburg um Pfingsten 1875 und in Köln um Pfingsten 1876 und in dem Correspondenzblatt dieses Vereins Jahrgang I. No. 11 vom April 1877 und Jahrgang II. No. 2 vom Juli 1877 vom Verf. vertretenen Ansichten,

auf einem in Tübingen gemeinsam mit Dr. Kräuter und Dr. Feit unternommenen Versuch zur Aufstellung der leitenden Sätze, von denen aus die Aufgabe der Commission sich lösen liesse, der zu einer Uebereinstimmung über die allgemeinsten Züge des nachstehenden Entwurfs führte, aber darüber hinaus abweichende Ansichten des Dr. Kräuter hervortreten liess, die derselbe seitdem in Frommanns Zeitschrift für deutsche Mundarten Bd. 7, veröffentlicht hat;

auf einer in Veranlassung der Thesen des Prof. Sachs erneuerten Correspondenz mit Oberlehrer Grabow in Lemgo,

und fast in ihrer ganzen Ausdehnung auf einer kürzlichen Besprechung mit Oberlehrer Dr. Feit in Lübeck und mit Dr. Vietor in Düsseldorf.

Es kann kein Vorwurf des Dilettantismus daraus abgeleitet werden, dass diese Thesen in mehreren Punkten mit volksthümlichen Bestrebungen sich berühren, wie die des „algemeinen fereins zur einführung einer einfachen schreibung“ und des Dr. Fricke in Wiesbaden sind; ohne indessen zu der Folgerung zu führen, dass ein Princip, das, wie das phonetische, für einen bestimmten Zweck wie für die Dialektforschung zur Herrschaft gebracht werden muss, nun auch für die Lösung der umfassenderen Aufgaben der nationalen Litteratur genügen müsste.

Es ist demnach die Lösung dieser Aufgabe von der sog. orthographischen Frage, die an sich, wie Scherer mit Recht gesagt hat, eine Frage fünften bis sechsten Ranges ist, und deren endgültige Lösung nicht allzusehr zu drängen scheint, streng geschieden. Sie selbst beansprucht nicht mehr und nicht weniger zu sein, als eine nothwendige Vorbedingung für erschöpfende wissenschaftliche Verwendung des auf dem Gebiet der Mundarten zu sammelnden Materials.

Ziel.

Die wissenschaftliche Schreibung hat den Zweck, die gehörte Sprache durch sichtbare Zeichen so getreu wiederzugeben, wie das für die Zwecke der Sprachforschung erforderlich ist.

„Photographisch getreue Wiedergabe der Laute“ ist ein unerreichbares und nur für wenige Nebenaufgaben der Dialektforschung wünschenswerthes Ideal. — Abgesehen von der bildlichen Bedeutung des Ausdrucks ist eine photographische Darstellung der Laute im eigentlichen Sinne, so weit sie überhaupt erreichbar ist, lediglich eine Aufgabe der Akustik.

Digitized by Google

Aber auch das lösbarere Problem, in den Buchstaben selbst die mechanischen Formeln ihrer Hervorbringung darzustellen, wie das die Erfinder neuer Schriftsysteme auf physiologischer Grundlage mit Erfolg versucht haben, bedeutet für die Zwecke der Dialektforschung eine unnöthige Erschwerung der Aufgabe.

Selbst eine Uebereinstimmung der Zeichen unter sich, entsprechend der Verwandtschaft der Laute, die sie repräsentiren, kann nicht als unerlässliche Forderung einer streng wissenschaftlichen Wiedergabe der gesprochenen Sprache betrachtet werden. Es würde das kaum bei frei gewählten Zeichen nothwendig sein und ist vollends undurchführbar bei Neuordnung der historisch gegebenen Zeichen.

Wissenschaftliche Benennung und Classification der Laute

ist neben der empirischen Wiederholung und Vergleichung des lebendigen Lautes das sicherste Hilfsmittel zu einer allgemeinen Verständigung über die Bedeutung der Zeichen und zur Herstellung einer genauen Uebereinstimmung zwischen Laut und Schrift.

Die Lautphysiologie gibt die Norm für die Beschreibung der Laute.

Statt wie bisher durch die Namen der Buchstaben sind die Bezeichnungen der Laute nach Genus, Species und Varietät zu ordnen, wo möglich durch lateinische und deutsche Benennungen wie in den übrigen Naturwissenschaften.

Werden bildliche Bezeichnungen angewandt, so sind nur durch genaue Angabe der Gebiete, denen sie entnommen sind, und des Verhältnisses, in welchem sie zu den Lauten und ihrer Hervorbringung stehen, Verwechslungen zu vermeiden. — Eindrücke des Muskelgefühls, des Tast- und Gesichtssinnes, oder solche der Gehörsempfindungen, die Nebenvorstellungen erwecken: Reibelaut, Zischlaut, offen, geschlossen, weich, hart, rauh, breit, spitz, dünn, rund, rein, getrübt u. A.

Bezeichnung.

1. Derselbe Laut ist immer durch dasselbe Zeichen darzustellen, und umgekehrt gilt dasselbe Zeichen überall für denselben Laut.
2. Einzelne Zeichen für alle einzelnen Laute, deren Varietäten durch Nebenzeichen ausgedrückt werden.

   Einfache Zeichen für die Grundlaute, die Hauptformen der unter einander nächstverwandten Laute.

   Die Lautschrift darf streng auf dem ersten dieser Grundsätze bestehen, sie könnte ihn auch ausdrücken wie Kräuter: „für dieselbe Sache darf es nur eine Art der Bezeichnung geben"; die Litteratur aber sieht oft in demselben Laut verschiedene Sachen — Begriffe — und ihre dem lebendigen Vortrag gegenüber beschränkten Mittel erklären, dass sie in solchen Fällen von ihrem Rechte Gebrauch machen muss, dieselben Laute durch verschiedene Zeichen wiederzugeben.

Mit dem zweiten dieser Grundsätze werden u. a. eigene Buchstaben erfordert für den tönenden (weichen) Sauselaut, für den scharfen (tonlosen) Zischlaut und für den breiten Rauschlaut u. A.; in Bezug auf die scharfe Form des letzteren, der nach der gebräuchlichsten Articulationsart in den Thesen des Prof. Michaelis als kakuminaler Reibe-

Digitized by Google

laut bezeichnet ist, vermisst schon Herder (sämmtliche Werke ed. Suphan, Band I, p. 232 Anm. 3) ein eigenes Zeichen für das hebräische Schin.

Es fallen in Folge desselben Grundsatzes nicht nur die Zeichen æ und œ für die als Umlaute oder getrübte Laute bezeichneten einfachen, zwischen den Hauptvocalen liegenden Laute, sondern auch die Hilfs-u-zeichen über den Grundvocalen „u“ in der deutschen, „i“ in der lateinischen Schrift.

Das Princip „für jeden einfachen Laut ein einfaches Zeichen“, wie es mehrfach als Axiom aufgestellt wird, ist nur in dem Masse durchführbar, in dem man sich auf die Wiedergabe einer bestimmten Anzahl von Lauten beschränkt. Man würde in seinem Dienst auf Fixirung aller Lautnüancirungen verzichten müssen, die die Zahl der gewählten Buchstaben übersteigen.

Um die Grenzen des gegebenen Zeichenmaterials nicht zu weit zu überschreiten, sind nur die drei Grundvocale und die auf ihrer Linie zwischen ihnen liegenden beiden Hauptvocale durch die einfachen Buchstaben des lateinischen Alphabets zu bezeichnen.

Die zwischen diesen fünf Vocalen liegenden Nüancirungen sind durch Ueberschreiben desjenigen Lautes zu bezeichnen, nach dem der betreffende Laut sich hinneigt, wie das im Schwedischen üblich ist und früher auch im Niederdeutschen angewandt wurde und von Brücke systematisch durchgeführt ist.

> Bei dem von Brücke aufgestellten Dreieck bleiben abgesehen von der Frage, ob nicht die Lage, die Prof. Michaelis ihm gibt, das Verhältniss der Vocale richtiger symbolisirt, in dieser Hinsicht nur die Fragen offen, ob nicht das einfache Zeichen auf die Mittelstufe zu setzen wäre, wie das im Französischen (é in donné, e in ferme und è in père) der Fall zu sein scheint, während im Deutschen ä für eben diese Mittelstufe vorwiegen mag: wärmen neben lernen.

3. Ein einzelner Buchstabe darf nicht zur Darstellung einer Lautverbindung verwandt werden.

   Die besonderen Beziehungen der verbundenen Laute (Lautfolgen, Gruppenzeichen, Lautcomplexe) sind durch entsprechende Stellung der Buchstaben selbst, wo möglich durch Ligaturen (Verschlingungen) lettres liées, lettres conjointes für vocalische und consonantische Diphthonge, nöthigenfalls durch Hilfszeichen (^) auszudrücken.

   Wenn Zeitdauer, Schallstärke und Tonhöhe ausdrücklich bezeichnet werden sollen, so sind nur über- oder untergeschriebene Nebenzeichen anzuwenden.
   Die Nebenzeichen müssen nach ihrer Bedeutung geordnet und so gewählt werden, dass dasselbe Zeichen bei verschiedenen Buchstaben dasselbe Verhältniss ausdrückt und die Zeichen womöglich an sich bedeutungsvoll sind, wie das von den Zahlen, die Brücke als Indices anwendet, doch nur in einer Richtung gelten kann; z. B. — für die Länge der Vocale, ⏑ für die Reduction (Sievers), ‾ für cerebrale Articulation. Die Nebenzeichen müssen systematisch über oder unter der Linie vertheilt werden; für diesen Zweck ist das Ideal der Schrift die Einstufigkeit, das die lateinische Schrift, so weit der Raum unter der Linie in Betracht kommt, nahezu erreicht.

Digitized by Google

Hilfszeichen für das Verständniss: Silben- und Worttrennung, Apostroph, grosse Anfangsbuchstaben, etymologische Unterscheidungen sind wünschenswerth für die Litteratur, für unsere Zwecke aber nur so weit anzuwenden, wie sie von den aufgestellten Principien selbst vorgeschrieben werden oder mit ihrer gemeinsamen Durchführung verträglich sind.

Die Grundlage für die Bezeichnung bildet das lateinische Alphabet, welches, wo es nicht ausreicht, aus den nächstverwandten Alphabeten zu ergänzen ist. Willkürlich erfundene Zeichen sind ganz, neuconstruirte möglichst zu vermeiden und müssen sich, wo sie unvermeidlich sind, an die historisch gegebenen anschliessen.

Die Beziehung der begrifflich festgestellten Laute zu den gewählten Zeichen bestimmt sich im allgemeinen nach der Aussprache des Lateinischen, so weit dieselbe bei Deutschen und Italienern übereinstimmt.

Die Auswahl der Buchstaben im einzelnen bestimmt sich nach der Verständlichkeit, Gebräuchlichkeit, Nähe der nationalen Verwandtschaft, bisherigen Verwendung in der wissenschaftlichen Litteratur, Verträglichkeit mit dem übrigen Charakter der Schrift, Verwendbarkeit für den Druck.

An der Hand des von Dr. Grabow aufgestellten Satzes, dass die Nebenzeichen aus den Sprachen zu nehmen, für welche die betreffenden Laute am meisten charakteristisch sind, würde man zu einer internationalen Verständigung gelangen, wie sie auf dem geographischen Congress in Paris 1875 zunächst für die Schreibung geographischer Namen bereits in Aussicht genommen ist, und wie sie für die europäischen Schriftsysteme wenigstens keine irgend erhebliche Erschwerung der Aufgabe bedeuten.

Principien der Schnellschrift und der leichten Verbindbarkeit müssen, wenn nicht aus dem Spiel bleiben, doch in die Reihe treten, um die Strenge der Systematik nicht zu gefährden.

Gründe, die für und gegen einzelne vorgeschlagene Zeichen sprechen würden, sind nach ihrem relativen Werth und der angegebenen Reihenfolge von diesen verschiedenen Standpunkten aus abzuwägen.

Die Prüfung ist für jeden einzelnen Buchstaben zu erneuern, nicht auf die Annahme eines Systems im ganzen zu beschränken.

Praktische Anwendung.

Zweckmässigkeitsgründe für den einzelnen Fall können das Gewicht der angeführten Erwägungen verschieben, es wird aber immer das nächstbeste an der Stelle des besten zu wählen sein.

Der Grad der Bekanntschaft des Leserkreises mit dem gesprochenen Idiom entscheidet über das Mass der Vielfältigkeit und Genauigkeit der Zeichen.

Für die nächsten Bedürfnisse bis zu vollständiger Beendigung der Arbeiten der Commission und bis zu vollständiger Durchführung der allgemeinen Sätze ist auf der Versammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung zu Stralsund im Mai d. J. Anlehnung an das in Frommanns Zeitschrift für deutsche Mundarten, für deren Fortsetzung doch noch nicht alle Aussicht verschwunden zu sein scheint, angenommene System der decorirten Buchstaben empfohlen worden, wobei nur das Zeichen ə so zu modificiren wäre, dass es weniger fremdartig erschiene.

Digitized by Google

Es empfiehlt sich, allgemeine, der schärfsten Kritik zu unterwerfende Gesichtspunkte aufzustellen, aus deren systematischer Anwendung sich dann alle Einzelheiten mit strenger Nothwendigkeit ergeben würden. Um gefällige Zusätze und Berichtigungen in diesem Sinne ersucht der Verfasser." (Theobald.)

Nach einer kurzen Debatte wird beschlossen, dass in der am Freitag stattfindenden Sitzung die für die Feststellung einer Orthographie der Dialekte in der Sectionssitzung der vorigen Philologenversammlung gewählte Commission der Section ihre Vorschläge machen solle.

Der Vorsitzende zeigt ferner an, dass ihm aus St. Louis (Ver. St.) eine von einem Deutsch-Amerikaner verfasste englische Uebersetzung des Hauptgedichtes von Frauenlob zugeschickt worden sei, unter dem Titel „Heinrich von Meissens, generally known as Frauenlobs, Cantica canticorum, or Lay of our Lady translated by A. E. Kroeger." Er empfiehlt diese sorgfältige Arbeit um so mehr der Aufmerksamkeit, als sie wohl die erste Probe strenger mittelhochdeutscher Studien jenseit des Oceans sein möchte.

Schluss der Sitzung.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 27. September, Morgens 8 Uhr.

Prof. Creizenach eröffnet die Sitzung, indem er den Prof. Wülcker (Leipzig) auffordert, den in Aussicht gestellten Nekrolog auf Grein zu halten.

Prof. Wülcker: Als ich das letzte Mal die Philologenversammlung besuchte, — es war 1868 zu Würzburg — trat Dr. Grein auf, um seinem dahingegangenen Lehrer und Freunde Vilmar einen Nachruf zu widmen. Heute, da ich wieder zu dieser Zusammenkunft komme, liegt mir die traurige Pflicht ob, meines Lehrers und Freundes Grein, der nun auch von uns gegangen ist, in dankbarer Erinnerung zu gedenken.

Nicht wie Vilmar wurde Grein am Ende einer ruhmreichen Laufbahn abberufen, sondern ihn, der noch im besten Mannesalter stand, riss der Tod mitten aus seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, während er sich noch mit weit ausschauenden Plänen für die Zukunft trug; wenn auch nach der letzten schrecklichen Krankheit, die Grein zu erdulden hatte, der Tod für ihn eine Erlösung aus schweren Leiden war. Doppelt traurig aber war dieses Ereigniss, als es gerade zu einer Zeit eintrat, da Grein, der sein ganzes Leben mit Sorge und Entbehrung gerungen hatte, endlich die Erfüllung seiner liebsten Wünsche vor sich sah und sich ihm ein heiterer Blick in die Zukunft öffnete.

Ueber Greins Leben sei angeführt: Christian Wilhelm Michael Grein wurde am 16. Oct. 1825 zu Willingshausen, Kreis Ziegenhain in Kurhessen, geboren. Von Herbst 1839 bis Herbst 1844 besuchte er das Gymnasium zu Marburg und studirte alsdann von Herbst 1844 bis Ostern 1849 zu Marburg und Jena Mathematik und Naturwissenschaften, hörte aber zu gleicher Zeit auch germanistische Vorlesungen. Frühjahr 1849 bestand er das Examen für Gymnasiallehrer an der Universität Marburg und absolvirte darauf sein Probejahr am Gymnasium zu Marburg. Herbst 1850 trat er als Lehrer der Naturwissenschaften und Mathematik an das Gymnasium zu Rinteln und versah mehrere Jahre lang dieses Amt.

Digitized by Google

Wichtig wurde für Grein das Jahr 1854. In dieser Zeit entschloss er sich, zu Gunsten der germanistischen Studien die Beschäftigung mit Mathematik und den Naturwissenschaften aufzugeben. Um diesen Plan ausführen zu können, legte er die Lehrerstelle nieder und wurde Praktikant an der Kasseler Bibliothek. Ende 1856 erhielt er den Auftrag, das Bückeburger Gesammtarchiv zu ordnen, ein Auftrag, der ihn bis Sommer 1859 beschäftigte. Trotz dieser so weit von seinen Lieblingsstudien abliegenden Arbeit gelang es damals gerade Grein bei seinem unermüdlichen Fleisse, zur Ausführung des Hauptwerkes seines Lebens zu schreiten. 1857 erschien der erste Band der „Bibliothek der angelsächsischen Poesie". Vorher waren schon gegangen: „Der Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie, stabreimend übersetzt, Rinteln 1854" und die erste Frucht seiner angelsächsischen Studien: eine Uebersetzung des Gedichtes „Phönix", das 1854 als Beilage zum Rintelner Gymnasialprogramm erschien. Von Bückeburg aus veröffentlichte Grein auch 1857 die „Dichtungen der Angelsachsen, stabreimend übersetzt". Durch dieses Buch sollte diese Poesie auch einem grösseren Publikum zugänglich werden. Ein Jahr später wurde Grein zum Doctor der Philosophie zu Marburg promovirt auf Grund seiner Abhandlung „Ueber das Hildebrandslied". 1859 kehrte er nach Marburg zurück und fand dort eine Stellung an der Universitätsbibliothek. 1862 habilitirte sich Grein als Privatdocent der Germanistik an der Universität Marburg auf seine Abhandlung über „Ablaut, Reduplication und secundäre Wurzeln der starken Verba im Deutschen" hin. Seine Probevorlesung war über „Die historischen Verhältnisse im Beovulf". Nicht lange konnte er in dieser Stellung wirken. Durch ein kurfürstliches Rescript vom 24. Febr. 1864 wurde er zum Secretär und Juni 1865 zum Archivar und Mitglied der Direction des kurfürstlichen Haus- und Staatsarchivs zu Kassel ernannt. Diese Stellung sollte wohl für Grein nur eine vorübergehende sein, durch die Ereignisse des Jahres 1866 wurde sie zu einer dauernden. Dadurch, dass Greins Lieblingsstudium weit ab von seiner äusseren Stellung lag, entstand ein Zwiespalt in ihm, welcher vielfach von nun an sein Leben verbitterte. Wenn er auch als gewissenhafter Beamter sich mit ganzem Eifer seinem Amte hingab, sein Herz war doch stets bei seinen germanistischen Studien, und nichts wünschte er sehnlicher, als eine Professur an einer Universität zu erlangen, welche ihn in Stand setze, sich ganz der Germanistik zu widmen. Dieser Wunsch sollte sich ihm nie erfüllen! — Freudig begrüsste Grein 1870 die Verlegung des Kasseler Archivs nach Marburg. Hierdurch war er wieder in eine Universitätsstadt gekommen und konnte hoffen, als akademischer Lehrer in Zukunft wirken zu dürfen. Nachdem die nothwendigsten archivalischen Arbeiten vollendet waren, eröffnete er aufs neue seine Vorlesungen und fand grossen Anklang bei den Studenten. Er beschränkte seine Vorträge nicht auf Alt- und Angelsächsisch, sondern las auch über Gothisch, Althochdeutsch, Altenglisch, über deutsche Mythologie und dergl. Das Jahr 1873 brachte ihm denn auch äussere Anerkennung in seinen beiden Stellungen. Juli 1873 wurde er zum ausserordentlichen Professor an der Universität Marburg ernannt, und ihm im selben Jahre in seiner Eigenschaft als Archivar am königlich preussischen und grossherzoglich hessischen Gesammtarchive von Sr. königlichen Hoheit dem Grossherzoge von Hessen das Ritterkreuz 1. Klasse vom Orden Philipps des Grossmüthigen verliehen. Obgleich ihm die erste Auszeichnung nicht, wie er gehofft hatte, eine unabhängige Stellung verlieh, so ermunterte sie ihn doch zu neuen Arbeiten. Damals fasste er, wie Redner weiss, den Entschluss, seine Einzelausgabe des

Digitized by Google

Beovulf neu herauszugeben; damals entwarf er neue Pläne zur Fortsetzung seiner „Bibliothek der angelsächsischen Prosa". Doch hatte er schon lange erkannt, dass, sollten seine Ausgaben Werth behalten, er die Handschriften selbst einsehen müsse und nicht die Ausgaben auf ältere, wenig zuverlässige Drucke gründen dürfe. Bei den poetischen angelsächsischen Denkmälern waren bessere Editionen vorhanden, daher eine Collation mit den Handschriften weniger nothwendig; eine Veröffentlichung der Prosadenkmäler aber ohne Einsehen in die Manuscripte ist undenkbar. Daher suchte Grein seinen schon lange gehegten Wunsch, eine Reise nach England zu unternehmen, zu verwirklichen. Auch dieser sehnliche Wunsch wurde nicht erfüllt! April 1875 hatte Grein einen Aufenthalt in London und Cambridge sich fest vorgenommen, Ende August wollte er abreisen, da trat auf einmal das Leiden ein, welchem er erlegen ist. Von Herbst 1875 an kränkelte er beständig. April 1876 wurde Grein an das Archiv nach Hannover versetzt, doch nur wenige Wochen konnte er in dieser Stellung wirken, dann fesselte ihn die Krankheit fast beständig an das Zimmer.

Doch immer hatte sein lebhafter Geist noch die Hoffnung auf baldige Genesung, noch immer trug er sich mit wissenschaftlichen Plänen für die Zukunft. Da wurde er von Januar an völlig des Gebrauchs seiner Glieder beraubt.

Anfang Mai erhielt er von dem Secretär des Ausschusses der Clarendon Press (Secretary to the delegates of the Clarendon Press) die Anfrage, ob er nicht Jemand vorschlagen könne als Fortsetzer des Wörterbuchs von Bosworth. Sie wollten einen „Competent Editor" engagiren. Mit Freuden hätte man also Grein selbst in Oxford aufgenommen. Es hielt hier Grein, wonach er sein ganzes Leben gestrebt hatte, in Händen: die Möglichkeit, längere Zeit sich in England aufhalten zu können und alle Bibliotheken nach angelsächsischen Quellen durchforschen zu dürfen! Doch Grein war nicht mehr im Stande, diese Stellung annehmen zu können; nicht einmal mehr fähig, den Brief zu beantworten. Sechs Wochen nach Empfang dieses Schreibens, am 15. Juni 1877 erlöste ihn der Tod von seinen schrecklichen Leiden.

Greins Werke sind: Uebersetzung des angelsächsischen Gedichts Phönix. Rinteln 1854 (Beilage zum Gymnasialprogramm). — Der Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie, stabreimend übersetzt. Rinteln 1854. (2. gänzlich umgearbeitete Aufl. Kassel 1869.) — Bibliothek der angelsächischen Poesie. 4 Bde. Kassel u. Göttingen 1857—64. — Dichtungen der Angelsachsen, stabreimend übersetzt. Ebenda 1857—59. (2. veränderte Aufl. 1863.) — Das Hildebrandslied, nach der Handschrift neu herausgegeben, kritisch bearbeitet etc. Göttingen 1858. — Ablaut, Reduplication und secundäre Wurzeln der starken Verba im Deutschen. Kassel u. Göttingen 1862. — Die historischen Verhältnisse im Beovulfliede (in Eberts Jahrbuch Bd. IV). 1862. — Beovulf nebst den Fragmenten von Finnsburg und Valdere. Kassel u. Göttingen 1867. — Die Quellen des Heliand, nebst Tatians Evangelienharmonie. Kassel 1869. — Bibliothek der angelsächsischen Prosa. 1. Bd. Kassel u. Göttingen 1872. — Das gothische Verbum, in sprachvergleichender Hinsicht dargestellt. Kassel 1872. — Das Alsfelder Passionsspiel, mit Wörterbuch. Kassel 1874. — Ferner bearbeitete er 1870 aus Vilmars deutscher Grammatik den 2. Theil, die Metrik enthaltend, in einer Weise, dass dies als eine eigne Arbeit Greins gelten kann. Ausserdem verschiedene kleinere Aufsätze und Kritiken.

Greins Arbeiten wurden während des Lebens des Verfassers vielfach angefeindet,

Digitized by Google

die Werke des Dahingeschiedenen werden eine billigere, mildere Kritik erfahren! Bei Beurtheilung der Verdienste Greins darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass seine bleibende Bedeutung in den Arbeiten auf angelsächsischem Gebiete liegt. Nicht vergessen darf werden, dass Grein, als er mit der Herausgabe der angelsächsischen Poesie begann, nur ganz spärliche Vorarbeiten für Texterklärung, Kritik und Lexikographie fand, dass er ferner durch seine äusseren Verhältnisse nur einen geringen Theil seiner Arbeitskraft diesen Studien widmen konnte; nicht ausser Acht darf gelassen werden, dass Grein seinen Lieblingswunsch, England zu sehen und dort die Handschriften zu vergleichen, nie erfüllt sah. Und trotzdem, wie Bedeutendes hat er geleistet! Durch seine Textausgabe der angelsächsischen Poesie wurde überhaupt erst ein Studium der angelsächsischen und damit der Entwickelung der englischen Sprache in Deutschland möglich. Sein Glossar ist ein Werk von solchem Fleisse und solcher Gründlichkeit, dass wir Deutsche stolz darauf sein können.

Der litterarische Nachlass hat nicht soviel ergeben, als man erwarten durfte. Grein war lange Zeit krank und daher unfähig, grössere Arbeiten zu unternehmen.

Zuletzt arbeitete er an einer neuen Auflage seiner Einzelausgabe des Beovulf und an einem verbesserten Sonderabdruck seiner stabreimenden „Uebersetzung Beovulfs". Letzteres Werk, das ziemlich druckreif ist, soll baldigst veröffentlicht werden. Den angelsächsischen Text Beovulfs will ich mit einer Grammatik und mit der von Grein begonnenen, von mir fortgesetzten Bibliographie versehen, im Laufe des J. 1878 herausgeben. Ueber die Fortsetzung der „Bibliothek der angelsächsischen Prosa" fand sich im Nachlasse Greins kein ausgearbeiteter Plan, obgleich ein solcher existirt haben soll. Ich muss daher nach eignem Gutdünken verfahren. An Aelfric, dessen Werke theilweise im ersten Bande der Prosa enthalten sind, schliesst sich am besten eine Reihe von Werken des andern bedeutenden angelsächsischen Prosaikers, des Königs Aelfred. Da die „Cura pastoralis" von Henry Sweet vorzüglich edirt wurde und eine Ausgabe der Beda-Uebertragung durch Schipper hoffentlich bald bevorsteht, so gedenke ich in den ersten von mir veröffentlichten Band aufzunehmen:

Aelfreds Uebertragung des Boëtius „de consolatione philosophiae", ferner dessen Blüthenlese aus den Soliloquien des Augustin und der epistola „de videndo deo". Dann aus demselben Codex, der die Soliloquien enthält: „Alexanders Brief an Aristoteles" und „über die Wunder des Orients". Ausserdem noch „das Prosagespräch zwischen Salomo und Saturn" und des verwandten Inhalts wegen „Gespräch zwischen Adrianus und Ritheus". Alle die angeführten Schriften verglich ich selbst mit den Handschriften.

Auch die „Bibliothek der angelsächsischen Poesie" soll neu herausgegeben werden. Zu dem Zwecke wurde ebenfalls schon der grössere Theil derselben mit den Handschriften verglichen und soll im Jahre 1878 mit dem Drucke desselben begonnen werden. Einige Dichtungen, welche Grein vergass, sollen hinzugefügt werden.

Durch diese verbesserte Neuherausgabe hoffe ich für die Zukunft dem Greinschen Unternehmen die Stellung in der Wissenschaft zu sichern, welche ihm als dem ersten und grossartigsten dieser Art zukommt und zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den ersten Herausgeber zu erfüllen! — Es sei erlaubt, nun noch ein paar Worte über eine andere wichtige Arbeit, die mir übertragen wurde, zuzufügen. Es ist dies die Neuherausgabe der früher von Thomas Wright besorgten „Glossarien". So weit die Handschriften der

Digitized by Google

von Wright gegebenen Werke zugänglich sind, habe ich die Drucke mit denselben verglichen. Wie sehr eine Vergleichung nothwendig war, dafür mögen zwei Beispiele genügen: Wright II, p. 112 gibt die Glosse: lesia = pana. Ein angelsächsisches Wort pana ist sonst nirgends belegt. Doch steht auch in der Handschrift nicht pana sondern para. In der Zeile darüber steht disus, so dass paradisus zusammengehört und lesia (= elysia) erklärt. II, p. 102 findet sich als lateinisches Wort: canes, als angelsächsisches linga ribbe. Aufgeklärt wird dieses Wort durch eine Glosse p. 104: cino glossa = ribbe. Oben ist also canis lingua = ribbe zu lesen. Ausserdem aber wurden von Wright öfters nicht nur einzelne Glossen ausgelassen, sondern ganze Seiten überschlagen. Besonders nachlässig ist ein Glossar aus dem 8. Jahrhundert (II, 98—125) und eins aus dem 10. Jahrhundert (II, 125—153) abgedruckt. Am Schlusse meiner Ausgabe sollen alphabetische altenglisch-lateinische, altfranzösisch-lateinische und lateinisch-altenglisch-altfranzösische Register gegeben werden über sämmtliche in den Glossen enthaltene Worte.

Im Laufe des Sommers 1878 soll dieses Werk bei Trübner in London erscheinen.

Prof. Creizenach knüpft auf Befragen noch einige Bemerkungen an die englische Uebersetzung der cantica canticorum (s. oben) an. Sie sei überaus genau und zeige philologische Durchdringung des Stoffs; vor allem sei es dem Uebersetzer trefflich gelungen, das Schwunghaft-Ueppige von Frauenlobs Poesie nachzuahmen. Nach seiner Ueberzeugung würde Frauenlobs Werth neuerdings unterschätzt. Er habe die deutsche mythische Tradition in eigenthümlicher Weise mit biblischer zu vereinigen gewusst; so an jener Stelle, wo Maria Gott ihren alten Friedel nennt und sagt: er warf mir den Hammer in den Schoss. Nach diesen Bemerkungen bittet der Vorsitzende den Prof. Sachs den angekündigten Vortrag über Diez und sein Verdienst um unsere Wissenschaft zu halten.

Prof. Sachs erwähnt in der Einleitung seines Vortrags, dass im vorigen Jahre, als der Vorsitzende das Dahinscheiden von Diez erwähnt habe, alle ein Gefühl erfüllt habe, dass damit dem Andenken des Begründers der romanischen Philologie nicht genügt sei. Daher habe er beschlossen, auf der diesjährigen Versammlung die Schuld gegen den grossen Gelehrten abzutragen. In seinem weiteren ausführlichen Vortrage, — den Prof. Sachs inzwischen bei Langenscheidt-Berlin veröffentlicht hat, weshalb wir hier von einer genaueren Inhaltsangabe absehen, — schildert er sein Leben, zählt seine Werke nebst den darüber erschienenen Recensionen auf, rühmt nicht nur die Vortrefflichkeit dieser Werke, sondern auch des Verfassers schlichtes, einfaches Wesen, seinen schönen Charakter, in Folge dessen er allgemeine Verehrung genossen habe, wie sich namentlich am fünfzigsten Jahrestage seiner Promotion gezeigt. Um seinen Werth in seinem ganzen Umfange zu begreifen, sagt er, genüge eine kurze Uebersicht über das, was in den romanischen Sprachen vor Diez und was jetzt geleistet sei. Vor ihm könne von einer Wissenschaft der romanischen Sprachen nicht die Rede sein, wenn auch hier und da einzelne Versuche lexikalischer und grammatischer Arbeiten aufgetaucht seien. Er zählt sodann das auf, was in den romanischen Sprachen von Diez geleistet wurde und hebt darauf hervor, dass jetzt verschiedene deutsche und ausserdeutsche Zeitschriften für romanische Sprachforscher das bequemste und reichhaltigste Gebiet zum Ideenaustausch bildeten, dass auf den Universitäten mit wenigen Ausnahmen für das Studium der romanischen Sprachen gesorgt sei, dass das Prüfungsreglement sie zum ersten Male als besonderes

Digitized by Google

Fach anerkannt habe. Zum Schluss äussert er noch den Wunsch, dass die Diezstiftung, für die bereits gegen 4000 Mark gesammelt seien, in nicht allzu ferner Zeit ins Leben treten möge.

Prof. Creizenach spricht sodann den Wunsch aus, dass die Section noch einmal heraustreten möge zur Unterstützung einer bedeutenden Sache, es handle sich diesmal um die geeigneten Schritte, die Regierung für die Unterstützung der Frommannschen Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“ zu gewinnen. Wegen der schon vorgerückten Zeit wird beschlossen die Angelegenheit auf morgen zu vertagen.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Morgens 8½ Uhr.

Prof. Creizenach theilt zuerst mit, dass mehrere Schriften eingesandt worden seien, unter anderm: Beiträge zur Kenntniss der jüdisch-deutschen Litteratur, ein hebräisch-deutsches Glossar, herausgegeben von Brüll, welches ihm der Aufmerksamkeit der Sprachforscher sehr würdig scheine. Dann verliest er einen Brief von Prof. Weigand aus Giessen, worin derselbe sein Bedauern darüber ausspricht, dass er wegen einer erst jetzt beseitigten Krankheit verhindert sei an den Sitzungen der Section theil zu nehmen, und zugleich seiner Verwunderung Ausdruck gibt über die Orthographie der Frankfurter Reform wie über die Beschlüsse der Berliner Conferenz und sich gegen eine einfache Abstimmung in der orthographischen Frage verwahrt. Nachdem Prof. Creizenach noch mitgetheilt hat, dass von Hofrath Bartsch eine freundliche Erwiderung auf den ihm übersandten Gruss eingegangen sei, fordert er die Herren Prof. Sachs, Dr. Theobald und Dr. Kräuter auf, über ihre Berathung in Betreff der Orthographie der Mundarten Bericht zu erstatten. Prof. Creizenach bemerkt noch zur Kenntnissnahme, dass auf der vorigen Philologenversammlung die Section eine Commission zur Fixirung der dialektischen Laute gewählt habe und dass Prof. Sachs als Vorsitzender derselben mit der Formulirung der der Section vorzulegenden Thesen beauftragt worden sei. Zu diesen von ihm aufgestellten Thesen habe nun Prof. Michaelis Abänderungsvorschläge und Dr. Theobald Grundsätze und Forderungen für die Bestimmung der Schriftzeichen u. s. w. drucken lassen.

Prof. Sachs ergreift hierauf das Wort: Zuerst muss ich, sagt er, einem Missverständniss entgegentreten; der Zweck dieser Vorschläge hat gar nichts mit der Schul- und Schriftsprache zu thun, sie sollen nur für die germanischen und romanischen Dialekte eine Handhabe bieten, damit man ohne weiteres wisse, wie ein jeder Buchstabe auszusprechen sei und wie der Autor das betreffende Lautzeichen auffasst, darum wurden diese Thesen aufgestellt, für die Prof. Creizenach an der rheinfränkischen Mundart die Schreibeprobe gemacht hat, die sehr befriedigend ausfiel. Jedenfalls sind die Thesen der verschiedenen Herren sehr leicht zu vereinigen. Da wir eine Schreibweise nicht für die Germanisten speciell, sondern auch für Romanisten feststellen wollen, so wären die lateinischen Buchstaben zu empfehlen. Wie die Nasalirung bezeichnet wird, ob j oder y das Zeichen der Mouillirung ist, das sind alles Nebenfragen. Die Hauptfrage ist: Sollen für

Digitized by Google

diese Aufzeichnung, was Prof. v. Keller nicht wünscht, die lateinischen Schriftzeichen und sollen die drei ersten Thesen als Grundlage angenommen werden.

Dr. Theobald schliesst sich dem von Prof. Sachs Gesagten an und bemerkt, ein wesentlicher Fortschritt gegen das in Tübingen Geschehene sei zu constatiren; in den Grundsätzen herrsche durchweg Uebereinstimmung und aus der Anwendung dieser Grundsätze würde sich eine grosse Menge von brauchbaren Einzelheiten ergeben. Ob das Dreieck des Prof. Michaelis das vollendete Symbol des Verhältnisses der Vocale zu einander sei, sei noch zweifelhaft, vielleicht würde man am richtigsten die Laute in einer geraden Linie darstellen.

Prof. Sachs theilt darauf noch mit, dass ihm Hofrath Bartsch ein Schreiben zugesandt habe, worin er seine Uebereinstimmung mit den meisten von ihm aufgestellten Thesen ausgesprochen habe.

Präceptor Warth (Böblingen) bemerkt sodann: Das schwedische a überschrieben mit o wird schwedisch wie ein reines o gesprochen, dagegen hat der Schwede auch einen dem a im englischen talk entsprechenden Laut, den er mit a bezeichnet. Es ist noch ein einfacheres Zeichen für das in These 5 aufgestellte zu empfehlen, auch die Nasalirung lässt sich wo möglich durch ein einfacheres Zeichen ausdrücken. Man könnte am Vocale selbst eine kleine Veränderung anbringen, etwa ein Häkchen oder irgend eine Schleife, man wäre dann nicht genöthigt mit der Hand abzusetzen.

Dr. Theobald erklärt, dass er in der Hauptsache damit einverstanden sei, aber auf einzelne Laute komme es nicht an, wie z. B. auf diesen schwedischen, sondern auf die Zweckmässigkeit der Bezeichnung überhaupt. Es gäbe eine Legion von Bezeichnungen in altniederdeutschen Urkunden und eine Menge von Ueberschreibungen, aber aus allen leuchte das Princip hervor, dass der übergeschriebene Laut eine Nüancirung andeute, und dies Princip scheine ihm richtig, bei der genauen einzelnen Lautfixirung seien Hülfszeichen nicht zu entbehren.

Präceptor Warth bemerkt darauf noch, Dr. Theobald sage in einer These, dass da, wo das lateinische Alphabet nicht ausreiche, andere Alphabete ergänzend eintreten könnten; so könne man für den Laut zwischen a und o das griechische ω gebrauchen. Die Griechen hätten ein ω neben o eingeführt, wie ein η neben ε; von da an datire eine neue Schreibung, und wir seien froh darüber, dass die Griechen beiderlei Zeichen hätten. Warum sollten wir vor einer solchen Schreibung zurückschrecken?

Dr. Krüter sagt, man wäre in das gerathen, was vermieden werden sollte, in eine Besprechung einzelner Punkte, die privatim besprochen werden sollten, und stellt den Antrag auf Schluss der Debatte.

Prof. Creizenach bemerkt, dass sich ihm immer mehr die Ueberzeugung aufdränge, dass eine Berathung über Fragen, wie sie jetzt vorgebracht würden, nicht hierher gehöre, dies sei eine freie Versammlung wissenschaftlicher Männer, welche man von diesem Eingehen ins Einzelne, das kein Ende voraussehen lasse, entlasten müsse.

Dr. Theobald erklärt, dass sich die Versammlung mit dem Vorschlage einverstanden erklären könne, dass gegen die Principien nichts eingewandt sei, und drückt den Wunsch aus, dass die Section die Commission weiter bestehen lasse.

Prof. Sachs erklärt, er sei damit einverstanden, dass man hier über Einzelheiten nicht berathen dürfe, doch könnten die Grundgedanken der ersten Thesen sehr

Digitized by Google

leicht erledigt und dadurch eine Basis gefunden werden; es sei nicht gut die Sache ad infinitum zu vertagen.

Prof. Creizenach stellt darauf folgende Fragen: Will die Versammlung sich mit den ersten Thesen einverstanden erklären, will sie sich auf eine daraus sich ergebende Discussion einlassen, oder will sie besondere Vorschläge über die Schreibung der einzelnen Laute abweisen?

Prof. Steinthal bemerkt sodann, die allgemeinen Grundsätze müssten die sein, die schon die Wissenschaft angenommen habe, darüber könne kein Mensch mehr streiten. Nun wäre die Frage, welche speciellen allgemeinen Grundsätze einzuführen seien; dies führe zu Fragen, auf die man sich nicht einlassen könne, ohne in Specialitäten zu gerathen. Man lasse also diese Frage.

Prof. Creizenach lässt abstimmen, und die überwiegende Mehrzahl ist dafür, dass die Frage jetzt nicht weiter erörtert werde.

Nachdem Prof. Creizenach hierauf mitgetheilt hat, dass mehrere Vorträge angekündigt seien, sagt er, er erlaube sich eine kleine Bemerkung zu machen zu einem von Prof. Sachs in seinem Nekrologe auf Diez angeführten Umstand, er wolle auf den ungemeinen Einfluss aufmerksam machen, den ein von Göthe gegebener Rath auf diesen grossen Gelehrten ausgeübt habe. Die Radien von Göthes Wirksamkeit theilten sich, je mehr wir ihn kennen lernen, in die Peripherie um so weiter aus, und die deutsche Gelehrtenwelt thue recht daran, wenn sie auf die eminente Bedeutung dieser grossen Persönlichkeit einen solchen Nachdruck lege. Wie grossartig die Thätigkeit des Dichters von 1810—18 gewesen sei, werde klar, wenn man die von ihm gegebenen litterarischen Anregungen überschaue. Es zeige sich denn auch, dass er für die echte später erprobte wissenschaftliche Richtung der romantischen Schule von Anfang an fördernd eingetreten, dagegen ihren Verirrungen entgegen getreten sei. Es sei noch nicht genug beachtet, mit welchem andauernden Eifer Göthe die erste germanistische Zeitschrift von einiger Bedeutung durch Beiträge und Subscriptionen und wöchentliche Nachrichten unterstützt habe, er meine die von Büsching. Im Anschluss daran theilt Prof. Creizenach einen bisher unbekannten Brief Göthes an einen Herrn Engelmann in Frankfurt mit, welcher deshalb eine grosse Bedeutung habe, weil der Dichter sich hier zuerst in seiner milden Weise über die dem Mittelalter zugewandten Bestrebungen ausspreche. In den Briefen des erwähnten Zeitraums finden sich auch manche Anspielungen, welche zeigten, dass er bisweilen die Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts vornahm, freilich nicht immer in kritischer Weise, wie er denn einmal das Trinklied „Der liebste Buhle" dem frommen Paul Gerhard zuschreibt.

Prof. Dr. Erich Schmidt (Strassburg i. E.) hielt darauf einen längeren Vortrag über den handschriftlichen Nachlass des Karlsruher Prinzenerziehers und Hofraths Ring, eines geborenen Strassburgers, der besonders durch seine Schrift über den Züricher Breitopf und durch den kürzlich von Keil (Vor hundert Jahren, I.) veröffentlichten Klatschbrief an Wieland über Klopstocks Karlsruher Aufenthalt bekannt ist. Es handelt sich um nicht weniger als 34 Quartbände, welche durch Grieshaber Eigenthum der Freiburger Universitätsbibliothek geworden sind; Denkmäler einer unermüdlichen vielseitigen Lectüre und Sammellust, eigener Schriftstellerei und Reimerei, seiner Erlebnisse, vor allem — denn wir haben grösstentheils Correspondenzen vor uns — weitverzweigter persönlicher

Digitized by Google

Verbindungen mit berühmten und unberühmten Männern aus allen Gegenden Deutschlands, zu denen sich viele Elsässer und Franzosen gesellen. Redner wird bald das Wichtigste in einer besonderen Schrift „aus Rings Nachlasse“ vorlegen und eine Einleitung nebst ausführlicheren Erläuterungen beigeben.

Der Vortrag verweilte bei den hervorragenderen Namen, machte die Beziehungen Rings zu den damaligen Klotzianern und Antiklotzianern und anderes nur in Bausch und Bogen ab, und suchte den Werth der neuen Quelle für Pfeffel und v. Nicolay, für Riedel (Erfurt, Wien), Schubart, Deinet und die Frankfurter gelehrten Anzeigen, besonders auch für Wieland (Schweiz, Alceste, D. Merkur), für Herders Strassburger Zeit, für Klopstocks Karlsruher Aufenthalt u. s. w. vorzuführen, von den zahllosen kunterbunten Notizen über Lavater, Böckmann, Kaufmann, Schlosser, Gotter, die Stolberg, über Strassburger Meistergesang, über Abschriften aus und zu Fischart absehend. Streiflichter fielen auf Stimmungen und Verhältnisse des Publikums, der gelehrten und litterarischen Welt. Redner strebte danach, in seinen Bericht allgemeinere Bemerkungen über Ziele und Wege der litterarhistorischen Forschung zu weben und so dem scheinbar Zusammenhanglosen Einheit zu geben. So benutzte er namentlich Rings einst von Herder durchmusterte, für Wieland, die Bremer Beiträge, Klopstock sehr wichtige handschriftliche Odensammlung, um den litterarhistorischen und sprachgeschichtlichen Gewinn aus diesen bisher theils ganz unbekannten, theils nur in anderen Fassungen vorliegenden Gedichten hervorzuheben und nicht nur für Klopstock, sondern die Geschichte des Stils überhaupt bestimmte Forderungen zu formuliren. Auch das geistige Leben am badischen Hofe wurde besprochen. Rings Nachlass enthält mehrere ungedruckte Briefe Voltaires an die Markgräfin.

Länger verweilte der Vortragende bei Göthe und seinem Kreise, gab einzelne neue Aufschlüsse über Lenz und besprach schliesslich ausführlicher die von ihm neu aufgefundenen 21 Briefe H. L. Wagners an Ring aus Strassburg, Saarbrücken, Giessen und Frankfurt, welche der vorbereiteten 2. Auflage seiner Monographie zu Gute kommen werden. Daran schlossen sich weitere Bemerkungen über Wagner, besonders die scharfe Zurückweisung einiger neuer „Prometheusisten“.

Hiernach ergriff Director Dr. Schauenburg (Crefeld) das Wort, indem er mittheilte, dass er während eines Aufenthalts in Paris ein altes Manuscript, eine Dichtung geistlichen Inhalts aus dem 14. vielleicht auch 15. Jahrhundert enthaltend, erworben habe. Es sind 80 Blätter Papier in Lagen von 4 Blättern geheftet. Den Inhalt bilden 28 geistliche Betrachtungen in Versen, welche mit der Verkündigung und Geburt beginnen und der Krönung Mariä endigen, jedoch in der Mitte eine Lücke enthalten. Manche Verse sind von grosser Länge, manche von unstatthafter Kürze. Wahrscheinlich zum Vorlesen in einem Nonnenkloster dienend, ist das Manuscript Abschrift eines Originals. Beim Abschreiben ist aber nicht Alles verstanden worden; so ist z. B. der Name Codrus Cedeus geschrieben. Die Handschrift ist ferner mit einer nicht geringen Anzahl von Bildern ausgestattet, derart, dass die Blattseite halb zu einer Darstellung aus dem alten, halb zu einer Darstellung aus dem neuen Testament verwendet worden ist und hierbei das symbolische Verhältniss des alten zum neuen Testamente als eines prophetischen durchweg zum Ausdruck kommt. Die Bilder, nicht ungeschickt behandelt, verrathen Studium der Anatomie und des Faltenwurfs und sind insofern auch für den Kunsthistoriker von einigem Interesse. Die Sprache des Textes scheint oberdeutsch zu sein, hierfür

Digitized by Google

zeugen Ausdrücke wie gesin für gewesen u. a. Redner liest hierauf eine Anzahl Verse vor und erklärt sich am Schlusse seines Vortrags bereit, das Manuscript einer Bibliothek zu näherer Prüfung zu übergeben.

Dr. Crecelius bemerkt, dass das Werk entschiedene Aehnlichkeit mit einer Historienbibel habe.

Prof. Bechstein meint, dass es wegen des Wasserzeichens des Papiers nach Süddeutschland gehöre und zwar wohl in das Gebiet des Allemannischen.

An die von Director Schauenburg gemachte Bemerkung, dass in vorliegendem Manuscript neben einem Bilde aus dem neuen Testamente ein entsprechendes aus dem alten dargestellt sei, knüpft Prof. Creizenach einen längeren Vortrag über die Nebeneinanderstellung des Jüdischen und Christlichen in den Kunstwerken des späteren Mittelalters. Wie weit die Vorliebe für derartige Parallelisirung gegangen ist, sagt er, können wir uns heutzutage kaum vorstellen. Ich möchte allen Mitgliedern der Section insbesondere ein genaueres Studium der Schnitzereien an den Chorstühlen der damaligen Zeit dringend empfehlen.

Im späteren Mittelalter gab es keine Aeusserung des öffentlichen Cultuslebens, die so wichtig war wie die Procession. Das Auge des Volks gewöhnte sich damals an die Anschauung von Parallelen, von auf einander bezüglichen Symbolen in einem solchen Grade, dass der Mann aus dem Volke einen besseren Ueberblick über die sinnbildlichen Bezüge hatte, als heutzutage der Gelehrte. Das alte Testament erlangte dadurch einen Werth, dass es zu Vergleichen Veranlassung gab, z. B. Eva, durch welche die Welt verloren ging, an Maria, die Retterin derselben, erinnerte, wobei man nicht zu erwähnen vergass, dass Eva umgekehrt ave laute. Solche Beziehungen auf das alte Testament finden sich namentlich im späteren Mittelalter, wo man anfing, sich sehr viel mit dem Judenthum zu beschäftigen und wo die Aufmerksamkeit auf das Judenthum eine gewisse Feindseligkeit erzeugte, wie aus Rumeland und Museatblüt zu erkennen, der über den Einfluss der Juden klagt, die auch anfingen ritterliche Namen anzunehmen. Die späteren Zeiten des Mittelalters sind gegen das Judenthum feindseliger als die früheren. Uebrigens waltete auch in Liedern und Gedichten Vorliebe für Zahlensymbolik, die am liebsten in Räthselfragen eingekleidet wurden. Ettmüller theilt in seinem an nützlichen Aufschlüssen reichen, aber wegen seiner barocken Einkleidung ausserhalb aller Verbreitung gebliebenen Werke „Herbstabende und Winternächte“ (II, 272) ein solches Lied in Fragen und Antworten mit, welches mit der Frage beginnt: Wer ist Eins (Quis est unus)? und so bis zur Zwölfe fortschreitet. Dem entspricht ein ganz ähnliches Lied in dem hebräischen Gebetbuch Haggadah, welches noch gegenwärtig an jedem Osterabend von den frommen Juden gesungen wird, nur dass dieses mit der Dreizehn anfängt und bis zum Einen, Gott, vorschreitet. Er bemerkt zum Schluss, dass aus einer sorgfältigen Beachtung dieses Zusammenhanges von Jüdischem und Christlichem sich noch manches Interessante ergeben werde.

Hiernach legt Hofrath Prof. Urlichs (Würzburg) das Manuscript eines Gedichtes von Lenz vor und bemerkt dabei Folgendes: Dieses Gedicht ist in abweichender Fassung in Schillers Musenalmanach für 1798 unter dem Titel „Die Liebe auf dem Lande“ veröffentlicht worden. Das von Schiller veröffentlichte Gedicht ist ohne allen Zweifel von Schiller aus den Papieren, die ihm aus der Hinterlassenschaft von Lenz durch Göthe zu-

Digitized by Google

geschickt wurden, aufgenommen. Merkwürdig ist nun, dass dieses Gedicht in einer früheren Gestalt existirt. Diese erste Fassung ist mir zufällig vor einiger Zeit von einem eifrigen Sammler Lenzischer Fragmente, einem Herrn Ewald, zugestellt worden mit der Erlaubniss, es in irgend einer Weise zu benutzen. Während nun hier der Anfang lautet: „Ein wohl genährter Candidat, der niemals einen Fehltritt that", heisst es im Musenalmanach: „Ein schlecht genährter Candidat, der oftmals einen Fehltritt that". Ausserdem unterscheidet sich das gedruckte von dem ungedruckten durch eine grössere Ausführlichkeit. Die interessante Frage ist nun die, wie und durch wen die weitere Ausführung etwa stattgefunden habe. Es ist nicht undenkbar, dass Schiller, welcher mit grosser Freiheit mit den Erzeugnissen anderer schaltete, dieses Gedicht, das er etwas mager fand, ausgeschmückt hätte. Der Ausdruck „erüschert", welcher sich darin findet, macht jedoch diese Annahme wiederum zweifelhaft, da er mehr niederdeutsch ist.

Nach einigen an die Mittheilung des Prof. Urlichs seitens des Prof. Creizenach geknüpften Bemerkungen über das Lenzische Gedicht wird die Vormittagssitzung geschlossen.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Nachmittags 5 Uhr.

Zunächst wurde darüber berathen, in welcher Weise die Section dazu beitragen könne, die Fortsetzung der Frommannschen Zeitschrift „Die deutschen Mundarten" zu ermöglichen. Prof. Sachs schlägt vor, unter den einzelnen Mitgliedern der Section eine Anzahl Subscribenten zu gewinnen, was jedoch abgelehnt wird. Prof. Creizenach beantragt, eine Commission zu ernennen, welche die Sache in die Hand nehmen und sich bemühen solle, die Regierung für die Unterstützung der Zeitschrift zu gewinnen. Es werden hierauf auf seinen Vorschlag die Herren Prof. Bechstein und Sachs von der Versammlung zu diesem Zwecke gewählt mit dem Auftrag, sich noch durch drei Mitglieder zu verstärken, als welche die Herren Prof. Weinhold, Scherer, Bartsch oder von Keller in Vorschlag gebracht werden.

Prof. Creizenach erinnert sodann noch daran, dass ausser Diez und Grein noch zwei bedeutende Fachgenossen in der letzten Zeit gestorben seien, Philipp Wackernagel und Ludwig Ettmüller. „Ich kann", sagt er, „nicht ihr Leben und ihre ganze Wirksamkeit schildern, nur auf eins will ich aufmerksam machen. Beide waren Greise, beide fingen ihre Wirksamkeit an, als die Ziele der Germanistik noch unbestimmt waren. Phil. Wackernagel hat unvergängliche Verdienste um das deutsche Kirchenlied, er hat zuerst eine Periodenbestimmung für dasselbe möglich gemacht. Bei seiner streng protestantischen Richtung hat er sich doch der vorlutherischen Lieder mit Eifer angenommen. Welche Arbeitskraft gehörte dazu, da im Jahre 1700 die Zahl der Kirchenlieder auf 30000 angewachsen war, allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen! Wie schön hat er die Perioden bis auf Paul Gerhardt gezeichnet! Ihm war von Natur aus eine gewisse alterthümelnde Geschmacksrichtung eigen, und so hat er auch jene Lieder, die dem heutigen Publikum nicht mehr nach Geschmack sind, doch zu würdigen gewusst. Von Phil. Wackernagel geht die besondere Würdigung der sogenannten alten Kernlieder aus, über

Digitized by Google

welche man sich jetzt bis zur Gartenlaube hinab lustig macht. Er hatte eine ausserordentliche Belesenheit und wusste mit feinem Sinn das Charakteristische aus jeder Epoche herauszufinden. Er hat daher eine grosse Bedeutung als Anthologe. Ettmüller war von Wackernagel in der Gesinnung grundverschieden. Wackernagel hatte eine Ehrfurcht vor allen alten Einrichtungen, Gesetzen und Religionsanschauungen, die bis zur Verknöcherung ging. Die Vergötterung der guten alten Zeit hat Niemand so weit getrieben wie er. Er hätte sich nie entschliessen können ein Schriftstück von Börne aus der würdigsten Epoche seiner Thätigkeit, etwa die Denkrede auf Jean Paul, in seine Anthologie aufzunehmen. Ettmüller hingegen ist in politischer Hinsicht schroffer Republikaner, ein Feind des Klosterlebens wie der allzu eifrigen Versenkung in die älteren Cultusformen und hat dies nach der anderen Seite hin mit gleicher Einseitigkeit kund gethan. Ettmüller hat in dem Werke, dessen barocke Form ich schon erwähnt habe, Bedeutendes geleistet, er hat das Ganze der deutschen Heldensage mit kühnem Ueberblick dargestellt, er ist einer der Begründer der jetzt so blühenden angelsächsischen Studien. Endlich hat er sich auch als tüchtiger, massvoller Philologe in der Ausgabe des Heinrich von Veldeke gezeigt, während er als Herausgeber der Gudrun einem sehr weitgehenden Kriticismus huldigt.

Den Schluss der Vorträge bildete eine Mittheilung des Prof. Lucae (Marburg) aus seinen Parzivalstudien, wobei Redner zunächst den Wunsch aussprach, dass die Zahl der Parzivalerklärer, die sich gegenseitig zu fördern hätten, zunehmen möge, damit nach dem dankenswerthen Commentar von Bartsch das baldige Zustandekommen einer tiefer gehenden, der Bedeutung des Dichters entsprechenden durchgängigen Erklärung des Parzival ermöglicht werde. Eigentlicher Gegenstand des Vortrags war der Traum, welchen Parzivals Mutter Herzeloyde in ihrer Schwangerschaft träumt (Absch. 103, 25—104, 17). Davon ausgehend, dass im zweiten Traumbild Parzival mit einem Drachen verglichen wird, ein Vergleich, der weder durch sein Wesen noch auch durch seine Schuld der Mutter gegenüber gerechtfertigt scheint, daher wohl einer anderen Sage entlehnt, auf Parzival nur übertragen und seiner Geschichte angepasst ist, erinnert der Vortragende an das, was römische und griechische Schriftsteller von ähnlichen Träumen der Mutter des Augustus, Scipio Africanus maior, des Aristomenes, Aratus, sowie endlich Alexanders des Grossen berichten, auf dessen Zeugungssage die Sagen von der göttlichen Herkunft der eben genannten Helden zurückzuführen sind. Auch für die Parzivalstelle sind nach Ansicht des Vortragenden Reminiscenzen der Alexandersage verwerthet worden, zumal auch das erste Traumbild der Herzeloyde, das Eingreifen von Donner und Blitz, an die Sage von gleichen Vorgängen bei Alexanders Geburt erinnert. Eine Hinweisung auf Lessings Deutung der besprochenen Träume in seinem Laokoon bildete den Schluss des Vortrags, welcher demnächst in der Zeitschrift für deutsche Philologie zum Abdruck gelangen wird.

Nachdem hierauf der Vorsitzende mitgetheilt, dass der Versammlungsort des nächstjährigen Philologentages Gera sein werde, und die Section beschlossen hatte, das Präsidium der germanistisch-romanistischen Verhandlungen daselbst dem Professor Dr. Eduard Sievers in Jena zu übertragen, wurden die diesmaligen Sectionsverhandlungen, für deren lehrreiche und umsichtige Leitung Prof. Holland (Tübingen) den herzlichsten Dank der Anwesenden an Prof. Creizenach aussprach, geschlossen.

Digitized by Google

IV. Kritisch-exegetische Section.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 26. September, Mittags 12 Uhr.

Die kritisch-exegetische Section constituirte sich Mittwoch, den 26. Sept., Mittags 12 Uhr unter dem provisorischen Vorsitze von Prof. Dr. Usener (Bonn). In seinen Eröffnungsworten wies derselbe darauf hin, wie seit ihrem ersten Zusammentreten die sogenannte „kritisch-exegetische" Section mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe, die nur zu sehr in der Sache begründet seien. Die Benennung selbst müsse wegen der darin liegenden Beschränkung des Zwecks Widerspruch erwecken. Debatten über Erklärung oder Verbesserung schwieriger Textstellen könnten bei Gelegenheit solcher Versammlungen nur ausnahmsweise ein erfreuliches Resultat haben; zu blossem Wettstreit des Scharfsinns und dialektischer Gewandtheit kommen reife Männer nicht zusammen. Anderseits bedinge die erfreuliche Theilnahme der Germanisten, Romanisten, Orientalisten, Linguisten und Vertreter der exacten Wissenschaften eine allgemeinere Haltung des den Plenarversammlungen anheimfallenden Stoffs; dadurch sei allen solchen Fragen der klassischen Philologie, bei denen die Berührungspunkte mit allgemeineren Interessen nicht offen vorliegen, so wichtig sie immer dem Philologen sein mögen, gegenwärtig der Raum, über den sie anfänglich und lange Zeit verfügten, gewehrt oder doch sehr beengt; so komme die Wissenschaft, in deren Interesse und von deren Vertretern der Verein begründet worden sei, bei unseren Versammlungen immer weniger zu der Bethätigung, die sie sich selbst schuldig sei. Da nun der Schwerpunkt der gemeinsamen Thätigkeit auf die Sectionsverhandlungen falle, so erscheine es als geboten, dass die bisherige kritisch-exegetische Section sich zu einer Section für classische Philologie erweitere, deren Specialgebiet gegenüber der einmal bestehenden archäologischen Section sich durch den Unterschied litterarischer und monumentaler Ueberlieferung abgrenzen lasse; schon die Benennung werde dann bei keinem philologischen Vereinsmitglied fernerhin den Zweifel entstehen lassen, zu welcher Section er sich zu wenden habe. Der Redner betonte sodann die grossen Vortheile, welche das Bedürfniss gegenseitiger Anregung in den Sectionssitzungen finde; neben den üblichen Vorträgen und Debatten sei es höchst wünschenswerth, dass von forschenden Mitgliedern häufiger und allgemeiner Mittheilung neuer Thatsachen, Beobachtungen und Ansichten in zwangloser Form gemacht werde; er forderte die Anwesenden auf, auch in dieser Weise sich zu betheiligen.

Eine Abstimmung über seinen Antrag veranlasste der Sprecher nicht, da eine abweichende Ansicht nicht lautbar wurde. Er schritt vielmehr zur Constituirung der Section, indem er für den Vorsitz den Director Dr. J. Classen (Hamburg) vorschlug,

Digitized by Google

welcher den Vorsitz unter allgemeinem Beifall übernahm. Zu Schriftführern wurden sodann bestellt Dr. Martens (Elberfeld) und Dr. Teuffel (Tübingen). Hierauf wurde für den folgenden Tag beschlossen, Morgens um 8 Uhr an der Sitzung der archäologischen Section theilzunehmen (Debatte über den Vortrag von Prof. Dr. E. Curtius über die Olympiafunde) und um 9 Uhr die eigene Sitzung zu beginnen.

Eingeschrieben hatten sich für die kritisch-exegetische Section 94 Mitglieder.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 27. September, Vormittags 9 Uhr.

Vortrag des Gymnasialdirectors Dr. Classen (Hamburg) über Dionysius Thrax.

Die Beschäftigung mit dem Gegenstande, der Geschichte der griechischen Grammatik, ist eine Jugendliebe von mir, denn es sind jetzt 48 Jahre verflossen seit meiner Dissertation de grammaticae graecae primordiis. In diesen 48 Jahren ist die Geschichte der griechischen Grammatik fleissig angebaut worden, so namentlich von der Königsberger Schule. Aber auch die philosophisch-historische Richtung (deren Hauptvertreter, Prof. Steinthal, wie ich mit Freude sehe, unter uns anwesend ist) hat sich um die Geschichte der griechischen Grammatik verdient gemacht. Ich für meine Person suchte besonders für die grammatische Terminologie Aufklärung zu gewinnen durch Vergleichung der herrschenden lateinischen mit der griechischen. Denn diese zeigt vielfach ein weit tieferes Verständniss als die lateinische, welche oft aus einem wahrhaft pingue zu nennenden ingenium hervorgegangen ist. Daher wäre bis zu einem gewissen Grade die Bekanntschaft mit der griechischen Terminologie auch in der Schule zu wünschen, und zu diesem Zwecke zunächst erforderlich, dass die kleine Grammatik des Dionysius Thrax neu herausgegeben werde, da die beiden einzigen Publicationen von Fabricius und Imm. Bekker wenig Verbreitung gefunden haben. Es wäre ein correcter Text zu liefern und aus dem Wüste der Commentatoren das Brauchbare herauszuheben und zusammenzustellen. Dadurch wäre vielleicht auch Aufklärung über die Fundamente dieser Grammatik zu gewinnen. Denn über die Geschichte der griechischen Grammatik in der Zeit zwischen Aristoteles und Aristarch ist unser Wissen höchst mangelhaft; so über die Leistungen der Stoiker, welche vielfach abgewichen zu sein scheinen von dem naturgemässen Wege, welcher von Platon und Aristoteles angebahnt worden war. Ihr System scheint sodann stark auf die Alexandriner eingewirkt zu haben.

Nehmen wir ein paar Beispiele zur Erläuterung des Gesagten. In der Theorie der Buchstaben wird nach der alten Weise unterschieden zwischen ψιλά und δασέα, mutae und aspiratae. Welcher bildliche Begriff liegt dem δασύ zu Grunde? Jedenfalls nicht der Begriff asper. Das negative ψιλόν erhält seine Bedeutung erst durch das positive δασύ. — Wichtig, weil sehr lehrreich, ist die Lehre von den Redetheilen. Die schon bei Platon sich findenden Grundbestandtheile sind ὄνομα und ῥῆμα. Während jenes jeden Begriff, den concreten wie den abstracten, bezeichnete, bedeutet letzteres das Ausgesprochene, das zur Ausführung des Gedankens dienende, und dies wird durch verbum nur schwach wiedergegeben. Mit der Zeit wird das ῥῆμα zerlegt, und die Terminologie

Digitized by Google

wurde immer äusserlicher. Die Abwandlung des ὄνομα und ῥῆμα hiess gemeinsam κλίσις, und die συζυγίαι sind die Kategorien der nach Stämmen eingetheilten verba, während coniugatio, coniugare eine ganz andere Bedeutung annahm. Vollends in den casus haben die römischen Grammatiker arge Verwirrung angerichtet. Mit casus übersetzen sie πτῶσις; dieses aber heisst nicht „Beugung", was schon an dem Gegensatze von πτῶσις εὐθεῖα und πλαγία klar wird. Die Entstehung der Bezeichnung ist nicht sicher, falsch ist aber jedenfalls die Uebersetzung obliquus für πλάτιος: denn dieses bezeichnet ein irgend welcher Einwirkung Ausgesetztes, von derselben Betroffenes. — Der römische accusativus aber als Uebersetzung für αἰτιατική beruht auf völligem Missverständniss. Αἰτιατόν ist nach Trendelenburg das, worauf eine αἰτία eingewirkt hat, und daher ist die αἰτιατικὴ πτῶσις der Fall des directen Objectes. Γενική ist mit genetivus ganz falsch übersetzt: mit Zeugung hat der casus gar nichts zu thun, er ist vielmehr der casus generalis, der allgemeine Casus, in welchen jeder andre Casus bei der Abhängigkeit von einem Nomen übergehen kann. Aus der κλίσις des ῥῆμα hebe ich nur das Eine hervor, wie treffend die griechischen Bezeichnungen für das Imperfectum und Perfectum, das παρατατικόν und das παρακείμενον, den wesentlichen Unterschied beider Tempora ausdrücken: jenes von παρατείνεσθαι die sich ausdehnende, hinziehende Handlung, dieses den dem Hörer oder Leser fertig vorliegenden, abgeschlossenen Vorgang. — Wie aber steht es mit dem Terminus des ἀόριστος? Wer hat ihn zuerst gebraucht? Schon wegen seiner negativen Form sieht er nicht so aus, als ob er aus einem besonderen Studium und gründlichen Nachdenken hervorgegangen wäre, denn der Name bezeichnet eine Zeit ohne bestimmte Grenze. Offenbar ist bei der Wahl dieser Bezeichnung der für das richtige Verständniss des Aoristus wichtige Unterschied zwischen dem Indicativus und den übrigen Modis unberücksichtigt geblieben. Allerdings wird auch in unserer Zeit dieser Unterschied noch nicht genügend beachtet, so dass ein Mann wie Madvig (Advers. critt. 1 p. 161) lehren kann: in infinita oratione haec tria ποιῆσαι, ποιῆσαι ἄν, ποιήσειν respondere ad amussim his in recta oratione ἐποίησα, ποιήσαιμι ἄν, ποιήσω, was für den ersten Fall keineswegs einzuräumen ist. Nur das Augment ist das Zeichen der Vergangenheit; wo dieses fehlt, bezeichnet die Form an sich keine Vergangenheit. Insofern also wäre die Bezeichnung ἀόριστος gar nicht so übel. Interessant wäre zu erfahren, wo der Name zuerst vorkommt; nach einer Anzahl Stellen in den Iliasscholien scheint er gleichbedeutend mit συντελικός, was aber mit Dionysius Thrax im Widerspruche steht, der den Aoristus zuerst darstellt als Theil des παρεληλυθώς, und dann eine συγγένεια ἀορίστου πρὸς μέλλοντα behauptet, was nur ganz äusserlich seine Richtigkeit hat.

Hofrath Prof. Dr. v. Leutsch (Göttingen) will zwei allgemeine Bemerkungen anknüpfen. Die Termini haben vielfach ursprünglich einen musikalischen Sinn gehabt; sodann kommen die Römer heutzutage häufig sehr schlecht weg: mit Unrecht. Denn sie waren bei ihrer Uebertragung in einer sehr schwierigen Lage. Man muss eben auf Varro zurückgehen, dann wird das Urtheil anders ausfallen. Auch Cicero wird gegenwärtig verkannt, er ist ein sehr grosser Mann.

Prof. Dr. Christ (München) theilt mit, dass Dr. Egenolff mit Studien beschäftigt sei, die sich auf diesen Gegenstand beziehen. Er gibt sodann zu drei Punkten Beiträge. Dacúc ist leicht verständlich, wenn man von den mediae ausgeht. Diese werden noch heute im Neugriechischen mit feinem Hauche gesprochen; die eigentlichen Aspiratae haben dichten

Digitized by Google

Hauch, daher δασύς. Der Bezeichnung πτῶσις liegt der Begriff des Herabfallens, Umfallens zu Grunde im Gegensatze zum Aufrechtstehen. Ganz ebenso beim verbum: τύπτω ist gleichsam das Aufrechtstehende; es fällt nach der einen Seite, activum; nach der andern, passivum. Denn ὕπτιον hiess bei einigen griechischen Grammatikern das ganze Passiv, während das lateinische supinum nur ein Theil desselben ist. Zu bedenken ist, dass es nicht immer grosse Gelehrte waren, welche die Terminologie schufen. Für die Erklärung des Aorist ist auf Varro zurückzugehen, wenn sich dort auch keine Uebersetzung desselben findet. Der Infinitiv scheint in der einen Schule ἀπαρέμφατος, in der andern ἀόριστος geheissen zu haben. Bei dem Mangel subtiler Kenntnisse wurde eben ein einzelnes Moment für die Terminologie herausgegriffen.

Schluss der Sitzung.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Vormittags 8 Uhr.

Fortsetzung der Besprechung des vorigen Gegenstandes.

Oberlehrer Dr. Holzweissig (Bielefeld) ist der Ansicht, dass nur die Sprachvergleichung das richtige Verständniss der Casus geben kann, und ist im Begriffe, dies ausführlich (ähnlich wie in seiner kurz zuvor erschienenen Schrift „Die localistischen Casustheorien“ u. s. w.) darzuthun, wird aber durch Zurufe aus der Versammlung, dass diese Erörterungen an dieser Stelle zu weit führten, unterbrochen.

Director Dr. Uhlig (Heidelberg): Meine Herren! Wer wird der Meinung des Herrn Director Classen nicht beistimmen, dass es sehr wünschenswerth wäre, wenn die bisher nur in Sammelwerken publicirte Grammatik des Dionysios Thrax in einer Separatausgabe neu recensirt erschiene, damit recht viele Philologen sich dieselbe anschafften und von ihrem Inhalt Notiz nähmen. In der That sollte jeder, der sich mit Sprachwissenschaft beschäftigt, diese Uralmin aller occidentalischen Grammatiken kennen. Ebenso stimme ich mit Herrn Classen darin überein, dass dieses Büchlein, sowie die griechischen Nationalgrammatiker überhaupt keineswegs bloss historischen Werth für uns haben, sondern dass die Sprachwissenschaft und der grammatische Unterricht fortwährend noch aus ihnen Nutzen ziehen können, wie dies besonders mein verehrter Lehrer Carl Ernst August Schmidt in seinen Beiträgen zur Geschichte der griechischen und lateinischen Grammatik hervorgehoben hat, einem Buche, das neben manchen Schrullen viel Beifallswerthes enthält und das noch lange nicht die verdiente Anerkennung gefunden hat. Aber, meine Herren, eine neue Recension des in Rede stehenden Compendiums ist keine einfache und schnell zu absolvirende Arbeit. Der Text, wie er bei Bekker vorliegt, muss an ziemlich vielen Stellen und zum Theil stark umgestaltet werden. Dies gestatten Sie mir mit ein paar Worten darzulegen. — Schon aus den Handschriften der Techne ergibt sich manche Besserung. Bekker hat eine ziemliche Anzahl benutzt. Die älteste und beste ist ihm unbekannt geblieben. Es ist ein Codex des alten Klosters zu Grottaferrata bei Frascati, auf den zuerst Wilhelm Dindorf aufmerksam wurde und den Kiessling verglichen hat. Auch ich besitze eine Collation. Um eine Correctur anzuführen, die schon

Digitized by Google

aus der Betrachtung der besseren Handschriften resultirt: als Beispiele des ἐπιμεριζόμενον ὄνομα erscheinen in Bekkers Text nicht bloss ἑκάτερος und ἕκαστος, sondern auch ἕτερος; dieses aber ist ein Zusatz schlechterer Manuscripte. — Noch reicheren Ertrag für die Textkritik gewähren die Scholien. Doch gehen wir daran sie zu verwerthen, so tritt uns ein Hinderniss entgegen. Verschiedene Scholien bieten oft verschiedene Lesarten. Es wird also, ehe man die alten Erklärer zur Restitution der Techne verwenden kann, nöthig sein, die Arbeit zu vollenden, die ich einmal begonnen und die Hörschelmann mit grossem Scharfsinn fortgesetzt hat. Ich meine, es müssen vorerst die Scholien nach ihrem verschiedenen Ursprung geschieden und ihren Autoren zugetheilt werden. Ein Beispiel davon, wie der Text mit Hilfe der Scholien sich umgestaltet, haben wir in dem Capitel περὶ ῥαψῳδίας. Die Handschriften und der Bekkersche Text bieten hier nur eine Etymologie des genannten Wortes, von ῥάβδος und ᾠδεῖν. Dagegen zwei Scholiasten besprechen ausser dieser die Ableitung von ῥάπτειν und ᾠδή in einer Weise, dass man sieht, dieselbe war auch in der Techne erwähnt. — Endlich, meine Herren, ist die aus dem 5. Jahrhundert stammende armenische Uebersetzung des Dionysios zur Herstellung des Büchleins zu benutzen. Doch auch hier liegt die Sache nicht einfach. Cirbied hat in den Mémoires des antiquaires de France ausser dem armenischen Text auch eine französische Uebertragung desselben gegeben; doch, wie mir durch Herrn Prof. Petermanns Auskunft über einzelne Stellen klar wurde, ist diese Uebertragung so ungenau, dass man mit ihr nicht sicher operiren kann. Z. B. bietet im Anfang des Capitels περὶ λόγου, wo wir bei Bekker lesen: λόγος δέ ἐστι πεζῆς τε καὶ ἐμμέτρου λέξεως σύνθεσις διάνοιαν αὐτοτελῆ δηλοῦσα, die Cirbiedsche Uebersetzung des Armeniers Folgendes: le discours est un arrangement de mots disposés de manière à former un sens achevé. Das würde auf den griechischen Wortlaut führen: λόγος δέ ἐστι λέξεων σύνθεσις u. s. w. Jedoch Petermann belehrte mich, dass der Armenier vielmehr gelesen haben muss: λόγος δέ ἐστι πεζῆς λέξεως σύνθεσις u. s. w., was auch den älteren Scholien vorlag. Denn diese sagen von Dionysios' Worten: τοῦτο ἐκβάλλει τοὺς ἐμμέτρους, und erklären, dass die ἐμμετρος σύνθεσις τῶν λέξεων nicht λόγος, sondern περίοδος heisse. Ich gedenke mit Herrn Prof. Merx in Heidelberg, der das Armenische bei den Mechitaristen gelernt hat, die Techne durchzugehen und festzustellen, welcher griechische Text dem Armenier vorlag. — Nur Eines gestatten Sie mir noch zu bemerken. Erst, wenn man mit der niederen Kritik des Büchleins leidlich ins Reine gekommen, wird man in streng beweisender Art die vielfach besprochene Frage der höheren Kritik erledigen können. Eines allerdings ist schon jetzt klar: dass, was Göttling einst in einer unglücklichen Stunde aussprach, die Techne sei ein cento aus byzantinischen Weisheitslappen, durchaus verkehrt ist. Dies zeigen uns, wie schon Moritz Schmidt gesagt hat, die byzantinischen Scholiasten, die fast immer dem Apollonios Dyskolos nachtretend deswegen vielfach gegen die mit jenem nicht übereinstimmenden Lehren der Techne polemisiren. Wenn nun Apollonius den gelehrten Byzantinern in diesem Grade Autorität war, wie hätte in ihrer Zeit eine mit dessen Lehre häufig nicht übereinstimmende Grammatik geschaffen werden können oder, wenn auch noch das, wie hätte eine solche Grammatik in byzantinischer Zeit allgemeine Aufnahme finden können? Dass sie auch in Byzanz dem grammatischen Unterricht zu Grunde gelegt wurde, lässt sich nur erklären, wenn sie durch eine alte Tradition geheiligt war. — Aber eine andere Frage ist die, ob nun wirklich der Aristarcheer

Digitized by Google

Dionysios Thrax, von dessen Lehren wir Manches hören, was mit der Techne nicht übereinstimmt, dieselbe verfasst hat. Die Entscheidung dieser Frage scheint mir, wie gesagt, besser auf die Zeit verschoben zu werden, wo wir einen mit Hülfe der besten Handschriften, der Scholien und des Armeniers verbesserten Text haben.

Prof. Dr. Koch (Grimma) spricht über die Termini infinitivus und ὁρίστος sowie über die Verwendbarkeit der griechischen Bezeichnungen für die Schule.

Prof. Dr. Steinthal (Berlin): Man hätte bei der Besprechung des Gegenstandes folgende drei Gesichtspunkte schärfer scheiden sollen: 1) die Benützung der griechischen Grammatiker für die Schule, welche dem Takte des Lehrers überlassen bleiben müsse; 2) die neue Ausgabe des Dionysios Thrax, die im höchsten Grade wünschenswerth sei; 3) das Studium der Geschichte der Grammatik, welches wie das jeder Wissenschaft das beste Mittel zur Vermeidung jeder Parteileidenschaft sei. (Allgemeiner Beifall.)

Damit wurde dieses Thema verlassen.

Prof. Dr. Kiessling (Greifswald) spricht über Hor. Od. I, 20. In diesem Gedichte lädt Horaz den Mäcenas ein, eine Flasche Sabiner bei ihm zu trinken, und zwar ist der Wein kein von anderswoher verschriebener, sondern auf dem Gütchen gewachsen, welches Horaz von Mäcenas zum Geschenke erhalten hat. Das Gedicht enthält weiter noch folgende Angabe: als Mäcenas nach seiner Krankheit zum ersten Male wieder im Theater sich zeigte, hallten die Ufer des Tiber und der Vatican vom Beifalle wider. Welches Theater nun? Das des Pompeius kann es nicht gewesen sein, weil sein Zuschauerraum gegen den Quirinal sich öffnet; es muss vielmehr zwischen Tiber und Vatican gelegen haben. Nun aber wuchs erstlich auf Horazens Sabinum kein Wein, wie er selbst in der Epistel ad villicum sagt, und ebensowenig stand damals an jener Stelle ein Theater. Wohl aber finden wir bei Plinius (n. h. 37, 19) die Notiz, Nero habe auf seinen Gütern trans Tiberim, etwa auf dem heutigen Petersplatze, ein Privattheater sich errichtet, in welchem geklatscht werden musste, dass das Echo vom Vatican widerhallte. Vor Nero, also vor der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts, kann die Ode nicht verfasst sein.

Zur Erörterung über den Vortrag von Prof. Kiessling war keine Zeit, da noch auf der Tagesordnung standen die Thesen über die scenische Responsion bei den griechischen Tragikern und Aristophanes, welche der Verabredung in Tübingen gemäss von Prof. Oeri (Schaffhausen), Christ (München), Prien (Lübeck) mitgebracht waren. Sie lagen gedruckt vor und lauteten:

I. Thesen von Prof. Dr. Oeri.

1) Die Symmetrie der Verszahl dient bei Euripides und Aristophanes nicht bloss in ornamentaler Weise zur Detailgliederung von Dialogen und Reden, sondern hauptsächlich auch in mehr constructiver Weise zur Gliederung grösserer Partien der Stücke.
2) Die Verszahlen entsprechen sich immer streng mathematisch; es gibt keine bloss annähernden Responsionen.
3) Der Vers, in welchem die respondirenden Partien verfasst sind, ist der iambische Trimeter und bei Aristophanes ausserdem noch der anapästische, iambische und

Digitized by Google

trochäische Tetrameter sowie die entsprechenden Dimeter und Monometer der auf solche Partien folgenden Systeme.

Vertauschung des Trimeters mit andern Metris lässt sich bei Euripides nur in den Troades mit Wahrscheinlichkeit annehmen, ist dagegen bei Aristophanes sehr häufig. Dabei gilt ausnahmslos das Gesetz, dass solche allöometrische Verse, welche κατὰ στίχον verwandt zu werden pflegen, wie die Trimeter gezählt werden, dass dagegen die parodistisch angewandten freiern Metra nicht in ihre Theile zu zerlegen sind, sondern immer nur die Geltung je eines Verses haben, bis Personenwechsel oder stichische Metra eintreten; auch die Monodie in der Komödie hat nur die Geltung eines einzigen Verses.

4) Die parallelen Partien sind entweder ganze, durch eine einheitliche Personencombination bestimmte Scenen, ja selbst ganze Epeisodien oder wesentliche Theile der Scenen und Epeisodien. Im ersteren Falle wird die einzelne Partie durch Chorgesänge oder durch Veränderung der Personencombination abgegrenzt, im letztern ergibt sich die Eintheilung aus der Analyse des Inhaltes. Euripides liebt es, einzelne Reden oder auch kleine Gruppen von Reden als Responsionstheile zu verwenden; die abschliessenden Verse des Chores sind alsdann immer den Reden beizuzählen.

5) Auch solche respondirende Scenen, welche nicht ganze Epeisodien sind, können durch kürzere oder längere Chorika von einander getrennt sein. Bisweilen, besonders bei den Tetrameterresponsionen des Aristophanes, schliessen sich die respondirenden Dialogtheile an respondirende Chorgesänge an. Statt zweier Parallelttheile finden sich auch drei neben einander; neben der blossen antithetischen Zusammenstellung kommen auch mesodische und andere einfache Gruppirungen vor. Häufig ist der eine, bisweilen auch beide Responsionstheile in sich wieder symmetrisch gegliedert; auch zwischen diese Unterabtheilungen finden sich Systeme des Chors und kurze κομμοί eingeschaltet.

6) Ein Parallelismus des Inhaltes ist mit der Symmetrie der Verszahl bei Aristophanes da verbunden, wo eine Person oder eine Situation durch eine Gruppe von Scenen charakterisirt wird, bei Euripides da, wo Rede und Gegenrede sich gegenüberstehen. Meistens aber lässt sich in der Responsion ein qualitatives Princip nicht nachweisen; vielmehr stellt die spätere Responsionspartie gegenüber der früheren lediglich einen Fortschritt in der Entwickelung des Stückes dar.

7) Das antike Zeugniss für die scenische Responsion im griechischen Drama findet sich bei Donat am Schlusse des Hecyraarguments und lautet: docet autem Varro neque in hac fabula (i. e. in Hecyra) neque in aliis esse mirandum, quod actus impares scenarum paginarumque sint numero, cum haec distributio in rerum descriptione non in numero versuum sit constituta, non apud Latinos modo, sed apud Graecos ipsos.

II. Gegenthesen von Prof. Dr. Christ.

1) Wenn bei den griechischen Tragikern und bei Aristophanes nicht selten Partien des Dialoges einen symmetrischen Bau zeigen, so ist dieses lediglich auf den bei den Griechen in der Kunst wie in der Rede mehr als bei uns entwickelten Sinn für gleichmässige Anordnung zurückzuführen; an eine Regelung durch begleitende Musik oder parallele Bewegungen oder bestimmte Zeitmasse ist nicht zu denken.

Digitized by Google

2) In Folge dessen findet sich symmetrischer Bau der Trimeter am meisten in der Umgebung antistrophischer Chorgesänge, sodann in rasch wechselndem Wortstreit (Stichomythie und Distichomythie) und endlich in längeren, dem Inhalt nach sich entsprechenden oder gegenüberstehenden Reden (ῥήσεις).

3) Zweifelhaft hingegen ist es, ob auch in der Gliederung der Scenen und Epeisodien die griechischen Dramatiker Gleichheit der Verszahlen beabsichtigt haben; als erwiesen kann dieses nur dann gelten, wenn die Theile, welche eine parallele Grösse haben sollen, auch eine inhaltliche Beziehung zu einander haben, und wenn nicht zur Herstellung der gleichen Verszahl einzelne Verse, sei es im Anfang oder in der Mitte, oder an dem Schluss der Scene ausser Berechnung bleiben müssen.

4) Es ist in dem Wesen des Ebenmasses begründet, dass in parallelen Partien nicht bloss die Zahl der Verse, sondern auch die Form derselben die gleiche ist; wenn dagegen Aristophanes in den Wolken v. 959 ff. 51 anapästische Tetrameter gleich vielen iambischen gegenüberstellt, so ist diese Abweichung von der Regel aus dem Charakter der Sprechenden zu erklären.

5) Der symmetrische Bau der Dialogpartien war für die Dichter kein bindendes Gesetz; daher kommen neben Fällen exacter Responsion andere vor, wo die parallelen Theile nur einen annähernd gleichen Umfang haben, und fehlen auch nicht solche, wo trotz des Parallelismus des Inhaltes und Ausdruckes die Verszahlen sich nicht entsprechen.

6) In Folge dessen darf in der Beurtheilung der Aechtheit einzelner Verse nicht von einem Gesetze symmetrischer Anordnung ausgegangen werden, und kann höchstens die durch eine Athetese sich ergebende Symmetrie als eine Empfehlung einer durch sonstige sprachliche oder sachliche Gründe gesicherten Vermuthung angesehen werden. Insbesondere darf die Kritik nie eine nur theilweise Responsion entgegenstehender Reden durch Streichung von Versen oder Annahme von Lücken zu einer vollständigen machen.

Stellen, welche von den Gegnern unter Bezugnahme auf Dr. Oeri's Schrift „Novae in responsionem Aristophaneam animadversiones“ und auf desselben Verfassers Vortrag in der vorjährigen Philologenversammlung „über Dialogresponsion bei Euripides“ zur Discussion und Beleuchtung der Streitsätze ausgewählt wurden:

Aristoph. Acharn. 719—1142,
„ Nub. 1—262,
Eurip. Iph. Taur. 902—1081,
„ Troad. 595—1059.

III. These von Prof. Dr. Prien.

In Soph. Oed. Tyr. bekundet sich die διάθεσις in formeller Hinsicht nicht nur durch die responsio antistrophicorum der μέλη, auch in den Reden und ganzen Epeisodien ist Symmetrie und Responsion. Für dieselbe ist bedingend und massgebend die logische Gliederung des Gedankens (der Inhalt) und die beim Vortrage erforderlichen Ruhepunkte (die Pausen).

Digitized by Google

Prof. Prien: Der Anlass zu den gestellten Thesen über die scenische Responsion bei den griechischen Dramatikern ist ja ein in Tübingen auf der vorjährigen Philologenversammlung uns gegebener Auftrag. Herr Prof. Oeri führte uns in seinem Vortrage über Dialogresponsionen bei Euripides eine Anzahl verschiedenartiger Responsionen ganzer Scenen oder einzelner Theile des Dialogs in gleicher Verszahl vor mit dem Bemerken, dass er diese Erscheinung und Thatsache hiermit constatire, den Grund dieser Symmetrie nicht anzugeben wisse. In Bezug auf die Thatsache, dass in der griechischen Tragödie Responsion und Symmetrie obwalte, stimmte ich vollständig Herrn Prof. Oeri bei, da mich jahrelange Beschäftigung mit dieser Frage zu demselben Resultate geführt, der Grund aber liege für mich in der logischen Gliederung des Gedankens und in den hierdurch bedingten Pausen beim Vortrage. Somit sei die Responsion eine wohlbegründete, eine vom Dichter beabsichtigte und dem Zuschauer durch die logische Gliederung des Inhaltes und durch die Pausen des Vortragenden eine zum vollen Verständniss und Bewusstsein gebrachte. — Daher meine obige These in Bezug auf den Oed. Tyr. des Sophokles.

Die Kunstgestaltung symmetrischer Gliederung, die der Dichter in der Tragödie angewandt, ergibt sich aus unbefangener und achtsamer Interpretation. Massgebend ist also sowohl in den Reden wie im Dialog die logische Disposition oder Gliederung des Gedankens. Ich will daher ohne weitere allgemeine Bemerkungen sofort zur Sache gehen und in der Darlegung des Inhalts diese logische Gliederung der Reden und des Dialogs in kleinere κῶλα aufzeigen. Es wird diese einfache Darlegung des Inhalts zugleich für die Richtigkeit der Methode wie des Resultats die Controle an die Hand geben. Die Responsion der κῶλα in gleichem Zahlenverhältniss der Verse ergibt sich hierbei von selbst; es ist ja nur die äussere Form in Einklang mit dem in κῶλα gegliederten Inhalt.

Πρόλογος und πάροδος.

A. I. Abschnitt 1—77.

a) Rede des Oidipus (1—13) — Anfrage.

α (5) Was bedeutet (ὦ τέκνα) diese ἕδρα vor meinem Palaste hier, während zugleich die Stadt erfüllt ist von Opferrauch, Feiersang und Seufzerklage?

β (3) Dieses erachtend (τέκνα), nicht durch fremde Vermittlung zu vernehmen bin selber ich hierher gekommen ὁ πᾶσι κλεινὸς Οἰδίπους.

α′ (5) Was bedeutet diese ἕδρα, sprich's aus (ὦ γεραιέ), da ich ja dann Alles thun werde, — hartherzig — wenn mich nicht rührte solche ἕδρα!

Sichtlich haben wir hier dem Sinne und Inhalte nach 3 κῶλα. Von diesen ist das erste (α) und dritte (α′) in vollem und gleichem Parallelismus des Gedankens gebildet ganz wie die στροφή und ἀντιστροφή eines Chorliedes. In dieses Strophenpaar α — α′ ist mesodisch eingelegt das κῶλον β, wie es ja auch dem Gedanken nach von dem Inhalt des Strophenpaares sich absondert und scheidet. Der dreimalige Anhub der Rede ist hier äusserlich noch kund gethan durch die dreimalige Anrede ὦ τέκνα, τέκνα, ὦ γεραιέ, und aller Anstoss, den man an dieser dreimaligen Wiederholung genommen, ist bei der Annahme strophischer Gliederung nicht nur gehoben, sondern vielmehr wohlbegründet und wohlberechtigt.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, dass solche Symmetrie und Responsion der κῶλα dem Zuschauer nicht verständlich und fassbar gewesen, im Gegentheil bei der

Digitized by Google

Aufführung des Stückes war dieselbe 1) dem geistigen Verständniss durch die logische Disposition des Inhalts, indem mit jedem κῶλον ein relativer Abschnitt und Abschluss im Sinn gegeben war, 2) dem Ohr durch die Ruhepunkte im Vortrage, durch die Pausen mit Senkung der Stimme nach jedem κῶλον, 3) dem Auge durch das σχῆμα des ὑποκριτής bei dem Vortrage der sich entsprechenden κῶλα (Wendung nach rechts und links oder veränderte Stellung) und zugleich durch verschiedene Höhe und Modulation der Stimme — klar fasslich und nahe gelegt.

b) Rede des Priesters (14—57) — Antwort auf die Anfrage.

α (8) Wir sind ἱκετεύοντες hier vor deinem Palaste, während das übrige Volk ἱκετεύων bei den Altären und Tempeln kniet.

β (9) Motivirung dieser ἱκετεία in Rücksicht auf die Sachlage durch Schilderung der über die Stadt hereingebrochenen verheerenden Pest.

β′ (9) — in Rücksicht auf die Person, dass Oidipus der Einzige sei, der wie ehemals so auch jetzt die Stadt retten könne.

γ (6) die Bitte an den König und zwar allgemein gehalten ἀλκήν τιν' εὑρεῖν, weil der König nach Aller Ermessen allein dazu befähigt sei.

γ′ (6) die Bitte speciell ἀνόρθωσον πόλιν in Berufung auf seinen Namen „Retter der Stadt", die Bitte in der dringendsten Weise nochmals wiederholt ἀνόρθωσον πόλιν.

Wer bloss mechanisch zählt und darnach die symmetrische Gliederung bemisst, wird die folgenden 6 Verse (52—57) als ἐπῳδός der Rede betrachten, und äusserlich ist ja nichts gegen einen epodischen Schluss einzuwenden; eine achtsame Interpretation muss aber diese Verse tilgen und als einen Zusatz betrachten, der nicht lange nach Euripides' Tod entstand, als bei dem Mangel an Dichtern man zu den Stücken der verstorbenen Dichter zurückzugreifen genöthigt war und nun behufs erneuter Aufführung dieselben in dem durch Euripides angebahnten und dem Zeitgeiste entsprechenden Geschmack des Effectvollen in Sentenzen und Schlagsätzen, des Eristischen und oft Spitzfindelnden durch Zusätze und Erweiterungen zustutzte. Die Bedenken gegen diese Stelle sind aber sowohl sprachlicher als sachlicher Art: 1) in den Worten τὴν τότ' αἰείψ τύχην die verschränkte Wortstellung von τότ' αἰείψ zwischen Artikel und dem zugehörigen Substantiv, während doch τότ' zum Verb παρέσχες und αἰείψ zu ὄρνιθι gehört, 2) die Zweideutigkeit des ἓὺν ἀνδράσιν, welches man der Grammatik zufolge mit κρατεῖν verbinden muss, während es dem Sinne nach Attribut (und in welchem Scholiastenstil ist dann der Attributbegriff ausgedrückt!) zu γῆς ist. Solche Incorrectheit der Sprache ist dem Sophokles fern liegend. 3) Die Häufung von ἄρξεις, κρατεῖς, κρατεῖν innerhalb zweier Verse, um den Versrhythmos auszufüllen; 4) nach ἔρημος der weitspurige Zusatz ἀνδρῶν μὴ ξυνοικούντων ἔτι — welche Wortfülle bei Gedankenarmuth, um den Vers zu füllen! 5) der schöne und markige Ausspruch des Nikias bei Thuc. 7, 77 ἄνδρες γὰρ πόλις καὶ τείχη οὐδὲ νῆες ἀνδρῶν κεναί — wie schief ist er hier gegeben, und wie verschwommen und abgeblasst das οὐδέν ἐστιν; 6) das ganze Motiv dieser 6 Verse ist hier unpassend und taugt nichts. Oidipus weiss es selber nur zu gut, dass eine glückliche und bevölkerte Stadt besser ist für einen Herrscher als eine entvölkerte, und ist von solcher väterlichen Fürsorge für seine Stadt erfüllt, dass es dieses Motivs nicht erst bedarf; und ebensowenig passt im Munde des Priesters, der eben erst von seinem Könige gehört hat ὡς θέλοντος ἂν ἐμοῦ προσαρκεῖν πᾶν, und zu gut

Digitized by Google

von demselben denkt, als dass er hierdurch ihn anzuspornen braucht; der König ist zu edel, und der Priester denkt zu gut von ihm; 7) um seine Bitte dringend zu stellen, hat der Priester passend gesagt σωτῆρα κλῄζει „du heissest unser Retter, lass niemals uns gedenken deiner Herrschaft als einer, die uns aufrichtete und später zu Fall brachte" — dies ist ein Motiv, um die Bitte dringend zu stellen, und daher auch die Wiederholung ἀνόρθωσον πόλιν — und ἀλλά τήνδ' ἀνόρθωσον πόλιν ganz an ihrer Stelle; alle kritischen Bedenken in dieser Hinsicht sind hinfällig; 8) im Gegentheil diese Anaphora gibt die natürliche clausula poetica der Rede. Es ist dies der natürliche und wirkliche Abschluss der Rede, wie ihn ein unbefangener und gesunder Sinn verlangt und eben damit auch die ganze Rede wohl abgeschlossen und abgerundet.

c) Rede des Oidipus (58—77) — sein Bescheid.

α (10) Nicht Unbekanntes ἰμείρετε — und doppelt mich Betreffendes; daher findet ihr mich διακρύσαντα δή und ganz beschäftigt damit dem Unglück abzuhelfen.

α′ (10) Was ich da als einzig Mittel gefunden, ist bereits gethan: Kreon ist nach Delphi gesandt, und was er bringt, das soll geschehen.

Diesen durch Gedankengang und Zusammenhang geforderten Sinn des Verses 68, und damit zugleich die Gliederung der Rede in die zwei bezeichneten κῶλα erhält man, wenn man δ' εὖ in δή verändert. Das δέ ist sprachlich unmöglich und gegen den Sinn verstossend, weil nicht das Verhältniss der beiden Sätze (65—67 und 68—69) das des Gegensatzes oder Erklärung oder Anreihung ist, sondern das der natürlichen Folgerung, der natürlichen Zeitfolge d. h. das Resultat seines langen Nachdenkens gibt. Auch εὖ ist ungeschickt und matt. Dagegen gibt δή diesen Sinn und ist auch sprachlich gerechtfertigt, da es sich ja dem betonten Worte des Satzes (Verb, Substantiv, Relativ) anschliesst. Dieser Begriff ist hier das Relativ ἥν, und Beispiele sind ja zahlreich, und auch in unserm Stücke v. 399, 1263.

Es folgen zwei Verse des Priesters (78, 79) „schön und gut trifft zusammen dein Bescheid und Kreons Ankunft", die einerseits das Vorhergehende abschliessen, andererseits auf das Folgende hinweisen. Somit hat der Dichter selbst die Disposition des πρόλογος gewiesen der Art, dass der erste Theil in den drei Reden seinen Abschluss fand und uns hinwies auf das Orakel, und nun der zweite Theil anhebt, der durch Kreon uns das Orakel selbst bringt. Die zwei Verse geben also Abschluss und Uebergang.

A′. II. Abschnitt 80—150.

Wie der erste Abschnitt (A) uns ein relativ Abgeschlossenes und Abgerundetes in den drei unter sich eng zusammenhängenden Reden bot, so ist auch dieser zweite (A′) ein dem Inhalt nach wohl abgerundetes Ganze; er beginnt mit dem Wunsche, dass Apoll den Kreon mit einem günstigen Spruch heimsende und schliesst mit dem Wunsche, dass Apoll ein νόσου παυστήριος sein möge. Auch dieser Theil ist strophisch gegliedert, wie eine einfache Darlegung des Inhalts zeigen wird.

a) einleitende Partie (80—98),

welche uns bringt das Thema, das Sujet des sich daran schliessenden stichomythischen Dialogs.

α (4) O. möchte uns Kreon nahen mit guter Mär!
Pr. wir dürfen's hoffen, weil er πολυστεφὴς kommt.

Digitized by Google

β (1 u. 6) O. gleich werden wir's erfahren.
Welche φάτις bringst du uns?
Kr. eine gute, denn so darf ich sagen.
O. und sie lautet wie?
γ (4) Kr. Willst du's in Gegenwart dieser hören oder drinnen?
O. sprich's aus vor allen hier
δ (4) Kr. so sage ich denn, der Gott heisst ein μίασμα ἐλαύνειν.

Dieser Abschnitt, der uns das μαντεῖον, d. h. die Grundlage für den in stichomythischer Form gestalteten Dialog bringt, ist nicht strophisch gebildet, wohl aber sind die kleineren κῶλα nicht ohne Symmetrie gestaltet. Es sind vier Verse, die den Wunsch und die Hoffnung einer guten Mär aussprechen, sechs Verse, die die Bestätigung geben, vier Verse über das wo der Mittheilung, und vier Verse, die den Wortlaut des Orakels enthalten. Dass dieser Abschnitt nicht strophisch gebildet ist, hat seinen Grund in dem Inhalt und dem Charakter und Ton des Gesprächs; er gibt uns in einfacher und natürlicher Vorführung der Sachlage schliesslich den erschnten Inhalt des μαντεῖον, trägt somit mehr den Charakter des Epischen, Exponirenden und Mittheilenden im Gegensatz zu dem lebendigen, dramatischen Charakter des Dialogs über den Inhalt des Orakels, der stichomythisch und daher auch strophisch gebildet ist.

b) stichomythische Partie (99—131)

betreffend das μαντεῖον d. h. μίασμα ἐλαύνειν.

α (9) O. ποίῳ καθαρμῷ;
K. φόνῳ φόνον
O. ποίου ἀνδρός;
K. Λαΐου ποθ'
O. ich hörte von ihm.
K. dessen Mörder gilts zu strafen.
β die Anhaltspunkte (12) O. ποῦ γῆς;
K. hier im Lande.
O. πότερα hier oder in der Fremde?
K. in der Fremde.
O. und keine Kunde?
K. nur ἔν.
β′ (12) O. τὸ ποῖον;
K. Räuber erschlugen ihn.
O. πῶς οὖν ὁ λῃστής, εἰ μὴ
K. hatte den Anschein.
O. ποῖον, was hinderte nachzuforschen?
K. die durch die Sphinx bereitete Noth.

Dieser Abschnitt, der den Inhalt des μαντεῖον, die Auslegung, die Anhaltepunkte zur Ausführung desselben, die näheren Umstände der früheren Verschiebung betrifft, ist stichomythisch-strophisch gebildet; dem Inhalte nach gliedert er sich in 3 κῶλα α β ~ β′ mit strophischer Responsion, und innerhalb jedes κῶλον ist ein proportionales Verhältniss zwischen Frage und Antwort. Für diese kunstvolle Gestaltung ist der Stoff und Inhalt entscheidend und massgebend. Wo eine Mittheilung, ein Ausspruch oder Urtheil Anlass gibt zu einem lebhaften, lebendigen Austausch der Gedanken, somit zur Zeichnung der Charaktere und der tragischen Entwickelung dient, da ist dem lebhaftesten Gespräch auch diese Kunstform verliehen. Hier handelt es sich für den Oidipus, der als ξένος dem ganzen Falle fremd gegenübersteht, sich bei Kreon, der Kunde von dem Vorfall hat, des näheren zu orientiren, um das Orakel zur Ausführung zu bringen.

c) Rede des Oidipus und Schlusswort des Priesters (132—150).

α (5) Pflicht für mich hier einzutreten aus Rücksicht auf den Gott und mein Volk,
α′ (5) aber auch aus Rücksicht auf meine eigne Person und Stellung.
β (5) Erhebt euch, ihr ἱκετεύοντες, das Volk werde ich sofort berufen und Alles wahrnehmen.

Digitized by Google

Der Priester fordert die παῖδες auf zum Fortgehen, da der König Alles auf sich genommen (2), und schliesst mit dem Wunsche an den Phöbos, ein Retter und Erlöser zu sein.

Betrachten wir einen Augenblick die aufgezeigte Gliederung des πρόλογος, so sind es zunächst zwei Abschnitte A = A′, die nach Inhalt und Form in schöner und voller Symmetrie gestaltet sind. A gibt den Hinweis auf das Orakel, A′ das Orakel selbst und dessen Auslegung — A besteht aus drei Reden, A′ gleichfalls aus drei Theilen — A die drei Reden strophisch und zwar a) mesodisch α β α′ (13), b) proodisch α β = β′ γ = γ′ (38), c) strophisch α ∼ α′ (20), A′ a) einleitender Abschnitt (19), b) strophisch-stichomythischer Abschnitt α β = β′ (33), c) epodisch α = α′ β + 4 Schlussverse des Priesters (19) — A enthält 71 Verse, A′ gleichfalls 71, also auch dem Umfang nach symmetrisch für den Vortrag gestaltet. Geschieden sind diese beiden Abschnitte A = A′ aber, wie oben bemerkt, durch zwei Verse (78, 79), die den ersten Abschnitt abschliessen und auf den zweiten überleiten.

So haben wir denn eine volle schöne Symmetrie nicht bloss in den beiden Haupttheilen A = A′, sondern auch innerhalb derselben in den kleineren κῶλα, eine Kunstgestaltung, die durch den Vortrag des ὑποκριτής dem Zuschauer voll verständlich war, eine Kunstgestaltung, die aber demselben zugleich wesentlich das Verständniss des Gedichts förderte. Die Zahlenverhältnisse, den Abschnitten des Gedankens entsprechend, sind um so weniger befremdlich, als sich dadurch ja nur Form und Inhalt decken, ein Gesetz, das ja auch in der bildenden Kunst den Griechen ein massgebendes war.

Der erste Abschnitt der Tragödie ist aber erst mit der πάροδος abgeschlossen, denn πρόλογος und πάροδος geben erst die volle Exposition und Folie für die dramatische Entwickelung in den Epeisodien.

Πάροδος.

Die πάροδος betrifft also gleichfalls das Orakel und zwar

1. Strophenpaar α Zagen des Chors τί χρέος ἐξανύσεις α′ daher die Bitte an die ἀλεξίμοροι — προφάνητε.
2. Strophenpaar β und β′ Schilderung des Nothstandes der Stadt, ähnlich wie der Priester sie gab.
3. Strophenpaar γ und γ′ Bitte an die Götter um Beistand gegen den Pestdämon.

Es leuchtet sofort ein die trilogische Gliederung dieses Liedes, ähnlich wie ein solches Gesetz trilogischer Anordnung in der bildenden Kunst obwaltet. In die Mitte gestellt ist die Hauptpartie, die Schilderung der Verheerung, die die Pest anrichtet, und der Unsal, die in der Stadt sich dem Auge bietet. Umrahmt ist dieses von dem Strophenpaare α = α′ und γ = γ′.

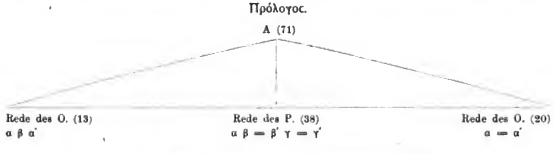
Dasselbe Kunstgesetz sehen wir nun auch vom Dichter in dem πρόλογος angewandt. Beide Hauptabschnitte des πρόλογος (A = A′) zeigen nach Inhalt und Form diese trilogische Anordnung und Gliederung ganz entsprechend der πάροδος. In A sind es drei Reden, und in die Mitte gestellt die Rede des Priesters, der bedeutsamste wie längste Theil, in diesem gipfelt sich das Interesse des Hörers; umrahmt ist dieselbe durch zwei Reden, durch des Oidipus Anfrage und des Oidipus Bescheid, durch jene bedingt und veranlasst, durch diese ihren Abschluss erhaltend. Aber innerhalb dieses Abschnittes A

Digitized by Google

ist nun gerade diese Rede des Priesters selbst auch trilogisch gestaltet: α′ gibt den Eingang (wir sind ἱκετεύοντες), β = β′ in gewählter, schwungvoller, durch Anaphora, Metapher und Bilderreichthum gehobener, getragener Sprache die Schilderung der Pest, γ = γ′ die Bitte um ἀλκή. So ist das trilogische Gesetz hier im Ganzen (A) und wieder im Einzelnen (b) angewandt.

In dem zweiten Abschnitt des πρόλογος A′ ist gleichfalls die bedeutsamste Partie das stichomythische Wechselgespräch über den Inhalt des Orakels zur Erforschung des Mörders; steht daher in die Mitte gestellt, ist strophisch gestaltet; und umrahmt ist dieselbe von der einleitenden Partie und der längeren abschliessenden Rede des Oidipus.

So hat das Ganze seine schöne Abrundung, innerhalb des Ganzen sind die beiden grossen Abschnitte A = A′ in Symmetrie gebildet, und wiederum die kleineren κῶλα dem Inhalte entsprechend strophisch gegliedert. Die Anlage des Ganzen entspricht einem schönen architektonischen Bau, wo massgebend ist das Gesetz trilogischer Gliederung.



Zwei Verse abschliessend und überleitend (78, 79).

Haben wir hiermit eine volle symmetrische Gliederung und schönes Ebenmass in diesem ersten Theile unserer Tragödie aufgezeigt, so ist vor allem hier hervorzuheben und zu betonen, dass, sowenig in dieser Darlegung des Inhaltes schablonenhaft verfahren oder bloss mechanisch gezählt ist, jeder Gedanke eines Schablonenmässigen von Seiten

Digitized by Google

des Dichters entschieden abzuweisen ist. Solches lag dem Dichter fern. Vielmehr auch hier in der Dichtkunst ist es massgebend wie in der bildenden Kunst der Hellenen, dass die grösste Freiheit innerhalb der Gesetzmässigkeit obwaltet und herrscht. Der Dichter hat für diesen Abschnitt das Gesetz der trilogischen Anordnung und Gliederung angewandt, aber in freier Weise und der grössten Mannigfaltigkeit und so die Einheit innerhalb der Mannigfaltigkeit gewahrt. In A ist Oidipus Rede mesodisch, die des Priesters proodisch, des Oidipus Rede ein Strophenpaar; die beiden umrahmenden Reden sind also wohl strophisch, aber nicht von gleichem Umfang. Dagegen in A' ist die einleitende Partie nicht strophisch, nur in einer gewissen Symmetrie gestaltet, die stichomythische aber proodisch, und Oidipus Rede epodisch; aber die beiden den stichomythischen Dialog umrahmenden Abschnitte sind von gleichem Umfang (d. h. je 19 Verse enthaltend). So sehen wir also wie das symmetrische Zahlenverhältniss 71 ≅ 71 der beiden Hauptabschnitte im einzelnen nicht nach einer Schablone, sondern frei nach dem Inhalt und Gedanken gestaltet ist.

Eine solche Kunstgestaltung symmetrischer Anordnung — und zugleich dem Zuschauer fassliche — darf uns nicht befremden. Die Hellenen sind ja ein Volk der Kunstgestaltung nach allen Seiten hin, sie haben die bildende Kunst zur höchsten Vollendung gebracht, so dass Thorwaldsen einmal äusserte, wir könnten es ihnen nur im einzelnen ablauschen, ohne überall schon jetzt die Gesetze ihrer Kunsttechnik feststellen zu können. Der tragische Dichter hat diesen den Hellenen verliehenen Sinn für Schönheit und Ebenmass auch in seiner Dichtung zur Anwendung gebracht. Wir haben ja dafür auch die redendsten Zeugnisse und Beispiele auf dem Gebiete der Lyrik — und man darf hinzufügen auch der Prosa. In Thukydides sind es z. B. die Reden und Gegenreden, die ostensibeln Gründe des peloponnesischen Krieges und die wahren, das ἄγος τῆς θεοῦ und das ἄγος ἀπὸ Ταινάρου, oder die Leichenrede und die Schilderung der Pest u. dergl. In Platos Dialogen und Demosthenes' Reden sind der Analogien viele. Sodann die Kunstdichter des augusteischen Zeitalters, die ganz auf griechischen Studien fussen, in ihren Dichtungen; und hierfür das ausdrückliche Zeugniss des Horaz Epist. I, 19, 27 timui mutare modos et carminis artem, diese ars ist eben die Kunstgestaltung. Auch Plautus bietet in seinen Stücken nach griechischen Vorbildern z. B. in den cantica strophische κῶλα, z. B. Trin. 820 Sálipotenti, und manche Partien strophischer Entsprechung in dem Dialog.

Um aber die Ansicht zu erhärten, dass dem Sophokles alle Schablone bei Anwendung des Kunstgesetzes von Ebenmass und Symmetrie durchaus fern lag, so will ich nur kurz (da die Zeit zum Abschluss drängt) das erste Epeisodion und erste Stasimon berühren. Es handelt sich um die Entdeckung des Mörders. Des Oidipus ἔπη bringen diese nicht, noch auch Tiresias, da er sich weigert die φάτις zu geben. Erst als Oidipus in seiner ὀργῇ auf den Seher die Schuld schleudert, da gibt er seine Enthüllung, die der König mit Entrüstung und Abscheu zurückweist und an die der Chor nicht glaubt. Diese Zweitheilung ist es, die nun auch im Stasimon wiedergegeben ist in einem zweifachen Strophenpaar: α = α' das ἰχνεύειν des Mörders — wie sehr er sich auch dem Blicke entziehen mag — Κῆρες ἀναπλάκητοι — μαντεῖα ἀεὶ ζῶντα περιποτᾶται — β = β' Schrecklich die Enthüllung — aber ehe nicht Beweise vorliegen — stimme ich nicht zu. Statt der trilogischen haben wir eine bipartite Gliederung. Ich schliesse, weil die Zeit nicht gestattet, die ganze Tragödie in ihrer Gliederung darzulegen.

Digitized by Google

Prof. Oeri: Verehrte Herren! Wenn Jemand sich mit seinen Studien auf einem Gebiete unserer Wissenschaft bewegt, welches allgemein als ein locus lubricus angesehen wird, weil darauf thatsächlich viele und arge ὀνειροκριτικά zu Tage gefördert worden sind, muss es für ihn nothwendig tröstlich sein, sich für seine Aufstellungen auf ein Zeugniss aus dem Alterthume berufen zu können, das da verbietet, in ihnen von vorn herein nur Ausflüsse subjectiver Willkür zu sehen, das ihnen vielmehr gewissermassen einen objectiven Hintergrund gibt. Ich möchte daher in der Erkenntniss, dass die scenischen Responsionen, von welchen meine Thesen handeln, ein solches Gebiet sind, und im Bewusstsein, dass ich selbst Ihnen vieles vom ästhetischen Standpunkt aus Unbegreifliche vorzubringen genöthigt sein werde, Ihre Aufmerksamkeit zunächst auf die von Czwalina beigebrachte, in meiner siebenten These abgedruckte Donatstelle lenken, die zwar nicht völlig mit der wünschenswerthen Klarheit verfasst ist, dennoch aber unzweifelhaft die von mir behauptete Thatsache betrifft und eine hohe Auctorität dadurch erhält, dass sie auf M. Terentius Varro zurückgeht.

„Docet autem Varro, neque in hac fabula (i. e. in Hecyra) neque in aliis esse mirandum, quod actus impares scenarum paginarumque sint numero, cum haec distributio in rerum descriptione, non in numero versuum sit constituta, non apud Latinos modo, sed etiam apud Graecos ipsos.“ Also Varro glaubte den Terenz entschuldigen zu sollen, dass er, der sonst gewissenhafte Schüler der Griechen, die Gleichmässigkeit der Akte nicht in der Zahl der Scenen, nicht in der Seitenzahl, welche sie, geschrieben, einnehmen, überhaupt nicht in der Verszahl durchgeführt habe, sondern in der descriptio rerum, das heisst, wenn ich richtig interpretire, in einer gleichmässigen Vertheilung der poetischen Motive, welche verhindern sollte, dass ein Theil der Stücke übermässig begünstigt würde oder aber zu kurz käme. Auf dieser rerum descriptio, meint er, beruhe die Eintheilung der Stücke nicht nur bei den lateinischen Dichtern, sondern auch sogar bei den griechischen.

Ich gestehe nun, dass ich von einer Gleichmässigkeit der Epeisodien griechischer Stücke in Bezug auf die Anzahl der Scenen nichts weiss, und gebe auch zu, dass man das „non solum apud Latinos sed etiam apud Graecos ipsos“ dahin interpretiren kann, es habe Varro auch für die griechischen Stücke eine andere aequabilitas als die auf der descriptio rerum beruhende in Abrede gestellt; so viel bleibt sicher: Wenn nicht nach Varro selbst, so hat doch nach denjenigen Terenzlesern, deren Verwunderung ihm nicht gerechtfertigt erscheint, der numerus paginarum, der numerus versuum in der Architektur des griechischen Dramas eine Rolle gespielt; aus irgend welchen Gründen haben die Dichter zum Theil die Symmetrie der Composition vermittelst eines arithmetischen Principes durchzuführen gesucht, aus Gründen, die schon für die Römer nicht mehr bestanden haben, und die M. Terentius Varro so wenig gekannt zu haben scheint als wir.

Die Frage nun nach der symmetrischen Gliederung grösserer Partien der Stücke vermittelst der Verszahl, nach derjenigen Gliederung also, die entweder Varro oder doch die Gelehrten, auf welche er sich bezieht, im Auge gehabt haben, ist es, die ich vor Ihnen besprechen möchte, und zwar, nachdem ich zur Klarlegung des Sachverhaltes noch Folgendes werde vorausgeschickt haben:

Wenn von Responsion die Rede ist, so pflegt man dabei meist zunächst an die gleichmässige Vertheilung der Verse auf die Theilnehmer eines Dialoges und an die Ein-

Digitized by Google

theilung längerer Reden in gleichmässige Strophen, mit einem Wort an die symmetrische Detailgliederung grösserer oder kleinerer Partien zu denken. Diese Detailgliederung ist in der besprochenen Donatatelle nicht gemeint, und von ihr möchte ich heute nicht sprechen. Wenn einzelne Seiten, z. B. im Aeschylus oder in den Tetrameterpartien des Aristophanes, sich gedruckt so ausnehmen, als hätten die Dichter ihre Verse absichtlich für die Leser nach mathematischen Figuren gruppirt, so lässt sich gewiss nicht leugnen, dass dies auf einem vom Dichter mit Bewusstsein befolgten Principe beruht; dass es aber auf demselben Principe beruhen müsse wie die Responsion grösserer Partien, wäre eine voreilige Annahme. Nach meiner Ansicht haben jene Responsionen einen bloss ornamentalen Charakter, durch diese dagegen wird Symmetrie in die grossen Massen der Dramen gebracht, sie greifen bedeutsam in die Gesammtcomposition derselben ein.

Der Erste, welcher in neuerer Zeit die scenische Responsion — welchen Ausdruck ich einstweilen als Nothbehelf zur Bezeichnung der Responsion grösserer Partien anwenden will — bemerkt hat, war Gottfried Hermann. Er wies in den elementa doctrinae metricae S. 723 darauf hin, dass die zwei trochäischen Tetrameterscenen in den Vögeln des Aristophanes (460—522, 548—610), in denen Peisetairos den Chor zum Bau der Vogelstadt bewegt, einander mit je dreiundsechzig Versen respondiren; dieselben schliessen sich an antistrophische Chorgesänge an und laufen, wenn man das Glossem in Vers 523 tilgt, in respondirende Systeme aus; es konnte kein Zweifel sein, dass hier der Dichter mit Absicht wie beim Rhema und Epirrhema der Parabase die Verszahl ausgeglichen hatte. Und für Hermann stand dieses Beispiel nicht vereinzelt da. „Multae etiam aliae partes comoediarum eaeque interdum longissimae aequali metrorum comparatione sibi respondent", sagt er, und, so viel ich urtheilen kann, hat sich dieses Wort vollkommen bestätigt.

Nun konnte man aber allerdings auch schon gleich bei diesem ersten Beispiele die Frage aufwerfen, wozu diese Gleichheit der Verszahl gut gewesen sei. Die Responsion der Strophe und der Antistrophe rechtfertigt sich natürlich aus musikalischen Gründen; dass aber, wenn man nicht eine für unser Gefühl ganz unausstehliche παρακαταλογή zur Erklärung herbeiziehen wollte, irgend ein Sterblicher, und wäre es selbst ein Athener gewesen, den Parallelismus von je dreiundsechzig Tetrametern und sechzehn Versen der Systeme hätte bemerken und dadurch zu besondern Schwingungen der Seele hätte veranlasst werden können, war durchaus undenkbar. Der Inhalt der beiden Scenen zeigt allerdings einen gewissen Parallelismus; in der ersten wird nachgewiesen, dass die Vögel einst im Besitze der βασιλεία gewesen seien, in der zweiten, durch welches Mittel sie wieder dazu gelangen könnten; aber welcher moderne Dichter hätte sich hierdurch dazu bewegen lassen, den Scenen gleiche Verszahl zu geben? Stand man hier vor einer poetischen Marotte des Aristophanes, oder war diese Congruenz aus andern als poetischen Motiven zu erklären?

Ich habe, meine Herren, an diese von Hermann nachgewiesene Responsion in den Vögeln und nicht an die bekannteren Responsionen des Botenberichts in den Septem des Aeschylus, der Kreon-Hämon-Scene in der Antigone, der Streitreden Iasons und Medeas in der Medea angeknüpft, weil an dieser Stelle eine Motivirung der Zahlengleichheit mit poetischen Gründen von vorn herein ausgeschlossen ist. Wo Rede und Gegenrede sich gegenüberstehen, da könnte es ja ein gewisser pedantischer Gerechtigkeitsbegriff und die Analogie des attischen Gerichtsverfahrens, das den Parteien das gleiche ὕδωρ der

Digitized by Google

Klepsydra zugestand, zu verlangen scheinen, dass die Betheiligten gleich lange zu Worte kämen; hier liesse sich dagegen bloss sagen, dass der Dichter sich durch die metrische Gleichheit von Strophe und Antistrophe zu den weiteren Gleichheiten habe verführen lassen, und auch dieser wohlfeile Grund müsste dahinfallen, sobald Fälle nachgewiesen sind, in denen sich die musikalische Einleitung nicht vorfindet.

Also etwas poetisch Schönes sind die scenischen Responsionen durchaus nicht, und wir dürfen wiederum G. Hermann zustimmen, wenn er die Ergründung ihrer Ursache denjenigen zuweist, welche sich mit den res scaenicae der Alten befassen. Freilich ist in dieser Beziehung noch durchaus nichts Sicheres erreicht worden; aber es darf uns dies bei unserer mangelhaften Kenntniss des attischen Bühnenwesens nicht Wunder nehmen, und noch weniger, wenn wir erwägen, wie wenig man sich eigentlich mit der ganzen Frage bis jetzt befasst hat, besonders im Verhältniss zu der vielfachen Beschäftigung mit der ornamentalen Responsion. Vielleicht gelingt es doch einmal, die ratio auch dieser Erscheinung zu finden.

Wenn ich es nun lebhaft bestreite, dass der Grund der scenischen Responsion ein poetischer sei, so soll damit nicht gesagt sein, dass die Dichter sich nicht dem von aussen an sie herantretenden Zwange zur Zahlensymmetrie mit grosser poetischer Weisheit accommodirt hätten. Gerade der Umstand, dass diese Responsionen so lange verschollen bleiben konnten, beweist es, dass man eben nur solche Scenen einander gegenüberstellte, welche wirklich eine quantitativ gleichmässige Ausführung vertrugen. Wenn z. B. Sophokles in der Elektra der ersten Chrysothemisscene, der Scene zwischen Elektra und Klytaimnestra und der der beiden Frauen mit dem Pädagogen, also drei auf einander folgenden Dialogen je hundertvierundvierzig Verse gibt, so mag das für Zufall halten, wer da kann. Wir dagegen werden zwar gestehen, dass wir nicht wissen, weshalb Sophokles diese Symmetrie angewandt hat, werden aber auf der andern Seite den Dichter bewundern, der sich dabei so durchaus ungezwungen bewegt, und werden aus dem Umstande, dass derselbe sich in der Composition zum Theil nach Zahlen richtet, die Hoffnung schöpfen können, dass die Zahlen uns auch einen neuen Einblick in seine Compositionsart gewähren werden.

Am reichsten ist, so weit ich die Frage überschauen kann, die Responsion bei Aristophanes vertreten*). Zunächst gibt es bei ihm noch drei grössere Paare von Tetrameterscenen, welche sich wie das bereits besprochene an respondirende Chorgesänge anschliessen. Eines derselben findet sich mit je vierunddreissig Versen auf beiden Seiten in den Rittern (303—460), eines mit je einundfünfzig in den Wolken (949—1104) und eines mit je neunundvierzig in der Lysistrata (467—607). Weit grösser ist dagegen die Zahl der respondirenden Trimeterscenen, und hier findet sich sehr häufig die Erscheinung, dass auch im Inhalte der Parallelpartien ein eigenthümlicher Parallelismus obwaltet. Es wird dies durch die Gewohnheit des Dichters begünstigt, der einen Charakter oder eine Situation in zwei- oder mehrfachen Variationen darzustellen pflegt, und zwar meist in denjenigen Theilen seiner Stücke, welche nicht nothwendig zur Fabel gehören. So kommen

*) Vergl. meine Abhandlung über die Responsion bei Aristophanes in den Jahrbb. für Philol. 1870, S. 363—390 und meine „Novae in responsionem Aristophaneam animadversiones". Schaffhausen bei C. Baader. 1876.

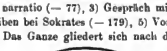
Digitized by Google

zu Dikaiopolis, nachdem er seinen Frieden geschlossen, vom Auslande ein Megarer und ein Böotier, aus Attika ein seiner Rinder beraubter Bauer und die Abgesandten der Brautleute*); zu Strepsiades kommen zwei Wucherer, Pasias und Amynias; der gefangene Philokleon beweist sein brennendes Verlangen, an der Gerichtssitzung Theil zu nehmen, in vier Scenen, deren Inhalt Fluchtversuche sind, und bekommt nach seiner Bekehrung mit zwei Personen, einer Brotverkäuferin und einem Sykophanten Streit; auch zu Peisetairos kommen die Schwindler immer paarweise in die Wolkenstadt: der Poet und der Chresmolog, der πατραλοίας und Kinesias; zur Befreiung des gefangenen Mnesilochos kommt Euripides als Menelaos und als Perseus herbei; Dionysos erfährt in der Unterwelt erst dadurch, dass man ihn für Herakles hält, und dann dadurch, dass man ihn nicht für denselben hält, Unannehmlichkeiten. Aber auch in den nothwendigen Theilen der Stücke findet sich dieselbe Erscheinung: so wird der alte Demos vom Wursthändler erst durch die bessern Orakel und dann durch die bessern Leckerbissen bekehrt, und Sokrates sucht den Strepsiades erst über Metrik und dann über Processführung zu unterrichten. — Ueberall, so kann man zum voraus annehmen, wo dieser Parallelismus des Inhaltes sich vorfindet, ist er mit dem Parallelismus der Verszahl verbunden, und ich kenne ausser den Ekklesiazusen und dem Plutos, welche überhaupt fast gar keine Responsion mehr haben, kein Stück, das derselben völlig entbehrte.

Indess würde man irre gehen, wenn man aus diesen zahlreichen Beispielen von parallelem Inhalte den Schluss ziehen wollte, dass die Responsion nun immer und überall von einem qualitativen Principe beherrscht sein müsse; vielmehr gibt es sehr viele Fälle, in denen ein solches absolut nicht statuirt werden kann, und der zweite Theil dem ersten gegenüber lediglich einen Fortschritt der Handlung darstellt. Es geschieht dies bei Aristophanes hauptsächlich in den Prologen der Stücke**), ist aber auch sonst nicht ungewöhnlich. Z. B. der Hundeprocess in den Wespen zerfällt in einen vorbereitenden Theil, in welchem der Gerichtshof hergestellt wird, und in einen zweiten, in welchem Anklage und Vertheidigung stattfinden; Trygaios unterhält sich im Himmel erst mit Hermes und sodann mit Polemos und Kydoimos. Und auch in denjenigen Fällen, wo nicht ganze Scenen, sondern wichtige Scenentheile sich in der Verszahl entsprechen, ist ein paralleler Inhalt oft nicht zu constatiren. So nimmt von der zweiten Entscheidungsscene

*) Wenn man Vers 803, 905, 928, 1064 tilgt und die Prosastelle 735 sowie die Interjectionen 780 nicht mitzählt, so haben die zwei ersteren Scenen je hundertundvierzehn, die durch Kommoi eingeleiteten letzteren je neunzehn Verse. Rechnet man zu diesen noch die Lamachosscene 1067—1142 hinzu, so ergibt sich auch hier die Zahl hundertundvierzehn.

**) Scheidet man z. B. im Wolkenprolog die Verse 195—199 aus und zählt die in den Ausgaben mitgezählten Exclamationen 1, 202, 235 nicht mit, so zerfällt derselbe in zwei Haupttheile von je hundertsiebenundzwanzig Versen (2—128 = 129—262), wovon der eine bei Strepsiades, der andere bei Sokrates spielt. Speciell sind folgende sechs Gruppen zu unterscheiden: 1) Strepsiades klagt über den schlafenden Pheidippides (— 40), 2) narratio (— 77), 3) Gespräch mit dem wachen Sohn (— 128). 4) Erzählungen des Schülers über das Treiben bei Sokrates (— 179), 5) Vorweisung des Phrontisterions (— 221), 6) Gespräch mit Sokrates (— 262). Das Ganze gliedert sich nach den Zahlen:



Digitized by Google

der Ritter der Wettkampf mit den Leckerbissen nur die erste Hälfte ein, die zweite dagegen die Entscheidung des Demos, und in ähnlicher Weise zerfällt die zweite der eben angeführten Hundeprocessscenen in einen ersten Theil, in dem sich der eigentliche Process abspielt, und in einen zweiten, in welchem Bdelykleon durch einen gewandten Betrug die Freisprechung des Angeklagten durchsetzt*). Man wird in beiden Fällen kaum sagen können, dass die Conflictspartie und die Entscheidungspartie einen eigentlich parallelen Inhalt haben, und noch weniger könnte man dies von der Irisscene der Vögel behaupten, deren erster Theil die Verhaftung, und deren zweiter die Inquirirung der Iris zum Gegenstande hat.

Und nun vollends Euripides! Wer der unrichtigen Meinung ist, dass die scenischen Responsionen etwas für unser Gefühl Schönes sein müssten, der muss nothwendig arg enttäuscht werden, wenn er in den Acten der vorjährigen Philologenversammlung die zahlreichen von mir zusammengestellten Beispiele euripideischer Responsion ansieht**). So rein äusserlich erscheinen ῥήσεις und Dialoge durch die gleiche Verszahl verbunden, so absolut schablonenmässig scheint der Dichter gearbeitet zu haben. Die Beispiele aus der taurischen Iphigenia und aus den Troades***), die in unsern Thesen genannt sind, können den vollen Beweis leisten, dass der poetische Mensch hier keine Erbauung findet. Aber darauf kommt es auch gar nicht an; die Zahlen stimmen einmal, und wir werden auch zu Euripides so viel Vertrauen hegen dürfen, dass wir annehmen, er habe sich nicht ohne Grund der Zahlensymmetrie bedient.

Und nun noch ein kurzes Wort über meine Methode, die Scenen gegen einander abzugrenzen und ihre Länge zu bestimmen. Ich glaube, dass es mir nicht stark wird bestritten werden können, wenn ich sage, das Hauptkriterium für den Beginn oder Schluss

*) Die Verse 995—1008 stehen ausserhalb der Responsion; nach 994 ist eine längere Pause anzunehmen, während welcher die Hunde die Bühne verlassen.

**) Ich benütze diese Gelegenheit, um das dort über Herc. fur. 701—854, Hecuba 953—1018, Alcestis 773—836, Heraclid. 983—1052, Hipp. 1391—1439 Gesagte zurückzunehmen.

***) Iph. Taur. 902—988 = 989—1081, 989—1016 = 1056—1081. Unächt sind die Verse 990, 1010, 1011, 1025, 1026, 1071. Das von Iphigenie nach dem Abtreten der übrigen Personen gesprochene Gebet 1082—1088 steht ausserhalb der Responsion; das Zahlenschema ist folgendes:

$$\underbrace{87 : 25,\ 37,\ 25}_{87} : 7$$

In den Troades entsprechen sich, wenn man annehmen darf, dass Vers 601—607 als sechs Hexameter herzustellen sind, und dass die von Nauck getilgten Verse 667, 8, 742, 3, 928 unächt sind, das Andromache- und das Helena-Epeisodion mit je hundertneunundneunzig Versen. Nach dem hundertachten Verse findet sich in beiden ein Einschnitt, im ersten durch das Auftreten des Talthybios (nach 705), im zweiten durch den Beginn der ῥῆσις Hecubas (nach 968) markirt. Es ist also 595—705 = 860—968, 706—798 = 969—1059, und wir hätten folgendes Schema:

$$\underbrace{\overbrace{108,\ 91}^{199} : \overbrace{108,\ 91}^{199}}$$

Ausserdem sind Vss. 860—968 in sich wieder gegliedert, und zwar nach dem Schema:

$$\underbrace{\overbrace{24,\ 30}^{54} : \overbrace{30,\ 24}^{54}}$$

Digitized by Google

einer Scene sei das Auf- und Abtreten von Personen. Bei der Responsion von Scenentheilen ist es klar, dass die Wendungen des Gesprächs für die Abgrenzung der verschiedenen Partien massgebend sein müssen: doch ist hier natürlich sehr grosse Vorsicht zu beachten, wenn man dieselben nicht an der falschen Stelle ansetzen will, und ausserdem mache ich auf die in meiner vierten These enthaltene Bemerkung aufmerksam, wonach Euripides es liebt, einzelne ῥήσεις oder kleine Gruppen von solchen als Responsionstheile zu verwenden und nach ihnen die Cäsur anzusetzen, auch wenn das Gespräch z. B. in stichomythischer Form über denselben Gegenstand fortdauert.

Eine Schwierigkeit könnte die bei Aristophanes so sehr häufige Beimischung allöometrischer Verse machen*). Da ich aber mit der Zählung überall glücklich durchkomme, wenn ich mich an das in der dritten These aufgestellte Gesetz halte, so sehe ich bis jetzt keinen Grund, von demselben abzugehen. Dass eine ganze Monodie einem einzigen Verse entsprechen soll, muss Ihnen nothwendig abenteuerlich vorkommen; da aber der Fall überhaupt bei Aristophanes nur dreimal eintritt, so bitte ich Sie sich vor der Hand nicht allzusehr daran zu stossen. Was endlich die Frage nach Aechtheit oder Unächtheit einzelner Verse betrifft, so weiss ich zwar wohl, dass ich dem Vorwurfe, als bewegte ich mich hier in einem circulus vitiosus, nicht entgehen kann, wie ihm denn thatsächlich Niemand entgeht, der allgemeine Gesetze nachzuweisen sucht und dabei auf kritische Schwierigkeiten stösst; dennoch aber glaube ich die Behauptung wagen zu können, dass sich mit Hilfe einer massvollen Kritik die absolute Gleichheit weitaus der meisten Responsionspartien nachweisen lässt, und die wenigen Fälle, wo dies bis jetzt nicht möglich ist, berechtigen nicht zur Annahme einer bloss annähernden Responsion, bei welcher Annahme ja auch für die Ergründung des eigentlichen Responsionszweckes gar nichts gewonnen wäre. So viel ich urtheilen kann, hat die Interpolation bei Euripides und Aristophanes ungefähr den Umfang, den ihr die Ausgaben Naucks und Meinekes zuweisen; bei Sophokles dagegen scheint durch die Erkenntniss der Responsion eine Rückkehr zu conservativerer Kritik geboten zu sein, wenigstens kommen auf mehr als zweitausendsechshundert Verse in der Elektra, dem König Oedipus, den Trachinierinnen und dem Philoktet nur fünf interpolirte†. Indess wir beschränken uns zunächst auf Euripides und Aristophanes, und so bitte ich denn Herrn Professor Christ jetzt das Wort zu ergreifen; von seinen Thesen will ich einstweilen nur die erste anfechten, wo es heisst, dass Dialogpartien nicht selten einen symmetrischen Bau zeigen; denn bei seinen Grundsätzen ist derselbe entschieden nur selten nachzuweisen.

† Folgendes ist die grosse Responsion in der jüngeren sophokleischen Tragödie und im Kyklops des Euripides: In der Elektra, dem König Oedipus, den Trachinierinnen und dem Philoktet des Sophokles, sowie im Kyklops des Euripides respondirt das grosse Hauptepeisodion mit dem Exodoscomplex, d. h. mit der Summe der zu zählenden Verse im letzten Epeisodion und in der Exodos, und zwar unter folgenden Prämissen:

1) Gezählt werden: a) alle Trimeter, die sich nicht innerhalb eines Kommos befinden, b) alle trochäischen Tetrameter, c) die kleinen allöometrischen Verse Elektra 1161, 1162, Trach. 1081, 1085, 1086.

*) Bei Euripides ist das einzige mir bekannte Beispiel das vorhin aus den Troades angeführte, wo die Hexameter 595—607 und die Verse des anapästischen Systems 782—798 mitzuzählen sind.

Digitized by Google

2) Nicht gezählt werden: a) alle musikalischen Partien, b) alle Interjectionen, c) alle bloss dreisilbigen Verbindungen (Elektra 1160 und nach 1162 οἴμοι μοι Oed. König 1468, 1471, 1475, Trach. 865, 868).

3) Unächt sind: der nicht im Laurentianus enthaltene V. 800 des Königs Oedipus und Phil. 1364 οἳ τὸν ἄθλιον bis ἔκριναν, 1443, 1444; nach Phil. 1251 ist ein Vers ausgefallen.

Unter diesen Voraussetzungen ergeben sich folgende Responsionssysteme:

1) Elektra.

516 — 695 = 144	307*)		
660 — 803 = 144			
804 — 822 = 19			
1098 — 1231 = 133 (134)**)		307	
1288 — 1383 = 96			(308)
1398 — 1403 = 6			
1422 — 1427 = 6			
1442 — 1507 = 66			

2) König Oedipus.

513 — 648 = 136	309	
669 — 677 = 9		
698 — 862 = 164 (165)		
1110 — 1185 = 76	309	
1223 — 1296 = 74		(312)
1369 — 1530 = 159 (162)		

3) Trachinierinnen.

225 — 496 = 272		
863 — 870 = 6 (8)	272	
896 — 946 = 51		(274)
1044 — 1258 = 215		

4) Philoktet.

220 — 390 = 171	432		
403 — 506 = 104			
519 — 675 = 157			
865 — 1080 = 216		432	
1218 — 1407 = 191 (190)	216		(431)
1418 — 1442 = 25		(215)	

*) El. 516—822 halte ich für ein vollständiges Epeisodion; denn der Kommos 823 — 870 kann so gut die Geltung eines Stasimons haben als der ähnlich gebaute Oed. Col. 510—548.

**) Wo in Folge meines Zählungsprincipes oder meiner textkritischen Aufstellungen die Verszahl der Ausgaben eine andere ist als die von mir angenommene, setze ich erstere in Klammern bei. Die Interpolation in Phil. 1364 wird auch in den Ausgaben nicht mitgezählt.

Digitized by Google

5) Kyklops.

82 — 355	= 273 (274)		
375 — 482	= 107 (108)		
519 — 607	= 87 (89)	273	
624 — 655	= 32	(276)	
663 — 709	= 47		

Prof. Christ entgegnete im wesentlichen: 'Dem aufgestellten Programme gemäss werde ich mich lediglich an die Sätze Oeris halten, ohne auf die Ansichten Priens näher einzugehen. Wir lassen also die symmetrische Anordnung des Satzbaues, die Responsion kurzer Antithesen, sowie die gleiche Grösse längerer Reden (ῥήσεις) ganz ausser Spiel und fragen nur, ob die attischen Dramatiker auch in der Ausdehnung der Theile des Dramas, also in dem, was wir heut zu Tage mit Scene und Akt bezeichnen, eine in der Wiederkehr gleicher Verszahlen ausgeprägte Symmetrie befolgt haben. Oeri glaubt für diese seine Symmetrie ein Zeugniss aus dem Alterthum (Thesis 2) ins Treffen führen zu können; ich bedauere, wenn meinem Gegner keine besseren Truppen zur Verfügung stehen. Denn jene Stelle des Donat oder Varro stellt ja mit ausdrücklichen Worten gerade das in Abrede, was er selbst behauptet. Aber selbst wenn man den Varro von der Meinung ausgehen lässt, dass nach den Regeln der Kunst die einzelnen Akte aus gleich vielen Scenen bestehen und von gleich grossem Umfange sein sollten, so ist mit dieser Meinung Varros für Oeris Sätze nichts bewiesen. Ein Mann, der so ganz und gar der Kunst gerundeter Darstellung entbehrte, der seine Bücher de lingua latina nach der einförmigsten Schablone disponirte, mochte sich seine eigenen Gedanken über die Weise machen, wie die Dichter ihren Stoff hätten anordnen und gruppiren sollen; vollendete Meister, wie Sophokles und Aristophanes, werden schwerlich mit den Ideen jenes stilistischen Querkopfes zusammengetroffen sein.

Von einem Zeugniss aus dem Alterthum kann also keine Rede sein. Dagegen bin ich im Stande, eine neuere Litteraturepoche anzugeben, wo sich wirklich die Dichter in Bezug auf die Grösse der Scenen an ähnliche Gesetze banden, wie sie Oeri in seinen Thesen für die attischen Dramatiker aufgestellt hat. Die französischen Dramatiker vor Corneille und auch Corneille selbst in seinen ersten Stücken glaubten, die Kunst erfordere es, dass die einzelnen Scenen von ganz gleichem Umfang seien. Corneille spricht sogar ausdrücklich, wie mich mein College M. Bernays belehrt hat, von dieser befangenen Anschauung seiner Jugendzeit.

So ganz allen Bodens entbehrt also die Theorie unseres Freundes Oeri nicht; aber was jene engherzigen Classicisten, welche sich aus ihrem missverstandenen Aristoteles unerträgliche Fesseln schmiedeten, für Kunst und Erforderniss der Aesthetik hielten, wird dieses auch den feinfühligen, genialen Griechen als Gesetz gegolten haben? Von vornherein wird dieses gewiss jeder von uns, Oeri nicht ausgenommen, zu verneinen geneigt sein, ja es als eine Versündigung gegen den Genius eines Sophokles ansehen, wenn man ihm zutraute, bei der Anordnung der Epeisodien und ihrer Theile auf geistlose Zahlenschemata mehr geachtet zu haben als auf wirkungsvollen Ausdruck der Gedanken. Aber ich gebe zu, dass solche ästhetische Urtheile keinen entscheidenden Ausschlag geben

Digitized by Google

dürfen bei philologischen und historischen Untersuchungen; gar manches schon — ich erinnere nur an die Bemalung der antiken Statuen — hat man für unvereinbar mit der Hoheit der griechischen Kunst gehalten und musste hinterdrein doch anerkannt werden; und so dürfen auch hier vorgefasste Meinungen, und wenn sie auch noch so überzeugend zu sein scheinen, der Erforschung der Thatsachen nicht den Weg vertreten. Ich selbst kann mir das Zeugniss geben, dass ich ganz vorurtheilsfrei an die Prüfung aller von Oeri angezogenen Stellen getreten bin, entschlossen erst dann, wenn ich meinem philologischen Gewissen Genüge gethan hätte, mich mit meinem ästhetischen Gefühle auseinanderzusetzen.

Aber wie steht es nun mit jenen Thatsachen? Herr Oeri hat soeben gesagt: „die Zahlen stimmen", ich entgegne und entgegne nach reiflichster Prüfung „sie stimmen nicht", so auffällige und merkwürdige Dinge auch der Scharfsinn unseres Freundes aufgedeckt hat. Sie sehen, es stehen sich zwei Meinungen adversa fronte gegenüber, und wir können nicht hoffen, auf eine andere Weise zum Ziele zu kommen, als indem wir mit philologischer Akribie die einzelnen Stellen prüfen. Ich habe daher, um die Disputation in enge, begrenzte Wege zu leiten, mich mit Oeri über die Auswahl einiger Hauptstellen verständigt, und mein gegnerischer Freund wird mir zugeben, dass ich dabei mit chevaleresker Zuvorkommenheit verfahren bin, indem ich mehrere Stellen, durch die ich besonders leicht meinen Widerpart aus dem Sattel zu heben hoffen konnte, ohne Säumen wieder gestrichen habe, nachdem Oeri sich nicht mehr zur Vertheidigung seiner früheren Aufstellung bereit finden liess. Zur gemeinsamen Prüfung der ausgewählten Stellen also lade ich Sie, verehrte Herren, ein und fürchte, dass, wenn sie wegen der Kürze der Zeit dieses Eingehen auf das Detail ablehnen, diese Disputation gerade so resultatlos verlaufen wird, wie die vorigjährige in Tübingen.

Nur über einen generellen Punkt, in dem unser ganzer Streit gipfelt, möge es mir noch vergönnt sein, meine Auffassung kurz auszusprechen. Ich bin mit Herrn Oeri darüber einverstanden, dass die alten Dichter ein weit ausgebildeteres Gefühl für Ebenmass und Symmetrie der Anordnung hatten als die modernen, ich bin durch Oeris scharfsinnige Beobachtungen auf manche Fälle paralleler Darstellung aufmerksam gemacht worden, die mir und anderen zuvor entgangen waren; aber unsere Wege scheiden sich, sobald Oeri von einem förmlichen Gesetze der Responsion und des Parallelismus spricht. Es ist das ein Punkt, an dem ich mich nicht bloss hier, in dieser Frage, stosse, sondern an dem unsere ganze heutige Philologie in bedenklichster Weise leidet. Kaum hat ein erfinderischer Kopf mit seiner Spürkraft eine metrische, sprachliche oder stilistische Vorliebe eines Schriftstellers aufgedeckt, gleich kommen andere, welche aus jener Vorliebe eine feststehende Regel, ein Gesetz machen und nun die Ausnahmefälle mit guten oder schlechten Conjecturen aus der Welt zu schaffen suchen. Spricht man von einem Gesetz, so muss man voraussetzen, dass dasselbe dem Schriftsteller zum klaren Bewusstsein gekommen war und ihm zur festen, unwandelbaren Richtschnur gedient hat. Hat nun so etwas Oeri von seinem Gesetze der Symmetrie nachgewiesen oder auch nur annäherungsweise nachzuweisen vermocht? Wir finden in seinen Abhandlungen über die Symmetrie bei Aristophanes einige Dutzend von Scenen angeführt, in denen die Theile nach symmetrischen Schematen gebaut sein sollen; nehmen wir für den Augenblick an, dass Oeri an allen diesen Stellen der Beweis gelungen sei, so ist das Gesetz doch nur erst an einem

Digitized by Google

verhältnissmässig kleinen Theile der in Frage kommenden Partien nachgewiesen. Es bleiben ganze Stücke des Euripides, in denen, wie Oeri so ehrlich ist, offen zu bekennen, kein einziger Fall von Scenenparallelismus nachweisbar ist; es findet sich kein einziges Drama, in dem Oeri die Gesetze seiner Symmetrie von vorn bis hinten durchzuführen im Stande gewesen wäre.

Unter solchen Umständen kann man noch nicht von einem Gesetze sprechen, kann man höchstens sagen, dass man einem Gesetze auf der Spur sei. Diese Spur selbst aber droht sich bald ganz zu verlieren, wenn man ein wenig auf die durchkreuzenden Querpfade achtet. Ich habe das Material zur Hand, um Ihnen mindestens die doppelte Anzahl von Stellen nachzuweisen, wo man bei dem Parallelismus des Inhalts eine respondirende Gleichheit der Form erwarten sollte, statt gleicher Versżahlen aber nur annähernd gleiche findet; man vergleiche nur Soph. Aias 1226 — 63 und 1266 — 1315, Oed. R. 380 — 403 und 408 — 28, Eur. Hec. 291 — 95 und 299 — 331, 1132 — 82 und 1187 — 1237, Alc. 629 — 72 und 675 — 705, Troad. 914 — 65 und 969 — 1032, Hippol. 936 — 80 und 983 — 1035, Orest. 640 — 79 und 682 — 716, Rhesus 393 — 421 und 422 — 53. Mit diesen Ausnahmen von der Regel wird sich also der Erfinder des neuen Gesetzes auch abfinden müssen, und dieses um so mehr, als sie sich zum Theil in Epeisodien finden, in denen Oeri andere, dem Inhalt nach weit weniger respondirende Partien unter sein Zahlenjoch zwingen wollte.

Doch die Hauptsache bleibt immer, dass die Stellen, welche Oeri selbst aufgeführt hat, seine Sätze zu beweisen nicht geeignet sind, indem dieselben theils andere Zerlegungen zulassen, theils nur durch gewagte Annahme von Interpolationen in ein symmetrisches Verhältniss gebracht werden können, theils endlich auch nach dem Sprichworte „eine Schwalbe macht keinen Sommer“ zur Begründung der aufgestellten Sätze nicht ausreichen.

Prien: Wenn der symmetrische Bau für einzelne Partien und Scenen zwar nicht, aber für die ganze Tragödie in Abrede gestellt wird, weil kein bindendes Gesetz für den Dichter vorhanden und für ihn massgebend war, so glaube ich, dies Gesetz war allerdings vorhanden und zwar dasselbe, was in der bildenden Kunst für den Künstler massgebend war. Dies war das Princip der Schönheit, das in Symmetrie und Ebenmass seinen Ausdruck fand. Wie dies dem Künstler als Norm diente, so auch dem Dichter der Tragödie. Liegt es nun aber im Princip der Schönheit begründet, dass innerhalb der Einheit sich die grösste Mannigfaltigkeit offenbart, so ist auch von dem Dichter in der symmetrischen Anordnung und Gliederung die grösste Mannigfaltigkeit gegeben oder, wie oben bemerkt, innerhalb der Gesetzmässigkeit die grösste Freiheit geübt. Daher sind nicht alle Dialoge stichomythisch, nicht alle Reden strophisch, der Gedanke und Inhalt ist hier massgebend und entscheidend für den Dichter gewesen. Die Tragödie ist aber eine Kunstgestaltung nicht minder als das Werk des Künstlers in Erz oder aus Marmor, und daher war für den Kunstdichter dasselbe Gesetz massgebend wie für den Künstler.

Schluss der Sitzung.

Digitized by Google

Vierte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Nachmittags 3 Uhr.

Dr. Flach (Tübingen) spricht über das Violarium der Kaiserin Eudokia. Von cultürhistorischem Interesse ist es, dass eine byzantinische Kaiserin in stürmischer, bedrängter Zeit ein so mühevolles Werk, wie das Violarium, zu verfassen im Stande war, falls sie nämlich überhaupt die wirkliche Verfasserin der Schrift ist. Denn in neuester Zeit wieder (1876) hat Constantin Sathas versucht, die Unächtheit der Schrift zu beweisen und positiv den Byzantiner Michael Psellos als deren Verfasser darzuthun. In dessen Briefe nämlich an Romanus Diogenes (V s. 226) heisst es, er wolle dem Kaiser bei seinem Einzuge ein Werk überreichen, ausgezeichnet durch Anmuth, ὄντινα λειμῶνα u. s. w.; hier schreibt Sathas ἴων τινὰ λειμῶνα als Buchtitel, was offenbar nicht möglich ist. Ferner ist die Stelle überhaupt so zu verstehen: „Ich will ein Buch herausgeben, das von dir handeln soll". Möglich, dass er eine historische Monographie damit meinte, wie sich denn unter seinen Werken auch ein geschichtliches findet. Sodann glaubt Sathas in des Psellos Enkomion εἰς τὴν μητέρα (V s. 59) eine Inhaltsangabe des Violarium zu finden, was aber nicht zutrifft. Endlich müssten wir doch im Violarium die mythologische Richtung des Psellos wiederfinden, aber wir finden von seiner christlichen Allegorie keine Spur. Sathas meint nun, Eudokia habe das Werk dem Psellos abgebettelt und dann ihren eigenen Namen darauf gesetzt. Doch, wie wir sehen, die Autorschaft des Psellos ist in keiner Weise nachgewiesen. Höchst auffallend bleibt aber, dass das Werk einer Kaiserin, und einer byzantinischen Kaiserin, nur in einer einzigen Handschrift erhalten ist, welche zudem noch erst aus dem 15. oder 16. Jahrhundert stammt und deren Titel erst nachträglich in kleinerer Schrift hinzugesetzt ist. Dazu kommt noch, dass das Werk vom 11. bis 16. Jahrhundert gar nicht erwähnt wird. Und dennoch sind diese Gründe nicht durchschlagend. Denn einmal wurde die Verbreitung der Schrift dadurch gehindert, dass die Kaiserin bald nach Abfassung derselben auf Lebenszeit in ein Kloster gesperrt wurde. Sodann ist die Ueberschrift zwar später nachgetragen, aber nicht von anderer Hand. Endlich wird es auch als Werk des Psellos nicht erwähnt; dessen Schriften sind in zahlreichen Handschriften erhalten, obwohl keine an Bedeutung das Violarium erreicht. Seine Blütezeit fällt nach dem Sturze der Kaiserin, und er hätte sicherlich das Werk reclamirt und vervielfältigt, wäre es sein Eigenthum gewesen. Für die Aechtheit spricht sodann der Einleitungsbrief, in welchem die Verfasserin von sich als Kaiserin spricht, sowie die verschiedenen Femininformen, welche sich mit Beziehung auf die Verfasserin in dem Werke finden. Der einzige Punkt, bei welchem man das Werk fassen kann, ist der allerdings bedenkliche Umstand, dass die Excerpte der Eudokia immer gerade mit den schlechtesten Handschriften stimmen, woraus man schliessen könnte, dass ein Compilator etwa des 15. Jahrhunderts der Verfasser sei. Bis dies aber genau erwiesen ist, bleibt Eudokia die Verfasserin.

Gymnasiallehrer Gropius (Weilburg) hat sich auch mit dem Gegenstande beschäftigt, ist aber von der Aechtheit ganz zurückgekommen. Zwar an Michael Psellos ist nicht zu denken, wohl aber an einen Fälscher des 15. oder 16. Jahrhunderts. Denn es ist Eustathius benutzt und von Paläphatus sogar ein aldinischer Druck. Die benutzten

Digitized by Google

Schriften sind uns alle heute noch zugänglich, und zwar ist ihre Benutzung eine derartige, dass ein Satz oft in seinen Bestandtheilen zwei Schriftstellern entlehnt ist. Die Hauptaufgabe der Kritik ist daher zu untersuchen, welcher Zeit die benutzten Handschriften angehören, beziehungsweise, ob Drucke benutzt wurden.

Dr. Flach erwidert, dass das von Gropius Behauptete noch keineswegs erwiesen sei. Wäre es, so wäre die ganze Frage erledigt.

Der Vorsitzende theilt mit, dass der Vorschlag zur Fortsetzung der Debatte über die Responsion gemacht worden sei. Wird angenommen.

Geh. Regierungsrath Dr. Firnhaber (Wiesbaden) bedauert, dass es den Anschein gewinne, es solle eine im vorigen Jahre der exegetischen Section gestellte Aufgabe ungelöst bleiben. Eine besondere Commission sei damals beauftragt, Thesen zu stellen; die derselben schuldige Rücksicht fordere, dass sich die Section für eine der aufgestellten Thesen entscheide. Die Frage sei ja nicht neu, sei schon in den dreissiger Jahren zur Behandlung gekommen.

Unzweifelhaft sei eine Symmetrie in den Dialogen vorhanden; sie sei dem Leser wahrnehmbar: ein Streit könne nur darüber entstehen, ob dieselbe auf einem Gesetze beruhe. Zur Entscheidung dieses Streites seien heute Morgen die französischen Tragiker angerufen, mit vollem Rechte könne ein Gleiches mit den deutschen geschehen. Die griechische Tragödie sei aber für keine Leser geschrieben, sondern nur für einen Zuhörer. Was diesem nicht wahrnehmbar habe gemacht werden können, sei unmöglich ein Gesetz gewesen. Erkennbar dem Zuhörer sei die Symmetrie gewesen bei lyrischen Partien durch die musikalische und choreutische Begleitung, bei dem Dialoge in den Semistieho-, Stieho-, Distieho-, ja, auch noch bei Tristieho- und Tetrastichomythien, aber darüber hinaus gewiss nicht. Der Zuhörer habe die Trimeter einer längeren Rede nicht nachzählen können, um so weniger, als dieselben nicht scandirt sondern declamirt seien, die Declamation aber bestimmte Ruhepunkte nach sich ziehe und sich naturgemäss nach dem Charakter der Rolle richte. Gewiss habe der griechische wie jeder dramatische Dichter sich bestrebt, bei den Reden und Gegenreden die grösste Objectivität zu bewahren, nicht die eine Partei mit Vorliebe zu behandeln, sondern beiden rücksichtlich des Inhalts ihrer Worte gerecht zu werden. So würden diese Wechselreden annähernd auch gleiche Verszahl haben, aber durch ein Gesetz, dieselben in vollständig gleicher Verszahl zu geben, würde sich der Dichter nicht einschränken lassen, auch der griechische nicht, möchte derselbe auch allerhand Versausfüllungen zur Hand gehabt haben, von denen Redner in seinem Buche „Verdächtigungen Euripideischer Verse“ 1840 eine nicht geringe Zahl gegeben. Dass Sophokles kein solches Gesetz kenne, dafür wolle er aus dem von Prien angezogenen König Oedipus ein eclatantes Beispiel anführen. Als in dem heftigen Streite des Königs mit Tiresias der erstere v. 380 seinem Zorne in 24 Trimetern die Zügel dergestalt schiessen lässt, dass der Chor zur Besonnenheit mahnt, beginnt Tiresias die Gegenrede mit den Worten εἰ καὶ τυραννεῖς, ἐξεπιστέον τό γοῦν ἴσ' ἀντιλέξαι. τοῦδε γὰρ κἀγὼ κρατῶ. Er kündigt also ausdrücklich an ἐξεπιστέον ἴσ' ἀντιλέξαι. Da würde ja Sophokles, wenn es ein Gesetz der Symmetrie gegeben hätte, wenn irgendwo, dieses ἴσον durch eine gleiche Verszahl der Gegenrede ausgedrückt haben. Weit gefehlt! Auf die 24 Trimeter des Oedipus folgen nur 21 des Tiresias.

Und wie möge man nun gar dem Euripides ein solches Gesetz aufoctroyiren, dem

Digitized by Google

τραγικώτατος, der sich nur von der Hauptaufgabe leiten lasse, in der Darstellung seiner Personen die Natur und die Wahrheit zur Richtschnur zu nehmen, wie Aristoteles nicht genug zu rühmen weiss, der so manche frühere Schranke abwarf, in Wirklichkeit ληκύθιον ἀπώλεσεν, der ein Publicum vor sich sah, das für solche Feinheiten der Mehrzahl nach gar nicht empfänglich war, der sich nicht scheute, eine neu auftretende Person mitten im Trimeter ihre Rede beginnen zu lassen, auf eine in Tetrametern ausgesprochene Bitte die Antwort in Trimetern zu geben, den Vers sogar unter drei Personen zu theilen, die verpönte Cäsur in der dritten Arsis frischweg anzuwenden u. s. w.

Er vermöge nur den vorsichtigen Thesen Christs zuzustimmen. Cicero sage einmal (de divin. II, 54) von einem Akrostichon: id certe magis attenti est animi quam furentis. Man möge sich vor der Aufstellung von Gesetzen hüten, welche den griechischen Tragiker gezwungen haben würden, zum Nachtheil seiner Dichtung magis attenti animi quam furentis zu sein!

Dr. Ascherson (Berlin) bringt zunächst eine weitere moderne Analogie bei aus Göthes „Mitschuldigen" im 3. Akte, wo die Gliederung zu je 10 Versen ganz augenscheinlich ist. Im griechischen Drama ist nicht etwa von Aristophanes auszugehen, sondern der historische Weg einzuschlagen. Das hat denn auch Redner gethan und bei Aeschylos eine dreifache Gestalt der Erscheinung gefunden: erstens im Anschlusse an lyrische Stücke, in der Art, dass lyrische Partien oft ganz umgeben sind von einem Kranze gleichzahliger Stücke; zweitens Stichomythien, und endlich Symmetrie in der Weise der bekannten sieben Redepaare in den Septem. Bei Euripides stimmt Redner mit den Resultaten Christs überein, da Oeris Zahlen nicht stimmen und Redner für Priens Ansicht kein rechtes Verständniss hat. Die Thatsachen sind noch nach wie vor zu untersuchen, besonders in der Richtung, ob symmetrischer Bau ohne gewaltsame Mittel festgehalten werden kann. Wir dürfen uns dabei in keiner Weise die Hände binden lassen.

Prien: Wir wissen es zunächst dem Herrn Geh. Rath Firnhaber Dank, dass er die Frage der Symmetrie nochmals in einer Sitzung wieder aufgenommen, und um so mehr, als die weite Umschau und Umsicht, mit der die Kunstgestaltung der Tragödie überhaupt nicht nur im Alterthum sondern auch der modernen Völker und der Neuzeit mit hineingezogen und beleuchtet, und die Wärme, mit der die ganze Frage behandelt ist, die Sache auf einen höheren und allgemeineren Gesichtspunkt hingeführt hat. Wenn ferner Herr Dr. Ascherson seit einem Jahre die in Tübingen angeregte Frage systematischer Gliederung bei allen drei Tragikern verfolgt und zu gleichem Resultat gelangt ist, so ist diese Mittheilung eine eben so willkommene als erfreuliche, und sehr zutreffend ist seine Bemerkung, dass man hierbei nicht mit Aristophanes und Euripides, sondern mit dem Aischylos beginnen müsse. Denn wie in dem innern Wesen die Dichtungen dieser drei Tragiker nicht nur wesentlich verschieden sind, so dass man wohl gesagt hat, Aischylos habe Götter, Sophokles Heroen, Euripides Menschen auf die Bühne gebracht, und wie in der Zeichnung der Charaktere und der Entwicklung der dramatischen Handlung bei Aischylos dies in wenigen markigen Zügen, bei Sophokles in feinster Durchführung und der vollsten Motivirung, Alles in schöner Harmonie, bei Euripides in sophistisch-rhetorischer Art gegeben, so waltet auch in Bezug auf diese Frage ein grosser Unterschied zwischen ihnen ob. Man wird finden, dass bei Aischylos weit einfacher, bei

Digitized by Google

Sophokles in grosser Vollendung, bei Euripides mehr künstlich diese Symmetrie oder das Gesetz strophischer Entsprechung angewandt ist, und man wird, um mich wieder des Vergleichs mit der bildenden Kunst zu bedienen, bei ihnen wiederfinden die drei Stufen des Kunststils und der Kunstentwicklung der Zeit vor Phidias (Einfachheit der Motive und eine gewisse Strenge), des Phidias selbst (das Ideale in vollendetem Ebenmass und Harmonie), und der Zeit nach Phidias (mehr künstliche und effectvolle Motive).

Um schliesslich eine Anfrage oder einen Einwurf des Herrn Geh. Rath Firnhaber zu beantworten, dass in der Gegenrede des Tiresias v. 407 auf Oedipus' Beschuldigung nicht eine gleiche Verszahl sich finde, und doch wenn irgendwo gerade hier, schon wegen des ἴc' ἀντιλέξαι, erwartet werde, so bemerke ich, dass diese Forderung voller Gleichheit und Entsprechung vollkommen berechtigt ist, eine unbefangene Interpretation aber auch eine zweifache Lücke aufweist, und das Gesetz der Symmetrie uns jetzt die Grösse der Lücke bestimmen lässt, was sonst nicht möglich gewesen wäre. Nach v. 410 ist ein Vers ausgefallen, nicht drei, wie man wohl angenommen hat. Eine Lücke ist aber nach v. 410 anzunehmen, denn hiat oratio. Zweierlei spricht Tiresias in diesen vier Versen und 1) vindicirt er sich das Recht in Worten zu erwidern, 2) weist er des Königs Insinuation, als erstrebe er παρατατήςειν θρόνοις τοῖc Κρεοντείοις πέλας (399) mit Entschiedenheit zurück οὐ Κρέοντος προστάτου τεγράψομαι. Das Erste erhält nun seine Begründung durch οὐ γάρ τι coὶ ζῶ δοῦλος ἀλλὰ Λοξίᾳ, und damit hat Gedanke und Rede seinen rechten Abschluss. Das Zweite aber ist in der Form einer Folgerung (ὥcτε οὐ Κρέοντος προστάτου τεγράψομαι) unmittelbar an das Erste gereiht, „so dass ich nicht den Kreon als προστάτης brauche". Solche Folgerung ist nicht nur gegen alle Logik, sie ist hier auch widersinnig. Es fehlt, d. h. es fiel aus das vermittelnde Glied, ein Gedanke, aus dem sich jene Folgerung ergibt, ein Vers, der etwa enthielt: ὅcτιc . . . μου προκήδεται oder ὅcτιc . . . . κηδεμών und den Apoll als seinen Schirm und Hort bezeichnete. Es konnte das Auge des Abschreibers leicht von dem ὅcτιc auf ὥcτε abirren und so den Vers übersehen.

Die zweite Lücke ist nach v. 415. Offenbar zerfällt die Rede des Sehers 408—425 in zwei Hauptheile. Der zweite Haupttheil prophezeit die schwere Strafe und das schwere Leid, das den König ereilen und treffen wird, (wo Tiresias als Prophet enthüllt, — daher die Futura) und beginnt mit v. 417. In dem ersten Haupttheil weist der Seher (nach den oben besprochenen fünf Versen) mit λέγω δέ den ihm gemachten Vorwurf der Blindheit damit zurück, dass er den König voller Blindheit und Unkunde über sein eigen Verhältniss und seine eigne Person zeiht. Dass man diese zwei Haupttheile nun nicht in einen Satz vereinen, noch auch durch καί anreihen kann, vielmehr ein δέ und ein Punkt nach 416 erforderlich ist, bedarf wohl keiner weiteren Begründung. Kurz der Schlusssatz des ersten Haupttheils wird so zu schreiben sein:

cὺ καὶ δέδορκας κοὐ βλέπεις ἵν' εἶ κακοῦ
οὐδ' ἔνθα ναίεις οὐδ' ὅτων οἰκεῖc μέτα,
κοὐκ οἶcθ' ἀφ' ὧν εἶ, καὶ λέληθας, ἐχθρὸc ὤν,
τοῖc coῖcιν αὐτοῦ νέρθε κἀπὶ γῆc ἄνω.

so dass sich κοὐ βλέπεις und κοὐκ οἶcθα entsprechen. Zieht Jemand mit Reiske καὶ δεδορκώc vor, so ist dagegen an sich nichts einzuwenden.

Digitized by Google

Der zweite Haupttheil wird aber begonnen haben etwa:
εἶσιν δ' Ἐρινὺς oder Δίκη δὲ u. s. w.
„ereilen wird dich aber alsbald die Dike (Erinys)".

Der Vorsitzende schliesst die Debatte und ist der Ansicht, dass die Frage noch reiflicher Ueberlegung und gegenseitigen Meinungsaustausches in Wort und Schrift bedarf, um zur endgiltigen Lösung gebracht werden zu können.

Oberlehrer Meyer (Herford): Die Stelle, über welche ich Ihr Urtheil hören möchte, findet sich Caes. b. g. I, 20 und lautet: Dumnorix bat den Caesar ne quid gravius in fratrem statueret: Scire se illa esse vera nec quemquam ex *eo* plus quam se doloris capere. Ich hatte dieselbe in Tertia erklärt und übersetzen lassen „und er mache Niemandem mehr Kummer als ihm", indem ich eo auf frater bezog. Der Zufall wollte, dass ich am nächsten Tage von einem Collegen vertreten wurde, welcher *eo* neutral gefasst wissen wollte und die Schüler veranlasste zu übersetzen „es mache Niemandem mehr Kummer". So kam es zu einem Dispute und schliesslich zur Wette, um deren Entscheidung der Herr Provinzialschulrath Schultz in Münster gebeten wurde. (Heiterkeit.) In liebenswürdiger Weise kam derselbe dieser Bitte nach. Es ginge ihm, so schrieb er, wie dem Simonides; je länger er darüber nachdenke, desto zweifelhafter werde er, doch, solle er durchaus eine Entscheidung treffen, so sei er für die neutrale Auffassung. Ich hatte unterdessen weiter geforscht, Alles nachgeschlagen, was mir zur Hand war. Baumstark übersetzt es neutral, ebenso Köchly und Perthes, der Köchlys Uebersetzung zu Grunde legt. Eichert in seinem Specialwörterbuch, desgleichen Hinzpeter in dem seinigen nehmen es ebenfalls neutral. Die Commentatoren Doberenz 2. Auflage, Kraner 6. Auflage, Moritz Seyffert 2. Auflage, Stüber und Reinhard schweigen gänzlich. Freund erklärt: ex eo nämlich fratre. Und ich glaube, diese Auffassung ist die richtige. Zuerst muss die Behauptung zurückgewiesen werden, als dürfe man wohl dolorem capere ex aliqua re, nicht aber ex aliquo sagen; abgesehen davon, dass kein erdenkbarer Grund vorliegt, weshalb die Quelle, aus der Jemand Schmerz schöpft, nicht auch ein lebendes Wesen sein könne, so ist durch ex aliquo dolere Zumpt § 309, Georges s. dolere sowie durch die verwandten Redensarten gaudium, desiderium, gloriam, laudem, laborem capere ex aliquo (Georges s. capere) diese Möglichkeit ausser Zweifel gestellt. Die Gründe, an dieser Stelle ex *eo* nicht neutral zu fassen, sind folgende:

1. Der bei Caesar feststehende Gebrauch, neutrale Ausdrücke durch res zu umschreiben, wenn sie ihrer Form nach vom masc. sich nicht unterscheiden (ich erinnere an ea re impetrata, inopia omnium rerum und die sehr bezeichnende Stelle Quod non fore dicto audientes dicantur nihil se *ea re* commoveri b. g. I, 40, 12); ja Caesar hat für diese Umschreibung eine besondere Vorliebe (cf. Kraner zu b. g. I, 29, 2), so dass auch ohne besondern Grund ea res für id sich findet (z. B. I, 23. II, 1).

2. Es müsste doch nothwendig ex iis heissen, da ja wirklich von vielen Frevelthaten des D. die Rede ist und ja unmittelbar vorher ill*a* esse vera gesagt ist; wie sollte nun plötzlich der Singularis stehen können. Auf den ganzen Satz illa esse vera kann eo nicht bezogen werden, da ihm doch nur die Frevelthaten selber, nicht der Umstand, dass sie wahr sind und er dies weiss, Kummer machen können.

3. Der Zusammenhang. Sieht man nämlich die Begründung des Kummers an,

Digitized by Google

so ergibt sich bald, dass das *eo* auf das unmittelbar vorhergehende frater sich bezieht. „Sein Bruder bereite zwar Caesar und den Römern Kummer und Sorge, aber ihm noch viel mehr, da er, der erst durch ihn etwas geworden sei, ihn dafür zum Danke zu stürzen suche und ihm auf jede Weise entgegenarbeite.“ Die dem Dumnorix vom Caesar vorgeworfenen Frevelthaten (Verzögerung der Getreidelieferung, Verrath beim Reitergefecht u. s. w.) konnten dem Divitiacus unmöglich mehr Kummer machen als dem Caesar; sie konnten ihn für seine Person ziemlich ruhig lassen. Aber Dumnorix selbst musste dem Bruder mehr Kummer bereiten als dem Caesar, da die Verletzung eines nahen Verwandten doch mehr schmerzt als die eines Fernstehenden. Er sagt also: ich habe mehr Veranlassung, auf ihn böse zu sein, als du. Wie will man endlich aufrecht erhalten die Gedankenverbindung „Diese Frevelthaten schmerzen mich mehr als dich deswegen, weil (propterea quod) er mich zu stürzen sucht?“

Darnach, glaube ich, ist man genöthigt ex eo masculinisch zu fassen und zu übersetzen „und Niemandem mache er mehr Kummer als ihm“.

Den Einwand des Directors Weidner, es müsste dann illo heissen, sucht der Vortragende aus demselben Capitel zu widerlegen, wo es heisst: Quod si quid *ei* (d. i. Dumnorigi) a Caesare gravius accidisset.

Die Versammlung sieht von einer weiteren Discussion ab, da keine Texte des b. g. vorliegen.

Prof. Dr. Linker (Prag) spricht über die Horazische Ode I, 34 (Parcus deorum cultor et infrequens). Eine vielberufene Ode: während Franz Ritter sie und die daraus sprechende Gesinnung lobt, verwirft Lehrs das ganze Gedicht, falls man nicht annehmen wolle, dass Horaz an temporärem Wahnsinn gelitten habe. Der gegenwärtige Zustand des Gedichts freilich könnte ein derartiges Urtheil als berechtigt erscheinen lassen, doch ist ihm durch kritische Mittel zu helfen. Anstössig ist zunächst plerumque; was sodann Styx und Taenarus sollen, ist nicht einzusehen, und endlich kann der Dichter unmöglich fortfahren, wie er thut, wenn er bisher nur gesagt hat, Jupiter habe einen Blitz aus heiterem Himmel gesandt. Statt jener beiden Namen — und Namen sind ja in den Handschriften mehr als anderes der Verderbniss ausgesetzt — erwartet man den Osten als Gegensatz zum äussersten Westen, also die Euphratländer, die Parther. So ist dann von unerhörten Siegen in Ost und West die Rede, dann sagt der Dichter: ich danke den Göttern, dass das römische Reich jetzt solchen Umschwung erfahren hat. Im zweiten Jahre nach der Schlacht bei Actium, als Octavian noch in Syrien war, wurde der Partherkönig Phraates plötzlich gestürzt und an seine Stelle trat Tiridates, der obscurus, welchen fortuna erhöht. Statt Styx u. s. w. schlägt Redner vor: Susa et invisi horrida Achaemeni (genet.) sedes, sodann utrimque statt des anstössigen plerumque. Bei dieser Textgestaltung hätte das Gedicht einen ähnlichen Inhalt wie Verg. Catal. XII, und es wäre interessant, die beiden Dichter denselben Gegenstand besingen zu hören.

Damit schlossen die Verhandlungen der Section, welche sich nach einem Hoch auf ihren Präsidenten trennte.

Digitized by Google

V. Orientalische Section.

Die orientalische Section zählte 45 Theilnehmer und hielt vier Sitzungen. Den Vorsitz führte der in der vorjährigen Versammlung zu Tübingen dazu bestimmte Prof. Dr. Gildemeister (Bonn), zum Vicepräsidenten wurde Prof. Dr. E. Kuhn (München), zu Sekretären Prof. E. Prym (Bonn) und Dr. C. Cornill (Frankfurt a. M.) und, nachdem Letzterer plötzlich hatte abreisen müssen, Prof. Dr. H. Jacobi (Münster) gewählt. Da die Section zugleich die jährliche Generalversammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft bildet, der die meisten Sectionsmitglieder anzugehören pflegen, so wurden in ihr die Geschäfte der Gesellschaft erledigt, die einen grossen Theil der zugemessenen Zeit in Anspruch nahmen. Der sehr eingehende Jahresbericht über die litterarischen Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der orientalischen Philologie wurde diesmal von den Herren Kautzsch (Basel), Kuhn (München) und Socin (Tübingen), die ihn unter Mitwirkung anderer bearbeitet hatten, jedoch wegen Kürze der Zeit nur zum Theile, erstattet.

Unter den Vorträgen war der erste der des Prof. Savelsberg (Aachen) über die lykischen Inschriften und die darin enthaltene Sprache, die er mittelst Erklärung einiger Grabinschriften erläuterte und die im einzelnen der Erforschung noch grosse Schwierigkeiten entgegensetzt, obschon vieles dem Inhalte nach im ganzen und grossen verstanden werden kann. Der Redner legte die erste Hälfte seiner im Druck befindlichen zweiten Schrift über den Gegenstand der Versammlung vor.

Herr Halévy*) aus Paris hielt in französischer Sprache einen Vortrag über die Inschriften der Safâ. Es sind das kurze Inschriften eigenthümlicher Art, die sich zu Tausenden in den unbewohntesten Gegenden am nördlichen Rande der arabischen Wüste gegen Syrien zu in die Steine und Felsen roh eingemeisselt finden, die man seit etwa zwanzig Jahren namentlich durch den verdienten ehemaligen preussischen Consul in Damaskus, Dr. Wetzstein, kennt, die aber bisher der Entzifferung spotteten. Nachdem kürzlich Graf de Vogüé genauere Copien einer grösseren Anzahl (etwa 400) herausgegeben hat, ist es sofort dem Vortragenden gelungen, mit sicherer Methode das Alphabet, das ein dem ältern hebräischen entfernt verwandtes, schon sehr abgeschliffenes ist, zu bestimmen und die Worte zu lesen. Die Entzifferung ist definitiv und abschliessend, der Inhalt besteht in kurzen Phrasen, die Durchziehende zu ihrem Gedächtniss oder zur Segenerflehung eingruben, in einem zwischen dem Arabischen und Hebräischen stehenden, selbständigen Dialekt. Der Vortragende sieht darin Werke der unter römischer Herrschaft die Grenze schützenden Beduinenstämme etwa aus dem Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr.

*) Die Vorträge von Halévy, Schlottmann und Hommel sind im ersten Heft des XXXII. Bandes (1878) der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft abgedruckt.

Digitized by Google

In ein ganz anderes Gebiet führte der Vortrag des Dr. Bühler aus Bombay, der in Indien in einflussreicher Stellung die deutsche Sanskritphilologie vertritt, über die Bestimmung der Bussen (práyaschitta's) in Indien. Die durch Beispiele aus der heutigen Praxis, die nothwendig für den Europäer einen heiteren Charakter haben mussten, erläuterte Darstellung lieferte eine neue lehrreiche Illustration zu dem Erfahrungssatze, dass religiöse Einrichtungen, die in älteren Culturzuständen ihre Berechtigung hatten, hartnäckig unter anderen Culturbedingungen festgehalten, in völlige Veräusserlichung und Verknöcherung auslaufen müssen.

Prof. Schlottmann (Halle), an persönlichem Erscheinen verhindert, liess durch Dr. Frenkel seine Ideen mittheilen, wie in der schon vielfach bearbeiteten aramäischen Steininschrift, die sich jetzt zu Carpentras in Frankreich befindet, Reim und Metrum nachzuweisen und einige Wörter befriedigender zu erklären seien.

Prof. Hoernle (Calcutta) redete über die Verwandtschaftsverhältnisse der nordindischen Sprachen und gab eine neue Classification derselben.

In Nordindien gibt es nach der gewöhnlichen Annahme sieben mit dem Sanskrit verwandte Sprachen; unter diesen das sogenannte Hindí. In Wirklichkeit sind aber unter letzterer Bezeichnung irrthümlicher Weise zwei ganz verschiedene Sprachen zusammengefasst, das Ost- und West-Hindí. Das Ost-Hindí ist mit dem Bangálí und Oriyá näher verwandt als mit dem West-Hindí und bildet mit demselben eine besondere Sprachgruppe, die Ost-Gaudische. Anderseits bildet das West-Hindí mit dem Panjábí, Sindhí und Gujarátí eine zweite Gruppe, die West-Gaudische. Eine dritte Gruppe, die Süd-Gaudische, ist das Maráthí für sich; und eine vierte Gruppe sind das Naipálí und die anderen Himálaya-Dialekte. Ferner ist das Maráthí dem Ost-Gaudischen näher verwandt als dem West-Gaudischen, und umgekehrt steht das Naipálí dem letzteren näher als dem ersteren. Es zerfallen also die vier Gaudischen Sprachgruppen in zwei grössere Complexe, nämlich das Südost- und das Nordwest-Gaudische, welche den beiden alten Prákrit-Arten, dem Mágadhí und dem Saurasení-Maháráshtrí correspondiren. Mehr oder weniger vereinzelte Merkmale des Mágadhí lassen sich aber durch das ganze Saurasení-Gebiet bis an die Westgrenze Nordindiens verfolgen, und umgekehrt finden sich einzelne Saurasení-Merkmale in abnehmender Anzahl bis zur Ostgrenze hin vor. — Es scheint somit, dass in uralter Zeit die Mágadhí-Sprachform in ganz Nordindien herrschte und dann allmählich von dem sich wie ein Keil einschiebenden Saurasení gegen Osten zu verdrängt wurde. Damit stimmt, dass die beiden ausserhalb der Westgrenze Nordindiens herrschenden Sprachen, das Pashtu und Káfiri, entschiedene Mágadhí-Merkmale besitzen. Es lassen sich also vier grosse Sprachperioden in Nordindien unterscheiden: I. die Zeit der Alleinherrschaft des Mágadhí; II. die Zeit, wo das Saurasení sich mit dem Mágadhí in Nordindien theilte, diese Periode bestand schon zur Zeit der ersten Prákrit-Grammatik; III. die Zeit, wo das Saurasení und das Mágadhí in die vier grossen Gaudischen Gruppen zerfallen waren, aus dieser Zeit datirt die älteste bekannte Gaudische Litteratur, z. B. das Alt-Hindí-Epos, das Paithiráj Rasau von Chand; IV. die jetzt noch herrschende Zeit, wo die vier Gaudí-Gruppen sich in acht verschiedene Sprachen getheilt haben.

Unter den Assyriologen besteht eine eifrig erörterte Streitfrage, ob gewisse sehr alterthümliche und von den anderen wesentlich unterschiedene Keilinschriften eine besondere Sprache, die man sumerisch oder akkadisch genannt hat, oder nur eine besondere

Digitized by Google

Schriftart bildeten. Dr. Fritz Hommel (München) trug die erstere Ansicht vor und fand in dem genannten Herrn Halévy, dem Verfechter der entgegengesetzten Theorie, einen Gegner, was zu einer belebten Discussion Veranlassung gab.

Einige kleinere Vorträge und Verhandlungen brauchen hier nicht im einzelnen aufgeführt zu werden.

Endlich ist in der Section die förmliche Constituirung einer schon länger vorbereiteten Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Palästinas erfolgt, welche geographischen, sprachlichen, ethnologischen und archäologischen Forschungen über dieses Land gewidmet sein soll und ihre Zwecke theils durch eine Zeitschrift, theils, wenn es die Mittel erlauben werden, durch Localuntersuchungen und Nachgrabungen erreichen will. Gegründet ist sie nach dem Vorbilde der ähnlichen englischen Gesellschaft, welche mit grossen Mitteln bereits bedeutende Unternehmungen, eine Vermessung des ganzen diesjordanischen Landes, umfangreiche Nachgrabungen in Jerusalem u. dgl. ausgeführt und die Ergebnisse gelehrt zu bearbeiten versucht hat. Diese gelehrten Bearbeitungen entsprechen jedoch den Anforderungen, welche die deutsche Wissenschaft stellen muss, nicht völlig, und sollte die Gesellschaft in Aufwendung äusserer Mittel mit der älteren vielleicht oder wahrscheinlich nicht wetteifern können, so hofft sie doch in letzterer Beziehung die nothwendige Ergänzung zu ihr zu bilden.

Für die XXXIII. Versammlung in Gera wurde Geh. Hofrath Prof. Dr. Stickel in Jena zum Präsidenten der Section erwählt.

Digitized by Google

VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

Erste Sitzung.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Section versammelte sich zum ersten Male Mittwoch, den 26. September, nach der ersten allgemeinen Sitzung um 12½ Uhr. Die Zahl der Theilnehmer überstieg 70; in den aufgelegten Listen waren 67 Namen eingetragen.

Als Vorsitzender wurde Prof. Unverzagt (Wiesbaden) gewählt, dem als Schriftführer Rector Dr. Frankenbach (Hattingen) und Real-Gymnasiallehrer A. Schmidt (Wiesbaden) beigegeben wurden.

Prof. Unverzagt machte zuerst Mittheilungen über die Ausführung der von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section bei der Versammlung in Tübingen gefassten Beschlüsse. Es waren zwei Referenten gewonnen worden, Prof. Dr. Günther (Ansbach) und Oberlehrer Dr. Krebs (Frankfurt), welche über die wichtigsten neuen Arbeiten auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften berichten sollten, insoweit dieselben in das Gebiet des Lehrplanes der höheren Schulen fallen. Leider war Dr. Krebs durch Krankheit verhindert, seinen Bericht über die Naturwissenschaften vorzutragen.

Eine Mittheilung über den Inhalt der zu haltenden Vorträge und der zu stellenden Thesen durch die Fachzeitschriften schon früher in die betheiligten Kreise gelangen zu lassen, wie dies ebenfalls in Tübingen gewünscht worden, war nicht möglich gewesen, da Anzeigen über die zu behandelnden Materien erst in der letzten Zeit einliefen. Doch wird auf Anregung des Oberlehrers Dr. Fehrs (Wetzlar) die Aufrechthaltung dieser Bestimmung von der Versammlung beschlossen.

Von Prof. Hoffmann (Wien) war ein Schreiben eingetroffen, worin er sein Nichterscheinen durch geschäftliche Verhinderung motivirte. Als Themata zur Besprechung in der Section schlug er vor: die Lehrerbildung auf der Universität, das neue Logarithmuszeichen, die neuere Geometrie auf der Schule, die Reorganisation des mathematischen Unterrichts, die Erweiterung des physikalischen Unterrichts, der Zeichenunterricht auf Grund der Geometrie, ein Mathematik-Lehrer-Congress.

Da die Zeit zu weit vorgerückt war, so wurde nur noch die Tagesordnung für die zweite Sitzung festgestellt und die Sitzung um 1 Uhr 15 Min. geschlossen.

Digitized by Google

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 27. September, Morgens 8 Uhr.

Prof. Günther (Ansbach) sprach über „die pädagogisch verwerthbaren mathematischen Errungenschaften der Neuzeit“*).

Meine Herren! Der Vortrag, welchen ich zu halten gedenke, betrifft ein Thema, welches sozusagen ständig den wissenschaftlich fühlenden Lehrer der Mittelschule beschäftigt, und aus diesem Grunde, da ja von dem, dess das Herz voll ist, der Mund gerne überfliesst, wohl auch einmal improvisatorisch behandelt werden kann. Und zeitgemäss ist dieses Thema gegenwärtig gewiss, da leider die nie ganz geschlossene Kluft zwischen mittlerer und Hochschule eine solche Ausdehnung gewinnen zu wollen scheint, dass dadurch der so nothwendige innere Zusammenhang in dem Unterrichtswesen völlig sich lösen dürfte. Um ein so unheilvolles Ereigniss nach Kräften hintanzuhalten, bedarf es auch von unserer Seite des festen Vorsatzes, mit den Fortschritten der lebendigen Wissenschaft in stetem Contakt zu bleiben, und hierdurch wird uns hinwiederum die weitere Frage nahe gelegt, ob überhaupt und wie denn ein Theil jener Errungenschaften direct für didaktische Zwecke nutzbar gemacht werden könne, und zwar meine ich nicht etwa eine Vergrösserung des Lehrpensums, eine Einführung neuer Disciplinen, so wie es z. B. Gallenkamps bekannter Artikel in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“ mit den Elementen der Differentialrechnung gehalten haben will — nein, meine Anschauung geht lediglich dahin, dem Lernenden Ausblicke in ein neues, unbekanntes Gebiet, Andeutungen über gewisse, vorläufig noch transcendente Punkte zu geben und so seinen Gesichtskreis in einer für jugendliche Geister ganz gewiss anregenden, gewinnenden Weise zu erweitern; zugleich gehören hierher solche Probleme, welche an sich ebenfalls nicht für das Gros der Schülerzahl im allgemeinen sich eignen und doch vor dem richtigen Jahrgang von dem richtigen Lehrer mit bester Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden können. Von Elementarwerken, welche den hier kurz skizzirten Grundgedanken durchaus zur Geltung zu bringen bestrebt sind, seien hier nur sämmtliche Lehrbücher von Joh. Frischauf, sowie vor allem L. Matthiessens Schlüssel zur Aufgabensammlung von E. Heis hervorgehoben. Dass ich als Lehrer an einer humanistischen Anstalt besonders auf diejenigen Gegenstände im folgenden Gewicht lege, welche von jeher dem eigentlichen Gymnasiallehrplane zugewiesen wurden, wird wohl in der Natur der Sache seine Begründung finden, indess sollen auch jene in das Gebiet der sogenannten höheren Mathematik einbezogenen Grundlehren nicht ausgeschlossen werden, mit welchen sich einzelne Mittelschul-Gattungen programmgemäss zu beschäftigen haben, so z. B. die baierischen Industrieschulen, gewisse fortgeschrittene Realschulen Nord- und Mitteldeutschlands etc.

Gleich beim Beginne unserer Betrachtung treten uns als hierher gehörig die ausgedehnten Untersuchungen über die Grundsätze der höheren Analysis, speciell der Integral-

*) Als der Verf. von der Geschäftsführung aufgefordert ward, einen Vortrag zu übernehmen, war er, auf einer Gebirgsreise begriffen, nicht in der Lage einen solchen auszuarbeiten. So ist es erklärlich, dass ihm während des Sprechens einzelne Punkte, über welche zu reden er sich vorgenommen hatte, entfielen; beim Niederschreiben hat er jene Lücken seinem ursprünglichen Plane gemäss ausgefüllt.

Digitized by Google

rechnung, entgegen, welche sich an die Namen Hankel, Schwarz, Thomä, Du Bois-Reymond anknüpfen. Die schwierige und doch für die Grundlegung des Infinitesimalcalculs unumgängliche Frage nach dem Zusammenhang zwischen einer Function und ihrem Differentialquotienten ist in ein wesentlich neues Stadium getreten, seitdem — wenn auch noch nicht allgemein, sondern lediglich im einzelnen Falle — der Beweis erbracht wurde, dass sehr wohl stetige Functionen ohne Ableitung, d. h. also, wenn die ältere Auffassung völlig correct wäre, stetige Curven ohne Berührungslinien gedacht werden können. Die früher übliche Methode, die Theorie der unendlichen Reihen zu begründen, ist nach manchen Seiten hin so sehr ins Schwanken gerathen, dass eine Rückwirkung auf die Didaktik der Schule kaum ausbleiben kann; ist doch sogar die fast als Dogma angesehene Behauptung, aus der Stetigkeit einer Reihe, deren Glieder sämmtlich nur von einer Variablen abhängig sind, folge unmittelbar die „gleichmässige Convergenz" ersterer, von C. Cantor und Stolz als unhaltbar erkannt worden. In dieses principielle Gebiet erstrecken sich auch all' jene für die moderne Geistesrichtung charakteristischen Arbeiten über die geometrische Deutung der Complexen und daran sich knüpfende Algorithmen — Arbeiten, aus denen jeder Lehrer Nutzen zu ziehen vermag, der überhaupt bis zur Gaussschen Repräsentation der Grössen $(a+bi)$ fortschreitet. Hier wäre zu erwähnen Bellavitis Aequipollenzenrechnung, Goeran Dillners „Rechnung mit geometrischen Grössen", Schefflers in dessen grossartigem Werk „die Naturgesetze" durchgängig zur Anwendung gebrachter Situationscalcul und — last not least — Herrn Unverzagts Biquaternionen als Fortführung des älteren Hamiltonschen Verfahrens. Insbesondere die Aequipollenzen, welche man bei uns am leichtesten aus einer Reihe erläuternder Aufsätze in den „Nouvelles Annales de Mathématiques" kennen lernen kann, lösen so elegant und naturgemäss planimetrische Aufgaben, dass jeder Schüler mit Vergnügen den einfachen Grundgedanken sich aneignen wird. — Wie innig eine exacte Philosophie der Mathematik mit einer rationellen Pädagogik verbunden sei, lehrt uns am deutlichsten das classische Schriftchen Dedekinds über Stetigkeit und Irrationalität. Dass überhaupt rationelle Philosophie direct in den mathematischen Unterricht verwebt werden könne, zeigt uns E. Schröders „Operationskreis des Logikcalculs" (Teubner, Leipzig 1877), ein an die bahnbrechenden Arbeiten der Engländer anknüpfender gelungener Versuch, die Regeln der formalen Logik algebraisch herzuleiten.

Im analytischen Fache pflegt der vorgeschriebene Unterricht an Gymnasien und Realschulen meistentheils folgende Materien zu umfassen: die Lehre von den Gleichungen bis höchstens zum vierten Grade, einfache Reihen, Combinatorik mit Anwendung auf Determinanten und Wahrscheinlichkeit. Erstere gewinnt auf jeden Fall an Interesse dann, wenn man sich minder auf die oft allzuschwierigen Kunstgriffe bei Behandlung quadratischer Gleichungen concentrirt, sondern vielmehr grundsätzlich die Bedeutung der algebraischen Transformationen, das Wesen der sogenannten Resolventen, in den Vordergrund stellt. Einzelne dieser letzteren, selbst wenn sie über die vorhin gezogenen Grenzen hinausreichen sollten, wie z. B. diejenigen von Bring (Jerrard) und Malfatti, sind rein elementarer Natur; für die ganze Theorie enthält das oben schon erwähnte Werk Matthiessens eine geradezu unerschöpfliche Fülle von Anhaltspunkten. Gewiss wird der Lernende aus manchen hypercomplicirten Problemen Heis' und Bardeys („Knifftologien", wie sich College Schwering bezeichnend ausdrückte) weit weniger Nutzen für seine eigene Initiative schöpfen, als wenn ihm methodische Vortheile zur Herabdrückung von Gleichungen

Digitized by Google

auf niedrigere Grade von vornherein beigebracht werden. Erinnert sei an das hübsche Verfahren St. Germains, aus 2 Gleichungen von der Form

$$Ax^2 + 2Bxy + \ldots + F = 0;\ A'x^2 + 2B'xy + \ldots + F' = 0$$

eine Unbekannte zu elimiiniren. Man käme hier an sich auf ein biquadratisches Resultat; bringt man jedoch die Gleichungen in die Gestalt

$$S + \lambda S' = 0;\ S + \lambda' S' = 0,$$

so lässt sich — und diese Idee ist von fundamentaler Bedeutung bei Substitutionen — die Bestimmung der Coefficienten λ, λ' auf eine Aufgabe des 3. Grades zurückführen.

Die elementare Reihenlehre ist leider noch sehr zurück; es fehlt an Schriften, welche die zahllosen Einzelmethoden zur Summation nach einheitlichen Principien geordnet darstellen. Immerhin gibt es einzelne litterarische Zeitschriften und Bücher, welche reichliches didaktisches Material in sich aufgespeichert enthalten, so die mehrfach erwähnten französischen Annalen, die von C. Girl ins Deutsche übertragenen „Anhänge zu Miles Blands algebraischen Aufgaben“ (Halle 1863), die Monographie von Schrader über allgemeine harmonische Reihen, welch' letztere bekanntlich in einfacher Weise n Glieder zu geschlossenen Formen zusammenzuziehen gestatten.

Was die eigentliche Combinationslehre im engeren Sinne betrifft, so lässt sich innerhalb der Schule deren Umfang kaum erweitern; ob solch' ausgedehnte Untersuchungen, wie sie von der Hindenburgschen Schule und neuerdings wieder von Oettinger angestellt worden sind, je einer Verwerthung in diesem Sinne fähig seien, das erscheint mir zum mindesten sehr fraglich. Etwas anderes ist es mit dem jüngsten und lebensfähigeten Kinde der Combinatorik, der allmählich in das Programm fast sämmtlicher Lehranstalten aufgenommenen Determinantentheorie. Welches Licht erhält durch dieselbe die ganze Lehre von der Elimination, wie vereinfacht sich bei Heranziehung der einfachsten invarianten Beziehungen der Auflösungsprocess cubischer und biquadratischer Gleichungen, wie man dies am besten aus dem nach dieser Richtung mustergiltigen Werkchen Diekmanns (Essen 1876) ersehen mag. Ihren eigentlichen Schwerpunkt aber findet diese gewaltige formale Errungenschaft unserer Zeit in der Darstellung solcher analytischer Formen durch übersichtlich gebildete independente Ausdrücke, welche bislang gegen alle solche Versuche bis zum äussersten spröde sich verhalten hatten. Als Beleg nennen wir die Näherungswerthe auf- und absteigender Kettenbrüche, die von Nägelsbach, Eduard Lucas und Glaisher ziemlich gleichzeitig bewältigten Bernoullischen und Eulerschen Zahlen. Ganz kürzlich ist es jenem in analytischer Kunstfertigkeit wohl einzig dastehenden englischen Gelehrten gelungen, auf gesetzmässige Determinanten eine Anzahl der verwickeltsten zahlentheoretischen Abzählungen zurückzuführen, für welche man a priori kaum die Möglichkeit geschlossener Darstellung hätte einräumen mögen. Die Beweise dieser vom Autor der „British Association“ vorgelegten Theoreme werden noch manche Crux für die Mathematiker bilden. Für die Wahrscheinlichkeitsrechnung steht die Sache besonders günstig; eine grosse Reihe von Erweiterungen, welche diese Disciplin in jüngster Zeit erfahren, kann sofort Unterrichtszwecken dienstbar gemacht werden. Ich rechne hierher zumal die sogenannte geometrische Wahrscheinlichkeit, welche die eigentliche Domäne englischer Analytiker bilden zu wollen scheint, und deren Eigenart sich kurz dahin präcisiren lässt, dass bei ihr sowohl der Zähler als auch der Nenner des Wahrscheinlichkeitsbruches

Digitized by Google

unendlich gross ist, der Quotient aber gleichwohl eine endlich angebbare Zahl darstellt. Als Beispiel sei die den „Educational Times“ entnommene Aufgabe hier citirt: Ein Thurm vom Radius r ist mit einer Gallerie der Breite a umgeben; wie gross ist die Probabilität dafür, dass 2 auf ihr befindliche Personen einander sehen können? Hierher gehören die bekannten astronomischen Betrachtungen über die Vertheilung der Sterne am Himmel; in diesem Sinne hat bereits William Herschel seine Stern-Aichungen zur Prüfung der raumdurchdringenden Kraft seiner Fernröhre angestellt. Und die kinetische Gastheorie eines O. Meyer und Boltzmann beruht auch in letzter Instanz einzig auf einem Problem der geometrischen oder besser kinematischen Wahrscheinlichkeitslehre. — Ganz elementar ist ferner die treffliche Beweisart Schiaparellis für das arithmetische Mittel als Wahrscheinlichkeitsfunction (Astronomische Nachrichten 1874). Dort wird in der denkbar einfachsten Weise dargethan, dass die Function $F(a_1 \ldots . a_n)$ stets folgenden Bedingungen genügen müsse:

$$a_1 \frac{\partial F}{\partial a_1} + \ldots . + a_n \frac{\partial F}{\partial a_n} = F,$$

$$\frac{\partial F}{\partial a_1} + \ldots . + \frac{\partial F}{\partial a_n} = 1,$$

$$\frac{\partial F}{\partial a_1} = \frac{\partial F}{\partial a_2} = \ldots . = \frac{\partial F}{\partial a_n};$$

und nun erhellt auf den ersten Blick die Identität

$$F = \frac{1}{n}(a_1 + a_2 + \ldots + a_n).$$

Zur Geometrie übergehend halte ich es für meine erste Pflicht, die in letzter Zeit brennend gewordene Frage nach der Stellung der sogenannten neueren Geometrie zur Mittelschule zu berühren. Zwei litterarische Erscheinungen sind es vor allem, welche die Discussion dieser Frage auf die Bahn gebracht haben: der Artikel Fiedlers „zum geometrischen Unterricht“ in der Vierteljahrsschrift der Züricher naturforschenden Gesellschaft und der im vorigen Jahre vor dieser nämlichen Section abgehaltene Vortrag Haucks (abgedruckt im Würtembergischen „Correspondenzblatt“, sowie in der neuen „Zeitschrift für das Realschulwesen“). Beide befürworten die principielle Einführung der projectivischen Geometrie in die Schule, beide knüpfen ihre Erörterungen an dasselbe Buch, die im modernen Sinne gearbeiteten „Elemente der Geometrie“ von Kruse, beide erklären sich mit dem daselbst eingeschlagenen Wege nicht einverstanden. Mit grossem Recht heben sie hervor, dass bei der hier gewählten Deduction der geometrischen Verwandtschaften in ein und derselben Ebene gerade das anschauliche Moment durchaus in den Hintergrund geschoben werde, dass diese „Projection in der Ebene“, wie sie schon vor geraumer Zeit von Weissenborn genannt und abgehandelt worden ist, niemals den gleichen Werth behaupten könne, wie die einzig in den natürlichen Verhältnissen begründete Projection im Raume. So sehr sich nun gewiss jeder Leser mit den Argumenten beider Männer — und insbesondere mit der jeder polemischen Färbung entbehrenden Darlegung des Züricher Forschers — einverstanden erklären wird, so erschwert doch andererseits deren negative Haltung gegen Kruse und andere Lehrbücher dem aktiven Lehrer die Wahl einer neuen selbständigen Taktik. Unter solchen Umständen wird mancher College gewiss mit mir zu einer vermittelnden Ansicht gelangen, deren Grundzüge ich mir noch mit einigen Worten

Digitized by Google

zu skizziren erlaube. Es kann im besonderen uns Gymnasiallehrern, die wir doch auch nicht gern allzusehr hinter unsern Amtsbrüdern von der realistischen Richtung zurückbleiben möchten, meiner Meinung nach zunächst nur darauf ankommen, dem projectivischen Grundgedanken gleich vom ersten Anfang an zum Durchbruch zu verhelfen. Dies thun wir, indem wir sofort den richtigen Begriff des Parallelismus einführen, die Grundgebilde der Geometrie der Lage, als Strahlenbüschel, Ebenenbüschel etc. gebührend betonen und so viel als möglich die principielle Scheidung zwischen Ebene und Raum als unnatürlich fortfallen lassen, wie solches bereits in den Lehrbüchern von Rudolph Wolf und Frisch auf angebahnt worden ist. Gewisse fundamentale Lehrsätze lassen sich natürlich ebenfalls gleich mit hereinziehen, so z. B. die schöne und ihres metrischen Charakters halber dem älteren Verfahren homogene Begründung der Vielecksschnittsverhältnisse, welche in Hankels posthumen Vorlesungen mit besonderem Takte vorgetragen ist. Bei dieser Art der Auffassung, welche auch in dem schon von der vorjährigen Versammlung anerkannten geometrischen Leitfaden Hubert Müllers (vier Bändchen, Teubner, Leipzig) eine treffliche Stütze findet, werden wir fürs erste bestehen, und auch mit der Euklidischen Geometrie, welche aus unzähligen hier nicht näher zu erläuternden Gründen eben doch auch manches für sich hat, einen leidlichen modus vivendi herstellen können. Insbesondere dürften die planimetrischen Constructionsaufgaben älterer Ordnung denn doch durchaus nicht von so geringem pädagogischen Werthe sein, als ihnen Hauck zugestehen möchte. Es ist ja wahr, dass auch hier, wie auf dem verwandten algebraischen Felde, vielfach eine gewisse Spitzfindigkeit sich breit macht, welche mehr auf ein falsches Ehrgefühl als auf wirkliche geometrische Kunstfertigkeit des Schülers angelegt zu sein scheint, allein trotzdem sollte man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Innerhalb der rechten Grenzen steht diese Uebung denn doch unendlich viel höher, als die Beschäftigung mit „Rebussen und Schachräthseln", und auch die Methodik steht ihr durchaus nicht so trostlos gegenüber, wie manche anzunehmen scheinen. Es wird vergessen, dass Euklids leider so wenig bekannte „Data" gerade einen hodegetischen Zweck verfolgen, dass ein Newton sich ausführlich in seiner Arithmetica universalis über die Constructionsprincipien verbreitete, dass die von Hauck etwas zu gering geschätzte Methode der geometrischen Oerter von den griechischen Geometern mit Meisterschaft und wahrlich nicht nach Art bloss momentaner Aperçus gehandhabt worden ist. Hankel hat freilich gezeigt, dass die von Apollonius in seinem umfangreichen Aufgabencyklus „vom Verhältnisschnitt" behandelten Probleme sämmtlich auf eine relativ einfache Frage der neueren Geometrie, diejenige nach den zusammenfallenden Punkten zweier demselben Träger angehörigen projectivischen Punktreihen, zurückgeführt werden könne, allein hat durch diese Uebersetzung ins Moderne das Original irgend etwas an seiner Durchsichtigkeit und Eleganz eingebüsst?

Von nicht geringerer grundsätzlicher Bedeutung, wenn auch nicht gleich imminent für die pädagogischen Zeit- und Streitfragen, scheint die in den letzten Jahren so mächtig aufstrebende geometrische Principienlehre für das Gewissen des selbstthätig mitwirkenden Lehrers werden zu wollen. Daran freilich ist nicht zu denken, dass solch' fundamentale Entdeckungen, wie diejenige Riemanns vom allgemeinen Krümmungsparameter oder diejenige Beltramis von der absoluten Identität der nichteuklidischen mit der pseudosphärischen Geometrie, jemals als solche dem mathematischen Anfänger zugeführt werden könnten; die wohlthätige Rückwirkung jedoch haben sie ganz sicherlich auf unser ganzes

Digitized by Google

Denken und Fühlen ausgeübt, dass wir gar viele Dinge nicht mehr so wie ehedem unseren Schülern vortragen dürfen. Die Grundannahmen, auf welche Helmholtz seine Definition des Raumes basirt, sind so selbstverständlicher Natur, dass sie unschwer an einen passenden genetischen Anschauungsunterricht sich anreihen können; und ebenso danken wir der abstracten Raumlehre der beiden Bolyai ganz allein die fruchtbringende Erkenntniss, dass nicht Gerade und Ebene, sondern Kreis und Kugel jene einfachsten und primitivsten räumliehen Gebilde sind, mit welchen ein rationell vom Leichteren zum Schwereren aufsteigender Lehrgang folgerichtig anzuheben hat. Selbst die vielfach und nicht ganz mit Unrecht in das Reich metaphysischer Speculation verwiesene Lehre von den höheren Räumen oder Mannigfaltigkeiten entzieht sich nicht völlig der Schule. Ich halte dafür, dass junge Leute, die einen Cursus der philosophischen Propädeutik durchlaufen haben, recht wohl die Gründe zu verstehen vermögen, welche Kants Kriticismus in richtiger Auffassung für die Dreizahl der Raumdimensionen an die Hand gibt, und dass eine eingehende Widerlegung der Zöllnerschen Argumentation, welche aus der Existenz symmetrischer Körper auf die weitere eines vierfach ausgedehnten Raumes schliessen möchte, auf allseitiges Interesse der Zuhörer zu rechnen habe. Für Lehrer, welche bislang der ganzen Sache aus diesem oder jenem Grunde fernstehend eine rasche und vollständige Kenntniss der wichtigsten Fragepunkte gewinnen wollen, empfehle ich von ganzem Herzen die überaus inhaltsreiche Schrift Erdmanns „Die Principien der Geometrie“ (Voss, Leipzig 1877)*).

Das Pensum der Stereometrie pflegt alter Gepflogenheit zufolge in unseren Mittelschulen festere Grenzen zu besitzen, als das jeder anderen in den Elementarunterricht aufgenommenen Disciplin. Gleichwohl wird auch hier eine „Umschau von der hohen Warte der Wissenschaft“ — so drückt sich einer unserer tüchtigsten pädagogischen Schriftsteller, Emsmann, in seinen „Mathem. Excursionen“ aus — gar mannigfache Ausbeute ergeben. Da sind zunächst jene allgemeinen Untersuchungen über die Verbreiterung der Descartes-Euler'schen Polyedersätze und über den Zusammenhang der Flächen, welche für ein späteres Studium der Functionentheorie in wirksamer Weise vorbereiten und doch, wie u. a. hauptsächlich J. C. Beckers „Elemente der Geometrie“ beweisen, recht wohl in ein populäres Gewand gekleidet werden können. Weiterhin ist zu erinnern an die höchst interessante Ausdehnung, welche E. Hess dem bereits von Archimedes herrührenden Begriff der halbregulären Körper dadurch verliehen hat, dass er auch sich selbst durchsetzende Polyeder in Betracht zog (Marburger Sitzungsberichte). Sobald man überhaupt die von Möbius inaugurirte Bezeichnung der Polyeder zum Vortrag bringt, bieten die Hessschen Modelle die merkwürdigsten Beispiele dar; so ein solches, bei dem gleichviel positiven gleichviel negative Zellen gegenüberstehen, der Inhalt eines sichtbar darzustellenden Raumgebildes sonach den Werth Null besitzt.

*) Es sei dem Referenten gestattet, auch auf das diesjährige Programm des Ansbacher Gymnasiums zu verweisen, betitelt: „Der Thibautsche Beweis für das elfte Axiom, historisch und kritisch erörtert“. Dort ist der Versuch gemacht, ein didaktisch hochwichtiges Thema im Lichte der modernen Pangeometrie zu betrachten; das Ergebniss, wie es eben nur durch strenge Handhabung der von jener vorgezeichneten hodegetischen Regeln gewonnen werden konnte, liess die jenem Beweis zu Grunde liegende Erschleichung deutlich hervortreten.

Digitized by Google

Auch in der Trigonometrie möchte es sich, was wenigstens die Verhältnisse meines engeren Vaterlandes angeht, kaum verlohnen, über die officiellen Grenzen weit hinauszugehen. Höchst empfehlenswerth dünkt mir gerade hier eine scharfe Betonung des Entwickelungsganges, den diese Disciplin im Laufe der Jahrhunderte genommen hat. Des Ptolemäus Verfahren, die in seinem Almagest erstmalig enthaltene goniometrische Tafel zu construiren, ist so instructiv und zumal seine geniale Idee, die Sehne von Einem Grade zu eruiren, so hübsch durchgeführt, dass durch deren Vorführung das Wesen und die Einrichtung seiner eigenen Tabelle mit Einem Schlage klar gemacht werden kann. Und auch die sphärische Trigonometrie der Alten ist sicher einer Erwähnung werth, um so mehr, da dieselbe einzig und allein von dem Satze des Menelaus Gebrauch macht und dadurch mit der Transversalen-Geometrie in die engste Beziehung tritt. Sonst möchte vielleicht noch das bekannte Legendresche Theorem von der Vergleichung eines kleinen Kugeldreiecks mit seinem Sehnendreieck eine Stelle finden, denn dasselbe ist in den letzten Jahren von Nell und Mertens (Schlömilchs Zeitschrift Band 18, 21) so einfach bewiesen worden, dass man mit der ohnehin nicht zu umgehenden Reihenentwickelung der goniometrischen Functionen völlig ausreicht. Vor mehreren Jahren erschien zu Erlangen ein leider wenig bekannt gewordenes Schriftchen meines verewigten Lehrers Hans Pfaff, welches die ganze ebene Trigonometrie als Ausfluss einiger weniger Grundbeziehungen, gewissermassen als eine blosse Uebung im algebraischen Transformiren behandelt. Aehnlich definirt jene Disciplin als einen speciellen Fall der Determinantentheorie das sehr lesenswerthe Schulprogramm Diekmanns: „Ueber die Zurückführung der Hauptaufgaben der Trigonometrie auf ein System von drei linearen simultanen Gleichungen".

Nicht sowohl der physikalischen als vielmehr gleichfalls der mathematischen Sparte pflegt der Unterricht in Mechanik und mathematischer Geographie beigezählt zu werden. Was ersteren betrifft, so muss in zwiefacher Hinsicht über das altgewohnte Mass hinausgegriffen werden; hinzutreten müssen die Elemente der Graphostatik, resp. des graphischen Rechnens einerseits, die kinematischen Grundwahrheiten andererseits. Für erstere bietet uns Cremonas von Curtze übertragenes Handbüchlein ein Lehrmittel, wie wir kaum für irgend einen Wissenszweig ein gleich gutes aufzuweisen haben werden. Wer etwa die darin enthaltene Behandlungsweise der Rechnungen dritter Stufe mit Hilfe der verschiedenen Spirallinien sich ansieht, wird sofort bemerken, welche ausgezeichnete Vorbildung für einen künftigen Unterricht in der Curvenlehre dadurch gegeben ist. Und die Kinematik, die von den Massen der bewegten Körper durchaus abstrahirende Mechanik, drängt sich sozusagen allerorts ganz von selber auf. Wenn im physikalischen Unterricht die Bewegung des sogenannten Wattschen Parallelogramms auseinandergesetzt wird, so darf doch nie der Hinweis auf die bekannte Thatsache unterbleiben, dass auf diese Art der vorgesteckte Zweck niemals vollkommen, sondern immer nur annäherungsweise erreicht werden kann, und ganz natürlich muss dann weiter gefragt werden, ob eine mathematisch genaue Geradführung denn überhaupt erreicht werden könne. Bekanntlich dient hierzu das schöne Theorem von Peaucellier, für welches August (im Grunertschen Archiv) einen so überraschend einfachen Beweis mitgetheilt hat; und noch weit allgemeiner ist das Problem der organischen Erzeugung gerader Linien durch bloss drei Stangenverbindungen durch Burmester in einer Reihe von Abhandlungen im „Civilingenieur" discutirt worden. Wohin ferner die gänzliche Ausserachtlassung kinematischer Lehren führt, kann man aus einer

Digitized by Google

Reihe sein sollender Beweise für das Foucaultsche Pendelgesetz erschen, denen ausnahmslos die Verwechselung endlicher mit unendlich kleinen Bewegungen zur Basis dient. Ich nenne zum Beleg für diese meine Behauptung die sehr gut geschriebene Arbeit Schadwills im achten Jahrgang dieser Zeitschrift und meinen eigenen Artikel in dem (böhmischen) „Archiv für Physik und Mathematik“ von Weyr.

Derjenige Lehrer, welcher einen grösseren Schülerkreis in die mathematische, oder, wie ich mich lieber ausdrücken möchte, astronomische Geographie einzuführen hat, wird meistentheils froh sein, mit dem Nothwendigsten fertig zu werden, so dass ihm nicht sowohl saehlich, als vielmehr rein methodisch aus den neueren Litteraturproducten Vortheil erwaehsen kann. Und eine solche Klärung der didaktischen Anschauungen hat auch wahrlich gerade auf diesem Felde noth gethan. Hoffentlich gehört es zu den überwundenen Standpunkten, dass ein Schulmann vom copernicanischen System und nicht vielmehr von dem dem Sinnesciudruck entsprechenden Weltsysteme ausgeht, dass die Jungen in die Berechnung sphärischer Triangel hineingehetzt werden, ehe sie noch durch unmittelbare Autopsie von den einfachsten Phänomenen der täglichen und jährlichen Bewegung sich Rechenschaft zu geben gelernt haben. Für Jeden, der sie noch nicht kennt, empfehle ich eine Folge feinsinniger Bemerkungen von A. Pick in den Zeitschriften von Hoffmann und Kolbe über diesen Gegenstand. Aber einen Punkt möchte ich doch namhaft machen, wo die Schulpädagogik mit der fortstrebenden Wissenschaft in direeten Contact treten zu können scheint. Bei dem lebhaften Federkrieg, welcher in den beiden letzten Jahren einige deutsche Astronomen betreffs des sogenannten „Schlussfehlers“ geodätischer Nivellements beschäftigte, machte Professor Helmert den meiner Ansicht nach äusserst plausiblen Vorschlag, als Differenz zweier Höhen den Abstand der beiden durch die betreffenden Orte hindurch gelegten Niveauflächen zu definiren. Bricht sich aber diese Neuerung Bahn, sollte da nicht auch Gelegenheit gegeben sein, tüchtige Primaner auf ganz elementare Weise mit dem für künftige Studien so wichtigen Begriffe des Potentiales bekannt zu machen? J. Müller hat bereits einen dahin zielenden Versuch in seinem „mathematischen Supplementband“ zu seinem bekannten Lehrbuch der Experimentalphysik publicirt.

Ich bin zu Ende. Recht wohl weiss ich, wie schwer es ist, in dem kurzen Zeitraum von dreiviertel Stunden einen so gewaltigen Stoff auch nur annähernd zu erschöpfen, indess hoffe ich gleichwohl einen Grundgedanken ausgesprochen zu haben, bezüglich dessen ich mich gewiss mit der verehrlichen Versammlung im Einklange fühlen darf.

Professor Dr. Cantor (Heidelberg) sprach über die Lösung der Gleichung

$$x^y = y^x.$$

Die Gleichung enthält ein interessantes Problem der Zahlentheorie von elementarem und daher didaktischem Charakter. Bei ihrer Lösung kann man vor allen Dingen die Werthe $x = y$ ausschliessen. Um dann auf analytischem Wege zu Werthen von x und y zu gelangen, setzte Redner $y = kx$, wobei $k > 1$ sein sollte; dann ergab sich ohne Schwierigkeit

$$x = \sqrt[k-1]{k}, \quad y = k\sqrt[k-1]{k}.$$

Sollen ganzzahlige Wurzeln gefunden werden, so muss mit x und y auch k eine ganze

Digitized by Google

Zahl sein. Bei ganzem k ist aber, wie aus der Binomialentwickelung von $(1+1)^{k-1}$ hervorgeht,

$$2 \geq \sqrt[k-1]{k},$$

d. h.

$$2 \geq x,$$

und demnach nur $x = 1$ oder $x = 2$ in ganzen Zahlen möglich. Der letzte Fall tritt bei $k = 2$ ein und lässt somit

$$2^4 = 4^2$$

als einzige ganzzahlige Lösung erkennen. Das von dem Redner sodann vorgeführte geometrische Verfahren hatte besonders den Vorzug, die Vertheilung der möglichen rationalen Wurzeln hervortreten zu lassen. Aus der Gleichung

$$x^y = y^x$$

folgt durch Logarithmirung

$$\frac{\log y}{y} = \frac{\log x}{x}.$$

Nimmt man nun

$$\eta = \frac{\log \xi}{\xi}$$

als die Gleichung einer Curve an, so ist deren Verlauf in der Coordinatenebene (und zwar im sogenannten ersten und vierten Quadranten) leicht erkennbar. Es ist nämlich für $\xi = 0$, $\eta = -\infty$; für $\xi = 1$, $\eta = 0$; endlich wird für $\xi = e$, η zu dem Maximum $\frac{1}{e}$.

Diese Curve wird von der Geraden $\eta = c$ in zwei Punkten geschnitten, sofern

$$0 < c < \frac{1}{e}.$$

Die zu diesen Punkten gehörigen Abscissen ξ_1 und ξ_2 führen zu

$$c = \frac{\log \xi_1}{\xi_1} = \frac{\log \xi_2}{\xi_2}.$$

Daher ist

$$\xi_1^{\xi_2} = \xi_2^{\xi_1},$$

mit andern Worten, wenn $\xi_1 = x$ gesetzt wird, so ist $\xi_2 = y$. Zugleich sieht man leicht, für ξ_1 als kleineren Werth, dass

$$1 < \xi_1 < e.$$

Zwischen 1 und e gibt es aber nur einen ganzzahligen Werth, nämlich $\xi_1 = 2$, welchem $\xi_2 = 4$ entspricht.

Professor Cantor schliesst mit den Worten, man möge in dem Vorgetragenen einen Beleg für den Ausspruch Jacobis erkennen, dass keine mathematische Disciplin für sich allein, sondern nur in stetem Bunde mit den anderen ihre Ziele erreichen könne.

Professor Unverzagt sprach sodann: Ueber die Ziele des mathematischen Unterrichts in den Realschulen erster Ordnung.

In dem Sitzungssaale waren die Abiturientenarbeiten vom Königlichen Realgymnasium zu Wiesbaden aus den Jahren 1874, 75 und 76 aufgelegt, soweit dieselben sich auf die mathematischen Fächer bezogen. Die Aufgaben aus der sphärischen Trigonometrie behandel-

Digitized by Google

ten die Verwendung derselben in der mathematischen Geographie und in der Stereometrie. Aus der Differentialrechnung waren Probleme gelöst, bei denen es sich um die Auffindung von Maximal- und Minimalwerthen, um Fragen über die Krümmungsverhältnisse ebener Curven, endlich um Reihenentwickelungen handelte. In der Integralrechnung war die Herleitung verschiedener Integrale, sowie die Anwendung derselben zur Lösung geometrischer und mechanischer Aufgaben gefordert. Die mechanischen Arbeiten bezogen sich vorwiegend auf Kinematik (z. B. Bewegungen im widerstehenden Mittel). Die geometrischen Zeichnungen endlich boten theils Projectionen von Durchdringungen krummer Flächen nebst Schattenconstructionen, theils linear-perspectivische Zeichnungen mit Schattenangaben. Zur Ausführung jeder dieser Arbeiten sind am Realgymnasium fünf Stunden bestimmt. Als Ergänzung waren in sechs Mappen die Zeichnungen aus dem Gebiete der darstellenden Geometrie vorgelegt, welche von derselben Anstalt 1874 in Berlin ausgestellt worden waren.

Nachdem Professor Unverzagt die Anwesenden zur Prüfung der vorgelegten Arbeiten aufgefordert, motivirte er die Wahl des Themas mit der Wichtigkeit desselben für das Realschulwesen überhaupt; seine eigene Berechtigung aber zur Heranziehung desselben dadurch, dass er selbst längere Zeit den Unterricht der mathematischen Fächer, und zwar gerade in den oberen Classen einer Realschule erster Ordnung ertheilt habe. Sollte die Angelegenheit auch dieses mal nicht zum Abschluss kommen, angebahnt und durchgefochten müsse dieselbe einmal werden, zumal Gallenkamp Differential- und Integralrechnung sogar für den Lehrplan der Gymnasien verlange.

Der Vortragende erwähnt zuerst die geringe Anzahl der Schüler in den Oberclassen der Realschulen. Der Grund hiervon sei durchaus in dem Lehrplan, d. h. in der nicht vollständigen Ausnutzung des 1859 festgesetzten Normalplanes zu suchen. Die Realschule gehe gerade in den oberen Classen nicht weit genug, und zwar auf dem Gebiete der exacten Fächer. Bei der geringen Anzahl Stunden, welche der Normalplan für den Sprachunterricht gewähre, könne man auf diesem Gebiete nicht weiter gelangen als zu dem, was die tüchtigeren Anstalten schon leisteten; wohl aber sei es nicht bloss möglich, nein, sogar nöthig, auf dem Gebiete der exacten Fächer, namentlich in den verschiedenen Zweigen der Mathematik, über die Forderungen des Abiturientenreglements hinauszugehen, wie dies das hiesige Realgymnasium zeige, bei dem infolge dessen denn auch eine sehr starke Frequenz der obersten Classen fortwährend vorhanden sei. Biete doch in den officiellen Zusammenstellungen gerade die Provinz Hessen-Nassau, und zwar wesentlich durch die hiesige Anstalt, die meisten Abiturienten in ganz Preussen. Gegenwärtig seien hier in Oberprima 22, in Unterprima über 30 Schüler.

Redner weist nun das Programm der Schule in der Hand nach, dass diese aussergewöhnliche Schülerzahl nicht eine Folge der Eigenthümlichkeit der Kurstadt Wiesbaden sei. Die Söhne der hier lebenden Fremden gelangten selten bis in die obersten Classen der Anstalt; dieselbe recrutire sich nicht einmal vorwiegend aus Wiesbaden, sondern aus dem ganzen Regierungsbezirk, trotzdem dass einzelne Theile desselben andere Realschulen I. O. örtlich näher haben.

Auch die Persönlichkeit der Lehrer könne nicht als wesentliches Moment für den starken Besuch angeführt werden, da die Lehrer häufig gewechselt hätten und vielfach selbst Probecandidaten bei dem mathematischen Unterricht bis nach Unterprima hin ver-

Digitized by Google

wendet worden seien. Besondere Berechtigungen habe die Anstalt auch keine — es sei denn diejenige, in einzelnen Fächern weiter zu gehen, als dies der Normalplan verlangt, in keinem Fache aber hinter den vorgeschriebenen Leistungen zurückzubleiben. Damit hänge ein etwas schärferes und ausgedehnteres Abiturientenexamen zusammen.

Der Redner zeigt dann, wie der Lehrplan des Realgymnasiums in Bezug auf die Stundenzahl sich völlig dem Normallehrplan für die Realschulen anschliesse. Einzelne noch bestehende kleine Abweichungen bezögen sich nicht auf den mathematischen Unterricht oder liessen sich beseitigen, ohne dass die Gesammtleistung auf diesem Gebiete darunter litte. Habe man doch früher (vor 1875) im wesentlichen dieselben Resultate erzielt, als die Secunda noch einen einjährigen Cursus hatte

In Prima seien aber die 14 Stunden, die nach Wiese mit 5, 6 und 3 der Mathematik, den Naturwissenschaften und dem Zeichnen bestimmt seien, mit je 5, 2, 2, 3 und 2 bezüglich der Mathematik, der Physik, der Mechanik, der Chemie und dem Zeichnen hingewiesen.

Die im Realgymnasium auf mathematischem Gebiete erzielten Resultate, die nicht nur in hohem Masse die Anerkennung der Versammlung gefunden, wie sich aus vielfachen Aeusserungen des Staunens, Zweifels und Unglaubens und dem Verlangen nach Programmen der genannten, in ihrem Wirken ganz unbekannt gebliebenen Anstalt kund gegeben, sondern die auch an den von den Abiturienten bezogenen Universitäten und technischen Hochschulen geschätzt würden, — diese Resultate, erklärt der Redner, seien das Ergebniss nachfolgender Vertheilung des Lehrstoffes.

Die Planimetrie wird in Quarta und den beiden Tertien in drei wöchentlichen Stunden gelehrt und eingeübt. In den beiden Secunden wird Stereometrie, ebene und sphärische Trigonometrie durchgenommen. Die Arithmetik hat in allen Classen nur zwei Stunden wöchentlich. Sie beginnt in Untertertia; in Untersecunda wird die Lehre von den Wurzeln und Logarithmen nebst der Lösung der quadratischen Gleichungen durchgegangen, während cubische Gleichungen, die Elemente der Combinatorik und die Lehre von den elementaren Reihen das Pensum der Obersecunda bilden. Kleinere Repetitionen und Uebungen im praktischen Rechnen laufen fortwährend nebenher. In Unterprima wird mit analytischer Geometrie die Theorie der Kegelschnitte bis zu dem Punkte geführt, diese Curven aus fünf Elementen (Punkten und Tangenten) zu construiren, wobei schliesslich unter Beihilfe der darstellenden Geometrie die Elemente der neueren Geometrie mit eingreifen. Im Winter wird ein Theil der Stunden auf die Theorie der Determinanten und die Lösung höherer Gleichungen verwendet. In der Oberprima wird Differential- und Integralrechnung streng nach der Grenzmethode getrieben und durch Lösung instructiver Aufgaben, die auch materiell den Gesichtskreis des Schülers erweitern, tüchtig eingeübt.

Daneben beginnt in Obersecunda Elementarmechanik, während in Prima ein zweijähriger Cursus analytischer Mechanik vorgenommen wird, welcher die wichtigsten Probleme der Kinematik und die wesentlichsten Aufgaben der Statik umfasst.

Die darstellende Geometrie fängt in Untersecunda an und führt die Schüler bis zur Zeichnung der Durchdringungen der bekannteren ebenen und räumlichen Gebilde, der wichtigeren Schattenconstructionen, der Elemente der linearen Perspective und der Axonometrie. Vereinigen lässt sich hiermit die Einführung in die neuere Geometrie.

Digitized by Google

Die vorstehend skizzirte Vertheilung des mathematischen Lehrstoffes lässt sich noch verbessern und vereinfachen. Der Lehrplan wurde in dieser Form seit 1857 von dem trefflichen J. H. T. Müller, zum Theil unter dem Einflusse von Dr. Casselmann und Dr. Menges, an dem Realgymnasium eingeführt und bis in die jüngste Zeit noch vom Director (jetzt Provinzial-Schulrath) Fürstenau und dem Vortragenden erweitert und vertieft. Freilich müsse der Lehrer sich zusammennehmen, sein Ziel im Auge behalten, nicht zu viel Aufgaben lösen; bei richtiger Auswahl an jede Aufgabe etwas Neues anknüpfen, wie denn kaum eine Lehrstunde vorüber gehen dürfe, in der nicht ein Fortschritt gemacht werde. Dafür gebe es aber auch kaum ein Gebiet, auf dem man in dem Neuen fortwährend das Alte so lebendig erhalten könne, wie hier. Man brauche nur anzuregen.

Abiturienten, die nach dem so eingerichteten Lehrplane geschult worden, können auf der Hochschule sofort ihre Fachstudien beginnen — seien sie zukünftige Mathematiker oder Naturwissenschaftler, Ingenieure, Architekten, Bergleute, Forstleute oder — Mediciner. Gerade diese letzteren bedürfen heutzutage, wollen sie tüchtige neuere Werke über Physik (Optik) oder Physiologie wissenschaftlich studiren, mathematische Kenntnisse, wie sie das Gymnasium nicht bieten kann — es sei denn, es adoptire den Gallenkampschen Lehrplan und komme der Realschule in Aufnahme der Differentialrechnung zuvor —, wie sie aber auch die bisherige preussische Realschule nicht geboten hat, und die der jungen Mediciner selbst auf der Universität nicht erwerben kann, da ihm hierzu die Zeit durchaus fehlt — leider auch oft die Lust. Damit ergibt sich denn auch wegen der Mediciner die Neuorganisation der Realschule I. O. in dem angedeuteten Sinne als ein dringendes Bedürfniss.

Die Schüler selbst treiben die weitergehenden mathematischen Studien mit Lust und Liebe; die Eltern aber werden gern ihre Söhne den Anstalten anvertrauen, welche gerade für das Alter von 16 bis 19 Jahren so reichen Zuwachs an Wissen zuführen, dass daraus auf den Hochschulen, wie langjährige Erfahrung beweist, ein ganzes Jahr für die eigentlichen Fachstudien gewonnen wird. Und auch die, welche nicht auf Hochschulen gehen, haben eine so sichere Grundlage erlangt, dass der eigenen Weiterbildung nichts im Wege steht.

Aber noch aus einem andern, dem Redner viel wichtiger scheinenden Grunde ist es im Interesse der Realschule nöthig, dass der mathematische Unterricht bis zu der Höhe getrieben wird, die oben angegeben ist. Es fehlt der Realschule an einem charakteristischen Lehrfach, und damit ihr selbst der scharf ausgeprägte Charakter. In allen Lehrfächern, die sie mit gleicher Stundenzahl wie das Gymnasium betreibt, wird sie Entsprechendes wie jene älteren Anstalten leisten können. Dagegen gibt es bis jetzt kein Fach, in welchem in der Realschule die Leistungen zu entsprechender Höhe und gleichzeitiger Vertiefung getrieben wurden, wie im Gymnasium das Studium der alten Sprachen. Von fast allen Fächern der Realschule kann man behaupten, sie würden bis zu einer gewissen mittleren Höhe, um nicht zu sagen Mittelmässigkeit, geführt; und dies ist vielfach mit der Grund, warum die Zöglinge der Realschule so oft gegen die Schüler des Gymnasiums — seis nun mit Recht, seis mit Unrecht — zurückstehen müssen.

Wie aber soll die Realschule zu einem Centrum kommen, d. h. zu einem Lehrfach, durch dessen intensivere Betreibung die Schule ein schärferes Gepräge erhielte,

Digitized by Google

ohne etwas von ihrem Charakter als allgemeine Bildungsanstalt aufzugeben und ohne dass wesentliche Aenderungen an dem Normallehrplan der Realschule nöthig würden — welch letzterer jedenfalls als Basis für die Weiterentwickelung der realistischen Anstalten benutzt werden müsste. Man hat gemeint, das Deutsche zum Schwerpunkt der Realschule machen zu müssen. Ohne die hohe Stellung zu unterschätzen, die der Muttersprache in jeder Schule zukommt, ist es doch ein Verkennen der Sache, dieselbe zum Mittelpunkt an einer höheren Anstalt machen zu wollen. Sie ist vielmehr das Medium, in dem wir in der Schule gleichsam leben und uns bewegen; das Mittel zu unserem Gedankenausdrucke, in dessen Beherrschung und Handhabung der Schüler durch jedes richtig geleitete Lehrfach immer geschickter werden muss. Wir können die Muttersprache in der Schule selbst als Massstab für die formelle Durchbildung auffassen; zum Hauptfache kann sie aber nicht werden*), da sie nicht so zu ausreichendem Arbeiten und zur Erwerbung solch eigenthümlich und anders gearteter Kenntnisse führt, wie andere Lehrstoffe.

Das sprachliche Gebiet kann überhaupt nicht das Centrum der realistischen Schulen abgeben; lassen wir dasselbe als berechtigtes Charakteristicum den Gymnasien. Die geringe Stundenzahl, die für die einzelnen Sprachen an der Realschule angesetzt ist (die Summe der Lehrstunden für die sprachlich-historischen Fächer überschreitet trotz alledem noch die den exacten Fächern gewidmeten), gestattet nach der Ansicht des Redners, der auch an diesem Unterricht seit Jahren in den Oberclassen mitgewirkt, nicht, dass in diesen Fächern etwas Hervorragendes erzielt werde. Wohl aber lässt sich bei der durch den Normalplan gegebenen Gliederung des Stundenplanes die mathematisch-naturwissenschaftliche Seite als der specifische und eigenthümliche Lehrzweig dieser Schulen herausbilden, wodurch neben allgemeiner Bildung den Schülern ein Gebiet der Art erschlossen wird, dass es eben zur Dominante in der realistischen Bildung wird. Damit tritt denn die Realschule auch ganz ausgesprochen in den grossen Kreis der modernen Bestrebungen ein, die sich nun einmal in sprachlich-historische und mathematisch-naturwissenschaftliche Studien getrennt haben, und deren Bedürfnisse nach dem Princip der Theilung der Arbeit, wie dies Gallenkamp nachgewiesen, schon in der Schule ihre Berücksichtigung fordern.

Werdeu die mathematischen und mechanischen Studien so weit getrieben, wie dies auf der mehrfach genannten Anstalt bisher geschehen, so dringt der Schüler in das Innere der mathematischen Wissenschaft, er wird warm dafür, bekommt Lust und Freude daran, und dies besonders dadurch, dass ihm erst jetzt gezeigt wird, ein wie mächtiges Werkzeug die Mathematik ist, da er nicht mehr nöthig hat, sich fortwährend mit Beweisen und Herleitungen zu begnügen, die nur angenähert richtig sind. Und welche Fülle von neuen Begriffen erwirbt der Schüler! Er bekommt eine Einsicht in das Wesen der veränderlichen Grössen und der Functionen, Begriffe, die fast alle wichtigeren Anwendungen der Mathematik beherrschen; er lernt in der analytischen Geometrie die Darstellung veränderlicher Grössen und mathematischer Beziehungen durch Curven kennen; wird mit dem so wichtigen Begriff der Grenze vertraut, lernt allgemeine Methoden verstehen und gebrauchen, deren Verwendbarkeit man geradezu als unbegrenzt bezeichnen kann. Er er-

*) Mit demselben Rechte könnte man ethische Durchbildung und damit philosophische Studien als Kernpunkt der Schule hinstellen.

Digitized by Google

lernt in der Differential- und Integralrechnung Rechnungsverfahren, die sich den feinsten Problemen der Mathematik, Physik, Mechanik und Astronomie anpassen — und, was noch mehr ist, er tritt an eine Reihe von Begriffen, Hypothesen, Theorien und Problemen heran, die von jeher die grössten Geister beschäftigt haben: so findet er hier den Begriff der Function und ihrer Abgeleiteten, die Theorie der Maxima und Minima mit ihren Beziehungen zum Zweckbegriff, den Begriff der Kraft, der Geschwindigkeit, der Acceleration, der Energie und ihrer genau formulirten Ausdrücke, die Keplerschen Gesetze, die allgemeine Anziehung etc. etc.

Durch Einführung in diese Gebiete wird der Geist des Schülers den grossen Gedanken und Ideen zugeführt, welche die neuere Wissenschaft beschäftigen, und die zur richtigen Beurtheilung und Auffassung der Leistungen derselben eben so unentbehrlich sind, wie zur Anbahnung einer richtigen Naturauffassung überhaupt.

Durch dieses Hineinleben in grosse Gedankenkreise erhält der Realist dann auf seinem Gebiete auch einigen Ersatz für das, was ihm durch den Mangel eines gründlichen Studiums der grossen Dichter und Philosophen des classischen Alterthums theilweise entgeht.

Redner betont wiederholt und ausdrücklich, dass er diese Einführung in umfassende Anschauungen und grundlegende Ideen für das erspriessliche Gedeihen der Realschule I. O. für ganz wesentlich halte, und dass man endlich die Ansicht bekämpfen müsse, wonach die mathematischen Studien nur um ihrer formal bildenden Kraft willen zu schätzen seien. Sei doch nach Leonardo da Vinci gerade die Mechanik, die ja vielfach aus dem Gebiete der reinen Theorie heraustrete, das Paradies der Mathematiker. Man müsse in der That behaupten, dass ohne den grossen Zuwachs, der durch diese Studien dem Geiste an stofflichem, aber geordnetem und gegliedertem Wissen geliefert werden könnte, der Nutzen der Mathematik überhaupt nicht so sehr erheblich sei. Ein Zeichen für die Richtigkeit dieser Behauptung liege vielfach in dem Bestreben der meisten Lehrer, der nackten Theorie der Mathematik etwas Fleisch und Blut zu verschaffen durch Lösung vieler — leider oft zu vieler — Aufgaben.

Indem Redner schliesslich einen Blick auf die Bestrebungen der Realschule nach Erlangung neuer Berechtigungen wirft, drückt er die Ansicht aus, dass nur durch erhöhte Leistungen neue Berechtigungen und grössere Frequenz errungen werden könnten, und diese neuen Leistungen müssten vorwiegend darin bestehen, den Abiturienten der Realschule so auszurüsten, wie dies Arago beim Eintritt in die polytechnische Schule gewesen, d. h. befähigt zur Lösung von Aufgaben, wie die vorgelegten Abiturientenarbeiten deren enthielten.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Morgens von 8—10 Uhr.

Nachdem Prof. Unverzagt noch einmal kurz den Inhalt seines Vortrags über die Ziele des mathematischen Unterrichtes an den Realschulen I. O. vorgeführt und dabei besonders dagegen gesprochen, dass die Resultate des Realgymnasiums in Wiesbaden vor-

Digitized by Google

wiegend durch die an der Anstalt wirkenden Persönlichkeiten ermöglicht worden, stellt er folgende These zur Discussion:

> Es ist wünschenswerth, dass die Realschule I. O., welche ihrerseits ein Uebergewicht in den exacten Wissenschaften anzustreben hat, die obere Grenze der in ihr behandelten Stoffe höher stecke, namentlich noch Differentialrechnung einschliesse (Differentialrechnung und Integralrechnung einzuschliessen das Recht habe), welches, wie durch Beispiele erwiesen ist, ohne Ueberladung der Schüler oder Vermehrung der dem mathematischen Unterricht gewidmeten Stundenzahl möglich ist.

Die in der Thesis genannte Forderung bezeichnet Prof. Unverzagt auch deshalb noch als durchführbar, weil die Realgymnasien Würtembergs ebenfalls Differentialrechnung lehrten, und weil bis zu Ostern 1874 das Realgymnasium zu Wiesbaden bei nur achtjährigem Cursus dasselbe Ziel auf mathematischem Gebiete erstrebt und — wie die Abiturientenarbeiten von Ostern 1874 zeigten — auch erreicht habe.

Bei der sich hieran anschliessenden Discussion fragte zuerst Director Heilermann (Essen), wie sich die genannten Ziele des mathematischen Unterrichts an Realschulen I. O. zu dem verhielten, was Director Gallenkamp in einer Abhandlung, die er in der Zeitschrift für Gymnasialwesen veröffentlicht, als für das Gymnasium zu erstreben hingestellt. Oberlehrer Dr. Fehrs (Wetzlar) und Prof. Günther erläuterten, dass in Bezug auf Differential- und Integralrechnung Gallenkamp dieselben Forderungen für das Gymnasium stelle, die hier für die Realschulen I. O. gemacht seien, und dass in dieser Beziehung die genannte Abhandlung wesentlich andere Momente nicht enthalte.

Auf die ausführlich entwickelten Bedenken des Directors Heilermann, dass nach dem von dem Antragsteller vorgelegten Plane zu rasch vorgegangen werde, dass die Schüler entweder überladen würden oder andere Disciplinen darunter leiden müssten, bemerkt Prof. Unverzagt, dass nach den hiesigen Erfahrungen Planimetrie innerhalb dreier Jahre mit wöchentlich drei Stunden absolvirt werden könne, ebenso die einzelnen übrigen Fächer in den für sie bestimmten Zeiten. Würden sodann nicht zu viel Uebungsbeispiele vorgenommen, die einzelnen Aufgaben aber so gewählt, dass immer etwas Neues daran gelernt werde, auch keine Stunde ohne übersichtliche Wiederholung und zugleich Einführung in neue Lehren gelassen, so sei die Zeit überall vollständig ausreichend, zumal wenn man spätere Aufgaben fortwährend als Repetitionsstücke für frühere Lehren betrachte. Die Aufgaben aus der analytischen Geometrie und aus der Differentialrechnung könne man aber geradezu so auswählen, dass dadurch die älteren Capitel sammt und sonders wiederholt würden; namentlich eigneten sich hierfür die Abschnitte über die Ermittelung scheinbar unbestimmter Werthe, der Maxima und Minima, und die Anwendung der Analysis auf die Untersuchung von Curven. Eine Ueberladung der Schüler mit Arbeit finde bei diesem Lehrplan namentlich deshalb nicht statt, weil scheinbar schwierige Aufgaben bei Kenntniss der allgemeinen Methoden der analytischen Geometrie und der Differentialrechnung von den Schülern meist viel leichter und mit mehr Lust gelöst würden, als solche aus den Elementen der Mathematik.

Realgymnasiallehrer Schmidt (Wiesbaden) bemerkt, dass die statistischen Zusammenstellungen über die Arbeitszeit der Schüler am Realgymnasium durchaus keine

Digitized by Google

Ueberladung ergeben hätten. Diese Klarstellung wurde bestätigt durch frühere Schüler der Anstalt, die der Verhandlung beiwohnten, namentlich von dem praktischen Arzte Dr. Koch (Wiesbaden).

Dr. Stoltz (Rheydt) hält Differentialrechnung für zulässig, da dieselbe auch in Realschulen in Berlin zum theil gelehrt werde; doch meint er, die gesteigerten Leistungen des Realgymnasiums seien durch grössere Stundenzahl erzielt. Das Programm zeigt, dass nur in IIa eine Stunde Mechanik zuviel ist.

Rector Dr. Fischer (Lennep) fürchtet ein Ueberwuchern der Mathematik und beansprucht für die Realschule eine gewisse Freiheit im Lehrplan, so dass z. B. in den Rheinlanden den neueren Sprachen eine stärkere Betonung zu theil werden könne. Der Antragsteller lehnt es ab, den Lehrplan der Realschule noch ausführlicher in die Discussion zu ziehen, er betont nur, dass durch den Ausbau der Mathematik innerhalb der ihr gewährten Stundenzahl keinem andern Fach zu nahe getreten werden solle. Eine solche Beeinträchtigung liege dem Thesensteller um so ferner, da er selbst viele Jahre lang die mathematischen und eines der sprachlichen Fächer (das Französische) in den obersten Classen geleitet habe.

Prof. Cantor spricht ausführlich im Sinne der Thesis. Er hält es auch von seinem Standpunkte als Universitätsprofessor für sehr erwünscht, dass die Realschulen weiter als bisher gingen. Die Mathematik müsse den realistischen Anstalten den Charakter verleihen; während in allen secundären Fächern die Realschulen und Gymnasien Entsprechendes oder Gleiches böten, müsse die Mathematik in ihrer Gliederung in Geometrie und Arithmetik und bei ihrem reichen stofflichen Inhalte für die Realschule das Gegenstück zum Griechischen und Lateinischen des Gymnasiums werden; es müsse die Realanstalt so zum „mathematischen Gymnasium“ heranwachsen. Auf den exacten Gebieten, die an der Realschule intensiv dominiren müssten, könne das Ziel kaum hoch genug gesteckt werden, da ja hier jeder Schritt voran alle früheren umfasse und dieselben immer wieder machen lehre.

Prof. Günther erläutert in längerer Auseinandersetzung, wie er mit entgegengesetzter Ansicht nach Wiesbaden gegangen, wie aber die vorgelegten Arbeiten ihn überzeugt hätten, dass es möglich sei, an der Realschule I. O. viel weiter zu gehen, als dies bis jetzt an den meisten geschehen. Die Wiesbadener Anstalt erscheine ihm freilich als ein Unicum in Deutschland, und es müsse doch auch der Einfluss eigenthümlicher, noch nicht dargelegter Umstände, wohl mit auch die besondere Wirksamkeit des Lehrercollegiums — trotz der entgegengesetzten Ansicht des Antragstellers — eingewirkt haben. Immerhin müsse man, hierdurch belehrt, die Ausführbarkeit eines über die bestehenden Vorschriften hinausgehenden Lehrpensums zugeben und die Elastizitätsgrenze des Lehrplanes gleichsam erweitern. Er schlage daher vor, in die Thesis auch noch Integralrechnung aufzunehmen, für die Einführung des neuen Lehrplanes aber eine gewisse Frist zu setzen, da gewiss nicht jeder Lehrer im Stande sei, sofort auf das erweiterte Lehrpensum einzugehen.

Die These wird mit Zustimmung des Thesenstellers so abgeändert, wie die oben in Klammer stehenden Worte andeuten.

Nochmals ausgesprochene Befürchtungen von Seiten der Herren Rector Fischer, Dr. Stoltz und Dr. Buchrucker (Sobernheim) wegen Ueberladung der Schüler suchte der Antragsteller dadurch zu widerlegen, dass er bemerkte, man müsse doch bei jedem

Digitized by Google

Ziele auf mathematischem Gebiete häusliche Arbeiten anfertigen lassen; lege man nun aber das Hauptgewicht des Unterrichts überhaupt in die Schule, so brauche durch Hinausschieben der Grenze durchaus nicht auch ein Plus an häuslicher Belastung einzutreten.

Director Heilermann und Dr. Stoltz rügten noch die Beeinträchtigung des Zeichenunterrichtes, die dadurch hervorgerufen würde, dass nur geometrisches Zeichnen getrieben werde. Prof. Unverzagt gab dies zu, deutete aber auf eingeführten facultativen Freihandzeichenunterricht hin, indem er zugleich bemerkte, dass der ausgedehnte Unterricht im gebundenen Zeichnen mit seinen anerkannt guten Leistungen doch auch Hand und Auge im Ausführen und Auffassen der schönen Formen übe. Unterstützt wurde er hierin durch Director Dr. Hildenbrand (St. Goarshausen), der auf seine langjährigen Erfahrungen als Lehrer am Realgymnasium hinweisend zeigte, wie das ernste Betreiben der darstellenden Geometrie nicht bloss zur leichteren Auffassung räumlicher Gebilde hinführe, sondern auch den Sinn für das Schöne wecke.

Der von Oberlehrer Dr. Schwering (Brilon) gestellte Antrag auf Schluss der Debatte wird angenommen und die Thesis in der zuletzt gestellten Fassung, wonach es als wünschenswerth hingestellt wurde, dass die Realschule I. O. das Recht habe, Differential- und Integralrechnung in ihren Lehrplan aufzunehmen, zur Abstimmung gebracht. Mit einer schwachen Majorität wurde die Thesis in der gestellten Form durch Abstimmen und Gegenprobe zum grossen Bedauern und Staunen des Antragstellers abgelehnt.

Gymnasialoberlehrer Broekmann (Cleve) trug dann folgende These vor:

Die sphärische Trigonometrie muss als obligatorischer Unterrichtsgegenstand in den Lehrplan der Prima des Gymnasiums aufgenommen werden.

Motivirung: Die sphärische Trigonometrie gehört der Elementarmathematik an und ist daher an sich zum Abschlusse des elementaren Unterrichtes an den Gymnasien, an welchen sie bisher, wenigstens in Preussen, ausgeschlossen ist, dringend nothwendig. Ohne dieselbe kann das Ziel, welches dem mathematischen Unterricht auf den Gymnasien naturgemäss gesteckt ist, nämlich zur Vorbildung für die weiteren Universitätsstudien das Erreichbare zu erreichen, nicht erreicht werden. — Ausser dieser formellen Nothwendigkeit des Abschlusses der Elementarmathematik ist auch die Unentbehrlichkeit der sphärischen Trigonometrie in den übrigen Disciplinen von allen Lehrern erkannt, welche in ihrer Methodik etwas weiter vorangeschritten sind, als sie der Euclidische Schematismus bietet. Die Theorie der körperlichen Ecke und der Pyramide kann ohne Zuhilfenahme der sphärischen Trigonometrie nur eine oberflächliche und darum dürftige sein. Ebenso können die Flächenwinkel der regulären Polyeder, ferner die Beziehungen der zu diesen gehörigen Kugeln, der Ecken-, Flächen- und Kantenkugeln, am besten und entsprechendsten nur mit Hilfe der sphärischen Trigonometrie ausgedrückt werden. Die Bestimmung der Fläche eines sphärischen Dreiecks ist als Function seines sphärischen Excesses ohne sphärische Trigonometrie im allgemeinen unmöglich. Alle die mancherlei Schwierigkeiten, in welche der Lehrer beim Unterricht, falls derselbe keine Einbusse an Wissenschaftlichkeit und relativer Vollständigkeit erleiden soll, dem Gesagten zufolge nothwendig gerathen muss, können nur durch Aufnahme der sphärischen Trigonometrie in den Lectionsplan vermieden werden.

Digitized by Google

Noch gebieterischer fast erscheint die Nothwendigkeit, die sphärische Trigonometrie in den Lehrplan der Gymnasien aufzunehmen, wenn der Unterricht in der astronomischen (mathematischen) Geographie irgend Anspruch auf Erspriesslichkeit machen will. Denn eine Menge Thatsachen dieser Disciplin, deren Kenntniss man von einem Schüler, der die erste Klasse eines Gymnasiums absolvirt hat, mit Recht fordert, werden erst dadurch sicheres Eigenthum des Lernenden, dass sie durch Behandlung einschlagender Aufgaben, zu deren Lösung nun aber die sphärische Trigonometrie schlechterdings unerlässlich ist, wiederholt vor die Seele geführt und eingeprägt werden.

Was endlich den nahe liegenden Einwand, es fehle die nöthige Zeit, betrifft, so hat die Erfahrung in mehr als einem Falle bewiesen, dass selbst an Gymnasien mit combinirtem Cursus der Unter- und Oberprima das in der Thesis gesteckte Ziel ohne weitere Belastung der Schüler und ohne eine andere Disciplin zu beschränken bei der normalmässigen Zeit sehr wohl erreicht werden kann.

In der sich hieran anschliessenden kurzen Discussion erwähnt Prof. Günther, dass in den baierischen Gymnasien die sphärische Trigonometrie schon obligatorischer Lehrgegenstand sei. Die These wird darauf fast einstimmig angenommen.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 28. September, Nachmittags von 4½ bis gegen 6 Uhr.

Oberlehrer Henrich (Wiesbaden) sprach „Ueber die Temperaturbeobachtungen im Bohrloche zu Sperenberg und die daraus gezogenen Schlüsse".

In der Geologie beweist man die Temperaturzunahme von der Oberfläche der Erde nach dem Mittelpunkte hin durch den Hinweis auf die den Vulkanen entströmenden heissflüssigen Laven, durch den Hinweis auf die zahlreichen heissen und warmen Quellen und durch die Wärmezunahme in allen Schächten, artesischen Brunnen und Bohrlöchern.

Unter den Bohrlöchern ist das Bohrloch bei Sperenberg wegen seiner bedeutenden Tiefe das interessanteste. Es steht fast ganz im Steinsalz und wurde angelegt, um die Mächtigkeit des Steinsalzlagers bei Sperenberg zu ermitteln. Nachdem es aber 4042 Fuss Tiefe erreicht hatte und das Steinsalzlager noch immer nicht durchsunken war, stand man von weiteren Bohrungen ab.

Die Temperaturbeobachtungen in diesem Bohrloche versprachen besonders interessant zu werden, zunächst wegen der ungewöhnlichen, früher noch nicht erreichten Tiefe, hauptsächlich aber, weil das Bohrloch in einem homogenen Gestein — im Steinsalz — stand, und weil störende Elemente — einmündende Quellen, Spalten u. dergl. — nicht beobachtet wurden.

Die Temperaturbeobachtungen wurden unter der Leitung des Geheimen Bergraths Dunker in Halle mit der grössten Umsicht und mit aller wissenschaftlichen Strenge ausgeführt. Da Herr Dunker fürchtete, die Beobachtungen könnten durch Strömungen im Bohrloche unrichtig werden, so construirte er einen eigenthümlichen Apparat, der es gestattete, das Bohrloch unterhalb und oberhalb des Geothermometers abzuschliessen

Digitized by Google

und so das letztere vor Strömungen zu schützen. Dieser Apparat besteht aus zwei Kautschukhüllen, die mit Wasser gefüllt sind, und durch Federn an die Wände des Bohrlochs angedrückt werden. Zwischen ihnen hängt das Geothermometer*). Um nun zu erfahren, ob Strömungen im Bohrloche existirten, wurde das Geothermometer für sich allein in die Tiefe von 3390 Fuss gebracht, mehrere Stunden hängen gelassen und dann heraufgeholt. Die Ablesung ergab 33,6° R. Jetzt wurde es zwischen den Kautschukhüllen in dieselbe Tiefe gebracht und ebenso lange unten gelassen. Nachdem es heraufgezogen worden war, ergab die Ablesung 36,6° R. Damit war in der Tiefe von 3390 Fuss eine Strömung constatirt, die 3° kälter war als das Gestein, an dem sie vorbeiging. Sämmtliche Beobachtungen sollten nun mit Hilfe des Kautschukapparates ausgeführt werden. Zunächst liess man den Apparat in die Tiefe von 50 Fuss und erwartete hier die mittlere Temperatur von Sperenberg (7,18° R.). Allein das Geothermometer ergab 9,86° R., also eine um 2,68° R. höhere Temperatur als die mittlere von Sperenberg. Dunker schrieb diese Abweichung der Wärmeleitungsfähigkeit der bis zu 444 Fuss Tiefe reichenden eisernen Verröhrung und dem Umstande zu, dass drei Verröhrungen in einander steckten, in deren Zwischenräumen das Wasser ungehindert circuliren konnte. Man entschloss sich daher, die Beobachtungen erst in der Tiefe von 700 Fuss zu beginnen. Nachdem die Beobachtungen ausgeführt waren, lag es nahe, mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung diejenigen Werthe zu finden, die den absolut richtigen am nächsten kämen. Dunker that dies und fand mit Hilfe der Methode der kleinsten Quadrate die Gleichung:

$$T = 7{,}18 + 0{,}01298572 \,.\, S - 0{,}0000012579 \,.\, S^2.$$

In dieser Gleichung bedeutet S die Tiefe und T die dieser Tiefe entsprechende Temperatur. Die folgende Tabelle enthält die Resultate der Beobachtung und der Rechnung.

Tiefe des Bohrlochs in Fussen	Beobachtete Temperatur in Réaumur	Berechnete Temperatur in Réaumur	Differenz zwischen Rechnung und Beobachtung	Temperaturzunahme für 200 Fuss nach der Beobachtung	Temperaturzunahme für 200 Fuss nach der Rechnung	Quadrate der Fehler
700	17,275	15,654	— 1,621	1,505	2,195	2,6276
900	18,780	17,849	— 0,931	2,367	2,094	0,8667
1100	21,147	19,943	— 1,204	0,363	1,994	1,4496
1300	21,510	21,937	+ 0,427	1,767	1,893	0,1823
1500	23,277	23,830	+ 0,553	1,464	1,793	0,2840
1700	24,741	25,623	+ 0,882	1,763	1,692	0,7779
1900	26,504	27,315	+ 0,811	2,164	1,591	0,6577
2100	28,668	28,906	+ 0,238	1,328	1,217	0,5664
3390	37,238	36,756	— 0,482	—	—	0,2323
					Summa	7,6445

Aus der vorletzten Rubrik ersieht man sogleich, dass die Temperatur mit der Tiefe zwar zunimmt, dass aber die Zunahme für je 200 Fuss mit der Tiefe kleiner und kleiner wird.

*) Das Nähere siehe in der Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen in dem Preussischen Staate Bd. 20 S. 224.

Digitized by Google

Und es lässt sich aus der Dunkerschen Formel leicht berechnen, dass die Temperatur bei 5162 Fuss ihr Maximum, 40,7° R., erreicht, dass sie von da an abnimmt, bei 10874 Fuss 0 ist und von da an negativ wird. Dieses Resultat stimmt mit der Annahme, dass die Erde im Innern heissflüssig ist, nicht überein. Es war daher nicht zu verwundern, dass es von den Gegnern der plutonischen Erdbildungsansicht ausgebeutet wurde.

Mohr, in seiner Geschichte der Erde, schreibt: „So war denn die allseitig zugestandene Zunahme der Wärme im Innern der Erde die einzige und letzte Stütze des Plutonismus, als ein Ereigniss eintrat, welches dieselbe auf eine grausame Weise zerstörte, nämlich die neuen Bohrungen im Steinsalzlager zu Sperenberg." Für Vogt war das Gewicht der Rechnungsresultate so entscheidend, dass er von dem Plutonismus zu dem Neptunismus übertrat.*) In vielen Zeitschriften wurde nun der Untergang des Plutonismus ausposaunt. Niemand war aber im Stande, eine so hohe Temperatur in solcher Tiefe auf befriedigende Weise zu erklären.

In dem Jahrbuche für Mineralogie vom Jahre 1876 (S. 716) habe ich die Richtigkeit der Formel**) bestritten, gestützt auf folgende Betrachtungen.

Nach den Resultaten der Rechnung wird die Temperaturzunahme für 200 Fuss allerdings kleiner und kleiner, nicht aber nach den Resultaten der Beobachtung. Nach diesen ist sie bald grösser bald kleiner als 1,6.

Der wahrscheinliche Fehler berechnet sich zu 0,7° R. und die Summe der Fehlerquadrate ist ganz ungewöhnlich gross (7,6445). Nun gestattete das Geothermometer 0,2° R. direct abzulesen und 0,02° gut zu schätzen. Wie ist es nun möglich, dass bei den neun mit aller wissenschaftlichen Schärfe gemachten Beobachtungen ein Fehler von 0,7° R. ebenso oft überschritten als nicht erreicht worden sein sollte?

In der Tiefe von 4042 Fuss wurde eine Beobachtung ohne Abschluss der Wassersäule gemacht. Das Thermometer gab 39,395° R. an. Diese Temperatur kommt der Maximaltemperatur, welche die Formel für 5162 Fuss gibt, schon sehr nahe. Bedenkt man aber, dass das freihängende Geothermometer in 3390 Fuss Tiefe die Temperatur des Gesteins 3° R. zu niedrig angab, so kommt man zu der Ueberzeugung, dass in 4042 Fuss Tiefe, wo doch ebenso gut Strömungen vorhanden sind, die Temperatur schon höher ist als die Maximaltemperatur, welche die Formel gibt.

In der Dunkerschen Formel erscheint die mittlere Temperatur von Sperenberg (7,18) als erstes Glied auf der rechten Seite der Gleichung, obwohl doch in dem Bohrloche diese mittlere Temperatur nirgends angetroffen worden ist. Schon aus diesem einen Grunde kann die Formel unmöglich richtig sein. Für $S = 0$ gibt die Formel $T = 7{,}18$, was ebenso unrichtig ist, weil die mittlere Temperatur in einem Gestein nicht an der Oberfläche, sondern in der Tiefe von 50—80 Fuss anzutreffen ist. Sollte die mittlere Temperatur, die ja doch einmal im Bohrloche irgendwo vorhanden war, in der Formel zum Ausdruck kommen, so musste sie, wie auch die übrigen Beobachtungen, der Rechnung unterworfen werden, nicht aber willkürlich als erstes Glied auf der rechten Seite der Gleichung hingeschrieben werden. Dass die beobachtete Temperatur in 50 Fuss Tiefe von der mittleren in Sperenberg abweicht, erklärt Dunker, wie schon angegeben, aus der

*) C. Vogt, Ueber Vulkane, Vortrag. Basel 1875.

**) Auch in meinen Vorträgen über Geologie findet sich die Discussion der Gleichung. H.

Digitized by Google

Wärmeleitungsfähigkeit der Verröhrung und aus der Wassercirculation innerhalb der Verröhrungen. Diese Erklärung ist zwar ganz plausibel, allein sie ist doch nur eine Hypothese, und die Rechnung hat es nur mit den Resultaten der Beobachtung, nicht aber mit einer Hypothese zu thun, ganz abgesehen davon, dass diese Hypothese, wie wir sehen werden, falsch ist. Die mittlere Temperatur von Sperenberg darf daher in der Formel nicht vorkommen.

Als ich nun die Tiefen als Abscissen und die ihnen entsprechenden Temperaturen als Ordinaten auftrug und die Punkte mit einander verband, schienen sie mir auf einer geraden Linie zu liegen. Ich legte daher der Rechnung die Gleichung der Geraden zu Grunde und fand nach der Methode der kleinsten Quadrate die Gleichung:

$$1) \qquad T = 12{,}273 + 0{,}00744925 . S,$$

worin S die Tiefe in Fussen und T die ihr entsprechende Temperatur in Graden Réaumur bedeutet.

Berechnet man hiernach die Temperaturen und stellt sie den Beobachtungen gegenüber, so erhält man die folgende Tabelle:

Tiefe in Fussen	Beobachtete Temperatur in Réaumur	Berechnete Temperatur in Réaumur	Differenz der berechneten und der beobachteten Temperatur	Temperaturzunahme für 200 Fuss nach der Rechnung	Quadrate der Fehler
700	17,275	17,487	+ 0,212	1,49	0,0459
900	18,780	18,977	+ 0,197	1,49	0,0388
1100	21,147	20,467	— 0,680	1,49	0,4624
1300	21,510	21,957	+ 0,446	1,49	0,1988
1500	23,277	23,446	+ 0,169	1,49	0,0286
1700	24,741	24,936	+ 0,195	1,49	0,0381
1900	26,504	26,426	— 0,078	1,49	0,0061
2100	28,668	27,916	— 0,752	—	0,5655
3390	37,328	37,525	+ 0,287	—	0,0824
				Summa	1,4658

Die Summe der Fehlerquadrate ist 5,3 mal so klein als bei Dunker, und der wahrscheinliche Fehler ist 0,3086. Da dieser wahrscheinliche Fehler den Erwartungen entspricht, die man an solches Thermometer und solche Versuche zu knüpfen berechtigt war, so behauptete ich, die Gleichung 1) drücke das Gesetz der Wärmezunahme für Sperenberg aus.

In dem 6. Hefte des Jahrbuchs für Mineralogie 1877 wurde Widerspruch erhoben. Die Unrichtigkeit der Dunkerschen Gleichung wurde zwar zugestanden, allein es wurde die Behauptung aufgestellt, dass die Gleichung der Parabel:

$$T = 11{,}5816 + 0{,}0082754 . S - 0{,}000000020248 . S^2$$

das Gesetz besser ausdrücke, weil sie sich den Beobachtungen noch besser anschliesse. Nach dieser Gleichung berechnet sich die Summe der Fehlerquadrate zu 1,289, sie ist also in der That um 0,177 kleiner als wenn man die von mir aufgestellte Gleichung zu Grunde legt; allein der wahrscheinliche Fehler — und das wurde in der angeführten Abhandlung

Digitized by Google

verschwiegen — ist 0,313, also grösser als wenn man die Gleichung der Geraden zu Grunde legt. Nach der letzten Gleichung der Parabel findet in der Tiefe von 20425 Fuss die Maximaltemperatur statt 96° R. In 42221 würde nach dieser Gleichung die Temperatur 0, und noch tiefer würde sie negativ sein. Wenn folglich die letzte Gleichung richtig wäre, so stünde es mit dem Plutonismus wieder sehr schlecht. Allein ganz abgesehen von dem wahrscheinlichen Fehler kann die letzte Gleichung aus folgenden Gründen nicht richtig sein.*)

Legt man die 8 ersten Beobachtungen der Rechnung zu Grunde, so wird das dritte Glied auf der rechten Seite der Gleichung: $T = a + bS + cS^2$ nicht negativ, sondern positiv. Nun sind die 8 ersten Beobachtungen von 700 Fuss bis 2100 Fuss in regelmässigen Abständen von 200 zu 200 Fuss angestellt. Zwischen der 8. und 9. Beobachtung ist ein Zwischenraum von 1290 Fuss, in dem Beobachtungen nicht gemacht worden sind. Darf man da der letzten Beobachtung ein so entscheidendes Gewicht beilegen? Und wenn man es thut, wie will man die Erscheinung der Geysir, wie die vulkanischen Erscheinungen erklären?

Aber gesetzt, der letzten Beobachtung käme in der That dieses Gewicht zu, ist denn bewiesen, dass die Gleichung der Parabel unter allen Gleichungen die kleinste Summe der Fehlerquadrate liefert? — Durchaus nicht. — Wie, wenn es eine Gleichung gäbe, die eine ebenso grosse oder noch kleinere Summe der Fehlerquadrate lieferte als die Parabelgleichung, ohne dass ihr die fatale Eigenschaft anhaftete, ein Maximum der Temperatur in so geringer Tiefe zu liefern? Und eine solche Gleichung gibt es, es ist die Gleichung $T = a + bS + cS^2 + dS^3$.

Ich habe mit Hilfe der Methode der kleinsten Quadrate die Constanten der vorstehenden Gleichung berechnet und gefunden:

2) $T = 11{,}419 + 0{,}0084487 \,.\, S - 0{,}000000241986 \,.\, S^2 + 0{,}000000000000256645 \,.\, S^3$.

Die Summe der Fehlerquadrate, nach dieser Gleichung berechnet, ist 1,289, also genau so gross als sie die oben angeführte Parabelgleichung liefert. Der wahrscheinliche Fehler ist 0,3424, also auch grösser als bei Zugrundelegung der Geraden. Die Gleichung 2) schliesst sich indessen den gesammten Beobachtungen besser an als die Parabelgleichung; denn nimmt man die in 50 Fuss gemachte Beobachtung noch hinzu, so liefert die Gleichung 2) eine kleinere Summe der Fehlerquadrate als die Parabelgleichung.

Sie werden sagen: die in 50 Fuss Tiefe gemachte Beobachtung darf nicht hinzugenommen werden, weil durch die Wassercirculation und die Wärmeleitungsfähigkeit der Verröhrung die Temperatur jedenfalls zu hoch angegeben wurde. — Gut. — Aber die Temperatur in 50 Fuss Tiefe liegt jedenfalls zwischen der mittleren Temperatur von Sperenberg und der beobachteten Temperatur 9,86° R. Welche Temperatur Sie nun auch nehmen, ob die beobachtete 9,86 oder irgend eine zwischen 9,86 und 7,18 inclusive 7,18, die Gleichung 2) liefert eine kleinere Summe der Fehlerquadrate als die Gleichung der Parabel. Die Gleichung der Parabel ist daher nicht mehr zulässig. Dass die Gleichung 2) kein Maximum oder Minimum hat, ergibt sich leicht aus dem ersten und zweiten Differentialquotienten.

*) Ausführlich habe ich darüber gesprochen in dem 9. Hefte des Jahrb. f. Mineralogie 1877. H.

Digitized by Google

Es fragt sich nun: gibt es nicht eine Gleichung, die eine noch kleinere Summe der Fehlerquadrate liefert als die Gleichung 2)?

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass eine Exponentialgleichung sich noch besser den Beobachtungen anschliessen dürfte und zwar aus folgenden Gründen.

Von Bischof*) und Pfaff**) ist auf experimentellem Wege untersucht worden, nach welchem Gesetz sich eine gleichmässig heisse Kugel in einem kalten Medium abkühlt. Wenn man die Pfaffsche Curve, die aus den Beobachtungen construirt ist, ansieht, so sieht man sogleich, dass ihr eine Exponentialgleichung zu Grunde liegt.

Fourier hat auf mathematischem Wege dieselbe Aufgabe gelöst. Die Resultate sind mitgetheilt in der Theoretischen Physik von Thomson und Tait. Auch Fourier fand eine Exponentialgleichung, aber von solcher Beschaffenheit, dass sie für die ersten 40000 Fuss fast genau dieselben Resultate liefert, wie die Gleichung einer Geraden.

Ich komme zum Schluss. Ich habe gezeigt, dass sich die Gleichung 2) den Beobachtungen am besten anschliesst und behaupte dennoch: die Gleichung 1) drückt das Gesetz der Wärmezunahme für Sperenberg aus. Ich habe nur zu erklären, warum die Gleichung 2) sich den Beobachtungen am besten anschliesst, und warum die Constante in der Gleichung 1), wenn diese Gleichung wirklich das Gesetz der Wärmezunahme ausdrückt, von der mittleren Temperatur von Sperenberg abweicht.

Ich habe erwähnt, dass Dunker vermittelst seines Kautschukapparates Strömungen im Bohrloche nachgewiesen hat, und dass diese Strömungen in 3390 Fuss Tiefe 3° R. kälter waren als das Gestein, an dem sie vorbeigingen. Wenn aber kalte Strömungen von oben nach unten gehen, so müssen nothwendigerweise warme von unten nach oben gehen. In 3390 Fuss Tiefe streicht an dem Gestein jahraus, jahrein Wasser vorbei, das 3° kälter ist als das Gestein selbst, folglich muss das Gestein bis zu einer gewissen Tiefe — die Tiefe senkrecht zur Richtung des Bohrlochs verstanden — in seiner Temperatur erniedrigt werden. An der Oberfläche ist es umgekehrt. In 50 Fuss Tiefe z. B. wirkt das Wasser fort und fort erwärmend auf das Gestein, folglich wird seine Temperatur bis zu einer gewissen Tiefe erhöht. Das ist der Grund, warum in 50 Fuss Tiefe die mittlere Temperatur nicht angetroffen wurde. Das ist auch der Grund, warum die Gleichung 2) sich den Beobachtungen am besten anschliesst und warum die Constante der Gleichung 1) von der mittleren Temperatur von Sperenberg verschieden ist.

Prof. Unverzagt sprach sodann über Quaternionen.

Bezeichnet man mit Hankel die Zahl als den begrifflichen Ausdruck der Beziehungen zweier gleichartigen Grössen zu einander, so weit diese Beziehungen quantitativen Bestimmungen zugängig sind, so bietet das Auffinden der Masszahl einer Strecke in Bezug auf eine zweite Strecke im allgemeinen keine Schwierigkeit, wenn bloss die Längen dieser Gebilde verglichen werden sollen. Will man aber im Resultate dieser Messung auch die Lagebeziehungen der Strecken zu einander zum Ausdruck bringen — d. h. die Verschiedenheit ihrer Richtungen, die Stellung der durch dieselben bestimmten Ebene im Raume, endlich die Grösse und Richtung des Abstandes der Anfangspunkte, wenn die Strecken parallel oder kreuzend sind —, so ist die Zahl ℭ, welche dieses alles angeben soll, nicht

*) Bischof, G., Wärmelehre des Erdinnern.
**) Pfaff, Allgemeine Geologie. S. 305.

Digitized by Google

mehr einfach der Quotient der Längenzahlen dieser Strecken, sondern sie ist eine Biquaternion.

Lassen wir nämlich die kreuzenden Strecken in $\mathfrak{a}$ und $\mathfrak{b}$ beginnen und legen denselben bezüglich die Längen a und b bei; denken wir uns ferner durch $\mathfrak{a}$ noch die Strecke b_1 parallel und gleich $\mathfrak{b}$ gezogen, so ist

$$\mathfrak{Q} = \frac{b}{a} = \frac{b}{b_1} \cdot \frac{b_1}{a} = Q \cdot q,$$

d. h. gleich dem Producte der zwei Quotienten Q und q, von denen der erstere von dem Vortragenden eine Longiquaternion genannt worden ist, während der zweite von Hamilton einfach als Quaternion bezeichnet wurde, zum Unterschied von Q aber Gonioquaternion heissen mag. Dann liegt es nahe, das Product dieser beiden Quaternionen ein Biquaternion zu nennen.

Die Gonioquaternionen, d. h. die Quotienten einander schneidender Vectoren, sind von Hamilton und seinen Nachfolgern ausführlich untersucht worden. Die Longiquaternionen — Quotienten paralleler Vectoren — haben erst in der letzten Zeit eine Bearbeitung in der „Theorie der Quaternionen" des Vortragenden gefunden.

Es lässt sich nun zeigen, dass $b_1 : a$ zerlegt werden kann in

$$m(\cos \alpha\beta_1 + i \sin \alpha\beta_1),$$

oder auch in den viergliedrigen Ausdruck

$$m(w + xi_1 + yi_2 + zi_3),$$

worin m das absolute Längenverhältniss von b_1 zu a bedeutet; i_1, i_2, i_3 aber selbst Quaternionen darstellen, deren längengleiche Vectoren mit den Axen eines räumlichen rechtwinkligen Axensystemes zusammenfallen, und für welche allgemein

$$i^2 = -1,$$

$$i_1 i_2 = i_3,\ i_2 i_3 = i_1,\ i_3 i_1 = i_2,$$

dagegen

$$i_2 i_1 = -i_3,\ i_3 i_2 = -i_1,\ i_1 i_3 = -i_2$$

ist. Für diese Gonioquaternionen gelten die Sätze

$$(q_1 q_2) q_3 = q_1 (q_2 q_3),$$

$$(q_1 + q_2) q_3 = q_1 q_3 + q_2 q_3;$$

dagegen ist nicht immer $q_1 q_2$ identisch mit $q_2 q_1$.

Die Longiquaternion $b : b_1$ lässt sich entwickeln in

$$\cos \alpha\beta + j \sin \alpha\beta$$

oder in

$$\cos_0 \alpha\beta + j_1 \cos_1 \alpha\beta + j_2 \cos_2 \alpha\beta + j_3 \cos_3 \alpha\beta.$$

In diesen Ausdrücken stellen $\cos \alpha\beta$ und $\sin \alpha\beta$ räumliche Functionen dar, deren Bedeutung in dem oben erwähnten Werke gegeben; dagegen sind j, j_1, j_2, j_3 selbst Longiquaternionen, für welche allgemein

$$j^2 = 2j - 1,$$

und denen zugleich die Eigenschaft zukommt, durch Multiplication eine Strecke in eine zu ihrer alten Lage parallele Lage überzuführen. Bei der Rechnung mit Längenquaternionen haben das associative, das distributive und das commutative Princip ihre Geltung in der Form, dass

Digitized by Google

$$(Q_1 Q_2) Q_3 = Q_1 (Q_2 Q_3)$$
$$(Q_1 + Q_2) Q_3 = Q_1 Q_3 + Q_2 Q_3$$
$$Q_1 Q_2 = Q_2 Q_1.$$

Nachdem der Redner noch die zahlreichen von Hamilton vorgenommenen Verwendungen seiner Quaternionen angedeutet, zeigte er, wie man sich die Theorie der Biquaternionen noch erweitert denken könne, dadurch dass man die Vectoren a und b afficirt annehme von variabelen Grössen, etwa von electrischen Strömen, oder dass man sie in Wärme oder Licht in verschiedenen Farben leuchtend, oder von Schallschwingungen bewegt denke. Dadurch wird die Möglichkeit klar, bei Messung des Vectors b durch den Vector a zu Triquaternionen etc. zu gelangen, d. h. zu Zahlformen, die immer mehr Beziehungen der zu Grunde liegenden Vectoren zum Ausdruck brächten, wie denn das in Deutschland noch kaum in dieser Form angebaute Feld der Quaternionen der Arbeitskraft jüngerer Mathematiker noch reichen Stoff zu interessanten Untersuchungen bietet.

Wegen zu sehr vorgerückter Zeit wurde der Vortrag des Prof. Reuschle (Stuttgart) über eine algebraisch-analytische Frage ausgesetzt. Der Vorsitzende schloss die Sitzungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section gegen 6 Uhr mit dem Wunsche auf fröhliches Wiedersehen in Gera zu neuer Arbeit und zu neuen Kämpfen.

In der letzten Plenarsitzung der Philologenversammlung, Sonnabend, den 29. September, berichteten die Sectionsvorstände über die Arbeiten ihrer Abtheilungen, und es konnte Prof. Unverzagt mit grosser Befriedigung feststellen, dass die mathematisch-naturwissenschaftliche Section in Bezug auf die Zahl der Mitglieder, die rege Theilnahme an den Sitzungen und die Wichtigkeit der behandelten Materien hinter keiner andern Section zurückgestanden habe.

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER

DREIUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

GERA

VOM 30. SEPTEMBER BIS 2. OCTOBER 1878.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1879.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Verzeichniss der Mitglieder	1—4
Festschriften	5
Erste allgemeine Sitzung	6—32
Eröffnungsrede des Präsidenten Gymnasialdirector Dr. *Grumme* (Gera)	6—10
Begrüssungen durch die Herren Geh. Staatsrath Dr. *Vollert* (Gera), Oberbürgermeister Regierungsrath *Fischer* (Gera)	10—14
Vortrag des Prof. Dr. *Windisch* (Leipzig) über die altirische Sage des Táin Bó Cúalgne, der Raub der Rinder	15—32
Geschäftliche Mittheilungen	32
Zweite allgemeine Sitzung	32—63
Geschäftliche Mittheilung des Präsidenten Gymnasialdirector Dr. *Grumme* (Gera)	32
Vortrag des Prof. Dr. *Gelzer* (Basel) über die politische und kirchliche Stellung von Byzanz	32—35
Vortrag des Dr. *Glaser* (Giessen) über P. Vergilius Maros Ecloge II, IV und X theils launigen, theils parodischen Inhalts	55—63
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten	63
Dritte allgemeine Sitzung	64—76
Vortrag des Privatdocenten Dr. *Zacher* (Halle a/S.) über die faktische und praktische Darstellung antiker Dichtwerke, mit besonderer Berücksichtigung des Chors	64—73
Vortrag des Prof. Dr. *Osthoff* (Heidelberg) über das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung und ihr gegenseitiges Verhältniss	74—75
Ersuchen des Prof. Dr. *Weissenborn* (Erfurt) um Auskunft über Fakultäts- und Statutenbücher der alten Universität Erfurt	75—76
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten	76
Vierte allgemeine Sitzung	77—93
Vortrag des Dr. *Lewy* (Berlin) über die Spuren des griechischen und römischen Alterthums im talmudischen Schriftthum	77—87
Vortrag des Dr. *Bernardakis* (Athen) über Papyrus als Buchdeckel gefunden in der Klosterbibliothek des Sinai	88—92
Berichte über die Verhandlungen der Sectionen	92
Mittheilung des Präsidenten *Delbrück*. Dankworte des Prof. Dr. *Eckstein* (Leipzig)	92—93
Verhandlungen der pädagogischen Section	94—106
Erste Sitzung	94
Zweite Sitzung	94—106
Geschäftliche Mittheilungen des Vorsitzenden Schulrath Prof. Dr. *Stoy* (Jena)	94—95
Thesen des Director Prof. Dr. *Grosser* (Wittstock) über griechische Extemporalien und Exercitien	95—100
Verhandlungen darüber	100—104
Mittheilungen des Oberlehrer Dr. *Koldewey* (Wolfenbüttel) zur Schulgeschichte	104—106
Verhandlungen der archäologischen Section	107—115
Erste Sitzung	107
Zweite Sitzung	107—114
Einzeichnung der Mitglieder der archäologischen Section	107
Vortrag des Prof. Dr. *Gaedechens* (Jena) über eine noch nicht edierte πυξίς	108—109
Verhandlungen darüber	109—110
Vortrag des Prof. Dr. *Bursian* (München) über die Funde in Dodona	110—113
Dritte Sitzung	114—115
Vortrag des Dr. *Herrlich* (Berlin) über die Geschichte der Saalburg bei Homburg	114
Vorlegung einiger unedierter Monumente durch Prof. Dr. *Blümner* (Zürich)	114—115
Verhandlungen der germanisch-romanischen Section	116—130
Erste Sitzung	116
Zweite Sitzung	116—120
Geschäftliche Mittheilungen des Vorsitzenden	117
Vortrag des Prof. Dr. *Paul* (Berlin) über das Vocalsystem des Germanischen auf Grundlage der neuesten Forschungen	117—120

Digitized by Google

Seite

Dritte Sitzung . . . . . 120—130
Vortrag des Prof. Dr. *Sachs* (Brandenburg a/H.) über Grandgagnage . . . . . 120—127
Vortrag des Archivar Dr. *Wülcker* (Weimar) über die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache . . . . . 127—129
Mittheilung über die Frommann'sche Zeitschrift, Antrag des Dr. *Wegener* . . . 129
Vortrag des Prof. Dr. *Mahn* (Steglitz b. Berlin) über Erklärung dunkler deutscher Wörter aus dem Celtischen . . . . . 129—130
Verhandlungen der kritisch-exegetischen Section . . . . . 131—141
Erste Sitzung . . . . . 131—132
Einige Conjecturen über Sophokles Oed. Col. 362, 380. 381, 813, Thucyd. 5,111 Plut. Conviv. sept. sap. c. 2 pag. 147 d, Diog. Laert. vita Xenoph. von Dr. *Bernardakis* (Athen) . . . . . 131—132
Zweite Sitzung . . . . . 132—141
Conjectur über Cicero de orat. I § 86 von Dr. *Ernst Klussmann* . . . . . 132—133
Vortrag des Gymnasiallehrer *Gropius* (Weilburg) über Apollonius Rhodius IV 1031. 1032 . . . . . 133—136
Verhandlungen darüber . . . . . 136—137
Vortrag des Oberlehrer Dr. *Conradt* (Stettin) über die zahlenmässige Grundlage im Plane des Aeschyleischen Prometheus . . . . . 137—141
Verhandlungen der orientalischen Section (Protokoll-Auszug) . . . . . 142—143
Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section . . . . . 144—153
Erste Sitzung . . . . . 144—153
Vortrag des Realschullehrer *Schubring* (Erfurt) über ein Anschauungsmittel für die Lehre von der Tonleiter . . . . . 144—147
Zulassung und Begrüssung der pädagogischen Section . . . . . 147—148
Vortrag des Prof. Dr. *Buchbinder* (Pforta) über die synthetische Behandlung der Kegelschnitte auf Gymnasien . . . . . 148—152
Verhandlungen darüber . . . . . 152—153
Zweite Sitzung . . . . . 153—156
Fortsetzung der Verhandlungen über die synthetische Behandlung der Kegelschnitte 153—154
Vortrag des Prof. Dr. *Erler* (Züllichau) über die Nothwendigkeit eines propädeutischen Unterrichts in der Geometrie . . . . . 154—155
Verhandlungen darüber . . . . . 155—156

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitglieder.

Präsidium.

1. Delbrück, Dr., Professor. Jena.
2. Gramme, Dr., Director. Gera.

Secretariat.

3. Büttner, Dr., Gymnasiallehrer. Gera.
4. Hoffmann, Dr., Realschullehrer. Gera.
5. Weise, Dr., Gymnasiallehrer. Eisenberg.
6. Blass, Dr., Professor. Kiel.

Vorsitzende der Sectionen.

7. Prien, Dr., Professor. Lübeck. (Kritisch-exegetische Section.)
8. Sievers, Dr., Professor. Jena. (Deutsch-romanische Section.)
9. Stoy, Dr., Professor. Jena. (Pädagogische Section.)
10. Gildemeister, Dr., Professor. Bonn. (Orientalische Section.)
11. Kiessler, Dr., Director. Gera. (Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.
12. Gaedechens, Dr., Professor. Jena. (Archäologische Section.)

Mitglieder.

13. Alberti, Justizamtmann. Gera.
14. Amthor, M., Lehrer an d. Handelsschule. Gera.
15. Anhalt, Dr. Bernburg.
16. Ascherson, F., Dr. Berlin.
17. Augustiny, Dr., Gymn.-L. Gera.

18. Bachmann, Gymn.-Dir. Wernigerode.
19. Bachof, Dr., Gymn.-L. Eisenach.
20. Bandtke, Saalfeld.
21. Bartels, Dr., Bürgerschul-Dir. Gera.
22. Barth, Archidiakonus. Gera.
23. Bartholomae, Dr. Bayreuth.
24. Bauer, Gustav, Kaufmann. Gera.
25. Bech, Dr., Prof. Zeitz.
26. Bechert, M., Dr. Leipzig.
27. Belger, Chr., Dr. Berlin.
28. Benecke, Alb., Dir. d. Sophienschule. Berlin.
29. Bernardakis, G., Dr. Athen.
30. Bindseil, Dr., Oberlehrer, Schneidemühl.
31. Blenz, F., Geschäftsführer (Vertreter der Verlagshandlung von Issleib & Rietzschel). Gera.
32. Blümner, Dr., Prof. Zürich.
33. Bode, Oberlehrer. Greifswald.
34. Böhme, Stud. phil Jena.
35. Boltze, Dr., Prof., Rect. d. Andreasschule. Berlin.
36. Bonhoff, Dr. Freienwalde a. O.
37. Bormann, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Magdeburg.
38. Bosse, Dr. Leipzig.
39. Böttcher, Dr. Leipzig.
40. von Bradke, Privatdocent. Dorpat.
41. Branne, Realschullehrer. Gera.
42. Braut, Dr., Prorector. Köslin.
43. Breithaupt, Gymn.-L. Guben.
44. Brenner, Dr., Privatdocent. München.
45. Brieger, A., Dr. Halle a. S.
46. Brugmann, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Leipzig.
47. Buchbinder, Prof. Pforta bei Naumburg a. S.
48. Buchholtz, Dr., Oberlehrer. Berlin.
49. Budy, Lehrer an der höh. Töchterschule. Gera.
50. Burmann, Dr., Rector. Schwerin a. W.
51. Bursian, Dr., Prof. München.
52. Busch, Dr. med. Gera.

53. Caner, Dr., Stadtschulrath. Berlin.
54. Caner, Dr. Berlin.
55. Conradt, Dr., Oberlehrer. Stettin.
56. Coste, Dr., Gymn.-L. Berlin.
57. von Criegern, Kirchenrath. Gera.
58. Cuers, Dr., Gymn.-L. Frankfurt a. M.
59. Delius, Dr., Gymn.-L. Eisenach.

Digitized by Google

60. Denticke, Dr., Gymn.-L. Berlin.
61. Dinter, Dr., Prof. Grimma.
62. Domke, Prorector. Breslau.
63. Döring, Bernh., Dr., Gymn.-Oberl. Leipzig.
64. Dunger, H., Dr. Dresden.
65. Düntzer, Dr., Prof. Cöln a/Rh.

66. Eckleben, Selmar, stud. phil. Halle a/S.
67. Eckstein, Dr., Prof. Leipzig.
68. Endemann, Dr., Oberlehrer an der Realschule I. O. Celle.
69. Erler, Dr., Prof. Züllichau.
70. Etzold, Diakonus. Gera.

71. Faltin, Dr. Eisenberg.
72. Ferber, W., Commerzienrath. Gera.
73. Ferber, R., Kaufmann. Gera.
74. Fischer, Rob., Oberbürgermeister, Regierungsrath. Gera.
75. Fischer, H., Gymn.-L. Wernigerode.
76. Fischer, Dr. Greifswald.
77. Fleck, Dr. Eisenberg.
78. Fleischer, Dr., Prof. Leipzig.
79. Focke, H., Fabrikant. Gera.
80. Franke, W., Dr. Treptow a. R.
81. Franke, R., Dr., Prof., Rector. Freiberg i. S.
82. Frenkel, Diakonus. Gera.
83. Fritsch, Prof. Arnstadt i. Thür.
84. Fritzsche, Dr., Pastor. Liebschwitz.
85. Frohwein, Dr., Prof. Gera.
86. Frommann, Dr. Büdingen.
87. Fulda, Dr., Director. Sangerhausen.
88. Fürbringer, Walther, Kaufmann. Gera.

89. von der Gabelentz, Dr., Prof. Leipzig.
90. Gärtner, Realschullehrer. Gera.
91. Gebhardi, Dr., Oberlehrer. Meseritz.
92. Gehring, Dr., Gymn.-L. Gera.
93. Geiger, W., Dr., Privatdocent. Nürnberg.
94. Gelzer, Prof. Basel.
95. Genther, L., Gymn.-L. Wittenberg.
96. Gerhard, Dr., Prof. Liegnitz.
97. Gerhardt, Director d. höh. Mädchenschule. Chemnitz.
98. Gilbert, G., Dr. Gotha.
99. Glaser, E., Dr. Giessen.
100. Glaeser, L., Cand. phil. Jena.
101. Glogl, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
102. Göll, Dr., Prof. Schleiz.
103. Gooss, Dr., Northeim.
104. Gosche, R., Dr., Prof. Halle a. d. S.
105. Grahl, Gymn.-L. Greiz.
106. Grellert, Prof. Pforta.
107. Griesbach, Verlagsbuchhändler. Gera.
108. Gropius, Gymn.-L. Weilburg.
109. Grosch, Dr., Gymn.-Dir. Nordhausen.
110. Grosse, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Memel.
111. Grosser, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Wittstock.
112. Grube, Dr., Oberlehrer. Berlin.

113. Guhrauer, H., Oberl. Waldenburg in Schl.
114. Guthier, P., Dr., Redacteur. Gera.
115. Guthe, H., Privatdocent. Leipzig.

116. Haacke, Dr., Prof. Burg.
117. Haase, Realschullehrer. Gera.
118. Hachtmann, Dr., Prorector. Seehausen.
119. Häuber, Dr. med., Kreisphysikus. Gera.
120. Hahn, Hofbibliothekar. Gera.
121. Hanshalter, Oberlehrer. Rudolstadt.
122. Heideprim, P., Reallehrer. Frankfurt a. M.
123. von Heinemann, Gymn.-Dir. Wolfenbüttel.
124. Heinicke, E., Fabrikbesitzer. Gera.
125. Heinzelmann, Dr., Erfurt.
126. Heller, H., Dr., Oberlehrer. Berlin.
127. Hercher, Dr., Realschullehrer. Gera.
128. Herrlich, S., Dr. Berlin.
129. Heydenreich, Dr., Gymn.-Oberl. Freiberg i. S.
130. Heyland, Dr., Postdirector a. D. Gera.
131. Heyne, A., Kaufmann. Gera.
132. Hillebrandt, Dr. Gr.-Nädlitz bei Breslau.
133. Hirschberg, Dr., Gymn.-L. Dillenburg.
134. Hirschfelder, Prof. Berlin.
135. Hobbing, J., Gymn.-L. Nienburg a. d. W.
136. Hoefer, Dr. Seehausen.
137. Hoelzer, Gymn.-L. Erfurt.
138. Hofmann, Dr., ord. Prof. d. Theologie. Leipzig.
139. Hofmeister, Dr. phil, Custos der grossh. Univers.-Bibl. in Rostock.
140. Holfeld, Dr., Oberlehrer. Guben.
141. Hoppe, Buchhändler. Leipzig.
142. Hornung, Dr., Oberlehrer. Berlin.
143. Hubert, Oberlehrer. Posen.
144. Hüttig, Gymn.-L. Züllichau.
145. Hummel, Dr., Realschullehrer. Weimar.
146. Hundius, Dr., Realschullehrer. Gera.

147. Ihne, Dr., Prof. Heidelberg.

148. Jacobi, Kaufmann. Gera.
149. Jähkel, Dr., Gymn.-L. Zeitz.
150. Jordan, A., Dr., Gymn.-L. Wernigerode.

151. von Kampen, Dr., Gymn.-L. Gotha.
152. Kanitz, H., Verlagsbuchhändler. Gera.
153. Kantzsch, E., Prof. d. Theologie. Basel.
154. Kehrbach, Dr., Bibliothekar. Halle.
155. Kern, Dr., Gymn.-Dir. Berlin.
156. Kiessling, Geh. Regierungsrath, Gymn.-Dir. a. D. Berlin.
157. Kindermann, R., Buchhändler. Gera.
158. Klein, Dr. Brandenburg.
159. Kloppe, H., Dr., Realschullehrer. Nordhausen.
160. Kluge, Dr., Prof. Altenburg.
161. Klussmann, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Rudolstadt.
162. Klussmann, Dr., Gymn.-L. Gera.
163. Klussmann, M., Stud. phil. Rudolstadt.
164. Knipfer, Superintendent. Eisenberg.

Digitized by Google

165. Knoke, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
166. Koch, Dr., Prof. Grimma.
167. Koch, Dr. Braunschweig.
168. Köhler, Dr., Bibliothekar. Weimar.
169. Kohlmann, Dr., Gymn.-L. Eisleben.
170. Koldewey, Dr. Wolfenbüttel.
171. Krenkel, Dr. Dresden.
172. Kruse, Dr., Provinzial-Schulrath. Danzig.
173. Kübler, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Berlin.
174. Kühn, Dir. d. höheren Töchterschule. Gera.
175. Kuhn, Dr., Gymn.-Dir. Berlin.
176. Kuhn, Dr. E., Prof. München.
177. Kvičala, Dr., Prof. Prag.

178. Lehmann, Dr., Gymn.-L. Wittstock.
179. Lehmann, G., Dr., Gymn.-L. Wernigerode.
180. Lewy, J., Dr. Berlin.
181. Liebe, Dr., Prof. Gera.
182. Liebhold, Prof. Rudolstadt.
183. Lilie, Dr., Oberlehrer. Berlin.
184. Lincker, Dr., Prof. Prag.
185. Lindner, Dr., Privatdocent an der Universität Leipzig.
186. Loth, Dr., Prof. Leipzig.
187. Lotholz, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Stargard i. Pr.
188. Luboldt, Kaufmann. Gera.
189. Ludwig, E., Dr. Eisenach.

190. Mackrodt, Gymn.-L. Eisenberg.
191. Magdeburg, Kaufmann. Gera.
192. Mahn, Dr., Prof. Steglitz bei Berlin.
193. Matthiessen, Dr., Oberlehrer. Husum.
194. Mayer, Pastor. Thieschütz b. Gera.
195. Meier, Gymn.-Dir. Schleiz.
196. Meister, R., Dr. Leipzig.
197. Menge, Dr., Gymn.-L. Eisenach.
198. Menge, Dr., Oberlehrer. Sangerhausen.
199. Mengel, A., Kaufmann. Gera.
200. Meves, Dr., Gymn.-L. Berlin.
201. Meyer, Wilh., Kaufmann. Gera.
202. Möbius, Dr., Schulrath. Gotha.
202. Much. Freienwalde.
204. Müller, Dr., Prof. Halle.
205. Müller, Prof. Zeitz.
206. Müller, H., Dr., Gymn.-L. Berlin.
207. Müller, Dr., Oberlehrer. Arnstadt in Th.
208. Müller, R., Dr., Gymn.-L. Wittstock.
209. Müller, Dr., Assistent an der Univers.-Bibl. Würzburg.

210. Nebel, A., Kaufmann. Gera.
211. Neger, Realschul-L. a. D. Perleberg.
212. Nehring, Dr., Wolfenbüttel.
213. Neumann, Dr., Privatdocent an der Universität Heidelberg.
214. Niemann, Gymn.-L. Waren.
215. Nitzsche, Dr., Prof. Altenburg.
216. Nottebohm, W., Dr., Gymn.-L. Berlin.

217. Oberdick, Dr., Gymn.-Dir. Münster i. W.

218. Oette, Dr., Gymn.-L. Eisenberg.
219. Opitz, Dr., Gymn.-Oberl. Naumburg a. d. S.
220. Ortmann, Dr., Prof., Conrector. Schleusingen.
221. Osthoff, Dr., Prof. Heidelberg.

222. Patzig, Dr., Gymn.-L. Berlin.
223. Paul, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Berlin.
224. Paul, H., Prof. Salbke bei Westerhusen.
225. Peter, Dr., Prof., Rector. Meissen.
226. Pfundheller, Dr., Oberlehrer. Tarnowitz.
227. Philippi, Prof. Rostock.
228. Pöppig, R., Rentier. Gera.
229. Prenss, E., Dr. Leipzig.
230. Prinz, Dr., Custos der Univers.-Bibl. Breslau.
231. Proksch, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Eisenberg.
232. Putsche, Zeichenlehrer. Gera.

233. Quedefeld, Dr., Oberlehrer. Freienwalde a. O.

234. Redslob, E., Dr., Gymn.-L. Weimar.
235. Regel, Dr., Realschul-L. Gera.
236. Regel, Fritz, Dr. Jena.
237. Reimer, H., Verlagsbuchhändler. Berlin.
238. Reisewitz, A., Buchhändler. Gera.
239. Remy, Th., Kaufmann. Gera.
240. Richter, Dr., Gymn.-Dir. Altenburg.
241. Richter, Dr., Oberlehrer. Wandsbeck.
242. Röll, Dr., Lehrer an der höheren Töchtersch. Darmstadt.
243. Rönsch, Archidiakonus. Lobenstein.
244. Rohde, Dr., Dir. Wittenberg.
245. Rosalsky, Dr., Rector. Weissenfels.
246. Rossbach, A., Buchhändler (in Firma B. G. Teubner). Leipzig.
247. Rossberg, Dr., Greiz.
248. Roth, Baumeister u. Betriebsinspector. Gera.
249. Rudolph, Dr., Gymn.-L. Berlin.
250. Rudolph, C., Inspektor d Handelssch. Gera.
251. Rüdiger, Dr., Gymn.-L. Schleiz.
252. Russland, Gesanglehrer. Berlin.
253. Ryssel, Dr. Leipzig.

254. Sachs, Dr., Prof. Brandenburg a. H.
255. Schaefer, Hannover.
256. Schafft, Dr., Realschul-L. Gera.
257. Scheibe, H. L., Lederfabrikant. Gera.
258. Schiefner, Dr., Prof., K. Staatsrath. St. Petersburg.
259. Schink, Dr., Progymn.-L. Neuhaldensleben.
260. Schlick, Geh. Kabinetsrath. Gera.
261. Schlottmann, Prof. Halle.
262. Schlundt, Dr., Oberlehrer. Greiz.
263. Schmager, Realschul-L. Gera.
264. Schmidt, Realschul-L. Gera.
265. Schmitt, A., Dr., Buchhändler (in Firma B. G. Teubner). Leipzig.
266. Schneider, Dr., Prof. Gera.
267. Schneider, R., Realschul-L. Halberstadt.
268. Schneider, Fabrikant. Gera.

Digitized by Google

269. Schneidewind, Dr., Prof. Eisenach.
270. Schnippel, E., Dr., Gymn.-L. Oldenburg.
271. Schrader, Dr., Geh. Regierungs- u. Provinzial-Schulrath. Königsberg i. Pr.
272. Schroeder, L., Dr., Privatdocent. Dorpat.
273. Schubring, Gymn.-L. Berlin.
274. Schubring, Realschul-L. Erfurt.
275. Schultz, Dr., Geh. Regierungsrath. Münster i. W.
276. Schwenke, Dr., Custos an der Univers.-Bibl. Greifswald.
277. Schwenker, A., Kaufmann. Gera.
278. Seelmann-Eggebert, Dr. Colbergermünde.
279. Siebeneicher, Realschul-L. Gera.
280. Siegfried, Dr. Berlin,
281. Sonntag, Realschul-L. Bockenheim.
282. Sorgenfrey, Dr., Progymn.-Rect. Neuhaldensleben.
283. Sorhagen, Gymn.-L. Eberswalde.
284. Sorof, Dr., Gymn.-Dir. Putbus.
285. Spaethe, H., Fabrikant. Gera
286. Sprenger, Dr. Northeim.
287. Steinthal, Prof. Berlin.
288. Stier, Gymn.-Dir. Zerbst.
289. Stratmann, Dr. Krefeld.
290. Studemund, Wilh., Dr., Prof. an der Univers. Strassburg.
291. Stürenburg, Dr., Oberlehrer. Leipzig.
292. Sturm, J., Prof., Kirchenrath. Köstritz.
293. Thorbecke, Heinr., Prof. Heidelberg.
294. Tröbst, Dr., Prof. Weimar.
295. Tröbst, W. Hameln.
296. Tschiersch, Dr., Oberlehrer. Luckau.
297. Uhle, H., Dr. Dresden.
298. Venediger, C., Dr., Oberlehrer. Spandau.
299. Vogel, Prof., Rector. Leipzig.
300. Voigt, Dr., Prof. Eisenberg.
301. Volkmann, Dr., Director. Schulpforta.
302. Volsch, Fabrikant. Gera.
303. Voss, Dr. Altenburg.
304. von Voss, Rechtsanwalt. Gera.
305. Votsch, Dr., Realschul-L. Gera.
306. Wackernagel, S., Dr., Docent an der Universität Basel.
307. Walter, Dr. Stettin.
308. Walz, Gymn.-L. Greiz.
309. Wartenburg, K., Schriftsteller. Gera.
310. Weber, A., Dr., Prof. Berlin.
311. Weber, Realschullehrer. Nordhausen.
312. Weber, H., Dr., Prof. Weimar.
313. Weber, Dr., Gymn.-L. Zeitz.
314. Weber, Geh. Commerzienrath. Gera.
315. Weber, H., Kaufmann. Gera.
316. Weck, Dr., Realschuldir. Rawitsch.
317. Wegener, Dr., Gymn.-L. Magdeburg.
318. Wehrmann, Dr, Gymn.-L. Halle.
319. Weicker, Dr., Oberlehrer. Zeitz.
320. Weidemann, Pfarrer, Bockenheim.
321. Weinmeister, P., Mathematiker. Leipzig.
322. Weinmeister, Joh. Ph., Dr., Oberlehrer an der Realschule I. O. Leipzig.
323. Weiss, Landbaumeister. Gera.
324. Weissenborn, Dr., Prof. Erfurt.
325. Weitig, Pastor, lic. theol. Dorndorf.
326. Weizsaecker, P., Dr., Präceptor. Heidenheim.
327. Wendler, Dr., Gymn.-Dir. Greiz.
328. Weniger, Dr., Gymn.-Dir. Eisenach.
329. Wentrup, Dr., Prof., Rector der Klosterschule zu Roseleben.
330. Westphal, Dr. Freienwalde.
331. Westphal, Dr. Schleiz.
332. Wetzel, Collaborator. Otterndorf.
333. Whitney, Prof. New-Haven (Connecticut).
334. Widmann, Dr. Wiesbaden.
335. Wildberg, Gymn.-L. Zöllichau.
336. Wilhelm, Eug., Dr., Prof. Jena.
337. Winckler, Dr., Assessor. Gera.
338. Windisch, E., Dr., Prof. Leipzig.
339. Winter, E., Lehrer der höh. Töchterschule. Gera.
340. Witten, Dr. Erfurt.
341. Wittich, Dr. Cassel.
342. Wittig, Dr., Oberkirchenrath. Gera.
343. Wittstock, Dr. Rendnitz b. Leipzig.
344. Wohlbrück. Petersburg.
345. Wohlrab, M., Dr., Gymn.-Dir. Chemnitz.
346. Wolff, Dr., Realschullehrer. Gera.
347. Wolff, Realschullehrer. Gera.
348. Worpitzky, Dr., Prof. Berlin.
349. Wülcker, Dr., Archivar. Weimar.
350. Wunder, Dr., Prof. Grimma.
351. Wuttig, Pastor. Dorndorf.
352. Zacher, Dr., Privatdocent. Halle a/S.
353. Zelle, Dr., Gymn.-L. Berlin.
354. Ziemer, H., Dr., Colbergermünde.
355. Zimmer, Dr., Prof. Gera.
356. Zippel, Dr., Oberlehrer. Greiz.
357. Züger, Realschullehrer. Gera.

Digitized by Google

Festschriften.

1. A. Grumme, Dr., Dir. (Gera): *De Iliadis prooemii versu quinto et de parataxi Homericae quodam genere.* 8 S. 4.
2. G. Schneider, Dr., Prof. (Gera): *Das Princip des Mannes in der Platonischen Philosophie.* 63 S. 8.
3. R. Fischer, Reg.-Rath, Oberbürgermeister (Gera): *Zur Erinnerung an die Stadt Gera für die Mitglieder der 33. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.* Mit einem Plane der Stadt und einer Karte der Umgegend. 44 S. 8.
4. H. Buchholtz, Dr., Oberlehrer (Berlin): *Ostiches Perfectum in lateinischer Inschrift.* 7 S. 8.
5. Kvičala, Dr., Prof. (Prag): *Vergilstudien nebst einer Collation der Prager Handschrift* (3 Exemplare).
6. A. Hercher, Dr., Realschullehrer (Gera): *Ueber den Gebrauch des Accusativs bei Sallust.* 15 S. 4. (30 Exemplare.)
7. E. Regel, Dr., Realschullehrer (Gera): *An inquiry into the phonetic peculiarities of Barbours Bruce.* 22 S. 4. (50 Exemplare.)
8. H. Weissenborn, Dr., Prof. (Erfurt): *Amplonius Ratingk de Berka und seine Stiftung.* 38 S. 8. (1 Exemplar.)
9. *Liederbuch* für die Philologen-Versammlung zu Gera. 40 S. 16. — Daneben 4 einzelne Lieder.
10. Festnummer der *Jenaer Literaturzeitung* (1878 Nr. 40).
11. Festnummer der *Allgemeinen Thüringischen Schulzeitung.*
12. E. Sommer (Edenkoben): *L'interprète* und *The Interpreter.* (1 Nummer.)

Digitized by Google

Erste allgemeine Sitzung.

Montag, den 30. September 1878, Vorm. 10¼ Uhr,
im Saale der Erholungsgesellschaft.

Der Präsident, Gymnasialdirector Dr. Grumme, eröffnete die Versammlung mit folgender Ansprache:

Hochansehnliche Versammlung!
Verehrte Amtsgenossen!

Als vor Jahresfrist von Wiesbaden her die Anfrage kam, ob unser Gera die 33. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner aufnehmen wolle, da war die Antwort nicht leicht. Nicht als ob der Rath der Stadt einen Augenblick darüber in Zweifel gewesen, dass eine solche Versammlung unserer Stadt zu besonderer Ehre und Auszeichnung gereichen würde; nicht als ob ich selbst irgend Bedenken getragen, meine schwache Kraft unter dem Beistande eines Stärkeren den Interessen des Vereines zur Verfügung zu stellen: nein, nur darüber bestanden Bedenken und Zweifel, ob man hier der so hochangesehenen Versammlung eine ihrer würdige Aufnahme werde bereiten können oder ob nicht vielmehr solche Schwierigkeiten dabei vorauszusetzen seien, dass es die Pflicht erheische, auf jene Ehre und Auszeichnung lieber zu verzichten. Nicht den Glanz weltstädtischen Lebens noch den Reiz classischen Bodens, nicht grossartige wissenschaftliche Sammlungen oder Institute, kurz nichts der Art, was vorzugsweise grosse Wanderversammlungen anzuziehen geeignet ist, konnte unsere Stadt den Philologen und Schulmännern in Aussicht stellen; und was vollends die Frage des wohnlichen Unterkommens betrifft, so schien sie für den Fall eines zahlreicheren Besuches unserer Panegyris fast unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten. Doch der Gedanke an den allzeit bewährten gastfreundlichen Sinn der hiesigen Einwohnerschaft; die Gewissheit, dass hier in den Mauern der Fabrikstadt auch die Pflege idealer Bestrebungen eine Stätte habe, dass Geras gewerbthätige Bürgerschaft auch den Werth der Wissenschaft und der höheren geistigen Bildung in vollem Masse zu schätzen wisse: dies sowie die Aussicht auf ein freundliches Entgegenkommen unserer Fürstl. Staatsregierung war ermuthigend genug, den ehrenvollen Antrag nicht abzuweisen. Nach zweimaliger Berathung des Collegiums der Stadträthe wurde beschlossen, eine zusagende Antwort nach Wiesbaden zu senden, wenn auch unter voller Darlegung der hierselbst gehegten Bedenken. Am 28. Septbr. kam die telegraphische Meldung zurück, dass Gera zum Sitze der 33. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erwählt sei. Tags darauf erhielt ich die etwas unerwartete Nachricht, dass mir das Präsidium mit dem Anheimgeben übertragen sei, mir selbst einen der Herren Professoren zu Jena zum Collegen zu cooptieren. Ich sage

Digitized by Google

„die unerwartete Nachricht“, da ich zuvor die dringende Bitte an die Wiesbadener Versammlung gerichtet hatte, man möge an Ort und Stelle einen Universitäts-Professor zum ersten Präsidenten wählen. Ich hatte indes, nachdem der Senior der Jenenser Philologen, Herr Prof. Dr. Moritz Schmidt, aus Gesundheitsrücksichten den Eintritt in das Präsidium abgelehnt, bald die freudige Genugthuung, in dem Herrn Prof. Dr. Delbrück den gewünschten Collegen zu finden: Herr Prof. Delbrück trat mit der ausgesprochenen Absicht in das Präsidium ein, sich mit mir in die Lasten des Amtes zu theilen, und er hat an dieser Devise treulich festgehalten.

Wenn nun, meine hochverehrten Herren, alles was dazu dienen kann, Ihnen nach den Mühen und Sorgen des Berufes hier ein paar fröhliche und dabei doch inhaltsvolle Tage zu verschaffen, wenn, sage ich, die zu diesem Behufe getroffenen Anstalten Sie, wie ich hoffe, nicht unbefriedigt lassen; wenn, was ich wünschen möchte, manches auch so weit gelungen ist, dass Sie auch später noch sich der hier empfangenen Eindrücke mit Freuden werden erinnern können, so wollen Sie darin ein Ergebnis der stets bereiten und freundlichen Hülfeleistung erkennen, die uns von so vielen Seiten überall zu Theil geworden ist, wo es galt, diese festlichen Tage vorzubereiten. Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle dem gesammten Localcomité und insbesondere seinem Vorsitzenden, dem Herrn Oberbürgermeister Reg.-Rath Fischer, den wärmsten Dank auszusprechen, den Dank nicht bloss des Präsidiums, sondern — des bin ich gewiss — der ganzen Versammlung. Eins aber muss ich hier noch besonders hervorheben, das ist das einmüthige Zusammenwirken der Lehrerschaft unserer beiden ersten Schulanstalten, des Gymnasiums und der Realschule. Und wie ich dieses Zusammengehen der Gymnasial- und Realschullehrer vom ersten Tage unserer Vorbereitungen an, selbst auf die Gefahr hin misverstanden zu werden, geflissentlich gesucht und angebahnt habe, so wollen Sie mir auch gestatten, dass ich in diesem Prooimion, das ich der Versammlung selbst vorausschicke, noch ein paar Augenblicke wenigstens bei dem Verhältnisse verweile, welches, zumal in unserer Zeit, zwischen Realschule und Gymnasium meines Erachtens bestehen soll und von allen Männern, die es mit dem höheren Bildungswesen unserer Nation wohl meinen, gepflegt werden muss. Wird es wieder ein Wort über die Schule sein, nicht gleichermassen auch über die Philologie, so wollen Sie diese Einseitigkeit dem Schulmanne mit Nachsicht zu Gute halten.

Der alte Streit zwischen Humanismus und Realismus, der durch die Frage der Berechtigungen und namentlich der höchsten Berechtigung, des Zutrittes zum Universitätsstudium, zu neuem Leben angefacht worden und eben hier am Orte vor gerade fünf Jahren einen kräftigen Impuls erhalten hat, er hat in jüngster Zeit an Heftigkeit und Bitterkeit ohne Zweifel wieder nachgelassen. Ich will die Ursachen hiervon nicht untersuchen, aber auf die hocherfreuliche Thatsache hinweisen, dass diese unsere Versammlungen sich gerade in den allerletzten Jahren eines zahlreichen Besuches von Seiten der Herren Realschullehrer zu erfreuen haben. Es bedarf kaum der Bemerkung, wie der gesellige und wissenschaftliche Verkehr, in welchen hier die Vertreter der humanistischen und der realistischen Richtung treten, in besonderem Masse geeignet ist, die bestehenden Gegensätze ich will nicht sagen zu beseitigen, aber doch in ein richtigeres Verhältnis zu bringen und ihnen ihre Schärfe zu nehmen. Und dies entspricht dem Geiste unserer Versammlungen, es entspricht den Absichten jener Männer, welche bei Gelegenheit der

Digitized by Google

Jubelfeier der Georgia Augusta am 20. Septbr. 1837 den „Verein deutscher Philologen und Schulmänner“ stifteten und ihm in seinen ersten Statuten ein festes Gepräge gaben. Von einem der Stifter wird es ausdrücklich bezeugt, dass der Verein nicht die Kluft zwischen Gymnasium und Realschule habe erweitern, sondern vielmehr eine Brücke schlagen sollen, um freundlichen Verkehr zu heilsamem Handinhandgehen zu vermitteln.*)

Die vielgehörte Ansicht, dass man, um die einheitliche Bildung der höheren, leitenden und tonangebenden Stände zu wahren, oder doch wiederherzustellen, den Dualismus im höheren Schulwesen aufgeben, dass man ein sog. Gesammtgymnasium schaffen müsse, kann heute wohl als ein fast überwundener Standpunkt bezeichnet werden. Schon die alte Wahrheit, welche Homer mit den Worten ausdrückt: ἄλλος γάρ τ' ἄλλοισιν ἀνὴρ ἐπιτέρπεται ἔργοις, sowie die Vielseitigkeit des modernen Lebens sträubt sich entschieden dagegen. Auch zeigt die Geschichte des Humanismus und des Realismus zur Genüge, wie beide Richtungen, gleich entgegengesetzten Kräften in der Natur, einander ergänzt und wesentlich gefördert haben. Es ist unleugbar, dass der Humanismus jene formale Einseitigkeit, die ihm einst verhängnisvoll zu werden drohte, unter dem Einflusse des Realismus aufgegeben und zugleich Anregung erhalten hat, neue Elemente in sich aufzunehmen und so sich zu verjüngen und zu erfrischen; und es ist ebenso unleugbar, dass der Realismus sich vom Geiste des Humanismus hat erfüllen, durchdringen und veredeln lassen, so dass auch er sowohl nach dem Zwecke, den er sich vorgesetzt, wie nach den Mitteln und der Methode, die er in Anwendung bringt, eine durchaus ehrwürdige und erfreuliche Erscheinung geworden.

Zeigt sonach auch die Geschichte, dass Humanismus und Realismus in anregender, heilsamer Wechselwirkung gestanden haben, so dürfte wahrlich in der Sache, in ihrem Wesen kein Grund liegen, warum die beiden Richtungen einander feindselig bekämpfen, warum die eine die andere unterdrücken oder verdrängen müsste. Humanismus und Realismus, Gymnasium und Realschule sind berufen sich auch in Zukunft gegenseitig zu fördern und jedes an seinem Theile zum Besten der deutschen Jugend, zum Heile unseres Volkes zu wirken. Dies aber wird, wenn ich recht sehe, nicht dadurch erreicht werden, dass man ihre Grenzen verwischt und ihre Eigenart trübt, sondern allein dann, wenn sich beide auf dem ihnen von Natur angehörigen Gebiete weiter entwickeln und jedes in seiner Art immer höherer Vollendung zugeführt wird.

Wenn je so thut es heute noth, dass Gymnasium und Realschule ihren alten Hader völlig aufgeben und sich zu gegenseitiger Hülfe bereitwillig die Hand reichen. Unsere Zeit stellt den Schulen ausserordentliche Aufgaben, deren Lösung die höchste Anspannung aller Kraft erfordert; unsere Zeit schafft zumal dem höheren Unterrichtswesen ungewöhnliche Schwierigkeiten, deren Bekämpfung Sache gemeinsamer Arbeit sein muss. Die Klagen über die nicht den Erwartungen entsprechenden Erfolge des Unterrichts stammen zwar nicht von gestern und ehegestern, aber sie treten doch jetzt mit einem Nachdruck auf wie kaum je zuvor. In hundert und aber hundert Versammlungen ist darüber debattiert worden, wie man diesem Fache eine Stunde zusetze und jenem hinwiederum etwas nehme, wie man hier und da die Methode ein wenig modificiere: —

*) S. Verhandlungen der 23. Versammlung S. 18.

Digitized by Google

nun die Arbeit mag nicht umsonst gewesen sein, aber das Grundübel ist damit nicht getroffen: es liegt leider zum grossen Theile ausser unserer Machtsphäre, es liegt in den allgemeinen Verhältnissen, in dem Geiste unserer Zeit. Ich will Ihnen, meine verehrten Herren, hier zwar nicht ein dunkles Bild unserer Zeit malen, aber es ist doch Pflicht die Wahrheit zu sagen, wenn auch noch so kurz. „Man will mit möglichst wenig Arbeit sich ein möglichst bequemes und genussreiches Leben verschaffen“: das ist ein hervorstechender Zug unserer Zeit, und unsere Jugend ist von diesem Zuge mit erfasst, auch sie ist dem Hange zu Vergnügungen und Zerstreuungen eifrig ergeben. Es ist nicht der gewöhnliche leichte Sinn der Jugend, was ich meine, es ist eine ganz besondere krankhafte Erscheinung, die aber darum um so bedenklicher sein dürfte, als sie eben ein Product der gesammten Zeitrichtung ist. Der Genuss- und Vergnügungssucht entspricht hinwieder die Scheu vor der Arbeit. Man hört genug davon reden, es müsse die Jugend angeleitet werden, dass sie mit Lust und Freude arbeite, aber zu wenig davon, dass sie auch mit Ernst arbeiten soll; und doch der Ernst der Arbeit allein enthält sittlich stählende und stärkende Kraft, er verbürgt wahren Erfolg. An der Tagesordnung ist die Klage wegen Ueberbürdung; die öffentlichen Blätter, die heute jedem Kinde zugänglich sind, läuten sie vernehmlich wieder; die Behörden treffen gegen die Ueberbürdung Verfügungen und auch diese finden in den Tagesblättern wieder ihren Platz. So wird die Schule von allen Seiten eingeengt und der Schüler übernimmt die Controle über die ihm gestellten Aufgaben. Kann man sich wundern, wenn er leicht ein Uebermass an Arbeit wahrnimmt und in diesem Uebermasse ein Unrecht findet? Kann man sich wundern, wenn ihm auch jene Lust und Freude an der Arbeit, die man so gerne will, mehr und mehr verschwindet? — Das ist der Schaden öffentlicher Discussion, der sich dem Grundübel zugesellt.

Diese Gefahr drohenden Uebelstände sind für Gymnasium und Realschule gleichermassen vorhanden. Es ist an der Zeit die gemeinsamen Feinde gemeinsam zu bekämpfen: darüber mag der Ausgleich der eigenen Differenzen unbedenklich vertagt werden. Wenn je die Forderung, die Schule solle erziehen, berechtigt gewesen, so ist sie es heute. Nur durch den Geist christlicher Zucht und Ordnung, durch Gewöhnung zu ernstem, treuem Arbeiten können die Gefahren abgewendet werden, welche unserer Jugend, unseres Volkes Zukunft bedrohen.

Es ist eine schwierige Aufgabe, die zu lösen, aber auch eine Aufgabe werth alle Kraft daran zu setzen. Man darf zu der deutschen Lehrerschaft, zu den Gymnasial- wie den Realschullehrern das zuversichtliche Vertrauen hegen, dass sie ihrer Aufgabe gewachsen sein werden. Möge auch diese Versammlung das Werk der Jugenderziehung fördern zum Heile des deutschen Vaterlandes! — Dieser Wunsch sei mein Gruss an die Versammlung.

Es erübrigt mir noch, eine Pflicht der Pietät zu erfüllen, Ihnen die Namen der Fach- und Berufsgenossen zu nennen, welche seit der letzten Versammlung durch den Tod abgeschieden sind. Es ist eine ungewöhnlich grosse Zahl trefflicher und ausgezeichneter Männer: Prof. Dr. Joh. Georg Baiter († d. 10. Octbr. 1877), Prof. Dr. Friedr. Heimsöth († d. 16. Octbr. 77), Dir. Dr. Karl Albert Doberenz († d. 30. Jan. 78), Hofrath Prof. Dr. Herm. Fritzsche († d. 9. Febr. 78), der Conrector emer. Dr. Alb. Forbiger († d. 1. März 78), Prof. Dr. Wilh. Sigismund Teuffel († d. 6. März 78).

Digitized by Google

Prof. Dr. Gust. Wilmanns († d. 8. März 78), Prof. Dr. Rud. Hercher († d. 26. März 78), Dr. Raphael Kühner († d. 16. April 78), Prof. Dr. Karl Lehrs († d. 9. Juni 78), Dir. Dr. Jul. Rieckher († d. 14. Juli 78), der Rector emer. Prof. Dr. Fr. Aug. Nobbe († d. 16. Juli 78); ferner die Germanisten Prof. Dr. Creizenach, noch im vorigen Jahre Vorsitzender der germanistischen Section unserer Versammlung († d. 5. Decbr. 77), Prof. Dr. Karl Weigand († d. 30. Juni 78), und Prof. Dr. Karl Tomaschek († d. 10. Septbr. 78) und der Orientalist Prof. Dr. Herm. Grassmann († d. 26. Septbr. 77). Ich füge auch hinzu den Maler Dr. Friedr. Preller, dem die Freunde des Homer die Odysseelandschaften verdanken († d. 23. April 78) und den Militärschriftsteller Oberst W. Rüstow († d. 15. August 78). — Die Verdienste aller dieser Männer um Schule und Wissenschaft darzulegen wäre mir nicht möglich und vor Ihnen ὡς εἰδόσιν halte ich es für unnöthig. Aber eins möchte ich sagen: nicht bloss durch hervorragende Begabung haben jene Männer so Bedeutendes geleistet, sondern gewiss ebenso sehr durch treuen, deutschen Fleiss. Ihr Andenken wird unter uns alle Zeit in Ehren bleiben.

Hiermit erkläre ich die 33. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet.

Professor Delbrück übernimmt das Präsidium und verliest zunächst folgenden Brief Seiner Durchlaucht des Fürsten:

Seine Durchlaucht der Fürst hat mich beauftragt, für die freundliche Einladung zu den Verhandlungen der vom 30. Septbr. bis 3. October in Gera tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dem Präsidium und dem Localcomité bestens zu danken, zugleich aber das Bedauern des Fürsten auszusprechen, dass Höchstderselbe durch die zu Anfang October auf Schloss Ebersdorf stattfindenden Vermählungsfeierlichkeiten, zu denen schon vorher auswärtige Gäste dort eintreffen, behindert ist, zu der Versammlung zu erscheinen und, was unter andern Umständen gern geschehen sein würde, den Verhandlungen persönlich beiwohnen zu können.

Indem ich mich beehre dieses höchsten Auftrages mich hiermit zu entledigen, habe ich in Folge höchsten Befehles Herrn Director Dr. Grumme noch speciell zu ersuchen, das Bedauern des Durchlauchtigsten Fürsten wegen Seiner Verhinderung seiner Zeit auch den übrigen auswärtigen Herren vom Präsidium mittheilen zu wollen, und benutze mit Vergnügen diese Gelegenheit zur Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Gera-Untermhaus, d. 20. Septbr. 1878.

Geh. Rath Schlick.

Darauf ertheilt er dem Vertreter der Staatsregierung, Herrn Geh. Staatsrath Dr. Vollert das Wort zu folgender Ansprache:

Hochgeehrte Herren! Seine Durchlaucht der Fürst hat mir den ehrenvollen Auftrag ertheilt, die Herren Philologen und Schulmänner, welche ihre diesjährige Versammlung in der Residenzstadt unseres Fürstenthums halten, in Höchstseinem Namen und im Namen der Staatsregierung zu begrüssen. Ich erfülle diesen Auftrag hiermit und darf versichern, dass der Durchlauchtigste Fürst den Arbeiten dieser Versammlung ein sehr lebhaftes Interesse widmet, schon deshalb, weil Höchstderselbe den höheren Bildungsanstalten unseres Fürstenthums unablässig seine landesväterliche Fürsorge zuwendet, aber auch um deswillen, weil Seine Durchlaucht der Fürst die Klassen des Gymnasiums selbst

Digitized by Google

durchlaufen und den Durchlauchtigsten Erbprinzen einem Gymnasium anvertraut hat, endlich weil der hohe Herr von allen epochemachenden Erscheinungen auf dem Gebiete Ihrer Wissenschaft sehr genau unterrichtet ist.

Der Durchlauchtigste Fürst hat Ihrem Präsidium die Gründe mitgetheilt, die Höchstdenselben verhindern, die Versammlung mit seiner Gegenwart zu beehren. Da das desfallsige Schreiben verlesen worden ist, brauche ich in dieser Beziehung nichts weiter zu bemerken.

Ich bitte aber um die Erlaubniss, meine persönliche Freude darüber aussprechen zu dürfen, dass die deutsche Philologen-Versammlung in Gera zusammentritt. Ich freue mich darüber, denn ich sehe Männer in Ihrer Mitte, die ich aus ihren Werken und aus ihrer amtlichen Thätigkeit längst kennen und schätzen gelernt habe. Ich freue mich darüber, weil ich hoffe, dass die Versammlung anregend und befruchtend auf die Schulmänner und die höheren Schulen unseres Fürstenthums wirken wird. Nicht als ob ich glaubte, dass unsere Schulen denen in den Nachbarländern nicht ebenbürtig wären, nein, ich freue mich ihres fröhlichen Gedeihens und ihrer Blüthe; nicht als ob ich dächte, dass unsere Schulmänner der Anregung in höherem Grade bedürftig wären, als ihre auswärtigen Herren Collegen, nein, ich freue mich ihrer Tüchtigkeit und ihrer guten, zum Theil sogar ausgezeichneten Leistungen. Ich meine vielmehr: es ist ein Gewinn solcher Zusammenkünfte, dass jeder Theilnehmer Fühlung bekommt mit Capacitäten seiner Wissenschaft, dass er hört, wie die Fachgenossen über praktische pädagogische und Unterrichtsfragen denken, dass Jeder aus den Erfahrungen der Anderen Nutzen zieht. Noch höher schlage ich es an, dass sich ein jedes Mitglied dieser Versammlung seiner gliedlichen Zusammengehörigkeit zu einem Ganzen bewusst wird. Das Standesbewusstsein hebt und trägt, es erzeugt einen edeln Corporationsgeist, welcher zurückwirkt auf die Amtsführung und das Schulleben. Am lebendigsten wird diese Rückwirkung in der Stadt sein, deren Schulmänner in grosser Zahl an den Berathungen haben theilnehmen können, und deshalb freue ich mich, Sie hier in Gera zu sehen.

Meine Herren gestatten Sie mir, nur noch einige Worte über die Aufgabe der Schulmänner in unserer Zeit an Sie zu richten. Ich glaube, dazu legitimirt zu sein, weil die höheren Schulen des Landes, in welchem Sie jetzt tagen, meiner Pflege und Leitung unterstellt sind.

Es wird viel geklagt, dass die Jugend nicht mehr so ideal gerichtet sei wie früher, man wirft den Zöglingen unserer höheren Bildungs-Anstalten und nicht minder den Studenten vor, dass Oberflächlichkeit nnd Mittelmässigkeit überhand nehmen, dass Genusssucht und materieller Sinn sich breit machen, ja man erhebt sogar die Anklage, unsere Jugend fange an sittlich zu verwildern. Ich habe nicht zu untersuchen, ob diese Vorwürfe und Anklagen begründet sind, aber es ist unzweifelhaft wahr: die letzten Jahre und die jüngsten Ereignisse haben tiefe Schäden in unserem Volksleben, auch in der geistigen Entwickelung und in der Gesinnung der deutschen Jünglinge aufgedeckt. Die Regierungen und die Besten aus dem Volke sind überzeugt, dass es so, wie zeither, nicht weiter gehen kann, dass unsere gesammte Cultur, dass Sitte und Bildung von sehr schweren Gefahren bedroht sind. Die dazu berufen sind und ihr Vaterland lieb haben, berathen und überlegen, wie jene Schäden geheilt, wie diese Gefahren gehoben werden können, und es ist unzweifelhaft gewiss, dass den höheren Schulen und Universitäten,

Digitized by Google

sowie den an diesen Anstalten thätigen Lehrern ein bedeutender Antheil an der Lösung dieser grossen Zeitaufgabe zufallen wird. Erprobte Fachleute werden die Mittel und Wege aufzusuchen haben, wie es zu erreichen ist, dass an unseren höheren Bildungs-Anstalten concentrirter gearbeitet, dass eine grössere Vertiefung erzielt, dass der Vielwisserei gesteuert, dass der deutschen Jugend die feste religiöse Grundlage und mit derselben auch der ideale Sinn bewahrt und wiedergewonnen werde. Auf jeden Fall wird wieder viel mehr Nachdruck auf die erziehende Thätigkeit gelegt werden müssen, denn mit dem Unterrichten allein ist's nicht gethan; es wird wieder allgemein erkannt und anerkannt werden müssen, dass die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang ist.

Ich kann nicht näher ausführen, was wir zu thun haben, damit die Schüler der höheren Bildungs-Anstalten einfacher und bescheidener in ihren Ansprüchen, dass sie mehr auf das Ideale gerichtet und zu gottesfürchtigen Menschen erzogen werden. Aber eins weiss ich: das wirksamste Erziehungs-Mittel ist die Person des Lehrers selbst. Nichts wirkt mit solcher Gewalt auf den Schüler als die männliche, ausgeprägte, in sich fertige sittliche Persönlichkeit des Lehrers. Ich brauche das nicht zu beweisen, denn die meisten von uns werden sich dankbar erinnern an Männer, die ihnen nicht bloss Respect und Liebe, sondern Ehrfurcht eingeflösst haben. Es wird also die Aufgabe eines Jeden sein, der durch seine Person wirken, der Anderen ein Vorbild sein soll: des Staatsmannes, des Geistlichen, des Lehrers, sich zu einer in sich gefestigten, sittlich imponirenden Persönlichkeit immer mehr herauszubilden. Begeistern für das Gute und Schöne, für Kunst und Wissenschaft kann nur der Lehrer, welcher selbst von dieser Begeisterung ergriffen ist, ein ideales Streben einzupflanzen vermag nur der, der selbst ideal gerichtet ist, zu gottesfürchtigen Menschen erziehen kann nur ein gottesfürchtiger Mann.

Freilich wird auch der beste und treueste Lehrer das Ziel nicht immer und nicht an allen Schülern erreichen. Haus und Schule, Kirche und Staat müssen zusammenwirken, denn der Mensch gehört diesen vier grossen, selbstständigen und eigenartigen Lebenssphären zugleich an. Allein es ist eine würdige Aufgabe der Mitglieder dieser hochansehnlichen Versammlung, sich gegenseitig zur Klarheit zu helfen, wie wir unsere deutsche Jugend vor den ihr drohenden Gefahren behüten und was wir zu thun haben, damit es uns nicht geht wie den hochgebildeten Griechen und den die Welt beherrschenden Römern, die trotz ihrer hohen Bildung und trotz ihrer Weltherrschaft zu Grunde gingen, weil sie sich in politischen Parteikämpfen und in Bürgerkriegen selbst zerfleischten, weil sie in Eitelkeit, Genusssucht und Sittenlosigkeit versanken.

Ich würde es für einen wirklichen Gewinn halten, wenn bewährte Schulmänner, vielleicht zunächst in kleineren Kreisen, über diese wichtigen Fragen ihre Meinungen austauschten und zu einer Verständigung gelangten.

Entschuldigen Sie mich, meine Herren, wenn ich Ihre Geduld etwas länger in Anspruch genommen habe, aber es war mir Herzens- und Gewissenssache, mich über dieses Thema auszusprechen, welches sobald nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden wird und gewiss auch von Ihnen eingehend in den nächsten Jahren zu behandeln ist.

Ich heisse Sie herzlich willkommen und wünsche, dass Gott Ihre Arbeiten mit seinem Segen für unsere höheren Schulen und für deren Zöglinge begleiten möge!

Digitized by Google

Darauf begrüsste der Oberbürgermeister Regierungsrath Fischer die Versammlung mit folgenden Worten:

Das deutsche Volk hat von jeher den allgemeinen Versammlungen eine grössere Aufmerksamkeit gewidmet, welche sich auf den verschiedensten Gebieten des wissenschaftlichen, gewerblichen und socialen Lebens geltend gemacht haben. Es liegt hierin ein unverkennbarer Zug edlen Strebens nach Einigung aller Verhältnisse, der um so berechtigter war und wohl noch ist, als dem deutschen Volke die praktische Bewährung des Ideals der Einheit fern gelegen hat. Haben auch jene Versammlungen nach dieser Richtung hin wohl selten und unmittelbar Einfluss gehabt, mittelbar haben sie unzweifelhaft das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt und genährt und das Band immer fester geschlungen um alle deutschen Stämme, die sich jetzt mit Stolz und Freude schaaren um das Banner des Deutschen Reiches. Insbesondere haben jene Versammlungen denjenigen Zweigen, für welche sie dienten und dienen, durch Sammlung des Materials und Einigung in den Hauptgrundzügen wesentlich genützt und zur Förderung der betreffenden Interessen beigetragen. Ja, gerade in diesen Kreisen haben sich dieselben in den letzten Jahrzehnten sogar vermehrt und zu unentbehrlichen Gliedern in der weiteren Entwicklung der betreffenden Zweige des menschlichen Geistes und Berufslebens erhoben. Manche dieser Versammlungen sind im Strome der Zeit verfallen und verschwunden, andere wenige haben sich lange und bis auf die Gegenwart erhalten. Unter diesen steht die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner oben an, die wir heute als die 33. in dieser Stadt zu begrüssen die Ehre haben. Dieser lange Bestand ist das beste Zeugniss von dem wahrhaften Bedürfniss, aus dem sie hervorgegangen ist, und von dem rechten Geiste, der sie durchweht. Hat sie auch anfangs viele Angriffe zu erdulden gehabt, als Vertreterin gründlicher Wissenschaft hat sie es verstanden, die Stellung und Würde der Philologen anfrecht zu erhalten und die Bedeutung der klassischen Studien als ein vorzügliches Mittel geistiger Klärung und sittlicher Bildung gegen mannichfache Anfechtungen zu bewahren. Wenn irgend eine Zeit dazu mahnt, diesen Geist zu stützen, so ist es die Gegenwart, die mit den zersetzenden Elementen auf dem Boden materialistischer Anschauungen der idealen Richtung und des ethischen Anhauches entbehrt. Deshalb wird auch die Philologen-Versammlung sich stets erhalten, wenn sie nur unablässig sich bemüht, alle jene immer von neuem wieder auftauchenden Angriffe auf die humanistischen Studien aus dem Felde zu schlagen, die für eine leichtlebige Zeit nicht passen, wohl aber der Menschheit die grössten Dienste erweisen. Gerade der neutrale Boden, auf dem sich die Philologie bewegt, lässt sie ungestört von dem Hader politischer Parteiungen, von dem unseligen Hasse des Glaubens- und den schroffen Trennschaften des socialen Lebens, welche die Menschheit verwirren und, anstatt sie zu vereinigen, mehr aus einander drängen, und führt auf dem Boden strenger wissenschaftlicher Forschung und durch die genauste Kenntniss der Perlen klassischer Geistesschöpfung zu edleren und höheren Gedanken. Dadurch hat sich auch das klassische Studium zu jener allgemeinen Sphäre erhoben, in welcher dasselbe als der wahre Humanismus erscheint, und wenn über den todten Buchstaben der lebendige Geist der alten Klassiker nicht verloren geht, wenn die starren Formen nicht als versteinertes Gerippe betrachtet werden, sondern zu rechter Auffassung der unermesslichen Schätze des klassischen Alterthumes führen, wenn die Ausbeutung derselben in steter Wechselbeziehung steht zu den lebenden Geschlechtern und deren Bedürfnissen,

Digitized by Google

dann wird Jahrhunderte lang noch die Philologie der Schlüssel zu wahrer humanistischer Bildung bleiben, die in harmonischer Entwicklung aller der den Menschen charakterisirenden intellektuellen und ethischen Eigenschaften besteht. Dies ganz besonders in der Jugend anzuregen und vorzubereiten, ist für ein Volk und Land von ungemeinem Vortheile, und die Schullehrer haben es in der Hand, die Zukunft des Vaterlandes zu bewahren vor dem Abgrunde sittlicher Verkommenheit und hinüber zu führen auf die rechte Bahn geistiger Freiheit, sittlicher Stärke und wahrhafter nationaler Entwicklung. Nicht zum geringsten Theile steht diess den Vertretern humanistischer Studien zu, und wie sie bisher die strenge geistige Bildung immer hochgehalten haben, so werden sie sich auch ferner gewiss bemühen, in dem Angriffe gegen den Materialismus durch das Licht der klassischen Studien den menschlichen Geist zu erhellen und zu erleuchten. Mögen Sie nur immer in Gemeinschaft mit den Schulmännern, mit denen Sie ja seit lange eine heilige Alliance geschlossen haben, und die Sie auch ferner wohl erhalten mögen, zu einer rechten Einigung des gesammten Materials gelangen, das auf Bildung des Volkes und Einigung des Vaterlandes von Einfluss ist. Je grösser hierbei die Grundlinien sind, innerhalb deren Sie sich bewegen, desto grösser wird auch das Ergebniss sein, welches Sie zu verzeichnen haben. Denn eine so grosse Versammlung wird immer innerhalb der Grundzüge zu stehen haben, welche die allgemeinen Bahnen des Fortschritts und der Entwicklung begrenzen. So werden Sie auch den Ausgleich zwischen Humanismus und Realismus, von dem wir heut eindringlich vernommen haben, am besten bewirken und erreichen. Und so wünsche ich, dass Sie den Standpunkt immer behaupten mögen, der Sie bewahrt vor den in früheren Zeiten oft vernommenen, wenn auch nicht immer begründeten Vorwürfen der Engherzigkeit, Einseitigkeit und selbst Inhumanität, der Sie im Gegentheil zu echten Humanisten und Menschenbildnern stempelt in des Wortes edelstem Sinne. Mit diesem Wunsche heisse ich Sie im Namen der Stadt Gera willkommen, welche jeder Zeit das klassische Studium geachtet und geehrt, ja die für Bildung und Aufklärung nicht unerhebliche Opfer immer gebracht hat. Möge das, was Sie hier verhandeln, nicht Ihnen allein, die Sie hier sitzen, sondern dem gesammten Volke und der ganzen Nation zu Gute kommen!

Der Präsident sprach beiden Rednern den Dank der Versammlung aus.

Zu Secretären wurden auf Vorschlag des Präsidiums die unter Nr. 3—6 des Mitgliederverzeichnisses aufgeführten Herren ernannt.

Sodann erwähnte der Vorsitzende eines Schreibens des Hofraths Professor Dr. v. Leutsch in Göttingen an Herrn Director Grumme.*) Das Schreiben soll durch Telegramm des Präsidiums beantwortet werden, und zugleich soll das Präsidium an Herrn Geh. Rath Schömann in Greifswald einen telegraphischen Gruss richten.

---

*) Das Schreiben lautete wie folgt:

Es war meine Absicht nach Gera zu kommen, auch einen Vortrag über Gymnasialbibliotheken zu halten, aber seit März erkrankt, bin ich, obgleich scheinbar körperlich gesund zu jeder geistigen Thätigkeit unfähiger geworden und endlich seit dem 18. h. an Lungenentzündung erkrankt — das soll endlich der Anfang zur Besserung sein. Gott gebe es! Bitte Sie nun unter Mittheilung dieses die Philologenversammlung bestens zu grüssen: ich wünsche Ihnen und den Philologen und Schulmännern in Gera eine recht vergnügte und an guten Erfolgen reichlichst gesegnete Versammlung.

Göttingen, den 28. November 1878. Ernst v. Leutsch.

Digitized by Google

Es erhielt Herr Professor Dr. Windisch aus Leipzig das Wort zu folgendem Vortrage:

Irland ist nie eine römische Provinz gewesen. Wie die Länder, die unter die Herrschaft Roms kamen, sich entwickelten, ist Ihnen bekannt. Aber neu ist Ihnen vielleicht von der alten Cultur Irlands etwas zu erfahren, eines Landes, das weder die Römer noch die Stürme der Völkerwanderung auf seinem Boden erlebt hat, und das in Folge dessen viel von seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit bis tief in das Mittelalter hinein bewahrt hat. Es ist dies ein Gesichtspunkt, den ich zu meiner Entschuldigung geltend mache, wenn ich es wage, hier die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein Gebiet zu lenken, das von der breiten Strasse der schulmässig gewordenen Studien abseits liegt. Dass die Iren als Kelten ein wichtiges Glied der grossen indogermanischen Völkerfamilie bilden, dass es Kelten waren, durch deren Besiegung in Gallien Cäsar sich unsterbliche Lorbeeren erworben hat, dass irische Mönche im 8. Jahrh. mit dem Christenthum auch gelehrte Bildung nach dem Continent brachten, fleissig lateinische Texte abschrieben, darunter z. B. eine noch jetzt erhaltene Handschrift des Priscian, alles dies und noch anderes könnte ich weiter ausführen, um Ihr Interesse für meinen Gegenstand zu erhöhen, aber ich glaube mich Ihrer wohlwollenden Aufmerksamkeit mehr noch zu versichern, wenn ich Ihnen verspreche auf keinen Fall weder in einer der jetzigen noch in einer der zukünftigen Sitzungen die Resolution beantragen zu wollen, dass auch die Resultate der keltologischen Studien in der Prima der Gymnasien vorgetragen werden sollten.

Meine Absicht ist, ein Bild von dem merkwürdigen Inhalte und dem hohen Werthe der altirischen Sage zu entwerfen, zu zeigen, wie diese die Grundlage der einst hochberühmten ossianischen Gedichte Macpherson's bildet, und wie die poetische Dichtergestalt Ossians entstanden und aufzufassen ist.

Die altirische Sage kann man kennen lernen aus einer grossen Anzahl ziemlich alter Handschriften, deren älteste um das Jahr 1100 geschrieben ist. Die meisten derselben befinden sich in Dublin, einige auch in London und Oxford. Man hat in Dublin begonnen die werthvollsten derselben in Facsimile zu veröffentlichen, manche einzelne Stücke sind bereits herausgegeben, andere besitze ich in Abschrift, und auf dieses Material stützen sich die folgenden Mittheilungen.

Die beste Vorstellung von der altirischen Sage erhält man durch eine Probe derselben. Die bedeutendste und umfangreichste Sage aus dem ältesten Sagenkreise ist der Táin Bó Cúalgne, der Raub der Rinder von Cúalgne, oft kurzweg der Táin genannt. Dieser Text liegt mir in zwei alten Recensionen vor, die nur im Einzelnen von einander abweichen, und deren erhaltene Abschriften etwa aus den Jahren 1100 und 1150 stammen.

Die Sage beginnt mit einem merkwürdigen Gespräch zwischen Ailill und Medb, König und Königin der Landschaft Connacht. Die einzelnen Theile der Sage haben bestimmte Namen erhalten, ähnlich wie die der Ilias. Dieser Anfang heisst das Kopfkissengespräch, denn Ailill und Medb ruhen auf ihrem königlichen Lager, als sich die Unterhaltung entspinnt. Ailill sagt: „Gewiss, trefflich ist das Weib eines guten Mannes," und fügt dann hinzu, „denn du bist besser jetzt, als da ich dich nahm." Das lässt die stolze, männlich kühne Königin nicht gelten: ohne ihren Mann zu verkleinern, vertritt sie die Ansicht, dass er nur eben gut genug für sie sei. Sie hatte einen Mann begehrt ohne Geiz, ohne Eifersucht, ohne Furcht, und nur Ailill war es, der ebenso freigebig,

Digitized by Google

ebensowenig eifersüchtig, ebenso furchtlos war, wie sie selbst. Aber zum Schluss behauptet sie, reicher zu sein als er. Damit hat der Streit seinen Höhepunkt erreicht, er soll dadurch entschieden werden, dass die Schätze und Güter des Königs und der Königin Stück für Stück zur Vergleichung herbeigeschafft werden: ihre Töpfe, Fässer und Eisengefässe, ihre Urnen, Knetetröge und Kessel, ihre Ringe und Ketten, ihre Spangen und goldnen Geschmeide, ihre Gewänder purpurn und blau und schwarz und grün, gelb und bunt und grau, braun und getupft und gestreift; ihre grossen Heerden von Schafen, ihre Pferde, ihre Heerden von Schweinen und Rindern. Und sie zählten und rechneten, und fanden, dass sie gleich viel werth und gleich gross waren. Unter Ailill's Rindern befand sich jedoch ein edler Stier, der stammte zwar von der Kuh Weisshorn in Medb's Besitz, aber der Stier hatte nicht unter der Herrschaft eines Weibes stehen wollen, und war deshalb zu Ailill übergegangen. Durch diesen Stier wurde Medb geschlagen. Und es war ihr, als ob sie nicht einen Pfennig besässe, weil sie nicht auch einen solchen Stier hatte.

Da erfährt sie, dass der König Dare von Cúalgne, einem kleinen Gebiete in der Landschaft Ulster, einen eben solchen Stier besitzt. Medb will diesen nicht geschenkt, sondern nur auf ein Jahr geliehen haben zur Zucht; dann soll er mit 50 Kühen als Lohn zurückerstattet werden. Die königlichen Boten machen sich auf, und erhalten von König Dare einen zusagenden Bescheid. Sie werden gastlich bewirthet, ein frisches Binsenlager wird ihnen bereitet, sie essen und sie trinken. Davon werden sie gesprächig, und ihre Rede kommt auf die Freigebigkeit und Gefälligkeit des Wirths. Da plötzlich wiedersetzt sich einer in erregter Weise dem Lobe und meint, Dare würde gezwungen worden sein den Stier herzugeben, wenn er es nicht freiwillig thäte. Das Unglück will, dass der Vertheiler Dare's, der eben mit einer neuen Ladung von Speise und Trank zu den Boten tritt, diese verwegene Aeusserung hört. Er hinterbringt sie seinem Herrn, dieser, erbittert, weist die Boten schnöde ab, als sie ihn am folgenden Morgen um Erfüllung seiner Zusage bitten. Die Boten müssen unverrichteter Sache zurückkehren.

Medb ist entschlossen, ihren Willen mit Gewalt durchzusetzen. Die bedeutendsten Helden werden durch Boten zusammengerufen und erscheinen mit ihren Schaaren. Vierzehn Tage lang lagern sie in der Königsburg, denn die Druiden warten auf ein günstiges Zeichen, ehe sie ausziehen. An dem Tage des Aufbruchs will Medb mit ihrem Wagenlenker rechts um das Heer herumfahren, dass die Kraft eines guten Zeichens komme. Plötzlich sieht sie ein wunderbares junges Weib vor sich: blondes Haar auf ihr, ein bunter Mantel um sie, eine goldne Nadel darin, ein golddurchwobenes Hemd mit Kragen um sie; das Gesicht unten schmal, oben breit, zwei dunkle schwarze Brauen, schwarze Wimpern, die ihren Schatten bis auf die Mitte der Wangen werfen; ihre Lippen wie Koralle, ihre Zähne als ob ein Regen von Perlen in ihren Mund gefallen wäre; drei Zöpfe auf ihr, zwei oben um ihren Kopf, einer hinten herabhängend, dass er ihre Waden berührte; ein Schwertstab von Silber zum Weben von Spitzen in ihrer Hand; drei Pupillen ein jedes ihrer zwei Augen; zwei schwarze Rosse vor ihrem Wagen.

„Wie heisst Du?“ fragt Medb die Erscheinung. „Fedelm, die Seherin von Connacht ist mein Name.“ „Woher kommst Du?“ „Aus Schottland, nachdem ich das Wahrsagen gelernt.“ „Besitzest Du den Zauber Imbass forosna?“ „Gewiss.“

Die Göttin oder Fee, irisch Side, denn eine solche ist Fedelm, wendet keins der

Digitized by Google

Mittel an, welche uns an andrer Stelle als zum Zauber Imbass forosna gehörig überliefert werden, ihr blosser Blick genügt, um das Kommende zu sehen.

Es folgt nun eines jener merkwürdigen Gedichte, die den irischen Sagen so oft an entscheidenden Stellen eingelegt sind, und von denen wir noch später Einiges bemerken werden. Dreimal fragt Medb „Fedelm Scherin, wie siehst du das Heer?“ Dreimal antwortet Fedelm „Ich sehe Rothes, ich sehe Blutiges“. Medb will an dieses böse Omen nicht glauben, sie wendet ein, dass ein Fluch auf der feindlichen Landschaft Ulster lastet, dass einige der tapfersten Helden von Ulster verbannt sind und sich bei ihrem Heer befinden. Zum vierten Male gefragt, enthüllt Fedelm, von wem das Unglück droht. Sie sieht einen jugendlichen schönen Helden, der in seinem Aussehen dem Cuchulinn gleicht. Von diesem furchtbaren Helden, dem keiner an Kraft, an Waffenkünsten und Kampfesmuth gleich kommt, wird das Heer schwer zu leiden haben, durch ihn wird das Blut von der Haut der Helden fliessen, werden ihre Leiber zerhauen werden, und werden die Frauen von Connacht weinen.

Das Heer bricht auf; der Weg, den es einschlägt, wird von Ort zu Ort beschrieben, man könnte ihn auf der Karte verfolgen. Für die Nächte machen sie Halt und lagern sich. Als Führer dient der kundige Fergus. Dieser stammt aus der Landschaft Ulster, nach welcher der Heereszug gerichtet ist, aber er hat sein Land in bitterm Zorn gegen König Conchobar verlassen, nach dessen Verrath an den edlen Mac Usnech, für deren Sicherheit Fergus sich verbürgt hatte. Aber als das Heer sich den Grenzen Ulsters nähert, da erwacht in Fergus die Liebe zu seinen Landsleuten, und er lässt ihnen Warnung zukommen.

Auf den Männern von Ulster lastet in Folge freventlicher Vorgänge ein Fluch, der sie kraftlos macht. Nur Cuchulinn ist ausgenommen. Dieser allein mit seinem Vater ist in der Nähe der Grenze. Ihre Pferde grasen um einen Steinpfeiler herum, und fressen das Gras bis zum Erdboden glatt ab, Cuchulinns Pferde mitsammt der Erde bis auf den harten Stein. Cuchulinn erfährt durch Fergus' Boten von dem Herannahen des Heeres. „Begieb du dich von hier,“ sagt er zu seinem Vater, „mit Warnung zu den Männern von Ulster, denn ich muss zum Stelldichein mit Fedelm Noichride gehen“. Er hat dies seiner Geliebten versprochen und hält sein Wort trotz der Mahnungen des Vaters. Aber ehe er sich entfernt, lässt er ein Kraftmal zurück: mit einer Hand haut er auf einen Streich einen Baum um, biegt den Stamm zu einem Ring zusammen, schreibt einige Runen, Ogam genannt, darauf, und wirft diesen Ring über den Steinpfeiler, dass er tief unten fest aufsitzt.

Die ersten Späher kommen heran, finden dies Räthsel, und es wird Halt gemacht. Fergus erkennt alsbald an allen Spuren, dass Cuchulinn da gewesen ist. Er liest die Ogaminschrift: „Nicht eher gehe man weiter, als bis sich ein Mann findet, der ebenso einen Ring wirft, mit einer Hand; meinem Freunde Fergus verbiete ich es“.

Hier ist wieder, wie schon öfter, ein Gedicht eingelegt. Fergus fragt einen Druiden, was dieses Kunststück zu bedeuten habe, und dieser antwortet, dass Cuchulinn sie dadurch im Vordringen aufhalten wolle. Seiner Herausforderung muss nach dem mit druidischem Aberglauben gemischten Heldencomment Genüge gethan werden. Geschieht dies nicht, so fliegt der Ring dem Manne nach, der die Inschrift schrieb, und dieser rächt sich dann noch vor dem folgenden Morgen in blutiger Weise. Ailill und Medb

Digitized by Google

suchen die Schwierigkeit zu umgehen, indem sie sich seitwärts in einen grossen Wald wenden. Mit Mühe bricht sich das Heer Bahn, noch schlimmer ist es, als gewaltige Schneemassen fallen. Die Männer stecken bis an die Gürtel, die Wagen bis über die Räder im Schnee, an Schlaf in der Nacht ist nicht zu denken.

Am andern Morgen, nicht allzu früh, kommt Cuchulinn von seiner Geliebten. Er umkreist das Heer in einiger Entfernung mit seinem Schlachtwagen und sucht einen Ueberblick über dasselbe zu gewinnen. Dann jagt er ihm voraus bis zu einer Furt, und setzt ihm auch hier eins seiner Kraftstücke entgegen. Mit einem Streiche schlägt er einen Stamm mit vier Aesten ab, schreibt eine Inschrift in Ogam darauf, und schleudert die gewaltige Gabel mit einer Hand in die Furt, so dass sie durch einen breiten Stein hindurch zu zwei Drittel in den Grund fährt. Diesmal geht es den Spähern des Heeres schlecht. Cuchulinn schlägt ihnen die Köpfe ab und spiesst sie auf die Spitzen der vierzinkigen Gabel. Die Pferde aber mit den blutigen Leibern auf den Wagen treibt er auf das Heer zurück. Dort verbreitet sich grosse Bestürzung. Medb und die übrigen Führer berathen sich, man meint, ganz Ulster habe sich erhoben und ein feindliches Heer ziehe ihnen entgegen. Aber an der Furt findet man nur den gegabelten Stamm mit den abgeschlagenen Köpfen, daneben die Spuren eines Gespanns und eines Mannes. Ein Druide deutet dies neue Zeichen. Es ist wieder ein Kraftstück, durch welches das Heer aufgehalten werden soll, denn es darf nicht eher weiter rücken, als bis ein Mann mit einer Hand die furchtbare Gabel herausgezogen hat. Nur Fergus vermag dies. Freilich vierzehn Wagen brechen unter ihm zusammen, bis er es endlich, auf seinem eignen Wagen stehend, fertig bringt.

Das Heer rastet nun für die Nacht, es ist die zweite. Hütten und Zelte werden aufgeschlagen, Speise und Trank wird bereitet, es wird gesungen und gespielt.

Der Redactor der Sage ist nicht immer consequent gewesen. In den Gedichten, welche der Prosaerzählung einverleibt sind, ist Cuchulinns Name schon oft genannt. Trotzdem fragt jetzt, wo sie ruhig lagern, Ailill den Fergus, wer wohl jener eine Mann sei, der so staunenswerthe Proben seiner Kraft gegeben hat. Fergus weiss nur einen, der es allein mit einem feindlichen Heere aufnimmt, das ist Cuchulinn, sein einstiger Pflegling. Ailill hat schon von diesem jugendlichen Helden gehört, wünscht aber mehr von ihm zu wissen, und hier ist nun in beiden Recensionen, die mir vorliegen, eine lange Episode, „die Knabenthaten Cuchulinns“ betitelt, eingefügt. Ich theile nur die eine That mit, der Cuchulinn diesen seinen Namen verdankt. Er hiess ursprünglich Sétanta; seine Mutter war Dechtire, die Schwester des Königs Conchobar, sein Vater Súaltam, ein Edler von Ulster. Ueber seine Empfängniss giebt es jedoch eine merkwürdige Sage, nach welcher er eigentlich der Sohn eines heidnischen Gottes sein würde. Diese Sage ist wahrscheinlich erst später entstanden (vielleicht nicht ohne Einfluss christlicher Gedanken), nachdem Cuchulinn in der Phantasie des Volks mit übermenschlichen Kräften ausgestattet worden war.

Den Namen Cuchulinn aber erhielt er bei folgender Gelegenheit. Einst war König Conchobar von dem Schmied Culann, der einsam ein Gehöfte bewohnte, zu einem Mahle eingeladen. Er fordert den jungen Sohn seiner Schwester auf ihn zu begleiten; dieser zieht aber vor allein nachzukommen, weil seine Spielgefährten noch nicht des Spielens müde sind. Der König vergisst, dass Setanta nachkommen will, und der Schmied lässt,

Digitized by Google

wie er dies zu seinem Schutze zu thun gewohnt ist, seinen Bluthund los. Derselbe durchläuft rasch das Land ringsum, geht dann nach seinem Wachtplatz und liegt dort lauernd mit dem Kopf auf den Pfoten. Da kommt der kleine Setanta heran, wüthend fällt ihn der Hund an mit weit aufgerissenem Rachen. Setanta hatte nur seinen Spielball bei sich; diesen schleudert er dem Hunde in den Rachen, dass er durch und durch fuhr nnd die Eingeweide mit sich riss. Culann der Schmied ist zornig über den Verlust seines Hundes, aber Setanta erbietet sich selbst zum Wächter der Heerden und des Landes, bis der Schmied einen ebensolchen Hund, wie den getödteten, gezogen hat. Er erhielt von da an den Namen Cú Chulinn, d. h. Hund des Culann.

Am andern Morgen setzt sich das Heer unter Ailill und Medb weiter in Bewegung. Cuchulinn ist immer in der Nähe. Da trifft er einen Wagenlenker, der im Walde Radschäfte von Hollunder bricht. Er fragt ihn, was er macht. „Ich schneide Radschäfte von Hollunder," antwortet dieser, „denn unsre Wagen sind gestern zerbrochen auf der Jagd nach jenem edlen Wild Cuchulinn, und bei Deiner Mannhaftigkeit, Mann, hilf mir, dass dieser berühmte Cuchulinn nicht über mich kommt". Die Scene erinnert an Shakespeares Humor. „Du hast die Wahl," sagt Cuchulinn, „Sammeln oder Glattschneiden, eins von beiden". „Ich will lieber sammeln, denn das ist leichter," sagt der Wagenlenker. Cuchulinn macht sich an das Glätten der Hölzer, und er zog sie durch die Gabeln seiner Füsse und seiner Hände gegen ihre Krummheit und ihre Knoten, dass er sie grade und zierlich, glatt und kantig machte; er glättete sie so, dass keine Fliege auf ihnen stehen konnte, als er sie ablieferte. Der Wagenlenker ist erstaunt, und fragt Cuchulinn, wer er sei. Dieser giebt sich zu erkennen. „Weh mir, ich bin verloren", ruft jener. „Nicht so," sagt Cuchulinn, „denn ich tödte nicht Wagenlenker, Knechte oder Leute ohne Waffen. Aber wo ist Dein Herr?" „Dort auf der Wiese." Ehe der Herr vom Diener gewarnt werden kann, hat Cuchulinn ihn erreicht, und ihm den Kopf abgeschlagen.

Wir brechen hier ab, das Mitgetheilte wird genügen, um eine ungefähre Vorstellung von der Art und dem Inhalt der altirischen Sage zu geben.

Die heroische Zeit, in welcher Conchobar in Ulster, Ailill und Medb in Connacht regierten, in welcher Cuchulinn, Fergus und andere Helden ihre Thaten verrichteten, ist noch in vielen anderen Sagen verherrlicht. Sie beziehen sich immer wieder auf dieselben Verhältnisse, trotz manches Widerspruchs im Einzelnen, die Charaktere der Helden sind merkwürdig streng festgehalten, und die Handlung der einen Sage setzt oft die einer andern voraus. Kampf und Wettstreit ist die Hauptlosung der Helden. Aber es ist nicht ein regelloses Dreinschlagen von Wilden, gerade die vorzüglichsten Helden zeichnen sich nicht nur durch grosse Körperkraft, sondern auch durch ihre Kampfeskunst aus, mit dem Schwert und mit dem Speer, im Springen und Werfen. Die Kraft- und Kunststücke, durch die sich Cuchulinn hervorthat, gehen ins Unglaubliche, aber wenn auch hier, wie öfter in der irischen Sage, phantastische Uebertreibung unverkennbar ist, so liegt ihr doch sicher ein wahrer menschlicher Kern zu Grunde. Schon die früheste Erziehung des Knaben war kriegerisch. In Emain, dem Hauptsitze Conchobars, pflegten die Knaben sich tagtäglich im Kampfspiele zu üben, unter Oberaufsicht des Königs selbst. Wehe dem fremden Knaben, der sich, ohne um ihren Schutz zu bitten, in ihre Spiele mischte. Als der kleine Cuchulinn, ohne Ahnung von den Sitten der jungen Helden, dies that, war nur

Digitized by Google

er im Stande sich vom Tode zu retten, denn ihrer fünfzig fielen mit ihren Wurfpfeilen, deren Spitzen im Feuer gehärtet waren, über ihn her. Die Schwerter, Speere und Schilde der Helden hatten ihre besonderen Namen, unter denen sie allgemein bekannt waren. Da die Helden leicht in Zorn geriethen, so ordnete Conchobar in seinem Hauptsitz Emain an, dass die Waffen zusammen in der einen seiner drei grossen Hallen aufbewahrt würden. In einer zweiten Halle befanden sich die Schädel und Waffen der erschlagenen Feinde; in einer dritten, dem berühmten Craeb Ruad, pflegte Conchobar seine Versammlungen und Feste abzuhalten. Ausser ihm hatten zwölf der edelsten Helden von Ulster ihre Lager darin. Von Minnedienst wissen die irischen Helden ebensowenig, als die homerischen Helden. Trotzdem spielen die Frauen in manchen Sagen eine bedeutende Rolle, nicht nur wo es sich ums Freien handelt, sondern auch wo es gilt die Ehre oder den Vortheil des Mannes wahrzunehmen. Sie zeichnen sich durch Klugheit aus, und helfen nicht selten durch ihren listigen Rath den Männern aus der Noth. Die äussere Erscheinung schöner Frauen und Mädchen wird oft beschrieben, aber nie in anstössiger Weise. Es lässt sich nicht leugnen, dass wir an manchen Stellen auffallenden Sitten begegnen, aber andrerseits hat der König seine Königin, ebenso jeder Held sein Weib, und fehlt es nicht an Beispielen treuer und rührender Liebe. Die Helden ziehen nicht wie fahrende Ritter auf Abenteuer aus. Als ein Reflex der romanisch-germanischen Poesie des Mittelalters können diese irischen Sagen nicht betrachtet werden. Sie sind unbestreitbar viel älter und ihrem Inhalte nach ganz eigenartig. In der christlichen Zeit können sie nicht entstanden sein, und noch viel weniger gehören der christlichen Zeit an die Ereignisse und die Verhältnisse selbst, die sie schildern. Muss man dies aber zugestehen, so sind wir mit einem Schlage für diese Sagen bei den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angelangt. Nach einer irischen Berechnung starb König Conchobar im Jahre 33 p. Chr. oder einige Jahre später. Allein die Sage, welche mit dieser Angabe in Zusammenhang steht, ist zu unwahrscheinlich, als dass sie den Ausgangspunkt einer chronologischen Fixierung bilden dürfte. Conchobar musste sich in den letzten Jahren seines Lebens, heisst es, vor jeder Aufregung hüten, denn es sass ihm eine Schleuderkugel im Kopf. Da soll er von Christi Tod gehört haben, und über die That der Juden in rasenden Zorn versetzt worden sein, der alsbald seinen Tod herbeiführte. Es gehört diese Sage zu den Erfindungen, durch welche spätere Geschlechter die gefeierten Helden der Vorzeit in Beziehung zum Christenthum zu setzen versucht haben. Wohl hat sich in Irland mit dem Christenthum eine annalistische Literatur entwickelt, die für die gleichzeitigen Ereignisse gewiss in demselben Grade zuverlässig ist, wie andere Annales des Mittelalters, aber in der heidnischen Zeit herrschte keine sichere Chronologie, wenn auch der Jahreslauf beachtet wurde und z. B. das Sommerende (Samfuin), das ist der 1. November oder vielmehr der Abend vorher, in mehreren Sagen eine bedeutsame Rolle spielt. Will man trotzdem den chronologischen Angaben der Iren nicht jeden Schimmer von Wahrheit absprechen, so kann man sich dabei auf zweierlei berufen, einmal auf die ununterbrochne Tradition der Druiden und Dichter, und dann auf die sorgfältige Pflege, welche die Genealogie von jeher bei den Iren gefunden hat. Einen gewissen historischen Sinn, wenigstens für relative Chronologie, dürfen wir den alten Iren zuschreiben, und zwar um so eher, als ihre chronologischen Ansätze, soweit sie ihre eignen Angelegenheiten betreffen, durchaus nicht extravaganter Art sind und sich sehr

Digitized by Google

wohl mit andern Erwägungen vereinigen lassen. Jedenfalls zeigen die Iren viel eher die Tendenz ihr Alterthum herabzusetzen, es in die Nähe von Christi Geburt zu bringen, als es in paläontologische Urzeiten hinaufzuschrauben. Einerseits ist innerlich in hohem Grade unwahrscheinlich, dass die altirischen Sagen während der christlichen Zeit zuerst entstanden seien, die in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts beginnt und deren Blüthe von 800 an durch die Einfälle der Normannen gebrochen wird. Andrerseits aber erinnert mancher Zug an das, was wir durch Caesar von den gallischen Kelten wissen. Ich hebe nur die Druiden hervor, die Zauberer, Propheten und Rathgeber der Könige, deren Macht wir in der altirischen Sage allerdings nur halb kennen lernen, da die Ueberlieferung auf ihrem Wege durch die christlichen Zeiten den alten heidnischen Cultus und den priesterlichen Charakter der Druiden hat fallen lassen. Ich erinnere ferner an die Schlachtwagen, auf denen die Helden fahren, von denen herab sie zum Kampfe springen, indem sie die Zügelung der Rosse dem Wagenlenker überlassen.*) Dass die altirische Sage ihren charakteristischen Inhalt aus der Fremde bezogen habe, dass etwa Andeutungen in Caesars Commentarien und die homerischen Gedichte ihre Quellen seien, wird kein Kenner der Sache je ernstlich behaupten. Von den homerischen Helden unterscheiden sich die irischen schon in der äusseren Erscheinung sehr wesentlich dadurch, dass ihnen die Rüstung und der Helm fehlt, daher die Farbe des Haars nie in der Beschreibung eines irischen Helden fehlt.

Nach diesen Erwägungen dürfen wir überzeugt sein, dass es eine heroische Zeit der Iren gegeben hat, und dass die Lebensverhältnisse, die ihr in den Sagen zugeschrieben werden, soweit sie nicht phantastisch ausgeschmückt und übertrieben sind, ihre Wirklichkeit gewiss nicht später als um den Anfang unsrer Zeitrechnung gehabt haben. Es wäre sehr verkehrt, wollte man die irische Sage mit manchem der früheren einheimischen Gelehrten für Geschichte halten. Vielleicht ist nicht ein einziges der Ereignisse genau so geschehen, wie die Sage es berichtet; es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um zu erkennen, wie oft ursprünglich Verschiedenes vereinigt, oder Neues nach dem Muster des Alten dazu erfunden worden ist. Aber dass Ereignisse der Art wie Raub von Rindern, Kämpfe zwischen einzelnen Landschaften und Stämmen, Rache für Treubruch und Verrath, Werbungen, Entführungen in jenen gewaltthätigen Zeiten häufig vorgekommen sind, ist gewiss nichts Unwahrscheinliches. Vielleicht ist weder König Conchobar noch irgend eine andere Gestalt der Sage in ihrem Charakter und Thun genau so gewesen, wie die Sagen es darstellen, aber andrerseits wüsste ich nicht, warum nicht einmal wirklich ein König Conchobar, eine Königin Medb gelebt haben sollten, die dann in der Sage von späteren Geschlechtern verherrlicht worden sind.

Wäre es aber nicht möglich, dass die sagenhaften Erzählungen aus Mythen entstanden sind? Was wittert nicht Alles der feine Sinn des vergleichenden Mythologen, wenn er von dem Raube von Rindern hört! Unzweifelhaft sind im Laufe der Zeit mythische Züge in die Sage übergegangen, und ist auf menschliche Helden, z. B. Cuchulinn, übertragen worden, was man einst von Göttern glaubte, aber im Grossen und Ganzen

*) Der Schlachtwagen ist nicht eine irische Erfindung, es ist sogar wahrscheinlich, dass er von Gallien nach Irland gekommen ist. Das Wort dafür, carpat = lateinisch carpentum sieht nach irischen Lautgesetzen wie ein Lehnwort aus. Aber die Alterthümlichkeit des Schlachtwagens in Irland wird durch diese Bemerkung nicht angegriffen.

Digitized by Google

ist doch das Mythische innerhalb der Sage als solches erhalten, so dass wir Bedenken tragen müssen, auch noch die Sage selbst für Mythus zu halten. Die christliche Kirche, deren Dienern wir es mit verdanken, dass von der alten Sage noch so viel erhalten ist, hat die Verehrung heidnischer Götter allerdings nicht geduldet, die Folge davon ist, dass wir nur versteckt die Spuren von heidnischem Cultus finden; aber die Kirche hat nicht gehindert, dass von göttlichen und übermenschlichen Wesen erzählt wird, die in das Leben der Menschen eingreifen.

Was aber der altirischen Sage einen besonders hohen Werth verleiht und sicherlich nicht auf den mythischen Hintergrund des Sternenhimmels oder der Sonne und der Wolken schliessen lässt, das ist die merkwürdig eingehende Ausmalung des Einzelnen. Auf das Genaueste wird beschrieben, aus welchen Stücken die Kleidung besteht, welche Farbe der Mantel hatte, wie fein gewebt das Hemd war, worin die Verzierungen und der Schmuck, worin der Reichthum bestand, welcher Waffen man sich bediente, wie die Feste gefeiert wurden, wie die Halle gebaut und eingerichtet war, was für Sitten beim Feste herrschten und vieles Andere mehr. Hierbei ist das Typische und Formelhafte zu beachten: die Phantasie des Erzählers waltete nicht schrankenlos, sondern sie war an herkömmliche Formen gebunden; dies ist günstig für die Bewahrung des Alten und erhöht die Zuverlässigkeit der Schilderung. Während fast überall in Europa die Wohnsitze der Völker sich vielfach verschoben, während dasselbe Land im Laufe der Zeit neue und wieder neue Bewohner erhielt, ist der gälische Stamm sesshaft auf Irland geblieben. Die Iren sind innig verwachsen mit dem Boden ihrer Insel, und ihre Sagen sind voll von geographischen Namen. Bald sind es Wälder und Wiesen, bald Haide und Moor, bald Berg und Thal, bald Flüsse und Furten, bald Burgen, Gehöfte und stadtartige Niederlassungen, welche als Ort der Begebenheit mit Namen genannt werden. Und auch hier lässt sich das Alter der Sagen an einem neuen Zuge erkennen: viele Namen haben im Laufe der Zeit anderen Platz gemacht, und schon in den ältesten Handschriften wird oft dem alten Namen des Ortes der neue erklärend beigefügt. Es lässt sich freilich nicht leugnen, dass manche der Namen in Zusammenhang mit der Begebenheit stehen, die an dem Orte geschehen sein soll, so dass sich die Frage erhebt, ist die Sage erfunden um den Namen zu erklären, oder der Name erfunden um der Sage willen.

Die altirische Sage hat aber noch eine sehr hohe allgemeine Bedeutung, und zwar in verschiedener Richtung. Auf ihre Bedeutung für die Geschichte des Epos werden wir später zu sprechen kommen, hier heben wir hervor, dass sie uns einen Einblick gewährt in altes, echtkeltisches Leben überhaupt, von dem wir sonst im Einzelnen nur sehr wenig wissen. Das allgemeine Bild, welches Mommsen im 3. Bande seiner Römischen Geschichte von der keltischen Cultur, zunächst Galliens, gegeben hat, wird in vielen Punkten als zutreffend bestätigt, kann aber aus den irischen Quellen noch vielfach durch irische Züge ergänzt und ausgefüllt werden. Auch in der ältesten Zeit Irlands ist z. B. von Ackerbau wenig die Rede, desto mehr von Jagd und Viehzucht. Grosse Heerden von Rindern, Schafen, Schweinen bilden den Reichthum, neben Kleidern, Waffen, Schmuck und Gefässen aller Art.

Der irische Sagenschatz ist aber keineswegs erschöpft mit den Sagen, welche von König Conchobar und seinen Zeitgenossen handeln. Es giebt Sagen über die allmähliche Bevölkerung der Insel, über eine letzte keltische Einwanderung von Spanien her, es giebt

Digitized by Google

ferner Sagen von vorwiegend mythologischem Charakter, uns soll im Folgenden ein zweiter Hauptsagenkreis beschäftigen, den wir als den fenischen oder ossianischen bezeichnen können.

Der Name Ossian hat einst auch in Deutschland einen bezaubernden Klang gehabt. Die von dem Schotten Macpherson veröffentlichten Gedichte haben in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts in tiefgehender Weise auf die Stimmung und den Geschmack unserer Dichter eingewirkt. Es sei hier nur an das Denkmal erinnert, welches Goethe dem Ossian in den Leiden des jungen Werther gesetzt hat. „Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt," lässt er diesen schreiben. „Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes, hinführt;" u. s. w. Der irischen Sage fehlt dieser stimmungsvolle Zauberton, aber jeder neue Aufschluss, der über das Wesen und den Ursprung einer literarischen Erscheinung von solcher Bedeutung Licht zu verbreiten geeignet ist, muss willkommen sein.

Die ossianischen Gedichte Macphersons erschienen zuerst englisch in den Jahren 1760, 62 und 63, die Veröffentlichung des gälischen Textes erfolgte erst im Jahre 1806. Die Handschriften, denen der letztere entnommen sein soll, haben nach bestimmten Zeugnissen ein Jahr lang bei dem Londoner Verleger der englischen Uebersetzung ausgelegen, sind aber schon längst spurlos verschwunden. Es ist nicht meine Absicht auf den erbitterten Streit einzugehen, der sich schon nach dem Erscheinen der englischen Uebersetzung in Bezug auf die Echtheit von Macphersons Gedichten erhoben hat. Im Allgemeinen haben die Gegner triumphirt, man hält den gälischen Text für eine nachträgliche Uebersetzung des englischen Textes, und die entschiedensten Gegner halten Macpherson für einen Betrüger, der allerdings clever genug war, um gewisse Stoffe der schottischen Volksüberlieferung zu schön klingenden Gedichten gestalten zu können. Macphersons Sache ist aber andrerseits eine nationale Angelegenheit Schottlands geworden. In dieser Beziehung sind die Iren ihre Gegner, und diese haben durch ihre Entrüstung sehr viel dazu beigetragen, Macphersons Ossian in fast allgemeinen Misscredit zu bringen.

Die Iren nehmen die Ossiansage für sich in Anspruch, und sie haben darin Recht, dass diese Sage in Irland ihre eigentliche Heimath hat; jedenfalls besitzt Irland die ältesten Quellen.

Die historischen Ereignisse, welche der Ossiansage zu Grunde liegen, fallen nach der irischen Berechnung in die Zeit zwischen 174 und 283 post Chr., und werden durch zwei Schlachten begrenzt, von denen bereits in den ältesten irischen Handschriften, aus dem Anfange und der Mitte des 12. Jahrhunderts, berichtet wird. Wir werden abermals gut thun die angeführten Jahreszahlen nicht bis auf den Einer für zuverlässig zu halten, aber die relative Chronologie der Iren trägt auch hier das Gepräge der Wahrheit: Ossians Zeit ist eine spätere als die Conchobars und Cuchulinns, aber sie liegt gleichfalls noch jenseits der Einführung des Christenthums in Irland.

Nach der einheimischen Ueberlieferung bildete Irland ein einheitliches Reich mit einem König in Tara (altir. Temair) an der Spitze. Die Reihe dieser Oberkönige, die von den Königen der einzelnen Landschaften, aber, wie es scheint, nicht nothwendig aus ihrer Mitte, gewählt wurden, wird bis in graue Vorzeit zurückgeführt, obwohl es nicht

Digitized by Google

an Interregnen gefehlt hat, und obwohl z. B. in der Sage vom Táin Bó Cúalgne von dieser Würde wenig oder gar nicht die Rede ist.

Der 121. Oberkönig war Conn Cetchathach, d. h. der Hundertschlachtige. Dieser hatte einen Druiden, der eine schöne Tochter Murni mit Namen besass. Dem Oberkönig stand sein Oheim Cumall zur Seite, als Führer jener merkwürdigen Streitkräfte, die unter dem heutzutage berüchtigten Namen der Fenier bekannt sind. Cumall bewirbt sich um die schöne Murni, und entführt sie mit Gewalt, als er von ihrem Vater abgewiesen worden war. Dieser wendet sich an den König Conn um Genugthuung. Der Aufforderung des Königs entweder Irland zu verlassen oder das Mädchen zurückzugeben, verweigert Cumall den Gehorsam. Bei Cnucha kommt es zur Schlacht zwischen den Anhängern des Oberkönigs und denen Cumalls. Cumall wird besiegt und getödtet von Goll mac Morna. Murni, von ihrem Vater, der sie verbrennen wollte, verstossen, flüchtete zu ihrer Schwester und gebar einen Sohn, den Finn mac Cumaill. Als Finn erwachsen war, forderte und erhielt er Genugthuung für den Tod seines Vaters. Aber trotz des geschlossenen Friedens blieb eine immer von Neuem wieder ausbrechende Feindschaft zwischen Cumalls Geschlecht und dem Clann Morna, zu dem Goll gehörte, der Cumall erschlug.

Diese Erzählung ist bekannt unter dem Namen „die Ursache der Schlacht bei Cnucha," und steht in einer Handschrift (Lebor na huidre), die um das Jahr 1100 geschrieben worden ist. Finn erscheint hier in seinem historischen Charakter, ohne phantastische Uebertreibung, ohne mythologische Zuthat. Er war der Nachfolger seines Vaters Cumall in der Führerschaft der Fenier. Diese bildeten ein stehendes Nationalheer Irlands, ursprünglich bestimmt die königliche Gewalt zu stützen und die Insel gegen feindliche Einfälle zu vertheidigen. Der irische Name dafür ist fiann, oder fianna im Plural, denn jede Landschaft oder Provinz hatte ihr Contingent. Wenn es nicht Kampf gab, war die Lieblingsbeschäftigung der Fenier die Jagd. Ueberall im Lande gab es Jagdhütten zum Uebernachten, und viele der Abenteuer, die von Finn erzählt werden, ereigneten sich auf Jagdzügen. Unter den romantischen Erzählungen, die jene Zeit betreffen, ist eine der interessantesten Finns Verfolgung von Diarmuid und Grainne. Finn, schon bejahrt, wollte Grainne, die Tochter des Königs Cormac, zum Weibe haben, aber diese wünschte sich einen jungen Mann, und zwang den schönen Diarmuid, der zu Finns Fenern gehörte, wider seinen Willen durch eine Beschwörung, der er Folge leisten musste, mit ihr zu entfliehen. Finn und seine Fenier verfolgen das Paar, Abenteuer reiht sich an Abenteuer, all unsere Theilnahme ist bei Diarmuid, aber er stirbt durch einen wilden Eber, in Gegenwart Finns, der ihn hätte retten können.

Die Erzählungen von den Abenteuern Finns und der Fenier tragen unverkennbar einen jüngern Charakter, als die Sagen von Cuchulinn und Conchobar, mit denen sie in Irland bis auf den heutigen Tag nicht vermengt worden sind. Finn erscheint z. B. nicht auf dem Schlachtwagen; der war zu seiner Zeit verschwunden, und ist ihm auch nicht angedichtet worden. Während die Erzählungen von Conchobar, Cuchulinn, Medb bereits in den ältesten Quellen einen sagenhaften Charakter haben, sehen die ältesten Berichte über Finn eher wie Geschichte aus, und bieten nichts Phantastisches. Aber die Phantasie des irischen Volks hat sich auch dieses Stoffes bemächtigt, und wir finden auch hier wieder, in den zahllosen Erzählungen und Gedichten von Finn und den Feniern die

Digitized by Google

echt keltische Lebendigkeit und Erzählungskunst, die ihre besondere Stärke in der anschaulichen Schilderung des Einzelnen hat.

Wer Finn nur in den romantischen Erzählungen der späteren Zeit kennen lernt, kann auf den Gedanken kommen ihn für eine mythische Gestalt zu halten, denn es werden ihm übermenschliche Kräfte beigelegt, und Vorstellungen von unverkennbar mythischem Ursprung sind in die Sage eingeführt. Das ist aber nur die Art und Weise, wie das irische Volk die Helden und die Begebenheiten der Vorzeit, die es liebte, sich verherrlicht hat. Finn ist erst nach Cuchulinn und Conchobar zu einem Lieblingshelden des irischen Volks geworden, und es lässt sich sogar beobachten, dass gewisse Züge aus dem älteren Sagencomplexe auf Finn und seine fenischen Helden übertragen worden sind. So giebt es z. B. einen Bericht über die Knabenthaten Finns, wie wir einen solchen über die Cuchulinns kennen gelernt haben.

Das Eigenthümlichste in Finns Zeit sind die fianna. Die Kraft liegt nicht mehr ausschliesslich im einzelnen hervorragenden Helden, wie in der eigentlich heroischen Zeit, sondern eben in jenen Corps der Fenier. Der Eintritt unter die Fenier war an gewisse Bedingungen geknüpft. Der Eintretende musste sich zu einem Kriegsgesang (Rosc catha) begeistern können; er musste waffengewandt sein und hatte dies durch schwierige Proben zu beweisen; er musste vorzüglich laufen und im Laufe sich vertheidigen, unter den Aesten niederer Bäume ohne Aufenthalt durchschlüpfen, über brusthohe Hindernisse im Fluge wegsetzen können; dabei musste sein langes Haar so geflochten sein, dass Aeste und Unterholz ihm nichts anhaben konnten; er musste seinen Speer am untern Ende frei mit einer Hand ohne Zittern halten können; trat er sich einen Dorn in den Fuss, so musste er ihn im Laufe und während er sich vertheidigte herausziehen können; dem Führer musste er unbedingten Gehorsam schwören.

Nicht minder charakteristisch waren die Privilegien der Fenier, wie sie schliesslich Finn erlangt haben soll. Es gehörte ihnen alle Jagd; wer ohne zu den Feniern zu gehören, einen Hirsch tödtete, musste ihnen einen Ochsen dafür geben, eine Milchkuh für ein Reh. Niemand durfte ein Mädchen zur Ehe weggeben, ehe er nicht dreimal gefragt hatte, ob ein Fenier sie wolle, und der Fenier ging vor.

Das Land musste schwer unter solchem Drucke leiden, und wir begreifen, dass der Uebermuth der Fenier auch den Königen unerträglich wurde. So kam es denn zur Katastrophe. Carbre, Oberkönig von Irland, vermählte seine Tochter mit dem Sohn eines kleinen Königs, ohne die Fenier zu fragen. Als dies die Fenier unter Finns Sohn Ossín vernahmen, verlangten sie eine Entschädigung mit Berufung auf ihr Privilegium. Darüber in hohem Grade aufgebracht, beschloss Carbre den Kampf mit den Feniern auf Tod und Leben aufzunehmen. Die Fenier waren getheilt, nur die von Leinster unter Finns Sohn Ossín boten dem Oberkönig die Spitze, ihre alten Rivalen, die Clanna Morna von Connacht, standen auf Seiten des Königs. Bei Gabar kam es zu einer furchtbaren Schlacht, welche mit einer vollständigen Vernichtung der Fenier endete. Der Verlust auf Seiten des Königs war kaum geringer. König Carbre selbst und Oscar, Ossíns Sohn, fielen im Zweikampf. Ein Stein mit einer Ogaminschrift meldete die Stelle, nach einem kurzen ossianischen Gedichte, das sich im Buch von Leinster findet, einer berühmten Handschrift aus der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Durch die Schlacht bei Gabar war aber überhaupt Irlands kriegerische Kraft

Digitized by Google

gebrochen. Etwa hundert Jahre später wird S. Patricks Ankunft in Irland verzeichnet, und es beginnt dann bald die christliche Blüthezeit Irlands.

Zu den letzten Feniern, welche die Schlacht bei Gabar überlebten, gehört vor Allen Ossín, Finns Sohn. Was über diesen weiter berichtet wird, erkennt man sofort als ein Erzeugniss der sinnvollen Phantasie des irischen Volks. Nach der einen Version lebte Ossín mit einem Genossen weit über menschliches Alter hinaus und erlebten beide als uralte Greise das Auftreten S. Patricks. Nach einer andern Version weilte auch Ossín, als der Apostel nach Irland kam, schon längst im Lande der Jugend, dem Elysium der heidnischen Iren, wohin ihn einst ein schönes Weib auf weissem Rosse entführt hatte. Da kam aber Ossín die Sehnsucht nach Erinn und den Feniern an. Auf seine Bitten wird ihm ein Besuch auf dem einstigen Schauplatz seiner Thaten gestattet, aber wehe ihm, wenn er von dem weissen Rosse herabsteigt, oder sein Fuss die Erde berührt! Ossín findet Alles verändert auf Erden, zuletzt erblickt er eine Menge Menschen, die sich vergeblich bemühen einen grossen Stein zu bewegen. Er will ihnen helfen, dabei berühren seine Füsse den Boden und im Nu ist sein Ross verschwunden, er selbst ein schwacher, blinder Greis, ohne Rückkehr in das Land der Jugend! Die Entführung Ossíns durch eine Fee dahin ist einer jener mythischen Züge, welche zu dem phantastischen Rüstzeug der Erzähler gehörten und aus den älteren Sagen auf spätere Lieblinge des Volks zur Bildung neuer Sagen verwendet worden sind.

Ossín wird mit S. Patrick zusammengebracht, ein sinnvoller poetischer Gedanke. Es entsteht eine eigenthümliche Art von Gedichten, Zwiegespräche zwischen diesen beiden Vertretern so verschiedener Zeiten. S. Patrick lässt sich von Ossín die Herrlichkeit seiner jungen Tage schildern, und sucht seinerseits, wenigstens in manchen der Gedichte, den gebrochenen Greis zu bekehren. In anderen Gedichten spricht Ossín allein, und deutet nur der Anfang an, dass seine Rede an S. Patrick gerichtet zu denken ist. Alle diese Gedichte sind mehr oder weniger tendenziös: es spricht sich in ihnen eine wehmüthige Stimmung über den geschwundenen Glanz alter Zeiten aus.

Wir ahnen jetzt, worauf sich Ossíns Dichterruhm stützt: auf phantastische Dichtung, die im Laufe der Zeit für Wahrheit genommen worden ist. Ossín oder Ossian war ursprünglich nicht mehr und nicht weniger Dichter als andere seiner Zeitgenossen.

Allein die Rolle, welche dem Ossín als Vertreter der alten Zeit gegenüber S. Patrick zugefallen ist, erklärt noch nicht Alles.

Der irische Gelehrte O'Curry hat zuerst auf eine Anzahl vereinzelter Gedichte dieses Sagenkreises aufmerksam gemacht, die sich in verschiedenen alten Handschriften finden. Die meisten derselben werden auffallender Weise nicht dem Ossín, sondern dem Finn selbst zugeschrieben. Es genügt hier nicht darau zu erinnern, dass die Fenier überhaupt die Dichtkunst gepflegt haben sollen, vielmehr kommt hier eine wichtige Eigenthümlichkeit in der äussern Form der irischen Sage in Betracht.

Die Iren haben es nicht zu einem grossen Nationalepos gebracht, obwohl die geeignetsten Stoffe in Hülle und Fülle und bis ins Einzelne vorbereitet vorhanden waren. Aber für die Entstehung des Epos im Allgemeinen sind die irischen Verhältnisse von hohem Werthe, denn hier liegt uns thatsächlich, mit Händen greifbar, eine Vorstufe des Epos vor: zahlreiche einzelne Sagen, die sich mehr oder weniger eng zu Gruppen vereinigen, doch ohne eine festgegliederte Einheit zu bilden. Die Sagen sind Prosaerzählungen,

Digitized by Google

aber mitten in die Prosa finden wir einzelne Gedichte eingelegt, und diese bilden die Anfänge einer auch formal dichterischen Behandlung der Sage. Das Verhältniss ist nicht so, dass einmal ein Stück versificirt worden wäre, dann wieder ein Stück folgte, zu dem sich kein Bearbeiter gefunden hätte, so ellenweise ist nicht gedichtet worden.

Vielmehr sind es die lyrischen und die dramatischen Elemente der Sage, die Reden, Monologe und Dialoge, welche zuerst die Kunst des Dichters herausgefordert haben. Diese Reden in Versen treten in verschiedener Form auf; bald ist es Wechselrede Vers um Vers, bald sind es längere Gedichte; bald bewegen sie sich in einfacher Sprache, bald in ekstatischen hochtönenden Worten. Bisweilen sind sie so häufig, dass die Prosaerzählung fast verschwindet, und eben nur noch die Versificirung der erzählenden Stücke, welche die Gedichte einleiten, zu einem einheitlichen epischen Gedichte fehlt. Aber dieser Schritt ist eben in Irland nicht geschehen. Nirgends erkennt man deutlicher, wie sehr erst die Versificirung der einfachen Erzählung der Ereignisse formal das Wesen des Epos vollendet.

Die Namen der Dichter, denen wir jene Gedichte, die der alten irischen Sage einverleibt sind, verdanken, sind für immer verloren. Wohl wird uns oft in den Sagen selbst von berühmten Dichtern berichtet, von ihrer Kunst, von dem Umfang ihres Gedächtnisses, denn sie waren zugleich die Gefässe der Ueberlieferung, aber erst aus den letzten Jahrhunderten treten die Dichter persönlich mit ihren Erzeugnissen vor die Nachwelt. Von dem Stande der alten Dichter, von ihrem Ansehen erfahren wir in Irland vielleicht mehr, als bei irgend einem andern Volke, aber die Persönlichkeit des einzelnen ist für die Nachwelt verschwunden. Diese Namenlosigkeit der Gedichte hängt zusammen mit dem naiven Aufgehen von Dichter und Hörer in der Sache und Sage. Und doch waren für eine naive Zeit diese Gedichte nicht namenlos, denn sie sind den Sagen so einverleibt, dass sie den handelnden Personen selbst in den Mund gelegt werden. Unzählige Male begegnen wir der Formel „da sang“ oder „da sprach“ Cuchulinn, Fergus, Medb und wie die handelnden Personen alle heissen. So haben wir denn auch jene Gedichte aufzufassen, die in einigen älteren irischen Handschriften durch Ueberschriften wie Ossín oder Finn cecinit dem Finn, dem Ossín und Anderen zugeschrieben werden. Sie gehören eigentlich in eine Erzählung hinein, oder bedürfen zum Mindesten einer erklärenden Angabe, bei welcher Gelegenheit Finn oder Ossín solche Worte gesprochen haben soll. Diese Gedichte sind stellenweise für uns recht dunkel, weil sie Beziehungen und Anspielungen enthalten, die nur bei Kenntniss der ganzen Sage verständlich sind. In dieser Beziehung sind die vorher besprochenen ossianischen Gedichte, welche in Gespräche Ossíns mit S. Patrick eingekleidet sind, besonderer Art. Die Rahmenerzählung bleibt sich immer gleich und besteht darin, dass Ossín dem S. Patrick aus längst vergangenen Zeiten erzählt. Die Gelegenheit also, bei der Ossín redend eingeführt wird, steht in gar keiner Beziehung zu dem Inhalt der Erzählung selbst. Diese muss also ihren Stoff ganz enthalten, ohne Anlehnung an vorher Erzähltes, und derartige Gedichte haben dann auch einen mehr selbständigen Charakter gewonnen, und können epischen Gesängen verglichen werden. Aus den Gedichten aber, welche dem in der Sage redend eingeführten Ossín in den Mund gelegt werden, hat sich dessen Dichterruhm und dichterische Gestalt entwickelt. Was ihm nur in den Mund gelegt, in Wirklichkeit von einem namenlosen Dichter gedichtet worden ist, das hat man im Laufe der Zeit als sein Werk angesehen.

Digitized by Google

Für die eben besprochenen literarhistorischen Verhältnisse bietet uns die altindische Literatur eine höchst interessante ähnliche Erscheinung. Die Brâhmaṇas enthalten viele Sagen, die in Prosa erzählt werden, aber nicht selten sind ihnen Verse beigegeben, bekannt unter dem Namen der Gâthâ's. Dies ist auch hier eine vorepische Stufe der Dichtung. Diese Gâthâ's sind gleichfalls Reden, Monologe oder Dialoge, die wie jene altirischen Gedichte, den Hauptpersonen der Sage in den Mund gelegt werden. Ich erinnere nur an die Sagen von Hariçcandra und Çunaḥçepa im 7. Buche des Aitareyabrâhmaṇa. Ja noch mehr. Im 10. Buche des Rigveda steht ein Gedicht, das aus einem Zwiegespräch zwischen der Apsaras Urvaçî und Purûravas besteht. Es ist dort kaum verständlich, denn es ist ein von seiner Rahmenerzählung losgelöstes Gedicht; besser verstehen wir es im 11. Buche des Çatapathabrâhmaṇa, wo sich dieselben Verse finden, aber inmitten einer Sage, auf die sie sich beziehen sollen. Jedenfalls sind es Verse, die dem Purûravas und der Urvaçî in den Mund gelegt sind. Und daran anknüpfend hat die spätere indische Gelehrsamkeit diese zwei Personen zu den Verfassern des Liedes gemacht. Genau in derselben Weise ist Ossian zu einem Dichter und Verfasser vieler Werke geworden.

Wir haben uns bisher in der Behandlung der Ossiansage ausschliesslich auf irischem Boden bewegt, und treten nunmehr auf den schottischen Boden über. Denselben Weg ist auch die Sage gewandert, obwohl man in Schottland diese Wahrheit nicht gern hört. Es scheint ein grosser Triumph für die schottischen Ansprüche zu sein, dass durch das Buch des Dean of Lismore, eine schottische Handschrift aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts (ca. 1512), das Vorhandensein ossianischer Gedichte in Schottland schon für diese Zeit erwiesen ist, aber andrerseits zeigt die Mehrzahl gerade dieser Gedichte im Buch des Dean of Lismore noch unverkennbar deren irischen Ursprung, und man muss sich wundern, dass diese Thatsache von Skene, dem Verfasser der Einleitung, nicht offner und rückhaltloser eingeräumt wird. Wir finden hier die Zwiegespräche Ossians mit S. Patrick, dem Apostel Irlands, wir finden so und so oft Irland oder eine seiner Landschaften als Schauplatz der Ereignisse genannt, und wir finden dieselben Personen wieder, die wir schon als die Helden der irischen Sage kennen gelernt haben. Ganz besonders interessant aber ist hier ein kleiner Zug, der sehr schön die Verwandlung Ossin's, dem in der Sage Gedichte in den Mund gelegt werden, in einen wirklichen Dichter veranschaulicht. An Stelle des zweideutigen Ossin oder Finn cecinit der alten irischen Gedichte ist in dieser schottischen Handschrift geradezu ein „a houdir so Ossin" d. h. auctor huius Ossin geworden. In derselben Weise ist in dieser schottischen Sammlung auch Conall Cernach, ein Held des älteren Sagenkreises, der in vielen Sagen eng mit Cuchulinn verbunden ist, als auctor eines Gedichtes aufgeführt. Auch ihm sind in der Sage nicht selten Gedichte in den Mund gelegt worden, und so ist auch er, wie wir sehen, nicht dem Schicksal entronnen in die Reihe der Dichter aufgenommen zu werden. Ossins oder Ossians Dichterruhm ist aber durchaus nicht besser begründet als der Conalls. Ja, in der alten Feniersage selbst gilt als der eigentliche Dichter der Fenier nicht Ossin, sondern Fergus, ein anderer Sohn Finns. Wie kam es aber, dass trotzdem Ossin in so ausschliesslicher Weise der Dichter der Vergangenheit geworden ist? Wir wiederholen, weil er nach der Ueberlieferung die Schlacht bei Gabar überlebte, gleichsam das Ende der alten Zeit, von der er als der letzte Augenzeuge erzählt. Es ist wohl zu beachten, und

Digitized by Google

hängt eng mit Ossins ursprünglichem Charakter zusammen, dass er nur von Ereignissen berichtet, die er selbst mit erlebt haben will, nie von Ereignissen, die vor seiner Zeit geschahen. Erst bei Macpherson finden wir — und das spricht nicht für das Alter seiner Gedichte —, dass Ossian auch von Cuchulinn erzählt, freilich indem er ihn, zum Entsetzen der Iren, als seinen Zeitgenossen hinstellt. Ossín war aber nicht der einzige letzte Fenier, mit ihm überlebt noch ein Verwandter die Schlacht bei Gabar. Daher finden wir vereinzelt auch diesen als Erzähler aus der Vergangenheit, aber Ossín macht ihn unnöthig, denn wozu zwei Erzähler derselben Dinge? Finn aber, dem in alten irischen Handschriften mehr Gedichte in den Mund gelegt werden, als dem Ossín, war schon vor der Schlacht bei Gabar gestorben; es fehlte also der Anhalt, seine Gestalt zu der eines Erzählers seiner Thaten weiter zu entwickeln.

Aus dem ersten Sagenkreise eine Dichtergestalt heraus zu entwickeln, ist nicht ernstlich versucht worden. Am ehesten würde sich Fergus dazu geeignet haben, und in der That ist wenigstens soviel von diesem erfunden worden, dass derselbe, als die Dichter und Gelehrten Irlands im 6. Jahrhundert versammelt waren, um die Geschichte des Táin, die keiner mehr vollständig wusste, mit vereinten Kräften wieder zusammen zu bringen, plötzlich aus dem Lande der Jugend erschien, und Alles erzählte, wie es gewesen war.

Wir sind jetzt genügend vorbereitet, um uns zu der glänzenden Erscheinung von Macphersons ossianischen Gedichten wenden zu können. Wer ihre Stoffe nicht schon aus andern Quellen kennt, und sie unbefangen auf sich wirken lässt, der muss sie eigenthümlich schön finden. Wer aber die altirische Sage kennt, und dann diese Gedichte liest, vergleichend und analysirend, dem wirbeln alsbald die Gedanken im Kopfe, er glaubt in ein Kaleidoskop zu blicken, in welchem eine Drehung dieselben Elemente zu unberechenbar neuen Figuren durch einander geschüttelt hat. Kaum dass Vater und Sohn zusammenbleiben, Personen und Ereignisse verschiedener Zeit werden zusammengerückt, der Feind wird zum Freunde, der Ire zum Schotten, in den Namen sind ohne Gesetz bald Silben geschwunden, bald neue Elemente zugesetzt worden.

Sehr augenscheinlich zeigen sich diese Verhältnisse in dem grossen, aus acht langen Gesängen bestehenden Gedichte Temora. Hier nehmen selbst die Schotten an, dass es in Irland spielt, wir haben also unzweifelhaft das Recht, die Jahrhunderte ältere irische Tradition als der Wahrheit näher stehend zu betrachten. In der irischen Sage ist Carbre der Sohn Cormacs und, nachdem dieser gestorben, dessen Nachfolger auf dem Thron von Irland. Bei Macpherson sind beide aus ganz verschiedenem Geschlecht und besteigt Cairbar — so heisst er da — den Thron, nachdem er Cormac ermordet hat. In der irischen Sage ist Finn der Führer der Fenier, bei Macpherson ist Finn oder Fingal ein schottischer König. In der irischen Sage ist es der Uebermuth der Fenier, der zu dem Kampfe zwischen dem Könige von Irland und den Feniern unter Finns Sohn Ossín und dessen Sohn Oscar führt; bei Macpherson veranlasst eine auf lauter Verwechslung von Namen beruhende Verwandtschaft mit dem ermordeten König Cormac den schottischen König Finn zum feindseligen Auftreten gegen den Mörder Cairbar (irisch Carbre). Von dem ursprünglichen Charakter der Schlacht bei Gabar, die zu der Vernichtung der Fenier führt, ist keine Spur mehr vorhanden. Auch im Namen der Schlacht ist eine Veränderung eingetreten, sie wird auf der Heide von Moilena geschlagen, die in Irland der Schauplatz einer andern Schlacht ist. Nur ein Zug stimmt wieder: Cairbar und

Digitized by Google

Oscar tödten sich gegenseitig. Aber in Irland ist dieser Tod der Führer das Ende der grossen Schlacht, bei Macpherson ladet Cairbar den Oscar vor der Schlacht zu einem Feste ein, das er verrätherischer Weise zu einem Angriff verwendet, bei dem er selbst mit den Tod findet.

Das Mitgetheilte wird eine ungefähre Vorstellung geben von dem Verhältnisse, in welchem Macphersons Gedichte inhaltlich zu der irischen Sage stehen. Eine der bedeutendsten Abweichungen ist, dass die Schotten Finn und sein Geschlecht, also auch die Dichtergestalt Ossíns, für sich in Anspruch nehmen. Anderen Helden hat auch die schottische Sage, hat auch Macpherson ihre ursprüngliche irische Nationalität belassen, nur Finn, Ossian und Oscar beansprucht Schottland und will es sich nicht nehmen lassen. Wir können nur zugeben, dass die Finnsage im schottischen Hochland mit einer Liebe gepflegt worden ist, als ob sie das eigene Kind Schottlands wäre, und dass die Finnsage bei Macpherson eine eigenartige, von der irischen stark abweichende Fassung erhalten hat, aber freilich erhalten hat durch absichtliche oder allmähliche Umbildung.

Die blinde Dichtergestalt Ossians ist der Stolz Schottlands geworden. In den meisten von Macphersons Gedichten tritt uns Ossian zu Anfang als der Sänger des Lieds entgegen, und in ergreifender Weise führt er vor, wie ihm die Erinnerung an die alten Tage kommt. Ein mir aus Irland nicht bekannter Zug ist, dass er seine Worte nicht selten an Malvina (Mala mhìn „smooth or gentle brow") richtet, die als die Führerin des blinden Greises dargestellt wird. Sie soll die Tochter Toscurs und die Geliebte Oscurs gewesen sein, allein es sind hier ohne Zweifel aus einer Person zwei gemacht, denn Toscur ist aus Oscur entstanden, indem man das t, welches nach gälischen Lautgesetzen nach gewissen Wörtern vor vocalischen Anlaut zu treten pflegt, zum Namen selbst gezogen hat. Vereinzelt finden wir auch bei Macpherson, dass Ossian seine Worte an einen christlichen Missionar richtet, nur dass S. Patricks Name fehlt. In Uebereinstimmung mit der irischen Sage ist, dass Ossian in wehmüthiger Stimmung wenigstens vorwiegend aus der selbsterlebten Vergangenheit erzählt.

Was sagen aber die Schotten ihrerseits zu den irischen Ansprüchen? Die ganze Tiefe derselben kennen sie nicht. Ich führe nur an, wie ein so hervorragender Mann wie Skene sich in der Einleitung zum Buch des Dean of Lismore ausgesprochen hat. Er bestreitet nicht, dass Finn und Ossín auch in der irischen Sage lebendig sind, übersieht aber das Alter und den Werth der letzteren, und versucht einen Compromiss: die Gestalten Finns und Ossins seien gemeinsames Eigenthum der Gälen Schottlands und Irlands. Dann würden also die Schotten die Finnsage durch eine von Irland unabhängige Tradition besitzen. Das entspricht aber eben nicht der Wahrheit: die schottische Sage knüpft offenbar an die irische an, die irischen Sagen und Gedichte sind von Irland nach Schottland hinübergewandert, wie wahrscheinlich einst auch die Bevölkerung; wenn auch die Gälen Schottlands und Irlands in frühester Zeit ein Volk gewesen sind, so kann Finn als Person doch nur entweder ein Ire oder ein Schotte gewesen sein. In Wahrheit ist Finns Heimath Irland, in Wahrheit ist der blinde Dichtergreis Ossian eine poetische Erfindung, die zuerst in Irland entstanden und geglaubt worden ist.

Ein höchst bedenklicher Punkt für das Alter von Macphersons Gedichten ist die Sprache. Diese trägt ein ganz modernes Gepräge, sie ist abgeschliffen wie das Gälisch des vorigen Jahrhunderts und wie das heutige Gälisch. Wir besitzen aber andrerseits

Digitized by Google

Documente aus älterer Zeit, in denen das schottische Gälisch noch in derselben Weise wie das alte Irisch die Spuren der indogermanischen Flexion erhalten hat. Es wäre daher von denen, welche Macphersons Gedichte wirklich aus grauer Vorzeit stammen lassen, zu erklären, wie die Sprache derselben von anderen schottischen Sprachquellen aus sehr historischer Zeit an Alterthümlichkeit übertroffen werden kann. Hier spielt der neueste sonst verdiente Herausgeber der Poems of Ossian einen Trumpf von höchst bedenklicher Art aus. Clerk weiss aus M. Müllers Lectures recht wohl, dass die Sprachen in älterer Zeit reichere Flexionsbildungen, als in späterer Zeit, wo sich der lautliche Verfall breiter macht, gehabt haben, aber er weiss auch aus derselben Quelle, dass es eine allerälteste Zeit gegeben hat, in der die Sprache die Flexion noch nicht kannte, „and the language of Ossian seems to me clearly to belong to such a period as this!“

Wenn die ossianischen Sagen im schottischen Hochland mit Liebe gepflegt worden sind, so könnte man erwarten, dass das schottische Volk etwas von seiner eigenen Art und seinen eigenen Erlebnissen hinein gelegt hätte. Aber aus der innern Geschichte Schottlands erfahren wir durch Macphersons Gedichte so gut wie Nichts, und es können ferner die besonderen Eigenthümlichkeiten derselben, die zuerst in die Augen springen, jedenfalls nicht zu Gunsten des altkeltischen Charakters derselben geltend gemacht werden. Dahin gehört vor Allem das starke Hereinspielen des Nordischen in die Sage. Der König und die Krieger von Lochlin, d. i. Skandinavien, sind die Hauptgegner, mit denen Finn kämpft, wenn er nicht in irische Händel verwickelt ist, und es bleibt noch zu untersuchen, ob nicht die altnordischen Sagen in dieser Richtung Anklänge oder Vorklänge zu den ossianischen Gedichten Macphersons bieten. Auch in der alten irischen Sage fehlt es nicht ganz an Beziehungen zu Skandinavien, ebensowenig wie zu Alba, Schottland, aber sie treten bei Weitem nicht so breit auf, in Irland gewinnt Finn seinen Ruhm nicht den Normannen gegenüber. Erst etwa von 800 an werden die Normannen zu einer Plage Irlands, aber damals war in Irland die Finnsage längst ausgebildet.

Eine letzte Besonderheit, die wir hier erwähnen wollen, ist der eigenthümliche poetische Ton von Macphersons Gedichten. So stimmungsvolle Schilderung der Naturscenerie findet sich in den älteren irischen Gedichten nicht, ist aber ein Zug, der schwerlich aus alter Zeit stammt. Im Ganzen kann ich nicht verhehlen, dass der Ton von Macphersons ossianischer Poesie auf mein Gefühl mehr den Eindruck des Nordischen als den des Keltischen macht.

Meine Absicht ist nicht gewesen, eine vollständige Charakteristik von Macphersons ossianischen Gedichten zu geben — über Sprache, Metrik derselben wäre noch viel zu sagen — ich wollte nur andeuten, in welchem Verhältniss dieselben zur altirischen Sage stehen. Diese giebt uns ein sachlich höchst werthvolles Bild von altkeltischem Leben und altkeltischer Cultur, wenn ihr auch manches phantastische Element beigemischt ist. Macphersons Gedichte beruhen in ihrem keltischen Theile auf der altirischen Sage, zeigen dieselbe aber wesentlich umgestaltet, wie dies wanderndem Gute zu widerfahren pflegt, und haben sich dadurch immer weiter von der geschichtlichen Wahrheit entfernt. Auch sind der altkeltischen Sage fremde Stoffe beigemischt, so dass Macphersons Gedichte nur mit grosser Vorsicht als Quelle für keltisches Alterthum benutzt werden können. Ausser diesen giebt es in Schottland noch zahlreiche andere Texte, welche die Finnsage behandeln. Diese scheinen sich zum Theil weniger weit von den irischen

Digitized by Google

Quellen entfernt zu haben. Trotzdem ist es nicht ohne Weiteres erwiesen, dass alles Fremdartige erst durch die contaminirende Thätigkeit Macphersons in die von ihm veröffentlichten Gedichte gekommen ist. Es ist ferner noch nicht erwiesen, dass sein gälischer Text überall erst eine nachträgliche Uebersetzung seiner englischen Compositionen ist, denn schwierige Stellen des gälischen Textes fehlen nicht selten in Macphersons englischem Text, und die wörtliche englische Uebersetzung nimmt sich oft ganz anders aus als dieser. Dass Macpherson einzelne Gedichte oder Fragmente, die er vorfand, zu grösseren Ganzen vereinigt hat, steht fest. Dass er nicht immer aus Handschriften, sondern auch aus der mündlichen Erzählung geschöpft hat, ist sehr wahrscheinlich. Ob er überall zuerst die Verwechselungen und Verstümmelungen verschuldet, und die neuen Combinationen der Stoffe unternommen hat, oder ob ihm hier und da andere Redactoren bereits vorgearbeitet hatten, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden.

Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen wurde die Sitzung geschlossen.

Mittags um 2 Uhr fand das Festmahl in der Tonhalle, und Abends um 7 Uhr Festvorstellung im Theater statt, an welcher Herr Friedrich Haase als Gast theilnahm.

Zweite allgemeine Sitzung.

Dienstag, den 1. October, Vorm. 10 Uhr, im Saale der Tonhalle.

Präsident Grumme: Ich eröffne die heutige Sitzung mit der Mittheilung, dass Nr. 2 der Festzeitung erschienen ist und im Empfangsbüreau entgegengenommen werden kann, so weit dies noch nicht geschehen sein sollte. Wenn niemand vorher das Wort begehrt, so können wir sogleich zur Tagesordnung übergehen. — Ich ersuche also Herrn Prof. Gelzer seinen Vortrag zu halten.

Prof. Dr. Gelzer: **Die politische und kirchliche Stellung von Byzanz.** Es wird Sie nicht befremden, wenn ich in einer Zeit, wo die orientalische Frage ganz Europa in Spannung hält, meine Blicke nach Osten richte. Für den Lehrer der alten Geschichte ist es gewiss ein zeitgemässes Thema, wenn er im Jahre des Friedens von San Stefano und des Berliner Congresses die weltgeschichtliche Bedeutung von Byzanz zum Gegenstand seiner Darstellung wählt. Obwohl die Schranken der Zeit eine vollständige Verwerthung des überreichen Materials ausschliessen, so hoffe ich doch, es werde mir gelingen wenigstens dem Gedanken Eingang zu verschaffen, dass wir hier vor einem der interessantesten historischen Probleme stehen.

Vielleicht kein Abschnitt der Weltgeschichte hat eine so gründlich abschätzige Verurtheilung erlitten, als die byzantinische Geschichte. Schon mit dem Worte Byzantinisch ist bei uns ein durchaus verächtlicher Nebenbegriff verbunden. Orientalischer Despotismus und ein fast wahnwitziger Cäsarenhochmuth auf der einen, niedriger Servilismus und völlige moralische Corruption auf der andern Seite gelten als die einzigen Kennzeichen. „Die landläufige Vorstellung vom byzantinischen Reiche", sagt daher mit

Digitized by Google

Recht der erste Kenner auf diesem Gebiete, „ist die, dass es ein alterschwacher Staat „gewesen sei, gestützt von feilen Beamten und feigen Söldnern, dem die Nachbarn mit „langsamer Stetigkeit eine Provinz nach der andern entrissen, und der doch weder zu „leben noch zu sterben vermochte.“ Diese ganze Auffassung lässt sich mit dem einen Wort charakterisiren: „Byzanz verfällt“. „Arcadius,“ sagt Schlosser, „vererbte seinem Sohne Theodosius ... ein nicht weniger schwankendes Reich, als Honorius späterhin hinterliess“.

Im darauffolgenden Jahrhundert verbreitet wenigstens Justinian äussern Glanz, aber, um mit Dahn zu sprechen, „er trat in die Geschichte dieses Reiches ein in einer spätern Periode des grossen Processes der Fäulniss oder richtiger noch der Vertrocknung, welche seit Jahrhunderten an der Zerstörung des Staates arbeitete.... Noch tausend Jahre nach jener Zeit bestand in Byzanz der Name des oströmischen Kaiserthums. Aber man kann das einen Zufall in der Geschichte nennen.“

Mit dem 7ten Jahrhundert kommt die Arabernoth, und damit Fortschritt des Verfalls. „Mit jedem Schritt,“ sagt Gibbon, „welcher uns dem Zerfall und Untergang des oströmischen Kaiserreichs näher bringt, bieten uns die Jahrbücher jeder nachfolgenden Regierung, the annals of each succeding reign, eine undankbarere und traurigere Aufgabe. Sie wiederholen unaufhörlich dasselbe widerwärtige Einerlei von Schwäche und Jämmerlichkeit.... Das Schicksal des griechischen Kaiserreichs ist dem des Rheines verglichen worden, der sich im Sande verliert, ehe sich seine Wogen mit dem Ocean vereinigen können.“ — Tröstlicheres vernehmen wir auch späterhin nicht. „Ein Bild der Schwäche und des Jammers,“ so meint Kortüm, „bieten die Grenzwächter Europas und Asiens, die Byzantiner; nach aussen hin werden sie, seit im 10ten Jahrhundert die Arabernoth endigt, von andern nicht minder gefährlichen Feinden bedrängt, den Normännern in Italien und Dalmatien, den Ungarn am adriatischen Meer, den seldschuckischen Türken in Kleinasien, den Russen in der Krimm und am Kuban, den Bulgaren, Kumanen, Chazaren, Petschenären und ähnlichen Tartarenhorden an der untern Donau; nach innen hin von herrschsüchtigen und wollüstigen Weibern, feilen Hofbedienten, ränkevollen, unduldsamen Priestern, willenlosen und lasterhaften Kaisern.“

So scheint sich denn in diesem Ueberblick unser erster Eindruck zu bestätigen, dass in einem 1000jährigen Zeitraum Byzanz nicht aufhört, raschen Schritts dem Verfall und Untergang entgegen zu gehn. Bedenklich bleibt nur die abnorme Dauer dieses traurigen Verwesungsprozesses. Sonst ist man gewohnt, andern Staaten schon eine bedeutende Stellung in der Weltgeschichte einzuräumen, wenn ihr Beginn, ihre Glanzperiode und das allmähliche Sinken zusammen ein halbes Jahrtausend umfassen. Hier aber soll der Verfall allein das doppelte Zeitmass ausfüllen. Schon der Contrast zwischen dem frühen Untergang Westroms und der zähen Ausdauer des kranken Ostroms hat etwas so Auffallendes, dass die ernstesten Bedenken gegen die unbedingte Gültigkeit der conventionellen Anschauung sich nicht abweisen lassen. Ohne dass es einer heroischen „Rettungsmethode“ bedarf, lediglich durch eine unbefangene Prüfung des von den Oströmern Geleisteten, wird sich vielleicht doch das Urtheil über ihre Staatsgeschichte etwas günstiger gestalten. Lassen wir nur die einfachen Thatsachen sprechen. Vor Allem: welches andere Staatswesen hat nicht momentan, sondern während einer ganzen Reihe von Jahrhunderten so furchtbare Angriffe anstürmender Völkermassen ertragen wie das byzan-

Digitized by Google

tinische? Im 5ten Jahrhundert bedrängen es Hunnen und Gothen, im folgenden die Slaven, und hundert Jahre später Perser und Avaren. In derselben Epoche gewinnen die Araber die reichsten Provinzen und erscheinen mit ihren Flotten vor der Hauptstadt. Zwischen Donau und Hämus entsteht das bulgarische Reich, und so erhält Ostrom auf Jahrhunderte kräftige, wohl organisirte, von tödtlicher Feindschaft gegen Byzanz erfüllte Nachbarstaaten.

Was soll ich noch die Stürme der macedonischen und der Komnenenepoche aufzählen? Byzanz überdauert sie alle, und ohne Frage, eine so zähe, unter so schwierigen Umständen nicht verzagende Widerstandskraft kann uns nur mit hoher Achtung gegen den bedrängten Staat erfüllen. Was hat nun dem Ostreich diese enorme Resistenzkraft verliehen? Wir antworten: seine Herrscher, seine Heere, sein wohlorganisirtes Staatswesen. Betrachten wir die lange Herrscherreihe von Arcadius und Theodosius bis auf Michael, das letzte Glied der phrygischen Dynastie, so treffen wir in einem vierhundertjährigen Zeitraum fast lauter höchstbegabte, in Krieg und Frieden rastlos thätige, theilweise geradezu genialische Herrschernaturen. Von Leo dem Armenier gestand selbst sein Todfeind, der von ihm abgesetzte bilderfreundliche Patriarch, dass das Römerreich in ihm einen zwar gottlosen, aber gewaltigen Herrscher verloren habe. Ausser den beiden an Leib und Seele verkümmerten Spaniern im Beginn der Reihe, und dem abschliessenden Schwächling, finden sich unter 30 Herrschern nur zwei absolut unfähige Monarchen, Justin II. und Phokas. Der letztere verdankt seine Erhebung einer Reaction der durch das neue Regierungssystem verletzten Militärpartei. Seine Wahl war ein unglücklicher Griff des Zufalls. Justin dagegen war die fünf letzten Jahre seiner Regierung erst tobsüchtig, dann völlig kindisch, so dass er unter Curatel gestellt werden musste.[1]) Indessen diese zwei neuen Auflagen des Gajus und des Maximinus stehen isolirt in einem 4½hundertjährigen Zeitraum. — Wenn dagegen eine Regierung für das Reich verhängnissvoll gewesen ist, so waren es nicht diese notorisch schlechten, sondern die grossartige und durch ihre Erfolge scheinbar so glänzende Justinians. Prokop spricht das mit dürren Worten aus: „Ihm genügte es nicht, das Römische Reich zu Grunde zu richten, sondern „auch Afrika und Italien suchte er zu gewinnen, nur damit er auch die dortige Bevölkerung in den Ruin seiner bisherigen Unterthanen verwickeln könne.“ Auch dieser barocken Ausführung des gründlich verbitterten Verfassers der ἀνέκδοτα liegt ein Körnchen Wahrheit zu Grunde. Die Eroberungspolitik des Kaisers war im höchsten Grade unsolid, und überstieg bei Weitem die Kräfte des Reichs. Während er gemäss einem Spruche des h. Sabas das ganze Reich des Honorius wiedergewinnen sollte, war er nicht im Stande, die Nord- und Ostgrenze der Monarchie gegen die eindringenden Feinde zu schützen. Die Eroberung des Vandalenreichs gelang allerdings mit geringen Mitteln und überraschender Schnelligkeit, und die 150jährige Dauer der oströmischen Herrschaft hat Belisar's kühnen Zug hinlänglich gerechtfertigt.

Ganz anders in Italien. Durch zwanzigjährigen Kampf und ungeheuern Aufwand an Menschen und Geld gewann man ein verödetes Land, das nach 12 Jahren schon

1) Sehr vergnüglich zu lesen ist, was darüber Johann von Ephesus in seiner Kirchengeschichte (III, 2—5) berichtet. In der Hauptsache wird hier der gleichzeitige hauptstädtische Klatsch wiedergegeben; indessen, dass wirkliche Vorgänge, nur übertreibend und volksmässig zugestutzt, mitgetheilt werden, erweist Euagrius V, 11.

Digitized by Google

wieder an die Longobarden verloren ging.[2]) Die sehr fähigen Kaiser aus dem Hause des Heraclius und die macedonische Dynastie haben mit bewundernswerther Zähigkeit die mittel- und süditalischen Reste von Justinians Erbe zu behaupten gewusst. Den Interessen des Reichs wäre eine Verwendung dieser edeln Kräfte im Hämus oder am Euphrat förderlicher gewesen. Ganz verderblich wirkte endlich sein kirchliches System, welches Aegypter und Syrer dem romäischen Staat auf immer entfremdete. So haben seine äussere und seine innere Politik recht eigentlich die schweren Verluste des siebenten Jahrhunderts verschuldet. Diese Einbussen wurden aber wieder aufgewogen durch den immensen Vortheil, dass das Reich von jetzt an in der Hauptsache auf die Balkan- und Taurushalbinsel beschränkt eine einheitliche compacte Masse hellenisch redender Romäer bildete. Die Noth zwang den Staat ganz seiner grossen welthistorischen Aufgabe, der Abwehr des Islams, obzuliegen. Wie wenig noch der germanische Westen hiezu befähigt war, zeigt der jähe Zusammensturz des Westgothenreiches durch ein arabisches Freicorps. Mit Recht wird Karl Martells grosser Sieg als eine rettende That gepriesen; man darf aber nicht vergessen, dass während zwei Jahrhunderten ein Constans, ein Constantin der Bärtige, ein Leo der Isaurier oder Theophilus die wuchtigen Vorstösse der arabischen Hauptmacht mit Kraft und Glück zurückgewiesen haben. Ohne Byzanz hätte die moslemitische Invasion den Bosporus überschritten, während jetzt an den Tauruspässen der Chalifenmacht definitiv Halt geboten ward.

Mit dem Stillstand und dem allmählichen Sinken der Araber geht Hand in Hand eine neue Erhebung Ostroms. Diese Wendung knüpft sich an den Namen Leos, des Begründers der isaurischen Dynastie. Sie, wie die nicht minder kräftige phrygische, haben durch treffliche Reorganisation des Heeres wie der Verwaltung dem alternden Reichskörper neues Leben eingegossen.[3]) Schon das energische Haus des Heraclius hatte neben der Vertheidigung gegen aussen auch im eigenen Hause wieder begonnen Ordnung zu schaffen. Constans und der bei aller Scheusslichkeit kraftvolle Justinian II. bändigten die macedonischen Slaven. Unter Irene und Nicephorus wurde auch der Peloponnes, in dessen Inneres, wie Nicolaus der Patriarch schreibt, der romäische Mann keinen Fuss setzen konnte, wiedergewonnen und völlig hellenisirt.

Eine förmliche Wiedergeburt erlebte das Reich unter der macedonischen Dynastie; nach aussen erweitert sich sein Umfang durch eine Reihe glänzender Eroberungen. Im 10ten Jahrhundert wird der Euphrat wieder Reichsgrenze, „ein so wunderbares Ereigniss war ein deutlicher Beweis des Unglücks der gottlosen Agarener“[4]) — sagt die Chronik des Logotheten. Kreta, Cypern und der grösste Theil Syriens mit Antiochien werden zurückgewonnen; Johannes Tzimiskes dringt bis in die Tigrislandschaft und glaubt selbst die Chalifenhauptstadt πολύολβον καὶ πολύχρυσον τὴν Ἐκβατάνων πολιτείαν nehmen zu können.[5]) Im 11ten zertrümmert Basilius II. das bulgarische, von Ignatieff vorigen Jahres auf dem Papier repristinirte Grossreich, und nach Atropatene, was selbst Rom in

2) Vgl. die trefflichen Ausführungen bei F. Dahn: Prokopius von Caesarea S. 389 ff.

3) G. Finlay: Greece under the Romans. Edinburgh and London. 1844. S. 501 ff.

4) Georg. Hamartol. ed. Muralt S. 834: ὅπερ ἦν θαυμαστὸν καὶ παράδοξον καὶ δεῖγμα τῆς τῶν θεῶν Ἀγαρηνῶν δυστυχίας.

5) Leo diaconus X, 2 ed. Hase S. 162.

Digitized by Google

der Zeit seiner Grösse nicht zu gewinnen vermocht hatte, schickt er einen Statthalter. Nur der Tod hinderte den rastlosen Monarchen an der Ausführung noch weiterer Pläne.

Ein solches Reich musste naturgemäss einen vorwiegend militärischen Charakter tragen. Fast alle Kaiser, vorab die grossen Dynastiengründer, gehören der Generalität an; und die Marschälle stehen dem Thron am nächsten. Nicht alle Herrscher hatten so loyale Diener wie Justinian; nur mit eiserner Faust konnte Leo I. die grossen Generale niederhalten, und wenn unter Zeno Basiliscus eine monophysitische, oder Illus eine chalcedonische Revolte machten, wenn der Armenier Artavasd gegen Constantin für die Bilder kämpfte, so war die religiöse Frage in ihren Augen natürlich völlig indifferent; sie betrachteten ihren Kampf für ein bei den Mönchen beliebtes Glaubensbekenntniss lediglich als eine Massregel politischer Zweckmässigkeit.

Die Armee mit ihren Heerführern hat nun in Byzanz einen ganz kosmopolitischen Charakter. Nicht auf Ausschliessung, sondern auf Assimilirung der fremden Elemente ging die oströmische Politik aus. Diese frischen Bestandtheile, welche von aussen hereindringen und die vorzüglichsten Posten in der Militär- und Staatsverwaltung einnehmen, haben in erster Linie das Reich jung erhalten. Zu allen Zeiten bietet daher die byzantinische Armee ethnographisch den buntesten Anblick. Im 5ten Jahrhundert wiegen unter der Generalität noch die Römer und Germanen vor, im 6ten commandiren unterschiedlos Heruler, Gepiden, Iberer, Slaven und Hunnen. Araber wie Chase, Perser wie Theophobus und vor allem zahlreiche Armenier treffen wir späterhin in den einflussreichsten Aemtern;[6]) ganz natürlich, dass auch der Kaiserthron von fremden Volksgenossen besetzt wird. Das Haus Justinians ist slavischen Geblüts; Leo V. heisst der Armenier, und seine Landsleute sind Nicephorus Phokas und Johannes Tzimiskes; bei dem Hause der Macedonier ist die Frage nur, ob es slavisch oder armenisch sei.

Man würde sich übrigens irren, wenn man deshalb auf eine völlige Wehrlosigkeit der alteinheimischen Bevölkerung schlösse. Das kleinasiatische Bergvolk der Isaurier hat dem Reiche zweimal Kaiser geliefert, und in den Schlachten Zenos wie Justinians seine Kriegstüchtigkeit bewährt. Die dalmatinischen Seestädte und Cherson, diese altgriechische Reliquie mit ihrem ἄρχων und ihren πρωτεύοντες, zeigen uns, wie viel Kraft noch die vom Reich sich selbst überlassenen Aussenposten des Römervolks besassen. Selbst die seit Korinths Zerstörung geschichtlosen Hellenen der Kykladen und des Festlandes bieten uns 727 das unerhörte Schauspiel einer Seeexpedition nach Constantinopel, um die verhasste Herrschaft des bilderfeindlichen Isauriers zu stürzen. Aber die Gebete der Kalograeen zur Panagia von Tinos erwiesen sich als nicht so wirksam, wie die der gastlichen Mädchen Korinths zu ihrer Aphrodite vor dem Kampfe bei Salàmis. Das griechische Feuer zerstörte die hellenische Flotte im goldenen Horn. — Die Volksheiligen sind an die Stelle der alten Götter getreten. In den Heldenkämpfen Thessalonikes mit den umwohnenden Slavenstämmen erscheint der h. Demetrius als der allzeit gegenwärtige Erretter. Durch die persönliche Intervention des Apostels Andreas schlägt die Bürgerschaft von Patrae die umwohnenden Slaven zurück, und macht sie ihm daher aus Dankbarkeit zinsbar. Es ist, als wenn die alte Bevölkerung durch die bald freundliche, bald feindselige Berührung mit diesen Barbaren selbst zu neuer Kraftentfaltung sei an-

6) Vgl. A. Rambaud: L'Empire Grec au dixième siècle. Paris 1870. S. 531 ff.

Digitized by Google

gespornt worden. — Dass aber das Reich eine solche Umgestaltung ertragen konnte, verdankt es vor Allem seinem löblichen Festhalten an der altrömischen Tradition im Heerwesen und in der Verwaltung, welches zeitgemässe Reformen nicht ausschloss. Die zum Theil von kaiserlicher Hand redigirten taktischen Handbücher reproduciren die antiken Vorschriften über Bewaffnung und Einübung der Truppen, über Lagerschanzen und Belagerungskunst. Aber dass die Regierung auch mit raschem Griff neue Entdeckungen sich anzueignen verstand, lehrt das griechische Feuer, das den Islam abhielt nicht schon 800 Jahre vor Mohamed II. seine Herrschaft am Bosporus zu begründen.

Im Innern erfährt die römische Staatsorganisation eine zeitgemässe Umgestaltung. Der kostspielige und weitläufige Beamtenapparat der diocletianisch-constantinischen Ordnung mit seiner dreifachen Abstufung und seiner Trennung der Gewalten wurde bedeutend vereinfacht. Die Statthalter ressortirten unmittelbar von der Centralregierung. Die immerwährende Defensivstellung gegen übermächtige Nachbarn führte zur Einrichtung einer straff militärischen einheitlichen Verwaltung. Der στρατηλάτης entspricht dem alten comes rei militaris und concentrirte in seiner Hand jetzt auch die Civil- und Finanzadministration. Militärisch ist auch die Unterabtheilung der einzelnen θέματα oder στρατήγια in τοῦρμαι und βάνδα oder vexilla. Das Ganze ist also weiter nichts als eine höchst opportune Modification der überlieferten römischen Institutionen.

Die immerwährenden Kriege und die grossen Soldheere verschlangen ungeheuere Summen, und doch sind die Finanzen fast immer wohlgeordnet. Freilich haben auch die in ihren Mitteln durchaus nicht wählerischen Finanztalente, wie Johann der Cappadocier oder Theodotos der ἔγκλειστος, einen ganz soliden Hass der Bevölkerung auf sich geladen, und bei den nicht seltenen Revolutionen durften sie auf einen martervollen Tod zählen.

Die kirchliche Geschichtschreibung freilich ist mit diesem Sparsystem höchlich unzufrieden und feiert mit Vorliebe Monarchen wie Tiberius und Michael Rhankabe, welche in wenigen Tagen die Schätze des Vorgängers vertheilten. Aber die meisten, und gerade die besten Kaiser waren vorsichtige Haushalter, und die Provinzen befanden sich wohl dabei. In allgemeinen Unglücksfällen stellt sich der Fiscus, wie ein Blick in die antiochenische Stadtchronik zeigt, immer mit höchst liberalen Beiträgen ein. — Diocletians entscheidendes Werk, die Aufhebung des seit August bestehenden Dualismus im Reichsregiment, wurde von den Byzantinern als vollendete Thatsache acceptirt. Dem Senat, der ehemaligen Repräsentativbehörde, blieb fast nur noch die Rolle des Repräsentirens, und συγκλητικός ist ein Titel von ebenso erhabenem Klang, als völliger Bedeutungslosigkeit. Und doch gewinnt das parlamentarische System gerade zu Byzanz sehr reale Lebenskraft in den grossen geistlichen Reichsversammlungen. In ihrer ganzen Organisation sind die ökumenischen Concilien die getreuen Abbilder des alten Reichsrathes. Wie der Senat seit der Ausdehnung des Bürgerrechts in Wahrheit eine Notabelnversammlung des ganzen Reiches war, so vertreten die nach Diöcesen und Provinzen geordneten Bischöfe die geistlichen Interessen sämmtlicher Reichslandschaften. Wie im Senat, führt auch in der Synode der Kaiser den Vorsitz, oder lässt sich durch Commissäre vertreten. Er eröffnet die Verhandlungen und ertheilt das Wort; an ihn persönlich wenden sich die Sprecher in den Debatten. Er spricht die Verurtheilungen aus und selbst die dogmatischen Beschlüsse erlangen erst durch seine Publikation Gesetzeskraft. Beim Sitzen endlich beobachten die geistlichen Senatoren dieselbe Ernsthaftigkeit in der

Digitized by Google

hierarchischen Abstufung des Ranges, wie die altrömischen. Beide Versammlungen geben endlich ihren allerhöchsten Beifall durch auch formell übereinstimmende Acclamationen kund.

Im Bisherigen versuchte ich der politischen Bedeutung Ostroms gerecht zu werden; nun aber gilt es noch eine andere Seite zu würdigen, an die jeder sofort denkt, sobald vom Byzantinismus die Rede ist; ich meine das Kirchenthum. Freilich gerade von ihm hegt man nach allgemeinem Urtheil die übelsten Vorstellungen, und versteht darunter ein Hofpriesterthum schlimmster Art. Theilweise erklärt sich aber dieser Widerwille aus dem absolut Fremdartigen, welches diese Welt für unser modernes Bewusstsein hat. Unfasslich ist uns eine von theologisch-dogmatischen Fragen ganz erfüllte Bevölkerung, die wegen eines Zusatzes zu einem Kirchenhymnus eine Revolution wagt, wo nach Gregor von Nyssa jeder Handwerksmann ein profunder Theologe war, und in den Werkstätten und auf den Strassen predigte. „Willst du ein Silberstück umwechseln," fährt er fort, „so unterrichtet dich der Trapezite über den Unterschied von Vater und Sohn; frägst du um den Preis eines Brotes, so erhältst du die Antwort, dass der Sohn geringer sei als der Vater, und erkundigst du dich, ob dein Bad bereit sei, so sagt der Badknecht, dass der Sohn aus nichts erschaffen ward.[7]) Die sehr profanen Soldaten des anatolischen Themas riefen Constantin dem Bärtigen zu: An die homousische Trinität glauben wir, drei auch wollen wir krönen!"[8]) Der Kaiser sollte nämlich seine beiden Brüder als Mitregenten anerkennen.

Höchst fremdartig tritt uns sodann der ascetische Zug des Zeitalters entgegen. Eine nähere Betrachtung nimmt ihm aber viel von seinem Ausserordentlichen; allerdings retten sich viele mit dem Leben zerfallene Existenzen in die Wüste; Kaiser, Minister und Generale nehmen oft freiwillig, öfter noch gezwungen, das Mönchsgewand. Aber auf diesem ausserordentlichen Wege rekrutiren sich Lauren und Coenobien doch nur zur Ausnahme. Der h. Sabas ist der Sohn eines kappadocischen Landmanns. Von seinem Verwandten wird der Knabe hart gehalten und wandert deshalb nach Palästina ins Kloster. Hier muss er Körbe flechten, Wasser tragen, Holz holen, kurz seine Beschäftigungen sind ganz die eines Bauern. Bäurisch ist auch sein χάρισμα, nach wochenlangem Fasten an der bischöflichen Tafel für Zweie zu essen, sodass der Prälat ausrief: „Unser Gottesmann ist, wie der Apostel, zu Allem geschickt; er kann Beides, satt sein und hungrig sein, übrig haben und Mangel leiden." Menschen, die als Ackerleute und Hirten selten mit Andern verkehrten, und wenig geistige Bedürfnisse hatten, konnten sich rasch an die Einsamkeit und Stille gewöhnen. Gewiss sind diejenigen unter den Brüdern, für welche das Eremitengewand im wörtlichen Sinne ein Leben der Entsagung war, die Minderzahl.

---

7) S. Gregorii Nysseni opera ed. Paris. Morell 1638. T. III S. 466 C ff.: πάντα γὰρ τὰ κατὰ τὴν πόλιν τῶν τοιούτων πεπλήρωται, οἱ στενωποί, αἱ ἀγοραί, αἱ πλατεῖαι, τὰ ἄμφοδα· οἱ τῶν ἱματίων κάπηλοι, οἱ ταῖς τραπέζαις ἐφεστηκότες, οἱ τὰ ἐδώδιμα ἡμῖν ἀπεμπολοῦντες. ἐὰν περὶ τῶν ὀβολῶν ἐρωτήσῃς, ὁ δέ σοι περὶ γεννητοῦ καὶ ἀγεννήτου ἐφιλοσόφησε, κἂν περὶ τιμήματος ἄρτου πύθοιο, „μείζων ὁ πατὴρ" ἀποκρίνεται, „καὶ ὁ υἱὸς ὑποχείριος". εἰ δὲ τὸ λουτρὸν ἐπιτήδειόν ἐστιν εἴποις, ὁ δὲ ἐξ οὐκ ὄντων τὸν υἱὸν εἶναι διωρίσατο. οὐκ οἶδα, τί χρὴ τὸ κακὸν τοῦτο ὀνομάσαι, φρενῖτιν ἢ μανίαν, ἤ τι τοιοῦτον κακὸν ἐπιδήμιον, ὃ τῶν λογισμῶν τὴν παραφοράν ἐξεργάζεται.

8) Theoph. chronogr. S. 539, 12 ed. Bonn.: οἱ δὲ τοῦ θέματος τῶν ἀνατολικῶν ἦλθον ἐν Χρυσοπόλει, λέγοντες ὅτι, εἰς τὴν τριάδα πιστεύομεν· τοὺς τρεῖς στέψωμεν.

Digitized by Google

Die Meisten verbesserten sich in ihrer äussern Lage, und fühlten sich gehoben durch ihre neuerworbene, und von allen Ständen respectirte Heiligkeit. Neben allen Extravaganzen erfreut uns auch nicht selten ein gesunder nüchterner Zug, so wenn Euthymius wie Sabas mit Strenge darauf halten, dass keine bartlosen Jünglinge in den Eremitenverein aufgenommen werden, oder wenn der erstere dem übermässigen Fasten gerade der jüngern entgegentrat. Einen Mönch, welcher ein zweiter Melito oder Origenes mit der That war, warf Sabas aus der Laura. Uebrigens hatten ehrgeizige und intelligente Köpfe, denen ein lebenslängliches Zellenleben nicht zusagte, Aussicht, bald auf Bischofsstühle befördert zu werden. Juvenal von Jerusalem nahm seine Suffragane und die Hüter des Kreuzes und des heiligen Grabes meist aus den Reihen der Eremiten. Schon im 5. und 6. Jahrhundert besteht die Mehrzahl der Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem aus ehemaligen Mönchen. Um Steuernachlass oder sonst eine Gunst zu erbitten, schickten die Provinzen regelmässig Eremiten nach der Hauptstadt. Der h. Sabas erlebte es dabei freilich, wegen seiner schmutzigen Mönchskutte für nicht hoffähig erklärt zu werden.[9])

Gleich eigenthümlich, wie der ascetische Zug, berührt uns der auch nicht von der leisesten Skepsis beeinflusste Wunderglaube des Zeitalters. Alle Parteien sind darin völlig einig; nur in den seltenen Fällen, wo wir aus gegnerischem Lager einen Wunderbericht besitzen, wirkt er gemeinhin als Correctiv. Bischof Valens meldet Constantius zuerst den Sieg von Mursa, weil ein Engel ihm denselben mittheilte. Allein er ist Arianer; so weiss Sulpicius Severus[10]), dass das vorgebliche Wunder höchst natürlich durch aufgestellte Boten bewirkt wurde. Ein alter monotheletischer Inclusus erbot sich vor den h. Vätern des VI. Concils, sein schriftliches Glaubensbekenntniss auf einen Todten zu legen und ihn dadurch wieder zum Leben zu erwecken. Man ging auf den barocken Vorschlag ein. Aber obschon er ihm zwei Stunden lang allerlei in die Ohren raunte, wollte dem Ketzer das Wunder in Gegenwart seiner kritisch gestimmten Gegner nicht gelingen, und man rief zuletzt Anathema dem neuen Simon Magus zu.[11])

Daneben dürfen aber die glänzenden Seiten dieser Kirche nicht unberücksichtigt bleiben. Sie ist niemals zu einer Versorgungsanstalt für nachgeborne unfähige Söhne der grossen Familien hinabgesunken. Dies hinderte schon ihre Internationalität. Wie im Heer, treffen wir auch unter den Bischöfen deutsche Namen, wie Fritilas und Frankio, ferner Iberer, Armenier, Perser u. s. f. In Antiochien folgt unter Justin I. auf den Juden Paulus der Samariter Euphrasius.[12]) In der Reichshauptstadt selbst ist Fravitas Gothischer Abkunft[13]),

---

9) Cyrill. Scythop. vita S. Sabae c. LI (bei Cotelerius: ecclesiae Graecae monumenta III S. 298).

10) Sulpic. Sever. chron. II, 38, 5—7.

11) Mansi concill. coll. XI, S. 602—611. „τῷ νέῳ Σίμωνι ἀνάθεμα, Πολυχρονίῳ λαοπλάνῳ ἀνάθεμα.“ S. 610 C.

12) Ioannis Ephes. H. eccl. I, 41.

13) Bestimmt wird dies zwar nicht überliefert; Nicephorus chronogr. compend. S. 775 Dind. nennt ihn bloss πρεσβύτερος τῆς ἁγίας Θέκλης Συκῶν, desgleichen der Catalog bei Leunclavius: Ius Graeco-Romanum S. 298. Er und Ephraem v. 9740 nennen ihn corrupt Φαβρίτας. Aber wahrscheinlich hängt er zusammen (Enkel?) mit dem berühmten Gothen Fravitas, magister militum unter Arcadius und Consul 401, der zum hellenischen Glauben hielt. Seinen Sturz meldet Eunapius ed. Bonn. S. 53, und der jüngere Fravitas wird im Moment der Katastrophe nach dem üblichen Brauch byzantinischer Prinzen und Grandensöhne im Kloster eine Zuflucht gefunden haben.

Digitized by Google

Nicetas ein slavischer Eunuch[14]), Theodosius ein Armenier. Ohne Frage gehörten damals die bedeutendsten geistigen Capacitäten dem Priesterstande an. Den Ehrgeizigen lockte die mit den geistlichen Würden verbundene grosse auch weltliche Macht. Das Leben des Johannes ἐλεήμων[15]) zeigt uns, dass der Bischof von Alexandrien kaum bescheidener als der römische in die Civilverwaltung eingriff. Er ordnet Mass und Gewichte[16]), hindert den Patricius Marktgeld zu erheben[17]), und citirt wie ein amtlicher Vorgesetzter den Gildenmeister der Schenkwirthe zu sich, weil einer seiner Zunftgenossen einen Kleriker geschmäht hatte.[18]) Schon damals hatte der Clerus beträchtliche Reichthümer in seinen Händen aufgehäuft. Der Römische Stuhl zog aus den Patrimonien in Calabrien und Sicilien, welche Leo der Isaurier im Bildersturm sequestrirte, allein $3^1/_2$ Centner Goldes[19]), in unserm Geld gegen 300,000 Mark. In seinem Testament bekennt Johannes von Alexandrien 8000 Pfund Goldes (weit über $6^1/_2$ Millionen Mark) bei seinem Amtsantritt vorgefunden zu haben, und durch seine Verwaltung stiegen die Einkünfte ausserordentlich.[20]) Aber die

---

14) Theophanes chronogr. S. 680 ed. Bonn. Νικήτας ὁ ἀπὸ Σκλάβων εὐνοῦχος, cfr. Cedrenus II, S. 14, 19. Leunclavius Ius Graeco-Romanum S. 300. Νικήτας, ὁ ἀπὸ Σθλάβων, εὐνοῦχος.

15) Die Acta des Januars T. II. S. 498 ff. enthalten die von seinem Zeitgenossen, dem bekannten Leontius Byzantius, Bischof von Neapolis, verfasste vita, welche, aus mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner nächsten Umgebung zusammengestellt, einen geraderu unschätzbaren Werth als culturgeschichtliches Zeitbild des beginnenden siebenten Jahrhunderts besitzt. Leider geben die Acta nur die Uebersetzung des Anastasius Bibliothecarius.

16) Leontius l. c. I, 6.

17) Leontius l. c. V, 27. Patricius quidem disponere volebat forum propter lucra publica: *Patriarcha autem id non patiebatur*, panperum in hoc procurans salutem.

18) Leontius l. c. V, 29.

19) Theophanes chronogr. S. 631, 15. τὰ δὲ λεγόμενα πατρωμόνια τῶν ἁγίων καὶ κορυφαίων ἀποστόλων, τῶν ἐν τῇ πρεσβυτέρᾳ Ῥώμῃ τιμωμένων ταῖς ἐκκλησίαις ἐκπάλαι τελούμενα χρυσίου τάλαντα τρία ἥμισυ τῷ δημοσίῳ λόγῳ τελεῖσθαι προέταξεν.

20) Leontius vita Ioannis Elecmosynarii XIV, 90. Inveniente enim me in honorabili episcopio sanctissimae ecclesiae Alexandrinorum, magnae civitatis, quam per indulgentiam Dei suscepi, quando in ea consecratus sum episcopus circiter octoginta centenaria auri, et quae intraverunt mihi ab amicis Christi, paene numerum hominis transcendunt. Die Recension des Symeon Metaphrastes, übersetzt vom Rheimser Canonicus Gentian Hervet, gibt: inveni . . . circiter octo milia librarum auri: ex oblatione piorum collegi denis milibus plures his pecuniis. Die von den Bollandisten beigefügten Worte des Urtextes μυριοπλάσια τούτων συνήγαγον χρήματα zeigen, dass Symeon dem Sinne nach völlig mit Leontius stimmt. Sehr nett ist auch bei Leontius IV, 20 die Erzählung von den frommen Schmuggler-künsten. Seine Anhänger und Verehrer dirigirten häufig „Marcuspfennige" in kleinen Fässchen an das alexandrinische Patriarchat, welche als mel optimum und mel sine fumo declarirt waren; dessungeachtet misirten sie die Fiscalbeamten. — Der ungeheure Reichthum der alexandrinischen Kirche erhellt ferner aus den reichen Geldsendungen Cyrills nach Constantinopel. Der alte Confessor Acacius von Berrhoea schreibt darüber an Alexander von Hierapolis (Mansi V S. 819): multa pecunia quam dedit Cyrillus, pro peccatis nostris obruit veritatem. Nam postquam mortuus est Scholasticus eunuchus, pitissimus Imperator res eius inquirens et aurum, quod reliquerat infinitum, invenit, hypomnesticum continens quia multas auri libras acceperit a Cyrillo. Et vero aurum tradebatur a Paulo quodam filio fratris Cyrilli Alexandrini qui illic Comes erat Consistorianorum, praeter alia innumera, quae in variis speciebus sunt diversis oblata personis. Besonders gravirend ist der Brief von Cyrillus, Archidiacon und Syncellus Epiphanius an Maximian von Constantinopel (Mansi V 987 ff). Da erfährt man, was es kostet, wenn eine neue Subtilität über die zweite Person in der Trinität ökumenisch approbirt werden sollte. Angemessene Trinkgelder (benedictiones dignae eis — εὐλογία) erhalten 1) die durchlauchtigste Gottesmagd Pulcheria, 2) der Praepositus Paulus,

Digitized by Google

Kirche des heiligen Marcus hat auch mit dreizehn grossen Handelsschiffen einen sehr einträglichen Kornhandel bis nach Britannien getrieben.[21]) Das Wort des Praefectus urbi Praetextatus: facite me Romanae urbis episcopum et ero protinus Christianus, fand bei

3) der Kammerherr Romanus, 4) und 5) die Palastdamen Marcella und Droseria. Eine zweite Sendung geht an den besonders mächtigen und gefährlichen Praepositus Chrysores, eine dritte an Scholasticus und Arthebas. Die Mittel der Kirche wurden dadurch völlig erschöpft. Subiectus autem brevis (fehlt in den Acten) ostendit quibus hinc directae sunt eulogiae, ut et ipse noveris, quantum pro tua sanctitate laboret Alexandrina ecclesia, quae tanta praestat bis qui illic sunt. Clerici enim qui hic sunt, contristantur quod Ecclesia Alexandrina nudata sit huius causa turbelae, et debet praeter illa quae hinc transmissa sunt Ammonio Comiti auri libras mille quingentas. Et nunc ei denuo scriptum est, ut praestet. — 2000 Pfund Goldes bietet Patriarch Johannes dem Anastasius für Ausserkraftsetzung des Chalcedonense, dies berichtet wenigstens Theodorus Lector: Ἰωάννης ὁ Νικαιώτης Ἀλεξανδρείας ἐπίσκοπος δισχιλίας λίτρας χρυσίου τῷ βασιλεῖ δώσειν, ὑπέσχετο, εἰ τὴν ἐν Χαλκηδόνι σύνοδον τελέως ἐκβάλοι. Revue archéolog. N. S. 1873 XXVI S. 396. Beiläufig bemerke ich, dass E. Miller den einfachen Sachverhalt nicht völlig klargestellt hat. Die sogenannten Excerpte aus Theodorus Lector von S. 565 B—567 C bei Valesius sind ein Auszug aus Johannes Diakrinomenos. Diese Epitome hat natürlich nicht Theodorus, sondern wahrscheinlich Nicephorus Callisti gleichzeitig mit denen des Theodorus anfertigen lassen. Auf dieses Johannes Kirchengeschichte gehen übrigens auch die monophysitisch gesinnten Bischofslisten von Alexandrien, Antiochien und Constantinopel im χρονογραφεῖον σύντομον zurück, dagegen Johannes Malalas monophysitische Quelle ist Johannns Rhetor von Antiochien, wie anderwärts soll gezeigt werden.

21) Leontius in vita S. Joan. Eleem. III, 15 (Acta Ss. Januar. II S. 498 ff.) Mox ergo iussit tradi ei unam magnam navim plenam frumento viginti milium modiorum de illis navibus quae sanctissimae ecclesiae subiectae ministrabant. Quam recipiens, exiit Alexandria . . . . Igitur post vigesimam diem apparuimus in insulis Britanniae: et descendentibus nobis in terram, invenimus illic famem magnam. Cum ergo dixissemus primo civitatis (Symeon τῷ πρώτῳ τούτων) quod frumentum in navi portaremus, dixit: Bene Deus adduxit vos. Quidquid vultis, eligite: aut per singulos modios numisma unum aut eiusdem ponderis accipite stannum. Elegimus itaque dimidium sic et dimidium sic, cfr. IX, 55. Navibus enim sanctissimae ecclesiae comprehendentibus violentam hiemem, in loco qui dicebatur Adria, projecerunt omnia sua quae naves portabant: erant vero omnes naves simul. Erat autem summa multa valde enthecarum suarum: habebant enim tantum vestimenta et argentum, et alias res altiores: ut computaretur pondus, quod ivit in perditionem, quantitatis centenariorum triginta quatuor (über 2,800,000 Mark). Plus enim erant quam tredecim naves capientes per singulas decem milia modiorum. So mag denn auch der schöne Schluss der Erzählung nicht fehlen, die christliche Parallele zu der Legende von Rabbi Meïr. Venientibus vero Alexandriam et pergentibus, statim reliqui creditores et primi nautae in ecclesiam confugerunt. Sanctus vero hoc audiens, et causam propter quam fugerant, mittit eis verbum, manibus suis conscriptum, habens ita: *Dominus dedit, fratres, dominus ut voluit, abstulit: sicut Domino placuit, ita factum est: sit nomen Domini benedictum.* Exite filii, nihil ex hoc veriti: Dominus enim sollicitus erit de crastino. Die ökonomische Lage des spätern koptischen Patriarchats vom h. Marcus wird durch etliche Angaben Macrizis näher beleuchtet. Patriarch Alexander vom J. 81—106 der Hedschra (700—724) wird zweimal gebrandschatzt, und man nimmt ihm dabei 6000 Dinare ab (Wüstenfeld S. 61). Michael musste Ahmed Ben Tulun 20,000 Dinaren Tribut entrichten, zu dessen Bezahlung er freilich auch die den Kirchen vermachten Häuser und die Ländereien von el-Habsch hinter Fostât-Misr veräusserte, die in der Nähe der Mo'allaca in Casr-el-Schem' liegende Kirche an die Juden verkaufte und einem jeden Christen eine Steuer von einem Qirât jährlich auflegte, wodurch er die Hälfte des von ihm geforderten Tributes aufbrachte (Wüstenfeld S. 61). Jonas Ben Abu Gâlib (584—612 d. H. = 1188—1215) besass, als er im Patriarchat bestätigt wurde, 17,000 ägyptische Dinare (l. c. S. 69). Der Qirat war nach einer gefälligen Mittheilung meines verehrten Collegen Stickel gleich $^1/_{50}$ Dinar und dieser hatte um das J. 300 der Hedschra den Werth etwa von 7 fl., vgl. Weil: Gesch. der Chalifen II S. 549, Nr. 2. Bringt er nun die Hälfte des Tributs durch die Steuer seiner Gläubigen auf, so gab es damals noch 200,000 christliche Familienväter in Aegypten.

Digitized by Google

seinen Collegen thatsächlich Anklang. Nectarius von Constantinopel war vorher Prätor, und Thalassius von Caesarea praefectus praetorio per Illyricum. Wie Ambrosius zu Mailand, vertauschte zu Antiochien der comes Orientis Ephraem seine weltliche Beamtung mit dem Bischofsstab, ein Beweis wie hoch der letztere eben im Preise stand. Es ist auch gar nicht zu läugnen, dass gerade Laien zu den besten und gewissenhaftesten Kirchenfürsten gehörten. Johannes der Mitleidige war gleichfalls Laie und verheirathet; seine Biographie, eine wahre Oase in der Bollandistenwüste, bietet zugleich den erfreulichen Beweis, dass über all dem dogmatischen Gezänk das wahre, werkthätige Christenthum auch in der Kirche nicht untergegangen war. Endlich vergesse man nicht, dass die hohen kirchlichen Dignitäre oft die eifrigsten Beförderer der Wissenschaften waren, so Sergius von Constantinopel, dessen Verdienst um die hauptstädtische Hochschule Theophylakt feiert. Leo von Thessalonike belebte das Studium der Mathematik im griechischen Reiche und nach seiner Absetzung war er die Seele der von Bardas begründeten Hochschule.

Die wenigen Beispiele von Freiheitssinn in diesem knechtischen Zeitalter sind fast ausnahmslos von Priestern ausgegangen. Die Energie, mit der Flavian die unwürdige Sitte abschaffte, dem Hofeunuchen die übliche Geldspende zu verabreichen, hatte zahllose Intriguen, seine Absetzung und schliesslich seinen Tod zur Folge. Ebenso wurde Ignatius zur Abdankung gezwungen, weil er gegen den allmächtigen Minister Bardas das Kirchengesetz in Anwendung brachte. Erzbischof Theodoros Krithinos musste den Freimuth, mit dem er Kaiser Theophilus öffentlich seinen Wortbruch vorwarf, mit Peitschenhieben und dem Exil bezahlen. Am ehesten durften sich noch solche Aeusserungen heilige Mönche erlauben. So hat sich Sabas, als die Kaiserin Theodora seine Fürbitte um einen Leibeserben verlangte, dieser fatalen Zumuthung durch die diplomatische Wendung entzogen: „der Herr der Herrlichkeit möge Eurer Herrschaft Frömmigkeit und Sieg verleihen“. Endlich aber hat diese zanksüchtige und zerrissene Kirche auch durch Missionirung kräftiges Zeugniss von ihrer Lebenskraft abgelegt. Unter Justinian verbreitete sich das Christenthum über die afrikanischen Oasen, Nubien und einen grossen Theil des östlichen Asiens. In den spätern Jahrhunderten hat endlich die anatolische Kirche durch Bekehrung der slavischen Nationen sich eine Weltstellung bis in die Gegenwart gewonnen.

Ein düsteres Kapitel bildet dagegen die Behandlung der Altgläubigen im Reich. Bekannt genug sind die Verfolgungen unter Zeno und Justinian. Aber noch um 580 unter Tiberius fanden neue Heidenprozesse statt. Alle Hochgestellten und Gebildeten waren förmlich proscribirt. Wie solche Anklagen producirt wurden, zeigt Johann von Ephesos. Nach ihm galten die drei grossen Patriarchate für angesteckt. Gregor von Antiochien und Eulogius von Alexandrien sollten einen Knaben geopfert haben, und „auch der von Constantinopel kam böse ins Gerede“. Das Ganze war eine Intrigue der Monophysiten gegen die Häupter der Staatskirche. Gregor fand das einzig richtige Mittel zur Besänftigung der Antiochener. Auf ihren Ruf: „ins Feuer mit ihm!“ „einen Christusliebenden Patriarchen!“ antwortete er mit der Erbauung eines steinernen Circus, und er liess sich die Reise nach Constantinopel nicht verdriessen, um gefährlichen Hofcavalieren die üblichen Douceurs zu verabreichen, und gleichzeitig die renommirtesten Mimen und besten Clowns für sein neues Unternehmen persönlich zu engagiren. Natürlich galt von da an seine Orthodoxie für fleckenlos.

Unstreitig das höchste Interesse bietet uns die zuerst in Byzanz vom principiellen

Digitized by Google

Standpunkt aus ventilirte Frage über das Verhältniss von Staat und Kirche. Die römische Geschichtschreibung hat es wohl verstanden, die oströmische Kirchenverfassung als vollendeten Cäsaropapismus, als reine Staatssklaverei aufs übelste zu verschreien. Soviel ist richtig, dass die Kaiser von Constantinopel mit klarem Blick die Wichtigkeit des staatlichen Oberaufsichtrechts erkannt, und mit derselben Zähigkeit wie die katholischen Majestäten und der Rex christianissimus das placetum regium festgehalten haben. Für die Bischofsstühle beanspruchten sie das Bestätigungsrecht in ihrem eignen wohlverstandenen Interesse. Dass diese Confirmation mit einer Abgabe verbunden war, ist bei dem enormen Reichthum der grössern Throne und ihrer Steuerfreiheit in der Ordnung. Die directe Ernennung des hauptstädtischen Prälaten hatte einen guten Grund in seiner ganz exceptionellen Stellung als kaiserlicher Cultusminister. Die geistlichen Reichsangelegenheiten standen unter seiner Aufsicht, und er referirte darüber regelmässig dem allerhöchsten Herrn.[22]) Daher erklären sich auch die häufigen Absetzungen; fast immer bezeichnet ein neuer Patriarch einen Wechsel in der Kirchenpolitik.[23]) Mit den damaligen Päpsten können diese Staatsbischöfe den Vergleich gar wohl aushalten; Namen wie Chrysostomus, Acacius, Sergius, Photius u. s. f. zeigen, dass sie ihnen weder an hervorragender Intelligenz, noch Gelehrsamkeit oder Frömmigkeit nachstanden.[24])

Sodann standen, wie schon erwähnt, die Concilien ganz unter kaiserlicher Leitung. Römischerseits mag man sich immer damit trösten, dass das nur eine Art Ehrenpräsidium und eine bloss büreaumässige Leitung der Geschäfte gewesen sei. Jeder unbefangene Leser der Akten erkennt aber auf Schritt und Tritt den ausserordentlichen Einfluss, welchen der über das Aeussere gesetzte Kaiser (— ἐγὼ δὲ τῶν ἐκτὸς ὑπὸ Θεοῦ καθεσταμένος ἐπίσκοπος ἂν εἴην —)[25]) auch auf die inneren, den Bischöfen reservirten Kirchenangelegenheiten — τῶν εἴσω τῆς ἐκκλησίας — ausübte. Die weltliche Leitung war auch aus einem andern Grunde nöthig, wie das IV. Concil an seine Brust schlagend bekennt: βασιλεῖς δὲ πιστοὶ πρὸς εὐκοσμίαν ἐξῆρχον. Aus seinen Akten sehen wir, dass die kaiserlichen Commissäre schon in den ersten Sitzungen bemerken mussten, solches Pöbelgeschrei: ἐκβοήσεις δημοτικαί zieme sich nicht für Bischöfe; man solle ruhig die Aktenverlesung anhören. Und ein berufener Sanctus freilich von sehr scharfer Zunge schildert die von ihm geleitete II. ökumenische Synode als einen Haufen Gänse und

22) Joh. Eph. H. Eccl. passim.

23) Dies erhellt z. B. deutlich aus der Patriarchalgeschichte unter Anastasius und Justinian; am ausführlichsten berichtet aber wieder Johann von Ephesus. Johann von Sirimis, Eutychius und Johann, der heilige Faster „trocken wie Holz" repräsentiren drei Systeme der kirchlichen Politik; vgl. II, 27; III, 12, 17 ff.; bes. III, 39, wo der Faster die kultnrkämpferischen Tendenzen seines Vorgängers im Kirchenregiment formell desavouirt und deshalb auch von dem freikirchlich gesinnten Geschichtschreiber aufs lebhafteste ob seiner Toleranz gepriesen wird.

24) Vgl. A. Pichler: Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident I S. 203 „Man staunt über die treue Anhänglichkeit der Griechischen Kirche an den Römischen Primat in der ganzen Zeit von Photius bis Caerularius, wenn man einerseits erwägt, dass Rom in dieser Periode 46 Päpste hatte, Constantinopel nur 16 Patriarchen, dass unter den ersteren die allermeisten nichtswürdig, unter den letzteren mit Ausnahme des einzigen Theophylakt sämmtliche durch Tugend und Charakter ausgezeichnete Männer waren u. s. f."

25) Euseb. de vita Constant. IV, 24.

Digitized by Google

Kraniche, die sich hackten und bissen und als ein Nest von Wespen, die jedem, der widerspräche, ins Gesicht schwirrten.[26])

---

26) S. Gregorii Theologi carmen de vita sua (opera ed. D. A. B. Caillau: Paris 1840. II S. 762) v. 1680 ff.

οἳ δ' ἔκρωζον ἄλλος ἄλλοθεν
δῆμος κολοιῶν εἰς ἓν ἐσκευασμένος,
τύρβη νέων τις, καινὸν ἐργαστήριον,
λαίλαψ κόνιν σύρουσα, πνευμάτων στάσις,
οἷς οὐδ' ἂν ἠξίωσε τῶν τις ἐντελῶν
φόβῳ τε θείῳ καὶ θρόνῳ δοῦναι λόγον
ἄτακτα παφλάζουσιν, ἢ σφηκῶν δίκην
ᾄττουσιν εὐθὺ τῶν προσώπων ἀθρόως·
τοῖς δ' ἠκολούθουν ἡ σεμνὴ γερουσία·
τοσαῦτ' ἀπεῖχον σωφρονίζειν τοὺς νέους.

Hiezu bemerkt der edle, wahrhaft fromme Ullmann (Gregorius von Nazianz der Theologe. 2. Aufl. 1867. S. 169. Anm. 2) „überhaupt sollten nur alle Verehrer der unbedingten Concilien-Autorität (Und wie ist seit Ullmann deren Zahl und Credit gestiegen!) Gregors Beschreibung dieser ökumenischen Synode lesen; vorzüglich auch seine Schilderung der meisten Mitglieder derselben Carm. adv. episc. v. 154 p. 18 seqq., wo er es unter andern als etwas Entehrendes darstellt, in der Mitte solcher Glaubenskrämer, wie er einen Theil der Bischöfe nennt, zu sitzen:

. . . καὶ γὰρ ἦν αἶσχος μέγα
τούτων τιν' εἶναι τῶν καπήλων πίστεως."

Nach Theodoret (hist. eccl. V, 8) waren die Väter des zweiten Concils ἄνδρες ἀξιάγαστοι καὶ ζήλου θείου καὶ σοφίας ἀνάπλεοι, und ebenso feiert Kaiser Zeno (Euagrius III, 13) neben den nicänischen Vätern „auch die 150 heiligen in Constantinopel versammelten Väter" als inspirirte Ausleger „des einzigen rechten und wahren Glaubens". Allein Theodoret ist durch den inspirirten Beschluss eines ökumenischen Concils in den Geruch der Ketzerei gekommen, und Zeno „trunken vom Becher Eutychianischen Greuels" ist von dem „Stuhle, auf dem der heilige Apostel lehrend gesessen" verworfen worden. Hören wir daher lieber zur Charakterisirung dieser Bischöfe auf das zeitgenössische Urtheil eines Mannes von makelloser Orthodoxie und kirchlich approbirter Heiligkeit." Die von Ullmann citirte Stelle (carmen de se et episcopis ed. Paris. II S. 786) lautet im Zusammenhang v. 153 ff. so:

καὶ γὰρ ἦν αἶσχος μέγα
τούτων τιν' εἶναι τῶν καπήλων πίστεως,
ὧν οἱ μὲν ὄντες ἔκγονοι φορογράφων,
οὐδὲν φρονοῦντες τοῦ παρεγγράφειν πλέον,
οἱ δ' ἐκ τραπέζης, τῶν' τ' ἐκεῖς' ἀγαλμάτων,
οἱ δ' ἐξ ἀρότρων, ἡλίῳ κεκαυμένοι,
οἱ δ' ἐκ δικέλλης καὶ σμινύης πανημέρου·
ἄλλοι δὲ κώπην ἢ στρατὸν λελοιπότες,
ἄντλον πνέοντες, ἢ τὸ σῶμ' ἐστιγμένοι,
λαοῦ κυβερνῆται τε καὶ στρατηλάται
πεφήνας' οὐκ εἴξουσι καὶ μικρόν ποτε·
ἄλλοι δὲ τεχνῶν ἐμπύρων τὴν ἀσβόλην
οὔπω τελείως σαρκὸς ἐκνενιμμένοι
μαστιγίαι τε καὶ μυλώνων ἄξιοι,
πρὶν καὶ τὸ τίμημ' εἰσενεγκεῖν δεσπόταις
μικρὰν τιν' ἂν εὕρωσι παῦλαν τῶν πόνων,
ἔπειθ' ὑπερμαζῶσι, καὶ δήμου τινὰς
κλέψαντες ἢ πείσαντες ἢ τυραννικῶς
ἄνω τρέχουσι κάνθαροι πρὸς οὐρανόν,

Digitized by Google

Indessen der Hauptvorwurf geht dahin, dass die Kaiser die Grenze zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt überschritten und zum Nachtheil des Reichs in Glaubenssachen sich viel zu tief eingemischt hätten.

Eine unbefangene Prüfung des Monophysiten- und Monotheletenstreites wird zeigen, dass gerade die als Ketzer verschrieenen Kaiser durchaus correct und durch die Motive einer gesunden Politik bestimmt, gehandelt haben. Es ist möglich, dass der Tomus Leos des Grossen weniger mythologisch, als die Confession der Monophysiten war, und der heilige Maximus ist unstreitig in der aristotelischen Kategorienlehre besser beschlagen, und ein gewandterer Dialektiker, als sein staatskirchlicher Gegner Pyrrhus, Hier berücksichtige ich natürlich nur die politische, nicht die dogmatische Seite dieser Kämpfe.

Für Constantinopel ist nun das von den Priestern so gepriesene Chalcedonense ein nationales Unglück gewesen, aus dem einfachen Grunde, weil die immense Mehrheit der Bevölkerung Syriens, Aegyptens und des östlichen Kleinasiens dasselbe weder durch Güte noch Gewalt sich octroyiren liess. Das erfuhr Kaiser Zeno, den sein eigener Oheim Basiliscus mit Hülfe der Monophysiten stürzte. Der Loyalität des Patriarchen Acacius verdankte er in erster Linie seine Wiederherstellung. Dieser, ein politischer Kopf, dem das Reichswohl höher stand, als ein abstruser Glaubenssatz, rieth dem Kaiser selbst die Verständigung mit den entfremdeten Ostländern. So entstand das berühmte, von Rom sogleich mit seinem Urheber verdammte, ἑνωτικόν. Da so competente Kritiker in diesem Fache, wie Natalis Alexander, Cardinal Pagi und Assemani[27]) auch bei minutiöser Unter-

πόλον στρέφοντες, οὐ τὸν ἐκ κόπρων ἔτι
οὐδ' ἐξόπισθεν, ὡς τὸ πρίν, νενευκότες,
αὐτῶν δ' ἔχειν δοκοῦντες τῶν ἄνω κράτος
ἁριστερὰ λαλοῦντες, οὐδὲ τοὺς πόδας
αὐτῶν ἀριθμεῖν εἰδότες ἢ τὰς χέρας.

Das also ist das Bild des μέγιστος ἱερέων στέφανος, ἓξ ὡραίων ἀνθέων κατατεποικιλμένος!

27) R. P. Natalis Alexandri, Ordinis FF. Praedicatorum historia ecclesiastica (Paris 1699) T. V saeculi V, pars III, § IV, S. 97: ex his evidens est *Henoticum Zenonis Eutychianam haeresin non adstruere, imo ipsam impugnare et damnare*, nec fidem dnarum in Christo naturarum a Calchedonensibus Patribus confirmatam concutere, sed asserere potius. Unde Cardinalis Baronius Zenonem semper haereticum et perfidum fuisse, evertisse Catholica dogmata, pessum dedisse funditus Christianam religionem, falso scribit ad annum 482. Nam et ex ipsius Henotici verbis et ex Epistola Zenonis ad Felicem Pontificem Maximum cuius fragmentum refert Evagrius lib. 3 cap. 20 refellitur eminentissimus Author. Was er dann S. 269 in der Dissertatio XVIII weiter ausführt, hat Cardinal Antonio Pagi: critica historico-chronologica in universos annales eccles. eminentissimi etc. Caesaris Baronii II. S. 412 ff. beinahe wörtlich in den Context eingerückt und so durch seine gewichtige päpstlich approbirte Autorität gestützt; er sagt: *quamvis autem Henoticum nullam haeresim contineret*, communiter tamen ab orthodoxis reiectum fuit. Neque enim Laici Principes decernere de fide possunt et Zeno definitionem Synodi Chalcedonensis et epistolam Sancti Leonis ad Flavianum summo totius synodi consensu receptam silentio premendo suâ oeconomiâ condescendit haereticis qui illas execrabantur. Quare sicut Ecthesim Heraclii et Typum Constantis Imperatoris reiecit Ecclesia ob suppressas duarum operationum voces quibus Monothelitarum haeresis profligabatur (man nehme Act von dem widerwilligen Geständniss: auch die impiissima ecthesis und der sceleratus typus nach secretarius V des Concilium Lateranense Romanum Mansi X, S. 1158 enthält keine substantielle Heterodoxie!) ita et Henoticum ob suppressum Sancti Chalcedonensis Concilii et epistolae S. Leonis memoriam obrutasque silentio voces, ex duabus et in duabus Naturis quibus haeresim Eutychianam iugulaverunt. Sehr ausführlich und verständig urtheilt J. S. Assemani Bibliotheca Orientalis], S. 343 über den Fall. Wie bereits der fromme Tillemont an Elias von Jerusalem und Fla-

Digitized by Google

suchung keine Heterodoxie in dem Unionsdekrete zu entdecken vermochten, können wir uns bei ihrem Resultate beruhigen. Der Erfolg war der günstigste. Timotheus Salophaciolus, der bisherige orthodoxe Patriarch von Alexandrien, hatte trotz der grössten persönlichen Liebenswürdigkeit und der liberalsten Handhabung der Kirchengesetze, die sich bis zur Ignorirung der kaiserlichen Erlasse steigerte, doch nur erreicht, dass ihm das fromme Volk auf den Strassen und in der Kirche zurief: Wir lieben Dich, obschon wir nicht in Deiner Gemeinschaft stehen.[28]) Sein monophysitischer Nachfolger, Petrus der Heisere, welcher mit Acacius die Union vollzog, vereinigte kirchlich wieder ganz Aegypten mit Ausnahme zweier obscurer Bischöfe Oberägyptens und ihrer separatistischen Winkelgemeinden. Was Byzanz dadurch gewann, erhellt am deutlichsten aus dem numerischen Verhältniss beider Confessionen zur Zeit der arabischen Invasion. Die Orthodoxen zählten 300,000 Köpfe und umfassten die Beamten, das Militär, überhaupt die höhere und gebildete Classe der Bevölkerung. Das eigentliche Volk, Schreiber, Krämer, Handwerker, Bauern und Sclaven war ganz monophysitisch und war viel zahlreicher.[29]) Zenos Nachfolger, der ungleich edlere Anastasius acceptirte seine Politik durchaus und ein späterer monophysitischer Schriftsteller, Bischof Severus von Hermopolis magna versichert auch, dass in dieses Kaisers Tagen unter Bischof Johann Hemula (491—505) Alexandriner und Anachoreten

---

vianus von Antiochien erwiesen hatte, dass auch Heilige im Banne der Römischen Kirche sterben können, so registrirt auch der patriotische Maronite mit Genugthuung in Bezug auf diese beiden Anhänger des Henoticons „quos tamen doctissimus Baronius ab omni haeresi vindicat". Kurz und bündig fasst er sein Urtheil dahin zusammen: Synodum Chalcedonensem non damnavit (Simeon Ep. Beth-Arsamensis), sed silentio pressit: quod et alii Catholici Antistites ex animi dejectione praestiterunt *absque ulla haeresees nota*, Henoticum Zenonis suscipiendo, *quod haeresim quidem nullam continebat*, causae tamen fidei summopere nocebat haeresimque fovebat.

28) Breviarium causae Nestorianorum et Eutychianorum collectum a S. Liberato archidiacono ecclesiae Carthaginiensis regionis sextae ep. XVI (Mansi IX, S. 686). Sed quoniam idem Timotheus sic mitissimus erat in episcopatu, ut etiam a suis communicatoribus accusaretur imperatori tamquam nimis remissus et circa haereticos placidus, ita ut ei scriberet imperator ut neque collectas neque baptismata sineret haereticos celebrare, ille tamen manuste agebat. Dum ergo tali modo gubernaret episcopatum, amabant eum Alexandrini et elamabant ei in plateis et in ecclesiis: Vel si non tibi communicamus, tamen amamus te.

29) Macrizis Geschichte der Copten übers. von F. Wüstenfeld (Abhandl. der Ges. der Wissensch. zu Göttingen III S. 49): Als die Moslimen nach Aegypten kamen, war es gänzlich mit Christen angefüllt, die sich in zwei nach Abkunft und Religionsglauben verschiedene Theile theilten: der eine, die regierenden, bestand aus lauter Griechen von den Soldaten des Beherrschers von Constantinopel, Kaisers von Griechenland, deren Ansicht und Glauben der der Melikiten war und deren Zahl sich auf mehr, als 300,000 belief, der andere Theil, die ganze Masse des Volkes von Aegypten, Copten genannt, war ein vermischtes Geschlecht, so dass man nicht mehr unterscheiden konnte, ob jemand unter ihnen von Coptischer, Habessinischer, Nubischer oder Israelitischer Abkunft war, diese waren aber sämmtlich Jacobiten und von ihnen waren einige Regierungssecretäre, andre Kauf- und Handelsleute, andre Bischöfe und Presbytere und dergleichen, andre Landwirthe und Ackerleute, andre Bediente und Knechte. Zwischen diesen und den Melikiten, der Regierungspartei, herrschte eine solche Feindschaft, dass dadurch Verheirathungen unter einander verhindert und selbst wechselseitige Ermordungen veranlasst wurden. Ihre Zahl belief sich auf mehrere Hunderttausend (Wetzer S. 87: numerus eorum vicies millia millium effecit. Nach einer gütigen Mittheilung meines Collegen Stickel beruht die Version Wetzers auf einem Uebersetzungsfehler; der aus verschiedenen Handschriften bei Wetzer und Wüstenfeld edirte Text bedeutet: „es erreichte ihre Zahl die Menge von sehr vielen Tausenden"), denn sie waren eigentlich die Bewohner von Aegyptenland im obern und untern Theile.

Digitized by Google

im tiefsten Frieden lebten. Die Opposition bildete wenige isolirte, freilich deshalb um so fanatischere Gruppen, so die schlaflosen Mönche in Constantinopel, welche mit Alt-Rom Gemeinschaft hielten und Jerusalem mit seinen Mönchscolonien.[30]) Immerhin erforderte es viel Besonnenheit und mässigende Klugheit von Seiten der Regierung, wenn der unter der Asche fortglimmende Hader keine neue Nahrung erhalten sollte. „Der Narrenconvent," wie die Monophysiten das Chalcedonense betitelten, wurde in Antiochien und Alexandrien zum höchsten Missfallen der Residenz vom Ambon aus feierlich mit dem Anathem belegt. Aber ungleich tactloser benahmen sich die orthodoxen Gegner, welche in Constantinopel das Volk aufhetzten und auf dem Oelberg einen mönchischen Monstremeeting arrangirten, auf dem Severus von Antiochien, des Kaisers Freund, feierlich verflucht ward. Wie edel dagegen der Kaiser selbst diese Versöhnungspolitik handhabte, zeigt sein Schreiben an den Dux Phoeniciae Libanensis: lieber wolle er auf sein Strafrecht verzichten, als dass ein Tropfen Bluts in diesen Dingen fliessen sollte.[31])

Doch diesen Friedenszustand stellte die unglückselige Kirchenpolitik Justinians völlig auf den Kopf. Vielleicht schwebten ihm schon damals, da er das Cabinet seines Oheims dirigirte, seine künftigen Reunionspläne vor, und dafür war die Union mit dem Westen Vorbedingung. Mit schonungsloser Gewaltsamkeit sollte nun der ganze Osten die kaiserliche Conversion mitmachen. Nur Theodora, die bei aller moralischen Verworfenheit ungleich mehr politische Einsicht, als ihr Gatte besass, blieb die offene und geheime Beschützerin der zurückgesetzten Partei. Johannes von Ephesus nennt sie auch nur unsere gottselige Theodora. Nach ihrem Tode war die Sache der Monophysiten am Hofe verloren. Die eigentlichen Parteihäupter zogen sich nach Syrien und Aegypten zurück, wo sie sich als freie Kirche constituirten mit all der Volksthümlichkeit und all der Bornirtheit englisch-schottischer Dissenterkirchen. Zu spät sah man den Fehler in Constantinopel ein. Der Caesar Tiberius erklärte dem stürmischen Patriarchen: „Warum drängst Du mich, ein Christenverfolger zu werden, wie Diocletian. Mir genügt der Krieg mit den Barbaren!" Allein die Trennung war vollzogen. Der kirchlichen Entfremdung von Byzanz folgte die nationale auf dem Fusse nach. Das einheimische Volksbewusstsein erwachte mit neuer Macht, und die koptische und syrische Sprache verdrängten das Griechische allmählich aus der kirchlichen Litteratur.[32])

---

30) Daher nennt es auch Marinus, des Kaisers Anastasius' Gewissensdirector im Zorn: „ein der Allerhöchsten Wohlthaten unwerthes Nestorianer- und Judennest" Μαρῖνός (über ihn vgl. Joh. Malalas, S. 407 und Marcellini Com. chron. ed. Scaliger S. 37 Ind. V Paulo et Muschiano Coss.) τις ἀδικώτατος, καὶ ἐκ συγχωρήσεως θεοῦ τῶν τῆς πολιτείας πραγμάτων κρατῶν καὶ κατὰ τὸ δοκοῦν αὐτῷ ἄγων καὶ φέρων τὴν τοῦ βασιλέως εὐρίπιστον γνώμην, γνοὺς τὰ τῷ βασιλεῖ περὶ τῆς συγχωρήσεως δόξαντα, παραυτίκα εἰσελθών, οὐ συνεχώρησε τὴν περὶ τῆς τοιαύτης συγχωρήσεως διάταξιν προελθεῖν, Νεστοριανοὺς τοὺς κατὰ τὴν ἁγίαν πόλιν ἀποκαλῶν καὶ Ἰουδαίους καὶ τῶν βασιλικῶν δωρεῶν ἀναξίους. Cotelerius ecclesiae Graecae monumenta III, S. 304.

31) Euagrius H. E. III, 34.

32) Unter Justinian l. predigen und schreiben die monophysitischen Patriarchen Timotheus († 535) und sein Nachfolger Theodosius (abges. 537, † nach 560) noch griechisch. Cosmas Indic. christiana opinio de mundo X pag. 331 und 332 ff. ed. Montfaucon. Johann von Antiochien, dieses wichtige Mittelglied in der byzantinischen Chronographenreihe (über dessen Persönlichkeit auch A. Koecher de Ioannis Antiocheni aetate fontibus auctoritate. Bonn 1871. S. 7. Anm. 4 nur Hodys Verkehrtheiten wiederholt) ist natürlich Niemand anders, als der monophysitische Patriarch „Ioannes cognomine Sedrarum ex coe-

Digitized by Google

Als nun im folgenden Jahrhundert die Perser fast ohne Widerstand, ja vieler Orten als Befreier aufgenommen wurden, gingen Heraclius die Augen auf über die unselige Politik der Centralregierung. In seinen Bestrebungen, die verlornen Sympathien der Ostländer wieder zu gewinnen, fand er seine Hauptstütze in dem patriotischen und politisch sehr gewandten Patriarchen Sergius und dem neu ernannten Bischof Cyrus von Alexandrien. Die dogmatische Seite der Lehre von dem ἐν θέλημα oder der μία ἐνέργεια lasse ich hier gänzlich unberührt; genug Cyrus brachte in Aegypten eine vollständige Union zu Stande, sodass Sergius triumphirend nach Rom schreibt: ganz Alexandrien, ja ganz Aegypten, Thebaïs, Lybien und die übrigen Eparchien der ägyptischen Diöcese sind jetzt wieder zu einer Herde geeinigt worden.[33])

nobio Eusebonae" (Assemani Bibl. Or. II. S. 334. 335. Die Ausgabe der historia eccles. des Bar-hebraeus von den beiden Mechler Domherrn kann ich jetzt nicht citiren, da sie in Jena nicht vorhanden ist). Dieser regierte von 942—960 nach der Seleucidenaera = 629/30—648 († im December). Vortrefflich stimmt damit, dass seine Fragmente mit der Katastrophe des Phokas endigen. C. Müller F. H. G. V S. 38. Dass dieser Mann griechisch schreibt, kann so wenig, als bei Mansur befremden. Chwolsohn giebt eine Reihe höchst schätzbarer Nachrichten über Kenntniss des Griechischen in Harrân (Carrae) noch zur Abbasidenzeit. Th'âbit ben Qorrah (geb. 835/6) dessen siebenter Ahnherr Marinus, dessen achter Malagrius (Μελέαγρος) hiess, hat die von den besten Uebersetzern gefertigten Uebersetzungen nach dem Griechischen corrigirt und emendirt. Abû-'l-Hasan Th'âbit ben Ibrahim (geb. 896) übersetzte zwei medicinische Schriften des Philagrius aus dem Griechischen ins Arabische (S. Chwolsohn: Die Ssabier und der Ssabismus I, S. 550, 553 ff., 584). Wahrscheinlich verstand auch der grosse el-Battâni (um 877/8) griechisch, da ein jüngerer Glaubensgenosse von ihm, der vierzig Jahre später starb, noch diese Sprache verstand. Der Vater Th'âbits des zweiten Oberhaupts der harrânischen Ssabier (717—733 p. Chr.) hiess Θέων. Unter seinen Nachfolgern (l. c. II S. 45) werden erwähnt: „Einige von denen, welche zwar nicht auf dem Throne sassen, denen man aber gehorchte gleich den Oberpriestern, waren:

Saâdûn ben Chairûn von den Beni Heraqlisch und
H'akim ben Jah'ja von den Beni Heraqlisch."

Gewiss richtig erkennt in ihnen Chwolsohn Mitglieder der Familie der Heraklíden, sodass also bei den altharranischen Familien (Καρρᾶοι Μακεδόνων ἄποικοι ὄντες Cassius Dio XXXVII, 5, 5) noch im zehnten Jahrhundert das Bewusstsein ihrer griechischen Abstammung erhalten blieb. Nicht unbedeutend ist vielleicht auch folgender Umstand. Die Acten des siebenten allgemeinen Concils (787) melden nichts, dass die Vicare der apostolischen Stühle des Morgenlandes des Griechischen unkundig seien, ebenso wenig die des neunten 879 (von den Römern nicht anerkannten). Dagegen in der ersten Sitzung des achten allgemeinen Concils erklärt Elias der Tojoteret des Patriarchen von Jerusalem, sein College, der Erzbischof Thomas von Tyrus, habe von Niemanden eine Vollmachtsurkunde, da der Stuhl von Antiochien erledigt und er selbst Administrator des Patriarchats sei. Da er nicht geläufig griechisch rede, habe er ihn dieses zu bemerken beauftragt. Es wäre hochverdienstlich, wenn ein kundiger Orientalist die gewiss noch zahlreicheren Spuren des Griechischen unter der Khalifenherrschaft einmal uns classischen Philologen übersichtlich zusammenstellen würde.

33) Epistola Sergii Constantinopolitani ad Honorium papam Romanum (actis XII, Conc. VI. Mansi XI, S. 531 A—C) ἐπειδὴ δὲ πρὸ ὀλίγου καιροῦ συνεργίᾳ καὶ χάριτι τοῦ πάντας ἀνθρώπους θέλοντος συνθεῖναι Θεοῦ, εὐσεβεῖ τε ζήλῳ τοῦ κρατίστου καὶ καλλινίκου μεγάλου βασιλέως παρορμηθείς Κῦρος ὁ ἁγιώτατος τῆς Ἀλεξανδρέων μεγαλοπόλεως πατριάρχης, καὶ κοινὸς ἡμῶν ἀδελφὸς καὶ συλλειτουργός, φιλοθέως καὶ ἐπεικῶς προτρέψατο τοὺς κατὰ τὴν Ἀλεξανδρέων μεγαλόπολιν τὰ Εὐτυχοῦς καὶ Διοσκόρου, Σεβήρου τε καὶ Ἰουλιανοῦ τῶν θεοστυγῶν νοσοῦντας τῇ καθολικῇ προσεθεῖν ἐκκλησίᾳ καὶ μετὰ πολλὰς διαλέξεις καὶ καμάτους, οὐς μετὰ πλείστης φρονήσεως καὶ λυσιτελεστάτης οἰκονομίας (das eben ist der verdammliche Irrthum, gegen den Sophronius, Maximus und die Römer ausser dem freisinnigen Honorius wüthen!) ἐν τῷ πράγματι κατελάβετο, τὸ σπουδαζόμενον διὰ τῆς ἄνωθεν κατώρθωσε χάριτος, γεγόναι μεταξὺ μέρους,

Digitized by Google

Von hohem Werthe war es auch, dass ausnahmsweise selbst in Rom ein gemässigter und politisch verständiger Mann regierte, Honorius I., welcher die bisherigen Massnahmen approbirte. Mochten schliesslich die Aegypter auch rühmen: οὐχ ἡμεῖς τῇ Χαλκηδόνι, ἀλλ' ἡ Χαλκηδὼν μᾶλλον ἡμῖν ἐκοινώνησεν, die Reichsregierung konnte das so oder so erzielte Resultat nur als hohen politischen Gewinn betrachten. Allein man rechnete ohne die Eiferer, welche Gott mehr gehorchten, als den Menschen. Der Mönch Sophronius, bald Patriarch von Jerusalem, belegte die Lehre von dem Einen Willen mit dem Anathem; sein Gesinnungsgenosse, der h. Maximus, bei dem, als ehemaligem Geheimschreiber des Kaisers, ein solches Auftreten doppelt illoyal und tactlos war, brachte ganz Afrika in Aufregung. Vergebens machten die Gemässigten geltend, dass auch die heiligen Väter, um viele Seelen zu gewinnen, eine gottgefällige Nachgiebigkeit in Ausdrücken (οἰκονομία) gezeigt hätten, ohne der Orthodoxie etwas zu vergeben, und dass jetzt, wo das Heil vieler Seelen auf dem Spiele stände, der Zank um Ein κεφάλαιον unstatthaft sei. Solche weltliche Rücksichten kannten die Gottesstreiter natürlich nicht, und erreichten es denn glücklich, dass im Augenblick der Saracenennoth die grösste Spaltung und Verwirrung herrschte und die enttäuschten Monophysiten rasch und freudig mit dem Islam pactirten. Da nun die Union gegenstandslos geworden war, ging Kaiser Constantins Bemühen auf Besänftigung der Occidentalen, welche durch diese Transactionen in eine an Hochverrath grenzende Erbitterung gerathen waren. So berief er denn das VI. Concil und gibt als Motiv seiner Concessionen ganz unverhüllt Papst Vitalians treuen Eifer an, womit ihn dieser bei Niederwerfung der italienischen Usurpatoren unterstützt hatte, ein deutlicher Fingerzeig, wie das oströmische Cabinet auch in diesem dogmenproducirenden Zeitalter stets auf politische Gesichtspunkte das Hauptgewicht gelegt hat.

Das grosse Friedensconcil in der Trulla ist nun in dogmatischer Hinsicht von einer erschreckenden Sterilität; um so interessanter sind seine Verhandlungen für den Philologen; denn hier besitzen wir in der That das Protokoll einer byzantinischen Philologenversammlung. Man kämpft nur mit Citaten. Schon Sophronius, der Vater der dyothelitischen Lehre, hatte 600 Väterstellen gesammelt; nun überreichten die Monotheleten drei Volumina patristischer Zeugnisse für ihre Lehre; ihnen antworteten die römischen Deputirten mit einer frischen Sammlung von testimonia sanctorum ac probabilium patrum. Der Patriarch Georg von Constantinopel, welcher eine Abschrift erhielt, schlug die sämmtlichen Belegstellen in den Originalcodices seiner Patriarchalbibliothek nach, fand alle genau, und war nun nach dieser Abfindung mit seinem philologischen Gewissen von der Wahrheit der römischen Lehre überzeugt.

ἑκατέρου δογματικά τινα κεφάλαια. ἐφ' οἷς ἅπαντες οἱ πρώην μέν εἰς διαφόρους ἀπεχιμένοι (Harduin: ἀπεχοινιεμένοι) μερίδας, προπάτορας δὲ Διόσκορον καὶ Σεβῆρον τοὺς ἀλιτηρίους ἐπιτραφόμενοι, ἡνώθησαν τῇ ἀγιωτάτῃ καὶ μόνῃ καθολικῇ ἐκκλησίᾳ· μία τε ποίμνη Χριστοῦ τοῦ ἀληθινοῦ Θεοῦ ἡμῶν ἅπας ὁ τῆς Ἀλεξανδρέων φιλόχριστος γέγονε λαός, καὶ πᾶσα σχεδὸν πρὸς ταύτοις ἡ Αἴγυπτος καὶ Θηβαΐς καὶ Λιβύη καὶ αἱ λοιπαὶ τῆς Αἰγυπτιακῆς διοικήσεως ἐπαρχίαι. οὓς τινας ἦν ἰδεῖν πρίν, ὡς εἰρήκαμεν, εἰς ἀναρίθμητον πλῆθος αἱρέσεων διεσκεδασμένους, εὐδοκίᾳ δὲ νῦν τοῦ Θεοῦ, καὶ σπουδῇ θεαρέστῳ τοῦ ῥηθέντος ἁγιωτάτου τῆς Ἀλεξανδρέων ἱεράρχου ἓν [l. χεῖλος] γεγόναοι πάντες, μιᾷ φωνῇ καὶ ἑνότητι πνεύματος τὰ ὀρθὰ τῆς ἐκκλησίας ὁμολογοῦντες δόγματα. Severus von Hermopolis behauptet übrigens, dass Cyrus keineswegs bloss mit den sanften Mitteln der Ueberredung die Jacobiten unirte; seine grossen Erfolge gesteht er aber gleichfalls ein.

Digitized by Google

Wo möglich noch gewissenhafter verfuhr man in der dritten Sitzung. Als nämlich die Akten des fünften Concils zur Verlesung kamen, fand sich daselbst ein Brief des Patriarchen Menas an Papst Vigilius vor. Sogleich protestirten die Legaten und erklärten ihn für unächt. Der Kaiser, die Commissäre und einige Bischöfe bildeten eine gemeinsame Untersuchungscommission, und nach genauer Prüfung des beanstandeten Codex fanden sie, dass demselben gleich am Eingang drei Quaternionen vorgeheftet waren. Dieselben waren unpaginirt; vielmehr hatte erst Quaternio 4 die Zahl 1, der folgende 2, u. s. f.[34]) Auch die Schrift der drei ersten Tetraden war verschieden von der sonstigen Schrift des Codex, woraus ihre Unächtheit erhellte. — In der XIV. Sitzung verbreitete die Fortsetzung solcher diplomatischen Uebungen sogar Licht über die Werkstätte dieser antiken Moabiter. Der frühere Patriarch Paul von Constantinopel und Macarius von Antiochien hatten systematisch die angeblich lückenhaften Handschriften durch ihre Sekretäre und vertrauten Mönche ergänzen lassen.[35]) Der lateinische Grammatiker Constantin gestand, dass er für ein lateinisches Exemplar die Uebersetzung geliefert und sie einem geschickten Kalligraphen zum Abschreiben gegeben habe.[36]) So ist denn am 5ten April 681 auf paläographischem Wege der wahre Glaube gerettet worden.

---

34) Mansi XI p. 226 C ff.: καὶ ἐπισκήψαντες ὅ τε εὐσεβέστατος βασιλεὺς ἅμα τοῖς ἐνδοξοτάτοις ἄρχουσι καί τισι τῶν τῆς ἁγίας συνόδου θεοφιλῶν ἐπισκόπων, καὶ ἀναπτύξαντες καὶ ἀνακρίναντες, εὗρον τρεῖς τετράδας εἰς τὴν ἀρχὴν τοῦ βιβλίου ἐκ προεθήκης ἐμβληθήναι, μὴ ἐχούσας ὑποσημείωσιν ἀριθμητικὴν τὴν πρὸς συνήθειαν ἐντεθειμένην ἐν τοῖς τετράδιν. ἀλλ' ἐν τῇ τετάρτῃ τετράδι εἶναι τὸν πρῶτον ἀριθμόν, καὶ εἰς τὴν μετ' αὐτὴν δευτέραν καὶ τρίτην, τετράδα ἐφεξῆς. ἄλλως τε καὶ ἀνόμοια εἶναι τὰ γράμματα τῶν ὑποβληθεισῶν ἐν πρώτοις τριῶν τετράδων, ἐν αἷς ἐμφέρεται ὁ λεγόμενος Μηνᾶ πρὸς Βιτάλιον λόγος, πρὸς τὰ γράμματα τὰ ἀρχῆθεν γεγραμμένα ἐν τῷ λεχθέντι βιβλίῳ.

35) Mansi XI, 594 A. Aussage des Mönchs Georg: αὐτὴ ἡ βίβλος ἡ νῦν προκομισθεῖσα ὑπὸ Μακροβίου τοῦ ὁσιωτάτου μητροπολίτου Σελευκείας καὶ ὑποδεχθεῖσά μοι ἐγένετο Φιλίππου τοῦ στρατηλάτου τοῦ βασιλικοῦ Ὀψικίου. αὐτὸς δὲ Φίλιππος τείτων ἦν τοῦ πατρὸς Στεφάνου τοῦ πεσόντος, τοῦ κατὰ Μακαρίου τοῦ αἱρετικοῦ. ὅτε οὖν ἐγένετο ἡ ζήτησις μεταξὺ Θεοδώρου τοῦ γενομένου πατριάρχου τῆς Θεουπολίτου ταύτης καὶ βασιλίδος πόλεως, καὶ τοῦ εἰρημένου Μακαρίου περὶ πίστεως, ἔλαβον τὰ ἴσα ἀπὸ τοῦ πατριαρχείου, ὡς εἶπον, Μακάριος καὶ Στέφανος τῶν λεγομένων λιβέλλων Βιτιλίου καὶ ἐγράψαμεν εἰς τετράδας καὶ ἐπεδόθησαν παρ' αὐτῶν τῷ εὐσεβεστάτῳ ἡμῶν βασιλεῖ. ἐθάρρησαν οὖν οἱ περὶ Στέφανον καὶ Μακάριον, ὡς ἐπιδεδωκότες τῷ δεσπότῃ τὰς τετράδας, καὶ ἑκάστῳ τῶν ἐρχομένων πρὸς αὐτοὺς ὑπεδείκνυον. ὁ οὖν Φίλιππος ἐκείνοις ἔχων τὸ βιβλίον τοῦτο ἦγαγεν αὐτὸ πρὸς Στέφανον τὸν αἱρετικὸν πρὸς ἐπίσκεψιν λέγων, ὅτι ἐλθὼν ἀπὸ τῆς δύσεως ἤγαγον τὸ βιβλίον τῆς πέμπτης συνόδου καὶ βλέπε, εἰ καλῶς ἔχει· τοῦτο δέ τὸ βιβλίον οὐκ εἶχε τοὺς λεγομένους λιβέλλους Βιτιλίου. καὶ εἶπεν αὐτῷ ὁ αἱρετικὸς Στέφανος, ὅτι ἵνα οἶδας παραλέλειπται εἰς αὐτό. ὁ οὖν Φίλιππος παρεκάλεσεν αὐτὸν εἰπεῖν· εἶ τι γινώσκεις, ὅτι ἐκτὶ παραλελειμμένον, ἀναπλήρωσον. ὁ οὖν αὐτὸς Στέφανος εἶπέ μοι γράψαι τοὺς αὐτοὺς λιβέλλους, καὶ ἔγραψα ἐκ τῶν εἰρημένων ἴσων, καὶ ἐδωκα αὐτῷ Στεφάνῳ. κατὰ ἀλήθειαν ταῦτα ἰδιόχειρά μού εἰσι, καὶ ἐπιγινώσκω αὐτά. οὐ μόνον δὲ ἐν τούτῳ αὐτῷ τῷ βιβλίῳ τὴν προσθήκην ταύτην τῶν λεγομένων λιβέλλων Βιτιλίου ἐποίησαν, ἀλλὰ καὶ ὀκαδήποτε βιβλία τῆς πέμπτης συνόδου ἦλθον εἰς αὐτοὺς μὴ ἔχοντα τοὺς λεγομένους λιβέλλους Βιτιλίου, προσέθηκαν οἱ αὐτοί, Μακάριός τε καὶ Στέφανος.

36) Aussage des Presbyter und Grammaticus Latinus (Ῥωμαϊκός) Constantinus: Mansi XI, 594 E ff.: οἶδα, δέσποτα, ἐπὶ τῶν χρόνων Παύλου τοῦ γενομένου πατριάρχου, ἐλθόντος Φορτουνίου τοῦ γενομένου ἀρχιεπισκόπου Καρθαγένης, καὶ μέλλοντος αὐτοῦ λειτουργεῖν ἐν τῇ ὑψωτάτῃ μεγάλῃ ἐκκλησίᾳ, ἐζητήθη, ὅπως ὑψειλε καθίσαι, εἴτε πρὸ τῶν μητροπολιτῶν τῶν ἐνδημούντων ἐνταῦθα, εἴτε μετ' αὐτούς· καὶ δὴ ζητοῦντος τοῦ αὐτοῦ Παύλου γενομένου πατριάρχου τὸ βιβλίον τῆς πέμπτης συνόδου, ἵνα γνῷ πῶς ὑψειλον καθίσαι, ηὑρέθη κατὰ συγκυρίαν καὶ Ῥωμαϊκὸν βιβλίον τῆς αὐτῆς συνόδου. κἀκεῖθεν ὁδηγηθείς ὁ αὐτὸς Παῦλος ἐποίησεν αὐτὸν κατὰ τάξιν καθίσαι. ἐξήγαγε δὲ αὐτὸ τὸ Ῥωμαϊκὸν βιβλίον ἐκ τῆς βιβλιοθήκης καὶ λέγει μοί· θεώρησον αὐτό, εἰ ἄρα πρὸς τὸ χαρτῶν αὐθεντικὸν εἰλιτάριον τῆς ἁγίας

Digitized by Google

Mit der Niederwerfung des Monotheletismus hatte die Kirche des Ostens ihren letzten Gegner besiegt; die dogmatische Entwickelung steht völlig stille, und es herrscht die heilige Grabesruhe fleckenlosester Orthodoxie. Allein gerade jetzt werden die Fragen über das Verhältniss von Staat und Kirche in rein principieller Weise erörtert; in dem sogenannten Bilderstreit ist die Bilderfrage im Grunde genommen Nebensache; vielmehr handelt es sich um Unterordnung oder völlige Freiheit der Kirche im Staat, es ist ein Culturkampf in optima forma. Auch die ausdrückliche Klage über das Streben nach Staatsomnipotenz und über eine neue diocletianische Verfolgung bringt uns die Chronik des Mönches Georg.[37]) Ganz im Gegensatz zu den bisherigen Anschauungen proclamirt

---

πέμπτης συνόδου πεπλήρωται. καὶ ηὗρον τὸ αὐτὸ Ῥωμαϊκὸν βιβλίον λεῖπον ἐν τῇ ἑβδόμῃ πράξει πρὸς τὸ χαρτῷον εἰλιτάριον. καὶ λέγει μοὶ ὁ αὐτὸς Παῦλος ὁ πατριάρχης· ὅτι λάβε τὸν διάκονον Σέργιον μετὰ σοῦ τὸν λεγόμενον Ἀντιπισιδίας, ἐπειδὴ καλῶς καλλιγραφεῖ καὶ ὑπόδειξον αὐτῷ, πῶς ὀφείλει γράψαι τὰ Ῥωμαϊκὰ γράμματα, καὶ πρόσθες τὰ λείποντα. εἰσὶ δὲ ἅπερ προσεθήκαμεν εἰς τὸ αὐτὸ Ῥωμαϊκὸν βιβλίον ἐν τῇ ἑβδόμῃ πράξει οἱ λεγόμενοι λίβελλοι Βιγιλίου τοῦ γενομένου πάπα Ῥώμης, οὓς καὶ μετέφρασα Ῥωμαϊστὶ ἐκ τοῦ αὐτοῦ εἰλιταρίου. καὶ ὡς εἴρηται, ἔγραψεν ὁ μνημονευθεὶς Σέργιος ὁ διάκονος. τὰ δὲ γραφέντα παρὰ τοῦ αὐτοῦ Σεργίου διακόνου τοῦ λεγομένου Ἀντιπισιδίας ἐνέβαλεν ἐν τῷ αὐτῷ Ῥωμαϊκῷ βιβλίῳ Θεόδωρος ὁ καλλίγραφος, ὅστις εἶχε τὸ ἐργαστήριον εἰς τὸν ἅγιον Ἰωαννοφωκᾶν. ταῦτα, δέσποτα, σὺν ἀληθείᾳ οἶδα γεγενῆσθαι

37) Georg. Hamart. S. 692, 5 ff. Muralt: preist die Toleranz der auswärtigen Fürsten und Völker gegenüber der kirchlichen Knechtschaft der Byzantiner. ὁμοῦ τε γὰρ ἑῴα καὶ ἑσπερία λῆξις τὸ εὐαγγελικὸν καὶ ἀποστολικὸν τοῦτο περιέπονται καὶ διατελοῦσι κήρυγμα καὶ οὔποτε ἐν ἄλλῃ ἐξουσίᾳ, ἔνθα χριστιανοὶ τὸ ἄθεσμον ἐκεῖνο καὶ παράνομον καὶ τῆς χριστιανῶν θεοσεβείας ἀλλότριον παραφυὲν καταλαμβάνεται θεοστυγὲς δόγμα, οὐδὲ, ὅσον εἰς μνήμην ἀφῖχθαι τῶν πονηρῶν καὶ μυσαρῶν συνταγμάτων, ἀλλ' ἢ μόνον κατὰ τὴν δούλην ταύτην καὶ ἠνδραποδισμένην καὶ τὰ θεῖα κατ' ἐξουσίαν παίζουσαν ..... ἔνθα τὸ φίλαυτον, τὸ φίλαρχον, τὸ φιλήδονον, τὸ φιλόδοξον, ἡ πάντων καταθύμιος ἀπόλαυσις, τὸ πάντων ἐθέλειν ἄρχειν (Staatsomnipotenz) καὶ μηδὲ πρὸς αὐτοῦ θεοῦ ἄρχεσθαι (Unterordnung der Kirche unter den Staat) καὶ ἡ τῆς ἀνθρωπίνης δόξης ἢ μᾶλλον εἰπεῖν αἰσχύνης κτῆσις καὶ περιποίησις κτλ. Von Constantin Kopronymos sagt Nicephorus der Patriarch (Georg. Ham. S. 658, 7): οἷα δὲ πρὸς αὐτοὺς (τοὺς μοναχοὺς) τυραννίδα ἐπιὼν ὁ τύραννος ἔδρασε, τίς ἂν, ὡς ἔφην, ἀξίως διηγήσεται; τάς τε γὰρ παρὰ θεῷ ἐπηγγελμένας αὐτοῖς ὁμολογίας καὶ συνθήκας ἀθετεῖν ἐκβιαζόμενος καὶ ἱερὸν σχῆμα ἀπορρίψαντας, τὸ τῶν λαϊκῶν ὁ παρανόμος ἐνομοθέτησε (cf. S. 1012) μεταμφιέννυσθαι. τὰ δὲ εἰς δόξαν θεοῦ ἱδρυμένα μοναστήρια στρατιωτῶν οἰκητήρια καὶ ἱπποστάσια καὶ κοπρῶνας ὁ κοπρόνους καὶ κοπρώνυμος πεποίηκεν. εἶτα πρὸς τὸ τέλος τῶν κακῶν καὶ τοῦ θεοστυγοῦς αὐτοῦ βίου γενόμενος καὶ πυρετῶν ὀξυτήσεσι καὶ φλογώσεσι καταπιπράμενος τῆς ἐκδεξομένης αὐτὸν γεέννης προδήλως τὴν φλόγα προθεώμενος κατωπτρίζετο καὶ τοῦ ἀκοιμήτου σκώληκος τὰ δείγματα σύντονόν τε καὶ γεγονότερον ἐκβοῶν ἐνδελεχέστατα τῆς γεέννης ταῦτα τὰ προαύλια καὶ προοίμια. ταύταις καὶ τοσαύταις εὐπαθείαις ἐναναπαυσάμενος, ὑφ' ὧν δὴ καὶ ὁ Διοκλητιανὸς καὶ Μαξιμιανὸς συντελεσθῆναι ἀκούομεν, οὕτω κακῶς ἀπολλύμενος ὁ κακὸς καταστρέφει τὸν βίον, αἴσχιστόν τε καὶ κάκιστον ὁ ἄσπονδος τοῦ Χριστοῦ καὶ τῶν ἁγίων αὐτοῦ πάντων ἐχθρὸς καὶ πολέμιος δυσμενέστατος. Ganz ähnlich klagt die vita S. Stephani iunioris (Analecta Graeca sive varia opuscula Graeca hactenus non edita, ex MSS. Codicibus eruerunt, Latine verterunt et notis illustrarunt Monachi Benedictini Congregationis Sancti Mauri. Tomus Primus. Paris 1688. S. 451, die latein. Uebersetzung auch bei L. Surius: de probatis Sanctorum vitis S. 636), aus welcher Stelle zugleich erhellt, dass während des Culturkampfs die Bundes- und Clientelstaaten des Romäerreichs wie jetzt Holland oder Oestreich den bedrängten Vertheidigern der Kirchenfreiheit als Zuflucht dienten. Stephanus räth seinen Freunden die Flucht dahin: τριῶν ὄντων τῶν καθ' ἡμᾶς μερῶν τῶν μὴ κοινωνησάντων ταύτῃ τῇ μιαρᾷ αἱρέσει, τούτοις προστρέχειν ὑμῖν συμβουλεύω. οὐ γὰρ ὑπολέλειπται ἄλλος τις τόπος, ὅστις ἐστὶν ὑπὸ τὴν ἐξουσίαν τοῦ δράκοντος, μὴ πειθαρχήσας αὐτοῦ τῇ κενοφωνίᾳ. τῶν δὲ φησάντων· καὶ ποῖ ἆρα ταῦτα τὰ μέρη, πάτερ; εὐθέως αὐτός· τὰ πρὸς τὸ ἄναντες τοῦ Εὐξείνου Πόντου, ἐπὶ τὴν τῆς Ζικχίας ἐπαρχίαν συγκείμενα ἀπό τε Βοσπόρου, Χερσῶνος, Νικόψεως (cfr. Constant. de adram. imp. 42) καὶ τὰ πρὸς τὴν Γότθιον κοίλην ἀπαντῶντα· εἶθ' οὕτως καὶ τὰ πρὸς τὸ Παρθενικὸν συγκείμενα πέλαγος, ἐν οἷς δὲ διαπλέεται ὁ νότιος κόλπος, ὡς ἐπὶ τῆς πρεσβυτέρας Ῥώμης τὸ κάταντες, ἥ τε Νικοπολιτῶν μητρόπολις καὶ ἡ Νεάπολίς

Digitized by Google

jetzt die Kirche plötzlich völlige Trennung der geistlichen und der weltlichen Gewalt. Die Dogmen, schreibt Papst Gregor an Leo den Isaurier, sind nicht Sache des Kaisers, sondern der Bischöfe. Wie diese nicht in die bürgerlichen, so dürfen die Kaiser nicht in die kirchlichen Angelegenheiten eingreifen.[38]) Vergebens hatte der Kaiser nach Constantins Vorbild erklärt: „Ich bin Kaiser und Priester zugleich!“ Das waren veraltete Grundsätze. Noch schärfer spricht die neue Theorie gegenüber Leo dem Armenier Abt Theodor von Studion aus:[39]) O Kaiser! rüttle nicht an der kirchlichen Ordnung; sagt doch der Apostel: Es hat Gott etliche in der Kirche erstens zu Aposteln gesetzt, zweitens zu Propheten, drittens zu Hirten und Lehrern, aber nicht: zu Kaisern. Dir ist die Staatsverwaltung und das Kriegswesen übertragen; sorge dafür, und überlass die Kirche den Hirten und Lehrern nach Gottes Wort; willst Du aber auch diese nicht hören, noch in unsrem Glauben stehen, so werden wir auch, wenn ein Engel vom Himmel käme, nicht auf ihn hören, geschweige denn auf Dich, bloss einen Kaiser.

War momentan die Staatsgewalt stark genug, ihren Willen einfach durchzusetzen, so entfaltete sich auch hier die bekannte Priestertaktik des leidenden Gehorsams, welcher nur der Gewalt weicht. Ein charakteristisches Beispiel, wenn auch aus früherer Zeit, gibt der aufrichtige fromme, aber durchaus nicht knechtich gesinnte Johann der Mitleidsvolle. Der Patricius Nicetas, der Statthalter von Alexandrien, kommt zu ihm: „Das Reich ist im Gedränge und bedarf des Geldes.“ Der Erzbischof: „Ungerecht ist es, o Herr Patricius, die Güter, welche dem himmlischen König geopfert sind, dem irdischen zu schenken. Hast Du aber darauf irgend speculirt, dann merk' es Dir nur, der demüthige Johannes wird Dir keinen Heller geben. Doch sieh! unter meinem bescheidenen Bette liegt Christi Sparcasse (apotheca Christi). Mach, was Du willst.“ Sogleich lässt der Patricius durch drei Diener die schwere Geldkiste wegtransportiren, und Johannes hat es verstanden Gott und dem Kaiser zu gehorchen.[40])

τε καὶ τὰ ἕως τοῦ ποταμοῦ Τιβερίου Ῥώμης συγκείμενα, ἐξὸ ὅτε καὶ τὰ κατιόντα τῆς Λυκίων ἐπαρχίας ἀπό τε Συλαίου (al. Συλλίου γρ. Συλείου), Συκῆς καὶ τὰ κατ' αὐτὴν τὴν Προποντίδα πλεόμενα, ἥ τε Κυπρίων νῆσος καὶ τὰ πρὸς ἀντικρὺ ἕως Τριπόλεως καὶ Τύρου καὶ Ἰόπης. τί δὲ χρὴ λέγειν περὶ τῶν προεδρων τοῦ τε Ῥώμης καὶ Ἀντιοχείας, Ἱεροσολύμων καὶ Ἀλεξανδρείας, οἵτινες οὐ μόναν ἀπεβλεδόξαντο καὶ ἀνεθεμάτιζαν τὸ μυςαρὸν τῶν εἰκονοκαυστῶν δόγμα. ἀλλὰ καὶ ἐπιστολαῖς ςτηλευτικαῖς οὐκ ἐπαύςαντο καθυβρίζοντες τὸν πρὸς τοῦτο ἐπινεύςαντα ἀςεβῆ βαςιλέα, ἀποςτάτην καὶ αἱρεςιάρχην αὐτὸν ἀποκαλοῦντες κτλ.

38) Mansi XII S. 968: οἶδας βαςιλεῦ ὅτι τὰ δόγματα τῆς ἁγίας ἐκκλησίας οὐχὶ βαςιλέων εἰςίν, ἀλλὰ τῶν ἀρχιερέων καὶ ἁγιαλαῶς θέλουςι δογματίζεςθαι. διὰ τοῦτο οἱ ἀρχιερεῖς προετάχθησαν εἰς τὰς ἐκκλησίας ἀπέχοντες τῶν δημοςίων πραγμάτων. καὶ οἱ βαςιλεῖς ὁμοίως ἀπέχεςθαι τῶν ἐκκλησιαςτικῶν καὶ ἔχεςθαι τῶν ἐγκεχειριςμένων αὐτοῖς. S. 978 (der zweite Brief Gregors): ἀκουςον τῆς ταπεινόςεως ἡμῶν, βαςιλεῦ, καὶ παῦςον, ἀκολούθηςον τῇ ἁγίᾳ ἐκκλης[ί]ᾳ καθὼς εὕρες καὶ παρέλαβες. οὐκ εἶςι τὰ δόγματα τῶν βαςιλέων, ἀλλὰ τῶν ἀρχιερέων (ganz die einst so schwer verurtheilte Doctrin Donats des Grossen!), ὅτι ἡμεῖς νοῦν Χριςτοῦ ἔχομεν. ἄλλη παίδευςις ἐπί τῶν ἐκκλησιαςτικῶν διαταγμάτων, καὶ ἄλλος νοῦς τῶν κοςμικῶν. εἰς τὰς διοικήςεις τοῦ κόςμου τὸν πολεμικὸν καὶ ςκαιὸν νοῦν ὃν ἔχεις, καὶ πάχυν εἰς τὰς πνευματικὰς τῶν δογμάτων διοικήςεις ἔχειν οὐ δύναται. καὶ γράφω ςοι τὰς διαφορὰς τοῦ παλατίου καὶ τῶν ἐκκλησιῶν τῶν βαςιλέων καὶ τῶν ἀρχιερέων καὶ ἐπίγνωθι καὶ ςύθητι κτλ. ..... ὥςπερ γὰρ οὐκ ἔχει ἐξουςίαν ὁ ἀρχιερεὺς ἐγκύψαι εἰς τὸ παλάτιον καὶ προβαλέςθαι ἀξίας βαςιλικάς, οὕτως οὐτε ὁ βαςιλεὺς ἐγκύψαι εἰς τὰς ἐκκλησίας καὶ ψῆφους ποιήςαςθαι εἰς τὸν κλῆρον οὐτε ἁγιάζειν καὶ χειρίζειν τὰ cύμβολα τῶν ἁγίων μυςτηρίων, ἀλλ' οὐτε μεταλαμβάνειν χωρὶς ἱερέως, ἀλλ' ἕκαςτος ἡμῶν ἐν ᾗ κλήςει ἐκλήθη ὑπὸ Θεοῦ ἐν ταύτῃ μενέτω.

39) Georg. Hamartol. ed. Muralt. S. 682, 24 ff.

40) Leontius Byz. in vita S. Ioannis Eleem. IV, 18. (Acta SS. Tom. II, Ianuarii, S. 502.)

Digitized by Google

Die Massregeln der Regierung sind uns nach ähnlichen Vorgängen neuern Datums verständlich und geläufig. Zuerst wird der opponirende Patriarch Germanus abgesetzt; der Kaiser bedurfte eines staatsfreundlichen Cultusministers. Den Papst suchte man durch Temporalienperre mürbe zu machen, und als sich Gregor für unabhängig erklärte, hob die kaiserliche Regierung, ähnlich wie Joseph II., jedes Jurisdictionsrecht auswärtiger Geistlicher in ihren Unterthanenlanden auf. Alt- und Neu-Epirus, Illyricum, Macedonien, Thessalien, Achaia, Dacia ripensis und mediterranea, Moesien, Dardanien, Praevalia (mit der Metropole Skodra), welche bis dahin das römisch-apostolische Vicariat Thessalonike gebildet hatten, wurden dem Patriarchat von Constantinopel unterstellt.

Die Hauptstütze der Bilder waren die Mönche. Constantin, der Sohn Leos, „der scheussliehen Bestie scheussliehere Brut, der neue Achab und Herodes," führte daher einen förmlichen Säcularisationsplan aus. Die Klöster der Hauptstadt wurden geschleift oder, wie jetzt in Italien, in Kasernen umgewandelt. Michael Lachanodrakon, der Stratege des thrakischen Themas (der ehem. Provinz Asia) übertraf an empörender Rohheit selbst einen Aranda, Pombal und „die andern Freunde der heutigen Menschenliebe," um mit dem Biographen des P. Malagrida zu reden. Er liess alle Mönche und Nonnen aus seiner Statthalterschaft nach Ephesos zusammentreiben; dort wurde ihnen die Wahl gelassen, weltliche Kleidung zu nehmen und zu heirathen, oder geblendet und nach Cypern deportirt zu werden. Viele wählten das Letztere und wurden Märtyrer. Kaiser Constantin aber rief aus: „Siehe! nun habe ich gefunden den Mann nach meinem Herzen, welcher all meine Wünsche erfüllt." Natürlich wetteiferten in Folge der Allerhöchsten Ortes geschehenen Approbation auch die übrigen Statthalter „im blutigen Eifer für die Aufklärung". Für die Kunst war das ein eisernes Zeitalter, da die Heiligenbilder und auch alle Darstellungen der biblischen Geschichte aus den Kirchen entfernt wurden, wurden die Mauern, um sie nicht nackt zu lassen, mit Landschaftsbildern, mit Bäumen und Vögeln geschmückt oder, wie Hefele einen Ausdruck aus der Biographie des Abts Stephanus drastisch wiedergibt, „in ein Vogelkäfig und Obstmagazin umgewandelt".[41]) Natürlich verschwanden, wie bei der französischen Klosteraufhebung, mit den Bildern und Reliquien auch Bücher und Kostbarkeiten aller Art; denn wie sollten die rohen und unwissenden Soldaten einen Unterschied machen? Auch hier entwickelten ehemalige Mönche als Commissäre den grössten Eifer; ein gewesener Abt, Leo Kutzodactylos, liess Bibliotheken, Gebäulichkeiten, Fahrniss und Grundbesitz der Herren- und Frauenklöster öffentlich versteigern, und stellte den Erlös dem Fiscus zu. Endlich trat an Stelle der bisherigen Immunität die Besteuerung des unermesslich reichen Klerus und das Erforderniss der Reichsangehörigkeit bei den Geistlichen. Vor Kaiser Theophil wurden zwei fremde

41) Vita S. Stephani iunioris in Analecta Graeca Maurina T. I Paris. 1688 S. 453: τοῦ δὲ τυράννου τὸν σεβάσμιον ναὸν τῆς παναχράντου Θεοτόκου τὸν ἐν Βλαχέρναις κατορθέαντος, τὸν πρὶν κεκοσμημένον τοῖς διατοίχοις ὄντα ἀπό τε τῆς πρὸς ἡμᾶς τοῦ Θεοῦ συγκαταβάσεως ἕως θαυμάτων παντοίων καὶ μέχρι τῆς αὐτοῦ ἀναλήψεως καὶ τῆς τοῦ ἁγίου πνεύματος καθόδου διὰ εἰκονικῆς ἀναζωγραφήσεως. καὶ οὕτως τὰ τοῦ Χριστοῦ ἅπαντα μυστικὰ ἐξάραντος, ὀπωροφυλάκιον καὶ ὀρνεοσκοπεῖον τὴν ἐκκλησίαν ἐποίησεν· δένδρα καὶ ὄρνεα παντοῖα, θηρία τε καὶ ἄλλα τινὰ ἐγκύκλια διὰ κισσοφύλων, τερένων τε καὶ κορυνῶν καὶ ταώνων ταύτην περιμουσώσας, ἵν' εἶπω ἀληθῶς ἄκοσμον ἐδείξεν. καὶ εἰ κατηγορεῖν με τοῦτον τινὲς ὑπολαμβάνουσιν τοῦ αὐτοῦ φρονήματος, τουτονὶ τὸν ναὸν καταλαβόντες καὶ ἀληθῆ αὐτὰ εἶναι πιστεύσαντες, μετὰ τοῦ ἱεροψάλτου Δαβὶδ εἴπωσιν· ὁ Θεός, ἦλθοσαν ἔθνη εἰς τὴν κληρονομίαν σου. ἐμίαναν τὸν ναὸν τὸν ἅγιόν σου. ἔθεντο τὴν νοητὴν Ἱερουσαλὴμ τὴν ἐκκλησίαν σου εἰς ὀπωροφυλάκιον.

Digitized by Google

bilderfreundliche Mönche, Theophanes und Theodor, geführt. Sogleich fragte er: woher seid ihr? Aus Palästina. Warum dann verlasst ihr euer Land und kommt in das unsrige ohne euch den Gesetzen des Reiches zu fügen? Da die Mönche schwiegen, wurde ihnen das Indigenatsgesetz in byzantinischem Styl erläutert.[42]) — Die öffentliche Meinung stand in diesem Kampf durchaus auf Seite der Regierung. Natürlich ist unsere mönchische Literatur ganz in den Händen der enragirtesten Gegner; aber die hohe Weltgeistlichkeit förderte am eifrigsten die kaiserlichen Massregeln, so die Prinzen Theodosius, Erzbischof von Ephesus und Gregor von Syrakus und der gelehrte Patriarch Johannes, der freilich auch als zweiter Iannes, Apollonius und Nectanebos der Zauberei, des Dämonenumgangs und versuchten Selbstmordes von seinen Gegnern angeklagt ward. Das Heer war so entschieden bilderfeindlich, dass die Soldaten der kaiserlichen Leibwache 786 die von Irene in der Apostelkirche versammelte bilderfreundliche Synode auseinander sprengten. In den von Kaiser Constantin abgehaltenen Volksversammlungen zeigte die Menge eine ganz brutale Missstimmung gegen die Mönche; und Irene traute auch nach Entfernung der störrischen Leibwache der hauptstädtischen Bevölkerung so wenig, dass sie 787 die aufs neue berufene Synode nach Nicaea verlegte.

So erklärt es sich, dass der Staat einen 100jährigen Kampf ohne Ermattung aushielt. Schliesslich gab er zwar nach, und die Kirche feiert bis heute jährlich mit grossem Geräusch ihre κυριακὴ τῆς ὀρθοδοξίας. Praktisch war aber gerade das Gegentheil eingetreten. Man gab den Bildereult und das ganze Klosterwesen wieder frei; aber mit eiserner Consequenz ward die Unterordnung der Kirche unter das Staatsgesetz durchgeführt. Die Peloponnesier hatten Befreiung vom Kriegsdienste gegen Erlegung einer Geldsteuer erlangt und gegen Stellung von 1000 gesattelten und gezäumten Pferden. Die gesammte Prälatur von dem Erzbischof zu Korinth bis zu den ärmsten Klöstern erscheint neben den weltlichen Grossen in der Steuertabelle und zwar die Erzbischöfe mit je vier Pferden als am höchsten besteuert.[43])

Der keineswegs bilderfeindliche Nicephorus I. liess durch eine Synode beschliessen, dass der Kaiser über dem Gesetze sei, und ihn also das nicht binde, wodurch die andern gebunden würden. Von allen geistlichen Anstalten trieb er die Häusersteuer ein. Noch energischer war 963 Kaiser Nicephorus Phokas, welcher einen besondern τόμος[44]), ein sehr scharfes Kirchengesetz erliess. Dasselbe verbot die Gütererwerbung der todten Hand, da es, wie er sagt, schändlich sei, wenn die Bischöfe den Besitz der Armuth verprassten, während die Soldaten Mangel litten. Die Ernennung der Bischöfe ward dem Kaiser re-

42) D. h. es wurde ihnen ein Dutzend jambischer Trimeter auf die Stirn gebrannt. Daher Θεοβώρος ὁ γραπτός. Uebrigens hat schon der robuste Glaube des Cardinals Baronius bescheidene Zweifel über diese abenteuerliche Erzählung gehegt. Annales T. VII ad ann. 835, 32 S. 891: Hactenus iambi numero duodenario conditi, ut mirum sit tot versus potuisse in hominis enarrari vultu.

43) Constantinus Porphyrog. de administrando imperio cp. 52. Ich gebe nur die geistlichen Posten:

ὁ μητροπολίτης Κορίνθου	ἱππάρια τέσσαρα
ὁ μητροπολίτης Πατρῶν	ἱππάρια τέσσαρα
οἱ ἐπίσκοποι πάντες τοῦ θέματος	ἀνὰ ἱππάρια δύο
τὰ βασιλικὰ καὶ πατριαρχικὰ μοναστήρια	ἀνὰ ἱππάρια δύο
τὰ τῶν ἀρχιεπισκόπων μητροπόλεων καὶ ἐπισκόπων μοναστήρια	ἀνὰ ἱππάρια δύο
τὰ ἄπορα μοναστήρια	συνδύο ἱππάριον ἕν.

44) Die Novelle bei Leo Diaconus ed. Hase S. 311 ff.

Digitized by Google

servirt und bei Todesfällen jeder Neuernannte auf ein mässiges Fixum gesetzt; dagegen flossen die grossen Einkünfte der bisherigen mensa episcopalis in die kaiserliche Casse ab. In dieser entschiedenen Constituirung des Grundsatzes, dass die Kirche als äussere Anstalt ganz unter der weltlichen Macht stehe, ist das byzantinische Kaiserthum der Vorläufer des modernen Culturstaates geworden.

Ueberschauen wir noch einmal den zurückgelegten Weg, um das Ergebniss in wenigen Schlusssätzen zusammenzufassen. Nichts liegt meiner Auffassung ferner, als eine „Rettung" des Byzantinismus versuchen zu wollen. Weder die Politik, noch das Kirchenthum desselben sollten ins Schöne gezeichnet werden. Wohl aber glaube ich, es sei der Mühe werth, einer so eigenthümlichen Erscheinung in der Weltgeschichte gerecht zu werden und einer ernsten Frage der Zukunft ins Auge zu schauen. Zu Beidem liegt eine Aufforderung im Byzantinismus. Er ist lange Jahrhunderte hindurch eine Weltmacht gewesen, welche man hassen oder lieben kann, jedenfalls aber als solche anerkennen muss, und er ist noch immer ein Element der Gegenwart, mit dessen Entwicklung wir zu rechnen haben. Denn der osteuropäische Slavenstaat erhebt den Anspruch, das Erbe Ostroms auf Grundlage byzantinischer Cultur und byzantinischen Glaubens anzutreten, und wenn wir je mit vielen unsrer Zeitgenossen an eine sich vorbereitende Regeneration des Ostens glauben dürfen, dann würde es eine Frage von unberechenbarer Bedeutung werden, ob byzantinische Bildung oder abendländische Cultur zu dieser Aufgabe der Neubelebung berufen seien. (Bravo.)

Präsident Grumme: Wünscht einer der Herren zu dem eben gehörten Vortrage das Wort zu ergreifen? — Sie haben schon laut genug Ihren Beifall kund gegeben: ich spreche dem geehrten Vortragenden unsern wärmsten Dank aus.

Wir könnten nun, wenn es Ihnen erwünscht sein sollte, eine kleine Pause von 5 Minuten eintreten lassen.

Präsident Delbrück: Ich ertheile Herrn Dr. Glaser das Wort.

Dr. Glaser: **P. Vergilius Maros Ecloge II, IV und X theils launigen, theils parodischen Inhalts.** Verehrte, hochansehnliche Versammlung! Bei der Erklärung der Bucolica von Vergilius Maro scheint mir als bisheriger Ausgangspunkt zu sehr die Ansicht überwogen zu haben, dass man Vergil als einen schulmässigen Nachahmer Theokrits anzusehen und darum die grösste Zahl der Eclogen als sogenannte „Theokritstudien" zu betrachten habe. Ich glaube, nach stattgehabtem näheren Studium Theokrits und Vergils, annehmen zu sollen, dass man bei jener Beurtheilung Vergils zu wenig erwog, dass die Eclogen in ihrer Gesammtheit einen praktischen Zweck haben und meist Gelegenheitsgedichte mit tendenziöser Färbung sind. Ecloge II, die Corydonidylle, die an den literarisch gebildeten Gönner Asinius Pollio gerichtet ist, scheint mir, nach genauer Erwägung, geradezu eine Parodie zu sein, ähnlich so Ecloge X; und, wenn sie dies wirklich waren, so fällt natürlich entschieden jedes Odium einer Nachahmung griechischen Modelles. Denn wo nun bei Vergil Verse aus Theokrit entlehnt oder nachgebildet erscheinen, da geschah es von Seiten des Dichters mit Absicht und mit dem Bewusstsein, dass der Empfänger und Leser des Gedichtes die Beziehung kannte. Die übrigen Eclogen, wie die IV., die I., die VI. enthalten gar keine Anklänge an griechische Vorbilder und die VIII. ist eine freie, von Pollio gewünschte, Bearbeitung der Theokrit-

Digitized by Google

schen „Pharmacentriai“, die also an Theokrit sich anlehnen musste. Und dies wäre dann etwa eine „Theokritstudie“.

Alle diese Thatbestande wurden nun von den kritiklosen Grammatikern und Exegeten des Alterthums vielfach nicht gewusst oder verkannt, und so erzeugte sich nach und nach jenes Vorurtheil gegen Vergils Dichterselbständigkeit, das, in Folge jener falschen Beurtheilung der specifischen Natur der Eclogen, zu förmlicher Obtrectation sich ausbildete und aussptzte und das, weil ein Exeget dem andern nachschrieb, bis auf unsre Tage vererbt wurde. Damit hing auch zusammen die Uebertreibung der „Allegorie“ — jenes Feldes, das der gutmüthige und arglose Dichter freilich selbst gedüngt hatte und auf welchem im Alterthum und auch in neuerer Zeit der grösste Unfug getrieben und von jeher die übermässigste Ernte, oft zu Ungunsten Vergils, angestellt wurde. Was wurde und wird nicht alles in die Eclogen „hineingeheimnisst“, seitdem der mantuanische Dichter einmal ein Haar darin fand, dass er zwei Dichterlinge — Bavius und Mävius in Ecl. III — mit Namen genannt und persifflirt hatte und seitdem er fortan vorsichtiger vorging und hier und da in den spätern Idyllen allegorischer Beziehung sich bediente! Schon im Alterthum grassierte unter den Erklärern ein förmliches „Allegorienfieber“, das noch heutzutage mehr oder weniger bei den Commentatoren ansteckend zu wirken vermag.

Oft auch ging man in dem Statuieren nachgeahmter Stellen viel zu weit, wie beispielsweise Gebauer einen Zusammenhang annimmt in Ecl. I, 8 „Saepe tener nostris *ab* ovilibus imbuet agnus“ mit Theokr. Id. 1, 145

„καὶ ἀπ' Αἰτίλω ἰχάδια τρώγοις“

wegen der Correspondenz von ab mit ἀπό. — Ebenso meint derselbe, dass Ecl. III, 62 „Et me Phoebus amat“ wegen der Conjunction „et“ eine Nachbildung von Th. Id. V, 106 „καὶ ἁμῖν ἐστι κύων φιλοποίμνιος“ sein müsse. Nun dann hätte auch Schiller, meiner Ansicht nach, entschieden den Theokrit und Vergil nachgeahmt, wenn er singt: „Auch ich bin in Arkadien geboren“.

Denn bei einiger Mühe, nachgebildete Parallelstellen unter Dichtern zu suchen, würde man eine reiche Ernte halten können. So wäre beispielsweise in Ecl. I, 27 ff. das

Libertas quae sera, tamen respexit inertem
Respexit tamen et longo post tempore venit

eine Nachahmung bei Schiller in dessen Worten „Spät kommt Ihr, doch ihr kommt; der weite Weg ....“

So müsste auch die Bürger'sche „Leonore“ ihren Ausruf

„Hin ist hin, verloren ist verloren“

aus dem Catull'schen Choliambus

Et quod vides perisse, perditum ducas

entlehnt haben. Oder das Shakespeare'sche Dictum Hamlets

That undiscovered country, from whose bourn
No traveller returns ....

wäre eine Copie von Catull III, 11

Qui nunc it per iter tenebricosum
Unde negant redire quemquam.

Oder den Versen Schillers

„Das Mägdlein sitzet an Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht
Und sie seufzet hinaus in die finstere Nacht ....“

Digitized by Google

hätte Theokr. Id. XI, 17

. . . . καθεζόμενος δ' ἐπὶ πέτρας
Ὑψηλὰς ἐς πόντον ὁρᾷν ἔειδε τοιαῦτα . . . .

vorgeschwebt; geradeso wie jetzt bei Vielen Vergils Stelle Ecl. II, 4 u. 5

Tantum inter densas, umbrosa cacumina, fagos
Assidue veniebat. Ibi haec incondita solus
Montibus et silvis studio iactabat inani

als Nachahmung von Theokrit gilt.

Doch nun zur Hauptaufgabe! Warum scheint mir Ecloge II, die Corydonidylle, eine Parodie zu sein? — Schon Schaper hat, rücksichtlich dieser Ecloge, die Widersprüche der im Finstern tappenden alten Commentatoren gründlich nachgewiesen und gezeigt, wie diese, ohne einen Funken von Kritik anzuwenden, immer wieder den alten Klatsch der Vergil verläumdenden Obtrectatoren aufwärmen. Vielleicht war jener Jammer der allegorisierenden Alten daran schuld, dass nun Schaper, „jenes Tones satt", unter Aufgeben jeglicher Allegorieannahme, eine blösliche „Kunststudie" in dieser Ecloge glaubte finden zu müssen. Aber er scheint mir so auf ein anderes Extrem gekommen zu sein, das mir durchaus nicht haltbar erscheint. Er sagt nämlich, Vergils erster Versuch in der bucolischen Dichtung sei unmittelbar aus der Uebung im Uebersetzen der Theokrit'schen Idyllen hervorgegangen. Vergil habe nämlich hier zuerst sinnverwandte Verse und Strophen von einer unglücklichen Liebe zusammengestellt, wovon den Grundgedanken er hernach nach freier Disposition erweitert habe.

So wäre denn, nach solcher Ansicht, Ecloge II eine blösliche Schularbeit, die aus der Contamination verschiedener ähnlicher Gemüthsstimmungen und Situationen aus Theokrit'schen Idyllen zusammengetragen wurde.

Und Vergil, ein Römer, soll auf diese Weise ein in der Luft schwebendes, blasses, blutloses Abstractum einer unglücklichen Liebe, ohne concretes Object, haben geben wollen!? Und jener lebens- und stimmungsvolle Monolog Corydons soll also aus einer „puren Studie" nicht etwa eines Schulknaben, sondern eines 28jährigen, schon hohen Gönnern durch Jugendgedichte aller Art empfohlenen und längst bekannten Mannes sich entwickelt haben?! Es soll mithin die II. Ecloge jeglicher praktischen Beziehung baar und ledig, auch kein Gelegenheitsgedicht mit äusserer Veranlassung sein?! Das ist kaum zu glauben! Liebe ohne wirkliches Object ist ein nonsens, eine Seifenblase, ein Reiter ohne Pferd, ein Soldat ohne Waffen. Und ein an Realien gewöhnter, von sinnlichen Anschauungen vorzüglich ausgehender Dichter, wie Vergil, soll ohne factischen Gegenstand und zwar aus Büchern eine Liebe in abstracto sich construiert und aus einander ähnlichen Stellen, ganz ernsthaft, und nicht etwa parodisierend oder Pathos beabsichtigend, sich zusammengestoppelt haben?! Credat Iudaeus Apella! Schon Gebauer sagte darum mit gewissem Recht: „Einen Gegenstand, ein Wesen muss Corydon-Vergil geliebt haben; denn, ohne wirklich einen Knaben, und zwar grade jenen Alexis, zu lieben, konnte Vergil von einem Originale nicht derart abweichen". Den Knaben also von Fleisch und Blut und nicht jenes Phantom angenommen, betrachten wir einmal die bisher übliche Erklärung.

Diese Erklärung nämlich, davon ausgehend, dass Alexis ein von Vergil-Corydon geliebter Sclave gewesen sei, erscheint mir nicht haltbar, da nicht anzunehmen ist, dass

Digitized by Google

ein Sclave, bei einer so positiven Neigung für das Stadtleben und bei seiner Eingenommenheit gegen das Land, überhaupt eine derart in Ecloge II geschilderte Sprödigkeit und feinfühlige Laune in so emancipierter Weise auszusprechen gewagt haben sollte. Auch konnte Vergil nicht, mit entfernter Aussicht auf Erfolg, auf einen Niedrigstehenden die Verse dichten:

Huc ades, o formose puer, tibi lilia plenis
Ecce ferunt Nymphae calathis . . . .

Sodann ist auch die häufig imputierte sinnliche Liebe zu dem Knaben Alexis nirgends angedeutet und bemerkbar, wie sie allerdings in der im Ton nachgeahmten VII. Idylle Theokrits der Dichter Aratus zu einem Knaben gehegt haben muss; dagegen wird überall die ideale Seite des Landlebens und die dasselbe verherrlichende Dichtkunst — mea carmina in V. 6 — betont und wiederholt in V. 29—40 hervorgehoben. Es handelt sich also, nach meiner Ansicht, um einen höher stehenden Jüngling, um einen solchen, der vielleicht als eines oder einer Freigelassenen Sohn im Besitz einer edlen und gediegeneren Bildung war, der aber offenbar für das Stadtleben schwärmte und gegen den ungeschmeidigen Oeconomen Vergilius Maro aus Mantua sammt seinen pastoralen Gedichten — darauf bezüglich das nihil mea carmina curas — apathisch gestimmt war.

Freilich muss dann auch zugleich angenommen werden, dass dieser in städtischer Eleganz und in Wohlleben bei dem reichen Pollio aufgewachsene Knabe besonders auf das Aeussere, auf zarten weissen Teint und auf modisch schöne Kleidung Werth legte. Darauf bezieht sich V. 17

O formose puer, nimium ne crede colori:
Alba ligustra cadunt, vaccinia nigra leguntur.

Die scherzende Manier, in welcher Vergil hier argumentiert, zeigt schon einigermaassen, dass der Schalk dahinter steckt.

Alles dies sind nun Schwächen und Vorurtheile, die Vergil auf launige Weise in dieser II. Ecloge demselben, gleichsam als einem spröden „Geliebten" durch eine gewinnende Schilderung der besondern Reize und Schönheiten des Landes auszureden sucht. Die Komik und der Scherz leuchtet dabei namentlich hindurch in der Art und Weise, wie er die Liebesbetheuerungen des für die Galatea schwärmenden Theokrit'schen Cyklopen auf seinen Fall überträgt. Besonders am Schluss V. 69 ff. ist das

„Corydon Corydon quae te dementia cepit?"

als Nachbildung von „ὦ Κύκλωψ Κύκλωψ ποᾷ τὰς φρένας ἐκπεπότασαι" von drastischer Wirkung und die Krone des Humors ist der Schlussvers

„invenies alium, si te hic fastidit, Alexim"

als Conterfei von Theokrits

Εὑρήσεις Γαλάτειαν ἴσως καὶ καλλίον' ἄλλαν.

Es ist mir darum mehr als wahrscheinlich, dass Ecloge II eine Parodie mit allegorischen Figuren ist, was weiter noch dadurch plausibel wird, dass sie ihr Sujet — eine unerwiederte Liebe — der VII. Idylle Theokrits entlehnt. Besagte Idylle ist nämlich durchaus launig und muthwillig gehalten und wurde desshalb wohl von Vergil als ein Modell leichter und humoristischer Dichtung geschätzt und behandelt. Der launige Ton zeigt sich nämlich in dem Gesange des Simichidas, besonders in der übermüthigen Manier

Digitized by Google

der Behandlung des Gottes Pan, von dem Simichidas unter Verheissungen und Drohungen die Gewährung der Wünsche des Dichters Aratus fordert V. 105—110.*)

Widersinnig wäre es nun, anzunehmen, dass Vergil ernsthaft gemeinte Motive und Stimmungen dorther entlehnt haben sollte, wo doch bei näherer Betrachtung fast aus jeder Zeile Humor und Heiterkeit uns entgegenweht. Noch die früheren Commentatoren und auch die jüngsten Herausgeber Vergils statuieren theils ausdrücklich, theils implicite diesen „Ernst“ und meinen, dass Vergil aus Theokrit hier sich eine gewisse Erhabenheit der Diction und Gedanken entlehnt habe.

In der Theokrit-Idylle VII wird die Liebe des Dichters Aratus zu einem Knaben von Simichidas (Theokrit) besungen und launig carrikiert — ganz, meiner Idee nach, Corydon-Vergil in Ecloge II. Beidemal, bei Theokrit und Vergil, ist sodann Pan in Beziehung gebracht zu der Knabenliebe, die er dort zwischen dem Dichter Aratus und einem schönen Knaben vermitteln, hier, bei Alexis, durch musische Leistungen adeln und erheben solle. Ferner ist bei Aratus eine wirkliche Liebesleidenschaft gemeint, während Corydon-Vergil parodisch nachahmt und nicht eine wirkliche Liebesflamme hegt, sondern nur eine freundliche Zuneigung und das Bestreben, den Angehörigen des vornehmen Asinius Pollio für die Landfreuden und für die pastorale Dichtung empfänglich zu machen. Ja Vergil hebt gerade absichtlich — von V. 31 an — die künstlerische Seite Pans hervor, um Alexis zu zeigen, dass dieser Hirtengott mit der von ihm „erfundenen“ Hirtenflöte ideal-dichterische Bestrebungen, die Alexis wahrscheinlich nur in den Städten zu finden glaubte, sehr wohl zu fördern verstehe. Die abschätzige Behandlung, die Vergil von dem vornehmen Knaben, gelegentlich seiner vielleicht wenig gewandten mündlichen Anpreisungen des Landlebens und der Hirtendichtung — Vergil soll etwas wortkarg und in Gesellschaft ungeschmeidig gewesen sein — erfahren hatte, gaben nun dem mildgesinnten, arglosen Dichter die Idee ein, seine bisher fehlgeschlagenen Bemühungen wie eine unglückliche Liebe parodisch zu behandeln, wozu ihm die Reminiscenzen aus der erwähnten Theokrit-Idylle passendes allegorisches Gewand boten, und bei dieser Gelegenheit noch einmal schriftlich-dichterisch einen „letzten Versuch“ zur Gewinnung des spröden Jünglings für die Pastoraldichtung anzustellen.

Noch sei erwähnt, dass man den bisherigen Erklärern, welche eine ernstliche Leidenschaft Corydons statuieren, mit Recht die Frage vorlegen könnte, ob sie glauben, dass Vergil allen Ernstes eine wirkliche Liebesleidenschaft mit Worten des verliebten Cyklopen, wie sie aus den Theokrit-Idyllen 23 und 11 herübergenommen wurden, konnte adeln und empfehlen wollen. Schon diese kühle Erwägung hätte unsre Exegeten stutzig machen sollen!

Vielleicht ist das alte Thema des Gegensatzes von „Stadt- und Landleben“, diese abgedroschene „alte Geschichte, die aber ewig neu“ bleibt, Das gewesen, was von den alten und auch den neuern Commentatoren als zu trivial und gewöhnlich angesehen und desshalb von ihnen übersehen wurde. Und doch ist dies in Ecl. II die Quintessenz, die sich durch das Ganze wie ein rother Faden hindurchzieht. — Man schuf lieber wieder neue, oft sehr künstliche Allegorien, als dass man die einfache und der Natur der Sache angemessene, oft höchst naheliegende Interpretation zulassen wollte. Besonders beging

*) S. Gevers „Ecl. X als Parodie“ im Verdener Gymnasialprogr.

Digitized by Google

man den Fehler, dass man nicht erwog, dass die ganze Ecloge mehr auf Asinius Pollio berechnet ist, als auf Alexis. Letzterer ist eigentlich nicht Hauptfigur, wie bisher angenommen, sondern Nebenfigur, nur Folie, was ich glaube, dass es bei der Annahme einer in Ecloge II vorliegenden Parodie leicht sich von selbst ergiebt. Vergil dachte gar nicht an eine unlautere Knabenliebe oder überhaupt an eine eigentliche Liebe, er benutzte vielmehr die oppositionelle und der Pastoraldichtung abholde Stimmung eines Angehörigen der Familie des Asinius Pollio, um durch eine launige Fiction in anmuthender Weise das Landleben, die Landwirthschaft, die ja nun einmal Vergils Beruf war, und die damit in Verbindung stehende idyllische Dichtung bei Pollio und seiner Familie zu glorificieren. Dass ich in dieser Auffassung mich nicht täusche, geht auch schon einigermaassen aus der Thatsache hervor, dass diese Corydonidylle dem Pollio so sehr gefiel, dass er dies Vergil zu verstehen gab und ihn zur weiteren Dichtung bucolischer Lieder ermuthigte, wie wir dies in der der II. Ecloge auf dem Fusse folgende III. Ecloge aus den triumphierenden Worten

„Pollio amat nostram, quamvis est rustica, Musam"

entnehmen können. Auf diesen letzteren causalen Nexus hat man vielleicht bisher zu wenig geachtet.

Von den gleichen schlichten, kunstlosen Anschauungen und Principien, wie bei Ecloge II, glaube ich bei der Erklärung der IV. Ecloge ausgehen zu müssen. Auch die IV. Ecloge ist, meiner Ansicht nach, ein Gelegenheitsgedicht an Pollio launigen Inhalts, welches durch ein gewisses angenommenes ernstes Pathos doch erheiternd zu wirken geeignet sein sollte. Zu diesem grossartigen Pathos rechne ich gleich den Anfang der Ecloge „Sicilides Musae, paullo maiora canamus", sowie die Worte „magnus ab integro saeclorum nascitur ordo" und „iam nova progenies caelo demittitur alto" — alles pathetische, etwas überschwängliche Gedanken und Sätze, die bei dem sicherlich angenehm davon angemutheten Pollio schon ihr rechtes Maass und ihre rechte Würdigung zu finden getrost sein durften. Ebenso sind aufzufassen „Iam redit et Virgo", sowie „Teque adeo decus hoc aevi, te Consule, inibit" als colorierte Ausdrücke für den Gedanken eines Glückwunsches an Pollio wegen der Wiederherstellung des Friedens durch Effectuierung des von ihm vermittelten Brundusinischen Vergleichs. — Doch nun zu dem Inhalt der Ecloge IV! — Da in dem Gedichte selbst bekanntlich nicht ausdrücklich von einem neugebornen Sohne des Pollio die Rede ist, so wurde über die Identität jenes daselbst erwähnten Knaben Vieles und Verschiedenes vermuthet. Die bisherige Deutung auf Pollios Sohn wurde neuerdings von Schaper, Fritzsche und andern Gelehrten verlassen, indem sie sagen, wir müssten wegen des „nascenti" und des „demittitur" in V. 7—8 an einen noch kommenden, nicht an einen schon gebornen Knaben, in welchem Falle ja auch „nato" gesagt sein müsste, denken. Nun setzt Schaper V. 12 anstatt „Pollio", der Lesart aller Handschriften, das Wort „orbis" und räumt auf diese Weise gründlich wohl jede directe Beziehung auf Pollio hinweg, kann aber als Ersatz keine Anspielung auf Augustus dafür bieten, auf dessen Haus er, nach dem Vorgange Burmanns, der sich auf eine vage Andeutung des kritiklosen Servius stützte, alle jene prophetischen Andeutungen bezieht. Nach Schapers Ansicht wäre dann die Apostrophe „te consule" V. 3 und 11 zu einer Zeit an Octavianus gerichtet, wo dieser (27 v. Chr.) längst Augustus und Cäsar Quirinus war. Dann musste er aber von Vergil anders angeredet werden, etwa durch „te, Caesar" oder „Quirine auspice" und ähnliches, wie es auch schon in der nach Schapers

Digitized by Google

Ansicht doch drei Jahre früher, als Ecloge IV, verfassten Georgica vorkommt. Wie ganz anders im Tone lautet aber das derart früher Geschriebene, das wir in Georg. I, 25 finden:

> Tuque adeo, quem mox quae sint habitura deorum
> Concilia, incertum est, urbisne invisere, Caesar,
> Terrarumque velis curam et te maximus orbis
> Auctorem frugum tempestatumque potentem
> Accipiat . . .

Wen man also preist und verherrlicht, den kann man, zumal drei Jahre später, während welcher Frist die Majestät des zu Feiernden sich doch wahrlich nicht vermindert hat, nicht einfach mit „te consule" begrüssen. Was die Hereinziehung des „goldnen Zeitalters" in ein Glückwunschschreiben betrifft, so wird dies Thema als ein der Pastoraldichtung homogener Stoff absichtlich hier gewählt, da es wegen der allgemein bekannten sibyllinischen Weissagung zudem eigentlich sehr nahe lag. Man betone darum nicht die Majestät und Pracht, womit das Glück jenes bevorstehenden goldnen Zeitalters ausgemalt werde, wesshalb man annehmen müsse, dies Alles könne nur mit Rücksicht auf die Hohe Familie des Kaisers gesagt sein! Denn man lese doch nur einmal zwischen den Zeilen! Man frage sich bei dieser Ausmalung des goldnen Zeitalters, ob denn dies Alles so ernst zu nehmen sei. Man erwäge einmal, wie Viele es wohl waren, namentlich in den epikureisch gesinnten Hohen Cirkeln unsres Dichters, die wirklich und buchstäblich an die von der kumäischen Sibylle geweissagten „goldnen Zeiten" glaubten? Wenn ich es offen bekennen soll, so halte ich auch diese Idylle für ein specifisches Gelegenheitsgedicht, worin in halb pathetisch-ernster, halb scherzender Weise Vergil seinem hochgestellten, in üppigem Reichthum lebenden Gönner Asinius Pollio zu einem Familienereignisse, der Geburt eines Sohnes, Glück wünscht. Es ist dabei die alte, fast bei allen Nationen sich vorfindende Sage von dem Schlaraffenleben eines vergangenen oder wieder bevorstehenden goldnen Zeitalters, welche Vergil an der Hand der sibyllinischen Prophetie in sein Gratulationsschreiben, dem er sinnreich die Gestalt einer Idylle gab, einzuverweben wusste. Mit absichtlicher Laune stellt dabei Vergil die Sache so dar, dass der „puer nascens" gut bedacht sei, dass derselbe schon von der Wiege (cunabula Vers 23) an, also wohlgemerkt! noch im eisernen Zeitalter, die Ueppigkeit und Fülle des „goldnen Zeitalters" zu geniessen habe — eine nette Anspielung offenbar auf die Behaglichkeit und den reichen Luxus der Asinius'schen Familie! Aber nicht nur reiche und süsse Nahrung, so heisst es V. 15—25, reichliche Milch, colocasia und amomum und schmeichelnde Blumen biete dem Knäblein schon die Wiege, sondern auch „errantes hederas", was ich auf den Dichterruhm des Vaters hindeute. Also wiederum eine geschickte Schmeichelei, die aber nur auf Pollio sich beziehen kann! Als Emblem des Dichterruhms wird nämlich „hedera" und zwar speciell auf Pollio angewendet Ecl. VIII, 13

> . . . . . atque hanc sine tempora circum
> Inter victrices hederam tibi serpere lauros.

Pollio ist das Alpha und Omega, in welchem unser Pastoraldichter mit allen Fasern seines dichterischen Wesens und Wirkens wurzelt, und auf welchen, als den Gönner und Befürworter der Pastoraldichtung, auch einzig und allein Vers 53 ff. der Ecloge sich beziehen können:

Digitized by Google

O mihi tam longae maneat pars ultima vitae,
Spiritus et quantum sat erit tua dicere facta:
Non me carminibus vincet nec Thracius Orpheus,
Nec Linus, huic mater quamvis atque huic pater adsit,
Orphei Calliopea, Lino formosus Apollo.
Pan etiam, Arcadia mecum si iudice certet
Pan etiam Arcadia dicat se iudice victum.

Solche Verse können nur einem Pollio zugedacht sein wegen ihres specifischen der Pastoralpoesie allein geltenden Gehaltes, was schon die Erwähnung des Orpheus, Linus und des Pan genügend andeutet. Sollten die Verse sich auf Cäsar Octavianus beziehen, so würde in Rücksicht auf die zu schreibende Aeneide Vergil nicht jene Sänger citieren, sondern andere dem Heldengedichte präsidierende Gottheiten. — Pollio ist eben eine eigenthümliche Persönlichkeit. Er ist wohl wackerer Kriegsmann, aber zugleich ausgesprochener Freund der Künste des Friedens, er führte in thatkräftiger Hand wohl den Degen, sprach aber dabei stets von den Segnungen des Friedens und von dem goldnen Zeitalter einer allgemeinen Abrüstung und Ruhe. Nur einem solchen Manne konnten derartige Lobpreisungen wie in V. 53 ff. gelten. Und mit dieser Annahme ist auch die Frage wegen der Abfassungszeit der IV. Ecloge beantwortet. Sie konnte nur 714 u. c. verfasst sein, wie dies früher schon allgemein angenommen war.

Deutungen, welche einen verborgenen Tiefsinn in dem Gedichte suchen, sind, meiner Ansicht nach, ferne zu halten. Selbst neuere Erklärer nämlich, wie Agresti in seinen „studii critici", haben sich durch den Vorgang der alten Exegeten verleiten lassen, gewisse mystische Anspielungen des Dichters aus der IV. Ecloge herauszufinden. Und doch ist bei nüchterner Betrachtung des Gedichtes eigentlich nichts mystisch oder auch nur mysteriös angelegt; die Gedanken des Dichters nehmen sich sogar ziemlich durchsichtig aus, wenn wir erwägen, dass derselbe die Uebergangsperiode aus dem letzten der Säkularmonde — dem eisernen Zeitalter — in den „goldnen Monat des Saturn" in ihrem äussern Verhalten zu dem heranwachsenden Knaben zu skizzieren sich bemüht, um nicht zu sagen sich abmüht. Denn es ist immer nicht grade leicht, eine unbekannte Zukunft in der Münze der Gegenwart zu berechnen und plausibel zu fixieren, dann aber musste Vergil im vorliegenden Falle den Text der kumäischen Prophetie, wie er im Bewusstsein der Leser existierte, möglichst beibehalten und darnach die bevorstehenden Geschicke des nascens puer construieren. Am nettesten ist dabei, wie wir oben sagten, dem Dichter V. 15—25 ausgefallen. Von da an verlässt unsern Dichter vorübergehend der Humor, weil er eben nicht gleich weiss, wie es während des Jünglingsalters des jungen Pollio einmal weiter gehen werde und wir sehen nun Vergil calculieren. So ganz, das fühlt er, ist ja dann das goldne Zeitalter des Friedens noch nicht da und Kriege werden eben immer noch geführt werden müssen. Denn V. 31

Pauca tamen suberunt priscae vestigia fraudis.

Von hier an verlässt der Dichter den Wortlaut der kumäischen Weissagung und dichtet sich auf eigne Hand hin einen Uebergang in die goldne Zeit des allgemeinen Friedens dem speciellen Falle seines Gelegenheitsgedichtes entsprechend. Erst mit Beendigung des „eisernen Zeitalters" und mit dem vollen Mannesalter werden endlich für den Knaben die Verheissungen der Sibylle wörtlich in Erfüllung gehen —

Digitized by Google

. . . . . omnis feret omnia tellus,
Non rastros patietur humus, non vinea falcem —

welches meiner Meinung nach die directen Textworte der Prophetie waren. — Nun folgt die Pointe des Gedichtes in der Anrede an den Knaben (V. 48 ff.)

Adgredere o magnos — aderit iam tempus — honores,
Cara deûm suboles, magnum Iovis incrementum!

Die nicht zu verkennende Majestät der Sprache, die in dieser Apostrophe und in der Schilderung des kommenden seligen Zeitalters herrscht, bezieht sich auf die Hoheit jenes zukünftigen Reiches selbst, in welchem der in Gemeinschaft mit Göttern und Heroen zu verkehren dereinst Berufene mit Recht eine „cara deûm suboles" genannt werden konnte. Das ganze Pathos der Stelle aber ist, meiner Ansicht nach, darauf berechnet, dass es bei Pollio schon ein granum salis finden würde und ohne Grund glaubt man, dass diese Stelle nur einem Descendenten des Augustus gelten könne.

Was soll man aber zu dem sagen, was Th. Plüss in unsre Ecloge „hineingeheimnisst" hat!? Der „puer" der Ecloge soll nämlich auf den Nachkommen eines Gottes als des Bringers des Friedens gedeutet werden und wäre etwa der Sohn des Bacchus, somit der Abkömmling des Zeus (Iovis incrementum), so dass also unsre Ecloge ähnlich wie die Daphniscloge, die auf den Friedensspender Julius Cäsar (Bacchus) sich beziehe, als allegorische Huldigung an Octavian, den „puer" des Cäsar-Bacchus, betrachtet werden könnte. Gegen diese wohlausgedachte Allegorie spricht aber schon die einfache Erwägung, dass jener „puer" gar nicht Octavian sein kann, weil dieser puer ja noch in der Wiege (V. 23) liegt.

Ich hätte nun noch über die X. Ecloge als Parodie zu reden, werde aber durch die sehr vorgerückte Zeit ermahnt, hier abzubrechen. Vielleicht findet sich der eine oder andere publicistische Weg späterhin, auf dem ich meine Ideen darüber kundthun könnte.

Da die Zeit drängt, wird der Vortragende um den Schluss seines Vortrages vom Präsidenten ersucht.

Präsident Delbrück: Im Namen des Präsidiums spreche ich dem Vortragenden meinen Dank dafür aus, dass er sich der tyrannischen Bitte den Vortrag zu schliessen sofort gefügt hat. Mit Rücksicht auf die Zeit konnte nicht anders verfahren werden. Ich möchte vorschlagen, dass die Discussion der kritisch-exegetischen Section überwiesen wird.

Es folgen Mittheilungen betreffs der pädagogischen Section. Diese hält Morgensitzung in der Tonhalle um 8 Uhr. Auf die Tagesordnung ist noch gestellt: Grosse über griechische Extemporalien und Exercitien.

Emil Sommer in Edenkoben wünscht den Mitgliedern der Versammlung in der Weise ein Festgeschenk zu bieten, dass jedes Mitglied, welches seine Karte einschickt, von ihm ein Freiexemplar des Interpreten, L'interprète und The interpreter erhält.

Vorgelegt ist noch eine Schrift über deutsche Orthographie. In der vorigen Sitzung war noch eine Anzahl von Geschenken in verhältnissmässig geringer Anzahl ausgelegt. Die Herren, welche dieselben an sich genommen haben, werden gebeten, dieselben zurück zu bringen. Es werden noch Mittheilungen über die nächste Sitzung gemacht. Hierauf finden vorläufige Verhandlungen über den Sitz der nächsten Versammlung im Präsidialzimmer statt.

Digitized by Google

Dritte allgemeine Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, Vormittags 10 Uhr 20 Minuten.

Vorsitzender Delbrück: Ich eröffne die Sitzung und ertheile Herrn Dr. Zacher aus Halle das Wort.

Dr. Zacher: Das Streben nach einer allseitigen Erfassung der antiken Cultur in allen ihren Manifestationen, das der classischen Philologie in diesem Jahrhundert ihr charakteristisches Gepräge aufgedrückt hat, und in der Vorliebe der heutigen Zeit für antiquarische und archäologische Untersuchungen einen besonders bezeichnenden Ausdruck gefunden hat, ist auf dem Gebiete des griechischen Dramas die Veranlassung geworden, dass zum Gegenstand besonders eifriger Untersuchung schon seit längerer Zeit die Frage gemacht worden ist, wie wir uns im Ganzen und Einzelnen die factische und praktische Darstellung dieser Dichtwerke zu denken haben. Und gewiss, da in des schaffenden Dichters Geiste mit der rein poetischen Idee jedesmal auch die musikalische und orchestische concipiert wurde, da jene Dichtwerke in weit höherem Grade als die entsprechenden unserer Zeit für die unmittelbare Wirkung auf den Anschauenden durch die engste Verbindung von Wort, Ton und mimisch-orchestischer Darstellung berechnet waren, so ist es offenbar, dass wir, um sowol jene Intention des Schaffenden als die Wirkung auf den Zuschauer in uns möglichst vollständig zu reproducieren, danach streben müssen, zu den handschriftlich uns überlieferten Texten auch die anderen parallelen Bestandtheile des gesamten musischen Kunstwerkes uns wenigstens annähernd zu vergegenwärtigen. Besonders wichtig und interessant, aber auch beim Mangel an sicherer Ueberlieferung und festen äusseren Kriterien besonders schwierig ist nun hier die Frage, wie die dem Chor, diesem uns überhaupt fremdartigsten Gebilde des antiken Dramas, zufallenden Partien der Dramen dargestellt worden sind. Gerade hierüber sind in letzter Zeit von den verschiedensten Seiten Forschungen angestellt worden, die mit solchem Eifer, und, wie es scheint, mit solchem Erfolg betrieben worden sind, dass einer der Hauptvertreter dieser Studien neuerdings das stolze Wort wagen konnte*): „Man sagt nicht zu viel mit der Behauptung, dass uns erst ein gründliches Eingehen in diese Studien den vollen Aufschluss über Kunstart und Compositionsweise der Sceniker gewähren kann. Wollen wir einen Blick in die Werkstatt des denkenden Dichters thun, so dürfen wir nicht verschmähen, zuvörderst in das Choregeion einzutreten."

Ob nun die neugierigen Forscher wirklich in das Choregeion eingetreten sind, oder ob sie nur durch die Fenster — und wer weiss was für Scheiben — hineingesehen haben: jedenfalls haben sie aus dem dort Erschauten ein stolzes Gebäude, oder vielmehr Modell jenes antiken Gebäudes errichtet, das zunächst einen höchst stattlichen und eleganten Anblick gewährt. Aber es geht dem Beschauer hiermit wie mit den architektonischen Wandmalereien in Pompeji: von ferne scheint sich eine reizende Perspective auf weithin gedehnte

*) Hense, Der Chor des Sophokles, S. 4.

Digitized by Google

Zimmerfluchten und Hallen zu eröffnen: der Näherkommende erkennt die schliessende Wand und den gemalten Trug; ja noch mehr: wenn er einigermassen zu sehen versteht, so sieht er auch, dass die gemalten Bauwerke in Wirklichkeit gar nicht bestehen könnten, da sie alles Fundamentes und Zusammenhanges entbehren.

Und ebenso scheint es mir im Wesentlichen mit den zu einem gleissenden System zusammengefügten Resultaten der modernen Forschung über den Vortrag des Chors zu stehen. Ich verkenne keineswegs, dass durch diese Forschungen für das Verständniss der alten Dichtwerke zum Theil Bedeutendes geleistet ist; ich achte durchaus das ernste wissenschaftliche Streben der Männer, die sich in neuerer Zeit mit diesen Fragen beschäftigt haben, mit denen ich zum Theil durch freundschaftliche Beziehungen verbunden bin: — trotzdem scheint es mir geboten, einmal die principielle Schwäche des Fundamentes, auf dem alle jene Ergebnisse ruhen, öffentlich darzulegen. Denn bisher ist nur vereinzelt Widerspruch laut geworden, der, weil er am einzelnen haftete, verhallte: jene Richtung dagegen ist geradezu zur Mode, ja fast zur Manie geworden. Meine Aufgabe kann hier natürlich nur die sein, die Principienfragen allgemein zu behandeln, das Eingehen auf Einzelheiten muss ich mir für einen anderen Ort und eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Auch ist es nicht die gesammte Theorie der Chortechnik, gegen die sich meine Polemik richtet, sondern nur ein bestimmter Theil dieser Theorie, der aber in gewisser Weise der Angelpunkt derselben ist, da er zur Grundlage dient für eine Menge von Folgerungen der weittragendsten Art: nämlich die Ansicht, dass eine ganze Anzahl von Chorliedern von sämmtlichen einzelnen, im Solovortrag nach einander sich ablösenden Mitgliedern des Chors vorgetragen seien; eine Theorie, die, von G. Hermann ausgehend, bald im ersten Drittel unseres Jahrhunderts allgemeine Aufnahme fand, von Männern wie Boeckh und Lachmann im einzelnen durchgeführt, von Bamberger in ein System gebracht wurde; dann, nicht ohne Mitwirkung Heimsoeths, wieder bei Seite gelegt, in diesem Jahrzehnt eine glänzende Auferstehung gefeiert hat. Schon diese kurze historische Uebersicht und der Name der Männer, welche dieser Theorie Erfinder und Vorkämpfer waren, lassen erkennen, wie wichtig und schwierig die Frage, und wie schwer es ist, jene Theorie mit Erfolg zu bekämpfen. Die Schwierigkeit der Frage liegt begründet in ihrer Natur: denn von directen Zeugnissen aus dem Alterthum über Fragen dieser Art ist bekanntlich sehr wenig vorhanden, und auch dies zweifelhafter Auctorität: wie unsicher aber Schlüsse aus der Natur der uns überlieferten Texte auf ihren Vortrag sind, ist Niemandem unbekannt.

Wenn wir nun versuchen wollen, die Kriterien, auf die gestützt man Vortrag der einzelnen Choreuten nach einander annimmt, auf ihre Beweisfähigkeit hin zu prüfen, so ergibt sich eine dreifache Eintheilung nach der Art dieser Kriterien. Zuerst haben wir zu untersuchen: welche Beweise gibt es dafür, dass überhaupt einzelne Choreuten vorgetragen haben; zweitens: welche Beweise, dass mehrere Choreuten sich in ein Chorlied getheilt haben; drittens: welche Beweise, dass ein Chorlied unter sämmtliche nach einander singende Choreuten vertheilt war.

Dass der Chor keineswegs immer vollstimmig die ihm zufallenden Verse vorgetragen hat, ist durchaus sicher. Durch die Handschriften und Grammatiker ist uns freilich nur eine Theilung in Halbchöre überliefert, doch gibt es sichere Kriterien, die

Digitized by Google

beweisen, dass theils kleinere Theile des Chors, also entweder στοῖχοι oder ζυγά, theils auch einzelne Choreuten aufgetreten sind, und es ist ein grober Fehler, den Heimsoeth gemacht hat, und durch den er das Gewicht seines sonst so vieles richtige enthaltenden Raisonnements sehr abgeschwächt hat, dass er dieses Factum unbedingt leugnet, und nur vollstimmigen Vortrag des ganzen Chors oder der Halbchöre gelten lassen will.

Directe Zeugnisse aus dem Alterthum für Vortrag einzelner Choreuten gibt es allerdings nicht, wenn nicht etwa als solches aufzufassen ist die in den Scholien und Handschriften der Lysistrate einigemale vorkommende Zutheilung von Chorpartien an einzelne (z. B. ἄλλη 696, ja sogar mit Namen genannte, δρα 256 = Δράκης), auf die jedoch nach dem Urtheil Arnoldts (Chor des Ar. s. 81. 125) kein Gewicht zu legen ist. Wol aber gibt es eine ganze Anzahl von Stellen, namentlich der Komödie, aus deren Inhalt und Charakter es hervorgeht, dass sie nur von einem einzelnen gesprochen sein können. Wie wenn Lys. 702 der Chor erzählt, er habe zum Hekatefest seinen Kindern einen Boeoteraal bereiten wollen, sei aber durch die Grenzsperre daran verhindert worden, oder ibid. 1026 eine vom Chor der Weiber einem vom Chor der Männer eine ἐμπίς vom Auge wegnimmt, oder in den Wespen 230 ff., 291 ff. ein Choreut mit seinem Jungen, der ihm die Lampe trägt, seine Not hat. Zweifelhafter ist die Parodos der Lysistrate, wo das φῦ φῦ ἰοῦ ἰοῦ καπνοῦ auch Refrain des Gesammtchors sein kann. Doch scheint v. 313 ff.:

θώμεσθα δὴ τὸ φορτίον. φῦ τοῦ καπνοῦ, βαβαιάξ.
τίς Ἑυλλάβοιτ' ἂν τοῦ ξύλου τῶν ἐν Cάμῳ στρατηγῶν;
ταυτὶ μὲν ἤδη τὴν ῥάχιν θλίβοντά μοι πέπαυται

von einem einzelnen gesagt, der durch einen anderen seiner Last entledigt wird. — Weit seltener sind die Kriterien für Auftreten einzelner Choreuten in der Tragödie. Das sicherste Zeugniss findet sich bekanntlich in Aeschylos Agamemnon 1344 ff., wo beim Erschallen der Hilferufe des tödtlich getroffenen Agamemnon der Chor erschrocken durcheinander fährt, sich beräth, was zu thun sei, und jeder einzelne seine Meinung abgibt. Ein anderer Beweis für Vortrag eines einzelnen Choreuten scheint es, wenn der durch eigne Hand geblendete Oedipus den Chor (also wol den Chorführer) an der Stimme erkennt OR. 1325: οὐ γὰρ μὲ λήθεις, ἀλλὰ γιγνώcκω caφῶc, καίπερ cκοτεινός, τήν τε cὴν αὐδὴν ὅμως.

Solche und ähnliche Stellen also erweisen unzweifelhaft, dass mitunter einzelne Choreuten sowol redeten als sangen. Schwieriger ist es, Anzeichen allgemeiner Natur für Vortrag einzelner Choreuten aufzufinden. Aus der Natur der Sache geht zunächst hervor, dass alle Partien des Chors, die nur gesprochen worden sind, also namentlich die Trimeter in den Epeisodien, nur von einem Einzelnen gesprochen worden sein können. Nach der allgemeinen Annahme ist dies der Koryphaios, in neuerer Zeit hat man sich bemüht, diese λέξεις unter den Koryphaios und die Parastaten zu vertheilen. Grösserem Zweifel sind andere Metra unterworfen, für die man in der Regel Parakataloge annimmt, als anapästische, jambische, trochäische Systeme und Tetrameter, und Dochmien. Die Frage scheint mir, namentlich was den Dochmius betrifft, noch keineswegs zum Austrag gebracht, und vor allem muss festgehalten werden, dass von all diesen Versarten der Gesang keineswegs ausgeschlossen ist; wie z. B. die Tetrameter in Ar. Pax 320, weil mit lebhafter Orchesis begleitet, nothwendig gesungen worden sein müssen. In wie

Digitized by Google

weit also durch die ῥῆσις παρὰ τὴν κροῦσιν solcher Metra Vortrag einzelner Choreuten bedingt werde, muss dahin gestellt bleiben. Noch viel zweifelhafter ist eine andere Annahme, die fast allgemein als sichere Voraussetzung verwendet wird, dass nämlich in den κομμοί oder ἀμοιβαῖα, also in den Partien, wo ein abwechselnder Vortrag des Chors und der Schauspieler stattfindet, Gesammtvortrag des Chors eo ipso ausgeschlossen sei und Vortrag einzelner Choreuten erfordert werde, weil, wie Bamberger p. 4 sich ausdrückt: „abhorret a simplicitatis studio, quo tantopere excelluerunt Graeci, universi chori concentus uni actori colloquio obstrepere". Das ist ein unbewiesenes Axiom, ein Geschmacksurtheil, über das ein Jeder seiner Meinung sein kann. Uns wenigstens in unseren Opern und Oratorien ist es etwas ganz Geläufiges, dass Arien und Chorgesänge mit einander wechseln, auf einander in Beziehung stehen, sich in mannigfachster Weise durchschlingen. Auch in dieser Frage ist auf die jedesmalige Situation Rücksicht zu nehmen: es gibt Amoibaia, die ihrer Natur nach nur zwischen zwei Einzelpersonen stattfinden können, da sie mehr den Charakter eines Gesprächs tragen, wie z. B. Soph. Trach. 880 ff., es gibt aber auch andere, in denen nicht der geringste Grund vorhanden ist, dem Chor vollstimmigen Gesang zu weigern. Dies ist z. B. der Fall im vierten Kommos des OC. 1447—99, in welchem das eigentliche Gespräch zwischen Oedipus und Antigone geführt wird, während der Chor sich in den ersten drei Strophen um das von jenen Gesagte gar nicht kümmert, erst in der zweiten Antistrophe aufmerksam wird, und nun auch seinerseits, und offenbar mit volltöniger Stimme, den Theseus herbeiruft.

Dies also sind die Kriterien, die man für Annahme von Vortrag einzelner Choreuten verwenden kann. Sie sehen, Kriterien von sehr verschiedenem, zum Theil sehr problematischem Werth. Es handelt sich nun zweitens um die Beweise dafür, dass in einem Chorikon mehrere einzelne Choreuten aufeinander gefolgt sind oder sich abgelöst haben. Das wird dann stattfinden, wenn zu den Kriterien für Vortrag einzelner Choreuten überhaupt andere hinzutreten, aus denen man entnehmen kann, dass die verschiedenen Theile eines Chorikon auch von verschiedenen Theilen des Chors vorgetragen sind, dass also an gewissen Stellen Personenwechsel stattfindet.

Für die Theilung des Chors fehlen directe Zeugnisse aus dem Alterthum nicht ganz. Häufig, freilich auch oft recht unverständig, findet sich in den Handschriften die Bezeichnung ΗΜΙΧ. Auch sonst wird von Scholiasten und Grammatikern häufig die Theilung des Chors in Halbchöre erwähnt. Ausserdem wissen wir, dass er in die Orchestra einzog κατὰ στοίχους, also in Gliedern von 5, resp. 4 oder 6 Mann, oder κατὰ ζυγά, in Gliedern von 3 resp. 4 Mann. Dies ist aber auch so ziemlich alles; wann wir im Einzelnen Theile des Chors anzusetzen haben, und was für welche, müssen wir aus der Natur des jedesmaligen Textes zu erschliessen suchen. Das sicherste Kriterium für Theilung des Chores überhaupt ist natürlich Rede und Gegenrede, oder Frage und Antwort. Von vornherein ist der Chor in die zwei feindlichen Halbchöre der Männer und Weiber getheilt in der Lysistrate, die überhaupt viel Anomalien zeigt; in Sophokles Aias theilt sich der Chor 814 in zwei Partien, um Aias zu suchen, die 866 wieder zusammentreffen. Durch Meinungsverschiedenheit theilt sich der Chor in Aesch. Suppl. 1053 ff. und in Aristoph. Acharn. 557 ff. Zweifelhafter schon ist es, wenn sich in den Reden des Chors Anreden, Ermahnungen, Befehle an den ganzen Chor oder Glieder desselben finden. Niemand freilich, der die Verse Ach. 280—83 liest:

Digitized by Google

οὗτος αὐτός ἐστιν, οὗτος.
βάλλε βάλλε βάλλε βάλλε.
παῖε πᾶς τὸν μιαρόν.
οὐ βαλεῖς; οὐ βαλεῖς;

wird sich der Empfindung erwehren können, dass hier mehrere Choreuten (oder doch Theile des Chors) sich gegenseitig anfeuern. Und dasselbe scheint nothwendig angenommen werden zu müssen bei folgenden Worten Vesp. 230 ff.:

Mach fort! Nur vorwärts! Komias, schon matt? Das mag sich ziemen!
Bei Gott, so warst Du nicht vordem, sein fest wie Hunderiemen;
Nun ist ja besser noch wie Du Charinades bei Wege!
Ei, Strymodor von Konthyle, mein lieber Gerichtscollege!
Wo steckt denn noch Energides? wo noch der Phlyer Chabes?
Wer sonst noch fehlt, kommt alle her, huch heissa, vollen Trabes!

Indessen dürfte doch häufig bei den in Chorliedern vorkommenden Anfeuerungen (vgl. Heimsoeth, Vortr. d. Ch. S. 45 ff.) die Annahme nicht abzuweisen sein, dass dieser Imperativ vom Chor an sich selbst gerichtet ist, wie es ja auch im gewöhnlichen Leben vorkommt, dass einzelne ohne einen zweiten neben sich zu haben, aufmunternde Ausrufungen brauchen, wie ἰδοῦ, εἶγα etc. Solche Aufforderungen scheinen namentlich in der threnetischen Poesie üblich gewesen zu sein, wie z. B. die Refrains αἴλινον αἴλινον εἰπέ bei Aeschylus Ag. 121. 139. 159 und das uralte ἔ λέγε, woraus meiner Ueberzeugung nach der ἔλεγος ebenso seinen Namen zog, wie unzählige andere Liedernamen, καλλίνικος, ἰηπαιήων, παιάν, ἰόβακχοι, διθύραμβος, λίνος, ἰάλεμος aus den Ausrufungen des Refrains entstanden sind. Dass aber jene Aufforderungen für das Gefühl des Griechen keineswegs nothwendig die Anwesenheit einer anderen Person ausser dem Singenden fordern, wie sie es allerdings wol ursprünglich gefordert haben, sondern vielmehr typisch geworden sind, und nun als von dem Singenden an sich selbst gerichtet aufgefasst werden, dürfte klar erhellen aus der Monodie der Elektra Eur. El. 112 ff. = 127 ff.: ξύντειν', ὥρα, ποδὸς ὁρμάν· ὦ ἔμβα ἔμβα κατακλάουσα. ἰώ μοί μοι. 125: ἴθι τὸν αὐτὸν ἕγειρε τόον, ἄναγε πολύδακρυν ἀδονάν. 150: ἐή, δρύπτε κάρα. Diese Frage bedarf jedenfalls noch der Untersuchung. Jedoch zugestanden, dass häufig genug solche Anreden und Aufforderungen für Theilung des Chors allerdings beweisend sein mögen: — so folgen auf die bis jetzt erwähnten beiden sichereren Kriterien mehrere höchst unsichere, deswegen aber nicht minder gern angewandte.

Wechsel der Person glaubt man nämlich annehmen zu müssen namentlich in lebhaften, leidenschaftlich erregten Chorpartien, also besonders in κομμοί, die man ja, wie wir sahen, auch als den Hauptplatz für Einzelvortrag betrachtet; und man glaubt solchen Wechsel erwiesen zu sehen, wenn kurze Sätze ohne rechte syntaktische Verbindung aneinander gefügt sind, wenn sprungweis neue Gedanken folgen, neue Metra eintreten, auch nur überhaupt der Ton sich ändert, oder wenn ein und derselbe Gedanke mehrmals wiederholt wird, schliesslich, wenn in antistrophischer Entsprechung gleiche Kola sich scharf abheben. Ich leugne nicht, dass all diese Erscheinungen sehr wol mit Personenwechsel verbunden sein können, ich leugne aber, dass sie es müssen, dass man sich ihrer also als sicherer Kriterien dafür zu bedienen das Recht hat.

Ist es doch der Leidenschaft überhaupt eigenthümlich, dass sie, der längeren

Digitized by Google

zusammenhangenden Rede nicht mächtig, stossweise und kurz sich äussert, plötzlich von einem Gedanken auf den anderen überspringt. Und kann nicht auch ein und dieselbe Person, wenn sie über etwas reflectiert, was ihr Gemüth aufregt, plötzlich von einem Gedanken auf einen anderen übergehen, sich selbst unterbrechen, aus leidenschaftlichster Erregung in Schwermuth, aus Zorn in Sehnsucht verfallen? Man beachte nur, in welchen Sprüngen die Reden der Bühnenpersonen in Momenten der Leidenschaft sich bewegen, wie des Aias V. 349—409, des Philoktet V. 1133 ff., der Medea 990 ff. Dies ist so natürlich, dass man es wol in aller Poesie, die überhaupt eine Nachahmung der Natur anstrebt, wird finden können. Um aus unserer Litteratur einige Beispiele herauszugreifen, so verweise ich nur auf die Monologe in Schillers Wallenstein und Jungfrau von Orleans. Freilich der gedruckte Text unserer Dichter erleichtert den Lesern das Verständniss solcher Gedankensprünge durch Regiebemerkungen:

Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr stürmend hemmt!
(Er bleibt tiefsinnig stehen.)
Strafbar erschein' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's versuchen mag, nicht von mir wälzen etc.

Oder in der Jungfrau von Orleans:

Darf ich's der keuschen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Scham?
(Die Musik hinter der Scene geht in eine weichere, schmelzende Melodie über.)
Wehe, weh mir, welche Töne!
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir seine Stimme,
Zaubert mir sein Bild hervor!
Dass der Sturm der Schlacht mich fasste etc.
(Nach einer Pause lebhafter.)
Sollt' ich ihn tödten, konnt' ich's, da ich ihm in's Auge sah?

Dieser Monolog ist zugleich ein schlagender Beweis dafür, dass Wechsel des Tones und des Metrums durchaus kein Kriterium für Wechsel der Person sein muss.

Und auch jene Wiederholung desselben Gedankens finden wir hier, die in antiken Chorgesängen als Zeichen von Personenwechsel angesehen wird. „Neque enim verisimile est, eadem a toto choro bis cani.“ Und hier singt dieselbe Person:

Wehe! Weh mir! Welche Töne!
Wie verführen sie mein Ohr!

und kurz darauf:

Diese Stimmen, diese Töne,
Wie umstricken sie mein Herz!

Und:

Sollt' ich ihn tödten? konnt' ich's, da ich ihm in's Auge sah?
. . . . . .
Warum musst' ich ihm in die Augen sehen?
Die Züge schaun des edlen Angesichts?

Ich erinnere ferner an Stellen aus Goethes Faust, wie:

Im Elend! verzweifelnd! erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! . . . .
Gefangen! im unwiderbringlichen Elend!

Digitized by Google

Gerade der Leidenschaft ist es eigen, von dem Gegenstande, der das Herz erfüllt, immer und immer wieder zu reden. Deshalb sind solche Wiederholungen gerade eine Eigenthümlichkeit der Dichtung der subjectiven Leidenschaft, der Lyrik. Daher die öftere Wiederholung derselben Strophen, wie in Goethes „Meine Ruh' ist hin“ und „O neige, du schmerzensreiche“, daher der Refrain. Und in noch ausgedehnterem Grade hat sich bekanntlich die Musik, diese eigentlichste Darstellung der Empfindung und Leidenschaft, jener Technik der Wiederholung bemächtigt: hier ist die Wiederholung zum System ausgebildet: jede angeschlagene Melodie muss durchgearbeitet werden, zu ihrem Rechte kommen, sich ausleben. In Verbindung mit dem Texte zeigt diese Technik der Wiederholung ja jede Oper, jedes Oratorium, in Arien und Chören. Aber nicht nur in unserer Lyrik und Musik spielt die Wiederholung eine grosse Rolle, sie thut es fast in jeder Poesie, sie thut es vor allem in der Volkspoesie. Bekanut, und schon von Bamberger erwähnt, ist der Parallelismus der hebräischen Poesie; aber ganz Aehnliches zeigt die Sprache der indischen Dichtung, der vedischen sowol als der epischen, zeigt die finnische Volkspoesie im Kalewala, zeigt namentlich die eigenthümliche Sprache der altgermenischen Allitterationsdichtung, die sich in Parallelismen, Pleonasmen, Tautologien nicht genug thuen kann:

Dann war der Methsaal am Morgen darnach,
Wann der Tag erglänzte, beträuft mit Blut,
Mit Blut überflossen, die Bankdielen all,
Die Halle mit Heerschweiss: ich hatte der Holden minder,
Der theuern Tapfern, die der Tod mir geraubt. (Beowulf V. 484 ff.)

Trefflich redet über diesen Charakter der altgermanischen Dichtersprache W. Scherer: „Derjenige unter den anderen Schriftstellern, der zuerst die Leidenschaft ihren eigenen Dialekt sprechen liess, Rousseau, drückt sich darüber so aus: „Die Leidenschaft, voll von ihr selber, ist mehr redselig als beredt. Das Herz, voll von einer überströmenden Empfindung, wiederholt immer dasselbe und wird nie fertig es zu sagen, wie eine sprudelnde Quelle, die unaufhörlich fliesst und sich nimmer erschöpft.“ Das ist nur halb richtig. Die Leidenschaft ist allerdings keiner Befriedigung fähig: alles Erreichte wird ihr nur Vorstufe zu neuem Erreichbarem sein. Sie wird daher nie fertig mit dem was sie anstrebt: aber sie strebt immer nur auf einen Punkt hin, und was nicht dieser ist, das lässt sie bei Seite; sie ist insofern sparsam. Der Redselige hat vielerlei zu sagen: der von Leidenschaft Ergriffene sagt nur eins, dies aber oft und wiederholt.“

Und diese abgerissene monotone tautologische Sprache der Leidenschaft redet auch im griech. Drama nicht nur der Chor, sondern auch der tragische Held. Wiederholung derselben Gedanken, ja derselben Worte ist geradezu eine Eigenthümlichkeit des Stils der Monodien. Eine seltsame unbewusste Selbstironie ist es, dass Bamberger (Opusc. p. 18) selbst auf den genauen Parallelismus aufmerksam macht, in dem die ersten Strophen der vor dem Atridenhause schaudernden Kassandra in Aeschylos' Agamemnon sich entsprechen. Und so sehen wir dasselbe Motiv wiederholt in Strophe und Antistrophe α′ des Monologs des Philoktet 1051 ff., und zwar mit bewusster Kunst wiederholt, wie die ebenso kunstvoll beabsichtigte Antithese von Strophe und Antistrophe β′ beweist: so sehen wir in Sophokles Elektra 121 ff. die Heldin fortwährend in denselben Klagen sich ergehen: und wenn nun hier der Chor darauf antwortend in allen seinen Partien den Gedanken variiert: „Höre auf immer und stets um den Vater zu klagen und dadurch

Digitized by Google

deine traurige Lage noch zu verschlimmern" — warum soll ihm nicht gestattet sein, was der Elektra? Warum soll bei ihm dies ein Zeichen sein, dass verschiedne Choreuten die verschiednen Partien singen? Oder wie kann man in folgendem Gespräch in Soph. Trach. 875 einen sicheren Beweis für Vertheilung unter verschiedne Choreuten sehen, wo die Amme zunächst mit etwas verhüllten Worten den Tod der Deianira meldet:

βέβηκε Δηιάνειρα τὴν πανυστάτην
ὁδὸν ἁπασῶν ἐξ ἀκινήτου ποδός,

worauf der Chor noch zweifelnd fragt:

οὐ δὴ ποθ' ὡς θανοῦσα;

und sie bestätigt:

πάντ' ἀκήκοας,

er aber noch einmal dringender seine Frage wiederholt:

τέθνηκεν ἡ τάλαινα;

um zum zweitenmale die Bestätigung zu hören:

δεύτερον κλύεις —

wenn man sich daran erinnert, wie häufig in der griechischen Tragödie gerade diese Wiederholung der Frage bei etwas unerwartet Gemeldetem ist, bei dem der Hörende gewissermassen seinen Ohren nicht traut, und deshalb um sich zu vergewissern noch einmal fragt?

Und ebensowenig sicher, wie die bisher betrachteten, ist schliesslich das letzte Kriterium, welches man ins Feld zu führen pflegt. Allerdings scheint es nicht zufällig sein zu können, wenn Strophe und Antistrophe des Chors in genau gleiche, durch Metrum, Interpunction, Gedanken getrennte Kommata zerfallen. Es drängt sich fast von selbst die Vermuthung auf, dass diese so augenfällige Gliederung des Textes auch durch die Art des Vortrages und der orchestischen Darstellung müsse markiert worden sein. Kommen nun noch die vorher beleuchteten Gründe dazu, Aufgeregtheit und Abgerissenheit des Inhalts, oder Wiederholung derselben Gedanken, so scheint dies mit Nothwendigkeit zur Annahme von Personenwechsel zu zwingen. Ich verkenne die Gewichtigkeit dieser Argumente nicht. Jedoch bedenke man, dass alle jenen anderen Kriterien schon als höchst unsicher erwiesen sind, und nun halte man dazu die Thatsache, dass gerade in Kommoi, in denen vor allem jene Entsprechung gleicher Kommata in den Chorpartien stattfindet, — dass gerade hier in der Regel nicht nur die Strophen des Chors, sondern auch die sich entsprechenden Partien einer und derselben Bühnenperson ausserordentlich häufig in solche genau respondierende Theile scharf zerschnitten sind. So zerfällt Strophe und Antistrophe der Antigone in dem Kommos 839 ff. in je drei genau entsprechende Theile, ebenso die Strophen der Sophokleischen Elektra 129 ~ 145 und 201 ~ 221, der Euripideischen V. 112 ~ 127, V. 140 ~ 157; je zwei Theile hat Strophe und Antistrophe des Aias V. 394 ff. Und ich könnte noch viele Beispiele dafür anführen. Sie sehen: ein Beweis für Personenwechsel ist dies Zerfallen in gleiche Kommata nicht.

Ich habe versucht, möglichst objectiv die für und gegen die Ansetzung mehrerer einzelner Choreuten sprechenden Indicien darzulegen. Sie haben, wie ich hoffe, daraus ersehen, wie sehr unsicher dieselben sind, und dass man, von sehr wenigen Fällen abgesehen, über eine mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthung nicht hinauskommen kann. Und trotzdem finden Sie in den Werken, welche dies Thema behandeln, ganz

Digitized by Google

genau angegeben, wie an jeder Stelle die χορικά vorgetragen sind, ob vom ganzen Chor oder von Halbchören, ob vom Koryphaios oder den Parastaten, ob von 3 oder 5, oder, si dis placet, 12 oder 15 Choreuten nach einander. Was gibt diese Zuversicht? auf welches sichere Kriterium gestützt kann man solch Wagniss unternehmen?

Dies Kriterium, m. H., ist die Zahl! Spielt die Zahl ja doch überhaupt jetzt auf dem Gebiet der Wissenschaft eine Rolle wie kaum zu den Zeiten des Pythagoras. Und wer wollte den Werth der Zahl als Beweismittel für die Wissenschaft, auch abgesehen von der statistischen Methode, bezweifeln? Allerdings, es ist in vieler Hinsicht richtig, dass Zahlen beweisen. Um aber aus der Zahl der Chorkommata auf die Zahl der einzeln sprechenden Choreuten schliessen zu können, dazu gehört doch noch eine ganze Anzahl von Voraussetzungen, die erst bewiesen sein müssen, eben jene Voraussetzungen, deren sehr zweifelhafte Natur sich uns im Vorigen ergeben hat. Und dies gilt namentlich von der Vertheilung eines χορικόν unter sämmtliche einzelne Choreuten.

Den Ausgangspunkt für diese Annahme gab jene bekannte Stelle in Aeschylus Agamemnon, wo die den Chor bildenden Greise bei den aus dem Hause erschallenden Hilferufen sich berathen, was zu thun sei. Dass hier eine ganze Anzahl von Choreuten sprechen, ist sicher, dass alle zu Worte kommen, nicht unwahrscheinlich (obwol schon hier die Unsicherheit beginnt, da man sowol 12 als 15 Choreuten herausbringen kann). Hiermit verband man die durch bestimmte Zeugnisse belegte Thatsache, dass der Einzug des Chors nicht immer in Form eines geschlossnen Rechtecks stattfand, sondern auch mitunter καθ' ἕνα ἐποιοῦντο τὴν πάροδον, wie Pollux sagt. Und hierfür glaubte man in einer der uns erhaltenen Tragödien ein sicheres Beispiel zu haben. Denn im βίος Αἰσχύλου wird erzählt, seine Eumeniden hätten deswegen einen so besondren Schrecken im Publicum hervorgerufen, weil er sie σποράδην habe auftreten lassen. Und deshalb hat man das erste χορικόν in den Eumeniden geglaubt unter sämmtliche Einzelchoreuten vertheilen zu müssen. Jedoch — ganz abgesehen davon, dass jene Nachricht sich offenbar nur auf das zweite χορικόν beziehen kann, wo die Eumeniden, Jagdhunden gleich der Spur des Orestes folgend, die Bühne betreten — folgt aus dem Einzelauftreten der Choreuten doch keineswegs, dass sie auch das ganze Chorlied einzeln gesungen haben müssen, und eben so wenig ist aus jener Nachricht zu schliessen, dass alle Choreuten einzeln hätten auftreten und singen müssen.

Die Voraussetzungen also, von denen ausgehend man Einzelvortrag sämmtlicher Choreuten annahm, sind nicht gerade der Art, um als allgemeine und sichere Grundlage dienen zu können. Trotzdem dehnte man diese Art der Vertheilung bald auf immer mehr Chorlieder aus und glaubte einen sicheren Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme darin zu finden, dass die Zahl der einzelnen vom Chor vorgetragenen Kommata mit der Zahl der Choreuten übereinstimmte, also namentlich wenn sich 12 oder 15 oder 24 Kommata ergaben. Ja man glaubte noch weiter gehen zu können und zu der Schlussfolgerung berechtigt zu sein, dass, wenn beispielsweise von 15 Kommata je 5 in engerer Beziehung zu einander ständen, der Chor κατὰ στοίχους aufgestellt sei, wenn je 3, κατὰ ζυγά: — und so baute man noch viel mehr Folgerungen eben auf jene Vertheilung unter sämmtliche Choreuten.

Nun wird zwar zunächst das Gefühl eines jeden unbefangen Urtheilenden sich

Digitized by Google

gegen die Annahme sträuben, dass der griechische Sinn für Schönheit und Harmonie anders als ganz ausnahmsweise eine so wunderliche und unschöne Art des Vortrags zugelassen habe, dass ein ganzes Chorlied in lauter einzelne Stückchen zerpflückt würde, von denen jedes wieder von einem anderen vorgetragen sei. Doch vor solchen Geschmacksurtheilen muss man sich um so mehr hüten, je öfter die starke Verschiedenheit des griechischen ästhetischen Geschmacks von dem unseren auf den verschiedensten Gebieten schon sich durch unzweifelhafte Beispiele erwiesen hat. Wir haben nur nüchtern und objectiv die Kriterien zu prüfen, welche jene Annahme zulassen oder stützen. Und da würde es allerdings zu ihren Gunsten schwer in die Wagschale fallen, wenn wirklich in all jenen Chorliedern, die man an einzelne Choreuten vertheilt, die Zahl der Kommata mit der Zahl der Choreuten übereinstimmte. Aber es sind bei dieser Vertheilung zwei üble Fehler gemacht worden.

Erstens geht man dabei von dem Grundsatz aus, dass stets jeder Choreut nur ein Komma erhalte und nur einmal zum Worte komme. Nur dem Koryphaios wird allenfalls mehr eingeräumt. Man hat G. Hermann in neuerer Zeit scharf getadelt, dass er von jenem Principe abgewichen sei und in seinen Diathesen öfter einen Choreuten mehr als einmal sprechen lasse. Aber dies ist eine petitio principii, von einer Voraussetzung ausgehend, die weder beweisbar ist, noch überhaupt wahrscheinlich. Denn warum soll nicht nach irgend einem symmetrischen Verhältniss der eine oder der andere Choreut mehr als einmal zum Worte gekommen sein? Zu welchen Wunderlichkeiten die Durchführung jenes Principes führt, beweist u. a. die seltsame Behandlung, welche die Parodos von Aristophanes Wespen durch Arnoldt erfahren, indem er das Gespräch, das nur zwischen einem Choreuten und seinem Jungen stattfinden kann, unter drei Heliasten und drei Jungen vertheilt.

Und dies führt uns auf den anderen grossen Fehler, der die ganze Arbeit des Zählens meist illusorisch macht, auf die grosse Willkürlichkeit, mit der die Kommata, die den einzelnen Choreuten zukommen sollen, bestimmt werden, mit der zusammenhangende Gedankenreihen zerpflückt, zusammenhangendes Gespräch, das in Frage und Antwort ruhig zwischen zwei Personen sich bewegt, unter mehrere vertheilt wird, oder erst durch kritische Kunststücke, durch Einschieben von Versen, durch Athetesen, durch Emendationen die nöthige Anzahl von Kommata beschafft wird. Beispiele hierfür sind fast eben so zahlreich als Chordiathesen, doch ist dieser Ort nicht geeignet dazu, in diese Details einzugehen. Einzelnes der Art findet sich in Recensionen zerstreut: eine ausführlichere Darstellung speciell dieses Punktes behalte ich mir auf eine andere Gelegenheit vor.

Zu diesen Fehlern also in den Chordiathesen kommen jene Bedenken hinzu, denen, wie ich vorher zu erweisen gesucht habe, die Kriterien unterliegen, die für den Vortrag einzelner Choreuten und die Theilung des Chors überhaupt vorhanden sind. Sie sehen: das Resultat ist ein rein negatives: weitaus in den meisten Fällen sind wir durchaus nicht im Stande, uns ein einigermassen klares Bild vom Vortrag des Chores zu machen. So betrübend dies Resultat ist, so zwingt uns unser wissenschaftliches Gewissen, es auszusprechen; denn es ist der deutschen Philologie nicht würdig, ein unsicheres, wenn auch glänzendes Phantasiegebilde mit dem trügerischen Schimmer wissenschaftlicher exacter Forschung zu bekleiden.

Digitized by Google

Darauf ertheilt der Vorsitzende das Wort Herrn Professor Osthoff aus Heidelberg zu einem Vortrag über das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung und ihr gegenseitiges Verhältniss. Der wesentliche Inhalt des Vortrages, welcher gesondert erscheinen wird, war der folgende:

Es ist die Absicht des Vortragenden, Interesse zu erwecken für zwei Grundsätze der neueren Sprachwissenschaft. Erstens: Der historische Lautwandel des formalen Sprachstoffs vollzieht sich innerhalb derselben zeitlichen und örtlichen Begrenztheit nach ausnahmslos wirkenden Gesetzen (physiologisches Moment). Zweitens: Alle Unregelmässigkeiten der Lautentwickelung sind nur scheinbar solche. Sie beruhen darauf, dass die Wirkungen der physiologischen Gesetze Durchkreuzung erfahren von dem psychologischen Triebe, demgemäss auf Sprachformen im Momente ihres Gesprochenwerdens andere Sprachformen mittelst der Ideenassociation lautverändernd einwirken. Um das Verhältniss klar zu stellen führt Redner zwei Beispiele vor, ein deutsches und ein griechisches. Der germanische Laut *h*, vordem *ch*, welcher aus indogermanischem *k* entstanden ist, hat beständig nur noch den Lautwerth des Spiritus asper, aber im Auslaut stehend behauptet er seinen alten Lautwerth, sodass wir *hoch*, aber *höher* sprechen. In Gemässheit desselben Gesetzes muss aus althochdeutsch *rúch* neuhochdeutsch *rauch* werden. Diese lautgesetzlich entstandene Form liegt bekanntlich in der Sprache Luthers (Esau war *rauch* von Fell) noch vor, jetzt noch in *Rauchwaaren*. Wenn wir heute *rauh* sagen, so darf das nicht so angesehn werden, als erleide jenes Gesetz eine Ausnahme, vielmehr ist dies nhd. *rauh* auf psychologischem Wege herbeigeführt worden, indem das alte *rauch* beeinflusst worden ist durch flectierte Formen wie *rauher, rauhe, rauhes*. Im Griechischen wird εα zu η (γένεα = γένη). Mithin ist Σωκράτη die strikt lautgesetzliche Accusativform. Die Form Σωκράτην ist anderer Art, nicht von einem Lautgesetz zu Stande gebracht. Die Ideenassociation hat dies Wort in die Analogie von Worten von Φιλοκτήτης, Σπαρτιάτης herangerückt. Man pflegt solche Formen bald als Formübertragungen, bald als Analogiebildungen, bald als Associationsbildungen zu bezeichnen. Der Terminus „falsche Analogiebildung" ist verwerflich, weil er mit der Sache ein nicht zu rechtfertigendes Odium verbindet. Die Alten hatten für eine bestimmte Art solcher Entgleisungen den Ausdruck „Metaplasmen".

Redner geht nun zunächst zur Begründung des erstgenannten Gesetzes über, für dessen Richtigkeit sich zwar kein induktiver Beweis erbringen lasse, das aber durch Wahrscheinlichkeitsgründe genügend gestützt werden kann. Er weist betreffs der strikten ausnahmslosen Geltung der Lautgesetze auf Beobachtungen an der modernen Sprachentwickelung im Gegensatz zur antiken (die romanischen, germanischen, slawischen Grammatiker waren die ersten, welche die absolute Bindlichkeit der Lautgesetze statuierten), und besonders auf das Verner'sche Lautverschiebungsgesetz (im XXIII. Bande von Kuhns Zeitschrift für vergl. Sprachforschung) hin, wodurch es gelungen sei eine Lauterscheinung als durchgreifend zu erweisen, von der man früher Ausnahmen annehmen zu müssen glaubte.

Bei der Formenbildung unter Einfluss psychologischer Momente muss der Versuch einer systematischen Eintheilung aller einschlägigen Fälle gemacht werden. Wir haben es entweder mit einer Association durch stoffliche oder mit einer Association durch formale Ausgleichung zu thun. Im ersteren Falle ist die Gemeinsamkeit des Wortstoffes das Agens, wie in *rauh* statt *rauch*, *Schuh* statt *Schuch*, *wir starben* statt *wir sturben*, *er*

Digitized by Google

fliegt statt *er flewgt* u. s. w., im letzteren der gleiche functionale Werth der Formen, so in Σωκράτην von einem Nomen auf -ης, das in Anbetracht der Nominativendung sowol nach der dritten als nach der ersten Declination gehen kann. Dahin gehört die grosse Menge der Metaplasmen, Heteroklisien und aller Uebergänge aus einer Declination oder Conjugation in die andere. Zum Belege folgt eine grosse Zahl neuhochdeutscher und griechischer Beispiele. Bisweilen wirkten beide Arten der Ausgleichungen in einem Worte und schufen z. B. aus dem einen Verbum *stellen* die beiden Composita *bestellen* und *bestallen*. Bei *bestellte* (Präteritum) nämlich und *bestellt* (Participium) als Neubildungen statt *bestalte*, *bestalt* mochte sowol einfach das Präsens *bestelle*, *bestellen* stofflich ausgleichend wirken, als auch das Verhältniss von *loben*, *lobte* u. s. als Factor der formalen Ausgleichung gedacht werden kann.

Ausser der bisher behandelten totalen Ausgleichung gibt es auch noch eine partielle, nach deren Verschiedenheit von der totalen man die oder eine Unterabtheilung machen könnte. Ein Beispiel der partiellen formalen Ausgleichung ist die vermeintliche Contraction von χρυσέα in χρυσᾶ. Da sonst εα in η übergeht, hier aber in α, so hat die Analogie von Formen wie καλά eingewirkt. Indess ist die Quantität des Vocals gewahrt worden, die Ausgleichung demnach nicht total vollzogen.

Der Vortrag erfreute sich des ungetheilten Beifalls der Zuhörer. Eine Debatte darüber verbot die vorgerückte Stunde.

Nach einer Pause von fünf Minuten erhält das Wort Herr Prof. Weissenborn aus Erfurt.

Herr Prof. Weissenborn: Seit beinahe 4 Jahren besteht in der preussischen Provinz Sachsen eine historische Kommission, deren Vorsitzender Prof. Dümmler in Halle ist und welche aus einem vom Provinziallandtage bewilligten Fonds die Publikation von Urkunden und Quellenschriften zur Geschichte der einzelnen Landestheile, sowie die Beschreibung ihrer Kunstdenkmäler nach einem gemeinsamen Plane, endlich Ausgrabung und Ankauf von Alterthümern für ein Provinzial-Museum in Halle unterstützt. In derselben sitzen auch Vertreter der 5 alterthumsforschenden Vereine in der Provinz (des thüringisch-sächsischen in Halle, des altmärkischen, Magdeburgischen, Erfurtischen und des Harzvereins in Wernigerode). Diese Kommission hat mein Anerbieten, die Studenten- und Fakultäts-Matrikeln der uralten Universität Erfurt herauszugeben, gebilligt und den Druck der Acta Universitatis Erfordiensis bis 1607 aus dem Universitätsfonds zu unterstützen verheissen. Als ich mir nun schon brieflich von dem verehrten Präsidium das Wort zu einer kurzen Ansprache an die 33. Versammlung der Philologen und Schulmänner erbat, war es mein Wunsch, das Zusammentreffen so vieler wissenschaftlicher Männer — von denen so mancher grössere öffentliche Bibliotheken oder bedeutende und werthvolle Büchersammlungen von Privaten zu durchmustern Gelegenheit und Veranlassung schon gehabt hat, oder in den nächsten Jahren noch haben wird, dazu zu benutzen, dass ich Sie bäte,

> mir Auskunft zu ertheilen oder Erkundigungen einziehen zu helfen, wo sich noch Fakultäts- und Statutenbücher aus den beiden ersten Jahrhunderten der alten Universität Erfurt (gegründet 1392, bis zur Mitte des 16ten Jahrhunderts in hoher Blüthe, aufgehoben durch Kabinetsordre vom 24. Sept. 1816) finden möchten?

Auf der Erfurter königl. (ehemals von Boineburgischen Universitäts-) Bibliothek, deren Verwaltung mir übertragen ist, sind noch vorhanden 5 Bände der Studenten-Matrikel

Digitized by Google

(von 1392—1800), deren erster auch Verzeichnisse der älteren Doktoren in den 3 höheren Fakultäten und der Magistri in Artibus der ersten Jahrhunderte enthält, ausserdem auf der Erfurter Magistrats-Bibliothek ist das Dekanats- und das Statutenbuch der medizinischen Fakultät, doch nicht das Verzeichniss der Baccalaurei und Doktoren der Medizin. In Berlin ist die Matricula Bacalariorum et Magistrorum der philosophischen Fakultät. Dagegen fehlt uns noch und ist anderswohin verschleppt das theologische und juristische Fakultätsbuch und das vollständige Verzeichniss der in den höheren Fakultäten promovirten Baccalaurei Licentiati und Doctores, endlich aber auch die Studenten-Matrikel von 1801—16.

Noch sei es gestattet, eine geschäftliche Mittheilung hinzuzufügen, zur Berichtigung eines Missverständnisses, welches dem Bureau verschiedene vergebliche Nachfragen wegen meiner Festschrift über „Amplonius Ratingk und seine Stiftung, Erfurt 1878“ verursacht hat. Ich hatte nur ein Exemplar dieser kleinen Schrift dem Präsidium übergeben als Geschenk an die Versammlung, welches nach dem alten Herkommen dieser Wanderversammlungen der Gymnasialbibliothek des Versammlungsortes zu Theil werden sollte. Ich habe diese kleine Schrift im Namen der Erfurter königl. Bibliothek, welche an dem Programmentausche Theil nimmt, den Gymnasien und Realschulen als Gegengabe angeboten und 200 Exemplare an Teubner gesandt, so viele bestellt waren. Ich will aber gern, so weit der Vorrath reicht, ein Exemplar an diejenigen senden, welche ein Interesse an dem Schicksale dieses ehrenwerthen Gründers eines Kollegiums für 15 Studenten (1412) und einer Bibliothek von Handschriften nehmen, welche noch jetzt oft von Gelehrten benutzt werden. Ich ersuche daher diejenigen Herren, welche ein Exemplar dieser Schrift zugesandt haben wollen, ihren Namen, Titel und Wohnort, sowie Angabe der Buchhandlung ihres Wohnorts, durch welche sie dieselben zu beziehen wünschen, auf einem Bogen zu bemerken, damit ich es ihnen von Erfurt aus zusenden kann. (Nachträgliche Bemerkung des Verfassers: Wer die Schrift nicht erhalten haben sollte, möge ihm dies durch Postkarte anzeigen.)

Nach einigen kleineren geschäftlichen Mittheilungen bemerkt der Vorsitzende:

Aus Herford ist ein Schreiben eingelaufen, in welchem gewünscht wird, die Versammlung möge auf eine Veränderung der neu eingeführten Ferienordnung hinwirken, durch welche die Gymnasiallehrer Westphalens verhindert werden, an unseren Versammlungen theilzunehmen. So bedauerlich auch nun diese Thatsache ist, scheint es doch nicht räthlich, den Versuch einer Einwirkung auf die preussische Regierung zu machen, da dieser Versuch schwerlich Erfolg haben würde. Wir schlagen vor, in diesem Sinne zu antworten. Ferner ist ein Schreiben aus Wiesbaden von dem Präsidenten der vorigen Versammlung eingelaufen, worin er die Versammlung bittet, dahin zu wirken, dass die Aufmerksamkeit der Schuldirektoren gerichtet werde auf das Nationaldenkmal auf dem Niederwald, zu dem der Kaiser selbst den Grundstein gelegt, um durch Sammlungen die erhebliche Summe zu schaffen, die noch zur Vollendung des Denkmals nöthig ist. Wir sind der Meinung, dass ein bindender Beschluss nicht gefasst werden könne, sondern schlagen vor: Die Philologenversammlung legt den Direktoren der höheren Unterrichtsanstalten ans Herz zu erwägen, ob solche Sammlungen angebracht und ins Werk zu setzen sind.

Nach einigen weiteren geschäftlichen Mittheilungen wird die Versammlung geschlossen.

Digitized by Google

Vierte allgemeine Sitzung.

Donnerstag, den 3. October, Vormittags 8 Uhr.

Präsident Grumme ertheilt das Wort Herrn Dr. Lewy aus Berlin zu folgendem Vortrag:

Ueber die Spuren des griechischen und römischen Alterthums im talmudischen Schriftthum. Die Grundlage der talmudischen Literatur, in der Spuren des griechischen und römischen Alterthums hier nachgewiesen werden sollen, bildet die Halacha „der Gang, die Führung, der Brauch", d. h. die herkömmliche Art der Ausübung der religiösen und rechtlichen Bestimmungen der Tora, wie sie besonders im nachexilischen Judenthum unter dem Einflusse und der Leitung der Soferim, der „Schriftkundigen", nach den verschiedenen Anschauungen und Anforderungen der Zeiten, den Verhältnissen und Bedürfnissen des Lebens, dem Bildungsgrad und der Culturstufe der Bevölkerung und je nach der politischen Selbstständigkeit oder Abhängigkeit des Landes allmählich im Laufe der Jahrhunderte nach mannigfachen Kämpfen und Parteistreitigkeiten sich gestaltete und ausbildete, bis sie, im Allgemeinen zur festen unverbrüchlichen Norm für das praktische Leben erhoben, von den Schulhäuptern und sonstigen Lehrern gesetzlich fixirt und als Mischna oder richtiger Mischnasammlungen, — von שנה „wiederholen, auswendig lernen" —, mündlich überliefert und dem Gedächtniss anvertraut wurde. Von diesen Sammlungen besitzen wir jetzt die vom Patriarchen R. Jehuda etwa zwischen 205—215 nach üblicher Zeitrechnung zum Abschluss gebrachte, dann allgemein rezipirte und darum schlechthin also genannte Mischna, und die wahrscheinlich von R. Chija nicht lange nach der Redaktion der Mischna verfasste, später aber wohl im Anschluss an dieselbe überarbeitete, nur als Supplement erachtete und darum also bezeichnete „Tosifta".

Die durch das Leben geheiligte, von der Schule überkommene Mischna gesellte sich solchergestalt zur Tora als eine zweite, die mündliche Lehre, תורה שבעל פה, und wurde von ihr zum grossen Theil nicht sowohl auf geschichtlichem, als auf exegetischem Wege abgeleitet. Nach bestimmten Interpretationsregeln, sprachlichen Worterklärungen und gedanklichen Auffassungen wurde die Tora im besten Glauben gemäss den Bestimmungen der Halacha erläutert, und es entwickelte sich somit der Midrasch „die Deutung", die halachische Interpretationsweise, wie sie uns besonders in den Werken der Mechilta, Sifra und Sifre zum zweiten, dritten, vierten und fünften Buche der Tora vorliegt.

In ähnlicher Weise, wie der gesetzliche Theil der Tora, wurden auch die andern biblischen Abschnitte nach den herrschenden Anschauungen, Zuständen und Begebenheiten der Gegenwart erklärt, in den öffentlichen, an die gottesdienstlichen Vorlesungen aus der heiligen Schrift sich anschliessenden Vorträgen homiletisch, nicht selten allegorisch verwerthet, wobei der Gesichtspunkt leitend war, dass die ganze Zukunft, die Geschichte der Menschheit in der heiligen Schrift verhüllt enthalten sei, und dass ihre Worte einen mannigfachen Sinn nicht nur zulassen, sondern auch wirklich haben. Neben der Halacha entfaltete sich somit die Haggada, wie sie sich zum Theil in den letztgenannten älteren Midraschwerken in kurzer, einfacher Form, dann in den späteren, noch bis in das

Digitized by Google

12. Jahrhundert sich erstreckenden, fast ausschliesslich der Haggada gewidmeten Midraschim in mehr combinirter, künstlich verschlungener Fassung sich findet. Die Haggada schloss sich aber nicht immer als eigentlicher Midrasch an die Bibel an, sondern wurde auch gelegentlich in Verbindung mit der Halacha, oder selbstständig in besonderen Traktaten und Schriften ethischen[1]) und geschichtlichen Inhalts behandelt, wie z. B. in der Mischna Abot, Abot d'R. Natan, Derech Arez und Seder Olam, und wurden haggadische Sammlungen ausnahmsweise schon frühzeitig auch schriftlich angelegt.

Die als Norm und Gesetz gültigen, in kurzer, gedrungener Sprache abgefassten Bestimmungen der gewissermassen den Mittelpunkt des Studiums bildenden Mischna bedurften aber alsbald einer näheren Erläuterung, einer eingehenden Erörterung, einer sorgfältigen Ergänzung, — zumal bei genauerem Vergleichen mit anderen Halachasammlungen Einzelnes hinzuzufügen war, manche Abweichung sich zeigte, manche Schwierigkeit hervortrat, und zuweilen in der Mischna selbst Widersprüche zu sein schienen, die eine Lösung verlangten, öfter auch neue Fragen auftauchten, die erledigt werden sollten — und es erhoben und gestalteten sich die beiden Talmude: in Palästina, in Galiläa, bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts der palästinänsische, oder, wie er sonst genannt wird, der Jerusalemische, und im Lande der Parther bis etwa zum 6ten Jahrhundert der babylonische.

Ausser dieser Literatur, die allgemein mit der talmudischen bezeichnet wird, weil später der Schwerpunkt auf den Talmud gelegt wurde, ist, wenn wir von Targumim, den aramäischen Bibelübersetzungen, und Masora, den Regeln und Bemerkungen über die Rechtschreibung des überlieferten Bibeltextes, absehen, oder besser dieselben hinzufügen, kein anderer Literaturzweig aus den talmudischen Lehrstätten dieser Zeit, die lediglich den religiösen Interessen dienen sollten, auf uns gekommen. Mögen die einzelnen Lehrer noch andere wissenschaftliche Disziplinen mit Eifer gepflegt, mit Erfolg gefördert haben, mag es ferner ausserhalb der Schulen der Gesetzeslehrer noch andere Kreise, wie z. B. der der öfter erwähnten, zuweilen zu Rathe gezogenen Aerzte, gegeben haben, die mit anderen, so zu nennenden profanen Wissenschaften sich befassten, immerhin besitzen wir jetzt wenigstens kein einziges Werk von den damaligen talmudischen Lehrhäusern, das einer anderen wissenschaftlichen Doktrin gewidmet wäre, und werden Aussprüche und Bemerkungen aus anderen Lehrfächern nur zerstreut in Anwendung auf eine Halacha oder gelegentlich nebenbei angeführt. Kaum wird eine Schrift von sonstigem speziell wissenschaftlichem Inhalt im Talmud deutlich genannt, und bestimmte technische Bezeichnungen für anderweitige wissenschaftliche Disziplinen treffen wir nur selten an. An dem Orte, wo das umfangreiche Wissen des R. Jochanan b. Zackai[2]), wozu vielleicht auch die Naturkunde gehörte, rühmlich hervorgehoben wird, wie auch Abot 3, 18 findet sich die Benennung: חקקות וגימטריאות[3]), etwa Astronomie und Messkunst, Mathematik, und

1) b. Nidda 69[b] werden דברי אגדה den דברי דרך ארץ gegenübergestellt, und könnte es demnach wie nach b. Berachot 22[a] scheinen, dass die הלכות דרך ארץ einen Bestandtheil für sich bildeten. cf. Trakt. Kalla ed. Coron. fol. 15[b]; bei der gewöhnlichen Aufzählung von talmudischen Lehrgegenständen wurden jedoch die הלכות דרך ארץ nicht besonders aufgeführt und scheinen sie damals in das Gebiet der Halacha gehört zu haben.

2) b. Sucka 28[a]. Vgl. Trakt. Soferim 16, 8. 9.

3) Cf. חשבון גימטריא j. Terumot 5, 3.

Digitized by Google

im bab. Talmud Schabbat 75ᵃ wird die Kenntniss der חקיקות ומזלות[4]), vom Umlauf der Sonne und der Planeten anempfohlen, weil durch sie die Grösse und Allmacht Gottes in der Schöpfung erkannt werde. Ausser dem Buche Sirach, den Evangelien und judenchristlichen Schriften, die wohl auch unter der Bezeichnung: ספרים החיצונים[5]) zu begreifen sind, den nur ein Mal genannten, wie es etwa scheint, einen ähnlichen Inhalt behandelnden Büchern der Versammlungsstätte בני אבידן[6]), den mit Abscheu genannten Zauberbüchern, ספרי קיסמין[7]), den nur zwei, nach einer anderen, weniger richtigen Lesart drei Mal erwähnten, mit dem dunkeln Worte: ההמירום[8]) bezeichneten Büchern, worunter Einige die Homerischen Gesänge verstanden, und den nur ein Mal erwähnten, ganz unbekannten, aber wahrscheinlich apokryphischen Büchern des בן לעגה[9]), oder wie eine andere Leseart lautet, בן תגלה[10]), ausser diesen Büchern also dürfte der Name eines bestimmten Werkes kaum noch im Talmud anzutreffen sein[11]), obwohl noch andere Schriften jedenfalls bekannt waren, wie es aus den Worten des j. Talmud: „Wenn aber Jemand die Bücher ההמירם und alle später geschriebenen liest, ist es, als wenn er einen Brief läse", ersichtlich ist. In der Tos. Ab. Zara (c. I) findet sich noch die Ausdrucksweise ספר יווני „griechisches Buch", wofür wir im j. Talm. (Sota 9, 15.) schlechtweg יוונית „griechisch" und im b. Talmud (Menachot 99ᵇ) חכמת יוונית „griechische Weisheit, griechisches Wissen" lesen. Die Stelle in der Tosifta lautet: R. Josua wurde gefragt, ob Jemand seinen Sohn in einem griechischen Buche unterweisen lassen dürfe, und er erwiederte darauf: Es geschehe zu einer Zeit, die weder Tag noch Nacht ist, denn es heisst ja (Jos. 1, 8.): „Ueber das Buch der Tora sollst du sinnen Tag und Nacht".[12]) Die Beschäftigung mit profaner Literatur, die der j. Talmud a. a. O. für unschuldig und harmlos erklärt, scheint demnach nicht zu allen Zeiten von Allen gebilligt worden zu sein, und R. Eliezer (Berachot 28ᵇ) ermahnte einst seine Schüler, für die damalige Zeit wohl nicht ohne Grund, dass sie ihre Söhne von der Lectüre fern halten, und dieselben dem Schosse der Gesetzeslehrer zuführen mögen. Die Mischna ferner berichtet (Sota 9, 14.), dass es nach dem Kriege des Titus[13]), oder besser nach Grätz (Geschichte d. Jud. Bd. 4. Not. 14.) des Quietus, verboten wurde, die Söhne in der griechischen Sprache unterrichten zu lassen.

Dieses Verbot scheint aber keine allgemeine Geltung erlangt zu haben[14]); denn abgesehen von einer dem Patriarchen-Hause des R. Gamliel ob dessen Beziehungen zur

4) Cf. b. Erubin 56ᵃ. 5) Synhedrin 10, 1. 6) B. Schabbat 116ᵃ.

7) Tos. Chullin c. 2. b. das. 13ᵃ. j. Ma'aserot 3, 10.

8) Jadajim 4, 6. j. Shyhed. 10, 1 und b. Chullin 60ᵇ nach Aruch s. v. — Cf. dagegen En Jaakob z. St. Jalkut II, Remez 13.

9) J. das.

10) Kohelet Rabba zu 12, 12. Diese Stelle ist dem jerus. Talm. entlehnt, und müsste hiernach אבל הספרים בתוך ביתי יודע מכ"ד ספרים מחוסת היא מעונים בבריתי בעון ספר בן סירא ושפי בן יוסי בן יוחנא .autem [אבל ספרי החיצים יבל ספרים שנכתבו מאנו יהילך חקויא בתן בקהיא באמרת זאי שמעא] ילחא תירבת ענינת .בשפי לאנעית ניחזני ומי

11) ספר רפואות b. Pesachim 56ᵇ (wie ספר הכיבורי R. Haschana 20ᵇ) kann hier nicht in Betracht kommen; für ספר רפואות b. Synhedrin 65ᵇ ist wohl, wie das. 67ᵇ, חלכות רבתיות zu lesen, vgl. Zunz gdstl. Vorträge S. 164. Rabbinowicz Dikduke Sopherim z. St.

12) Cf. Sifra zu Levit 18, 4. Sifre Debarim Piska 37.

13) Cf. eine andere Angabe in J. Schabb. 1, 7. b. Sota 49ᵇ.

14) Vielleicht ist es später ganz aufgehoben worden, vgl. j. Sota daselbst אי מיתיר את תראשונות וכו'.

Digitized by Google

römischen Herrschaft gestatteten Ausnahme, erklärte später R. Jochanan (J. das.), dass man die Töchter in der griechischen Sprache unterrichten lassen dürfe, weil deren Kenntniss denselben zur Zier gereiche. Der Patriarch R. Jehnda äusserte sich sogar (b. das. Ende), dass man in Palästina anstatt der syrischen Sprache (לשון סורסי) sich lieber der hebräischen oder griechischen bedienen solle, und R. Jonatan aus Bet-Gubrin meinte (j. Meg. I, 12.) vier Sprachen wären geeignet fürs Leben: die hebraische für den Gesang, die römische für den Krieg, die syrische für das Klagelied und die hebraische für das Gespräch, den Umgang. Griechische Poesie scheint ihnen demnach nicht ganz unbekannt gewesen zu sein, wie ja auch vom Apostaten Elischa b. Abija (Acher) erzählt wurde (b. Chagiga 15[b]), dass er griechischen Gesang stets im Munde geführt hätte und ketzerische Schriften im Busen. Von den Mitgliedern des Synhedriums wurde, wie angegeben wird, verlangt, dass sie recht vieler Sprachen kundig sein sollen, und einige von ihnen werden namhaft gemacht, die in der Aneignung fremder Sprachen eine besondere Fertigkeit besessen haben sollen, wie z. B. ben Azaï, ben Zoma, nnd selbst die bereits genannten, der griechischen Sprache weniger zugethanen Lehrer R. Eliezer und R. Josua.[15]) Letztere sollen sich auch über die griechische Bibelübersetzung des Aquila anerkennend geäussert haben (j. Meg. 1, 11.), aus der mehrere Citate im jer. Talm. und in Midraschim wörtlich angeführt werden.[16]) An griechische Ausdrücke anklingende Worte der Bibel werden zuweilen haggadisch wie Fremdwörter behandelt und gedeutet mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass sie in der griechischen oder hellenischen Sprache (בלשון יווני, אלינוסטי) eine solche Bedeutung hätten.[17]) R. Ismael berichtet (Schekalim 3, 2.), dass Tempelgeräthe mit den griechischen Buchstaben Alpha, Beta, Gamma bezeichnet gewesen wären; Mischna, Gittin 9, 8. wird die Gültigkeit einer in hebräischer Sprache abgefassten, mit griechischen Zeugenunterschriften versehenen, oder einer in griechischer Sprache abgefassten mit hebräischen Zeugenunterschriften versehenen Scheidungsurkunde besprochen; Tos. B. Batra (c. 9.) behandelt ein in griechischer Sprache abgefasstes Testament; das. (c. 11.) wird gestattet, einen hebräischen Schuldschein in einen griechischen zu übertragen, wie wiederum einen griechischen in einen hebräischen, so er vom Gerichtshof beglaubigt wird, und in Caesarea Palaestinae, dem Sitze der römischen Statthalter, wurde sogar das tägliche Gebet „Höre Israel" Deut. 6, 4—9. 11, 13—21. Num. 15, 37—41) in griechischer Uebersetzung gesprochen (j. Sota 7, 1).

Griechische und lateinische Lehnwörter treten im talmudischen Schriftthum überall entgegen, zuweilen stossen wir auf griechische Sätze, sehr selten auf einen lateinischen. Zu Jes. 47, 1. „Steige herab und setze dich in den Staub, jungfräuliche Tochter Babels", bemerkt Midr. Cand. (zu 3, I.) in ironischer Auffassung der Worte: „Jungfräuliche Tochter", es hätte Jerusalem Babel zugerufen: Πόρνη παλαιὰ καθὲς χαμαὶ μοίχα „alte Dirne lasse dich zur Erde nieder und buhle". Dass Babel in griechischer Sprache angeredet wird, darf uns hier eben so wenig befremden, als in der Schilderung des Midrasch Threni (Einleitung), dass die unter dem Könige Jojachin nach Babylonien geführten Exulanten dem Nebukadnezar, als er 11 Jahre später nach der zweiten Eroberung Jerusalems unter

15) Cf. Tos. Synhed. c. 8. j. Schekalien 5, 1. b. Synh. 17[a]. Sifre Debarim Piska 17.
16) Cf. De' Rossi, Meor Enajim ed. Cassel p. 385. 387.
17) Cf. Sachs Beitr. I, p. 19 ff.

Digitized by Google

Zidkia mit den Gefangenen Judäas heimkehrte, entgegen ziehen mussten in schmuckem, hellem Gewande, aber mit schwarzen Trauerkleidern darunter, und ihm zurieſen: (נקיבא ברברין) ניקתא בארבארי „Sieger der Barbaren!“ Im j. Talm. (Rosch Haschana I, 3) bedient sich ein Lehrer anlässlich einer haggadischen Erklärung des siegheilschreiend gebrauchten Satzes: (l. אגריפס) אגריפוס או נימוס או בסילוי „Πρὸ βασιλεύς (βασιλέως) ὁ νόμος ἄγραφος“. — Für einen König ist das Gesetz nicht geschrieben, er, der Reprüsentant des Gesetzes, hat sich nicht darum zu kümmern. Als Beispiel für einen unsinnigen Schwur (שבועת שוא) wird daselbst (Scheb. 3, 9) angeführt, dass Jemand, wenn es regnet unnütz betheuert: קירי מילי בריכסון (אברוכסים Pes. R. c. 22) Κύριε πολὺ ἔβρεξεν „bei Gott! es regnet sehr“ (fing an sehr zu regnen). Der zuweilen eine witzige Sprache liebende R. Abbahu aus Caesarea erwidert (j. Jebam. 4, 2.) auf die von griechisch Redenden an ihn gerichtete Frage, woher die jüdischen Lehrer behaupten können, dass ein zu 7 Monaten ausgebildeter Embryo lebensfähig sei: „Aus dem Eurigen (eurem Alphabet) will ich es beweisen“: „Ζῆτα ἑπτά ἦτα ὀκτώ“, indem ζῆτα, anklingend an „ζῆν“ „leben“, 7 bedeutet.[18]) Derselbe bezeichnet in einem Schreiben an seine Collegen (j. Meg. 3, 2.) die Namen dreier Delatoren: Εὔτοκος, Εὐμαθὴς und Θαλάσσιος mit der hebräischen Uebersetzung dieser Namen, טוב ילך טוב למך ישרשרש.[19]) Auf die von den Minim im Hinblick auf den Trinitätsglauben an R. Simlaï gestellte Frage, wie wohl die drei Gottesnamen Jos. 22, 22. zu verstehen seien, antwortete dieser: wie wenn Jemand sagt: βασιλεὺς Καῖσαρ Αὔγουστος, und Midr. Threni (zu 1, 4.) begrüsst R. Jochanan b. Zackaï den Vespasian mit den Worten: Vive domine imperator![20])

Der in Palästina verbreitete heidnische Götzencult, gegen den einige halachische Bestimmungen erlassen wurden, musste natürlich die Aufmerksamkeit auf die heidnischen Cultformen und Bräuche lenken, und dürfte die Art, wie man sich zuweilen in jüdischen Kreisen diesen Cult nach jüdischen Anschauungen erklärte und zurecht legte, unsere Beachtung verdienen.

[18]) Die Worte „ἦτα ὀκτώ“ scheint er nur umwillen des näheren Hinweises auf das Alphabet bei der sonst weniger verständlichen Ausdrucksweise: בדידהון „aus dem Eurigen“ gebraucht zu haben.

19) Die Stelle lautet: כגבר שמזי לשלמה לשדיין לעבד ולד טוב לעבד ישרשרש אבדוקים אבנטין (אלסיים) חלחברים.

20) Zu beachten wäre ferner die Ausdrucksweise: סך קייר אלסתר b. Ab. Zara 11[b], wofür wohl כס (κάϊς κυρίου πλαστωρ[ός]) zu lesen ist, wie es aus der darauf folgenden Uebersetzung: אחיה דשלמא (בריה) ואיתא „der Bruder unseres Herrn ist ein Betrüger“ hervorgeht (cf. Hechalus Jhrg. 5. p. 70): קייר בריה Κύριε χαῖρε Tanchuma zu 1. M. 43. 14. cf. Kohut Aruch compl. S. 124: Es pflegt der Eine zum Anderen zu sagen: ביריסתי בריה j. Nedarim 3, 3. wohl: χρήσθι βιαί „iss ein wenig“ [βρῶσθι βιαίον nach N. Brüll Jhrb. I, S. 131. cf. jedoch Fleischer Nachträge zu Levy's talm. Wrtb. II, S. 458]: כשרא לאכסדרא Midr. Thren. zu 3, 12 (parma, sparus) für das biblische בתנית לחן; ferner die grammatischen Formen: בעלמין, בלעלמין, לבעל בסטרא דשטרא „und es strafte der Herr den Pharao (Gen. 12, 17), weil er sich erkühnte (ἐ)τόλμησεν zu berühren den Leib der Matrone“, cf. Levy, talm. Wrtb. s. v. בעלמין: אפוטרופין (Pes R. c. 31) ἀπάντησον (Sachs, Beitr. I, S. 26 und Levy das.): אסא ἄφες (Sachs das. S. 21): קטבאה κατάβα (das. S. 28); die etymologischen Erklärungen für: מלפטין μηλοπέπων j. Kilajim 1, 2: אוסיא ὀθωνία Meg 2, 1: קלנדס Calendae Ab. Zara 1, 2; vgl. noch Ber. R. c. 18. Midr. Thr. zu 2, 1: כרוטא בסטיס (θ = θάνατος) zur Erklärung des Wortes „ת“ (Ezech. 9, 4) nach der Emendation des Muss. s. v. שטיתין, j. Baba Batra 10, 2 (b. das. 164[b]), Midr. Cant. zu 2, 15 und hierzu Neubürger in Frankels Mschr. Jhrg. III, S. 73. worauf Herr Dr. Egers so freundlich war mich aufmerksam zu machen. ([ס]כיתין scheint jedoch nicht in ἐξήτουν aufgelöst werden zu dürfen, sondern in ἐθήρων, ויתבריד זה nicht in ἐθηρώντο, sondern in ἐθηρώθησαν. Der ganze Satz würde demnach griechisch lauten: Κυνήγιον μεγάλα ἐδιάρτα ἐθήρων μὲν βλαδαροὶ δὲ διώκται ἐθηρώθησαν.)

Digitized by Google

Mischna Ab. Zara (3, 3) lesen wir: „Wenn Jemand Geräthe findet, die mit dem Abbilde der Sonne, des Mondes oder eines Drachen versehen sind, so führe und werfe er sie in's todte Meer"; in der Tosifta das. c. 6 heisst es bestimmter: „Wenn Jemand einen Siegelring findet, worauf die eben genannten Abbildungen sich befinden, wozu noch R. Jehuda nach der richtigen Lesart im bab. Talm. (das. 73ᵃ) das Abbild der Säugenden und des Sarapis: דמות מניקה וסר אפיס hinzugefügt hätte. Der Talmud bemerkt nun hierzu: „Er (Sarapis) müsse aber einen Modius halten und messen, sie (die Säugende) einen Sohn, einen Knaben halten und säugen. Offenbar ist unter der Säugenden die „Isis", unter dem Knaben „Horus" zu verstehen[21]), nach dem Talm. jedoch soll die „Säugende" die Eva vorstellen, die „Säugemutter der ganzen Welt", „Sar apis" den Joseph סבר יסתים את כל חעולם כולו „der da sah" voraus sah „und beruhigte" versorgte, indem er Getreide messen und verabreichen liess „die ganze Welt". Im Göttercult der Aegypter scheint man damals eine Verehrung Josephs erblickt zu haben, weshalb man ihn einerseits mit Sarapis identificirte — eine Ansicht, die auch Suidas s. v. Σάραπις mittheilt: Οἱ μὲν Δία ἔφασαν εἶναι οἱ δὲ τὸν Νεῖλον διὰ τὸ μόδιον ἔχειν ἐν τῇ κεφαλῇ καὶ τὸν πῆχυν ἤγουν τὸ τοῦ ὕδατος μέτρον ἄλλοι δὲ τὸν Ἰωσήφ — andererseits, was Jellinek (bei Weiss Mechilta Einleitung S. 21) und Güdeman (das. S. 26 ff.) richtig erkannten, mit Osiris, indem die Erzählung (Mechilta zu II, M. 16, 19 und Parallelstellen), wie Joseph nach seinem Tode von den Aegyptern in einem metallenen Sarge in den Nil gesenkt, und dann wieder mühsam, wunderbar aufgefunden wurde, lebhaft an die Erzählung von Osiris erinnert. Die Auffassung, dass Joseph von den Aegyptern abgöttisch verehrt wurde, mag vielleicht den Midrasch (Ber. R. C. 96) zur Annahme veranlasst haben, dass Jakob deswegen nicht in Aegypten bestattet sein mochte, damit ihm die Aegypter keine göttliche Verehrung erweisen könnten.

Von dem in der Mischna erwähnten Drachen kennt der j. Talm. (z. St.) mehrere Abbildungen, und soll (nach der Tos.) nur diejenige als Götzenbild zu betrachten sein, die צידעין „Flossfedern, Flügel" hat. Das aus dem Jaspis geformte, in den Siegelring eingefasste, mit sieben Strahlen, ἀκτῖνες, radii, versehene Abzeichen des der Sonne heiligen Drachen diente, wie Sachs (Beitr. II, S. 116) nachgewiesen, als Amulet, und unter den Flossfedern, den Flügeln am Halse sind eben diese Strahlen zu verstehen.[22])

Die Mischna das. 3, 1 verbietet die Benutzung der Bilder, die einen Stab, einen Vogel, oder einen Ball in ihren Händen führen, und die Talmude fügen noch nach der Tosifta hinzu: das Schwert, die Krone und den Siegelring, und erklären zugleich die Symbole dieser Abzeichen; der Stab soll auf die Zucht und Herrschaft hinweisen, der Vogel auf das Fangen und Fassen der Welt gleich einem Vogel (bab.) oder Vogelneste (jer.) im Hinweis auf Jes. 10, 14; der Ball auf die Macht über die Erd-

21) Vgl. Sachs, Beitr. II, S. 39. Güdemann, Religionsgeschichtliche Studien S. 22. 26.

22) Von einem leicht zu erklärenden und zu entschuldigenden Versehen verleitet, hat der brave, selige Sachs צידעין mit Schuhen übersetzt und in Folge dessen die Analogie mit den Strahlen ausser Acht gelassen. Der Drache pflegte wohl auch auf den Schuhen abgebildet zu werden (cf. Pesikta d'R. Kahana ed. Buber 192ᵇ. Midr. Thr. zu 4, 16. Waj. Rabba c. 16 in Bezug auf יבישלוחים יסנסנות (Jes. 3, 18), und im j. Talm. Schabb. 6, 4 wird darauf hin עכשים (Jes. 3, 18) durch „Schuhe" קורדיקיות (יבשת דיחיטי יבישלוחים יסנסנות) erläutert, entsprechend dem סנדא des Targum (vgl. Sachs, Beitr. I, S. 25. II, S. 52). Die Emendation Bubers das. ist daher weniger zu billigen.

Digitized by Google

kugel[23]), das Schwert auf die Gewalt, die Krone auf das königliche Diadem und der Siegelring auf den Beschluss und Vollzug der Dekrete.

Mischna das. 1, 3 werden heidnische Festtage aufgeführt, an denen der Verkehr zwischen Juden und Heiden gehemmt sein sollte, wie: קלנדא וסטרנוריא וקרטסים גנוסיא של מלכים „die Kalenden, Saturnalien, das Eroberungs-Siegesfest und die Geburtstage verstorbener Könige" (γενέσια). Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, dass unter קלנדא hier nur die Januar-Kalenden zu verstehen seien, giebt nun der bab. Talm. an, dass die Kalenden 8 Tage nach der Wintersonnenwende, die nach der Meinung der Chaldäer mit dem 24. Dezember eintritt, stattfanden, die Saturnalien 8 Tage vorher, und zieht darauf zur Begründung folgende Baraita an: Als der erste Mensch, Adam, sah, wie der Tag immer mehr abnahm, da fürchtete er und sagte: Vielleicht wird die Welt um meiner Sünde willen immer finsterer um mich und kehrt zurück in das Tohu Wabohu, und er brachte 8 Tage mit Fasten und Beten zu; als aber die winterliche Sonnenwende eintrat und er den Tag immer länger werden sah, da rief er aus: „Es ist der natürliche Weltenlauf", und beging wiederum 8 Festtage. Im darauf folgenden Jahre feierte er nun zur Erinnerung 8 Tage vor und nach Eintritt des Winters; er, Adam, setzte sie ein um Gottes Willen, sie, die Heiden, aber bestimmten sie für Götzen. Abweichend lautet die Relation im j. Talm., wo קלנדס — so wird das Wort im j. Talm. geschrieben — noch etymologisch dadurch erklärt wird, dass Adam, als er den Tag länger werden sah, ausgerufen hätte (l. דראג) קלין דיאו „Hübsch! Tag!" R. Jochanan aber, heisst es dort ferner, erklärte es (den Ursprung der Kalenden) anders: „Das ägyptische und römische Reich führten gegenseitig Krieg, da sagten sie zu einander: 'Wozu sollen wir uns im Kriege aufreiben? Wohlan! wir wollen das Abkommen treffen, dass dasjenige Reich obsiege, dessen Feldherr sich freiwillig in das Schwert stürzen wird.' Der ägyptische Feldherr mochte es nun nicht thun, der römische aber war ein greiser Mann Namens 'Januar', ינובריס, und hatte 12 Söhne — entsprechend den Monaten des Jahres —, da sagten sie zu ihm: 'Willfahre uns und wir wollen deine Söhne zu unseren Führern ernennen'. Er that es, und sie nannten darum das zu seiner Erinnerung eingesetzte Fest קלנדס ינובריס 'Januar-Kalenden'. Am darauf folgenden Tage aber begingen sie, trauernd um ihn, מילני אימרא μέλαινα ἡμέρα." R. Judan Antodrija sagte: Die an diesem Tage gesäeten Linsen — welche Hülsenfrucht an Trauertagen gespeist zu werden pflegte[24]) — gedeihen nicht gut.

In diesem wahrscheinlich von heidnischer Seite herrührendem Mythos dürfte wohl, abgesehen von einigen Verwechselungen, eine Verschmelzung zweier anderer Mythen, etwa von Janus und Codrus, oder P. Decius Mus zu erblicken sein.

In dem genannten Traktat, wie auch an anderen Orten, findet sich noch manche auf den heidnischen Cult sich beziehende Notiz, wovon Folgendes zu erwähnen statthaft sein mag.

Die Mischna 4, 2 bespricht die Zulässigkeit der Benutzung der auf den Bildsäulen des מרקולים „Mercurius" sich befindenden Aehrenkränze und anderer Weihgeschenke, wie Weinranken, Geld, Gewänder und Geräthe. In den Talmuden (z. St.) wird die Construction der Hermen näher bezeichnet, dass sie aus einem auf 2 anderen ruhenden Steine bestehe, und werden im j. Talm. die Worte der Schrift Lev. 26, 1: „Und einen

23) So nach dem j. Talm., nach dem bab. hingegen, auf das leichte Fassen und Halten der Welt einem Balle gleich.

24) Cf. J. Ber. 3, 1. B. R. c. 63.

Digitized by Google

Stein mit Bildwerk sollet ihr nicht setzen in eurem Lande“ auf diese Merkursäule gedeutet. Die Erklärung im Sifra: אילו המרקוליס שעל גבי הדרכים ר׳ שמעון בן גמליאל אומר אילו החמנים שבראשי הגגות „Es sind gemeint die Hermen an den Wegen, nach der Ansicht des R. Simon b. Gamliel aber die Sonnenbildsäulen auf den Dächern“, sollte demnach mehr auf diese Worte der Bibel, als, wie der Text bei uns lautet, auf die vorhergehenden zu beziehen sein. Im j. Talm. wird ferner als Merkmal des Merkurbildes angegeben (איזו היא מרקוליס כל שהוא סג את הים ואת הדרכים), dass dasselbe umzäune das Meer und die Wege, was wohl besagen will, dass es an des Meeres Strand und an der Wege Grenzen und Enden aufgestellt zu werden pflegte; am ersten Orte vielleicht dem Beschützer des überseeischen Handels, am letzten bekanntlich dem Beschützer der Landstrassen zu Ehren. Die Verehrung des Merkur bestand nach der Angabe der Mischna (Synh. 7, 12) darin[25]), dass seiner Bildsäule Steine zugeworfen wurden. Nach dem b. Talm. (Ber. 57ᵇ. Synh. 64ᵃ[26])) muss dieser Merkurcult auch in Babylonien verbreitet gewesen sein.

In der angeführten Mischna Synh. geschieht auch des Priapus Erwähnung unter der Bezeichnung des biblischen Peor, in welchem man ob des ihm erwiesenen lasvicen Cultes, wie Hieron. (zu Hos. 4, 14. 9, 10) angiebt, den Priapus wiederzufinden glaubte, und soll dessen Verehrung im Sich-Entblössen bestanden haben. Das an den griechischen Phallos anklingende biblische מפלצת (I. Kön. 15, 18. Thr. 15, 16) wird im bab. Talm. durch „כמין זכרות“, von זכר „männlich“, erklärt und dem entsprechend von der Vulgata durch „sacris oder simulacrum Priapi“ wiedergegeben, wie Perles (Etym. Studien S. 100) richtig bemerkt, der auch um den Nachweis der öfteren Erwähnung des allerdings ursprünglich syrischen, unanständigen Majuma-Cultes in den Midraschim ein Verdienst sich erworben hat. Palästinensische Badehäuser waren, wie es aus dem j. Talm. (Ab. Zara 7, 3) erhellt, mit Götzenbildern versehen, und die Mischna (das. 3, 9. cf. j. Schebiit 8, 11) spricht von einem nach dem darin aufgestellten Venusbilde benannten „Badehaus der Aphrodite“ zu Acco. Erwähnt wird ferner (j. das. 3, 3) ein Trinkgefäss mit der Abbildung der טימי דרומי, wahrscheinlich der römischen Themis.[27]) Die Mechilta (zu Ex. 12, 30) weiss, dass Bilder (איקונין εἰκόνες, imagines, aber nicht gerade aus Wachs) verstorbener Erstgeborenen in den Wohnungen aufbewahrt wurden, welche Sitte man sich als eine alte, in den Tagen der Pharaonen zu Aegypten bestehende dachte, und Gleichnisse mit אנדריאנטוס (אנדריאטיס, אנדרטא), ἀνδριάς wurden haggadisch öfter verwerthet.

Die den Göttern dargebrachten Opfer wurden (Tos. Chullin c. 2) wohl im Hinblick auf diese Ausdrucksweise im Ps. 101, 28 und das häufige Vorkommen der Todtenopfer, schlechthin זבחי מתים „Todtenopfer“ genannt. Das Blut der den unterirdischen Gottheiten und den Todten gewidmeten Opfer wurde in eine Grube gegossen, und die Mischna (das. 2, 9) verbietet daher, das Blut eines geschlachteten Thieres in eine Grube fliessen zu lassen שלא יחקה את המינין, auf dass man nicht nachahme den Minim, worunter hier Heiden zu verstehen sind; ferner verbietet die Mischna beim Schlachten das Blut in

25) Cf. Tos. Ab. Zara c. 7. 26) Cf. Ab. Zara 26ᵃ.

27) Nach einer im Aruch s. v. גד aus Ber. R. c. 15 erhaltenen Stelle scheint man in dem von Esau, dem Typus für Rom, gebrauchten Worte: יקום אבי (Gen. 27, 17) „es erhebe sich 'אבי' mein Vater“ eine Beziehung zu dem Schutzgotte der Römer gefunden zu haben; etwa zu Jovis? Die Ausdrucksweise das.: דאת קאים dürfte wohl ein Euphemism für דהיא קאים sein.

Digitized by Google

das Meer oder einen Fluss strömen zu lassen, damit es nicht den Anschein gewinne, als wenn damit dem Meer- oder Flussgotte ein Opfer gebracht werden sollte.

Viele heidnische, abergläubische Bräuche galten als verboten unter der Bezeichnung: „דרכי אמרי“ „Sitten der Amoriter“, denen die Tos. im Anschluss an die Mischna Schabb. 6, 10 beinahe 2 Capitel (7 und 8) widmet.[28])

Der Aufmerksamkeit Sachkundiger dürften diese zum Theil dunkelen Stellen zu empfehlen sein, und mag hier nur um einer Veranschaulichung willen Einzelnes angeführt werden. „Dass Jemand das Haus mit einem Querriegel (בסירא, sera) verschliesst, Eisen an die Füsse des Bettes einer Wöchnerin bindet, und eine Tafel vor ihr deckt,“ gilt als heidnischer Brauch; dass Jemand sage: „Schlafe in der Bahre“[29]), oder nach einer anderen Leseart, auf die auch der Jalkut-Text hinweist, „küsse die Bahre[30]) eines Todten, damit du ihn siehst in der Nacht, setze dich auf den Besen, damit du träumest,“ gilt als heidnischer Brauch. Ob man einem Niesenden „Zur Gesundheit!“ zurufen darf, ist in der Tos.[31]) Gegenstand einer Controverse, indess es allgemein gestattet wird, in heiterer Gesellschaft die Gesundheit zuzutrinken. Bei Leichenbestattungen Gegenstände zu verbrennen, war verboten, im Hinweis auf Jerem. 34, 5.[32]) wurde jedoch, wie früher den Königen, so später den Patriarchen gegenüber die Ausnahme gestattet, diejenigen Geräthe, deren sie sich während ihres Lebens bedienten, den Flammen zu überweisen, trotzdem die Leichname selbst der Erde übergeben wurden, und scheint diese Ausnahme, wie besonders aus Semachot erhellt, der Proselyt Aquila R. Gamliel dem Aelteren gegenüber eingeführt zu haben. Zu den verbotnen heidnischen Sitten gehörte auch nach Sifra (zu Lev. 18, 3) die Errichtung und der Besuch der Theater, Circus und der Rennbahn (תיטריות וקרקסאות והאסטדיות), die bereits von Herodes zum Verdrusse der Frommen in Palästina hergestellt wurden (cf. Joseph. Antt. 15, 8, 1). Die Theater galten zum Theil als Stätten des Götzendienstes, zum Theil als Sitz der Spötter (im Hinblick auf ψ 1, 1. cf. Tos. Ab. Zara c. 2. j. das. 1, 7), und die Zuschauer der grausamen Gladiatorenspiele und Thiergefechte wurden gewissermassen als (שופך דמים) „Blutvergiesser“, Mörder bezeichnet (das.).[33]) In den talm. Schriften geschieht dieser Spiele öfter Erwähnung, und in einem späteren pseudographischen Midrasch (כסא של שלמה in Grätz Mschr. Jahrg. 21, S. 122) wird der angebliche Hippodrom des Königs Solomo ausführlich beschrieben. Ferner ist die Benennung für Secularspiele (in den verstümmelten Worten בלורין סלגורין b. das. 18ᵇ, wofür לודין סגלורין „ludi seculares“ zu lesen ist) und eine sonderbare Schilderung derselben (das. 11ᵇ[34])) im b. Talm. zu finden.

Die Theater und Circus dienten aber auch zu öffentlichen Versammlungen zu

28) Vgl. noch ausser den Varianten in den Talmuden und Jalkut (I, Remez 587) Traktat Semachot c. 8 und Chullin 4. 7.

29) תישן בארונו של מת.

30) נשוק בארונו, Tos. nach der Erfurter Handschr. ed. Zuckermandel; im Jalk. lesen wir: חשוק ארונו, weiter aber: תחשוקנו.

31) In den Talmuden hingegen (j. Berach. 6, 6. b. das. 53ᵃ) gilt es als erlaubt.

32) Cf. II. Chr. 16, 14. 21. 19.

33) Gestattet wurde der Besuch der אסטדין zu dem Zwecke, dass dadurch möglicherweise Menschenleben (auf einen Hilferuf) gerettet, oder der Tod eines Mannes constatirt werde, auf dass dessen Wittwe eine andre Verbindung eingehen könne.

34) Cf. Rapoport, Erech Millin S. 29. Perles, Etymolog. Studien S. 101.

Digitized by Google

gemeinnützigen Zwecken, und es wurde daher gestattet (Schabb. 150ᵃ), selbst am Sabbat Theater und Circus zu besuchen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathen.[35]) Ber. R. c. 80 wird sogar das Theater als Stätte der Unterhaltung für die Heiden, und darum als Schutzwehr gegen müssigen Wortwechsel und Zank anerkannt, und in Midr. Thr. (Einleit. und zu 3, 14) ist uns noch ein Bruchstück einer wahrscheinlich auf dem Theater zu Caesarea gegen die Juden aufgeführten Komödie erhalten, wo über deren Armuth und Sabbatfeier gespottet wird, dass sie mit Johannisbrod sich begnügen müssten und ihr Sabbatkleid ein so hohes Alter erreicht, wie die Menschen es sich nur wünschen können. Ferner heisst es daselbst: „Die Heiden führen ein Kameel mit einer Trauerdecke auf's Theater und fragen: 'Warum trauert denn das Kameel?' und man antwortet darauf: 'Weil die Juden das Sabbatjahr feiern (das Land also nicht bebauen) und darum nicht einmal Kräuter (Gemüsearten) haben, da nehmen sie diesem Kameele die Sträucher weg zum Essen, und darum trauert es;' und sie führen den Mimos auf's Theater mit geschorenem Haupthaar und fragen: 'Warum ist dessen Haupthaar geschoren?' und man antwortet darauf: 'Die Juden feiern den Sabbat, und was sie die Woche über erarbeiten, verzehren sie an ihm, und so haben sie nicht einmal Holz, die Speisen zu kochen, da zerbrechen sie ihre Bettstellen, um damit zu kochen; nun müssen sie aber auf der Erde schlafen und im Staube sich wälzen, darum streichen sie sich mit Oel (um sauber zu sein), und das Oel ist deshalb theuer (so dass der Mimos, um nicht theures Haaröl kaufen zu müssen, sich lieber das Haupthaar scheeren lässt).'"[36])

Hellenische Anschauung und römische Lebensweise wurden also, wenn sie fremdartig und feindlich in heidnischer Rüstung dem jüdischen Geiste und Leben entgegentraten, mächtig bekämpft und zurückgewiesen; aber nicht alles, was aus Rom und Hellas stammte, hatte schon desswegen einen heidnisch-religiösen Charakter. Bei dem täglichen Umgang und Zusammenleben mit heidnischen Völkerschaften musste man sich allmählich an deren Sitten gewöhnen, zum Theil sich damit befreunden. Unter der Herrschaft der Römer wurden alle öffentlichen Einrichtungen für das Land, die einzelnen Städte und den allgemeinen Verkehr nach römischem Vorbilde getroffen und geleitet, und römische Gerichtshöfe wurden in Palästina eingesetzt, die den Juden jedenfalls zugänglich waren, öfter auch, wie aus einzelnen Stellen zu ersehen ist, von denselben angegangen wurden, obgleich ihnen keineswegs, abgesehen etwa von einer kurzen Unterbrechung unter Marc Aurel, die eigene Gerichtsbarkeit entzogen wurde. Die Fortschritte der Cultur sind, wenn man sich so ausdrücken darf, international und confessionslos, und werden früher oder später von allen Nationen und Glaubensgenossenschaften anerkannt und angeeignet; bei den Juden aber, deren Religionsgesetze auf alle Beziehungen des Lebens sich erstrecken, mussten auch die veränderten Culturzustände das religiöse Leben berühren, zuweilen sogar bedingen. Hiernach wären wir schon berechtigt zu schliessen, dass der von Griechen-

35) In diesem Sinne ist die Stelle (Tos. das. c. 2. b. 18ᵇ): הולכין לכרכסים מפני יישוב מדינה zu nehmen „zum Zwecke der öffentlichen Ordnung".

36) Ob diese geschmacklose Aufführung die Juden: oder das Theater zu Caesarea, die heidnische Frivolität, oder den durch das Elend noch gesteigerten jüdisch-religiösen Ernst dem Spotte preis giebt, bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist daraus zu ersehen, dass wenigstens in späterer Zeit auf dem Theater in Palästina Dramen aufgeführt wurden (cf. dagegen Winer, Reallex. II. S. 497); vgl. noch b. Kidduschin 63ᵃ, wo für כדימים (שחוק לפני רקוד לפני עשה כדימים הזה) wohl כמימים gelesen werden muss.

Digitized by Google

land und Rom auf Judäa geübte Einfluss, wenn auch nicht gerade in literärischer, so doch immer in culturhistorischer Beziehung bedeutsam gewesen sein muss, und erhält dieser Schluss seine volle Bestätigung, wenn wir in das talmudische Schriftthum hinabsteigen. Scheinen doch manche Institutionen entlehnt zu sein, wenngleich sie in einer dem jüdischen Geiste und Gesetze angemessenen Form näher bestimmt und durchgeführt wurden, wie z. B. die Freilassung der Sklaven, die Errichtung der Testaments (דיורקי διαθήκη) und die Bestellung der Mitgift, und selbst eigentlich heidnische Vorstellungen wussten sich hier und da in vermummter Gestalt einzuschleichen.

Zu heidnischen Gottheiten erhobne Naturkräfte traten, allerdings nur höchst selten, als untergeordnete Genien wieder auf. Neben dem Fürsten, dem Genius des Feuers und des Hagels, erscheint (b. Pesachim 118[b]) der Fürst, der Genius des Meeres (שר של ים), von Wassermassen bedeckt (B. Batra 74[b])[37]) und nach einer eigenthümlichen Erzählung im Siphré (Balak) soll der Genius des bereits genannten Peor einem gewissen Pinchas oder Merachem (j. Synhedr. 10, 2) in einer Nacht erschienen sein.[38]) Der b. Talm. weiss vom Gebirgsgenius (גנדא דחד), dem Heiden Opfer darbrachten, und spricht in harmloser Weise von קיסא דגנדא, einer Art lectisternien (Moed Katan 27[a]), deren eigentliche Bedeutung wohl schon unbekannt war.

Mythische Erzählungen wurden hin und wieder aufgenommen. Die drei ersten Geschlechter, heisst es in Ber. R. (c. 23), hatten die rechte, menschliche Gestalt, dann aber, als die Geschlechter entarteten, entstanden die Centauren (קנטורין). Remus und Romulus, die auch sonst erwähnt werden[39]), sollen nach dem spät abgefassten Midr. Ps. c. 10 nach dem Tode ihrer Mutter von einer Wölfin genährt worden sein. Bemerkenswerth ist ferner, dass das Procrustesbett für Wanderer nach Sodom verlegt wird (b. Synhed. 107[b]), der Ariadnefaden, wie Hercules am Scheidewege, in haggadischen Gleichnissen (Ber. R. c. 8. Midr. Cant. zu 1, 1. Koh. R. zu 1, 14) wieder zu erkennen sind. Die Auffassung, dass der erste Mensch als אנדרוגינוס, ἀνδρόγυνος mit 2 Gesichtern ohne Rücken erschaffen und dann erst in 2 Hälften, in Mann und Weib, getheilt worden wäre, stimmt mit der Dichtung des Aristophanes im platonischen Symposion überein[40]), und die Schilderung des Kindes vor der Geburt, im Hinweis auf Hiob 29, dass ihm zu Häupten ein Licht strahle, wodurch es in seliger Freude die ganze Welt von einem Ende bis zum andern schaue, und dass es die ganze Tora erlerne, bis es hinaustritt in die Welt, ein Engel ihm auf den Mund schlägt und es wieder alles vergisst (b. Nidda 30[b]), erinnert an die platonische ἀνάμνησις.

Der im Einzelnen durchzuführende Nachweis der verschiedenen Beziehungs- und Berührungspunkte zwischen Griechenland und Rom einerseits und Judäa andererseits in wie weit dieselben im talm. Schriftthum sich kundgeben, dürfte nicht nur ein besseres Verständniss des Talmuds fördern, sondern auch zur besseren Erkenntniss mancher Einzelheit in der spät-griechischen und römischen Literatur, wie jedenfalls zu einer besseren

37) Cf. Mechilta Beschallach c. 4. Tosaphot Chullin 7[b].

38) Cf. Pirke d'R. Eliezer c. 45 und hiernach Targ. Jonat. zu Deut. 34, 6.

39) Sifre Debarim Piska 52. j. Ab. Zara 1, 2. Cf. Midr. Cant. zu 1, 6 und die eigenthümliche Sage das. über רומי בבלאי „das babylonische Rom", vgl. j. Jebamot 9, 9. b. Maccot 24[a] und Apokalypse Joh. 14, 8 u. a. a. O.

40) Vgl. Sachs Beitr. I, 52. 53. 55. 57. Freudenthal, Hellenistische Studien 8. 69.

Digitized by Google

Würdigung der culturhistorischen Bedeutung von Hellas und Rom einen schätzbaren Beitrag liefern, und wäre es erwünscht, wenn Philologen von Fach einer solchen Aufgabe sich unterziehen wollten.

Darauf erhält Herr Dr. G. Bernardakis aus Athen das Wort zu folgendem Vortrage:

Hochansehnliche Versammlung! Ich bin im Begriffe Sie mit einer kurzen Rede über eine Entdeckung zu beschäftigen, deren Wichtigkeit Sie hoffentlich nach Gebühr schätzen werden. Diese Entdeckung bezieht sich auf den Berg Sinai und namentlich auf die Klosterbibliothek. Darum bitte ich Sie mir Ihre Aufmerksamkeit und freundliche Nachsicht in mehr als einer Beziehung schenken zu wollen.

Ich habe zweimal den Berg Sinai besucht, zuerst im Sommer des Jahres 1874, indem ich in dem Sinaikloster vierzig Tage geblieben bin, eigentlich um die dort vorhandene Bibliothek zu erforschen. Zum zweiten Mal im Jahre 1875, indem ich von Seiner Eminenz dem Erzbischof vom Sinai, Kallistratos, zur Aufnahme und Begleitung Seiner Hoheit des Prinzen Arthur von England hingesandt, ihm alle Sehenswürdigkeiten ebenso im Kloster, als auch in den heiligen Umgebungen gezeigt hatte.

Ich unternehme hier weder die poetischen Schönheiten der Wüste, noch die Gefühle und die Eindrücke überhaupt zu beschreiben, von welchen der Reisende erfüllt und in Anspruch genommen wird. Eine solche Beschreibung würde sowohl mich von meinem Zwecke entfernen, als auch Ihnen vielleicht überflüssig scheinen. Darum werde ich gleich zu meinem Aufsatze übergehen.

Das Kloster ist in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vom Kaiser Justinian gegründet worden, welcher es mit vielen Vorrechten und Einkünften ausgestattet hat. Nur die Mauer grössten Theils, die Kirche und einige Kapellen sind aus jener Epoche erhalten. Aber alle die anderen Theile, z. B. die Zellen, die Fremdengemächer und andere Zimmer zum anderen Gebrauch bestimmt, sind oftmals erneuert worden und bis heute werden sie den Bedürfnissen des Klosters gemäss erneuert. Aber diese neuen Stockwerke haben nicht alle gleiche Höhe, sondern die einen sind höher, die andern niedriger, z. B. die Fremdenzimmer sind höher als die anderen.

Unter den im Parterre befindlichen Zimmern sind drei vorzüglich für die Erhaltung der Bücher bestimmt. Ein besonderes für die Bibliothek bestimmtes Gebäude giebt es noch nicht. — Die meisten Bücher sind gedruckt, nur wenige sind Handschriften. Von den letzten sind viele gestohlen worden, weil die Mönche mit seltener und vorzüglicher Gastfreundschaft und mit unbeschränktem Vertrauen gegen die Fremden, welche das Kloster besuchten, ihnen nebst den Schätzen und Kleinodien auch die Handschriften zeigten und ihnen alle Freiheit erlaubten, um die letzten zu gebrauchen. Einige von diesen, das Vertrauen der Mönche missbrauchend, schnitten die Blätter verschiedener Handschriften heraus, und oftmals schafften sie auch heimlich ganze kostbare Handschriften bei Seite. Seitdem es aber dem Professor Tischendorf den berühmten Codex Sinaiticus zu nehmen gelang, haben die Mönche ebenso die Bücher als ihre Seiten gezählt, und überhaupt behandeln sie die Fremden mit einem gewissen Misstrauen, wenigstens was den Gebrauch der Handschriften betrifft.

Die Handschriften sind ungefähr zwei tausend, von denen ich einige verzeichnet habe, die meisten davon sind griechisch, die anderen sind arabisch, syrisch, koptisch,

Digitized by Google

slavisch und armenisch. — Es ist der Mühe werth, hier Ihnen etwas Genaueres über den Ursprung einiger Handschriften mitzutheilen. Der Codex Sinaiticus und noch einige andere kostbare Handschriften kirchlichen Inhalts mit anderen Kleinoden waren nicht lange Zeit vor der Ankunft Tischendorfs in einem verdeckten, unterirdischen Orte, der sogenannten Κρύπτη, gefunden worden. Die Mönche vom Sinai, welche früher den Anfällen der arabischen Stämme ausgesetzt waren, hatten die Vorsicht, solche Krypten bauen zu lassen, worin sie ihre Kleinode und Schätze und darunter auch die kostbarsten Handschriften niederlegen konnten. Von diesen Krypten sind viele dem jedesmaligen Schatzmeister, dem sogenannten Σκευοφύλαξ, bekannt, welcher bis heute die kostbarsten Kleinode des Klosters darin verbirgt, von denen er nur einige den Fremden vorzeigt. — Diese Gewohnheit besteht seit langer Zeit. Ausserdem ist der Σκευοφύλαξ durch einen Eid gebunden, Niemandem, auch dem Erzbischof selbst nicht, diese Krypten zu offenbaren. Nur seinem Untergebenen, dem sogenannten Ὑποτακτικός, welcher ihm im Amte nachfolgt, zeigt er zuerst nur einige unbedeutende, und wenn er sein Ende nahe fühlt, offenbart er ihm auch die anderen, welche die wichtigsten sind. Da es sich aber bisweilen ereignet, dass der Σκευοφύλαξ plötzlich stirbt, oder dass er nicht im Stande ist, diese Krypten seinem Nachfolger zu offenbaren, sind einige von diesen aller Wahrscheinlichkeit nach unbekannt geblieben. Wenigstens vor nicht langer Zeit ist jene Krypte, worüber ich oben gesprochen habe, neben dem Eingange der Kirche entdeckt worden. Meiner Meinung nach ist es höchst wahrscheinlich, dass auch andere alte Handschriften irgendwo in einer Krypte verborgen sein können. Das Kloster ist in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vom Kaiser Justinian errichtet und von demselben ausgestattet worden. Die Mönche der ersten Zeiten, mag man sie sich noch so unwissend vorstellen, müssen wenigstens die ihrer Profession unentbehrlichen Bücher gehabt haben, vielleicht auch einige andere Erbauungsbücher. Was ist also aus diesen alten Büchern, welche höchstens aus dem sechsten Jahrhundert stammen, geworden? Müssen wir annehmen, dass alle diese Bücher, einige Ueberbleibsel ausgenommen, vernichtet worden sind? Wenn ich die oben angedeuteten Umstände in Betracht ziehe, so bin ich für meinen Theil geneigt zu glauben, dass manche von diesen Büchern allerdings in irgend einer Krypte niedergelegt sein müssen, welche heutzutage zu entdecken am schwersten sein wird. Nämlich innerhalb der Mauer des Klosters, namentlich in den Zellen der Mönche und in den Fremdenzimmern, machte man früher und macht noch heute viele Verbesserungen, so dass nur die Grundmauern dieser letzten Gebäude alt sind. Auch ihre Einrichtungen sind sehr verschieden von den alten. Darnach muss derjenige, welcher etwas entdecken will, einen grossen Theil des Inneren des Klosters zu Grunde richten. Diese kurzen Andeutungen über die Krypten mögen Ihnen genügen. Vielleicht aber giebt es einen kürzeren Weg, um zur Entdeckung alter Handschriften zu kommen.

Als ich mich nämlich zuerst nach dem Sinai begeben hatte, haben die Mönche mir nebst den anderen Sehenswürdigkeiten auch einen Papyrus, welcher als Buchdeckel diente, gezeigt. Dieser Einband, in Octav-Format, bestand aus vielen Papyrusblättern, so zusammengeleimt, dass sie eine Art von Brett ausmachten; er war sehr ähnlich mit denjenigen Brettern, welche die alten Buchbinder, vor der Erfindung des gewöhnlichen Papiers, nothgedrungen anstatt der heutigen Cartons gebrauchten. Nachdem ich aufmerksam diesen brettartigen Papyrus betrachtet hatte, fragte ich die Mönche, wo sie ihn

Digitized by Google

gefunden hätten. Diese haben mich unterrichtet, dass er in einem koptischen Psalmbuche gefunden worden war. Nachher habe ich um die Erlaubniss gebeten, diese zusammengeleimten Papyrusblätter loszumachen. Nachdem ich die Erlaubniss erhalten hatte, gebrauchte ich gewiss nicht die Mittel, welche ein erfahrener Chemiker gebrauchen würde; und ausserdem waren die Papyrusblätter so fest zusammengeleimt, dass, obschon sie viele Stunden lang im Wasser gelegen hatten, kaum ein oder zwei Blätter loszumachen mir gelang; die übrigen musste ich von neuem in laues Wasser werfen. Nach vielen solchen Versuchen gelang es mir, manche solcher Blätter auszureissen, welche wir später auf langen Brettern befestigten. Die meisten von diesen Papyrusstücken habe ich abgeschrieben und die Abschrift werde ich Ihnen zeigen.

Alles dieses hat bei mir natürlich folgende Gedanken aufkommen lassen. Erstens dass die ungelehrten Buchbinder jener Zeit, vielleicht aus Mangel an Brettern oder an anderen Einbänden, bisweilen auch vorhandene Papyrusstücke gebrauchten, um die Bücher zu binden; und zumal da es bekannt ist, dass der Werth und die Wichtigkeit von Papyrus sich nach der Erfindung und Verbreitung des Pergaments ziemlich vermindert hatte. Zweitens dass solche so fest zusammengeleimte Pypyrusstücke, dass sie kaum von den feinen Brettern sich unterscheiden lassen konnten, auch in anderen Handschriften existiren müssten. Das schien mir um so wahrscheinlicher, als man nach der Erfindung des Papiers, anstatt der vorigen Bretter als Einbände, bekanntlich Cartons, das heisst manche zusammengeleimte Blätter von Papier, zu gebrauchen anfing. — Diese Gedanken habe ich dem Σκευοφύλαξ mitgetheilt, und nachdem ich ihm auch die Wichtigkeit der Sache hervorgehoben hatte, bat ich ihn um die Erlaubniss, auch die anderen Handschriften in dieser Beziehung zu untersuchen. Der tugendhafte und ehrwürdige Σκευοφύλαξ hat ungesäumt mir diese Erlaubniss ertheilt, und dazu hat er mir seinen Ὑποτακτικός zur Verfügung gestellt. Mit diesem untersuchte ich Tage lang die verschiedenen Handschriften und prüfte die Festigkeit der anscheinenden Bretter, indem ich durch ein Messer die äussere Haut zerriss und ein wenig auch das Brett selbst stach. Hie und da haben wir ausser Pergament auch einige unbeschriebene Spuren von Papyrus gefunden, aber nichts anderes. Mein Begleiter fing zu verzweifeln an. Ich aber dachte, dass wir auch die anderen Handschriften, die arabischen nämlich, die syrischen und übrigen nachsehen müssten, einerseits da die erste Papyrus in einem koptischen Psalmbuche gefunden worden war, anderentheils da die griechischen Mönche vielleicht auch den für unbrauchbar gehaltenen Papyrusstücken mehr Werth auflegten. Dieser Gedanke hat mich zu dem ersehnten Ziel geführt, obgleich nicht so leicht. Ich erinnere mich, dass wir verzweifelnd drei Mal neben einer Reihe alter Handschriften vorbeigingen; dass ich zwei Mal eine alte Handschrift von dem klaffenden Riss der Haut aus untersucht hatte; alle zwei Mal schien es mir als ein Brett. Das dritte Mal aber, um keinen Gewissensbiss zu haben, durchstach ich tiefer das anscheinende Brett mit meinem Messer: Es war Papyrus. Jeder kann sich meine Freude vorstellen. Nachdem die Einbände der arabischen Handschrift losgemacht waren und wir die äussere schwarze Haut zerrissen hatten, nahmen wir mit Erstaunen wahr, dass die beiden Einbände fest zusammengeleimte Papyrusstücke waren. Leider aber war der eine Einband als Ganzes fest genug; einzeln aber je ein Blatt war er so mürbe, dass, obschon ich mich zwei Tage lang vergebens bemühte, auch ein Blatt loszumachen es mir nicht gelang; und trotz der grössten Aufmerksamkeit und Beharr-

Digitized by Google

lichkeit wurden nur Stückchen aus mehreren zusammengeleimten Blättern losgemacht. In dieser Beziehung war ich mit dem anderen Einbande glücklicher. Die Stücke, welche diesen letzteren ausmachten, waren ursprünglich nicht von gleicher Grösse; sie waren auch nicht von einem Codex, sondern von verschiedenen; auch der Papyrus war nicht von derselben Qualität; die Blätter dieses Papyrus loszumachen war immer noch schwer, aber im Vergleich mit dem anderen viel leichter. Diese Stücke enthielten theils private Urkunden, theils Lobgesänge und Hymnen von den Gebetbüchern der Kirche. Der Einband aber, dessen Blätter sich sehr schwer auseinander wickeln liessen, war viel kostbarer. Der Papyrus von grossem Octav-Format und ungefähr aus 40 Blättern bestehend sah schwärzer und viel älter aus; gerade darum war er auch mürber. Die Schrift wunderschön. Ein Theil, welchen ich gelesen hatte, enthielt das Evangelium Johannis. Nachdem ich mich lange vergebens bemühte, ihn loszumachen, habe ich auch diesen Einband, wie auch den anderen, dem Σκευοφύλαξ übergeben, welcher sie jetzt Jedem vorzeigen kann. Ich besitze nur einige kleine Stückchen, um sie Ihnen zu zeigen. — Dieses ist die Entdeckung, wenn man es so recht nennen kann, welche ich gemacht zu haben glaube. Wenn man bis jetzt nichts davon errathen hat, obgleich Pergament z. B. in Einbänden schon oftmals gefunden ist, kommt es daher, dass diese Papyrus-Cartons wie ein Brett aussehen.

Aus dem Vorhergehenden schliesse ich folgendes: Zuerst ist es höchst wahrscheinlich, dass dergleichen Papyrusstücke auch in den anderen Handschriften, welche meistens in Europa und daneben im Orient erhalten sind, existiren müssen. Wenn in 2000 Handschriften der Sinaitischen Bibliothek, abgesehen von den Spuren des ungeschriebenen Papyrus, zwei Handschriften gefunden worden sind, welche so viele Papyrus enthielten, als man in wenigen Bibliotheken finden kann, sollten dann nicht solche Papyrusstücke unter den Myriaden der Handschriften, welche in Europa und im Orient erhalten sind, existiren? Zweitens dass man vorzugsweise, den vorhandenen Angaben nach, die nicht griechischen Handschriften, wie die koptischen, arabischen, hebräischen und dergleichen, in Betracht nehmen muss. Und bekanntlich ist vieles davon vom Orient aus in Europa eingeführt worden. Drittens dass alle die Handschriften, deren Einband neu ist, aus dieser Untersuchung ausgeschlossen werden müssen. Viertens dass der Untersuchende nicht erwarten muss, gleich was er sucht zu finden. Zu diesem Zwecke und eigentlich nur um alte Einbände nachzusehen, habe ich die bedeutendsten Bibliotheken von Italien, wie die von Neapel, Rom, Florenz, Mailand und Venedig, und von Deutschland die Münchener und die Leipziger besucht. Aber gleich von Anfang an hatte ich mich überzeugt, dass es unmöglich wäre, die Handschriften meinem Wunsche nach zu untersuchen. Bei oberflächlicher Untersuchung habe ich gesehen, dass viele Handschriften mit altem Einband in diesen Bibliotheken existiren, und dass noch mehrere in den von mir nicht besuchten vorhanden sein werden. — Sie wissen, dass man in den Bibliotheken von Europa immer eine bestimmte Anzahl von Handschriften verlangen kann; aber diese muss man nachsehen mit grosser Vorsicht, geschweige denn auch Operationen zu machen, wie es nöthig wäre. Und für meinen Zweck wäre nothwendig gewesen, nicht eine kleine Anzahl von Handschriften, sondern tausende zu untersuchen.

Wie es damit stehen mag, habe ich für meine Pflicht gehalten, zu Gunsten der Wissenschaft Ihrem Urtheile diese noch unentwickelte Entdeckung anheimzustellen. Ich

Digitized by Google

sage unentwickelte, weil das Meiste und das Wichtigste noch zu entdecken ist. Aber nach dieser Enthüllung sind Sie im Stande, die besten und die zweckmässigsten Mittel zu finden, wodurch, wie ich wünsche und hoffe, nicht nur unedirte Handschriften zu entdecken, sondern auch die vorhandenen zu verbessern sind. Die meisten von den uns erhaltenen griechischen und lateinischen Handschriften fangen, wie Sie wissen, von dem tausendsten Jahre an, und gehen bis auf die neueste Zeit herab. Verhältnissmässig gehören nur wenige davon der älteren Zeit an. Sie können sich also den Werth und die Wichtigkeit für die Wissenschaft vorstellen, welche eine Papyrushandschrift auch von einem schon herausgegebenen Schriftsteller haben kann. Wenn z. B. auch nur ein Papyrusblatt von Sophokles gefunden wird, wie viel schwankende Meinungen wird man verbessern oder besser bestimmen! Aber ich für meinen Theil hoffe, dass wenn man mit Aufmerksamkeit und Fleiss diese Untersuchung der Handschriften anfängt, die Gewinne für die Wissenschaft in dieser Beziehung viel grösser sein werden. Wie es auch sein mag, werde ich meine Pflicht für erfüllt halten, wenn es mir gelingt, auch das Kleinste zu der Wissenschaft beizutragen. Jetzt ist es mir genug, dass ich in dieser Sache den ersten Anstoss gebe und noch auch die Art und Weise der Erforschung zu Gunsten der Wissenschaft ans Licht bringe.

Der Präsident spricht den beiden Rednern den Dank der Versammlung aus.

Es folgen die Referate über die Sectionsverhandlungen und zwar ergreifen nach einander das Wort die Herren Prof. Stoy-Jena als Referent der pädagogischen, Prof. Gildemeister-Bonn als Referent der orientalischen, Prof. Sievers-Jena als Referent der germanisch-romanischen, Prof. Gädechens-Jena als Referent der archäologischen, Realschuldirector Kiessler-Gera als Referent der mathematisch-naturwissenschaftlichen und Prof. Prien-Lübeck als Referent der kritisch-exegetischen Section.

Nach Abschluss dieser Mittheilungen ergreift das Wort der Präsident Delbrück: Er sagt, er habe die Aufgabe, der Versammlung einen Vorschlag über die Wahl des nächsten Tagungsortes der Philologenversammlung zu unterbreiten. Er sei in der angenehmen Lage, die Mittheilung machen zu können, dass diesmal ein Anerbieten vorliege und zwar von Seiten der Stadt Trier. Dieselbe werde besonders dadurch empfohlen, dass dort im nächsten Jahre die Blosslegung eines Kaiserpalastes stattfinde; da man nicht wissen könne, ob nicht in 2 oder 3 Jahren eine Verschüttung des blossgelegten Gebäudes erfolge, so sei es rathsam, die Aufforderung zu acceptieren und im nächsten Jahre in Trier zu tagen. Das Präsidium habe sich nun, da es über die Verhältnisse in Trier nicht hinreichend orientiert gewesen sei, mit Prof. Bücheler in Bonn in Verbindung gesetzt und habe von diesem die Zusage erhalten, dass er gern bereit sei, das Präsidium zu übernehmen. Hinsichtlich der Wahl eines Collegen werde er sich mit Genehmigung der Versammlung an die massgebenden Persönlichkeiten der Stadt Trier wenden.

Der Vorschlag findet allgemeinen Beifall.

Ehe nun der Präsident zum Schluss der Sitzung übergeht, ertheilt er noch Herrn Prof. Eckstein-Leipzig das Wort zu folgender Ansprache:

Meine Herren! Ich habe die Ehre gehabt, neulich als Prologus die Stadt Gera zu begrüssen, wo wir noch in der Erwartung dessen standen, was wir hier erleben würden; heute habe ich volles Recht, als Epilogus die verehrten Auditores et Spectatores zu dem üblichen Plaudite aufzufordern. Ich glaube, wir können auf die vergangenen Tage

Digitized by Google

doch mit grosser Befriedigung zurückblicken, nicht bloss wegen des wissenschaftlichen Resultats, sondern auch in Bezug auf das, was auch mit in Betracht kommen muss, in Bezug auf das gesellige Leben, das wir hier geführt, das uns nahe an einander gebracht und alten Freunden neue gewonnen hat. Wenn wir mit Befriedigung auf die Tage zurückblicken, so gebührt natürlich unser Dank zunächst dem hohen Präsidium, dem Manne, der von Jena aus sich so gerne dieser Angelegenheit unterzogen hat, seinen Collegen, die so bereit gewesen sind, unsere Verhandlungen zu leiten; dann aber vor allen Dingen den Männern, die hier alles Mögliche gethan haben, um uns die Tage recht angenehm, bequem und genussreich zu machen. Ich müsste, wenn secundum ordinem zu verfahren ist, vor allem des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn gedenken, der verhindert war, unsern Versammlungen seine persönliche Theilnahme zu schenken, ich müsste gedenken des Staatsmannes, der in unserer Mitte zu erscheinen nicht aufgehört hat, ich müsste gedenken des Gymnasiums, seines Leiters, seiner Collegen, der gesammten Schulen, die hier in seltener Eintracht für uns gesorgt haben; aber nicht bloss die Schulen, sondern aus allen Verhältnissen dieser Stadt heraus, vom Bürgermeister an, haben ja Alle Alles gethan, um uns die Erinnerung an die Geraer Tage werth und lieb zu machen: die Erholung hat uns ihre schönen Räume gastlich geöffnet, sie hat uns geistige und leibliche Genüsse gewährt in reicher Fülle, das Comité hat sogar zu den wenigen exotischen Pflanzen eine reiche flora Gerana uns vorgeführt in wahren Prachtexemplaren und ältere und jüngere Collegen haben dadurch Gelegenheit gehabt, auch ihre botanischen Studien in diesem Sinne zu erweitern und ihre orchestische Fertigkeit von neuem zu bewähren. Ich denke, wir dürfen nicht von diesem Orte scheiden, ohne den herzlichsten Dank auszusprechen allen denen, die uns die reichen Genüsse geboten haben. Ists doch gegangen bis in die Färbereien und Webereien hinein und die Herren Fabrikanten haben es nicht verschmäht, auch dem Laien einen Blick in ihre Werkstatt zu öffnen. Wir werden zwar noch nicht am Ende sein; mit der jüngeren Linie wären wir fertig, die ältere steht uns noch bevor, aber nach dem, was wir jetzt gesehen, dürften wir auch von dem, was uns noch bevorsteht, zumal die Sonne wieder so freundlich scheint, erwarten, dass auch dies ein reicher Genuss sein wird. Sie finden es gerechtfertigt, wenn ich den herzlichsten Dank ausspreche allen denjenigen, welche uns ihre Theilnahme, Sorgfalt und Fürsorge gewährt haben und wenn ich schliesse mit dem herzlichen Wunsche, dass auch die Stadt Gera und das Reussenland uns ein freundliches Andenken bewahren möge. Das Reussenland, Gera und seine Bewohner, sie leben hoch!

Die ganze Versammlung stimmte begeistert in das Hoch! ein.

Präsident fragt an, ob noch jemand das Wort zu ergreifen wünsche. Da das nicht der Fall ist, so dankt er für die dem Präsidium gewährte Nachsicht und erklärt die 33. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen.

Digitized by Google

Verhandlungen der Sectionen.

I. Pädagogische Section.

Die pädagogische Section constituierte sich Montag d. 30. Septbr. nach der ersten allgemeinen Sitzung. Zum Vorsitzenden wurde der Schulrath Prof. Stoy (Jena) gewählt.

Erste Sitzung.

Einem bei der Constituierung gefassten Beschlusse zufolge tagte die pädagogische Section Dienstag d. 1. Octbr. gemeinsam mit der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section. Die Verhandlungen s. unten s. VI.

Zweite Sitzung.

Morgens 8¼ Uhr.

Schulrath Prof. Stoy: Obwohl die Verhandlungen über die gestern angehörten Betrachtungen über die Kegelschnitte noch nicht zu Ende geführt sind, habe ich doch geglaubt in Aller Interesse zu handeln, wenn ich die Herren nicht eingeladen habe, der weiteren Abschliessung jener Debatte beizuwohnen, sondern heute in besonderer Sitzung in die Berathung einzutreten. Zu derselben liegen vor:

1) die bereits angekündigten Mittheilungen von Gymnasiallehrer Dr. Zelle über eine neue Projection von Schulwandkarten;
2) die von Oberlehrer Dr. Koldewey zur Schul-Geschichte;
3) eine Ankündigung discussionsfähiger Mittheilungen des Herrn Director Grosser über griechische Extemporalien und Exercitien.

Ich darf die Reihenfolge dieser Vorträge so festsetzen, dass zuerst die Mittheilungen des Director Grosser zum Vortrag und zur Berathung kommen, dann der Vortrag von Dr. Zelle und sodann die Ankündigungen von Dr. Koldewey. Ehe wir jedoch in die Tagesordnung eintreten, ertheile ich dem Oberlehrer Dr. von Kampen das Wort zu einer kurzen Mittheilung über ein literarisches Unternehmen.

Dr. v. Kampen: Es sei den Herren vor einigen Wochen das Probeblatt einer Zeitung zugegangen. Das Unternehmen bezwecke, zu dem, was auf der Schule gelesen werde, und zu den classischen Schriftstellern Spezialkarten zu liefern, welche neben das Buch gelegt werden könnten, um den Schülern Klarheit zu schaffen, vor allen Dingen, um Alles, was der Text an Schwierigkeiten biete, zu lösen. Das Blatt, welches den

Digitized by Google

Herren zugegangen sein werde, zeige, in welcher Weise diese Aufgabe zu lösen versucht werde. Von verschiedenen Seiten seien ihm zustimmende Urtheile zugegangen, auch Bestellungen eingelaufen.

Es habe ihm Leid gethan, jetzt nicht die erste Lieferung mitbringen zu können. Dieselbe werde erst in etwa 14 Tagen fertig sein. Sie werde in einem Einschlag gegeben, auf welchem die nothwendigsten Angaben sich finden werden. Das 2te Blatt habe er in 2 Exemplaren hier liegen.

Für den Gebrauch in der Schule werde es jedenfalls angenehm sein, dass die Blätter einzeln zu haben seien und zwar zu einem mässigen Preis, es koste das Blatt 12 Pfennige, so dass es für die Schüler keine Schwierigkeit habe, die Blätter anzuschaffen. Er bittet, sich dieses Unterrichtshilfsmittels bedienen zu wollen. Er hoffe, dass es bis Ostern oder doch jedenfalls bis zum Sommer fertig sein werde.

Ob sich noch andere Blätter anschliessen würden, hänge davon ab, welche Aufnahme das Unternehmen finden werde.

Vors. Schulrath Stoy theilt mit, dass er einen Bogen circulieren lassen wolle für diejenigen, welche sich noch für die Section einzeichnen wollen. Darauf ertheilt er das Wort dem

Director Grosser: Ich bitte zunächst um Entschuldigung, wenn ich ohne Vorbereitung und ohne eine der Sache ganz angemessene Form, mehr aphoristisch nach dem, was ich noch gestern Abend in der Eile zusammengestellt und aufgeschrieben habe, eine Materie zur Discussion vorlege, welche schon mehrfach behandelt worden ist, aber die Betheiligten immer noch nahe genug angeht. Es kommt mir im Sinne meiner bereits vorgestern gemachten Aeusserungen in erster Linie darauf an, dass die philologisch-pädagogische Section nicht lediglich passiv sich unterordnend an dem an sich trefflichen und interessanten Gedankenaustausche der mathematisch-pädagogischen Section participiere, sondern auch selbstständig und activ sich aussprechen möge. Es hat diesmal an gehörig präparierten Vorlagen gefehlt, und da muss die Praxis, die Empirie aushelfend eintreten. Ich bin der Ueberzeugung, dass gewisse Dinge in der Pädagogik, so oft sie auch behandelt und bekämpft worden sind, immer wieder auf's Neue auf die Tagesordnung gesetzt und unter alten wie neuen Gesichtspunkten beleuchtet zu werden verdienen. Sachen und Personen wachsen und ändern sich, und auf jeder Stufe sieht sich das Object anders an. Ich will heute einige Mittheilungen machen über die Methode, welche ich selbst in Prima für griechische Uebungen anwende, wie sie auch mutatis mutandis im Allgemeinen auf unserem Gymnasium nach dem von mir im Jahre 1875 ausgearbeiteten Lehrplane gehandhabt wird, und zwar nach den Grundsätzen, die ich im Wittstocker Osterprogramm 1876 auseinandergesetzt habe unter dem Titel: Beobachtungen auf dem Gebiete des altsprachlichen Unterrichts.

Die Methode muss nach meiner Ueberzeugung bestrebt sein, die deutsch-griechischen Uebungen mit Nachdruck zu betreiben, ohne der Lectüre zu viele Zeit zu rauben Dies ist der Kern- und Brennpunkt der folgenden Mittheilungen, welche im Einzelnen durchaus nicht den Anspruch auf kanonische Geltung erheben, sondern nur ein Exemplum liefern wollen, wie es in jenem Sinne gemacht werden kann resp. gemacht wird.

I. Es liegt nun bestimmte Veranlassung vor, diesen Mittheilungen noch eine These über die Nothwendigkeit des Scriptums vorauszuschicken. „Das griechische

Digitized by Google

Scriptum ist auch in Prima und im Abiturientenexamen durchaus unentbehrlich, wenn der griechische Unterricht überhaupt Früchte tragen soll.“ — Darüber sollte ein Zweifel eigentlich nicht mehr möglich sein; gleichwohl wird ein solcher von manchen Seiten immer noch erhoben; immer noch tauchen Stimmen auf und nicht bloss aus realistisch angelegten Kreisen, welche die griechischen Uebungen als unnützen Ballast verworfen wissen möchten, trotzdem alle Verhandlungen von wirklich sachverständigen Fachgenossen über diesen Gegenstand eine Ablehnung jener Forderung ergeben haben. Man möchte fast glauben, solchen Stimmen lägen bisweilen mehr persönliche als sachliche Interessen zu Grunde.

Man behauptet von gegnerischer Seite wohl, ein griechisches Extemporale schreiben zu können, sei überflüssig und nicht Lebenszweck. Es müsse die Lectüre erweitert, die Grammatik und ihre Uebungen eingeengt und mit Secunda abgeschlossen werden. Aber welche Erfahrungen hat man denn dabei gemacht, dass bis zu der Circularverfügung vom 12. Januar 1856 etwa 20 Jahre lang das griechische Extemporale nicht von den Abiturienten verlangt worden ist? Verflachung und Vernachlässigung der Grammatik, Oberflächlichkeit im Verständnisse einer weit ausgedehnten Lectüre, Rathen, Pfuschen, Sinnverdrehungen aller Art waren an der Tagesordnung und mussten es sein, wenn die Aufmerksamkeit auf die Constructionen, Formen und Partikeln mit allen den feinen Nüancen des Gedankens verloren ging.

Ich selbst habe als Schüler des vortrefflichen Ameis unter jener Einrichtung sehr viel gelesen auf der Schule; aber einen bleibenden Gewinn habe ich damals nicht behalten. Damit soll freilich nicht gesagt sein, dass während der Lectürestunde selbst grammatische Uebungen anzustellen seien; vielmehr halte ich daran fest, dass sich grammatische wie sachliche Erläuterungen nur dienend dem Geiste und Sinne der betreffenden Schriftstelle unterzuordnen haben.

Das griechische Extemporale ist allerdings nicht Lebenszweck, wohl aber ein durchaus nothwendiges Mittel zu der Befestigung und der sie ergänzenden Documentierung der grammatischen Sicherheit, des Schlüssels, ohne welchen ein tieferes Verständniss der Autoren und der in ihnen dargestellten Gedankenwelt nicht wohl möglich ist. Die Composition muss der Exposition dienen; denn gleichwie im gewöhnlichen Leben der beste Sachverständige in einer Berufssphäre derjenige ist, welcher sie nicht bloss theoretisch kennt, sondern auch praktisch sie beherrscht und selbst produktiv darin gewirkt hat, so lässt sich auch durch die Selbstthätigkeit des Schreibens ein tieferes Verständniss erreichen als durch bloss receptive Lectüre. Man bilde sich nicht ein, dass der grammatikalische Unterricht mit Secunda abgeschlossen werden könne; dazu ist die Arbeit zu schwer, die Sache zu wichtig, der Schüler zu unreif. Man trifft nicht kostspielige Anstalten zum Bergwerksbetriebe und steigt nicht in die Schachte, um in halber Tiefe mit taubem Erz und Schlacken sich zu begnügen. Ebenso bedeutsam als der materiale ist der formale Gewinn. Die einzelnen Formen freilich kommen vielleicht im späteren Berufsleben abhanden; aber der an und aus ihnen gewonnene Geist entwickelt sich gewaltig weiter, gleichwie der im Kerne eingeschlossene Keim die schützenden Schalen und Hülsen selbst durchbricht und zertrümmert bei Seite wirft, wenn diese ihre Schuldigkeit gethan haben, und er selbst lebensfähig genug geworden ist, sich selbstständig fortzuentwickeln. Erst wenn die Glock' soll auferstehen Darf die Form in Stücke gehen, und dann: Quo

Digitized by Google

semel est imbuta recens, servabit odorem Testa diu! Dies habe ich zur ersten These zu bemerken.

Ich komme nun zur Methode, welche bezweckt, dass der Lectüre möglichst wenig Zeit geraubt, trotzdem aber die Extemporal-Uebung mit Nachdruck betrieben werden möge.

II. Schriftliche Extemporalien. Die Formenübungen müssen zwar in Quarta und Tertia vom Satze ausgehen, die Formen der Extemporalien müssen auf dieser Stufe, in Gestalt von Sätzen, wenn auch noch so kurzen, auftreten. Dagegen können aus äusseren Gründen, nämlich aus Rücksichten der Zeit, die in Secunda und Prima bisweilen noch erforderlichen Repetitionsextemporalien den Rahmen der einfachen Formen nicht wohl überschreiten. — Die Formen sind die Bausteine zum Satze; um sie zu befestigen, muss repetiert werden. Dazu ist es aber nothwendig, nacheinander einzelne ganz bestimmte Verbalklassen, z. B. die Verba contracta, liquida, μι, die Verba anomala tabellenweise den Secundanern aufzugeben, und dass diese begrenzte Repetition wirklich vollzogen ist, durch die begrenzten Formextemporalien documentieren zu lassen und erst zum Schluss des Schulsemesters grössere Gruppen zum Gegenstande einer Uebung zu machen. Grossen Repetitionsaufgaben gegenüber wird der Schüler schliesslich die Grammatik gar nicht ansehen, er wird vor der Masse erschrecken und es lediglich auf die frühern Kenntnisse von den Elementarstufen her ankommen lassen.

Das Formextemporale darf also in Secunda nicht ganz ausgeschlossen werden, sondern soll neben den syntaktischen Extemporalien gelegentlich hergehend zum Repetieren dienen, es ist aber auf den Raum von einer viertel bis einer halben Stunde innerhalb 2—3 Wochen zu beschränken; die regelmässigen Conjugationen werden übrigens ohnehin bei den Verbis anomalis wieder mit eingeübt. Z. B. bei γαμέω die Stämme γαμε- und γαμ-; bei ὁράω die Stämme ὁρα-, ὀ-, ὀπ-. (Redner zeigt dies noch an verschiedenen Verben.)

Die Satzextemporalien lehnen sich in Secunda an die successiv durchgenommenen syntaktischen Pensa an. Die Sätze sind möglichst von dem Lehrer selbst aus dem Stoffe der Klassenlectüre zu entnehmen oder danach umzubilden. In Prima sind vorwiegend zusammenhängende Stücke dazu zu benutzen; womöglich entlehne auch hier der Lehrer den Stoff der Lectüre. Doch sind in deren Ermangelung auch von der Lectüre unabhängige Stücke nicht unzulässig, sie sind namentlich dann nöthig, wenn die Extemporalia zur Repetition bestimmter Capitel der Casus- oder Moduslehre berechnet werden müssen. Letzteres hat sich zur Anregung des häuslichen Fleisses ausserordentlich bewährt.

Die Extemporalien sind in Quarta und Tertia gewöhnlich Subito-Extemporalien, d. h. der Schüler schreibt die dictierten Worte sofort griechisch in das Reine nieder. Auch in Secunda ist dies Verfahren in der Regel anzuwenden theils der Zeitersparniss halber, theils zur Erlangung der erforderlichen Schlagfertigkeit. Nur für die Klausurarbeiten halte ich es für nothwendig, den Text vorher zu dictieren und dann erst ausarbeiten zu lassen, weil dies als Vermittlung zwischen Extemporale und Exercitium das ungetrübteste Bild der wahren Kenntnisse gibt.

In Prima dagegen wird der deutsche Text von mir dictiert und sofort von den Primanern griechisch — aber erst ins Unreine — niedergeschrieben. Nach einer kurzen Revisionszeit wird es dann mundiert. Bei der Revision hat der Schüler erst die syntaktische und dann die formale Seite vorwiegend ins Auge zu fassen.

Digitized by Google

Diese regelmässig von mir angewendete Methode vereinigt die Vortheile der beiden andern. Der Schüler gewöhnt sich an Schlagfertigkeit, aber er behält nachher Zeit zum Nachdenken und Revidieren der doch schwierigeren Aufgaben.

III. Mündliche Extemporalia. Von grosser Bedeutung sind die mündlichen Extemporalia oder Retroversionen nicht bloss bereits übersetzter Capitel, sondern auch noch unübersetzter oder erst zum Präparieren aufgegebener Stücke, je nachdem sich ein Capitel dazu eignet; es geschieht nicht regelmässig, sondern je nach Bedürfniss und meist unverhofft für den Schüler.

Diese Methode hat mehrere Vortheile: der Fleiss der Präparation der Schüler wird mehr controliert und erheblich gesteigert, wenn sie wissen, dass sie für alle Fälle gesattelt sein müssen, sie werden infolge dessen zum Nachdenken veranlasst, sie werden leichter gewöhnt, schlagfertig zu sein. Die Retroversion ist das schnellste Extemporale. Die Lectüre schreitet dabei selbst fort, da die Retroversion an ihre Stelle tritt. Ist nemlich der Lehrer mit der häuslichen Uebersetzungs-Aufgabe fertig geworden und hat noch Zeit übrig, so lasse er die Bücher zuschlagen und das folgende Capitel retrovertieren, wenn es sich dazu eignet.

IV. Schriftliche Exercitia. Die Exercitien betreffend stellt sich vielfach ein Uebelstand mit der Zeit heraus; die Zeit reicht nicht aus, um, was an sich das Beste wäre, geeignete Stücke zu dictieren. Der Zeitverlust ist unverantwortlich. Eingeführte Uebungsbücher halten nur eine Zeit lang vor. Es ist nicht zu vermeiden, dass ganze Hefte corrigierter Exercitien sich in den Händen der Schüler von Generation zu Generation forterben und als Eselsbrücken benutzt werden. Ich halte zwar streng darauf, dass jedesmal am Schluss des Semesters von sämmtlichen Schülern des Gymnasiums die verschiedenen Hefte eingezogen und mir zum Cassieren übergeben werden. Trotz aller Vorsicht ist es aber nicht zu vermeiden, dass das Heft eines abgegangenen oder erkrankten Schülers nicht eingezogen oder sonst wie zurückbehalten wird. Was nützt es aber, wenn vor dem Diebe 11 Thüren verschlossen werden und die 12te offen bleibt?

Mit den Uebungsbüchern zu wechseln hat auch seine grossen Bedenken; es kostet Geld und nützt nur für die erste Zeit, nicht für die Dauer. In Wittstock ist seit 10 Jahren Seyfferts treffliches griechisches Uebungsbuch eingeführt; davon aber existierten, wie ich mich überzeugt habe, als ich eintrat, schon seit längerer Zeit corrigierte Hefte; ich habe das schliessen müssen aus der Natur der gelieferten Exercitien und habe sofort eine Aenderung eintreten lassen. Aus Seyfferts griechischem Uebersetzungsbuche werden daher Exercitien längst nicht mehr gemacht.

Um nun sowohl dieses Uebungsbuch, als auch das zeitraubende Dictieren zu vermeiden, lasse ich aus andern Büchern, die bereits in den Händen der Schüler sind, Exercitien anfertigen, so aus Seyfferts deutsch-lateinischem Uebungsbuche in Prima, aus v. Grubers deutsch-lateinischem Uebungsbuche in Secunda. Wo ein anderes z. B. von Süpfle eingeführt ist, kann natürlich auch dieses wohl benutzt werden. Der Lehrer hat freilich die Pflicht, mit Umsicht nur geeignete Stücke auszusuchen, an denen es nicht mangelt, event. schwierige Stellen wegzulassen oder vorher zu besprechen. Aus Seyfferts deutsch-lateinischem Uebungsbuche habe ich z. B. Stücke wie XI, XIX, XXI, XXXII, XXXIII, L—LV brauchbar gefunden. Die Stilistik kommt ja im Wesentlichen nicht in Betracht, obwohl barbarisches Griechisch nicht zu dulden ist; der Schüler soll einfach und natürlich schreiben. —

Digitized by Google

Ich habe die Beobachtung gemacht, dass dies den Schülern nur ganz im Anfange Schwierigkeiten machte, dass sie aber beim zweiten oder dritten Male sich leicht hineinfanden. Ich habe längst nicht mehr nöthig, vorher ein Stück zu besprechen.

Ein wesentlicher Vortheil ist dabei, dass die geringste Uebereinstimmung der Arbeiten leicht controliert werden kann; da der Schüler nicht an bestimmte Ausdrücke gebunden ist, sondern in freier Weise die Phrasen und event. die Sätze umgestalten soll.

Die Rückgabe der Arbeit darf in Prima nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen und somit der Lectüre entziehen.

Der Schwerpunkt der Correctur muss hier im Hause des Schülers liegen und seine Selbstthätigkeit herausfordern. Die Schüler werden angewiesen, zu einem bestimmten Tage die angestrichenen Fehler mit Hülfe der Grammatik durch eigenes Nachdenken im Hause selbst zu verbessern. Je eine Seite des Scriptums bleibt leer, damit die Correctur darauf bequem und übersichtlich eingetragen werden könne.

Ein Gedankenaustausch über dubia unter den Mitschülern wird als anregend empfohlen und ist jedenfalls nicht verboten. Ich habe gesehen, dass ganze Gruppen von Schülern zusammenstanden und grammatische Berathung hielten, die sie nur fördern konnte.

Die wirklichen Schwierigkeiten oder die von Vielen gemachten Fehler werden allerdings gleich bei der Rückgabe erläutert; die von den Schülern nicht gefundenen Verbesserungen bleiben dann hinterher allein zur Besprechung übrig; das ist aber in einer viertel bis halben Stunde abgemacht.

In Secunda ist es natürlich etwas anders. Eine allgemeine Besprechung der gemachten bedeutenderen Fehler, die die Schüler sich notieren dürfen, ist der Rückgabe der Hefte selbst vorauszuschicken. Während einer solchen Besprechung aber bekommen die Schüler die Hefte noch nicht in die Hand. Ich habe beobachtet, dass die Schüler, während ein Satz noch erklärt wurde, neugierig schon nach den nächsten Sätzen sich umsahen und daher nicht wussten, wovon die Rede gewesen war; ohne die Hefte sind sie aber genöthigt, streng aufzupassen. Die Sätze selbst sind ja ihrem Gedächtnisse und Interesse nicht mehr fremd. Dann wird es gemacht wie in Prima; die Secundaner bekommen die Hefte zurück und corrigieren sie zu Hause. Es ist aber nothwendig und bei allen Correcturen unseres Gymnasiums angeordnet, dass die schriftliche Nachcorrectur, welche die Schüler vorzunehmen haben, controliert und mit dem Vidi des Lehrers unterzeichnet werde.

Ich lege hierauf fast soviel Gewicht wie auf das Scriptum selbst, obwohl ich recht gut weiss, dass bei stark frequentierten Klassen dadurch eine Mehrarbeit von Belang entsteht. Aber die Fortschritte der Schüler werden sicherer, weil die Arbeit der Schüler-Correctur sorgfältiger wird. Eventuell müssen die Schüler zum zweiten Male verbessern.

V. Mündliche Exercitia. Wie die Retroversion zu dem Extemporale, so verhält sich die mündliche Uebung zum Exercitium. Hierzu ist, da schriftliche Notizen verboten sind, das eingeführte, wenn auch veraltete, griechische Uebungsbuch immer wieder von Neuem zu benutzen. Ich bediene mich dabei folgender Methode: Für die eine alle 2 Wochen stattfindende mündliche Uebungsstunde bekommen die Schüler ein grösseres Stück aus Seyffert zur Präparation auf. Dann liest je ein Schüler eine grössere Periode

Digitized by Google

vor, stellt dabei unaufgefordert kurz andeutend die Arten der darin vorkommenden Nebensätze fest und nennt ebenso kurz die dazu erforderlichen Conjunctionen nebst den dazu gehörigen Modis. Andere Schüler können dann herangezogen werden, um die möglichen Variationen einer Construction anzugeben. Ich halte dies für ersprieslich, weil so viele auf Oberflächlichkeit beruhende Verwechselungen, z. B. bei dem deutschen „dass", „wenn" u. s. w., durch das Nachdenken abgewöhnt werden. Nachdem jenes schnell geschehen ist, lässt man nicht den Schüler, der gelesen hat, sondern einen anderen die Periode übersetzen. Dabei darf der Lehrer ihn nur ganz selten unterbrechen, ausser wenn der Schüler eben gar nicht weiter kommen kann. Die eigentliche Berichtigung erfolgt erst am Ende der Periode oder auch des ganzen Stückes, und zwar wieder durch andere Schüler. Mein Princip ist dabei, möglichst viele Schüler heranzuziehen, theils um den Fleiss derselben zu controlieren, theils um sie jeden Augenblick bei der Sache zu halten. Es macht dem Schüler Freude, etwas zu corrigieren, was der Andere verfehlt. In Prima sicherlich wird die Kameradschaftlichkeit nicht gestört durch dieses an wissenschaftliches Disputieren grenzende Verfahren.

In Prima reicht 1 grammatische Stunde in der Woche aus, und zwar wird alternierend das eine Mal aus Seyfferts Uebungsbuche übersetzt, das andere Mal (in der nächsten Woche) wird ein grösseres grammatisches Pensum besprochen. Gewisse Dinge werden aber bei jeder Gelegenheit betont, z. B. der Unterschied von οὐ und μή sowie der Präteritumbedeutung und der Zeitlosigkeit der Nebenmodi des Aoristes, je nachdem sie dem Urtheilssatze oder dem Begehrungssatze angehören, also je nachdem sie den Indicativ oder den Imperativ logisch vertreten u. a. m. (Redner giebt ein kurzes Bild der Art und Weise wie dies geschieht.) In Secunda hat sich dagegen herausgestellt, dass die im früheren Lehrplane festgesetzte 1 grammatische Stunde nicht ausreicht; es sind 2 Stunden erforderlich und jetzt eingerichtet. Extemporalien schreiben, die Arbeiten zurückgeben und Grammatik treiben, das lässt sich in 1 Stunde nicht abmachen.

Wenn ich die Resultate dieser Methode übersehe, so kann ich jetzt zufrieden sein. Die Abiturienten-Arbeiten fallen im Durchschnitte befriedigend, theilweise gut aus. Freilich einzelne Formenfehler sind so leicht nicht auszurotten. Vor allen Dingen aber arbeiten die Schüler schnell, nachdem sie so schriftlich und mündlich geübt worden sind. Die Abiturienten stehen nicht rathlos vor ihrer Aufgabe. Ja fast in jedem Semester haben mir einzelne Primaner privatim freie griechische Aufsätze abgeliefert, z. B. Περὶ Ἀχιλλέως, περὶ Ὀδυσσέως, περὶ Ἕκτορος τοῦ Ὁμηρικοῦ, Περὶ τῆς Ἀντιγόνης, Περὶ τῆς ἐκ τῶν Ἑλληνικῶν λόγων τε καὶ ποιημάτων ὠφελίας u. dgl. m.

Der Vorsitzende bemerkt: er habe geglaubt, dass der Vortragende eine Formulierung in bestimmten Sätzen vornehmen werde.

Director Grosser trägt hierauf These 1 vor: „Das griechische Scriptum ist auch in Prima und im Abiturientenexamen durchaus unentbehrlich, wenn der griechische Unterricht überhaupt Früchte haben soll." Redner bemerkt dazu: er halte aber daran fest, dass der Lectüre nicht zu viel Zeit geraubt werden dürfe, und dies solle die Methode verhüten.

Geh. Rath Schrader (Königsberg): Ich möchte dem Referenten meinen und aller Dank dafür aussprechen, dass er uns einen Einblick in seine Schulpraxis gestattet hat.

Digitized by Google

Für mich ist es immer interessant und belehrend gewesen zu sehen, wie andere Männer es machen. Ich gestehe, das Hauptgewicht lege ich auf diese Belehrung. Ich würde in Verlegenheit sein noch etwas zur Vertheidigung der These zu sagen, da ich glaube, sie müsse von Kundigen ohne weiteres angenommen werden. Doch es sind Stimmen Unberufener laut geworden, welche das griechische Scriptum in Prima in Frage gestellt haben. Ich muss sagen, ich halte die Beibehaltung des griechischen Scriptums in Prima für ein günstiges Ergebniss des griechischen Unterrichts für nothwendig, ja geradezu für eine Lebensfrage. Ich beziehe mich in dieser Hinsicht auf das, was Director Grosser angeführt hat, und auf das, was ich selbst erlebt habe, auf die Erfahrung, die ich von 1834 bis 1856 und von da an wieder in entgegengesetztem Sinne gemacht habe. Ich weiss, wie schwach die Leistungen der Schüler gewesen und wie sie allmählich besser geworden sind. Ich habe, da ich gerade 1856 in mein gegenwärtiges Amt eingetreten bin, genug Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie sich von da an die Verhältnisse wieder gebessert haben und zwar nicht bloss hinsichtlich des Scriptums, sondern hinsichtlich des griechischen Unterrichts überhaupt. Ich behaupte, dass das Scriptum resp. die Zeit, welche darauf verwendet wird, keineswegs zur Beeinträchtigung der Lectüre, sondern zu deren Förderung dient. Erst dann, wenn der Schüler Gelegenheit hat, sich durch die Anwendung des Erlernten im Schriftlichen als fest zu zeigen, gewinnt er die rechte Aufmerksamkeit auf das, was ihm in der Lectüre geboten wird. Ich kann es nur für einen verunglückten Vorschlag halten, wenn in Secunda mit der Grammatik abgeschlossen werden soll. Ich will auf Einzelheiten kein besonderes Gewicht legen, ich weise nur darauf hin, dass die feinere Fühlung der Sprache in Satzverbindung, Satzbau und Partikelanwendung erst in Prima dem Schüler zum Bewusstsein gebracht werden kann. Die Lectüre wird dann vom Schüler gründlicher betrieben, wenn er durch fortgesetzte schriftliche Uebung in den sicheren Besitz der Sprache gebracht ist.

Auf die Einzelheiten möchte ich nicht eingehen, weil sie in dem Vortrage des Referenten genügend behandelt worden sind und weil ich vor Kundigen spreche, die einer Belehrung nicht bedürfen.

Ich würde mich freuen, wenn von der Versammlung ein Zeugniss für die Unentbehrlichkeit des griechischen Scriptums in Prima abgelegt würde.

Director Eckstein: Zunächst will ich meine Freude darüber aussprechen, dass hier ein Gegenstand zur Besprechung vorliegt, der allgemein interessiert und praktische Bedeutung hat. Aber ich möchte davor warnen, in eine genaue, eingehende Besprechung der vor uns entwickelten Methode einzutreten. Es ist da eine Menge von Dingen, gegen die man grosse Bedenken haben kann und über die zu streiten ohne Werth wäre. Die Methode ist der Lehrer. Wenn Director Grosser es so macht, so macht er das gewiss vortrefflich; ein anderer macht es wieder anders. Mein Wunsch ist der, dass der Satz, der vor einigen Jahren in Leipzig angenommen worden ist, noch einmal mit grosser Majorität angenommen werde: das griechische Scriptum ist in Prima unentbehrlich, und zwar nicht um des Scriptums willen, sondern um Sicherheit in der Lectüre zu erzielen.

Es freut mich hervorgehoben zu sehen, dass die Lectüre das Wichtigere ist und dass Werth darauf gelegt werden müsse, die Schüler hierin zu fördern.

Wenn ich einen Wunsch aussprechen darf, so geht er dahin, dass wir uns über

Digitized by Google

den Satz einigen: „das griechische Scriptum ist in Prima und bei den Abiturientenexamen unentbehrlich“. Dass wir eine Motivierung beifügen, ist gar nicht nöthig.

Director Grosser erklärt sich mit dem Herrn Vorredner einverstanden und bemerkt, er habe die Bemerkungen über die Methode nicht als Hauptsache zur Discussion bringen, vielmehr nur ein Beispiel geben wollen, wie man es machen könne. Er möchte aber doch noch hinzufügen, dass wenigstens der Kern- und Brennpunkt der methodischen Bemerkungen als Zusatz zur Resolution gelangen möge: „die Methode muss darauf bedacht sein, dass der grammatische Unterricht der Lectüre nicht zu viel Zeit raube, sondern mehr durch intensive Betreibung wirke“.

Director Oberdick erklärt sich einverstanden mit Prof. Eckstein und hält nur den Zusatz für nöthig: „im Interesse der Gründlichkeit der Lectüre“.

Prov.-Schulrath Kruse: Mit der These haben wir uns schon einverstanden erklärt; ich habe auch nur meine Zustimmung dazu zu erklären, dass wir das griechische Scriptum beibehalten. Dem Antrage, dass in der Debatte nicht in die Methode eingegangen werde, trete auch ich bei; doch könnte es nicht schaden, wenn hervorgehoben würde, dass es auf die Art der Arbeit ankommt, die wir im Abiturientenexamen verlangen. Ich halte es nicht für nöthig, dass in jeden Satz eine Masse von Schwierigkeiten und „Versehmitztheiten“ hineingearbeitet werde.

Ich meine also, dass das griechische Scriptum auch im Abiturientenexamen beibehalten, dass aber ein Stoff aus einem Schriftsteller oder sonst etwas vorgelegt werde, woraus der Lehrer wirklich ersehen kann, wieweit der junge Mann es im Verständniss der Sprache gebracht hat.

Etwas möchte ich noch hervorheben, was mir aufgefallen ist. Ich habe alle Achtung vor der Praxis des Redners, verstehe aber nicht, wie man aus Grubers lateinischem Uebungsbuche griechische Exercitien anfertigen lassen kann; namentlich sind doch Abschnitte wie über den Gebrauch der Futura und ihrer Conjunctive dazu nicht geeignet. Ich weiss nicht, wie das auf das Griechische anzuwenden sein würde.

Director Grosser: Ich glaube, der Vorwurf, der mir gemacht worden, ist ziemlich erledigt durch den Zusatz, den ich oben gemacht habe: dass es Sache des Lehrers sei, mit Sorgfalt und Umsicht geeignete Stücke auszuwählen. Es versteht sich von selbst, dass solche, welche sich nicht dazu eignen, nicht gewählt werden und dazu gehört der Gebrauch der Conjunctive der Futura. Es handelt sich hier hauptsächlich um Einübung der Casuslehre: dazu, meine ich, reicht Gruber aus, wenn auch Süpfles Uebungsstücke noch zweckmässiger erscheinen. Es kommt aber doch hauptsächlich darauf an, ein Buch zu benutzen, welches bereits in den Händen der Schüler ist.

Vorsitzender Schulrath Stoy: Ich möchte vorschlagen, ehe wir in derartige Details eingehen, doch zunächst die erste und wichtigste These zum Abschluss zu bringen, eine Erklärung abzugeben über die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit des griechischen Scriptums. Darauf ist schon der Antrag gestellt. Ich füge hinzu, dass ich mich über die These selbst ausserordentlich gefreut habe, von deren Wichtigkeit ich überzeugt bin.

Ich unterstütze auch den Antrag des Director Eckstein, dass die These trotz des Vorganges von Leipzig erneuert werde, weil die Angriffe gerade gegen das griechische Scriptum sich neuerdings wiederholt und verstärkt haben. Es ist dies der Punkt, bei welchem eine Bresche geschossen werden soll.

Digitized by Google

Ich bitte die Versammlung, falls sie damit einverstanden, dass über diesen Punkt abgestimmt werde, die Hände zu erheben. (Es geschieht.)

Der Vorsitzende stellt dann die Frage: ob die Versammlung der Meinung sei, dass das griechische Scriptum, Extemporale und Exercitium in Prima und im Abiturientenexamen als durchaus unentbehrlich angesehen werden müsse.

Director Eckstein hält diese Fassung für nicht ausreichend: Die Sache steht so, dass von denjenigen, welche Front gegen das Griechische machen, gesagt wird: wozu sollen die Schüler in Prima noch griechische Exercitien und Extemporalien anfertigen? dafür können sie etwas mehr in Mathematik leisten. Das ist der Punkt, von welchem aus die Agitationen der Realschulen gegen die Gymnasien erfolgen. Deshalb muss ganz bestimmt ausgesprochen werden, dass das griechische Scriptum (ohne Parenthesis über Extemporalien und Exercitien) in der Prima und bei der Abiturientenprüfung unentbehrlich ist, hauptsächlich „im Interesse der Gründlichkeit und Sorgfalt der griechischen Lectüre".

Director Grosser zieht seine ohnehin nur wenig abweichende Fassung zu Gunsten derjenigen des Director Eckstein zurück.

Bei der darauf folgenden Abstimmung wird die These so wie sie von Director Eckstein formuliert worden, einstimmig angenommen.

Die zweite These wird nach einer durch Prof. Hischfelder und Director Eckstein vorgeschlagenen Fassung, dahingehend: „Es ist zu verhüten, dass an die Kraft und Zeit der Schüler zu hohe Anforderungen gestellt werden", ebenfalls einstimmig angenommen.

Realschullehrer Dr. Wittich aus Cassel: Ich möchte mir eine kleine persönliche Bemerkung erlauben. Die Realschule ist in einer gewissen Weise angegriffen worden, als ob sie Front mache gegen das Gymnasium. Ich glaube mich für die Realschule dagegen verwahren zu müssen, dass sie das Gymnasium bekämpfe. Wir kämpfen für die Realschulen, nicht gegen die Gymnasien. Obgleich ich keinen griechischen Unterricht ertheile, hätte ich gerne Gelegenheit genommen, schon an den Vortrag des Director Grosser anzuknüpfen, da ich mit dem grössten Theile dessen, was Direstor Grosser gesprochen hat, sehr einverstanden bin, so weit es den sprachlichen Unterricht überhaupt betrifft. Dieselben Thesen wie über das Scriptum im Griechischen und die Grammatik im Verhältniss zur Lectüre möchte ich auch betreffs des Lateinischen für die Realschule ausgesprochen sehen. Bisher hat vorschriftsmässig kein lateinisches Scriptum für die Realschule bestanden und dasselbe, was vorhin bezüglich des griechischen Scriptums bei den Gymnasien ausgesprochen worden, gilt auch hier: es ist bei dem Schüler nicht der nöthige Respect vor der Sprache vorhanden, so lange er nicht Zeugniss abzulegen hat, dass er sich darin geübt hat. Der Respect wird erst dann vorhanden sein, wenn die Bestimmung getroffen wird, dass in Zukunft eine Abiturientenarbeit im Lateinischen zu machen ist, wie bei uns in Hessen-Nassau. Es werden die Schüler dadurch nicht mehr belastet werden, aber die grössere Achtung vor der Sprache wird ihnen grössere Aufmerksamkeit und grösseren Fleiss geben, und wenn in ähnlicher Weise, wie Director Grosser vorgeschlagen hat, mit Nachdruck vom Lehrer die Retroversion, das Extemporale und Scriptum getrieben wird, wenn die Aufmerksamkeit der Schüler wachgehalten wird auch durch Aeusserlichkeiten wie in der Art, dass die Arbeit bei der Besprechung nicht in die Hände der Schüler gegeben wird, wenn überhaupt eine einheitliche, richtige Methode

Digitized by Google

geübt wird, dann wird man auch im Lateinischen auf der Realschule mehr zu leisten im Stande sein, als bisher leider vielfach möglich gewesen ist.

Vorsitzender: Obgleich dies mehr als eine persönliche Bemerkung gewesen, wird doch davon mit Freude Act genommen.

In der Tagesordnung weitergehend, legt demnächst Gymnasiallehrer Dr. Zelle-Berlin der Section seine in einer neuen Projection entworfene Wandkarte von Europa vor. Er verpönt die bisher übliche Darstellung sei es der Meridiane oder der Parallkreise oder beider zugleich mit krummen Linien und empfiehlt statt deren den Gebrauch der geraden Linien, um von Sexta an eine gleichmässige geographische Anschauung zu erzielen. Besonders werde auf diese Weise dem Uebelstande abgeholfen, dass dem Schüler in der Klasse ein Land in ganz anderer Gestalt und Lage erscheint als zu Hause auf seinem Atlas, weil dort — wegen der meist unzureichenden Hilfsmittel beim geographischen Unterricht — die Wandkarte des Erdtheils benutzt werde, der Schüler aber zu Hause im Interesse der Gründlichkeit der Repetition die Specialkarte des betreffenden Landes zu Rathe ziehen werde. Dazu komme, dass die Absicht jener Darstellung, dem Schüler einen Begriff von der Kugelgestalt der Erde beizubringen oder vielmehr ein wirkliches Kugelstück in effigie vorzuführen, auf gedachte Weise gar nicht erreicht werde, weil der Schatten nicht angewandt werden könne, ein einzelnes Bild ohne Schatten uns aber nie den Begriff einer Kugel gebe.

Vorsitzender Schulrath Stoy dankt dem Herrn Vortragenden für die durchaus neuen Gedanken, welche die betheiligten Lehrer offenbar einer weiteren Achtung und Prüfung würdig finden würden. Auf eine Discussion einzugehen, sei keine Zeit mehr, wenn dem Herrn Koldewey noch einige Zeit verstattet werden solle, um wenigstens das Hauptsächlichste seiner Mittheilungen vorzutragen.

Dr. Koldewey aus Wolfenbüttel*): Ich habe nicht aus der Schule eine Mittheilung zu machen, sondern zur Schulgeschichte. Es ist jetzt, wenn man die Programme durchsieht, eine reiche Thätigkeit auf diesem Gebiete zu bemerken. Es werden viele Specialgschulgeschichten angefertigt, meistens mit grosser Gründlichkeit und grossem Fleiss, und es kann dies nur zur Förderung eines noch zu schreibenden zusammenfassenden Werkes der Geschichte der Pädagogik dienen. Einer der Hauptmängel, welche die bisher erschienenen grösseren Geschichten der Pädagogik aufweisen, hat darin seinen Grund, dass theils die Detailforschungen, die Geschichten der einzelnen Gymnasien nicht genügend berücksichtigt sind, theils aber auch viele der bei der Abfassung jener Werke benützten Specialabhandlungen Manches unberücksichtigt lassen, was mehr ins Licht gestellt zu werden verdient.

Man kennt die Führer Melanchthon u. A., aber wie nun die hinter diesen Führern stehende Armee der Schulmänner die Sache durchgeführt hat, darüber weiss man bis jetzt sehr wenig; man hört wohl den Commandoruf der Offiziere, aber wie nun die Truppen exerciert haben, ob die Haltung adrett, der Schritt gleichmässig gewesen ist, das sieht man nicht, mit einem Worte, man weiss nicht, wie der gewöhnliche Schulmeister die Ideen der pädagogischen Koryphäen ausgeführt hat.

*) Bei der vorgerückten Zeit konnte Dr. K. die von ihm beabsichtigten Mittheilungen nur in sehr fragmentarischer Gestalt vortragen. Sein Vortrag findet sich so, wie er ihn zu halten sich vorgenommen hatte, abgedruckt in den Jahrbb. f. Phil. und Päd. Abth. II. 1878 No. 56.

Digitized by Google

Auf Einzelheiten kann ich mich wegen der vorgerückten Zeit nicht einlassen, ich will mir aber erlauben auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der in diesen Specialgeschichten nicht berücksichtigt ist, das ist eine Kenntniss der Schulbücher, welche seit der Reformationszeit in den protestantischen Gymnasien Deutschlands die Grundlage des Unterrichts gebildet haben. Ich meine nun, es müsste die Aufgabe sein, um gerade die Methodik und Technik des Unterrichts kennen zu lernen, dass bei der Abfassung von Schulgeschichten die Aufmerksamkeit auf die Fragen gerichtet werde: welche Schulbücher sind in den einzelnen Schulen eingeführt, wie lange sind sie gebraucht worden, wann sind sie durch andere ersetzt worden, welches ist der Inhalt und die Absicht dieser Bücher, welche pädagogischen Intentionen finden sich namentlich in den Vorreden ausgesprochen? Wenn diese Punkte von den einzelnen Anstalten festgestellt würden, dann würde in zusammenfassender Weise eine Statistik der Schulbücher hergestellt werden können, es würde zu erkennen möglich sein, in welchen Kreisen und wie lange eine pädagogische Richtung die Geister beherrscht hat. Ganz besonders wichtig wird solches für die Geschichte des Religions-Unterrichts sein. Man wird z. B. sehen, wie lange und wie weit die Melanchthon'sche Richtung, wie sie unter andern in den Werken des Chytraeus vertreten ist, geherrscht, wann und wo die strenge Orthodoxie sie verdrängt, wo und wann diese wieder durch die calixtinische oder pietistische Richtung verdrängt worden ist und dergl.

Bis jetzt findet man in den grösseren Werken auf diesem Gebiete fast immer nur vage Redensarten. Es heisst z. B.: „dieses Werk war in ganz Deutschland verbreitet". Damit ist aber nichts gesagt.

Mit Sicherheit kann hier nur etwas geschehen durch die Statistik der Schulbücher. Darauf aufmerksam zu machen und die Herren zu ersuchen, auf Mittel und Wege zu denken, wie sich eine solche Statistik möglich machen lässt, ist der Kernpunkt dessen, was mitzutheilen mein Wunsch gewesen ist.

Director Eckstein: Die Ausführung dieses Wunsches ist nicht so leicht, wie der Herr Redner sich dies denkt. Er hat ja selbst einen prächtigen Versuch gemacht, über einige in der Wolfenbüttelschen Schule im 16. und 17. Jahrhundert gebrauchte Lehrbücher eine bibliographische Zusammenstellung zu machen. Ich selbst bin nun einen guten Schritt weiter gegangen und habe mich bemüht, für den lateinischen Unterricht das Material von vorreformatorischer Zeit zusammenzubringen. Ich weiss recht gut, was für Lücken ich in meiner Sammlung noch habe. Der Grund davon ist, dass die grossen Bibliotheken nicht darauf geachtet haben, Schulbücher zu sammeln. Und es ist ein reiner Zufall, wenn ältere Schulen in ihren Sammlungen zerlesene Exemplare von diesem oder jenem Buche noch haben. Die grösseren Grammatiken, Rhetoriken, Stilistiken u. s. w. sind meist noch vorhanden, aber Sammlungen von Schulbüchern sind rar und vielfach verloren gegangen. Aber der ausgesprochene Wunsch ist sehr gerechtfertigt, und ich möchte es gern unterstützen, dass die Herren, welche Sammlungen haben, ihre Aufmerksamkeit darauf richten. Uebrigens danke ich dem Hrn. K. für die Anregung, die er gegeben hat.

Vorsitzender: Ich danke dem Herrn Koldewey Namens der Versammlung für die von ihm gegebene heilsame Anregung, von der zu hoffen ist, dass sie mit nach Hause

Digitized by Google

genommen und weiter verbreitet werde. Denn nur durch mühsame Arbeit vieler lässt sich auf diesem Felde etwas erreichen.

Die Zeit ist nunmehr abgelaufen und ich schliesse mit Freuden diese Sections-Versammlung. Es hat Anfangs geschienen, als werde dieselbe an Mangel an Stoff leiden, doch hat eine merkwürdige Vielseitigkeit der Betrachtungeu stattgefunden. Wir haben nun noch einen nicht zu verachtenden Einblick in die Geschichte der Pädagogik gethan. Ich wünsche, dass uns die Früchte am Orte der nächsten Versammlung zu gute kommen mögen.

Director Eckstein: Wenn wir am vorgestrigen Tage noch mit etlicher Besorgniss auf die Existenz unserer pädagogischen Section geblickt haben, so können wir am heutigen Tage nicht ohne Befriedigung auseinander gehen. Der Herr Vorsitzende hat hervorgehoben, was erreicht worden ist. Dass dies erreicht ist, verdanken wir aber zumeist ihm und deshalb ist es unsere Pflicht, dem Herrn Schulrath Stoy für die Freundlichkeit, mit welcher derselbe die Sache in das rechte Geleise gebracht habe, den herzlichsten Dank zu sagen und ihm zu wünschen, dass er die Frische und Kraft, mit welcher er die Versammlung geleitet hat, sich noch recht lange bewahre.

Schluss der Sitzung $10^1/_4$ Uhr.

Digitized by Google

II. Archäologische Section.

Erste Sitzung.

Montag, den 30. September 1878, 11½ Uhr Vormittags.

Herr Prof. Gaedechens aus Jena, der die Vorbereitung der Sitzungen übernommen hatte, begrüsst die Versammlung und wird auf Vorschlag des Herrn Prof. Bursian aus München zum Präsidenten gewählt. Er schlägt vor eine Vereinigung der archäologischen mit der kritisch-exegetischen Section in der Weise vorzunehmen, dass die Mitglieder beider Sectionen bei einander hospitieren, und es wird demgemäss beschlossen, Dienstag der Sitzung der kritisch-exegetischen Section beizuwohnen, Mittwoch früh 8 Uhr eine Sitzung der archäologischen Section abzuhalten.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, 8 Uhr Vormittags.

Herr Prof. Gaedechens eröffnet die Sitzung mit der Mittheilung, dass die Buchhandlung von Calvary in Berlin ihren neuesten Katalog über Epigraphik und Inschriften in einer grössern Anzahl von Exemplaren für die Mitglieder dieser Section übersandt hat. Auf Vorschlag des Präsidenten wird Herr Gymnasiallehrer Dr. Rud. Menge aus Eisenach zum Schriftführer gewählt. Auf einem umlaufenden Bogen zeichnen sich folgende Herren ein als

Mitglieder der archäologischen Section.

1. Prof. Dr. Gaedechens. Jena.
2. Prof. Dr. C. Bursian. München.
3. Dr. Oette. Eisenberg.
4. Dr. P. Weizsäcker. Heidenheim a/Br.
5. Dr. Oscar Brugman. Leipzig.
6. Dr. S. Herrlich. Berlin.
7. Prof. Dr. C. Prien. Lübeck.
8. Dr. Fulda. Sangerhausen.
9. Dr. Eduard Heydenreich. Freiberg i. S.
10. Prof. Dr. Studemund. Strassburg.
11. Prof. Dr. Gerhard. Liegnitz.
12. Dr. Fr. Witten. Erfurt.
13. Genther. Wittenberg.
14. Dr. Richard Meister. Leipzig.
15. Dr. Preuss. Leipzig.
16. Dr. G. Kiessling. Berlin.
17. Dr. Georg Jaehkel. Zeitz.
18. Dr. P. Schwenke. Greifswald.
19. Dr. Rud. Menge. Eisenach.
20. Dr. Hachtmann. Seehausen i. Altmark.
21. Dr. K. K. Müller. Würzburg.
22. Dr. Chr. Belger. Berlin.
23. H. Guhrauer. Waldenburg i/Schl.
24. Prof. Blass. Kiel.
25. Prof. Blümner. Zürich.
26. Dr. Wolff. Gera.
27. Dr. Anhalt. Bernburg.
28. Dr. Frohwein, Prof. Gera.
29. Dr. Cuers. Frankfurt a/Main.
30. Tröbst. Hameln a. d. W.
31. Tschiersch, Oberl. Luckau.
32. Gropius, Gymn.-L. Weilburg.

Digitized by Google

Prof. Bursian aus München übernimmt auf Ansuchen das Präsidium und gibt das Wort Prof. Gaedechens aus Jena, zu einem Vortrage über eine noch nicht edierte πυξίς.

Prof. Gaedechens: Das Privatmuseum des Herrn Philemon in Athen ist reich an allerlei Schalen und Vasen, besonders an πυξίδες. Eine solche, die noch nicht veröffentlicht ist, lege ich Ihnen in einem Steindrucke vor. Der Deckel derselben zeigt 8 Figuren, welche in zwei Gruppen von 5 und 3 Personen zerfallen. In der grösseren Gruppe erblicken wir einen Jüngling, welcher knieend zu drei Göttinnen fleht, die untereinander berathen und zweifeln, ob sie ihn erhören sollen. Da erscheint Pallas Athene von links, welche wohl Entscheidung bringen wird. Die zweite Gruppe besteht aus Poseidon und Hermes und der dritte ist wohl der Repräsentant des Gefolges des Poseidon, wahrscheinlich Nereus. Was stellt das Ganze dar? Charakteristisch ist, dass der Jüngling Fussflügel trägt; es kommt wohl vor Allen in Betracht Perseus. Dieser hat öfter mit Triaden von Frauen zu thun, die er durch Bitten, List oder Gewalt bewegen musste, nämlich mit den Graeen, den Nymphen und den Gorgonen. Die Graeen erscheinen sehr selten dargestellt, viel seltner, als ich früher selbst geglaubt habe; von den Gorgonen kann hier selbstverständlich nicht die Rede sein, also sind es Nymphen. Nicht überall freilich werden die Nymphen in der bezüglichen Sage erwähnt; aber bei einigen Schriftstellern sind die Graeen die Wegweiser zu den Nymphen, die den Helden dann erst ausrüsten. Die Hütung der Ausrüstungsgegenstände durch Nymphen hat allerdings etwas Auffälliges. So gehören die πέδιλα πτερόεντα ja doch dem Hermes und werden sonst auch wohl von diesem direct dem Perseus gegeben; ja er leiht ihm sogar einen seiner eignen; die Ἄιδος κυνῆ, den Helm des Hades, muss Perseus nach Andern sich auch von Hades selbst erbitten. Nach Andern besorgen Hermes oder Athene die ganze Ausrüstung. Aus alle dem folgt, dass die Nymphen erst später von der Sage eingeschoben sind. Die Nymphen sind von der Kunst verhältnissmässig selten dargestellt worden; so aber doch mit Sicherheit am oder im Tempel der Athene χαλκίοικος in Sparta; freilich erzählt uns Pausanias darüber nur wenig; verschiedene Vermuthungen von Panofka und Welcker über Nymphendarstellungen sind zweifelhaft; wir sind angewiesen auf eine Londoner Vase mit schwarzen Figuren, die von Gerhard veröffentlicht ist. Dort überreichen die Nymphen die drei Gegenstände und als Gegenstücke zu dieser Gruppe findet sich auf der Rückseite Herakles und Geryones.

Auf unserm Bilde ist wohl dargestellt, wie sich Perseus von den Nymphen die drei Gegenstände erbittet.

Der Schmuck der Scepter, des gewöhnlichen Abzeichens der Göttinnen, ist bei den Nymphen nicht auffallend in einer Scene, wo sie die Hauptrolle spielen. Die Kleidung des Perseus ist angemessen für einen Helden, der auf Wanderung und Abenteuer auszieht. Hierdurch findet auch die sonst nicht vorkommende Lanze ihre Erklärung. Aber die Fussflügel! Diese soll er sich ja erst erbitten. Das erklärt sich wohl so. Der Künstler musste, wollte er diese vorbereitende Scene darstellen, den Perseus auf irgend eine Weise charakterisieren. Er that dies, indem er das bekannte Attribut ihm zufügte. Die gewissermassen zur Unterstützung herbeieilende Athene passt gut zu dieser Erklärung. Aber Hermes, der sonst fast nie fehlt, ist nicht zugegen. Er ist an andrer Stelle für den Perseus thätig. In der andern Gruppe erscheint er im Palast des Poseidon, um diesen abzuhalten der Gorgo-Meduse Hilfe zu leisten, denn diese ist dessen Geliebte; Chrysaor

Digitized by Google

und Pegasos werden als seine Kinder bezeichnet. Nur auf wenigen Bildwerken bekümmert sich Poseidon um das Loos der Gorgo, er eilt höchstens nach der That des Perseus hinzu, mehr um sich zu erkundigen als um entgegenzutreten oder zu rächen. Unsere Scene ist aber zu deuten: Hermes findet sich ein im Palast des Poseidon, um denselben zur Neutralität zu bestimmen vielleicht durch die Hinweisung auf Perseus Abstammung von Zeus, obgleich eine directe Einwirkung des Zeus sich nicht angedeutet findet. Der Palast des Poseidon aber ist kenntlich gemacht durch die Delphine und den Nereus, denn ein andrer Name dürfte sich für diesen weissbärtigen Greis nicht leicht finden.

Prof. Bursian: Die Deutung ist in den Grundzügen gewiss richtig, doch möchte ich die acht Figuren eintheilen in Gruppen zu je vier: Perseus mit den drei Frauen und die vier andern Gestalten. Aber warum sollen die Frauen nicht die Graeen sein? Die gewöhnliche Art der Ueberwältigung der Graeen, die gemeinschaftlich nur ein Auge und einen Zahn haben, war für die Kunst nicht darstellbar; also musste man durch Bitten den Perseus die Graeen überwinden lassen. Perseus wendet sich mit seiner Bitte an die in der Mitte sitzende, auch durch das Gewand etwas hervorgehobene Schwester. Die drei berathen miteinander. Ob der Erfolg ein günstiger sein wird oder nicht, ist noch im Zweifel. Dass er günstig sein wird, zeigt erst die andre Scene, die eine Götterversammlung darstellt: Athene will hinweg, um zu helfen; Hermes bittet den Poseidon nichts in den Weg zu legen. Aber Schwierigkeiten bereitet die vierte Figur in dieser Gruppe. Ich würde sie für einen Zeus halten, in dessen Auftrag etwa Hermes zum Poseidon ging und Athene hinwegeilt. Rechts und links von Hermes sind Delphine. Hermes wird also dargestellt als schon eingetreten in das Reich des Poseidon. Mit Zeus steht er nur noch durch die Handbewegung in Verbindung. Die sitzende Stellung der Figur passt besser für Zeus als für Nereus, ebenso der lange Bart. Die Stellung des Perseus ist entschieden flehend; aber was soll die Beugung der Kniee? Sie wird angewendet, um schnelle, lebendige Bewegung auszudrücken. So passt sie namentlich für Perseus, der nach Hesiod kaum den Boden berührend dahinfliegt; sie bezeichnet die Eile der Ankunft.

Prof. Gaedechens: Die Theilung der Gruppe in vier und vier würde ja der gewöhnlichen Regel entsprechen, doch ist auch die Annahme einer Haupt- und einer Nebenscene wohl thunlich. Athene würde sowohl zu der einen wie der andern Gruppe gezogen werden können. Aber dass die Figuren als Graeen zu deuten wären, ist wohl nicht anzunehmen. Wollte der Künstler hier die Graeen darstellen, so musste er sie jedenfalls irgendwie charakterisieren, er musste entweder ihre Einäugigkeit und Einzahnigkeit hervorheben, wie dies auf der Zeichnung eines etruskischen Spiegels geschieht, oder er müsste sie als Halbschwäne gestalten, wie es, wenigstens nach meiner Ansicht, auf geschnittenen Steinen sich findet. Die Annahme, dass wir in der andern Gruppe eine Götterversammlung zu erblicken hätten, wäre sehr passend, wenn wir in der sitzenden Figur Zeus erkennen dürften. Aber erstens hat die Gestalt im Original einen weissen Bart, der sich nie bei Zeus findet, zweitens mangelt ihr durchaus die Grösse und Erhabenheit des Götterkönigs. Sie hat das Aeussere eines Mannes aus dem Gefolge. Die Delphine würden vollends bei jener Annahme schwer zu erklären sein, während sie nach der meinigen ganz passend das Haus des Poseidon bezeichnen, wo die Scene spielt.

Director Weniger aus Eisenach zählt die Athene der Hauptgruppe bei, weil

Digitized by Google

sie den andern den Rücken kehrt; bei der übrigen Gruppierung dürfe man die Stäbe nicht übersehen, durch welche jedesmal zwei Figuren zusammengestellt würden.

Prof. Bursian: Dass Athene der Gruppe, der ich sie beizähle, den Rücken kehrt, will nichts sagen; sie ist ja wegeilend dargestellt, musste also jenen den Rücken zuwenden. Das Gesetz des Ebenmasses und die Abgrenzung durch die emporgehaltnen Stäbe spricht für meine Auffassung. Dass der sitzende Alte und Hermes nicht zusammengehören sollen, beweisen die Delphine zwischen ihnen. Hermes befindet sich im Bereich des Meeres, zu dessen Beherrscher er sich wendet; der Zusammenhang mit Zeus, der ihn entsendet hat, wird angedeutet durch die rückwärts nach ihm zeigende Hand.

Prof. Gaedechens übernimmt wieder den Vorsitz und ertheilt das Wort an Prof. Bursian aus München, welcher spricht „Ueber die Funde in Dodona".

Prof. Bursian: Sind die Funde von Dodona auch geringer als die von Olympia und Mykenae, so sind sie doch besonders interessant wegen der Oertlichkeit, wo sie zum Vorschein gekommen sind: der Ausgangspunkt der ältesten griechischen religiösen Anschauungen ist endlich nachgewiesen. Die Funde haben allerdings nicht grossartige Gegenstände zum Inhalt, aber theils sind sie als Bronzewerke schon an und für sich interessant, theils sind die Inschriften von Wichtigkeit, weil sie uns in die Aeusserlichkeiten des Orakelwesens hineinführen.

Der Entdecker ist Konstantinos Karapanos, der Schwiegersohn des Banquiers Zographos in Constantinopel. Derselbe hatte schon vor Jahren an derselben Stelle, auf welcher er später systematische Ausgrabungen unternommen, vorläufige Nachforschungen angestellt. Von der Fortsetzung derselben wurde er abgehalten durch die Nöthigung sich in Constantinopel einen Ferman zu erwirken. Während hierüber geraume Zeit verstrich, hatten die Umwohner an jener Stätte mit Erfolg weitergegraben. Das Gefundene hat Karapanos fast Alles für sich erworben; einiges ist freilich unter der Hand weggekommen. So hat sich von einer Bronzeplatte, einem Weihgeschenke der Athener wegen eines Siegs über die Peloponnesier — Rangabis hat es auf den Sieg von Kekryphaleia bezogen — ein Stück in Berlin wiedergefunden. Karapanos hat seine Sammlung in Paris aufgestellt. Nach einem vorläufigen Berichte (vgl. Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akad. d. Wiss., philosophisch-philologische Classe. 1877. S. 163—174 und Revue archéol. Juni 1877) hat derselbe in diesem Jahre einen Band Text und einen Band Tafeln veröffentlicht: Dodone et ses ruines par Constantin Karapanos. Paris, Hachette et Cie. 1878, besprochen von mir im Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akademie der Wiss. 1. Juni 1878.*) Das wichtigste Resultat ist die endliche Fixierung der Lage von Dodona. Früher wurde dasselbe ins Thal von Jannina gesetzt; so auch noch von mir selbst (Geogr. von Griechenland, Bd. I, S. 20). Kiepert hat zuerst, gestützt auf Andeutungen des Reisenden Heinrich Barth, eine andre Stelle vermuthet, die nunmehr als die richtige erwiesen ist. Die ἐσχατιά in der Landschaft Hellopia, welche von Hesiod (frgm. LXXX ed. Göttling; frgm. LVIII bei Flach) als Stätte von Dodona erwähnt wird, ist ein Hügelvorsprung ungefähr in der Mitte eines 12 Kilom. langen Thales, wechselnd in der Breite zwischen 300—1800 Met., am östlichen Fusse des Olytsikagebirges, des Tmaros oder Tomaros des Alterthums.

*) [Vgl. jetzt auch F. Wieseler, Ueber die Entdeckung von Dodona, in den Nachrichten von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1879, N. 1.]

Digitized by Google

Es finden sich hier zunächst noch einige stattliche Ruinen; vor Allem eines der besterhaltnen griechischen Theater, gewöhnlich nach einem dabeiliegenden Dorfe das Theater von Drameschus genannt; doch wird das Thal gewöhnlicher nach einem andern Dorfe, Tscharakovista, benannt. Oberhalb des Theaters ist ein castrum, eine ἀκρόπολις, deren Ruinen Leake früher fälschlich auf Passaron, den Hauptort der Molosser, bezogen hatte. Ferner hat sich gefunden ein Temenos, östlich ans Theater sich anschliessend, welches als Stätte des alten Heiligthums jetzt erwiesen ist. Dieses selbst war sehr unscheinbar: ein länglich-viereckter Bau ohne Spuren einer äusseren Säulenstellung (wie das ursprünglich auch bei dem Mysterientempel von Eleusis der Fall war, dessen äussere dorische Säulenhalle aus der Zeit des Demetrius Phalereus stammt), im Innern zwei niedrige Parallelmauern und auf diesen Ueberreste von Säulen; aber wegen des geringen Materials sind dieselben so schlecht erhalten, dass sich nicht bestimmen lässt, welcher Ordnung sie angehören. Zwei Quermauern theilen das Innere in Pronaos, Cella und Opisthodomos. In der Cella hat sich das Meiste gefunden, es ist die Stelle des alten χρηστήριον. Ausserdem sind im Temenos zwei weitere viereckige Räume vorhanden, vielleicht ein Gymnasion und ein Prytaneion, ähnlich wie in Olympia. Gegen Süden bemerkt man sodann ein Paar Korridore. In dem einen derselben ist ein Weihgeschenk an die Aphrodite gefunden worden, ein kleines Rad aus Bronze mit der Inschrift Ἀφροδίτα Ἀφροδίτα ἀνέθηκε; aber der Schluss des H. Karapanos, dass deshalb hier ein der Aphrodite geweihtes Heiligthum anzusetzen sei, ist falsch; auch die Stelle des Servius (ad Verg. Aen. III, 466) beweist dafür nichts, denn Veneri ist dort aufzufassen als Synonym für Dionae. Das Weihgeschenk aber ist der Aphrodite als der Tochter des Zeus und der Diona dargebracht. Die beiden Korridore sind blos bedeckte Räume zur Aufbewahrung der Weihgeschenke, die man dem Wetter nicht aussetzen durfte. Es sind wohl die von Polyb. IV, 67 erwähnten croui, die nicht immer als Säulenhallen zu betrachten sind. Ausserhalb derselben im Freien standen natürlich auch zahlreiche Weihgeschenke, von denen sich noch viele Basen erhalten haben.

Unter den Fundgegenständen ist zunächst zu bemerken eine Anzahl von Bildwerken; darunter ist nur eine Marmorstatue, eine 19 cent. hohe weibliche Gewandstatue ohne Kopf, Arme und Füsse, und sonst einige Bruchstücke. Aber viele Bronzewerke, theils Reliefs, theils Statuetten, auf die wir, weil Bilder nicht vorliegen, nicht näher eingehn können. Unter den Reliefs findet sich vieles hoch und echt Alterthümliche. So eine Quadriga von vorn gesehn, ähnlich der dritten Metope vom ältesten Tempel in Selinunt, dann der Dreifussraub; sehr schön ist das Backenstück eines Helms, darstellend den Kampf von zwei Jünglingen, vielleicht Idas und Polydeukes. Vieles andre stammt wohl aus Dodona, was durch Handel nach Italien gekommen ist und dessen Fundort man geflissentlich verhehlt hat; so die Bronzen von Siris, so wohl auch der Apollo Stroganoff, als dessen Fundstätte man Paramythia, eine Stätte wo sich keine antiken Reste vorfinden, angegeben hat. In Dodona fanden sich ferner eine Flötenspielerin mit einem schön gearbeiteten Flötenfutteral, ein Schauspieler der alten Komödie, ein Satyr mit Pferdefüssen u. s. w.

Gehn wir zu den Inschriften über. Es findet sich unter ihnen nur eine Steininschrift, aber nicht auf Marmor, ein Dekret der Apeirotae. Die Form der Buchstaben ist jung. Es heisst dort: Ἀγαθᾷ τύχα. Στρατηγοῦντος Ἀπειρωτᾶν Ἀντινόου Κλαθιάτου. —

Digitized by Google

Dieser ist aus Polybius und Livius bekannt, er ist ein Zeitgenosse des Perseus von Macedonien, also um das Jahr 170 v. Chr. Das Dekret ist erlassen für Gaios Dazupos Rennios aus Brundisium. Gaios ist römisch, Rennios ist romanisiert, Dazupos scheint auf illyrischen Ursprung hinzuweisen; er hat sich in Brundisium italisiert. Weiter heisst es dort im Text: γραμματεύοντος δὲ συνέδροις Δοκίμου τοῦ Κεφαλίνου Τορυδαίου, Γαμιλίου ἑμ Βουνίμαις ἕκτι καὶ εἰκάδι. Hierbei ist Γαμιλίου wohl = Γαμηλίου zu fassen, ein Monatsname, der dem attischen Γαμηλιών entspricht. [Ἑμ Βουνίμαις ist zu lesen nach der mir freundlich mitgetheilten Bemerkung L. Weniger's: vgl. Steph. Byz. s. vv. Βούνεμα und Τραμπύα.] Weiter heisst es: ποθόδωμα τραψαμένου Λυσανία. Dieses Wort ποθόδωμα kommt auch sonst noch vor, es ist offenbar die dorische Form für προσόδωμα = Antrag, entsprechend dem gemeingriechischen πρόσοδος.

Die Inschriften von Metall zerfallen in drei Klassen: Bleiinschriften, welche Anfragen ans Orakel enthalten; Bronzeinschriften, theils eingegraben, theils punktiert, welche Freilassungsurkunden sind, und Inschriften, welche zu Weihgeschenken gehören. Die ersten sind die interessantesten. Karapanos hat angenommen, dass auch Antworten darunter sind. Das kann aber höchstens von einer gelten, welche lautet: τὸ μαντή(ι)ον ἐγὼ χρήω, merkwürdiger Weise also ionisch ist. Dass mehr Antworten sich nicht fanden, ist sehr natürlich, denn diese nahm man ja, wohl auch auf Blei geschrieben, mit sich. Auf mehreren dieser Plättchen stehen zwei bis drei verschiedene Inschriften übereinander, sie sind eine Art Palimpseste. Wer kam, benutzte die Plättchen, die er gerade fand, zu seinen Anfragen. Die Schrift ist sehr unregelmässig, verschieden im Dialekt, unrichtig in der Orthographie, weil die Fragenden selbst geschrieben haben. Die Anfragen beginnen meist mit der Formel: θεὸς (oder θεοὶ) τύχαν ἀγαθάν oder τύχᾳ ἀγαθᾷ. Dann folgt der Name des Anfragenden und dann das formelhafte ἐπικοινῆται oder ἐπικοινᾶται (ἐπικοινῶνται), offenbar eine Nebenform von ἐπικοινοῦσθαι, was die Herausgeber falsch verstanden haben. Dann: τῷ Διὶ τῷ Ναίῳ καὶ τᾷ Διώνᾳ περί etc. Daneben bemerkt man vereinzelt auch andre Formeln; so: ἐπερωτᾷ, oder: ἐροῦται, κλεοῦται, ἱστορεῖ; ein andermal ein förmliches Gebet in ionischem Dialekt, in dem neben Zeus und Dione auch die Dodonäer angerufen werden.

Was den Inhalt dieser Inschriften betrifft, so hat derselbe die Erwartung getäuscht. Es ist wenig Wichtiges gefragt worden, meist über sehr allgemeine Dinge. So zwar zunächst von Städten und Gemeinwesen. Die Tarentiner fragen (περὶ) παντυχίας; — dies Wort ist sonst unbekannt, erklärt sich aber nach Analogie von πανωλεθρία —; die Korkyraeer wollen wissen, welchem Gott oder Heros sie Opfer und Gebet darbringen sollen, um einträchtig zu werden; eine Gemeinde, deren Name verstümmelt ist, fragt, ob sie in συμπολιτεία mit den Molossern treten soll. Dann Privatleute. So ein Eubandros aus einem Volke, wo φ = θ, also φεῶν = θεῶν, φύοντες = θύοντες, welcher wissen will, zu welchem Gott oder Heros oder Dämon er beten und opfern soll, damit er und sein Haus λώιον καὶ ἀμεινόν κα πράσσοιεν. Dann fragt ein Einwohner von Ambrakia, welche Götter er sich günstig stimmen soll, um Vermögen und Gesundheit zu haben; ein Sokrates, welches Geschäft zu treiben für ihn und sein Geschlecht vortheilhaft sei; ein Andrer, ob er sich das Bürgerrecht in einer Stadt erwerben soll; ein Andrer, ob er sein Haus in der Stadt und sein Grundstück im eignen Besitze behalten soll. Zu bemerken sind hier die Worte τὰν ἐπόλι οἰκίαν; ähnlich heisst es in einer Inschrift von Olympia: ἐμαντινείᾳ und

Digitized by Google

anderswo ἑτᾶς = ἐκ τᾶς. Ein Andrer fragt wegen verloren gegangner στρώματα καὶ προσκεφάλαια, ein Andrer über Handelsgeschäfte, ein Andrer über Schafzucht. Auch das Weibliche spielt eine grosse Rolle. Einer fragt über weitere Nachkommenschaft; ähnlichen Inhalt hat eine corrupte Inschrift; dann einer, ob ein Kind, das ein Mädchen unter dem Herzen trägt, von ihm sei oder nicht; es ist da zu lesen ὃ Ἄννυλα κύει; Ἄννυλα = Aennchen. Der Name Ἄνα findet sich auch schon auf einer delphischen Inschrift. Karapanos liest falsch τὸ παιδάριον, ὃ ἂν Νύλα κύει, aber ἄν ist offenbar hier ganz unpassend. Der Inhalt ist also durchaus geringfügig, ähnlich wie bei den Nachfragen bei unsern Kartenschlägerinnen; das Orakel hatte damals schon seine alte politische Bedeutung verloren.

Die Freilassungsurkunden sind interessant für die Form der Freilassung und für die Verfassungsverhältnisse. Auf einigen Täfelchen werden noch Könige der Molosser erwähnt. Der hier genannte Alexander ist wohl Alexander II. und Neoptolemos der von Pyrrhos 295 v. Chr getödtete. Neben dem Könige wird ein προστάτας genannt; denn die Molosser hatten eine Art constitutionelle Einrichtung, wie das Plutarch schildert. Der Vertreter der Gemeinde gegenüber dem Könige ist dieser προστάτας. Bald darauf ist das Königthum abgeschafft worden und wir finden nur den προστάτας und daneben den γραμματεύς. Der eigentliche Vorsteher des gesammten epirotischen Landes ist der στρατηγός.

Auf zwei dieser Inschriften wird auch die ἐντέλεια verliehen. Was ist das? Jedenfalls ein Vortheil, den ein Fremder geniesst. Wahrscheinlich bilden die ἐντέλεια und die ἀτέλεια, die einem und demselben verliehen werden, zusammen die ἰσοτέλεια, welche ja besteht in Freiheit von den Lasten, welche die Fremden zu tragen haben, und Verpflichtung zu denen der Vollbürger. Denn was Egger vermuthet, ἐντέλεια, abgeleitet von ἐν τέλει, bedeute das Recht zur Bekleidung obrigkeitlicher Aemter, das ist unannehmbar, weil es gegen den Geist des antiken Bürgerthums ist und weil es sprachlich nicht passt.

Unter den Weihinschriften ist eine in Versen besonders interessant. Es ist eine unten mit einem Phallos versehene Bronzetafel, die offenbar an dem Weihgeschenk selbst irgend wie befestigt war. Nach Anrufung des Zeus des Herrschers von Dodone heisst es: ich Agathon der Sohn des Echephylos und meine Nachkommen, πρόξενοι der Molosser, wir senden dir dieses Geschenk; das Folgende ἐν τριάκοντα γενεαῖς ἐκ Τρωίας Κασσάνδρας γενεά bedeutet wohl: innerhalb eines Zeitraums von 30 γενεαί Abkömmlinge von der troischen Kassandra. Wenn wir wüssten, welcher Ansetzung der Zerstörung Troja's der Schreiber gefolgt ist, so würden wir, da 30 γενεαί = 1000 Jahre, ein bestimmtes Datum haben. So aber schwankt es zwischen 334 und 184. Die Stifter des Geschenkes, Zakynthier, leiten sich ab von Kassandra, wie ja auch die Römer gern ihr Geschlecht auf Troer zurückführen. Von Kassandra aber wissen wir blos, dass sie dem Agamemnon Zwillinge geboren habe, die aber Aegisthos ermordet hat: aus unsrer Inschrift ergibt sich also, dass nach andrer Tradition sich das Geschlecht der Kassandra fortgepflanzt hat. Dass Zakynthier sich von ihr herleiten, erklärt sich daraus, dass peloponnesische Achäer nach Zakynthos ausgewandert sind.

Prof. Gaedechens: Der nahe Beginn der allgemeinen Sitzung verhindert wohl eine Discussion über das eben Vorgetragene; ich glaube im Namen Aller zu sprechen,

Digitized by Google

wenn ich dem Herrn Vorredner für seine interessanten Mittheilungen ergebenst danke. Da aber der vorliegende Stoff noch nicht erschöpft ist, schlage ich vor eine weitere Sitzung heute Abend nach der Sitzung der kritisch-exegetischen Section zu halten. (Wird angenommen.)

Schluss der Sitzung um 10 Uhr.

Dritte Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, Abends 6½ Uhr.

Herr Prof. Gaedechens ertheilt das Wort zunächst Herrn Dr. Herrlich aus Berlin zu einem Vortrage über

„Die Geschichte der Saalburg bei Homburg", die den Philologen in Folge ihres vorjährigen Besuchs von Wiesbaden aus besonders interessant ist. Sie liegt auf einem für die Vertheidigung wichtigen Punkte des Taunus und ist gut erhalten. Die Zeit ihrer Gründung ist nicht ganz sicher, doch ist sie wohl identisch mit dem im Jahr 10 v. Chr. ausser Aliso noch angelegten Kastelle im Lande der Chatten. In Folge der kriegerischen Ereignisse in diesen Gegenden ist sie mehrfach von den Germanen zerstört, aber von den Römern wiederaufgebaut worden. Inschriften, besonders aber Münzen, die von dem Triumvir Antonius bis zu Claudius Gothicus reichen, bestätigen uns, dass das Kastell bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts in Besitz der Römer war, und zwar bestand die Besetzung abwechselnd aus Truppentheilen der VIII. und der XXII. Legion; dazu kamen noch Auxiliartruppen, und zwar wechselnd prima civium Romanorum, altera Rhaetorum civium Romanorum, und quarta Vindelicorum; diese letzte hat am längsten dort gelegen. Mehr als zwei Cohorten sind wohl niemals dort gewesen, denn der Raum fasst nicht viel über 800 Mann, zwei Cohorten sind aber etwa 900 Mann. Von den Kämpfen zwischen den Römern, Alemannen und Franken im 3. Jahrhundert ist sie nicht unberührt geblieben, das beweist die dreifache Schicht von Asche. Im Jahr 255, zur Zeit der Belagerung von Mainz, war die Saalburg bereits von den Römern aufgehoben, doch hat sie wohl der kriegerische Probus noch einmal aufgebaut, wie auch die Burg von Wiesbaden. Zerstört wurde sie wohl wieder von den Alemannen, die dort festen Fuss fassten, sie aber wohl in Trümmer liegen liessen. Die Backsteine wurden im Laufe der Jahrhunderte zum Theil weggeschleppt, um als Baumaterial zu dienen, so 1243 zum Bau des Marienklosters, auch zur Anlage der Strasse. Der Name Saalburg kommt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor; seine Entstehung ist unklar. Ausgrabungen hat man vorgenommen seit den 50er Jahren dieses Jahrhunderts. Verdient gemacht haben sich um dieselben besonders der Spielpächter Blanc und der Landgraf Ferdinand. Nach längerer Pause hat dann die preussische Regierung die Sache in die Hand genommen. Geleitet werden die Ausgrabungen jetzt von Cohausen und Baumeister Jacobi.

Da eine Discussion nicht mehr möglich ist, so spricht der Vorsitzende Prof. Gaedechens nur dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus und überträgt dann den Vorsitz an Herrn Prof. Blümner aus Zürich, um selbst einige unedierte Monumente vorzulegen und zu erklären.

Digitized by Google

Zunächst eine Lekythos aus Athen, im Besitz des archäologischen Museums zu Jena, mit folgender Darstellung: Hermes steht vor einem Fass; aber es ist kein Weinfass, denn Seelen flattern an der Oeffnung umher. Sie entströmen derselben oder stürzen sich hinein, oder klammern sich am Rande fest. Seelen sind es, wie wir sie finden auf den Charondarstellungen. Das Fass soll also den Eingang zur Unterwelt bedeuten. Davor steht Hermes nicht nur mit dem κηρυκεῖον, sondern auch mit dem ῥάβδος. Das letztere Attribut ist das ältere, vergl. Homer, Lucian und Vergil, in der bildenden Kunst aber ist es so gut wie verschwunden, der Heroldstab ist an seine Stelle getreten. Die Vereinigung beider Attribute ist besonders auffallend. Ob die Darstellung des Eingangs zur Unterwelt durch ein Fass absichtlicher Humor ist oder nicht, bleibt unklar.

Daran reiht sich noch die Vorzeigung einiger Stukkoreliefs aus Pompeji; von einigen sind nur noch die Eindrücke in die Wand erhalten, die Figuren selbst sind herausgefallen und es lässt sich deshalb die vorgestellte Scene schwer erkennen. Sie entstammen theils den Stabianer Thermen, theils den alten Thermen; zum grossen Theile dem Isistempel, aber auch Privathäusern. So wurden welche gefunden in einem im Jahr 1865 ausgegrabenen Hause in der Strada della fortuna, welche (von Heydemann herausgegebene) Fresken umgaben. Einiges lässt sich mit Sicherheit deuten, Anderes nicht. Oben links erfleht Priamos von Achill den Leichnam des Hektor, rechts Schleifung der Leiche; dann ein Centaur, der ein junges Mädchen im Arme hält; ein Satyr, welcher ein Mädchen beschleicht.. Ein anderes stellt vielleicht Polyphem und die Geführten des Odysseus humoristisch dar.

Schluss der Sitzung 7 Uhr 40 Minuten.

Digitized by Google

III. Germanisch-romanische Section.

I. Vorsitzender: 1. Prof. Dr. E. Sievers. Jena.
II. „ 2. Prof. Dr. Sachs. Brandenburg.

Mitglieder:

3. Bech, Fedor, Dr., Professor. Zeitz.
4. Benecke, Alb., Director. Berlin.
5. Deuticke, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
6. Döring, Bernh., Dr., Gymnasiallehrer. Leipzig.
7. Dunger, H., Dr. Dresden.
8. Düntzer, H., Dr., Professor. Cöln.
9. Eckleben, Selmar, stud. phil. Halle a/S.
10. Fischer, Heinr., Dr. Greifswald.
11. Grube, Dr., Oberlehrer. Berlin.
12. Hobbing, J., Lehrer an der höheren Bürgerschule. Nienburg a/W.
13. Hoefer, Dr., Gymnasiallehrer. Seehausen.
14. Hofmeister, Adolf, Dr., Custos der Universitätsbibliothek. Rostock.
15. Holfeld, Dr., Oberlehrer. Guben.
16. Hummel, Dr., Reallehrer. Weimar.
17. Kluge, H., Dr., Professor. Altenburg.
18. Koch, Dr., Professor. Grimma.
19. Köhler, Reinh., Dr., Bibliothekar. Weimar.
20. Mahn, Dr., Professor. Steglitz.
21. Neumann, Fritz, Dr., Privatdocent. Heidelberg.
22. Opitz, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Naumburg a/S.
23. Osthoff, Hermann, Dr., Professor. Heidelberg.
24. Paul, Hermann, Dr., Professor. Freiburg i/Br.
25. Pfundheller, Dr., Oberlehrer. Tarnowitz.
26. Regel, E., Dr., Reallehrer. Gera.
27. Schmager, Dr., Reallehrer. Gera.
28. Schneider, Robert, Reallehrer. Halberstadt.
29. Sprenger, R., Dr., Reallehrer. Northeim.
30. Stier, G., Dr., Gymnasial-Director. Zerbst.
31. Stratmann, F. H. Krefeld.
32. Weber, Hugo, Dr., Professor. Weimar.
33. Wegener, Philipp, Dr., Gymn.-L. Magdeburg.
34. Weissenborn, Herm., Dr., Professor. Erfurt.
35. Wentrup, H., Dr., Rector. Rosleben.
36. Wülcker, E., Dr., Archivar. Weimar.

Erste Sitzung.

Montag, den 30. September, 12 Uhr.

Der erste Vorsitzende eröffnet die Verhandlungen der Section durch eine kurze Ansprache. Alsdann erfolgt Einzeichnung der einzelnen Anwesenden ins Album der Section.

An Stelle des in der vorjährigen Versammlung zu Wiesbaden zum Vicepräsidenten ernannten, aber behinderten Prof. Fedor Bech wird Prof. Sachs erwählt. Nachdem noch die Wahl der Schriftführer — Dr. Ph. Wegener-Magdeburg und Dr. Fr. Neumann-Heidelberg — vollzogen, wurde die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung.

Dienstag, den 1. October, Morgens 8 Uhr.

Der Vorsitzende gedenkt zunächst mit warmen Worten der im letzten Jahre aus dem Leben geschiedenen germanistischen Fachgenossen: Creizenach, Woeste, H. Leo, K. Weigand, K. Tomaschek und des Orientalisten N. Westergaard. Daran schliessen

Digitized by Google

sich ein Paar geschäftliche Bemerkungen. Zur Einsicht für die Mitglieder der Section werden im Versammlungslocal zwei Schriften niedergelegt: Von Realschullehrer R. Schneider-Halberstadt ein Exemplar seiner Schrift: Spervogels Lieder für die Schule erklärt und mit einem Glossar versehen (Abdr. aus dem Progr. der Realschule zu H., o. J., 4°. [1876.]); ferner von Gymnasial-Director Stier-Zerbst ein Facsimile-Druck einer Wycliffe-Bibel (ohne Titelblatt), nach Herrn Stratmann's Ansicht ein Exemplar der Pickering-Ausgabe.

Der Vorsitzende verliest ein Schreiben des Reichskanzlers, worin das Gesuch der vorjährigen Versammlung, die bisher dem Schiller-Lübben'schen mnd. Wörterbuche gewährte Reichsunterstützung nach Abschluss desselben Frommanns Zs. für Deutsche Mundarten zu Gute kommen zu lassen, abschlägig beschieden wird. Auf eine abermalige Petition wird auf Vorschlag des Vorsitzenden durch die Versammlung verzichtet und die Angelegenheit somit erledigt.

Hierauf wird Herrn Prof. Paul das Wort ertheilt zu einem Vortrage über das Vocalsystem des Germanischen auf Grundlage der neuesten Forschungen. Redner betont in seinen einleitenden Worten zwei Momente lautlicher Veränderungen: 1) den Accent, 2) die Analogie oder Formassociation. Mit Zuhülfenahme dieser zwei Factoren sei der ganze indogermanische Vocalismus von Neuem wieder aufzubauen. Die Forschung auf diesem Gebiet sei durchaus noch nicht als abgeschlossen zu betrachten, sondern das Arbeitsfeld sei erst eröffnet. Doch seien immerhin bereits die Grundlagen geschaffen, auf denen weiter gebaut werden könne, und auf die sich vor allen die Spezialforschung zu stellen hat. Von diesem neuen Boden aus, der für die Forschung über den indogermanischen Vocalismus geschaffen sei, müsse man jetzt versuchen, die Consequenzen für den germanischen Vocalismus zu ziehen. Redner kritisiert die früheren Versuche, besonders J. Grimm's, fürs Germanische ein Vocalsystem aufzustellen und kommt zu dem Schluss, dass alles Bisherige ungenügend, und eine Reform dringend nothwendig sei. Versuche in dieser Richtung seien auch bereits gemacht. Viel Gutes findet sich schon bei Amelung. Dem Richtigen aber am nächsten kommen Brugman (in seinen Untersuchungen über Nasalis sonans und Stammabstufung) und weiterhin Osthoff. Auf Grund dieser neuesten Arbeiten sei es möglich, ein neues System aufzustellen, in dem sämmtliche Vocale und Ablautreihen ihre richtige Stellung finden. Redner will den Versuch machen, das bis jetzt nur zerstreut Aufgestellte zusammenzufassen, zu erweitern und zu ergänzen und so wenigstens die Grundlinien eines neuen germanischen Vocalsystems zu skizzieren.

Redner geht aus von der Entstehung des indogermanischen Vocalismus. Die Vocale *i* und *u* sind durchaus constant: nur sind sie entweder Sonanten (*i*, *u*) oder Consonanten (*j*, *w*). Dem gegenüber gab es aber zwei *a*-Reihen, vielleicht noch mehr, die deutlich von einander geschieden waren. Diesen zwei *a* entspricht die ganze Reihe von Nüancen *e—a—o*. Redner bezeichnet die zwei *a* mit *a* und *A*. Von diesen zwei Grundvocalen ist ursprünglich einer in jedem Worte enthalten gewesen, und zwar selbständig. Dagegen waren *i* und *u* nie selbständig, sondern sie traten anfänglich nur auf entweder als Theile von Diphthongen oder als Consonanten. Eine dreifache Spaltung der Grundvocale hat dann stattgefunden entsprechend einer dreifachen Abstufung des Accents: Hochton, Tief- oder Nebenton, Unbetontheit. Der jeweilige Abstand vom Hauptton des Wortes ist der Hauptmassstab für die Accentabstufung. Darnach werden im Indogermanischen drei

Digitized by Google

Vocalstufen der zwei Grundvocale unterschieden: eine starke, eine mittlere und eine schwache. Redner wählt hiefür folgende Bezeichnungen:

a) Starke Stufe: a_2. A_2.

b) Mittlere Stufe: a_1. A_1.

c) Schwache Stufe: in beiden Reihen = 0, d. h. Ausstossung des Vocals.

a_2 = gr. o = europ. *o*, a_1 = gr. ε = europ. *e*,

A_2 = gr. ᾱ in offener Silbe, A_1 = gr. ᾰ.

Im Indogermanischen ist die mittlere Stufe als die mit der eigentlich normalen Betonung versehene zu betrachten. Bei der weitern Entwicklung machen sich verschiedene Factoren: Verschiebung des Accents in den Einzelsprachen, Ausgleichung innerhalb des Systems u. dergl. geltend. Den Anfang dieser Entwicklung setzt Redner schon in die indogermanische Zeit zurück. Nirgends sei die Analogiebildung in solcher Thätigkeit, wie gerade in diesem Punkte. Redner weist alsdann darauf hin, wie bereits im Indogermanischen eine Dehnung der Kürzen statthatte: $\bar{a}_2$ = gr. ω, $\bar{a}_1$ = gr. η. Was die schwache Stufe anbetrifft, so muss man zwei Fälle unterscheiden: einmal, der Vocal schwindet ganz, vergl. gr. πτερόν: πέτομαι, *γνετ*; das andere Mal entstehen beim Ausfall des Vocals Lautgruppen, wie *rp*, *lp* u. s. w. (d. h. Sonorlaut + Consonant), die sich nicht zum Silbenanlaut eignen, wie andrerseits durch Vocalausfall entstandene *pr*, *pl* u. s. w. (d. h. Consonant + Sonorlaut) sich nicht zum Auslaut schicken. Wo durch Vocalausfall solche Verbindungen entstehen, übernimmt jeweils der sonore Laut (*r*, *l*, *m*, *n*, *j*, *w*) die Function des Vocals. In besagter Stellung werden also die Consonanten *r*, *l*, *m*, *n*, *j*, *w* zu sonantischem *r*, *l*, *m*, *n* und den Vocalen *i* und *u*; z. B. *ai* wird auf schwacher Stufe bei folgendem Vocal zu *j*, bei folgendem Consonanten zu *i*, ebenso *au* zu *v* resp. *u*, *ja* zu *j* resp. *i*, *ar* oder *ra* zu *r* resp. sonantischem *r*. Diese sonoren *i*, *u*, *r* u. s. w. können sich nun sowol mit der starken als der mittlern Stufe der zwei Grundvocale verbinden; wir haben somit völligen Parallelismus:

Starke Stufe:	$a_2 i$ (*j*).	ja_2.	$a_2 u$.	$a_2 r$.	$A_2 i$.
Mittlere Stufe:	$a_1 i$ (*j*).	ja_1.	$a_1 u$.	$a_1 r$.	$A_1 i$.
Schwache Stufe:	*i*, *j*.	*j*, *i*.	*u*, *v*.	*r*	*i*, *j*

u. s. w. So würden die sonst als *i*- und *u*-Reihen bezeichneten Vocalreihen untergebracht werden: *i* und *u* an sich werden also nicht gesteigert, sondern nur der Grundvocal, mit dem sich jene verbinden, modificiert sich je nach der Tonabstufung. Von einer selbständigen *i*- und *u*-Reihe kann demgemäss nicht die Rede sein, ebensowenig wie von einer *r*-, *l*- u. s. w. Reihe.

Nach diesen Bemerkungen über den indogermanischen Vocalismus gieng Redner zur Betrachtung des germanischen Vocalismus über. Hier muss zunächst wiederum Rücksicht auf die Betonung genommen werden. Im Germanischen fand nämlich in Bezug auf den Accent eine Revolution statt. Der Hauptton trat auf die Wurzelsilbe; die Stelle des Nebentons, das Verhältniss von mittlerer und schwacher Stufe, alles dies gestaltete sich anders. Auch die Vocalqualität wurde dadurch beeinflusst. Die Erörterungen des Redners lassen sich kurz so darstellen:

1) Starke und mittlere Stufe:

a_2 (gr. o) = german. *a*.

a_1 (gr. ε) = „ *e* (bisw. *i*).

Digitized by Google

a_2 (gr. ω) = german. *ô*.

a_1 (gr. η) = „ : got. *ê*, ahd. *â*.

A_2 (gr. ᾱ in offener Silbe) entspricht im German.:

1) *ô* (*fôr*) in offener Silbe,

2) aus *ā* gekürzt *ă* in geschlossener Silbe vor Doppelcons. und im Diphthong: *halda, haihald; haita, haihait.*

A_1 (gr. ᾰ) = german. *ă*.

a_1 vor Nasal und Liquide wird german. in ursprünglich unbetonter Silbe zu *u* (*numans*), in betonter Silbe zu *i* (*nima*).

2) Schwache Stufe:

In Wörtern wie *kuin, triu* mit *kn, tr*, welche als Anlaute zu fungieren fähig sind, treten keine Modificationen weiter ein. Anders, wo die Gruppe Cons. + Sonorl. + Cons. auf schwacher Stufe entsteht. Dort entwickelt sich überall ein *u* aus dem sonantischen *r, l, m, n*; es entstehen also die Lautgruppen *ur, ul* u. s. w. oder *ru, lu* u. s. w. Die Stelle des *u*, ob vor oder nach der Liquide, richtet sich nach der Stelle des Vocals in denjenigen Formen, in denen er nicht ausgefallen ist. Doch hält Redner die Stellung *ur, ul, un, um* mit dem Stimmlaute vor der Liquide für die ursprüngliche, lautgesetzliche, die Stellung zu *ru* u. s. w. mit dem Stimmlaute nach der Liquide für die durch Analogie hervorgerufene. Vgl. *bundans* (aus *bnd-*) mit *bindan*, aber *brukans* (aus *brk-*) mit *brikan*.

Redner zeigt hierauf noch an einigen Beispielen, wie bei der angedeuteten germanischen Weiterentwicklung des Vocalismus ursprünglich getrennte Laute zusammengefallen sind — vgl. a_2 (= germ. *a*) und A_1 (= germ. *a*) — und versucht dann darzulegen, wie die germanischen Ablautreihen bei dieser neuen Auffassung des Vocalismus aus den urgermanischen entstehen und sich erklären.

Die im germ. zur normalen gewordene Verbalclasse hat im Präs. idg. durchgängig mittlere Stufe. Im Perf. fanden sich noch 3 Stufen, als die Trennung in die einzelnen Sprachgruppen eintrat: der Singular, der den Hauptaccent auf der Stamm- (Wurzel-) Silbe hat, repräsentiert die starke Stufe, der Plural und Optativ mit dem Ton auf der Endsilbe repräsentieren die schwache und mittlere Stufe der Wurzel. (Die Frage freilich, wo im letztern Falle ursprünglich schwache, wo ursprünglich mittlere Stufe, und von welcher Form aus sich die eine oder andere Stufe verallgemeinert hat, lässt Redner einstweilen noch offen; er beschränkt sich auf Vermuthungen.) Beispiele: skr. *dadára*, 3. p. Plur. *dadrús* = schwache Stufe; aber *çaçâda*, 3. p. Plur. *çaçadús* = mittlere Stufe; gr. πλεκ-: πέπλεχα = mittlere Stufe; aber τεν-: τέτατα = schwache Stufe. (α ist aus *n* sonans entstanden.) Beim Verbaladjectiv (Part.), das ebenfalls den Accent auf der Endsilbe hatte, ist auch entweder die schwache oder die mittlere Stufe verallgemeinert. — Redner geht jetzt auf Einzelheiten im Germanischen ein:

a-Reihe: Präs. *e, i*, z. B. *nima, giba*. Im Perf. Sg. haben wir die starke Stufe mit a_2 = germ. *a* in *nam, gaf*. Im Plural findet sich sicher schwache Stufe bei folgender einfacher Consonans: *gébum* = **gebum* (Wurzelform schwach *gb*), sicher mittlere Stufe liegt vor im Particip *numans, borans, gibans*. In der Klasse, die durch (*binda, band*) *bundum, bundans* repräsentiert wird, fällt mittlere und schwache Stufe zusammen: beidemal musste sich *u* entwickeln. Einer Form wie *thrusk-* kann nur die schwache Stufe

Digitized by Google

thrsk- zu Grunde liegen (*u* hat sich aus *r* entwickelt, und zwar *thrusk*, nicht *thursk* wegen *thriskan*, s. o.). Ebenso kann das Particip *brukans* wiederum nur auf der schwachen Stufe *brk-* basieren, gegenüber *numans* auf mittlerer Stufe. Zur *a*-Reihe rechnet Redner dann auch *steiga*, *biuga* mit den Formen *staig*, *baug* der starken Stufe und *stigum*, *bugum* der schwachen Stufe.

A-Reihe: Hierher gehört *fara*, *fôr*. Präs. *fara* = mittlere Stufe von *A* (A_1) prät. *fôr* (urspr. *ô*) = starke Stufe; *farans* = mittlere Stufe. In *fôrum* ist das *ô* aus dem Sg. durch Analogie in den Plural übertragen, der eigentlich *fêrum* lauten sollte. Hierher rangieren ferner reduplicierende Verba wie *têka*, *taitôk* (= *fôr*); in *taitôkum* liegt dieselbe Analogie nach dem Sg. vor wie in *fôrum*. In *slêpa*, *saizlêp* haben wir jüngere Ausgleichung des Präteritum an das Präsens, weil der Ablaut durch die Reduplication überflüssig gemacht erscheint. Vergl. ferner *hvôpa*, *hvaihvôp*, wo umgekehrt das *ô* des Präteritums das *ô* des Präs. hervorrief; ferner *saia* (eine Präsensbildung wie *skappja*), *saisô* u. s. w. Scheinbar giebt es noch eine dritte Klasse: *halda*, *haihald*; *skaida*, *skaiskaid*; *auka*, *aiauk*; doch in der That nur scheinbar: hier ist der Ablaut gewissermassen „latent" (*haihald* aus **haihâld* gekürzt, s. o.).*) — Neben der mittlern Stufe fehlt übrigens auch bei *A* die schwache Stufe nicht ganz; vgl. zu *skaida* ahd. *skidunga* mit schwacher Stufe (*skaid-*: *skid* = *sk(a)id*), zu *stauta* unser *stützen*, zu *faran furt* (= *frt*), zu *graban grubilôn* (= *grb-*), zu *salta* ahd. *sulza* (= *slt-*). Redner will auch *an* zur Reihe *A* rechnen und in *unnum* (vgl. *gunst*) einen Rest schwacher Stufe erblicken.

Redner ging dann noch auf die Behandlung und Entwicklung der beiden Grundvocale in Ableitungs- und Flexionssilben ein, musste sich aber leider wegen schon sehr vorgeschrittener Zeit auf einige wenige, sehr summarische Andeutungen beschränken. Aus demselben Grunde konnte auch nur eine kurze Debatte stattfinden, an der sich Prof. Osthoff und Sievers betheiligten. Darauf Schluss der Sitzung um 10 Uhr.

Dritte Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, 8 Uhr Morgens.

Nach einigen Besprechungen über die Tagesordnung theilt der Vorsitzende Prof. Sievers mit, dass die nächste Philologenversammlung zu Trier stattfinden wird. Zum Vorsitzenden der germanistisch-romanistischen Section wird Prof. W. Wilmanns in Bonn gewählt; zum zweiten Vorsitzenden wird Prof. W. Förster in Bonn vorgeschlagen. Darauf hält Prof. Sachs den folgenden Vortrag über Grandgagnage:

Als ich im vorigen Jahre meinen inzwischen bei Langenscheidt veröffentlichten Vortrag über den Altmeister der romanischen Wissenschaft Friedrich Diez hielt, präsidierte mit dem ihm eigenen feinen Takt und echt liebenswürdiger Gewandtheit und Ruhe, welche einen Hauptzug seines Wesens ausmachten, und welche Professor Holland im Schlussworte so rühmend anerkannte, der leider inzwischen uns und der Wissenschaft allzu früh entrissene Theodor Creizenach. Wie er in der letzten Sitzung der zwei im Vorjahre geschiedenen Veteranen der germanistischen Philologie gedachte, der Greise

*) S. Osthoff und Brugman, morphologische Untersuchungen, Bd. I, S. 238 ff. Anm.

Digitized by Google

Philipp Wackernagel und Ludwig Ettmüller, dachte er wol nicht, dass das heimtückische Leiden, dessen traurige Spuren sich an seiner schwarzverbundenen Hand zeigten, ihn so bald aus der Mitte seiner Studien fortreissen würde, und dass er sein uns im heiteren Kreise gegebenes Versprechen, hier in Gera wieder mit uns zusammenzuwirken, nicht würde erfüllen können. Inzwischen hat einer der berufensten Vertreter der zwei Richtungen, welche in unserer Section seit Jahren so glücklich vereint sind, der leider auch heute nicht unter uns anwesende Hofrath Professor Dr. Bartsch, der es sicher lebhaft bedauerte, dass unter der Zahl der ihm zu seinem Doctorjubiläum am 12. März dieses Jahres Gratulierenden gerade Creizenach fehlen musste, dem Verewigten einen warm geschriebenen Nachruf in der Gegenwart (Nr. 5) gewidmet, der die wesentlichsten Momente seines Lebens und seiner literarischen Thätigkeit liebevoll besprach und die kurze Notiz der Kurz'schen Literaturgeschichte (IV, 247) und der Frankfurter Didaskalia ergänzte. Creizenach starb am 6. December 1877; ihm war, noch ehe das Jahr 1877 abschloss, in England ein bedeutender Forscher auf dem Gebiete englischer Philologie vorangegangen, Thomas Wright, der, an der Grenze von Wales um 1810 geboren, in Cambridge studierte und schon früh in Fraser's Magazine, wie in der Foreign Quarterly Review antiquarische Gegenstände behandelte. Er war einer der Gründer der Camden Society und der British Archaeological Institution und wurde 1842 korrespondierendes Mitglied des Institut de France. Während er nur ein Originalwerk geschrieben hat, das, in französischer Sprache verfasst, den Titel: „Coup d'oeil sur les progrès de la littérature anglo-saxonne en Angleterre, Paris 1836" trägt, sind seine Ausgaben alter Autoren sehr zahlreich und zum Theil werthvoll, so Chaucer, Piers Ploughman, Early English poetry 1836, Early mysteries 1838, Queen Elisabeth and her times, vor Allem Reliquiae antiquae (1839—43), Treatises of science und Political songs.

England verlor in demselben Jahre auch einen vielgenannten Romanschriftsteller, Samuel Warren, geb. 1807 in Racre, Denbigh, welchen seine seit 1828 in London betriebene juristische Praxis nicht gehindert hatte, eine grosse Anzahl Romane zu schreiben, von denen The Passages from a diary of a late physician 1830, und Ten thousand a year (1839—41) die bekanntesten sind, — während jenseits des Oceans John Lothrop Motley (geb. 1814 in Dorchester in Massachusetts), besonders bekannt durch seine 1856 in London veröffentlichte History of the rise of the Dutch Republic, 1861 Gesandter in Wien, im 63. Jahre starb.

Auch Frankreich sah seinem Thiers († 5. Sept. 1877) einen nicht unbedeutenden Historiker bald in das Grab nachfolgen, den Verfasser der seit 1868 in 5 Bänden veröffentlichten Histoire de Napoléon I., Pierre Lanfrey, welcher, 1828 in Chambéry geboren, Jura studierte, sich aber seit 1857 durch philosophische und historische Studien bekannt gemacht hatte, unter denen l'Église et les philosophes du XVIII. siècle, un Essai sur la Révolution française 1858, l'Histoire politique des papes 1860 und Études et portraits politiques seinem Hauptwerke vorangingen.

Unter seinen literarisch bedeutenderen Landsleuten, welche noch im gleichen Jahre ihrer Thätigkeit entrissen wurden, ist hier noch zu nennen: François Buloz, in Vulbens bei Genf 1803 geboren, der 1831 die Revue des Deux Mondes gründete, welcher er seit 1850 das Annuaire des Deux Mondes anhängte. Er verstand es, als langjähriger Leiter dieser Zeitschrift sie auf die Höhe zu bringen, welche ihr als einer der ersten unter

Digitized by Google

allen lange allgemein und unbestritten zuerkannt wurde. Ihm folgte ferner Henri Bonaventure Monnier, welcher 1799 in Paris geboren, erst Schreiber, dann Maler war, 1830 aber mit einem Schlage seinen Ruf durch das Buch: Scènes populaires dessinées à la plume begründete, dessen Hauptfiguren Joseph Prudhomme und Madame Gibou als echte Vertreter des französischen Spiessbürgers typisch geworden sind. Andere Scènes populaires, les Bourgeois de Paris 1854, la Religion des Imbéciles und vor Allem les Mémoires de Joseph Prudhomme 1857, erweiterten das Ansehen des populären Autors, der auch sprachlich wegen der Fixierung des Pariser Volksdialektes von Wichtigkeit ist.

Wie er ein echtes Pariser Kind, starb auch Theodore Barrière (geb. 1823) in demselben Jahre, nachdem er seit 1842 allein oder im Vereine mit Lambert Thiboust u. A. über 50 Theaterstücke geschrieben hatte, welche mehr oder weniger bedeutenden Erfolg erzielten und lange das Repertoir beherrschten, — so z. B. die Filles de Marbre 1853, la vie de Bohème, le Piano de Berthe, les Faux Bonshommes u. A.

Spanien verlor in derselben Zeit seine begabteste Romanschriftstellerin, die gleich Hartzenbusch deutschem Blute entstammte, Fernan Caballero. Cecilia Böhl de Arron (geb. 1797 in Morges in der Schweiz), die Tochter des um die spanische Literatur hochverdienten Böhl de Faber († 1836), veröffentlichte eine grosse Zahl Romane, welche gleich den Relaciones y Cuadros de costumbres überaus lebenswahre und anmuthige Schilderungen des spanischen Volkslebens sind und weit über die Grenze ihres Vaterlandes hinaus ihren Namen berühmt gemacht haben. (Vergl. Europa 1877, 52 und Magazin für die Litteratur des Auslandes 1877, 38; Ebert, Jahrbuch 1859, 258 ff. und P. Heyse, Böhl und seine Tochter, im Litteraturblatt des deutschen Kunstblattes, Mai 1859.)

Das neue Jahr sah vierzehn Tage, bevor am 16. Januar Bernhard Schmitz in Greifswald den Tag feierte, an welchem er im Jahre 1852 als Lector der neuern Sprachen an der Universität angestellt war, den Mann in das Grab sinken, dessen Biographie ich Ihnen in kurzen Zügen vorzuführen denke, den Belgier Charles Grandgagnage. Ihm folgten von bedeutenderen Vertretern der Wissenschaft im April der streitbare Hallenser Leu, der alte Professor Heinrich Leo (geb. zu Rudolstadt am 19. März 1799), welchem die Gegenwart im Mai einen höchst unparteiisch gehaltenen Artikel widmete — und leider am 30. Juni nach längerer Krankheit, einem seit 1876 eingetretenen Herzleiden mit Wassersucht, welche keine Aussicht auf Besserung zuliess (vergl. Illustrirte Zeitung 1411 und 1837 über sein Leben und seine Schriften), Friedrich Diezens hervorragender Landsmann, Friedrich Ludwig Carl Weigand, dessen Tod die so sehnlich erstrebte Vollendung des Grimm'schen Wörterbuches wol wieder in weitere Ferne hinausrücken wird. Geboren am 18. Nov. 1804 in Unterflorstedt bei Friedberg, studirte er erst Theologie in Giessen (1830), wurde Lehrer an der Realschule in Michelstedt im Odenwald, 1837 an der zu Giessen, begann 1849 daselbst Vorlesungen als Privatdocent, wurde 1851 Professor extraordinarius und 1855 Director der Realschule. Seit 1865 wurde er auf Antrag der germanistischen Section ordentlicher Professor unter Belassung seines Directorgehaltes als Zuschuss zu seinem Gehalte an der Universität; von 1857 bis 1870 edierte er sein vorzügliches deutsches Wörterbuch in 2 Bänden als dritte völlig umgearbeitete Bearbeitung des Schmitthenner'schen Werkes, in dessen Vorrede er 1857 schrieb: „Im Angesichte des emporsteigenden Domes (des Grimm'schen Wörterbuches) an dem von Grund auf neu erstehenden Gebäude mein Zelt aufzuschlagen, gebricht mir weder Muth noch Lust, wenn

Digitized by Google

jene grossen Meister freundlich auf dasselbe blicken und beifällig zuwinken." Vor Allem zeichnet dieses Werk die stete Berücksichtigung der Sprachgeschichte und die sorgfältige Prüfung und Verwerthung der Angaben älterer Grammatiker und Lexicographen aus. Eine 4. Bearbeitung war 1876 vollendet, und eine 5., die, wenn sie auch noch den Namen einer solchen trug, doch in Wahrheit Weigands eigenes, ganz vom ursprünglichen abweichendes selbständiges Werk war, folgte 1877 in ihrem ersten Bande, dessen Fortsetzung er leider nicht mehr liefern sollte.

Dazu dass jenes Werk seines grossen Landsmannes Jakob Grimm seit 1852 „mit stolzer Sicherheit und Festigkeit fortschritt", half auch er energisch, indem er, nachdem Band 1 bis Biermolke, 2 bis Dwatsch, 3 bis Forsche von den ursprünglichen Begründern vollendet war, neben dem die 2. Abtheilung des 4. Bandes und den 6. seit 1867 bearbeitenden Moritz Heyne, und dem K im 5. Bande seit 1873 bewältigenden Hildebrand, die erste Hälfte der ersten Abtheilung des 4. Bandes, in deren Anfang Jakob Grimm beim Artikel Frucht abgerufen war, in 4 Heften weiter förderte, während Hildebrand diesen Abschnitt bis Gefolgsmann zu Ende führte. Auch sein seit 1825 vorbereitetes „Wetterauisches Idiotikon" hat er leider nicht vollenden können; nur die Besprechung von 61 wetterauischen Wörtern im Intelligenzblatt für die Provinz Oberhessen (1844, Nr. 95—1846, Nr. 61) und der Aufsatz über Judenwörter in der Wetterau (in derselben Zeitung 1846, 73 u. 74) sind davon veröffentlicht und lassen auf das tiefste bedauern, dass der gelehrte Verfasser nicht die letzte Hand hat an das Werk legen können. Aus seinen vielen neuern Arbeiten sei hier noch erwähnt: die kleine Stillehre, welche er für die 14. Auflage des Schlez'schen Denkfreundes lieferte; die Vorrede zur 2. Auflage des Schmeller'schen Wörterbuches mit der gemüthlichen Schilderung des Verkehrs beider Gelehrten; das 1840—43 in Mainz erschienene Wörterbuch der deutschen Synonymen; das 1853 publizierte Werk über die Oberhessischen Ortsnamen; zahlreiche Aufsätze in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum und in anderen ähnlichen Blättern. Sein letztes Werk war der Abschnitt über Voss' deutsche Studien in der Herbst'schen Biographie des Dichters. Auch Gedichte in Wetterauischer Mundart existieren von ihm, deren eines vom Volke häufig gesungen wird.

Eine in den Zeitungen verbreitete Nachricht, wonach die germanistische Wissenschaft schon am 6. März durch einen andern harten Schlag betroffen sein sollte, beruhte auf einem Missverständnisse, da der an jenem Tage in Baden-Baden verstorbene Professor Willmanns nicht der jugendliche Germanist, sondern der Strassburger Jurist G. Willmanns gewesen war.

Ein tüchtiger Spezialforscher und Kenner auf dem Gebiete des Niederdeutschen aber, der seit der Begründung der Niederdeutschen Gesellschaft für ihre Zwecke äusserst thätig gewesen war und seit 30 Jahren an einem Lexicon des westfälischen Dialektes arbeitete, zu welchem Kuhn ihn 1850 und J. Grimm 1857 speziell angeregt hatten, Friedrich Woeste in Iserlohn, geboren am 15. Februar 1807 zu Hemer in der Grafschaft Mark, wurde am 7. Januar 1878 abberufen. Das Correspondenzblatt des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung vom 5. Juli, wie die Jahresversammlung des Vereins zu Göttingen am 11. Juni gedachten ehrend seiner nicht unbedeutenden Verdienste um die Studien dieses beschränktern Kreises, welche ein aus der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins entnommener Nekrolog von W. Crecelius (Düsseldorf 1878. 18 S. 8.) des Weiteren bespricht.

Digitized by Google

Auf der Schule zu Barmen, Elberfeld und Halle vorgebildet, studirte er am letztern Orte seit 1826 Theologie, wurde aber 1838 in Iserlohn Privatlehrer, welche Stellung er bis an sein Ende beibehielt. Er lehrte Französisch, Englisch, Italienisch, später Holländisch, Dänisch, Schwedisch und auch Spanisch. 1848 edirte er „Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark", später auf Kuhns Anregung „Westphälische Sagen", wie er auch viele Beiträge zur Germania, zur Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, zu Mannhardts, Frommanns, Höpfners und Wagners Zeitschriften lieferte. 1871 erschien von ihm „Iserlohn und Umgegend, Beiträge zur Ortsnamendeutung, Ortsgeschichte und Sagenkunde"; und auch in niederdeutscher Dichtung versuchte er sich nicht ohne Erfolg.

Mit ihm berührte sich in der Liebe zur niederdeutschen Sprache, welcher besonders seine 1878 in Braunschweig erschienenen „Plattdütsche Vertelln un Rimels" zu danken sind, ein Mann, der mit dem feinsten Verständnisse in seinem langen Leben die verschiedenartigsten Erzeugnisse ausländischer Literaturen durch vorzügliche Uebertragungen den Deutschen näher gebracht hat — der am 4. April in Dresden verstorbene Graf Wolf Baudissin, der als ältester Sohn eines höhern sächsischen Offiziers am 30. Januar 1789 in Kopenhagen geboren, seit seinem zwölften Jahre in Berlin besonders durch Ancillon mit französischer Literatur vertraut wurde, in Kiel und Göttingen Philologie studierte und nach kurzer Unterbrechung seiner Lieblingsbeschäftigungen durch die ihm wider Willen aufgezwungene diplomatische Laufbahn, seit dem Beginne des Wiener Congresses sich dauernd, und seit 1827 in Dresden wohnhaft, literarischer Thätigkeit hingab. Sein bedeutender Antheil an der sog. Schlegel-Tieck'schen Shakespeare-Uebersetzung, den ein von Lindau verfasster Artikel der Gegenwart Nr. 16 (1878, pg. 248) in das rechte Licht zu stellen bemüht ist, und der sich auf 13 von ihm übersetzte Dramen erstreckt, seine Verdeutschung von „Ben Jonson und seine Schule", seine Bearbeitung von Hartmanns Iwein, von Wirnt von Grafenbergs Wigalois, die Uebertragung von José Quintana's Lebensbeschreibungen berühmter Spanier und vor allem seine im Alter von 76 Jahren begonnene und meisterhaft ausgeführte Molière-Uebersetzung in 3 Bänden (1865—66) sicherten ihm schon einen bedeutenden Platz in der Geschichte der neuern Philologie, und in seinem 86sten Jahre hat der jugendliche Greis, der inzwischen das originelle Dichtertalent von François Coppée zuerst in Deutschland weiter bekannt gemacht hatte, noch 2 starke Bände dramatischer Sprichwörter von Carmontel und Leclercq und 2 Jahre darauf 6 ältere und neuere italienische Dramen in vorzüglicher Uebertragung veröffentlicht. Näheres über ihn als Schriftsteller und als Mensch geben der oben erwähnte Aufsatz von Lindau und ein Nekrolog von Hermann Hettner in der deutschen Rundschau vom Juni.

Weiter sei in dieser kurzen nekrologischen Uebersicht noch erwähnt, dass der besonders für französische Literatur und Stylistik tüchtige Professor Dr. A. Peschier in Tübingen, der Verfasser der Causeries, des Esprit de la Conversation und besonders des Dictionnaire des langues française et allemande (Stuttgart 1862) und des Supplément au Dictionnaire de Mozin (Stuttgart 1859) — in Tübingen, dem Orte langjähriger Thätigkeit starb, und am 9. Juni 72jährig zu Berlin der Dr. Wollheim da Fonseca aus Hamburg, Sohn einer Portugiesin und eines jüdischen Handelsmannes, lange im Orient, vor 25 Jahren Privatdozent in Berlin, auch eine Zeit lang Theaterdirektor in Hamburg,

Digitized by Google

der auf den verschiedensten Gebieten durch Herausgabe von Grammatiken der holländischen, dänischen, neugriechischen, schwedischen, portugiesischen und spanischen Sprache, von Wörterbüchern, Werken über Literatur und Mythologie und andern Hülfsmitteln zum Studium neuerer Sprachen, zuletzt noch durch die Nationalliteratur der Scandinavier (Berlin 1875) sich einen Namen gemacht hat.

Drei Tage nach ihm starb einer der bedeutendsten amerikanischen Dichter, welcher neben Longfellow eine lange literarische Laufbahn ehrenvoll abgeschlossen hat, William Cullen Bryant in Newyork, der, wie Wenige, ein Sänger der Natur war und die von ihr erhaltenen Eindrücke in den lebhaftesten Farben schilderte. Geboren am 3. Nov. 1794 in Cummington (Massachusetts), schrieb er schon 1808 eine politische Satire, The Embargo, welche Aufsehen erregte, wurde 1815 Anwalt, 1825 aber in Newyork Redakteur, seit 1826 von der Evening Post, der er seitdem seine Hauptthätigkeit widmete. Seine Gedichte, unter welchen das 1816 veröffentlichte Thanatopsis das bedeutendste ist, und sich auch ein grösseres Werk „The Ages" im Versmasse von Childe Harold befindet, erschienen zuerst 1832, nachdem er gleich Longfellow u. A. grössere Reisen in Europa gemacht hatte. Bei der Einweihung eines Mazzini-Denkmals am 29. Mai im Centralpark erkrankt, starb er am 12. Juni. Seine im Buchhandel vorhandenen Werke sind: Letters of a Traveller; Orations and Addresses; Among the Trees; Poetical works; Letters from Spain; Song of the Lower; Story of the Fountain; Little People of the Snow; Letters from the East; Translation of the Iliad of Homer; Translation of the Odyssey of Homer; Voices of Nature.

Ihm folgte schliesslich ein anderer Dichter in das Grab, der bei seinem Volke unter den Ersten der neuern Zeit genannt wurde, Aleardo Aleardi, welcher am 17. Juli in seiner Vaterstadt Verona, wo er am 4. Nov. 1812 geboren war, im besten Mannesalter starb, neben Zendrini und Carducci gefeiert und auch im Auslande besonders durch sein Meisterwerk I sette soldati berühmt — (vgl. D. Guoli, in morte di Al. Aleardi, canto, in Nuova Antologia XIII. 2. vol. X. 75. 1878) — und einer der begabtesten Beförderer seines lange zurückgesetzten Dialektes, der gleich dem Provenzalischen in Südfrankreich jetzt in Belgien gewaltige Anstrengungen macht, sich neben dem Französischen zu staatlich anerkannter Stellung aufzuschwingen, der vlämische Dichter Frans de Cort, geboren am 21. Juni 1834 in Brüssel, längere Zeit Journalist und zuletzt Sekretär des Militärgerichtshofes in Antwerpen, der 1848, 57 und 59 Lieder herausgab, welchen 1866 Zingzang, 1868 eine andere Sammlung von vlämischen Liedern folgte, während er 1862 eine vorzügliche Uebertragung der Burns'schen Lieder veröffentlicht hatte. Er starb am 18. Januar dieses Jahres, auf das Innigste betrauert von den fast 3 Millionen Vlamen seines Vaterlandes.

Wir kommen nun endlich zu dem Landsmann des letzterwähnten Dichters, dessen Bestrebungen freilich, so sehr sie in allgemein menschlichen Dingen harmoniren mochten, auf sprachlichem Gebiete weit von denen de Cort's abwichen, ob auch der das Wallonische mit Vorliebe studirende Gelehrte sich zur vlämischen Bewegung niemals feindlich gestellt hat. Am 7. Januar 1878 starb in Lüttich Charles Grandgagnage an einer Lungenentzündung, welche ihn wenige Tage vorher auf das Krankenlager geworfen hatte. In derselben Stadt am 9. Juni 1812 geboren als Neffe des Präsidenten des Lütticher Appellationsgerichtshofes Joseph Grandgagnage, der 1797 in Namur geboren, sich beson-

Digitized by Google

ders durch seine pikanten „Voyages et aventures de Mr. Alfred Nicolas au royaume de Belgique, Bruxelles 1835, 2 vol.“ einen Ruf als humoristischer Schriftsteller erworben hatte, während er auch durch mehrere bedeutende juristische Schriften sich einen geachteten Namen auf diesem Gebiete errang, setzte er seine Studien nach absolvirter Schulzeit auf der Lütticher Universität fort und zeigte stets, wie sein College im belgischen Senate, Graf Looz-Corswarem, in der ersten der drei im Trauerhause gehaltenen Reden von ihm rühmt, Geschick, Fleiss und Intelligenz, die ihn für seine selbstgestellten Aufgaben ganz besonders befähigten. Dies waren eingehende Untersuchungen über die Sprache und Archäologie seines speziellen Vaterlandes, zu deren gründlicher Behandlung er 1856 mit einigen Genossen die Société liégeoise de littérature wallonne stiftete, deren Präsident er von 1857 bis zu seinem Tode blieb, für die er mehrere Preise zur Anfeuerung jüngerer Gelehrter aussetzte, und in der er die mannichfachsten Anregungen zu weiteren Studien gab, wie der Vicepräsident der Gesellschaft Dejardin in seiner im Namen derselben gehaltenen Rede anerkennend hervorhob. Ebenso war er längere Zeit und noch in seinem Todesjahre einstimmig wiedererwählter Präsident des von seinem Onkel und Albert d'Oltreppe de Bouvette gegründeten Archäologischen Instituts von Lüttich, dem er gleichfalls seine wärmste Theilnahme widmete, soweit seine politische Thätigkeit es ihm gestattete; er war nämlich von 1859—64 Deputirter der Stadt Lüttich und von 1871 bis zu seinem Tode ihr Vertreter im Senate und zeigte in beiden Körperschaften stets eine entschieden liberale Gesinnung. Sein Haus war für die französischen Réfugiés eine stets willkommene Stätte, wo sie bei dem Manne sich wohl und heimisch fühlten, der unter einer etwas schroffen Aussenseite das liebenswürdigste gesellige Talent verbarg und die wahre französische Causerie mit allen ihren geselligen Vorzügen zur Geltung zu bringen wusste und von seiner Gattin, einer gebornen de Schiewel, welche mit 2 Söhnen Maurice und Alexis zurückgeblieben ist, auf das Wärmste dabei unterstützt wurde. Aber auch in weiteren Kreisen fand er Anerkennung, und seine bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen trugen ihm den ungetheiltesten Beifall von Diez, Littré, Pott, Diefenbach, Gaston Paris u. A. ein, wie er von verschiedenen Fürsten ausgezeichnet wurde; so vom Herzoge von Coburg-Gotha, der ihn zum Ritter des Ernestinischen Hausordens ernannte, und vom Könige der Belgier, der ihm ausser dem Orden des Albert le Valeureux das Kreuz des Leopoldordens verlieh und in einem eigenen Schreiben der Wittwe sein Beileid über den Verlust des Gatten aussprach.

Seine Werke sind: 1) die 1845 erschienenen Wallonades, die mir leider nicht näher bekannt geworden sind; 2) de l'origine des Wallons (Lüttich 1852); 3) Vocabulaire des noms wallons d'animaux, de plantes et de minéraux (2. éd. Lüttich 1857), worin er auf 36 p. Lexikonformat die Hausthiere, Jagdthiere, Vögel, Fische, Reptilien und Insekten, Bäume, Pflanzen und Mineralien nach einander mit ihren wallonischen Namen durchging und sich im Anschlusse über eine alte wallonische Urkunde „die lettre des Venalx v. J. 1317“ des Weitern ausliess, in welcher weitere derartige Namen vorkommen; 4) Extraits d'un dictionnaire wallon-français composé en 1783 par Augustin François Villers de Malmédy, Liége 1865, 71 Seiten, mit vielen Zusätzen und Verweisungen auf G.'s grösseres Werk; 5) Vocabulaire des noms des lieux de la Belgique orientale (1859); 6) Versions wallonnes de la parabole de l'Enfant prodigue, Lüttich 1870, ein Auszug aus dem Bulletin der Lütticher Gesellschaft, worin auf 155 Seiten diese Parabel in 57 verschiedenen Patois

Digitized by Google

Belgiens mitgetheilt wird; endlich 7) sein Hauptwerk: Dictionnaire étymologique de la langue wallonne (Liége 1845—50), welches nach kurzer Einleitung über die angewandte Orthographie den Wortschatz der wallonischen Sprache mit etymologischen und sprachvergleichenden Notizen zusammenstellen sollte und im I. Theile auf 320 Seiten bis zum Schluss von H kam, an den sich noch 38 Zusätze anschlossen. Der II. im Jahre 1850 begonnene Theil gab erst auf 38 Seiten neue Zusätze zum ersten und dann auf 178 Seiten die Fortsetzung desselben bis zum Worte *oûteleû*.

Leider liess ihn seine allzugrosse Bescheidenheit, welche auch ihn oft in seinen Stellungen als Vorsitzender der obengenannten Gesellschaften veranlasste, seine berechtigte Kritik in die mildeste Form zu kleiden, an den für die Vollendung des Werkes vollständig gesammelten Materialien stets noch weiter feilen, bis ihn der Tod überraschte; doch hat er für die Drucklegung, wie mir seine Wittwe am 11. Februar schrieb, ein ansehnliches Vermächtniss ausgesetzt, und der von ihm zur Herausgabe ersehene und wie Wenige dazu berufene Gelehrte, der Bibliothekar Scheler, hat die Uebernahme dieser theuern Pflicht zugesagt. Hoffen wir, dass er seine Zusage recht bald erfüllen und damit dem um die philologische Behandlung seines heimischen Dialektes so hochverdienten Manne ein Denkmal setzen wird aere perennius!"

Der Archivar E. Wülcker macht darauf eine kurze Mittheilung über das von ihm nun allein herausgegebene hoch- und niederdeutsche Wörterbuch, das in kürzerer Fassung weiter erscheinen soll, da die entsprechenden Partien des Grimm'schen Wörterbuches viel vollständiger gearbeitet seien als die ersten. Die Fortsetzung wird ungefähr denselben Umfang haben als die schon erschienene Abtheilung.

Dann beginnt er seinen Vortrag „über die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache". Er geht aus von den Worten Luthers: „Ich rede nach der sechsischen cantzlei, welcher nachfolgen alle fürsten und könige in Deutschland; alle reichsstedte, fürstenhöfe schreiben nach der sechsischen vnd vnsers fürsten cantzeley. Darumb ists auch die gemeinste deutsche sprache. Kaiser Maximilian vnd churfürst Friderich, hertzog von Sachsen, haben im römischen reiche die deutschen sprache also in eine gewisse sprach zusammengezogen." Er glaubt, diese Worte aus dem von ihm benutzten archivalischen Material erklären und als zutreffend erweisen zu können. Er charakterisirt darauf die von ihm in Frankfurt a. M. und in Weimar benutzten Quellen, definirt den Begriff Kanzleisprache als eine neben der Volksmundart von den Schreibern traditionirte Sprache, deren Charakteristik sich nicht aus der Syntax und dem Wortschatze, sondern nur aus der Laut- und Flexionslehre geben lasse. Zunächst gibt er einen Ueberblick über die Entwicklung des Deutschen in der kaiserlichen Kanzlei. Mit Ludwig dem Baier fangen die Urkunden an, in grösserer Zahl deutsch zu werden, der kaiserlichen Kanzlei folgen schnell die übrigen, 1330 ist in Binnendeutschland durchaus die deutsche Sprache an die Stelle der lateinischen getreten. Die kaiserliche Kanzlei Ludwigs schloss sich in der Wahl des Deutschen wie der sprachlichen Gestalt an die herzoglich bairische Kanzlei an. Ludwigs Kanzlei schreibt oberbairisch, also es ist noch keine über den Mundarten stehende Sprache im Gebrauch, ebenso wenig bei den Luxemburgern, die österreichisch schreiben, und bei Ruprecht, der den pfälzer Dialekt beibehält. Dagegen bildet sich unter Karl IV. in Prag eine conventionelle Schreibweise auf Grund des hier herrschenden österreichischen

Digitized by Google

Dialekts, die man eine Schriftsprache nennen darf. Sie ist geeignet, die Grundlage zu einer allgemeinen dentschen Schriftsprache zu bilden, da sie die dem mittlern Deutschland unverständlichen Eigenthümlichkeiten des Oberdeutschen abgestossen hat, wie das *ch* oder *kch*. Dagegen ist *d* regelmässig zu *t* verschoben, *a*, *i*, *u* ist festgehalten, *î* und *û* meist zu *ei* und *au*, *iu* (*ü*) meist zu *eu* geworden, *uo* zu *û*, *ie* schwankt mit *î*. Der Umlaut ist nur bei *â* und *a* durchgeführt. Die alten Mediae *g* und *b* sind meist unverschoben. Die Sprache war somit für Mitteldeutschland gleich verständlich als für Oberdeutschland. Es bildete sich schon unter Karls IV. Regierung das Bewusstsein in Deutschland, dass die Sprache der kaiserlichen Kanzlei die eigentliche Sprache der Kaiserurkunden sei, es finden sich daher Versuche, z. B. eines Rheinländers, diese Sprache nachzuahmen, wenngleich bei der geringen Kenntniss jener Sprache höchst unglückliche. Daneben finden sich jedoch noch Kaiserurkunden im Heimathdialekte des Gebietes, wo sie abgefasst sind.

Ebenso steht es unter Wenzel, der seines Vaters Kanzlei übernimmt. Die Absetzung Wenzels und die Hussitenkriege stellen diese Errungenschaft wieder in Frage, und Ruprecht schreibt pfälzisch. Aber es folgt wieder ein Luxemburger, und Sigmunds Dialekt steht dem der Prager Kanzlei sehr nahe. Dem Dialekte Sigmunds nah verwandt ist der Albrechts. Mit Friedrich III. treten zunächst Eigenthümlichkeiten des steirischen Dialekts auf, doch bald bequemt sich seine Kanzlei der als hergebracht geltenden Mundart des Kaisers, was bei der nahen Verwandtschaft des Steirischen und Oesterreichischen nicht schwer war. Während seiner Regierung dringt auch das Bewusstsein durch, dass diese Kanzleisprache die kaiserliche, höfische sei, es finden sich daher nur noch Kaiserurkunden in dieser Sprache. Man musste sich also eine genaue Kenntniss derselben angeeignet haben.

Diese Sprache hat Maximilian übernommen, er hat sie auch in die Niederlande eingeführt, und sie ist stehend für alle Urkunden nnd Erlasse des Königs, mögen sie in Deutschland oder den Niederlanden ausgestellt sein.

Der Vortrag wendet sich nun zur sächsischen Kanzlei. In den Ländern der Albertinischen und Ernestinischen Linie herrscht das Mitteldeutsche, nur die Nordgrenze greift in das niederdeutsche Gebiet bei Belzig. Die Mundart in den meissnischen und thüringischen Urkunden ist wenig verschieden, das Abwerfen des infinitivischen *n* scheint dem meissner Hofe unbekannt zu sein.

Als Friedrich der Sanftmüthige sich von Wilhelm trennte, herrschte das Mitteldeutsche in den Urkunden, das Thüringische hält sich in Wilhelms Kanzlei bis 1482. Dagegen unter Ernst und Albrecht zeigt die in Dresden residirende Nebenlinie nm dieselbe Zeit vollkommen andere Lautverhältnisse: *i* und *u* sind festgehalten, statt *î* und *û* steht *ei* und *au*, für *û* = *iu*, *eu* oder *au*, der Umlaut findet sich bei *a*, *â* und *au*; *ie* tritt wieder ein, *ei*, *au* bleiben diphthongisch; die Media *d* ist regelmässig verschoben und oft *b* bes. im Anlaute. Es sind also c. 1470 die mitteldeutschen Formen verdrängt und ersetzt durch solche, die mittel- und oberdentsches Gemeingut waren. Natürlich zeigen zunächst die Urkunden noch Schwanken, das in der kursächsischen Kanzlei nach dem gleichzeitigen Sprachgebrauche der kaiserlichen Kanzlei geregelt wurde. So wurde die kursächsische Kanzleisprache der kaiserlichen ähnlich, jedoch nicht gleich. Es fand dasselbe Verhältniss statt als heute bei der mundartlich gefärbten Rede gegenüber der Schrift. Diese

Digitized by Google

Sprache wurde zunächst nur im officiellen Verkehr, nicht für private Verhältnisse angewandt.

Nach der Theilung des Landes im Jahre 1485 wurde Torgau die Hauptstadt der Ernestiner, und 1486 folgten die Herzöge Friedrich und Johann, welche die väterliche Kanzlei übernahmen. Die Schreibung derselben blieb nun massgebend für Thüringen, Kursachsen und Osterland. In Thüringen ist der Wechsel der Sprache ein sehr plötzlicher. Friedrichs des Weisen Nachfolger haben Nichts mehr an dieser Sprache geändert. Durch Luther wurde sie auch in den Privatverkehr eingeführt.

Luthers Urtheil ist somit richtig, die Kanzleisprache vereinigt Ober- und Niederländer, die Erfinder sind allerdings andere als Maximilian und Friedrich der Weise, aber beide sind die Hauptvertreter derselben.

In der sich anschliessenden Debatte spricht sich Dir. Stier dahin aus, dass Brück nördlicher läge als Belzig, in Wittenberg sei 1416 noch niederdeutsch geschrieben. Vermuthlich sei das Mitteldeutsche durch die Ascanier in diese Gegenden eingedrungen. — Prof. Sievers meint, es habe im Verkehr eine Mischung der Dialekte stattgefunden, so seien in Halle die Schöffenbücher, worauf Winter hinweise, niederdeutsch abgefasst mit Anlehnung an die Sprache des Magdeburger Schöppenstuhls. — Dr. Wegener weist darauf hin, dass Winter jene Thatsache aus der Niederlassung Magdeburger Patricierfamilien in Halle erklärt, was ihm ohne Beispiel in der Sprachgeschichte zu sein scheine. Er glaubt vielmehr, dass Halle ursprünglich dem niederdeutschen Sprachgebiete angehört habe. — Prof. Paul theilt diese Ansicht und fügt hinzu, dass Mansfeld nachweislich niederdeutsch gewesen sei.

Nach einigen weiteren Bemerkungen über diesen Punkt wird die Tagesordnung dahin geändert, dass zunächst dem Dr. Wegener das Wort ertheilt wird. Dieser stellt bezüglich des Antwortschreibens des Reichskanzleramtes betreffs Unterstützung der Zeitschrift für deutsche Dialekte den Antrag: da das Reichskanzleramt nur abgelehnt habe, die Frommann'sche Zeitschrift zu unterstützen, weil es jene Art von Publicationen nicht für geeignet halte, zur wissenschaftlichen Erforschung der Dialekte zu führen, so möge die Section eine Commission unter Vorsitz des Prof. Sievers ernennen, welche der nächsten Philologenversammlung den Plan einer Reihe streng wissenschaftlich und einheitlich gearbeiteter Dialektgrammatiken zur Beförwortung an das Reichskanzleramt vorlegen sollte. Der Antrag wird angenommen, in die Commission werden Prof. H. Paul in Freibnrg, Prof. W. Braune in Leipzig, Dr. J. Winteler in Burgdorf und Dr. Ph. Wegener in Magdeburg gewählt.

Darauf folgt der Vortrag des Prof. Mahn über Erklärung dunkler deutscher Wörter aus dem Celtischen. Dass die Celten den Germanen vorausgegangen seien, beweisen die Völkerschichtung und die geographischen Namen. Aber auch andere Wörter des deutschen Wortschatzes seien dem Celtischen entlehnt, wie schon vom Vortragenden an 7 Wörtern zu Rostock gezeigt sei. So seien eine Reihe von Thiernamen aus dem Celtischen zu erklären: *Habicht* bedeute „der nette, saubere Vogel“ (altir. *cobet*); *Bock* sei aus dem Romanischen und hier aus dem Celtischen entlehnt und bedeute „Stoss“; *Grille* vom cymr. *gril* zirpen; *Hahn* vom celt. *can* — sei der singende Vogel, es stamme nicht vom lat. *can-o*, das Celtische liege viel näher. — Pflanzen: *Tanne* aus brit. *tan* Eiche; *Binse* eig. Sumpfpflanze; *Roggen* eig. das Röthliche, cym. *rhyg-e*; *Besen* eig. Birke. —

Digitized by Google

Andere Worte: *Rock* aus cymr. *croc* = Haut, Fell, die ersten Röcke seien Thierfelle gewesen; *Krug* eig. Eimer, Gefäss; *Bruk*, cymr. *brug* = Wald, Gebüsch, daher Ortsnamen wie Düsternbrok; *brödil* st. *brugil*, Brühle in den Städten sind alte Wiesen; *Wiese*, celt. *uis* = Wasser; *alb* aus celt. *alb* = Berg, eig. der Berggeist, von diesem Stamme auch lat. *albus*, *Alba-Longa* die Stadt auf langem Berge. — Es seien also besonders concrete Wörter entlehnt, kein Zeitwort, kein Adjectivum finde sich.

Hierzu bemerkt Prof. Steinthal, die Möglichkeit solcher Entlehnungen sei entschieden zuzugestehen auf einem occupirten Boden wie Deutschland, doch sei es sehr schwer, im einzelnen Falle zu entscheiden, ob das Wort Lehnwort sei, oder ob nur der Stamm im Deutschen verloren gegangen sei, wie bei Hahn, Rock. — Dass der Begriff „weiss" entlehnt sei, scheine ihm vollkommen undenkbar, die Farbenbezeichnungen seien ja allerdings ursprünglich sehr wenig differencirt, aber schwarz und weiss seien so elementare Vorstellungen, nämlich als dunkel und hell, dass eine jede Sprache ihr Wort dafür gehabt haben müsste; ausserdem sei die Ableitung der weissen Farbe vom Schnee der Berge doch gar zu unwahrscheinlich. Alb lasse sich richtiger und besser mit dem ind. Ṛibhu in Verbindung bringen. — Hierauf entspinnt sich eine Debatte zwischen den Professoren Mahn, Steinthal, Sievers und Dir. Stier.

Darauf wird die diesjährige germanistisch-romanistische Section vom Vorsitzenden für geschlossen erklärt.

Digitized by Google

IV. Kritisch-exegetische Section.

1. Dr. C. Prien, Professor aus Lübeck, Vorsitzender.
2. Dr. W. Studemund, Universitäts-Professor aus Strassburg, Schriftführer.

Mitglieder:

3. Schnippel, Dr., Oberlehrer. Oldenburg.
4. Zacher, Dr., Privatdoc. Halle.
5. Kohlmann, Dr. Eisleben.
6. Ascherson, F., Dr. Berlin.
7. Buchholtz, H., Dr., Oberlehrer. Berlin.
8. Conradt, Dr., Oberlehrer. Stettin.
9. Hornung, Dr., Oberlehrer. Brandenburg.
10. Prinz, R., Dr. Breslau.
11. Kvíčala, Joh., Dr., Professor. Prag.
12. Meister, Richard, Dr. Leipzig.
13. Linker, Gustav, Dr., Professor. Prag.
14. Siegfried, Ernst, Dr. Berlin.
15. Jaehkel, Georg, Dr. Zeitz.
16. Ziemer, Hermann, Dr. Colberg.
17. Müller, K. K., Dr. Würzburg.
18. Schwenke, P., Dr. Greifswald.
19. Heydenreich, Eduard, Dr. Freiberg i. S.
20. Prenss, Emil, Dr. Leipzig.
21. Bechert, Malwin, Dr. Leipzig.
22. Brugman, Oscar, Dr. Leipzig.
23. Bosse, Hilmar, Dr. Leipzig.
24. Müller, H. J., Dr. Berlin.
25. Schaefer, H. Hannover.
26. Jordan, Dr. Wernigerode.
27. Bernardakis, Gregorius N., Dr. Griechenland.
28. Klussmann, Ernst, Dr., Prof. Rudolstadt.
29. Stier, Gymn.-Director. Zerbst.
30. Barsian, C., Dr., Professor. München.
31. Blass, Dr., Professor. Kiel.
32. Votsch, Dr. Gera.
33. Blümner, Dr., Professor. Zürich.
34. Peter, Dr., Professor. Meissen.
35. Redslob, E., Dr. Weimar.
36. Grahl, W. Greiz.
37. Wolff, Dr. Gera.
38. Gropius, Gymn.-Lehrer. Weilburg.
39. Tschiersch, Dr., Oberlehrer. Luckau.
40. Francke, Dr. Treptow a. Rega.
41. Lothholz, Director. Stargard i. P.
42. Richter, E. A., Dr., Gymn.-Dir. Altenburg.
43. Frohwein, Dr., Professor. Gera.
44. Nitzsche, R., Dr., Professor. Altenburg.
45. Hachtmann, Dr., Oberlehrer. Seehausen i. A.
46. Büttner, Dr. Gera.
47. Hirschfelder, Dr., Professor. Berlin.
48. Klein, Dr. Brandenburg a. H.
49. Tröbst. Hameln.
50. Westphal, Dr. Freienwalde a. O.
51. Witten, Dr. Erfurt.
52. Genther. Wittenberg.
53. Klussmann, R., Dr. Gera.
54. Menge, Dr. Sangerhausen.
55. Rudolph, Dr. Berlin.
56. Heller, Dr. Berlin.
57. Schneider, Dr., Professor. Gera.
58. Dinter, Dr., Professor. Grimma.
59. Klussmann, Max, stud. phil. Strassburg.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 1. October, Morgens 8—10 Uhr.

Herr Bernardakis stellt folgende Conjecturen auf:

1) Sophocles Oed. Col. 362 soll statt des schon von Anderen beanstandeten τροφήν geschrieben werden κρυφήν (vgl. Oed. Col. 218 κατακρυφάν) = „Zufluchtsort". Die Verderbtheit von τροφήν erkennen die Herren Prinz, Kvíčala und Prien an; ersterer aber trägt Bedenken, ein neues Wort in die verderbte Stelle hineinzuconjiciren; der zweite hält die Stelle für schwerer corrumpirt, zumal da τροφή sich in der Nachbarschaft des

Digitized by Google

Verses auffallend häufig finde, auch müsse κρυφή wol aktivisch „das Verbergen“ bedeuten (vgl. 218 das aktivische κατακρυφά); der dritte verlangt eine Emendation nach Buchstabenähnlichkeit, unter Bezugnahme auf eine Fülle solcher Verderbnisse im Codex Laurentianus des Sophocles.

2) Sophocles Oed. Col. 380. 381 soll geschrieben werden:

ὡς αὐτὶκ' Ἄργος οἱ τὸ Καδμείων πέδον
τιμῇ καθέξον ἢ (oder καὶ oder κεἰς) πατρὸς θρόνον βιβῶν

(vgl. Oed. Col. 375 f.). Herr Kvíčala bemerkt, dass die Schreibung οἱ (380) statt ἢ schon Bergk empfohlen hat und bezweifelt die durch die Bernardakis'sche Aenderung herbeigeführte Construction in V. 381; Herr Blass hält die Metapher πρὸς οὐρανὸν βιβῶν für haltbar und aus der Analogie der Ausdrucksweise in Aeschylos' fragm. Niob. 154 (Nauck) erklärbar.

3) Sophocles Oed. Col. 813 soll geschrieben werden:

μαρτύρομαι τοῦσδ', οὐ σέ, προσθέτους φίλους.

Herr Kvíčala nimmt Anstoss an dem Zwischentreten des den Gegensatz bezeichnenden οὐ σέ zwischen die zusammengehörenden Worte τοῦσδε und προσθέτους φίλους.

4) Thucyd. 5, 111 soll geschrieben werden: περὶ πατρίδος βουλεύεσθε ἀσφαλείας πέρι, καὶ ἐς μίαν βουλὴν τυχοῦσάν τε καὶ μὴ κατορθώσασάν ἐστε (= „dass eure Existenz auf einem einzigen .... Beschluss beruht“), obwol schon der Scholiast ἣν μιᾶς πέρι gelesen hat. Herr Kvíčala weist εἰμὶ εἰς τί in dieser Bedeutung als unmöglich zurück.

5) Plutarch. Conviv. sept. sap. c. 2 pag. 147d soll geschrieben werden: γεωργοῦ γὰρ κνίδας (statt ἀκρίδας) καὶ ὀνωνίδας (so schon Dähner statt ὄρνιθας) ἀντὶ πυρῶν καὶ κριθῶν συγκομίζειν ἐθέλοντος. Dieser Conjectur wird nicht widersprochen.

6) Diog. Laert. vita Xenoph. soll geschrieben werden:

Ἀσθενική τε λόγων δυὰς ἡ τριὰς ἡ ἔτι πόρσω,
οἵους Ξεινοφῶν δεῖτ' Αἰσχίνου οὐκ ἐπὶ μισθῷ
γράψαι.

Herr Blass weist diese Conjectur zurück, zumal da bei Diogenes in der Vita des Aeschines der Schluss dieser Worte allein (ohne οἵους [resp. οἷος] Ξεινοφῶν), und in der Lesart mit der Ueberlieferung in der Vita Xenoph. übereinstimmend wiederholt sei; dieses Stück allein würde nach der Bernardakis'schen Emendation dem Diogenes den erforderlichen Beleg nicht geliefert haben, im Gegentheil ganz unverständlich gewesen sein.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, Nachmittags 4—6½ Uhr.

Herr Ernst Klussmann conjicirt bei Cicero de Oratore I § 86 quaerebat cur prooemiis et epilogis et DC huiusmodi nugis — sic enim appellabat — referti essent eorum libri (die Hss. haben: cur *de* prooemiis et *de* epilogis et *de* huiusmodi etc.). An der Ueberlieferung festzuhalten rathen die Herren Sorof (welcher die Construction refertum esse *de* aliqua re für möglich hält), Bursian (welcher die Ueberlieferung als in freierer Ausdrucksweise dasselbe, wie wenn etwa ein *praeceptis* vor dem ersten *de* stände, bedeutend ansieht), Dinter (welcher auf den Parallelismus mit dem § 85 extr. und auch hinter der in Frage stehenden Stelle vorkommenden gehäuften *de* aufmerksam macht). Herr Kvíčala

Digitized by Google

dagegen will entweder die Klussmann'sche Conjectur annehmen oder vor dem ersten *de* den Ausfall eines Wortes annehmen; Herr Linker endlich schlägt vor zu schreiben: cur de prooemiis et de epilogis et DC huiusmodi etc.

Herr Gropius behandelt darauf in ausführlicher Erörterung Apollonius Rhodius IV 1031. 1032. Seine Auseinandersetzung war etwa folgende:

Apoll. Rh. Δ 1031 sq. lauten nach den Handschriften im Wesentlichen so:

ὑμέων ὦ περὶ δὴ μέγα φέρτατοι ἀμφί τ' ἀέθλοις
οὕνεκεν ὑμετέροιειν ἀτύζομαι κτλ.

Die bisherigen Erklärungsversuche von Brunck, Wellauer u. a. genügen in keiner Weise: daher hat Merkel in seiner Ausgabe den Text durch eine Conjectur zu heilen versucht, indem er für οὕνεκεν einsetzte: ὡν κάμον. Aber auch dieser Versuch der Schwierigkeit abzuhelfen hat das Richtige kaum getroffen: man weiss nicht, wovon der Genitiv ὑμέων abhängen und was eigentlich durch τὲ mit einander verbunden werden soll; denn dass ἀτύζομαι zuerst mit ὑμέων und dann auch noch mit ἀμφὶ ἀέθλοις zu verbinden sei, ist unwahrscheinlich. Vielmehr scheint es nöthig hier eine Lücke anzunehmen, durch deren Ausfüllung wir einen Ausdruck erhalten müssten, von welchem der Genitiv ὑμέων abhängen könnte, und dann ein Satzglied, welches dem nachfolgenden ἀμφὶ ἀέθλοις οὕνεκεν ὑμετέροιειν ἀτύζομαι coordinirt wäre, so dass es mit diesem durch τὲ verbunden werden könnte. Den Gedankenzusammenhang denke ich mir so: Medea bittet die Gefährten Jasons um Hilfe, indem sie sagt: „Euch, meine Theuersten, bitte ich mir beizustehen, weil ihr mich an diesen Ort geführt und weil ich um eurer Kämpfe willen in Sorge bin."

Um die Statuirung einer Lücke wahrscheinlich zu machen, betrachten wir die Ueberlieferung der ganzen Stelle Apoll. Rhod. IV, 852—1729.

Die wichtigste Handschrift für die Kritik des Apoll. Rhod. ist bekanntlich der Cod. Laur. XXXII, 9. Derselbe besteht aus Quaternionen. Von diesen enthält der 9. die Verse IV, 1058—1729, und zwar ist die Vertheilung derselben auf die einzelnen Blätter eine derartige, dass durchschnittlich 42 Verse auf jede Seite kommen: nämlich

pag.	1.	adv.	enthält	IV, 1058—1098	= 41 Verse.
„		av.	„ „	1099—1115	= 17 „
„	2.	adv.	„ „	1116—1147	= 32 „
„		av.	„ „	1148—1175	= 28 „
„	3.	adv.	„ „	1176—1217	= 42 „
„		av.	„ „	1218—1259	= 42 „
„	4.	adv.	„ „	1260—1301	= 42 „
„		av.	„ „	1302—1343	= 42 „
„	5.	adv.	„ „	1344—1385	= 42 „
„		av.	„ „	1386—1427	= 42 „
„	6.	adv.	„ „	1428—1497	= 70 „
„		av.	„ „	1498—1559	= 62 „
„	7.	adv.	„ „	1560—1603	= 44 „
„		av.	„ „	1604—1645	= 42 „
„	8.	adv.	„ „	1646—1687	= 42 „
„		av.	„ „	1688—1729	= 42 „

Digitized by Google

Die auffallend kleine Zahl von 17 Versen auf der Rückseite des 1. Blattes erklärt sich dadurch, dass auf derselben zwischen 1099 und 1100 noch 25 durchstrichene Verse stehen, nämlich Vers 1125—1149, die durch ein Versehen des Abschreibers zu früh abgeschrieben worden waren. Rechnet man diese 25 Verse zu jenen 17 hinzu, so erhält man die Summe von 42 Versen, also dieselbe Zahl, die wir fast auf allen übrigen Seiten vorfinden.

Anders ist das Verhältniss bei Blatt 2 und Blatt 6, von denen das erstgenannte im ganzen nur 60 Verse enthält, während sich auf dem zuletzt genannten die merkwürdig hohe Zahl von 132 Versen vorfindet.

Was zunächst Blatt 6 anlangt, so finden wir in der Merkel'schen Ausgabe die Bemerkung von Keil „Schedae 6 adv. et av. versus eam manum, quam secundam dixi, prae se ferunt", d. h. anders ausgedrückt: das ganze Blatt 6 ist von der 2. Hand beschrieben oder: das von der 1. Hand beschriebene Blatt ist von der 2. Hand entfernt und durch ein neues ersetzt, doch wol, weil die Fehler, die der Schreiber der 1. Hand begangen, zu erheblich waren, als dass sie auf demselben Blatte hätten verbessert werden können.

Dadurch erfahren wir zugleich, weshalb Blatt 3 und Blatt 6 nicht, wie man erwarten sollte, zusammenhängen, sondern, wie Keil sagt, „simplices" sind.

Auf gleiche Weise erklärt sich der Mangel des Zusammenhangs zwischen Blatt 2 und Blatt 7, die Keil ebenfalls als simplices bezeichnet und die eigentlich auch mit einander zusammenhängen müssten. Von Blatt 2 nämlich sagt Keil: „nova scheda inserta iustus ordo restitutus est": d. h. das alte, von der 1. Hand beschriebene Blatt 2 ist wegen einer darauf vorgekommenen Unordnung von der 2. Hand entfernt und durch ein neues ersetzt, auf dem die Unordnung verbessert wurde.

Welcher Art muss wol diese Unordnung gewesen sein, dass die 2. Hand durch sie veranlasst werden konnte, jene zwei Blätter ganz zu entfernen und durch neue zu ersetzen? Ich vermuthe, es hat auf Blatt 2 eine Anzahl von Versen gestanden, die erst zwischen Blatt 5 und Blatt 7 ihren richtigen Platz gehabt hätten, und umgekehrt haben auf Blatt 6 dieselben Verse gefehlt. Ich möchte nämlich behaupten, dass auf dem alten Blatt 2 und ebenso auf dem alten Blatt 6 (wie auch sonst auf jeder Seite) 41 bis 44 Verse gestanden haben: das wären in Summa 164 bis 176 Verse; 167 aber erhalten wir, wenn wir von den 192 Versen, die auf den neuen Blättern 2 und 6 enthalten sind $(32 + 28 + 70 + 62)$, die 25 abziehen, welche, wie wir oben sahen, von der 1. Hand irrthümlich bereits auf Blatt 1 niedergeschrieben worden waren. Rechnen wir danach 82 bis 88 Verse auf Blatt 2, so müssten dort 47 bis 53 Verse mehr gestanden haben, als wir auf dem neuen Blatt 2 finden; denn hier haben wir ausser den 25 Versen (1125—1149), welche auf dem alten Blatt 2 nicht standen, weil sie schon auf Blatt 1 niedergeschrieben waren, nur noch $\left.\begin{matrix} 1116-1124 = 9 \\ \text{und } 1150-1175 = 26 \end{matrix}\right\} = 35$ (+ 47 bis 53 = 82 bis 88 Verse).

Auf Blatt 6 würde dann dieselbe Summe von Versen weniger gestanden haben, das gäbe 132 — 47 bis 53 = 79 bis 85. Nun sollte aber jede Seite mindestens 41 Verse enthalten, also würde das Minus auf Blatt 6 und das Plus auf Blatt 2 höchstens 50 Verse betragen dürfen. Es müsste also 47 bis 50 betragen.

Um zu ermitteln, welche Verse es waren, die auf Blatt 6 fehlten und auf Blatt 2 an falscher Stelle waren, und wie es gekommen, dass dieselben an die verkehrte Stelle gerathen sind, müssen wir Folgendes beachten:

Digitized by Google

1) Der Schreiber der 1. Hand hat Vers 1125—1149 vor Vers 1100—1124 abgeschrieben, d. h. er hat 25 Verse zu früh und 25 zu spät abgeschrieben.

2) Zu Blatt 7 des vorhergehenden Quaternio finden wir die Keil'sche Bemerkung: „In scheda VIII 7 av. post v. 851 errore vv. 952 ad 975 posita, postea autem deleta sunt et in nova scheda inserta ea, quae omissa erant simul cum eis, quae praemature usque ad extremam illam paginam scripta erant, suum locum occupant..... omnia autem ea manu, quam secundam dixi, scripta sunt". — Also auch hier waren von der 1. Hand Verse ausgelassen worden, die nachher von der 2. Hand mit Zuhilfenahme eines neuen Blattes zugefügt worden sind: nur ist hier das von der 1. Hand beschriebene Blatt nicht entfernt worden, sondern einfach ein neues eingelegt, so dass der 8. Quaternio jetzt nicht aus 8, sondern aus 9 Blättern besteht. Die Zahl der ausgelassenen Verse beträgt 100, d. h. 4×25.

3) Vorhin hatten wir berechnet, dass auf dem ursprünglichen Blatt 2 47 bis 50 Verse zu viel und auf dem ursprünglichen Blatt 6 dieselben 47 bis 50 Verse zu wenig gestanden haben müssten: d. h. die Zahl der an falsche Stelle gerathenen Verse betrug ungefähr 2×25.

Dieses wiederholte Auftreten der Zahl 25 hat mich auf die Vermuthung geführt, dass in derjenigen Handschrift, welche dem Schreiber der 1. Hand vorgelegen hat, jede Seite 25 Verse enthalten habe. War dies der Fall, dann lassen sich die besprochenen Correcturen im Cod. Laur. ohne besondere Mühe erklären. Man braucht nämlich nur anzunehmen, dass in 2 Quaternionen jenes Cod. prototypus sich die Blattlagen zum Theil aufgelöst hatten. Dann hat vielleicht die 1. Hand jene 100 Verse (852—951) nur deshalb nicht aufgenommen, weil sie dieselben in der ihr vorliegenden Handschrift, in welcher sie ehemals vier aufeinanderfolgende Seiten eingenommen, nicht mehr an ihrer Stelle vorgefunden. Dann hat sie vielleicht jene 25 Verse 1125—1149 deshalb vor 1100—1124 niedergeschrieben, weil das Blatt, dessen Vorderseite 1100—1124 enthielt, während auf der Rückseite 1125—1149 standen, von dem Blatt, mit dem es früher zusammengehangen, losgerissen war, so dass man Rückseite und Vorderseite leicht miteinander verwechseln konnte. Dann lässt sich auch ermitteln, welches die Verse waren, die von ihrer richtigen Stelle fort sich auf Blatt 2 verirrt hatten.

Wenn es nämlich wahr ist, was ich behauptet, dass irgend ein Blatt des Prototypus Vers 1100—1149 zum Inhalt gehabt habe und alle übrigen Blätter derselben Handschrift je 50 Verse, so müssen auf dem 1. der nächsten Blätter gestanden haben: Vers 1150—1199

2. „ „ „ „ „ „ 1200—1249
3. „ „ „ „ „ „ 1250—1299
4. „ „ „ „ „ „ 1300—1349
5. „ „ „ „ „ „ 1350—1399
6. „ „ „ „ „ „ 1400—1449
7. „ „ „ „ „ „ 1450—1499
8. „ „ „ „ „ „ 1500—1549.

Nun begann aber das ursprüngliche Blatt 2 mit Vers 1116, denn Blatt 1 schliesst mit 1115. Darauf folgten 1117—1124, denn diese füllten in Gemeinschaft mit 1100—1116 die Vorderseite jenes einen losgerissenen Blattes des Prototypus. Ferner endigte Blatt 2 mit Vers 1175, denn Blatt 3 beginnt mit 1176, und die Verse 1175—1199 füllten die

Digitized by Google

Rückseite eines Blattes des Prototypus. Zwischen Vers 1124 und 1175 aber war noch Raum für 82 bis 85 — (9 + 1) = 72 bis 75 Verse. Da nun Vers 1125—1149 bereits auf der Rückseite des 1. Blattes standen, also für Blatt 2 nur Vers 1150—1174 übrig waren, so fehlen uns noch 47 bis 50 Verse, d. h. ungefähr 2 Seiten des Prototypus. — Diese müssen hergenommen werden von dem, was auf dem neuen Blatt 6 steht, d. h. aus den Versen 1428—1559. Nun stand aber am Anfange des alten Blattes 6 Vers 1428—1449, denn Blatt 5 schliesst mit 1427 und Vers 1425—1449 fanden sich auf einer Seite des Prototypus zusammen. Am Ende des alten Blattes 6 aber standen Vers 1550—1559, denn Blatt 7 beginnt mit Vers 1560 und auf der Seite des Prototypus, auf welcher 1559 stand, standen ausserdem auch noch Vers 1550—1558. Demnach müssen wir die fehlenden Verse für unser altes Blatt 2 suchen zwischen Vers 1449 und 1550. Diese 100 Verse nun füllten, wie wir vorhin gesehen, grade 2 Blätter des Prototypus. Ist es da nicht erlaubt anzunehmen, dass 50 von ihnen auf Blatt 2, die andern 50 auf Blatt 6 gestanden haben?

Wenn ich nun annehme, es seien die ersten 50 gewesen, die auf Blatt 2 standen, also 1450—1499, so müsste die 1. Hand beim Abschreiben die 300 Verse zwischen 1149 und 1450 übersprungen haben; das wären grade 6 Blätter des Prototypus. Daraus möchte ich schliessen, dass das vielerwähnte Blatt, dessen Rückseite von der 1. Hand vor der Vorderseite abgeschrieben worden, im Prototypus das 1. Blatt eines Quaternio gewesen sei, dessen 8. Blatt die Verse 1450—1499 enthalten habe. Wie leicht konnte es dann geschehen, wenigstens wenn sich Blatt 8 im Laufe der Zeit von Blatt 1 losgelöst hatte, dass der Abschreiber zuerst die Rückseite des 1. Blattes, dann dessen Vorderseite, hierauf sogleich Blatt 8 und dann erst Blatt 2, 3, 4 u. s. w. abschrieb.

War aber das Verhältniss ein solches, dann lagen zwischen dem letzten der von der 1. Hand ausgelassenen Verse 852—951 und dem 1. Blatte des nachfolgenden Quaternio die Verse 952—1099, d. h. 148 Verse oder 6 Seiten weniger 2 Verse. Fehlten diese 2 Verse nicht, so würden die Verse 852—951 grade die mittelsten beiden Blätter eines Quaternio gebildet haben, welche bei dem Zustande, in welchem sich der Cod. Prototypus befunden haben muss, wenn meine Ausführungen richtig sind, leicht verloren gehen konnten. Darum stehe ich nicht an, anzunehmen, dass im Prototypus der 1. Hand des Laurentianus zwischen 951 und 1100 zwei Verse gestanden haben, welche der Abschreiber bei seiner Arbeit übersehen. Diese zwei verlorenen Verse kann man um IV, 1031. 1032 herum vermuthen.

Herr Linker schlägt vor Verg. Aen. II, 274 fg. statt

Ei mihi, qualis erat, quantum mutatus ab illo
Hectore qui redit exuvias indutus Achilli

zur Vermeidung des unerträglichen Praesens redit und zugleich zur Besserung des Rhythmus des zweiten Hexameters zu schreiben:

Ei mihi, qualis erat, quantum mutatus ab illo,
qui rediit ⟨magni⟩ exuvias indutus Achilli.

Dem widersprechen die Herren Kvíčala, Studemund, Stier und E. Klussmann.

Herr Linker schlägt vor, Horaz satir. I 6, 13 statt

unde Superbus
Tarquinius regno pulsus fugit, unius assis
non umquam pretio pluris licuisse

Digitized by Google

mit Entfernung des Glossems *Tarquinius* zu schreiben:

Rex regno pulsus fugit, *non* unius assis
Hinc umquam pretio etc.

Dem widersprechen die Herren Cauer, Blass, Stier.

Herr Kvíčala macht den Herrn Zacher im Anschluss an dessen Vortrag in der allgemeinen Sitzung darauf aufmerksam, dass er zweckmässig die neuesten Forschungen Christ's auf verwandtem Gebiete berücksichtigt haben würde.

Herr Conradt entwickelt seine Ansicht über die zahlenmässige Grundlage im Plane des Prometheus des Aeschylus etwa in folgender Weise:

Ueber die zahlenmässige Grundlage im Plane des Aeschyleischen Prometheus.*)

Ich weiss wohl, meine Herren, dass eine gewiss nicht kleine Anzahl von Ihnen mir mit Misstrauen oder gar Widerstreben auf ein Gebiet folgt, auf dem mehrfach haltlose und sich von der Ueberlieferung fast loslösende Combinationen versucht worden sind. Ich will deshalb vorausschicken, dass ich erstens dem überlieferten Texte gegenüber eine conservative Stellung einnehme und zweitens zu einer Lösung der hierhergehörigen Fragen auf einem neuen, eigenen Wege gekommen zu sein glaube, von dem es mir ausser Frage scheint, dass er eine ernstliche Prüfung verdient.

Ich bedaure aber, dass es mir unmöglich geblieben ist, an Sie eine grössere Anzahl von Texten zu vertheilen: die bestellten Exemplare sind ausgeblieben. Dieser Umstand und die Kürze der Zeit, die ich für meinen Vortrag übrig behalten habe, werden mich nöthigen, vielfach Begründungen, namentlich in Bezug auf die Verstheilung lyrischer Partieen, fortzulassen.**)

Nachdem Prometheus allein auf der Bühne zurückgeblieben ist, beginnt er einen Bühnengesang (V. 88—127 bei Dindorf, dessen Recension ich durchgehends zu Grunde lege), dessen merkwürdige metrische Bildung nicht mir zuerst aufgefallen ist. Er besteht nämlich aus drei Strophen, bis V. 100, dann bis V. 113, dann bis V. 127, die zwar nicht nach demselben metrischen Schema gebildet sind, aber doch in so bedeutenden Beziehungen übereinstimmen, dass diese Aehnlichkeit einer bewussten Absicht des Dichters zuzuschreiben unumgänglich scheint. Die erste Gruppe besteht aus 13 Zeilen, von denen die ersten 5 Trimeter, die folgenden 8 die Glieder eines anapästischen Hypermetrons, der eine ein Monometer, die übrigen Dimeter sind. Die zweite Gruppe besteht ebenso aus 13 Zeilen, aber lauter iambischen Trimetern; doch diese sind in ganz unzweideutiger Art durch das Abbrechen der Rede nach V. 105 mit den Worten: ἀλλ' οὔτε σιγᾶν etc. in zwei Gruppen von 5 und 8 Zeilen zerlegt, so dass die nahe Verwandtschaft der Bildung dieser Gruppe mit der der ersten kaum zweifelhaft bleibt. Die dritte Gruppe endlich scheint die Sicherheit der angestellten Betrachtung aufs beste zu vervollständigen. Denn

*) Der Vortrag, der weder angemeldet noch vorbereitet war, wurde durch eine freundliche Anregung veranlasst und ist erst nach Monaten aufgeschrieben worden, so dass auf wörtliche Genauigkeit kein Anspruch gemacht werden kann.

**) Eine eingehendere Untersuchung des metrischen Planes des Prometheus und der Perser des Aeschylus und der Electra des Sophocles wird in der nächsten Zeit bei Weidmann in Berlin erscheinen.

Digitized by Google

lassen wir die einleitenden Interjectionen bei Seite, so haben wir abermals 13 Zeilen, die abermals zu 5 und 8 gegliedert sind. Dass die letzten 8 Zeilen diesmal wieder von den Gliedern eines anapästischen Hypermetrons wie in der ersten Gruppe gebildet sind, macht die Aehnlichkeit mit dieser unverkennbar, und doch sind die ersten 5 Verse nicht alle Trimeter wie dort, sondern der erste ist hier baccheisch:

τίς ἀχὼ, τίς ὀδμὰ προσέπτα μ' ἀφερτὴς,

und der dritte, von Dindorf ohne Grund geändert, ist dochmisch-päonisch:

ἵκετο τερμόνιον ἐπὶ πάγον.

Wenn also hier zwei lyrische Verse in die Stelle von Trimetern eingerückt sind, so werden wir uns auch wohl damit zufrieden geben können, dass in der zweiten Gruppe 8 Trimeter in die Stelle von 8 anapästischen Zeilen getreten sind.

Dass alles dies dem Dichter, als er sich das metrische Schema entwarf, in das er hineincomponiren wollte, bewusst gewesen ist, scheint mir sicher. Doch mag man auch nur einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zugestehen, immer wird dies eine Stelle sein, auf die eine Untersuchung fussen kann und der es alle Consequenzen abzugewinnen lohnt. Das sind nun folgende. Zunächst steht fest, dass der Dichter jedes Glied eines anapästischen Hypermetrons, selbst den Monometer, als eine volle Zeile in Rechnung stellt. Zweitens, dass er eine lyrische Zeile so gut wie einen Trimeter eben als eine Zeile rechnet. Drittens, dass Interjectionen wie hier V. 114 ἀ, ἀ, wie Dindorf, oder ἀ ἀ ἔα ἔα, wie der Mediceus hat, ausserhalb des Verses stehen und dann nicht mitzählen können. Viertens, dass für gewisse Verhältnisse der antiken Compositionsweise der Begriff der Responsion nicht ausreicht, sondern auch, wenn wir z. B. an die Ersetzung von 8 anapästischen Zeilen durch 8 Trimeter denken, von Versgruppen die Rede sein muss, die, an Reihenzahl übereinstimmend, als ähnliche, aber nicht gleiche Glieder im Plane des Gedichtes auftreten. Ich meine, besonders das Wort Responsion für diese Verhältnisse sei schädlich: es fordert uns nur auf die beiden Sätze unter einander zu betrachten und lässt unberücksichtigt, wie sie zum Ganzen stehen.

Bis hierher glaube ich nichts gesagt zu haben, was die Sache in einen neuen Gesichtspunkt stellte. Jetzt aber möchte ich einen wichtigen Schritt weiter thun. Die Okeaniden, deren Erscheinen in der dritten vorher besprochenen Gruppe schon angekündigt wird, begrüssen Prometheus. Sie singen eine lyrische Strophe, Prometheus ein anapästisches Hypermetron von 8 Zeilen, wenn wir auch hier von dem einleitenden αἰαῖ αἰαῖ (so Dindorf; αἰ, αἰ, αἰ M) absehen. Dann singt der Chor die Gegenstrophe, Prometheus wieder 8 anapästische Zeilen, diesmal ohne Interjection. Wie wäre es, wenn sich hier dieselbe Gruppirung wie vorher wiederholte, die lyrische Strophe jedesmal 5 Zeilen enthielte und sich mit den angehängten Anapästen zu einer Gruppe von 13 Zeilen ergänzte? Nun bedaure ich lebhaft, dass es mir hier nicht verstattet ist, den Nachweis zu führen, dass diese ionisch-choriambische Strophe in der That 5 Zeilen enthält; es liegen der metrischen Bildung die auch sonst auftretenden choriambischen Vier- und Fünfzeilen zu Grunde.*)

Gehen wir weiter. Der Chor singt eine neue lyrische Strophe, Prometheus 12 ana-

*) Es sei mir erlaubt, nachträglich wenigstens das kurz hinzuzusetzen, dass nach meiner Ansicht die erste Zeile bis πτερύγων, die 2. bis πατρώας, die 3. bis αὖραι, die 4. bis μου, die 5. bis zum Schlusse reicht.

Digitized by Google

pästische Zeilen*), der Chor die Gegenstrophe, dann Prometheus 7 anapästische Zeilen. Dass die Sätze des Prometheus hier an Ausdehnung nicht übereinstimmen, hat zu vielen Bedenken und Aenderungsversuchen Veranlassung gegeben; ich glaube, völlig mit Unrecht. Die letzten 7 Zeilen gehören gar nicht mehr unserm Chorgesange an, sondern leiten die folgende Trimeterscene ein, wie oft klarer an andern Stellen, wo keine eingestreuten Anapäste voraufgehen, die Verwirrung in die metrische Auffassung hätten bringen können.

Die lyrische Strophe β enthält 8 Zeilen nach Dindorfs Messung; doch ich halte diese in den letzten 3 Zeilen für unrichtig, deshalb weil Aeschylus logaödische Kola von 4 und noch weniger solche von 3 Tacten nie als selbständige Zeilen verwendet. Zeit und Ort zwingen mich auch hier, den Nachweis schuldig zu bleiben; aber die Richtigkeit dieser Behauptung angenommen ist die drittletzte und die letzte Zeile Dindorfs unmöglich, die Theilung anders vorzunehmen, und zwar so, dass aus den letzten 3 Versen Dindorfs zwei werden und die ganze Strophe so 7 Zeilen bekommt. Dann besteht die zweite Hälfte des ganzen Chorgesanges (Strophe β, anap. Mesodos, Antistr. β) aus 7, 12, 7 = 2 × 13 Zeilen.

Auf die vorher schon erwähnten, die nächsten Trimeter einleitenden 7 anapästischen Zeilen folgt die Aufforderung des Chors: πάντ' ἐκκάλυψον — λόγον, dann in zwei Trimetern (197 und 198) die Zustimmung des Prometheus. Die 7 anapästischen Zeilen und diese 6 einleitenden Trimeter machen zusammen wieder 13 Zeilen.

Es ist augenscheinlich, dass mit V. 199 die zusammenhängende Erzählung des Prometheus beginnt, an die sich von V. 242 an ein Gespräch zwischen den Okeaniden und Prometheus schliesst. Mit V. 276 schliesst dies; weiterhin folgen anapästische Hypermeter. Hier haben wir also einen Punkt, von dem wir mit Sicherheit behaupten können, dass er einen Abschnitt abschliesst. Also zählen wir bis hierher: von V. 199—276 sind 78 Trimeter, d. h. 6 × 13 Zeilen.**)

Ich bitte Sie jetzt, die folgenden Verse überzuschlagen und mir zu gestatten, zunächst über den auf den Eintritt der Io (V. 561) folgenden Abschnitt einige Bemerkungen zu machen. Io tritt auf mit einem anapästischen Hypermetron von 6 Zeilen, auf das ein responsionsloser Satz folgt, der bei Dindorf, abgesehen von den einleitenden Interjectionen ἀ ἀ, 8 Zeilen bildet; aber nach meiner vorher schon ausgesprochenen Behauptung kann V. 572 ἀλλ' ἐμὲ τὰν τάλαιναν nicht selbständig sein; ich kann daher dieser Gruppe nur 7 Zeilen, d. h. mit den einleitenden Anapästen zusammen nur 13 Zeilen zuerkennen.

Es folgt eine lyrische Strophe der Io, dann 4 Trimeter des Prometheus, dann

*) Man rechne es mir nicht zum Vorwurfe, dass ich auszuführen unterlassen habe, mit welchem Rechte man die Abtheilung in M zu 11 Zeilen verlassen hat.

**) Ueber diese 6 × 13 Zeilen lachten einige meiner Zuhörer. Es sei mir gestattet, den Stoff dazu durch eine Ergänzung zu vermehren. Das ganze Stück beginnt mit Ia) 35, b) 52 (= 4 × 13) Trimetern; dann folgen IIa) die drei besprochenen Gruppen zu 13 Zeilen bis V. 127, d. h. 39 Verse. Dann b) der Chor bis V. 185, wie gezeigt = 52, d. h. 4 × 13 Zeilen. c) überleitend V. 186—198 13 Zeilen, d) V. 199—276 78 Trimeter, d. h. 6 × 13. Dann folgen weiter, um in Bausch und Bogen alles bis zum nächsten Chor zusammenzufassen, IIIa) V. 277—396 121 Zeilen (mit Dindorf das Hypermetron V. 277—283 zu 8 Zeilen gerechnet); wenn wir hierzu die unter Ia ausser Beziehung zur Gliederung nach der Grundzahl 13 gelassenen 35 Zeilen hinzuzählen, kommen heraus 156, d. h. 12 × 13 Zeilen. IIIb) Chor, V. 397—435 bei Dindorf 25 Zeilen, nach meiner Ansicht 26.

Zusammen V. 1—435 erster Haupttheil des Dramas, 4 × 104 Verse.

Digitized by Google

die Antistrophe. Auch für die Zeilenabtheilung dieser lyrischen Abschnitte bin ich gezwungen, es bei Behauptungen zu lassen: nämlich dass Aeschylus weder einzelne Dochmien noch dreitactige iambische oder trochäische Kola als selbständige Zeilen ausser in Klageanapästen auftreten lässt. So komme ich dazu, anzusetzen: Strophe 11 Zeilen, 4 Trimeter, Gegenstr. 11 Zeilen, zusammen 26.

Ich würde diese Behauptungen hier nicht vorgebracht haben, wenn sie mich nicht zu der Trimeterpartie hinleiten sollten, die jetzt folgt. Man hat schon längst bemerkt, dass die folgende Dialogpartie sehr merkwürdig ebenmässig gegliedert ist. Prometheus hat zuerst 4 Trimeter, dann folgt eine von 2 Trimetern der Io eingeleitete Stichomythie von 7 Trimetern, dann eine gleiche wieder von 2 Trimetern der Io eingeleitete Stichomythie von 7 Trimetern, schliesslich 4 Trimeter des Chors. Also folgende künstliche Dialogform, bei der Gedanke an Zufall doch ausgeschlossen ist: 4, 2 + 7, 2 + 7, 4.

Ist es nun an sich befremdend, dass einige Kritiker in dem Bestreben, möglichst lange und ununterbrochene Stichomythieen herzustellen, diesen symmetrischen Bau durch Tilgung des ganz unverdächtigen Verses 623 haben beseitigen wollen, so darf ich hoffen, dass auch mein Widerspruch dagegen schon einige Bedeutung durch die unbestreitbare Thatsache erlangt hat, dass jede der beiden Gruppen 13 Trimeter enthält.

Von V. 635 an folgt die Aufforderung des Prometheus an die Io, die Ursache ihres Irrsinns zu erzählen und die Erzählung selbst. Man wird nicht bestreiten, dass diese mit V. 686 schliesst und dass wir hier ohne Furcht, eine Willkürlichkeit zu begehen, einen Abschnitt machen können. Von V. 635—686 sind 52, d. h. 4 × 13 Verse.

Weiterhin hat der Chor einen lyrischen Satz, von 8 Zeilen bei Dindorf; doch ἔα, ἔα in der ersten Zeile wird ausser dem Verse stehen und dann V. 1 und 2 zusammen päonisch-dochmisch als eine Zeile gemessen werden müssen:

⏑⏑⏑–, ⏑⏑–, ⏑–⏑⏑–*)

Die Messung und Schreibung der 5. und 6. Zeile bei Dindorf, πήματα etc., ist viel besprochen und viel bestritten. Ueberliefert ist ἐμάν erst am Ende des Satzes hinter ψυχάν, so dass schon die Ueberlieferung mit Nachdruck darauf hinweist, beide Zeilen zu einer zu verbinden; ohne weiter auf meine metrische Auffassung der Stelle einzugehen, glaube ich also mit Grund schon jetzt als wahrscheinlich behaupten zu können, dass der ganze lyrische Satz 6 Zeilen enthält. Die folgende Trimetergruppe bis zum Verse 741, wo wir wieder unbestreitbar das Recht haben, einzuschneiden, umfasst 46 Zeilen, mit jenen 6 lyrischen zusammen wieder 52. Ich bemerke hier, zugleich nachträglich für alle übrigen grösseren Trimeterpartieen, dass diese in sich in regelmässiger Weise gegliedert sind; ich lasse den Nachweis nur der drängenden Zeit wegen und um die Hauptsache desto unverhüllter verfolgen zu können fort.

Was von V. 742 weiter folgt, lässt sich nur bis V. 781 mit Sicherheit verfolgen, bis wohin wir 39 Verse haben; das folgende bis zum Abgang der Io verliert für uns die Beweiskraft durch die grosse Lücke nach V. 791 und sonstige Textstörungen.

Da ich zum Schluss gedrängt werde, so sei es mir nur noch verstattet, über die interessanten anapästischen Hypermeter, welche das Stück abschliessen, einige Bemer-

*) Ich hörte, wie in meiner Nähe ein Bedenken wegen des hinter φεῦ entstehenden Hiats laut wurde; es genügt aber auf Christ, Metrik S. 32 zu verweisen.

Digitized by Google

kungen zu machen. Die Systeme respondiren in der Form ΑΒΓΒΑ. Betrachten wir zunächst die Mittelgruppen ΒΓΒ; es sind 9 + 8 + 9, zusammen 2 × 13 Verse. Nun wäre es sehr erwünscht, wenn die erste und die letzte Gruppe ohne Weiteres je 13 Verse aufwiese, sie enthalten aber je 14. Jetzt steht aber die Sache so, dass nicht ich erst gegen das letzte Hypermetron gewichtige Bedenken zu erheben habe. In dem Verse 1087 στάσιν ἀντίπνουν ἀποδεικνύμενα widerspricht sowohl die contrahirte Form ἀντίπνουν im anapästischen Rhythmus als auch die Verlängerung des ι in demselben Worte vor πν im schwachen Tacttheile dem sonstigen Gebrauch der Tragiker; deshalb ist das Participium ἀποδεικνύμενα, das die Construction ohne Noth verwässert, von Dindorf gestrichen worden, so dass στάσιν ἀντίπνουν unmittelbar von σκιρτᾷ in echt äschyleischer Verbindung abhängt. Ich glaube, er hat Recht daran gethan, nur hätte er auch noch das vollständig überflüssige prosaische εἰς ἄλληλα*) streichen sollen, das mit ἀποδεικνύμενα zusammen wohl als eine Erklärung der Construction σκιρτᾷ στάσιν beigeschrieben ist.

Bilden jetzt die Worte

πνεύματα πάντων στάσιν ἀντίπνοον

eine Zeile, so umfasst das letzte System 13 Zeilen.

Nun respondirte zu ihm das erste schon von vornherein nicht genau. Dem Monometer V. 1081 müsste der Dimeter 1041 entsprechen, und die Meinungen der Gelehrten sind bisher völlig darüber auseinandergegangen, ob diese Störung der Responsion statthaft sei oder nicht. Ich glaube, dass sie bei Sätzen, die wirklich respondiren, wie die hier es offenbar sollen, die nicht bloss wie die im ersten Bühnengesange V. 93 und V. 120 auftretenden an-Ausdehnung gleiche Glieder sein sollen, nicht statthaft ist. Kurz ich meine, dass die Worte V. 1041 f.

πάσχειν δὲ κακῶς
ἐχθρὸν ὑπ' ἐχθρῶν οὐδὲν δεικές

als ein späterer Zusatz auszuscheiden sind.

Als der Vortragende hiermit nothgedrungen wegen der vorgerückten Zeit abbrach, forderte ihn Herr Prof. Studemund auf, sich kurz noch darüber zu erklären, was nach seiner Ansicht der Dichter für eine Absicht bei dieser zahlenmässig genauen Gliederung seines Dramas gehabt habe, und was sich ihm für ein Resultat für die Haupteintheilung des Dramas nach seinen grösern Abschnitten ergeben habe.

Auf die erste Frage erklärt der Vortragende, dass er den Grund der Erscheinung darin sehe, dass das Drama völlig mit Musikbegleitung aufgeführt und deshalb auch den arithmetischen Gesetzen dieser Kunst unterworfen sei; auf die zweite, dass sich ihm das Stück aus 3 Hauptabschnitten zusammensetzt, deren erster bis zum Abgange des Okeanos reiche und 4 × 104 Verse umfasse, deren zweiter die Io-Scenen enthalte und ebenso 4 × 104 Verse ergebe, deren letzter vom Abgange der Io bis zum Schluss 2 × 104 Verse enthalte.

*) Diese Worte streicht neuerdings auch van Herwerden, Jahrb. f. cl. Phil. Suppl.-Bd. X, S. 123.

Digitized by Google

V. Orientalische Section.

Die orientalische Section, bei welcher sich 33 Mitglieder eingeschrieben hatten, hielt drei Sitzungen, welche zum Theil durch die Erledigung der Jahresgeschäfte der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, deren Generalversammlung sie bildet, ausgefüllt wurden. Von Vorträgen, die gewöhnlich in der Zeitschrift der D. Morg. Gesellschaft vollständig abgedruckt werden, sind die folgenden gehalten.

Prof. August Müller aus Halle machte Mittheilungen „über die von ihm beabsichtigte Herausgabe von biographischen Quellen zur Geschichte arabischer Philosophie, Naturwissenschaft und Medicin", d. h. der zwei dem dreizehnten Jahrhundert angehörigen Gelehrtenlexica des Ibn alkiftî und Ibn Abî Uçaibiah, die zwar bisher mehrfach benutzt, aber nur in Excerpten gedruckt sind und deren Herausgabe ein dringendes Bedürfniss ist. Er berichtete über den kritischen Apparat, den er sich in möglichster Vollständigkeit zu beschaffen gesucht, speciell über die Handschriften, deren grössere oder geringere Unvollkommenheit dem Herausgeber viele Schwierigkeiten entgegengesetzt und das sonst in Betracht kommende kritische Material, beschrieb, wie weit er in der Arbeit vorgerückt sei und gab eine Charakteristik der Autoren. Er setzte auseinander, wie er sie zu behandeln gedenke, um den für die buchhändlerischen Verhältnisse der orientalischen Literatur zu grossen Umfang (seine Abschriften füllen 2000 Seiten) zweckmässig und mit Vermeidung der Wiederholungen zu reduciren. Ueber griechische Personen findet sich manches meist Anekdotenhafte, zum Theil auf spätere griechische Quellen zurückgehende; die Discussion drehte sich vornämlich darum, ob die beabsichtigte Ausschliessung dieses Elementes nicht zu widerrathen sei.

Privatdocent Leopold Schroeder aus Dorpat sprach „über die Maitrâyaṇi-Sanhitâ", die in einer bestimmten Schule gültige Recension des dritten Veda, die, bisher nur aus einzelnen Citaten bekannt, nunmehr in drei von ihm benutzten Handschriften in Europa vorhanden ist. Sie zeigt mancherlei Eigenthümlichkeiten in den grammatischen Formen und eine eigne Accentbezeichnung. Die Sprache macht den Eindruck der Alterthümlichkeit und entspricht etwa dem Kâṭhakam, so weit dies bekannt ist. Es finden sich ungefähr 300 in den Lexicis noch nicht verzeichnete Worte und Belege für bis jetzt Unbelegtes, namentlich kommen hier viele von Panini angeführte Formen vor, die bisher nicht nachzuweisen waren, wodurch für die Treue und Glaubwürdigkeit der indischen grammatischen Tradition ein neues Zeugniss gewonnen wird. Die Schule fällt mit der der Kâlâpa nahe zusammen und ist wohl mit ihr identisch; nur so erklärt sich, dass früher nur diese, später nur jene erwähnt wird, während diese verschwindet. Es zeigen sich gewisse Beziehungen der Maitrâyaṇîya zum Buddhismus; auch die Maitrâyaṇi-upanishad enthält ja buddhistische Lehren. Der Vortragende knüpfte daran, wie für

Digitized by Google

diese geschichtlich dunklen Zeiten vorläufig fast allein möglich ist, Vermuthungen über die historische Stellung der Schule: er denkt sich, dass sie dem siegreich vordringenden Buddhismus sich scheinbar accommodirt habe und eine Art Compromiss mit ihm eingegangen sei, um sich zu behaupten und von verwandter Grundlage aus ihn wirksamer bekämpfen zu können. An den Vortrag schloss sich eine Discussion, namentlich über grammatische Fragen an; es ward bemerkt, dass sich die neuen Wörter und Formen auch wohl im Kâṭhakam zeigen würden, sobald dies erst näher bekannt sei.

Prof. Schlottmann aus Halle sprach über die aegyptisch-aramaeische Inschrift von Carpentras, die schon auf der vorjährigen Versammlung Gegenstand der Verhandlung gewesen war, vertheidigte seine damalige Erklärung, suchte Metrum und Reim in der Inschrift aufzuzeigen, und verbreitete sich über die metrischen Principien, die in den verschiedenen semitischen Sprachen herrschen. Die Kürze der noch übrigen Zeit verbot eine Discussion, die vermuthlich grössere Dimensionen angenommen hätte.

Zum Schluss berichtete Lic. Hermann Guthe aus Leipzig über den Fortgang des bei der Wiesbadener Versammlung gegründeten Vereins zur Erforschung Palaestina's, welcher, soweit unsere engeren Verhältnisse es erlauben, durch Localuntersuchungen, Ausgrabungen u. dergl. mit den Bemühungen anderer Nationen wetteifern und eine wissenschaftlichere Behandlung der Forschungsergebnisse anstreben soll. Durch den Beitritt von c. 200 Mitgliedern und mehrere grössere Zuwendungen, z. B. von der österreichischen Regierung, ist ein den Fortgang sichernder Grund gelegt. Von der Zeitschrift ist ein Heft erschienen, drei andere werden noch im Laufe des Jahres ausgegeben werden. Der Verein bedarf allerdings weiterer Theilnahme und einer Vermehrung seiner Mitgliederzahl, und allen sich für den Gegenstand Interessirenden ward der Beitritt dringend empfohlen.

Digitized by Google

VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

Die constituirende Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section fand Montag, den 30. September, in der Aula der Realschule I. O. statt. Nach einer kurzen Begrüssung durch Herrn Prof. Dr. Schneider (Gera) wird Herr Realschuldirector Dr. Kiessler (Gera) zum ersten Vorsitzenden, zum zweiten Herr Prof. Dr. Liebe (Gera) gewählt, zu Schriftführern die Herren Realschullehrer Dr. Schafft und Braune (Gera). Sodann wird die Tagesordnung für die erste ordentliche Sitzung festgestellt.

Als Mitglieder der Section hatten sich eingezeichnet die Herren:

1. Dr. Bandke, Realschullehrer in Salfeld.
2. Dr. Bindseil, Oberlehrer in Schneidemühl.
3. A. Bode, Oberlehrer in Greifswald.
4. Dr. Böttcher, Realschuloberlehrer in Leipzig.
5. Branne, Realschullehrer in Gera.
6. Buchbinder, Professor in Pforta.
7. Dr. Endemann, Oberlehrer in Celle.
8. Dr. Erler, Professor in Züllichau.
9. Dr. Fleck, Gymnasiallehrer in Eisenberg.
10. Dr. Gehring, Gymnasiallehrer in Gera.
11. Dr. Goos, Realschullehrer in Northeim.
12. Dr. Heyland, Postdirector a. D. in Gera.
13. Dr. Kiessler, Director d. Realschule I. O. in Gera.
14. Dr. Krause, Prov.-Schulrath in Danzig.
15. Prof. Dr. Kübler, Director des König Wilhelms-Gymnasiums in Berlin.
16. Dr. Much, Gymnasiallehrer in Freienwalde a/O.
17. Dr. Nehring, Oberlehrer in Wolfenbüttel.
18. Dr. Fr. Regel in Jena.
19. Dr. Richter, Oberlehrer in Wandsbeck.
20. Dr. Schafft, Realschullehrer in Gera.
21. Dr. Schlundt, Oberlehrer in Greiz.
22. Dr. Schrader, Geh. Reg.-Rath in Königsberg.
23. G. Schubring, Realschullehrer in Erfurt.
24. Dr. Seelmann-Eggebert, Oberl. in Colberg.
25. A. Sonntag, Realschullehrer in Bockenheim.
26. Schulrath Dr. Stoy, Professor in Jena.
27. Prof. Dr. Tröbst in Weimar.
28. Paul Weinmeister, Oberlehrer in Leipzig (Gymn. Thom.).
29. Dr. Philipp Weinmeister, Oberl. in Leipzig (Realschule I. O.).
30. Dr. Westphal, Oberlehrer in Schleiz.
31. Dr. Worpitzky, Professor an d. Kriegs-Akademie u. Fr. Werder'schen Gymnasium in Berlin.
32. Dr. Zelle, Gymnasiallehrer in Berlin.
33. Dr. Zimmer, Professor an d. Realschule I. O. in Gera.

Eine grosse Anzahl von Herren haben unterlassen sich einzuzeichnen; doch ist constatirt, dass die Sitzungen der Section von 90—100 Theilnehmern besucht worden sind.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 1. October, Morgens 8 Uhr in demselben Locale.

Erster Vortrag von Herrn Realschullehrer Schubring (Erfurt):

Ein Anschauungsmittel für die Lehre von der Tonleiter.

Seine Vorführung graphischer Darstellungen zur Erläuterung der Lehre von den Intervallen und der Tonleiter beruht auf den bereits von Leonhard Euler in seinem tentamen novae theoriae musicae (Petropol. 1793) benutzten Logarithmen der Schwingungszahlen. Während man nämlich bei der Berechnung der Intervalle etc. die Schwingungszahlen multipliciren oder dividiren muss, braucht man bei Anwendung ihrer Logarithmen

Digitized by Google

nur zu addiren oder zu subtrahiren, je nachdem man zwei Intervalle vereinigen oder die Differenz zweier Intervalle (resp. das Intervall zwischen zwei Tönen) bestimmen will. Man kann demnach die Logarithmen der Schwingungszahlen als Maass für die Grösse der Intervalle benutzen. Es ist dabei gleichgültig, ob man absolute oder relative Schwingungszahlen verwendet, und es kommt auch nicht darauf an, welches Logarithmensystem man benutzt.

Zur graphischen Darstellung der Tonleiter zeichnet man nun eine Leiter, deren Sprossen die einzelnen Töne repräsentiren; die unterste Sprosse ist der Grundton, dessen Schwingungszahl am bequemsten = 1, dessen Logarithmus also = 0 gesetzt wird. Die Entfernungen der anderen Töne vom Grundtone sind jedesmal den Logarithmen ihrer Schwingungszahlen proportional zu machen; die Abstände der einzelnen Töne unter einander werden dann von selbst proportional den Logarithmen der Schwingungsverhältnisse für die betreffenden Intervalle.

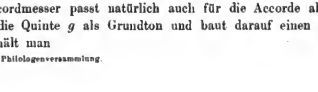
Der Vortragende legte nun zunächst als einfachste derartige Darstellung den von Opelt angegebenen Accordmesser vor (s. dessen Schriften: Natur der Musik, 1834, und Allgemeine Theorie der Musik, 1852); in dieser Scala ist das Intervall der Octave nur durch die Quinte und die Terz getheilt. Macht man die Octave von c bis c' gerade 1 Meter lang, so ergeben sich durch 2 einfache Proportionen folgende Werthe:

die grosse Terz von c bis e = 0,3219281 Meter,
und die Quinte von c bis g = 0,5849625 Meter.

Von diesen beiden Werthen braucht man für die Zeichnungen nur 3 Stellen; die Länge der andern Intervalle am Accordmesser aber findet man durch einfache Additionen und Subtractionen, nämlich

$$\text{die Quarte} = \text{Octave} - \text{Quinte} = 0{,}415,$$
$$\text{die kl. Terz} = \text{Quinte} - \text{gr. Terz} = 0{,}263,$$
$$\text{die kleine Sexte} = \begin{cases}\text{Quarte} + \text{kl. Terz}\\ \text{Octave} - \text{gr. Terz}\end{cases} = 0{,}678,$$
$$\text{die grosse Sexte} = \begin{cases}\text{Quarte} + \text{gr. Terz}\\ \text{Octave} - \text{kl. Terz}\end{cases} = 0{,}737.$$

Alle diese Zahlen sind offenbar Logarithmen im System der Basis 2; denn in diesem Systeme hat man ja für die Octave den Log. 2 = 1,000. Da der Opelt'sche Accordmesser ausser den Tönen c, e, g auch noch die Octaven derselben c', e', g' (in denselben Abständen) enthält, so kann man die genannten Intervalle sämmtlich übersehen. Stellt man ihn aber auf den Kopf und betrachtet die Marke, die vorher g' bedeutete, als Grundton, so kommt zuerst das Intervall der kl. Terz und dann erst die grosse: der Accordmesser stellt also jetzt den Mollaccord dar, wie folgende Skizze verdeutlicht:



Dieser Accordmesser passt natürlich auch für die Accorde aller anderen Töne: nimmt man z. B. die Quinte g als Grundton und baut darauf einen neuen Dur-Accord g, h, d' auf, so erhält man

Digitized by Google

für h den Werth Quinte + gr. Terz = 0,907,
für d' den Werth Quinte + Quinte = 1,170,
also für d offenbar = 0,170.

Macht man aber den Ton c' zur Quinte, so erhält man den Dur-Accord f, a, c', in welchem:

f = Octave — Quinte = 0,415,
a = Octave — kl. Terz = 0,737.

So sind die Marken für sämmtliche Töne der Durtonleiter berechnet; man hätte sie aber auch ohne weitere Rechnung durch einfache Verschiebungen des Accordmessers finden können.

In ähnlicher Weise ergeben sich die Töne der c-Molltonleiter; von dieser fehlen nämlich nur noch

es, das ist die kl. Terz von c; also = 0,263,
as, „ „ „ „ „ „ f; „ = 0,678,
b, „ „ „ „ „ „ g; „ = 0,848.

Aber auch die kleinen Intervalle, welche in der elementaren Darstellung der Lehre von der Tonleiter meist nicht beachtet werden, lassen sich durch das Prinzip der Logarithmen leicht zur Anschauung bringen. Construirt man z. B. den sogen. Quintenzirkel c, g, d, a, e, h u. s. w., so gelangt man schliesslich zu einem Tone his, welcher nur um 0,01955 . . . höher ist als das c der nächsten Octave; dieses Intervall, das sogen. „pythagoreische Komma", kommt bei dem gewählten Maassstabe noch vollkommen deutlich zur Darstellung.

Ein der Grösse nach sehr ähnliches, in der Theorie aber wichtigeres Intervall ist das sogen. „syntonische Komma"; dasselbe hat den Werth 0,01792 . . und wird auf folgendem Wege graphisch construirt: man zeichnet die Quinte des vorher gefundenen Tones d, also ein a = 0,755 (0,170 + 0,585); davon nimmt man wieder die Quinte c' = 1,340 und dessen tiefere Octave c = 0,340. Zum Ueberfluss kann man davon noch einmal die Quinte nehmen, also h = 0,925. Diese 3 Töne sind sämmtlich um das genannte Intervall höher, als die gleichnamigen Intervalle der Durtonleiter.

Wie wichtig die Unterscheidung dieser gleichnamigen Töne ist, haben in neuerer Zeit die Untersuchungen von Helmholtz gezeigt: die vorliegende graphische Darstellung unterstützt die Auffassung dieses Unterschiedes bedeutend.

In der Molltonleiter zeigt sich etwas Aehnliches: bestimmt man nämlich die Töne b, es, as nicht durch kleine Terzen, sondern durch die absteigende Quintenreihe c, f, b, es, as, so erhält man Töne, welche sich von den vorigen ebenfalls um 0,01792 unterscheiden. Während aber in der Durtonleiter die durch grosse Terzen gefundenen Töne um ein syntonisches Komma tiefer sind als die gleichnamigen durch Quinten gefundenen Töne, findet sich, dass die durch kleine Terzen gefundenen Töne der Molltonleiter um dasselbe Intervall höher sind als die gleichnamigen durch Quinten gefundenen Töne. Helmholtz unterscheidet daher die durch grosse Terzen gefundenen Töne durch unterstrichene, die mit Hilfe kleiner Terzen gefundenen durch überstrichene Buchstaben von den gleichnamigen Tönen der Quintenreihe. Zu bemerken ist, dass die Töne $\underline{a}$, $\underline{e}$, $\underline{h}$ etc., ebenso wie die Töne $\overline{as}$, $\overline{es}$, $\overline{b}$ etc. untereinander wieder jedesmal eine Quintenreihe bilden. — Auf der vorgelegten Tafel waren die Töne der drei verschiedenen Reihen auch noch durch verschiedene Farben kenntlich gemacht. Zwischen der Dur- und der Molltonleiter befand sich zum Vergleich eine Darstellung der gewöhnlichen zwölfstufigen gleichschwebend tem-

Digitized by Google

perirten Scala, bei welcher jeder halbe Ton $= \frac{1}{12} = 0{,}08333\ldots$ ist. Man sieht da z. B., dass das e der gleichschwebend temperirten Scala dem durch Quinten erreichten $\underline{e}$ näher steht, als der natürlichen grossen Terz $\underline{e}$.

Weitere Beziehungen zwischen den Tönen der verschiedenen Reihen, z. B. die fast vollständige Uebereinstimmung der Töne $\underline{his}$ und c', deutete der Vortragende nur an und zeigte dafür, wie man alle vorigen Intervalle auch auf einem Kreise zur Anschauung bringen könne, indem man die Peripherie desselben als Octavintervall betrachtet; es fällt dann allerdings die Octave c' mit dem Grundton c zusammen; das Quintenintervall beträgt dann 210° 35′, das der grossen Terz 115° 54′.

Die beiden letzten graphischen Darstellungen, die der Redner vorlegte, bezogen sich auf die Ober- oder Partialtöne; die eine zeigte dieselben in dem vorigen Maassstabe (die Octave = 1 m) nach den verschiedenen Octaven in übereinanderstehende Reihen geordnet, wie das folgende Schema zeigt:

Octave I:	1								2
Octave II:	2				3				4
Octave III:	4		5		6		7		8
Octave IV:	8	9	10	11	12	13	14	15	16
Entfernungen vom Grundton:	0	0,170	0,322	0,459	0,585	0,700	0,807	0,907	1,000
	c	d	$\underline{e}$		g		(i)	h	c'

Den Schluss des Vortrags bildete die Vorführung des von Mach angegebenen Modells zur Erläuterung der Theorie von Con- und Dissonanz etc. (s. Zeitschrift für Mathematik und Physik von Schlömilch 1865, S. 425, sowie die populäre Schrift: Einleitung in die Helmholtz'sche Musiktheorie von Ernst Mach, Graz 1866). Dasselbe ist vom Vortragenden durch Verlängerung um eine Octave und durch die facultative Hinzufügung der Obertöne 9 bis 16 noch brauchbarer gemacht worden.

Auf besondere Anfrage wird noch hinzugefügt, dass das Modell in der vorliegenden Form vom Mechaniker Wesselhöft zu Halle a/S. billig zu beziehen ist.

Während dieses Vortrages waren die Mitglieder der pädagogischen Section in grosser Anzahl eingetreten und führten sich durch eine Ansprache des Herrn Prof. Dr. Stoy (Jena) ein. Redner führt aus, die pädagogische, wie die mathematisch-naturwissenschaftliche Section seien zwei nachgeborene Kinder der allgemeinen Versammlung der Philologen und Schulmänner Deutschlands. Sie seien weder zu gleicher Zeit, noch durch die gleichen constituirenden Personen ins Leben gerufen worden. Daraus erkläre sich, dass das Gebiet bei den Sectionen nicht scharf abgegrenzt sei. Logisch betrachtet sei die naturwissenschaftliche Section offenbar sowie die orientalische oder die germanistisch-romanistische aufzufassen als eine Section, welche Fragen der Wissenschaft behandelt. Es habe sich auf den grossen Versammlungen eine mathematisch-naturwissenschaftliche Section gebildet, bald aber auch ein pädagogisches Bedürfniss geltend gemacht, und es habe daher die mathematisch-naturwissenschaftliche Section der allgemeinen Versammlung der Schulmänner dieses zweite Element nicht eigentlich infolge eines besonderen Beschlusses, sondern vielmehr infolge eines naturgemäss sich einstellenden Bedürfnisses mit aufgenommen. Die pädagogische Section treibe etwas, woran die Mitglieder der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section in einer Menge von Fällen gleichmässig berührt würden; denn die Prinzipien, welche hier in Frage kämen, seien ja dieselben, von

Digitized by Google

denen auch die pädagogische Section getragen werde. Möchten nun Aenderungen in Bezug auf die Lehrpläne oder in Bezug auf Lehrfächer besprochen werden, so könne dies nicht anders geschehen, als nach allgemeinen Sätzen und nach Auseinandersetzung mit denjenigen, welche Vertreter der anderen Disziplinen der Schule sind.

Darum habe er mit Freuden den Gedanken eines Zusammentagens der mathematisch-naturwissenschaftlichen und der pädagogischen Section aufgegriffen, und er sei mit den Mitgliedern der pädagogischen Section gekommen, um diejenigen der mathematisch-naturwissenschaftlichen um die Erlaubniss zu bitten, an der Sitznng derselben theilnehmen zu dürfen. Es werde ihm eine ausserordentliche Freude sein, wenn bei den mancherlei Zerklüftungen, welche in den Lehrercollegien bestehen nnd bei der immer noch nicht ganz überwundenen Scheu, pädagogisch-didaktische Erörterungen allgemein anzustellen, diese gemeinschaftliche Berathung ein erster Anfang sein sollte zur Ausgleichung vorhandener Missstände und Anbahnung einer grösseren Innigkeit und Einträchtigkeit bei den Arbeiten an dem grossen Culturwerk und den Aufgaben unseres Lebens.

Von diesem Gesichtspunkte aus bitte er das Erscheinen der pädagogischen Section anzusehen; er könne versichern, dass von ihrer Seite das freundlichste Interesse für diese grosse Frage vorhanden sei.

Der Vorsitzende, Herr Realschuldirector Dr. Kiessler (Gera) bemerkt hierauf: Was den vom Herrn Schulrath Stoy zuletzt ausgesprochenen Wunsch betreffe, so dürfe er im Namen sämmtlicher Mathematiker aussprechen, dass sie gern bereit seien, mit den Collegen an dem grossen Werke gemeinsam zu arbeiten. Was das Andere betreffe, so habe er schon gestern gegen den Herrn Vorsitzenden der pädagogischen Section und andere Herren es ausgesprochen, dass die Mitglieder der pädagogischen Section hier in der mathematischen Section herzlich willkommen sein würden. Er glaube ganz im Sinne der Herren Specialcollegen zu sprechen, wenn er diese seine Worte von gestern hier wiederhole.

Zweiter Vortrag von Herrn Professor Buchbinder aus Pforta:

Ueber die synthetische Behandlung der Kegelschnitte auf Gymnasien.

Anknüpfend an die Worte des Herrn Schulrath Prof. Stoy bittet der Redner ihm als einem der Gründung der mathematischen Section nahe Stehenden zu gestatten, ganz kurz angeben zu dürfen, in welcher Weise die mathematische Section bisher thätig gewesen sei. Er bestätigt, dass die mathematische Section von vornherein nur eine Zweigsection der pädagogischen gewesen, dass es ausdrücklich ausgesprochen worden sei, man wolle mit der pädagogischen Section im Zusammenhange bleiben. Es seien deshalb auch häufig, wenn allgemein interessirende Fragen zur Besprechung gekommen seien, die Sitzungen der mathematischen Section so eingerichtet worden, dass die Zeit derselben nicht mit der der pädagogischen collidirt habe. Er sehe es als ein erfreuliches Zeichen an, dass die Herren aus der pädagogischen Section heute hierhergekommen seien; dass die Mitglieder der mathematischen Section nicht die Sitzung der pädagogischen aufgesucht, habe nur einen äusseren Grund gehabt.

Was nun die Gründung der mathematischen Section anlange, so sei dieselbe schon 1864 in Hannover von der pädagogischen abgezweigt worden, um Fragen, welche den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht betreffen, selbständig berathen zu können, mit der Massgabe jedoch, dass die Behandlung rein wissenschaftlicher Fragen auszuschliessen sei. Die Section sei auf der folgenden Versammlung 1865 in Heidelberg

Digitized by Google

nicht zu Stande gekommen; dagegen 1867 in Halle, 1868 in Würzburg und 1869 in Kiel sei die Betheiligung eine zahlreiche gewesen, und von letzterer Versammlung ab gehöre die mathematisch-naturwissenschaftliche Section zu den ständigen Sectionen der Versammlung. 1872 in Leipzig habe man sehr eingehend berathen, 1874 aber in Innsbruck sei die Section ausgefallen. Nachdem sie alsdann 1875 in Rostock, 1876 in Tübingen und 1877 in Wiesbaden mit Erfolg getagt habe, begrüsse es Redner mit Freuden, dass sie auch in Gera so zahlreiche Theilnahme finde.

Wie natürlich, habe man auf der Versammlung in Hannover die Frage nach dem Umfange des mathematischen Unterrichts auf Schulen, speciell auf Gymnasien, eingehend behandelt. Die Beschlüsse der damaligen Versammlung nähmen nur das Gebiet der Elementar-Mathematik für Gymnasien in Anspruch mit Ausschluss der analytischen Geometrie und Differentialrechnung; dieselben lauten wie folgt (S. 206 des Berichtes, Leipzig, Teubner 1865):

„In der mathematischen Section hat sich allseitig die Ueberzeugung ausgesprochen, dass der mathematische Unterricht der Gymnasien sich auf das Gebiet der niederen Mathematik zu beschränken und den auf dem Begriff des Veränderlichen beruhenden Theil der Wissenschaft (die höhere Mathematik) gänzlich auszuschliessen habe; dass ferner die Geometrie mit Einschluss der ebenen Trigonometrie und Stereometrie vorherrschend Gegenstand jenes Unterrichts sein müsse. Eine Verschiedenheit der Ansichten gab sich nur kund in Beziehung auf die Combinationslehre und den binomischen Lehrsatz, deren Aufnahme jedoch der überwiegende Theil der Versammlung für nothwendig erklärte, sowie in Bezug auf eine elementare Behandlung der Kegelschnitte, welche die grössere Hälfte der Versammlung als nothwendig, ein Theil derselben als wünschenswerth bezeichnete, während 2 Stimmen sich gegen ihre Aufnahme aussprachen."

Soviel dem Redner bekannt, seien diese Beschlüsse auf keiner der folgenden Versammlungen mit Erfolg bekämpft worden, wobei über einzelne Theile der Mathematik, welche in den jetzigen preussischen Normalplan nicht aufgenommen sind, wohl aber eine elementare Behandlung vertragen, wie Kegelschnitte und sphärische Trigonometrie, verschiedene Ansichten zu Tage getreten seien. Er wisse wohl, dass in unserer Zeit, namentlich von praktischen Gesichtspunkten aus, analytische Geometrie und Differentialrechnung für den Gymnasialunterricht als nothwendig oder wenigstens als wünschenswerth bezeichnet würden. Diesen Wünschen habe auf der Conferenz preussischer Directoren, welche im October 1873 im preussischen Cultusministerium abgehalten wurde, Director Gallenkamp lebhaften Ausdruck gegeben, indem er die Einführung beider mathematischen Disciplinen in den Lehrplan der Gymnasien für nothwendig erklärte und ihre Möglichkeit nachwies; aber derselbe sei mit diesen Vorschlägen in der Versammlung auf lebhaften Widerspruch gestossen, und auch der jetzige Geheimrath Dr. Bonitz habe es ausgesprochen, dass er meine, man solle das Lehrziel den Gymnasien nicht höher stecken, als jetzt üblich sei; so werthvoll auch die Aufnahme jener beiden Disciplinen sein würde, so besorge er doch, dass die beschränkte Zeit ein wirkliches Verständniss und ein Einleben in diese Gebiete nicht ermöglichen werde.*)

Redner spricht es aus, dass er bezüglich der beiden genannten Theile der Mathematik auf dem Standpunkte der Versammlung von Hannover stehe. Er führt alsdann in seinem Berichte über die von der mathematischen Section behandelten Fragen fort, indem

*) Vgl. die Protokolle der Conferenz, Berlin 1874, Hertz; S. 67 und 81.

Digitized by Google

er hervorhebt, dass vorzugsweise die Geometrie den Gegenstand der Verhandlungen gebildet habe, so in Halle, Kiel und namentlich in Leipzig, ferner weist er auf den gründlichen Vortrag von Professor Hauck in Tübingen hin über die Stellung der neueren Geometrie zur alten Euklidischen und über die Aufnahme der ersteren in die Realschulen. So sehr es auch Hauck in diesem Vortrage verwerfe*), einzelne Sätze aus der neueren Geometrie der Euklidischen als Anhang hinzuzufügen, wie z. B. die Sätze über harmonische Theilung, von den Transversalen, vom Aehnlichkeitspunkt etc., so halte derselbe es doch auch für nöthig, diese Sätze in das System einzustreuen und fasse seine Ausführungen am Schluss dahin zusammen**), dass es sich a) um eine Reformirung der Euklidischen im Sinne der neueren Geometrie, oder b) um die Aufnahme der neueren Geometrie als solcher in die Schulen handle; ersteres Verfahren passe für das Gymnasium, letzteres für die Realschule.

Diese Ausführungen habe in Wiesbaden Professor Günther in seinem Vortrage über die pädagogisch verwerthbaren Errungenschaften der Neuzeit, welcher sich über alle Theile der Mathematik erstreckte, namentlich aber auch die Bestrebungen berührte, den geometrischen Unterricht nach der Methode und den Ergebnissen der neueren Geometrie umzugestalten†), auf das richtige Maass zurückgeführt, indem er darauf hingewiesen habe, dass bereits in den Anfang des geometrischen Unterrichtes gewisse Begriffe aus der neueren Geometrie herüber zu nehmen seien und dass sich auf diese Weise ein modus vivendi mit der Euklidischen Geometrie herstellen lasse, welche aus vielen Gründen doch auch manches für sich habe, insbesondere seien die planimetrischen Constructions-Aufgaben älterer Ordnung doch wohl nicht von so geringem pädagogischen Werth, als ihnen Hauck zugestehen möchte.

Soviel sei gewiss, fährt Redner fort, obgleich in dieser Frage viel geschrieben worden, obgleich wir in der neuesten Zeit auch eine Anzahl geometrischer Lehrbücher erhalten hätten, welche der neueren Richtung Rechnung tragen, ein Normal-Lehrbuch der Geometrie sei noch nicht vorhanden, und so sei der Lehrer noch immer darauf angewiesen, nach seiner Individualität und nach dem jeweiligen Standpunkte seiner Schüler den geometrischen Lehrstoff sich zurechtzulegen und dabei, was von Neuem erwähnt werden müsse, passend einzufügen; dabei sei immer Gelegenheit, auf den Unterschied der alten und neuen Methode den Schülern einen Ausblick zu eröffnen.

Hierzu sei vorzüglich geeignet die Behandlung der Kegelschnitte nach der synthetischen Methode Steiner's.

Von jeher habe Redner die Ansicht gehabt, die Kegelschnitte sollten auf keinem Gymnasium fehlen; ihnen zu Liebe würde er, wenn nöthig, gern auf den einen oder anderen Theil des üblichen arithmetischen Pensums verzichten, so auf die Kettenbrüche und die höheren Reihen, wenn die Classeneinrichtung es nicht gestattete, für sie ein Semester frei zu machen; dies letztere scheine ihm überall da möglich zu sein, wo die Classen mindestens von Tertia an getheilt sind.

Redner hält die Behandlung der Kegelschnitte auf Gymnasien für nöthig zunächst wegen ihrer Anwendung in der Physik, dann aber erscheinen sie ihm vorzüglich geeignet, das geometrische Anschauungsvermögen der Schüler zu üben und die Hauptsätze der Geometrie an ihnen zu wiederholen, wodurch geistlose und ermüdende Repetitionen ver-

*) S. 91 ff. der Hoffmann'schen Zeitschrift für mathematischen u. s. w. Unterricht, Jahrgang VIII.
**) Ebenda, Jahrgang VII, S. 512. †) Jahrgang IX der Hoffmann'schen Zeitschrift, S. 84.

Digitized by Google

mieden werden; endlich weist er darauf hin, dass sie ein Gegengewicht bilden gegen die nach dem jetzigen Gebrauche gerade in Prima überwiegende Arithmetik.

Alsdann geht er zur Beantwortung der Frage nach der Art über, wie die Kegelschnitte auf dem Gymnasium zu behandeln sein werden.

Die analytische Behandlung schliesse er, wie schon vorhin bemerkt, aus; es handle sich also um eine blos geometrische Darstellung.

Da habe man denn in Hannover die Art der Alten empfohlen, und wer im Kreise der Euklidischen Geometrie bleiben wolle, möge diese benutzen, daneben sei von Director Tellkampf auf die Darstellung der Kegelschnitte als geometrische Oerter hingewiesen worden, ferner in Halle auf die Methode von Heilermann. Redner selbst habe erst privatim und alsdann seit 1870 mit Genehmigung der hohen Behörden öffentlich die Kegelschnitte gelehrt und habe sich anfangs an die Darstellung von Schlömilch in seiner Geometrie des Maasses angeschlossen, welche von der Entstehung am Kegel ausgeht; die Schwierigkeit liege nur bei der Uebertragung in die Ebene in der mangelhaften Fertigkeit im Zeichnen. In Pforta allerdings werde bis nach Prima hinauf viel gezeichnet, indem dort der Zeichenunterricht zwar nur für III^b obligatorisch, jedoch auch für die übrigen Classen öffentlich sei und rege Theilnahme finde. Zweitens erwähnt Redner den Aufsatz des anwesenden Professors Dr. Erler im 8. Jahrgang der Zeitschrift für mathematischen u. s. w. Unterricht und weist darauf hin, dass derselbe, im Allgemeinen sich an Steiner anschliessend, einen auf etwa 19—20 Stunden — vom Verfasser sofort auf 27—28 verbessert — berechneten Abriss gibt, den er für alle die empfehlen möchte, welche nur etwa $^1/_4$ Jahr für die Kegelschnitte erübrigen könnten.

Redner fährt fort, dass er, wie schon bemerkt, seit 1870 die Kegelschnitte öffentlich vortrage. Die Eintheilung der Pensa von III^a bis I^a sei so geordnet, dass das Sommerhalbjahr in I^a zur Repetition frei bleibe, und dieses Semester benutze er seit einer Anzahl von Jahren zum Vortrage der Kegelschnitte in synthetischer Form nach der elementaren Weise Steiner's, wie sie Geiser bekannt gemacht habe. Er legt das diesjährige Schulprogramm von Pforta in einer Anzahl von Exemplaren vor, dessen Abhandlung den ersten Theil dieser Behandlung in ausführlicher Darstellung enthält, und eine Anzahl Exemplare der gedruckten Uebersicht, welche die Schüler in die Hände bekommen, und bemerkt nun, dass der Unterricht nicht in der Form ertheilt wird, wie die Abhandlung zu zeigen scheint, nämlich dass der Satz gelesen und dann bewiesen wird, sondern dass die Eigenschaften der Kegelschnitte in natürlicher Weise entwickelt werden und dann jedesmal der sich ergebende Satz erst fixirt wird, dass die Zusammenstellung der Sätze den Schülern nur zur leichteren Uebersicht bei der Wiederholung dienen soll. Gleichzeitig legt er ein Exemplar der sogenannten Schemata vor, welche für die einzelnen Klassen und Semester den gesammten mathematischen Lehrstoff übersichtlich geordnet ohne Beweise enthalten und statt des Lehrbuchs benutzt werden, und bemerkt dazu, dass die Schüler sich diese Schemata vom Buchbinder mit weissem Papier durchschiessen lassen, um sofort im Unterricht die erforderlichen Notizen eintragen zu können.

Nach der Erfahrung des Vortragenden bietet die synthetische Behandlung der Kegelschnitte nach Steiner den Vortheil, dass der Zusammenhang und die Verwandtschaft der Kegelschnitte unter sich den Schülern recht klar wird, indem man fast immer bei Hyperbel und Parabel auf die entsprechenden Sätze der Ellipse hinweisen kann, dann aber auch den, dass sehr häufig aus Sätzen der Kegelschnitte gewisse Sätze der Plani-

Digitized by Google

metrie sich als blosse Folgerungen und besondere Fälle ergeben und dadurch die Schüler früher Geleintes von allgemeineren Gesichtspunkten aus aufzufassen Gelegenheit haben; der Behandlung der Alten gegenüber den Gewinn, dass die Gebilde nicht als fertige erscheinen, sondern ihre Entstehung durch stetige Bewegung klar hervortritt.

Hierauf zeigt Redner in ausführlicher Darlegung nach Aufstellung der Definitionen von Ellipse, Hyperbel und Parabel, wie die Aufgabe, den geometrischen Ort eines Punktes zu finden, welcher von einem Kreise und einem Punkte einen constanten Abstand hat, eine Ellipse oder Hyperbel ergibt, je nachdem der Punkt innerhalb oder ausserhalb des Kreises liegt, und dass dieser Ort auch die Parabel umfasst, wenn der Kreis in die Gerade übergeht, und erläutert diesen Uebergang von der Hyperbel durch die Parabel zur Ellipse näher; ferner stellt er die Haupteigenschaften der Tangenten einer Ellipse und Hyperbel in ihrer gegenseitigen Uebereinstimmung dar und die gleichmässige Erzeugung beider Curven aus ihren Tangenten, und endlich zeigt er an den Eigenschaften des Tangentendreiecks der Ellipse, besonders desjenigen, in welchem ein Brennpunkt mit dem Höhendurchschnittspunkte des Dreiecks zusammenfällt, wie sich aus den Beziehungen an der Ellipse elementare geometrische Sätze bequem als Folgerungen ergeben.

Hieran schloss sich eine längere Discussion. Herr Dr. Zelle (Berlin) bemerkt, dass die Kegelschnitte auch aus dem Grunde als Unterrichtsgegenstand nothwendig seien, damit die Geographie in den oberen Classen der Gymnasien wissenschaftlicher betrieben werden könne.

Herr Geheimer Regierungs- und Provinzial-Schulrath Dr. Schrader (Königsberg) spricht vom pädagogischen Standpunkte seinen Dank für den Vortrag aus, hält ebenfalls die Erweiterung des geometrischen Unterrichts für wünschenswerth, zu welchem Zwecke ausser der Lehre von den Kegelschnitten auch die sphärische Trigonometrie erforderlich sei. Dieselbe werde auch bereits auf den meisten Gymnasien Ost- und Westpreussens gelehrt.

Herr Dr. Westphal (Schleiz) vertheidigt die analytische Behandlung der Kegelschnitte im Gegensatze zu der synthetischen. Der Schüler müsse sich an die Benutzung des Coordinaten-Systems gewöhnen; ferner fehle zu der synthetischen Behandlung die Zeit, während die analytische nur ein Vierteljahr in Anspruch zu nehmen brauche.

Was den geographischen Unterricht betreffe, so habe er aus vielen Programmen ersehen, dass die Behandlung der Geographie auf Gymnasien nicht genüge. Besonders halte er auch Einführung in die Astronomie für ausserordentlich wichtig: Astronomie sei gewissermaassen Religionsunterricht. Die nöthigen Vorkenntnisse aus der sphärischen Trigonometrie könnten den Schülern in einer Stunde zugeführt werden durch die eine Fundamental-Aufgabe, aus den Seiten eines sphärischen Dreiecks die Winkel zu bestimmen.

Herr Geh. Regierungs- und Provinzialschul-Rath Dr. Kruse (Danzig) weist darauf hin, dass an vielen Gymnasien die Kegelschnitte bereits Gegenstand des Unterrichts seien, bisweilen nur unter anderem Namen wie: „Anwendung der Arithmetik in der Geometrie“. Die Behandlung der Kegelschnitte sei gern gestattet, wie auch die der sphärischen Trigonometrie, es komme nur darauf an, dass der Lehrer den Stoff beherrsche und das vorhandene Schülermaterial nicht mangelhaft sei. Er wirft die Frage auf, ob es nicht zweckmässig sei, von den Kettenbrüchen etwas abzusehen, sowie den drei Jahre lang andauernden, von Quarta bis Obertertia betriebenen Unterricht in der Buchstabenrechnung zu beschränken.

Herr Professor Dr. Erler (Züllichau) spricht zuerst seine Freude über die liberale Auffassung der gesetzlichen Bestimmungen seitens der Herren Provinzial-Schulräthe aus,

Digitized by Google

sowol betreffs der sphärischen Trigonometrie, die er in 10—12 Stunden zu absolviren pflege, als auch der Kegelschnitte, auf die er allerdings geringere Zeit (20—24 Stunden) verwende, als Professor Buchbinder. Er glaube nämlich nicht, ein volles Semester in Prima dafür in Anspruch nehmen zu dürfen, weil er daselbst die Lösung einer anderen Aufgabe für die besondere Pflicht des Mathematikers halte. Die Mathematik gewähre nämlich die Möglichkeit, wie keine andere Wissenschaft des Gymnasialunterrichts, an ihrem kunstvollen und festgeschlossenen Aufbau das Wesen einer Wissenschaft, die Systematik, zu zeigen. Eine Ahnung davon habe ja der gesammte mathematische Unterricht dem Schüler bereits geben müssen; es komme aber nun darauf an, nachdem der Bau aufgeführt sei, auch einen Ueberblick über das Ganze, einen Einblick in seine schöne systematische Form zu geben. Daher verwende er 6—8 Wochen am Schlusse des Sommersemesters zu einem Ueberblick (nicht etwa zu einer Repetition für das Abiturientenexamen) über die gesammte Arithmetik und Algebra, und ebensoviel im Wintersemester zu einem über die gesammte Geometrie, und daher bleibe ihm weniger Zeit übrig.

Wegen vorgerückter Zeit wurde die Discussion abgebrochen und die Fortsetzung derselben auf die folgende Sitzung verschoben.

Ausgestellt waren eine Reihe sehr instructiver Anschauungsmittel für den Unterricht in der Mathematik und Physik von den Herren Dr. Paul und Dr. Philipp Weinmeister (Leipzig), sowie für Astronomie von Herrn Kaufmann Remy (Gera).

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 2. October, Morgens 8 Uhr.

Dieselbe wurde ebenfalls in der Aula der Realschule I. O. abgehalten. Es wurde die am vorhergehenden Tage angefangene Debatte fortgeführt, und es erhielt sogleich Herr Prof. Dr. Erler das Wort zur Fortsetzung seiner Erörterungen.

Redner erklärt sich gegen die analytische Behandlung der Kegelschnitte auf dem Gymnasium. Er habe sie vor ca. 12 Jahren einige Male versucht, auch einen kleinen Leitfaden dazu geschrieben, aber er sei mit dem Erfolge wenig zufrieden gewesen. Wenn Du Bois-Reymond sich für die analytische Geometrie erklärt habe, damit der Physiker und Mediciner ein Verständniss für die Curven habe, welche auf Grund der Coordinaten die Veränderungen physikalischer Erscheinungen darstellten, so bedürfe es, um diese zu begreifen, wirklich keiner analytischen Geometrie; das Verständniss dieser steigenden und fallenden Curven könne mit leichtester Mühe erreicht werden. Zu einer erfolgreichen analytischen Behandlung der Kegelschnitte bedürfe es einer umfangreicheren Zeit, als das Gymnasium zugestehen könne, da ihr nothwendig die analytische Behandlung der Geraden und des Kreises vorangehen müsse. Zudem beschäftige man sich hierbei mit einem Zweige der höheren Mathematik, der ganz und gar auf dem Begriffe des Veränderlichen beruhe. Er sei aber völlig mit dem früher von der mathematischen Section in Hannover gefassten Beschlusse einverstanden, dass die Theile der Wissenschaft, die es wesentlich mit dem Veränderlichen zu thun hätten, von der Elementar-Mathematik der Gymnasien auszuschliessen seien.

Wenn am vorigen Tage der Wegfall der Kettenbrüche gewünscht worden sei, so lege auch er keinen besonderen Werth auf dieselben; er betrachte sie als ein interessantes

Digitized by Google

Spiel für den Schüler, das dem Primaner wohl zu gönnen sei. In der Woche der schriftlichen Abiturientenarbeiten unterbreche er den laufenden Unterricht und nehme in jedem der 4 Semester ein kleines abgeschlossenes Gebiet durch; ein solches bilden in einem derselben die Kettenbrüche, auf welche er also im Laufe zweier Jahre nur 3 Stunden verwende und hierin bis zur Verwandlung der Quadratwurzel in einen periodischen Kettenbruch komme. Es errege gerade dies ein lebhaftes Interesse, und den geringen Zeitaufwand glaube er sich wohl gestatten zu können.

Herr Oberlehrer Dr. Weinmeister (Leipzig) plaidirt für Beibehaltung des „Veränderlichen" auf höheren Schulen, da der Begriff desselben schon bei der Definition der Ellipse hervortrete. Dafür will er lieber die cubischen und biquadratischen Gleichungen möglichst beschränkt wissen. Was die Behandlung der Kegelschnitte betreffe, so möchte er sich nicht für eine Unterrichts-Methode entscheiden, da jede derselben ihre Vortheile und Nachtheile besitze. Die äusseren Schwierigkeiten für die Schüler, Kegelschnitte auf dem Papier wirklich darzustellen, beseitige er durch Anwendung von Pappschablonen.

Herr Realschullehrer Schubring (Erfurt) wünscht die Beibehaltung des „Veränderlichen" im besonderen Hinblick auf die Unentbehrlichkeit dieses Begriffs in der Physik.

Herr Professor Buchbinder spricht seine Freude darüber aus, dass Alle sich so einmüthig für die Behandlung der Kegelschnitte an Gymnasien ausgesprochen haben; für diese Anstalten möchte er übrigens an der synthetischen Behandlung festgehalten wissen, während auf der Realschule die Zeit und die längere Uebung im Zeichnen eine mehrseitige Betrachtung des Gegenstandes gestatte.

Sphärische Trigonometrie und den Begriff des „Veränderlichen" könne man ebenfalls nicht ganz auf dem Gymnasium entbehren. Der erstere von beiden Gegenständen könne ja unter dem Namen „mathematische Geographie" behandelt werden oder als Theil der Physik. Auf den Begriff des „Veränderlichen" weise schon die Behandlung der goniometrischen Functionen hin, wie auch die Auflösung von Gleichungen, insofern man dieselben als algebraische Functionen auffassen könne.

Als Ergebniss der Discussion wurde folgende Resolution einstimmig angenommen:

„Die mathematisch-naturwissenschaftliche Section ist der Ansicht, dass die Lehre von den Kegelschnitten auch auf Gymnasien und zwar in synthetischer Behandlung aufzunehmen sei — eine Methode, welche auch auf den Realschulen mehr als bisher Berücksichtigung verdient."

Dritter Vortrag von Herrn Prof. Dr. Erler:

Ein propädeutischer Unterricht in der Geometrie ist nothwendig.

Den stolzen Namen, den die Mathematik von den Griechen erhalten habe, als ob sie allein eine Wissenschaft sei, habe der Lehrer den Schülern zu rechtfertigen dadurch, dass er das System der Mathematik vor ihnen und mit ihnen auf der festen Grundlage unmittelbar klarer und allgemein anerkannter Axiome durch bindende Schlüsse in strenger Folge, natürlich unter pädagogischer Berücksichtigung des geistigen Standpunktes des Schülers, aufbaue. Stoff und Behandlung seien dem Schüler an sich gleich unbekannt, daher der Anfang des mathematischen Unterrichts von ganz besonderer Schwierigkeit und doch auch von ausserordentlicher Wichtigkeit, wenn nicht der ganze Bau dem Einsturz verfallen oder der Schüler dem Kampfe mit den schwierigen Anforderungen an sein Ver-

Digitized by Google

ständniss unterliegen solle. Denn dem Mathematiker sei es nicht gestattet, wie den Lehrern der anderen Wissenschaften, den Stoff in concentrischen Kreisen je nach der geistigen Befähigung seiner Schüler allmählich zu erweitern; der Aufbau müsse vielmehr in ununterbrochener Folge geschehen. Um nun dem Schüler diese Schwierigkeit möglichst zu erleichtern, ohne den eigentlichen Zweck zu gefährden, sei ein propädeutischer Unterricht in der Geometrie nothwendig, der dem systematischen Unterrichte vorausgehe. In demselben habe er, der Redner, dreierlei Zwecke verfolgt: erstens den Schüler mit den geometrischen Hauptbegriffen, nicht nach scharfen Definitionen, sondern auf anschaulichem Wege, bekannt und vertraut zu machen, dann auch einfache, feste Schlüsse zur logischen Beweisführung anzudeuten, endlich die Benutzung des mathematischen Handwerkzeugs: Zirkel, Lineal, rechtwinkliges Dreieck, zu üben. Er sei von dem Würfel ausgegangen, habe an ihm die Raumbeziehungen: rechts und links, oben und unten, vorn und hinten, in ihren Zusammenstellungen, die Begriffe der senkrechten, parallelen Lage von Ebenen und Geraden, des Quadrats, des rechten Winkels anschaulich gemacht, zur logischen Uebung die Ableitung der Anzahl der Ecken aus derjenigen der Flächen u. a. verlangt, rechte Winkel, Quadrate, parallele Linien zeichnen lassen. In ähnlicher Weise seien dann an andern Körpern die anderen geometrischen Begriffe vorgeführt, die Zeichnung einfacher Figuren gelehrt und verlangt, einfache Schlüsse gezogen worden. In einem zweiten Cursus sei er umgekehrt vom Punkte zur Linie u. s. w. vorgegangen, habe die Bezeichnung der Winkel, die Begriffe Nebenwinkel, Scheitelwinkel, Gegenwinkel u. s. w. geübt, complicirtere Figuren zeichnen, das Quadrat, Rechteck, reguläre Vieleck zerlegen lassen, um an ihnen die verschiedenen Begriffe zu wiederholen u. s. w. Die Zeichnungen seien nun nach bestimmten Maassangaben mittelst eines kleinen Maassstabes ausgeführt, die Winkel ohne Transporteur aus Radius und Sehne gezeichnet worden u. s. w. — So vorbereitet sei der Schüler, der unterdessen ein Jahr älter und daher für den systematischen Unterricht befähigter geworden sei, in Tertia an die eigentliche systematische Geometrie herangetreten und habe diesem Unterrichte ohne grössere Schwierigkeit folgen können. Doch müsse er rathen, auch hier recht langsam vorzuschreiten.

Herr Dr. Westphal (Schleiz) betreibt den propädeutischen Unterricht in der Geometrie auf ähnliche Weise, indem er z. B. ausrechnen lässt, in wie viel Punkten sich 2, 3, 4, 5 gerade Linien schneiden können; er demonstrirt die Methode seines Unterrichts an einem Papier-Modell, mit Hilfe dessen er die Sätze vom gleichschenkligen Dreiecke anschaulich macht.

Herr Professor Buchbinder erklärt seine volle Zustimmung zu den Vorschlägen des Herrn Professor Dr. Erler, da der Mangel eines solchen propädeutischen Unterrichts nach seiner Erfahrung bei Beginn des mathematischen Unterrichts deutlich hervortrete.

Herr Oberlehrer Dr. Richter (Wandsbeck) erkennt zwar die Nothwendigkeit eines propädeutischen Unterrichts an, will denselben jedoch beschränkt wissen, damit nicht dem wissenschaftlichen Theile zu viel Zeit entzogen werde.

Herr Oberlehrer Dr. Weinmeister (Leipzig) empfiehlt aus ähnlichen Gründen die Verbindung dieses Vorbereitungsunterrichts mit dem Zeichenunterricht, besonders weil dadurch der wissenschaftliche Theil der Mathematik von dem propädeutischen mehr auch äusserlich geschieden werden.

Herr Prof. Dr. Zimmer (Gera) macht gegen den propädeutischen Unterricht

Digitized by Google

geltend, dass dadurch leicht bei den Schülern die Ansicht aufkomme, als sei ihnen durch die blosse Anschauung der wissenschaftliche Beweis geliefert.

Zum Schluss erbittet sich Herr Prof. Dr. Erler nochmals das Wort. Er freue sich, dass auch in dieser Versammlung die Punkte, welche von den Gegnern des propädeutischen Unterrichts aufgestellt würden, zur Sprache gekommen seien. Er erkläre sich entschieden dagegen, dass der propädeutische Unterricht mit dem systematischen verschmolzen werde, dass ein unmerklicher Uebergang aus dem einen in den andern stattfinde. Dies geschehe nur auf Kosten der Gründlichkeit; der Schüler müsse wissen, dass der systematische einen ganz anderen Charakter trage. Er billige Veranschaulichungen; doch warne er, durch das Streben nach äusserer Anschaulichkeit dem Schüler die innere Nothwendigkeit der Schlussfolgerungen zu verhüllen. Daher erkläre er sich auch durchaus gegen die Aufnahme des eigentlichen geometrischen Stoffes in den propädeutischen Unterricht. Aber ebenso sei er dem entgegen, dass der letztere sich bloss mit dem Zeichnen beschäftige. Auch die Körper müssten zur Anschauung und Behandlung kommen, damit der Schüler, ehe er in Prima den stereometrischen Unterricht beginne, wisse, was die Wissenschaft unter einem Prisma, Cylinder, Kegel u. s. w. verstehe, und der Lehrer diese Worte z. B. im physikalischen Unterrichte brauchen könne, ohne Missverständniss befürchten zu dürfen.

Herr Professor Dr. Zimmer erklärt, mit einer derartigen Propädeutik, wie sie soeben von Herrn Prof. Dr. Erler dargelegt worden sei, sich mehr befreunden zu können.

Schliesslich gelangt folgende These zur Annahme:

„In der Geometrie ist ein besonderer propädeutischer Unterricht nöthig, welcher jedoch dem Inhalte des systematischen Lehrganges nicht vorgreifen darf."

Hierauf gab Herr Realschullehrer Schubring eine kurze Notiz über die Behandlung der Division zweier Brüche und schloss daran den Antrag:

„Es ist darauf hinzuwirken, dass der Gebrauch des Doppelpunktes als Divisionszeichen (:) in der Bedeutung „**in**" (Divisor : Dividendus) auch aus dem Elementarunterrichte verschwinde."

Zuletzt erhob sich auf den Vorschlag des Vorsitzenden die Versammlung von den Plätzen zum Zeichen des Dankes gegen Herrn Prof. Dr. Liebe (Gera) — welcher die vorbereitende Geschäftsführung für die mathematisch-naturwissenschaftliche Section übernommen habe, aber verhindert worden sei, an ihren Sitzungen theilzunehmen — sowie gegen die Herren, welche durch ihre werthvollen Vorträge nicht nur den Mitgliedern der Section einen hohen Genuss bereitet, sondern auch unleugbar dazu beigetragen haben, dass die Behandlung der von der Section vertretenen Disciplinen und die Erfüllung der hohen gemeinschaftlichen Aufgabe derselben gefördert werde. Nachdem sich sodann die Versammlung auf den Vorschlag des Herrn Prof. Buchbinder auch zu Ehren des Vorsitzenden, des Herrn Realschuldirectors Dr. Kiessler, erhoben hatte, erfolgte der Schluss der Sectionssitzungen.

Gewissermaassen eine Fortsetzung derselben bildete die Besichtigung einiger neuer äusserst instructiver physikalischer Apparate, welche Herr Prof. Dr. Schäffer (Jena) bei dem gemeinschaftlichen Ausfluge nach Jena in zuvorkommendster Weise den noch gegenwärtigen Mitgliedern der Section vorführte.

UNIV. C
JAN 13 1913
Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03092 7225

Digitized by Google